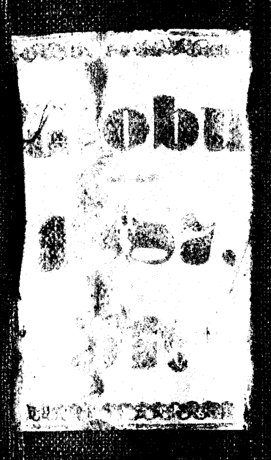
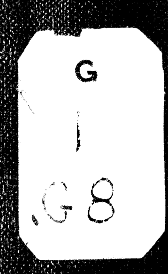
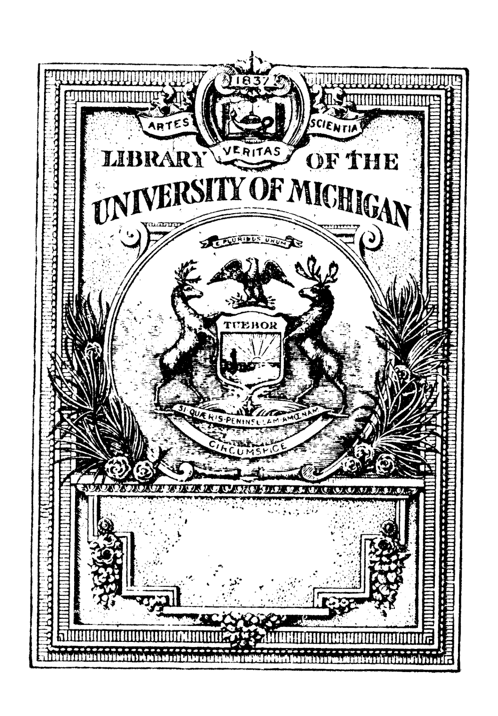








Globus.

LI. Band.



Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1887.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Mitarbeiter.

Todesfälle und Nekrologe.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Illustrationen.

Europa.

Österreich.

Frankreich.

Asien.

Philippinen.

(A. Marche's Reise.)

Mongolei und Tibet.

(Prshewalski's dritte Reise.)

Transkaspisches Gebiet.

Tunesien.

Westafrika.

Inneres.

Madagascar.

Polargebiete.

Nordenskiöld's Reise in Grönland.

Karten und Pläne.





Band LI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

X.[1]

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von H. Saladin.)

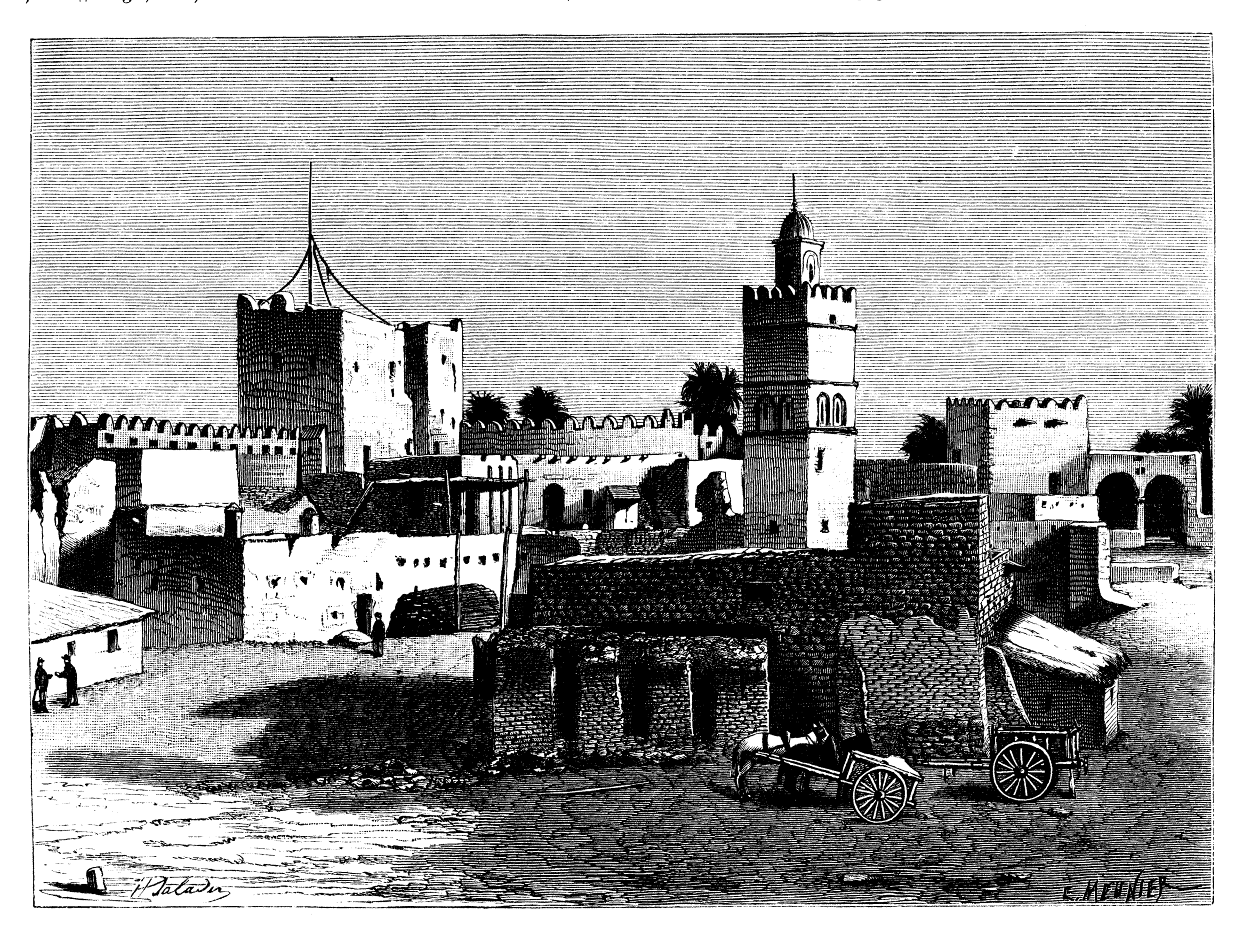
Der tunesische Dscherid („Palmenland“) umfaßt Kafsa (Gafsa), Tamerza, Midas, Schebika, Nefzaua und die Umgebung von Tozer, welche vorzugsweise Dscherid genannt wird und die vier Oasen von Nefta, Tozer, el-Udian und el-Hamma begreift.

el-Hamma liegt im Norden der Schotts auf dem Nordabhange des Drah, jenes ganz niedrigen Rückens, welcher den Schott Dscherid vom Schott Gharsa trennt. Die übrigen Oasen, Tozer, Nefta, el-Udian, liegen südlich vom Drah; sie sind sehr fruchtbar und enthalten in ihren Gärten außer den leicht zu ziehenden Dattelpalmen auch zahlreiche Oelbäume, Weinstöcke, Orangen-, Pflaumen-, Aprikosen- und Granatbäume, ja selbst Flachs. Leider rückt die umgebende Sandwüste mehr und mehr gegen die Oasen vor und strebt sie zu bedecken, was namentlich in el-Udian der Fall ist, während die Wasseradern langsam versiegen. In neuerer Zeit sind es nicht mehr politische Umwälzungen und feindliche Einfälle, wie im Mittelalter, welche die Blüthe dieser Landschaft beeinträchtigen, sondern die unsägliche Geißel orientalischer Mißwirthschaft; dazu kam in dem Jahrzehnt 1835 bis 1845 ein anderer Umstand, welcher manchen Ortschaften und besonders Nefta einen ganz eigenthümlichen Charakter und Aussehen verliehen hat: das Ueberwuchern religiöser Orden. Fromme Fanatiker, deren Bestrebungen oder Predigten sie zwangen, Algerien vor der französischen Besitznahme zu verlassen, konnten keine bessere Zufluchtsstätte finden, als in dem nahen und fruchtbaren tunesischen Dscherid, von wo aus es leicht war, Umtriebe in Algerien anzuzetteln. So kommt es, daß in den 108 Zauias oder Moscheen der Oasen über 1500 Leute leben, welche unter französischem Protektorate in Frieden alle jene Lehren in sich aufnehmen, die einige Kilometer weiter westlich proscribirt sind. Sie haben sich meist auf unredliche Weise in den Besitz der reichsten Gebiete gesetzt und große Vermögen auf Kosten der früheren Besitzer angesammelt; neben ihnen giebt es fast nur bettelarme Leute. Gegen eine bestimmte Rente haben sie ihre Besitzungen als „abbus“ (Eigenthum der Geistlichkeit) erklären lassen und sie dadurch von jeder Steuerlast befreit; aber der Ukil (Verwalter) hütet sich wohl, Geld für die Unterhaltung der Gärten auszugeben, sondern nutzt dieselben so lange, als es nur angeht, aus, bis sie anfangen, nicht mehr zu tragen. Von diesem Tage an wird auch die Rente einbehalten, der Besitzer ist verarmt, der Garten verwüstet, aber der Ukil hat Zeit gehabt, sich ein Vermögen zu machen. So kommt es, daß der Sand mehr und mehr die Oberhand über das fruchtbare Land gewinnt, daß von 7724 Einwohnern von Tozer nur 273 noch Gärten besitzen.

Kafsa oder Gafsa, wo wir unsere Reisenden verlassen hatten, ist eine der ältesten Städte dieses Theiles von Afrika, wie die Sage darthut, welche ihre Gründung dem libyschen Herkules zuschreibt. Erst Karthago unterthan,

[1] Fortsetzung von Seite 279 des 49. Bandes des „Globus“.

dann Massinissa, von Marius durch List erobert und von Grund aus zerstört, blühte sie unter den Kaisern wieder auf, wurde unter Hadrian oder kurz vorher Municipium und unter Justinian eine der beiden Häuptstädte Byzaciums. Bis in das Mittelalter hinein rettete sie Spuren des alten Glanzes in Gestalt von Marmorsäulengängen und Mauern; beides ist heute verschwunden bis auf einen Theil der Säulen, welcher bei der Erbauung der Moschee Verwendung gefunden hat. Aus dem Alterthume steht nur ein einziges Denkmal noch aufrecht, eine Arkade, unter welcher sich noch heute der Verkehr hindurch bewegt, und die vielleicht einst zu einem Theater oder Amphitheater von großartigen Verhältnissen gehört hat. Alle anderen antiken Bauwerke sind zerstört und ihre Bestandtheile zur Ausbesserung alter Mauern, wie z. B. derjenigen der dort erhaltenen Piscinen, oder zur Errichtung der großen Moschee und der Kasbah verwendet worden. Letztere gehört zu den schönsten in der ganzen Regentschaft und besteht ganz aus römischen Werksteinen, von denen einzelne noch Theile von Inschriften, deren Lettern meist auf dem Kopfe stehen, tragen. Auch Bruchstücke von Bildhauerwerken und Architekturstücke sind in die Wände eingemauert und ragen aus denselben hervor. Einer arabischen Inschrift über dem Thore zufolge war der Erbauer der Burg der Hafside Abu Abdallah Mohammed, dessen Dynastie 1228 bis 1574 in Tunis geherrscht hat; bei einer Expedition gegen die Araber im Inneren des



Die Kasbah (Burg) von Kaffa.

Landes kam er im Jahre 1434 bis Kaffa und ließ damals die noch heute vorhandene Festung wieder herstellen oder neu aufbauen.

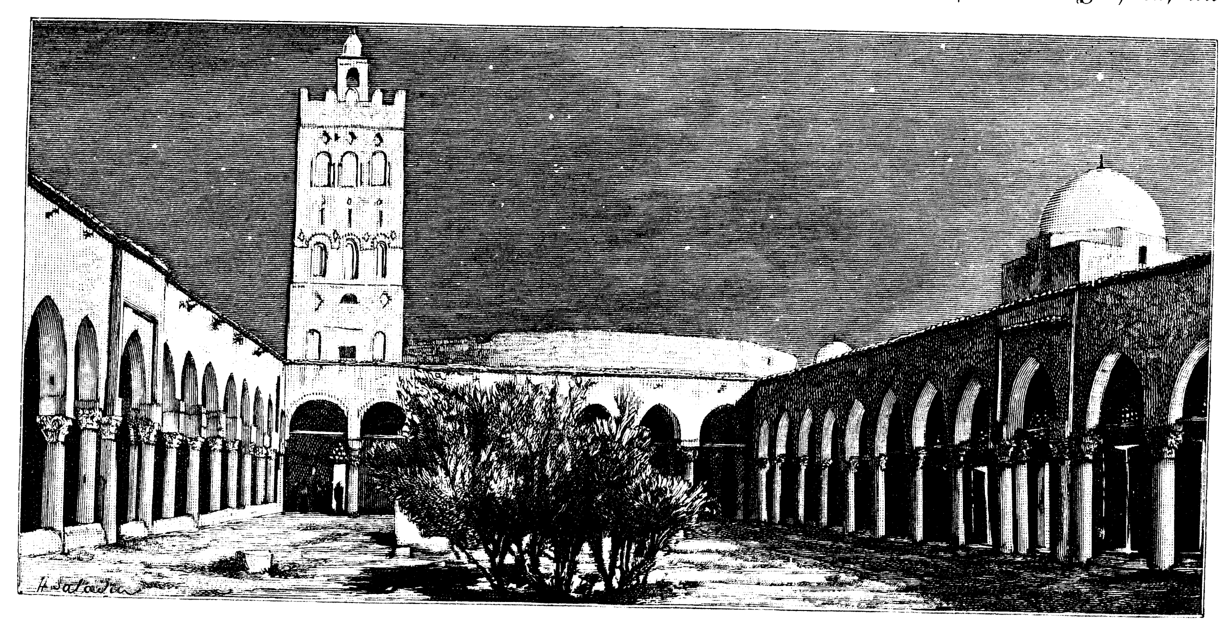
Die große Moschee ist nach demselben Plane erbaut, wie diejenigen von Kairuan und Mahedia und die Dschama Zituna in Tunis; sie besteht aus 19 parallelen Schiffen von je fünf Arkaden, deren mittelstes breiter als die anderen ist. Die Bogen des mittelsten werden von je zwei Säulen, die der anderen Schiffe nur von je einer getragen. Vor der Moschee liegt ein Hof, dessen Säulenhallen 19 Arkaden auf der Langseite und sieben auf der schmalen zählen; der Hof selbst ist 21 Schritte breit und 59 lang. Die Säulen und ein großer Theil der Kapitäle sind antik, der Bau selbst sehr roh ausgeführt, das an der Nordostecke sich erhebende Minaret schwerfällig und ohne Kraft; es ist ein verputzter Ziegelbau.

Das interessanteste Bauwerk der Stadt sind jedoch die beiden antiken Piscinen oder Badebassins im Palaste des Bey und bei der Citadelle, welche durch warme, schwach mineralhaltige Quellen von 31 bis 32° C. gespeist werden; über dieselben hat der „Globus“ schon früher (Bd. 29, S. 129 bis 131, mit Abbildung) nach Rebatel und Tirant berichtet, so daß wir hier auf eine Wiederholung verzichten.

Etwa 75 km südwestlich von Kaffa liegt die Oase Tozer, welche, wie unseren Reisenden bekannt war, von französischen Truppen besetzt war. Da sich außerdem halbwegs zwischen beiden Orten ein kleines Detachement zur Erbauung eines Karawanserais aufhielt, so beschlossen sie, diese gute Gelegenheit, ein Stück wirklicher Wüste, die Schotts und jene Oase zu sehen, zu benutzen, und machten sich nach einem zweitägigen Aufenthalte in Kaffa mit geringem Gepäck auf den Weg. Sobald sie die üppigen Gärten der Oase hinter

sich hatten, betraten sie eine unermeßliche Ebene; zur Rechten erheben sich kleine röthliche Berge, die den Dschebel Teldsch bilden, zur Linken am Horizonte einige durch niedrigere Hügel verbundene Gipfel und vor ihnen dehnt sich, so weit das Auge reicht, der gelbliche Sand aus, den die Morgensonne mit ihrem Scheine übergießt. Als gegen Mittag die Hitze drückend wurde, lagerten sich die Reisenden im dürftigen Schatten eines Tamarindengebüsches und stärkten sich an einem Hasenpfeffer, in dessen Bereitung ihr Koch Mohammed Meister war, während die Kameele ihren Marsch fortsetzten. Dann ging es weiter durch ein Gebiet von Sanddünen, zwischen denen von den winterlichen Ueberschwemmungen her weiße Efflorescenzen von Magnesiasalzen und zahlreiche Gypskrystalle sich fanden. Am zitternden Horizonte begannen sich Luftspiegelungen zu zeigen. Dann ritt man mehrere Stunden lang zwischen kleinen Hügeln lockerer Erde hin, die von zahlreichen Oeffnungen durchsetzt waren; in denselben verschwanden, sobald man sich näherte, Gerboas, ratten- oder mehr noch murmelthierähnliche Geschöpfe mit dichtem, hellgrauem Pelze und einem gekrümmten und in einen Busch endigenden Schwanze. Die Araber essen dieselben und auch manche französische Soldaten haben ein Ragout davon nicht verschmäht. Aber alle Versuche der Reisenden, auf den Wunsch ihres Kochs hin eines zu erlegen, scheiterten an der Hurtigkeit, mit welcher das Wild in seinen Löchern verschwand.

Endlich erschien in der Ferne das im Bau begriffene Karawanserai Kurbata, an welchem einige Soldaten beschäftigt waren; der sie befehligende Officier war über die Ankunft der Fremden, welche seine tödtliche Langeweile so angenehm unterbrachen, hoch erfreut und hielt sie bis tief in die Nacht hinein im Gespräche fest. Kurbata, bei welchem das spärliche, brackige Wasser des Wed Baïesch vorbeifließt, ist für gewöhnlich wegen der dort häufig vorkommenden Schlangen und Skorpione berüchtigt. Von ersteren sahen die Reisenden gleich bei ihrer Ankunft ein Prachtexemplar, das die Soldaten gefangen hatten; eine riesige Wassernatter, deren Haut auf ein Brett gespannt war und in der Sonne trocknete, während der in Stücke geschnittene Leib nebst anderen sonderbaren Zuthaten, wie



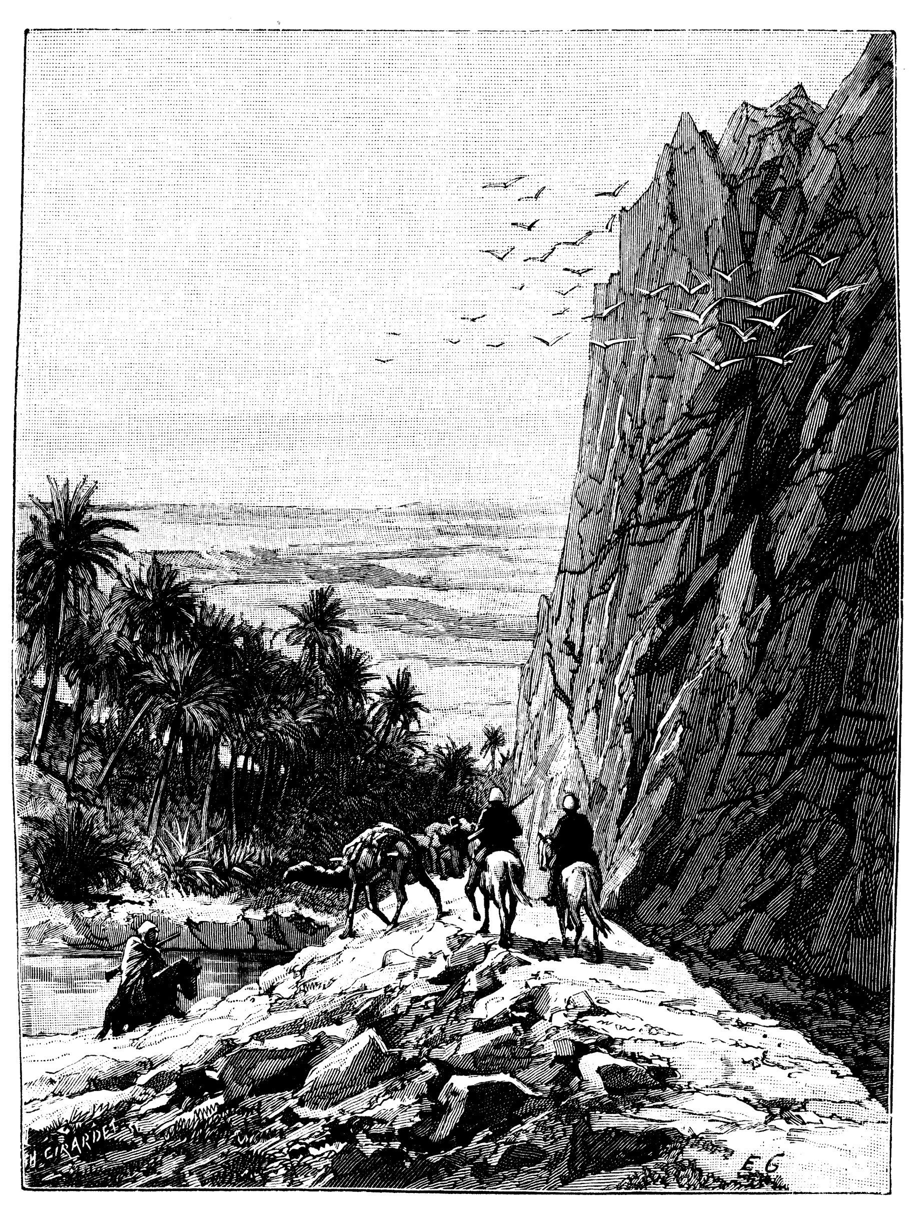
Innerer Hof der großen Moschee von Kafsa.

sie das Mahl des Soldaten im Felde bilden, auf einem leisen Feuer schmorten. Der Erfinder dieses neuen Gerichtes lud die Reisenden freundlich ein, zu kosten, aber keiner von beiden hatte den Muth, der Aufforderung Folge zu leisten. Von den Skorpionen aber war nichts zu sehen, was der Koch Mohammed einem Steine aus den Ruinen des Amphitheaters von el-Dschem, den er mit sich führte, zuschrieb. Der Glaube, daß Steine von jenem Orte Skorpione und sonstige schädliche Thiere verscheuchen, ist in ganz Tunesien verbreitet und findet sich auch in anderen arabischen Ländern wieder, z. B. in Kairo, wo Steinen aus einer bestimmten Moschee die Gabe beigelegt wird, Fliegen, Skorpione und Ratten zu vertreiben. Jenen Stein hat Mohammed während der ganzen sechsmonatlichen Reise in der Regentschaft geduldig mit herumgeschleppt und zuletzt als Schutzmittel über seiner Thür in Tunis aufgehängt.

Der Weg, welchem die Reisenden bis Kurbata folgten, war ein arabischer Pfad, der neben einer Römerstraße herlief, wie die antiken Meilensteine, welche rechts von der Route lagen, bewiesen. Es war das der Weg von Capsa nach den Oasen des Südens, welcher zugleich militärische und commercielle Bedeutung hatte; er verband die äußersten besetzten Posten mit dem Hauptquartier des Landes und sicherte die Verbindung zwischen dem colonisirten Theile des Gebietes und den kaum bekannten Gegenden des Inneren.

Am folgenden Morgen brachen sie mit Sonnenaufgang auf, da sie bis zum Abend mehr als 50 km zurückzulegen hatten, und das bei großer Hitze über eine einförmig gelbe, kahle Ebene, auf welcher nur ab und zu eine bis 2 m hohe Graminee, von den Eingeborenen Driß genannt, wächst, deren lange Blätter von den Kameelen gerne gefressen werden. Die einzige Abwechselung bestand darin, daß sie gegen Mittag einer großen Anzahl Kameele von jeglicher Größe begegneten, die mit Datteln beladen nach Kafsa zogen; die Thiere gingen in einer Linie neben einander und nahmen einen beträchtlichen Raum ein, während die Treiber zu Fuß hinterdrein folgten und ihren Schritt nach der Geschwindigkeit der Thiere richteten. Nur ab und zu stieß einer von ihnen, um sein Thier anzutreiben, einen rauhen Schrei aus, der sich wie ein Echo durch die ganze Linie

der Leute fortpflanzte. Gegen 5 Uhr Nachmittags zeigte sich endlich am Horizonte ein langer, dunkelgrüner Fleck, der sich scharf von dem hellen Grau der Wüste abhob; mit Freuden begrüßten ihn die von der Sonnenhitze und der Ausstrahlung des Erdbodens ermatteten Reisenden. Bald gelangten sie auch in bewegteres Terrain mit festerem Boden; die Palmen wurden in ihren Einzelheiten sichtbar, und nun zog sich der Weg um einen senkrecht abfallenden Hügel, dessen steile, schieferfarbige Felsen die Strahlen der sinkenden Sonne zurück warfen; davor ein schmaler Wasserlauf mit steilen Rändern, zur Rechten eine Kubba (Grabmal), weiterhin der Fluß, die ersten Palmenpflanzungen und Gärten der Oase el-Hamma. In denselben standen kleine Wachthäuser für die mit alten Flinten bewaffneten Wächter. Der malerische Anblick veranlaßte die Reiter zu einem kurzen Halte; über ihnen der dunkelblaue, vom letzten Tageslichte

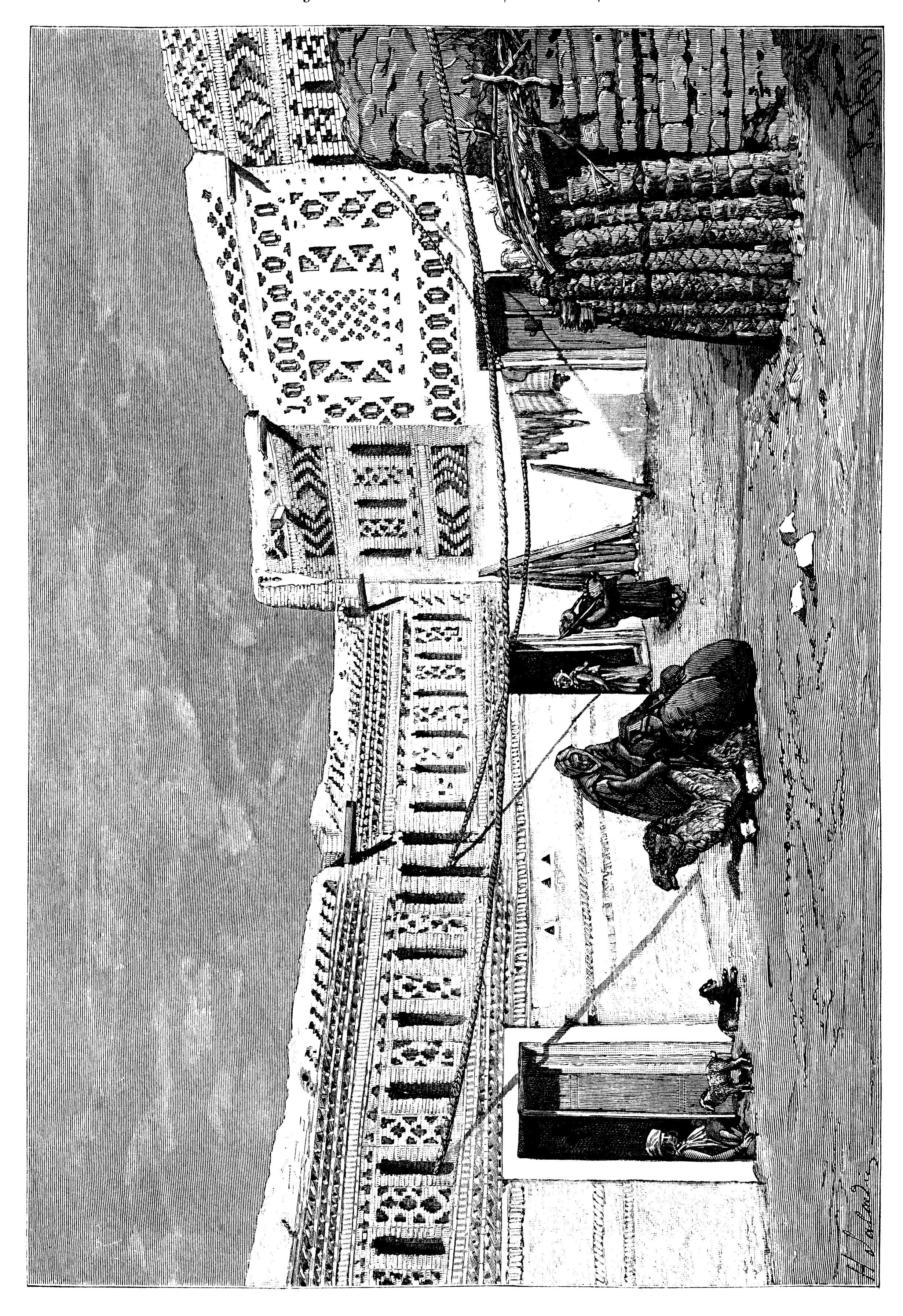


Ankunft in der Oase el-Hamma.

erleuchtete Himmel und Taubenschwärme, die mit lautem Geräusche zwischen den Gärten und den Hügeln hinflogen.

Dann kamen sie bei den antiken, aber sehr verfallenen Piscinen vorbei, deren schwach lauwarmes, schwefelhaltiges Wasser dem Orte seinen Namen gegeben hat. Eine Hütte aus Palmstämmen schützt das für die Frauen bestimmte Becken vor zudringlichen Blicken, während das Männerbad vollkommen unbeschützt daliegt.

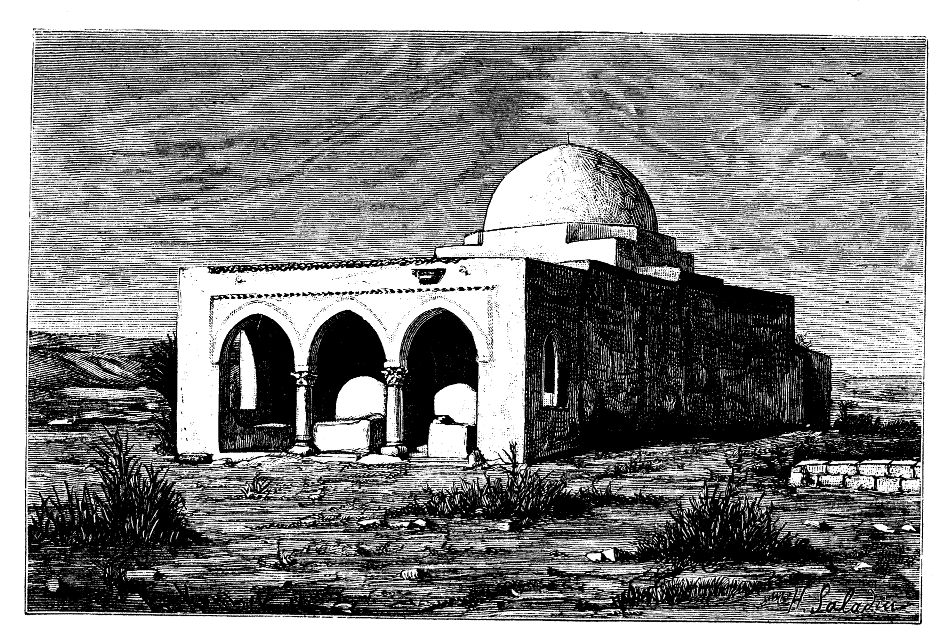
Die Oase el-Hamma umfaßt in den drei Dörfern Nemlat, Mahareb und el-Areg etwa 1000, ausschließlich arabische Bewohner und etwa 300 ha bebauten Landes, fast nur Palmengärten, deren 48 130 Bäume fast 2 000 000 kg Datteln hervorbringen, darunter 15 000 kg Früchte von erster Qualität. Sonst beschäftigen sich die Bewohner etwas mit dem Weben von Burnussen, welche sie auf die Märkte von Tozer oder Degasch (auf der Karte des französischen Generalstabes Deguèche) bringen oder an die Nomaden verkaufen, welche sich in el-Hamma mit Datteln zu versehen pflegen.



Hof eines Hauses in der Oase el-Hamma.

Was besonders in el-Hamma auffällt, sind die Façaden der Häuser und ihre wunderbare Verzierung, durch welche sie von den einförmigen und nichtssagenden Häusern fast aller Städte der Regentschaft abstechen. Sie sind aus kleinen, in der Sonne getrockneten Ziegeln von 3 cm Dicke, 61 cm Breite und 22 cm Länge erbaut und weisen regelrechte Muster auf, welche dadurch entstehen, daß die Ziegel in symmetrischer Anordnung vorspringen oder vertieft sind. Die Muster sind einfach und ähnlich wie die geometrischen Verzierungen auf den Halfadecken, die man in ganz Tunesien flechtet, und dabei ist die Wirkung, welche man mit so einfachen Mitteln erzielt, eine ganz erstaunliche. Unter dem afrikanischen Himmel, in der hellen Sonne machen sich diese Dreiecke, Zickzacke, Quadrate und Rauten zwischen langen, platten Linien und unterbrochen von schießschartenartigen Oeffnungen ganz vortrefflich. In el-Hamma giebt es drei Zauias, wo etwa 40 Kinder im Lesen des Korans unterrichtet werden. Wie überall in den Oasen gehören die Bewohner geheimen Gesellschaften oder religiösen Orden, hier besonders den Rahmania, Chadria und Tabaïa an.

Nach einer wohlverdienten Ruhe begaben sich Cagnat und Saladin am nächsten Morgen auf der anfangs viel gewundenen, staubigen Straße nach dem nur etwa 10 km entfernten Tozer. Nach einem raschen, kurzen Ritte erblickten sie von fern eine kleine Kubba; es ist ein kleines Bauwerk, zum Gedächtnisse eines in Tozer verehrten Marabut errichtet, und besteht aus einem domförmig gewölbten Saale mit dem Grabe des Heiligen und davor eine Säulenhalle, in welcher gerade einige Araber sich ausgestreckt hatten und schliefen. Von dort erblickte man schon Palmen, während Tozer selbst durch eine Terrainfalte und durch die Massen von Ruinen, welche jeden arabischen Ort umgeben, dem Auge noch verborgen war. Zur Rechten lagen auf einer Anhöhe einige zerstörte Häuser, welche schon zu drei Viertheilen vom Sande begraben waren. Bald darauf befanden sich die Reisenden in Suk, dem wichtigsten der



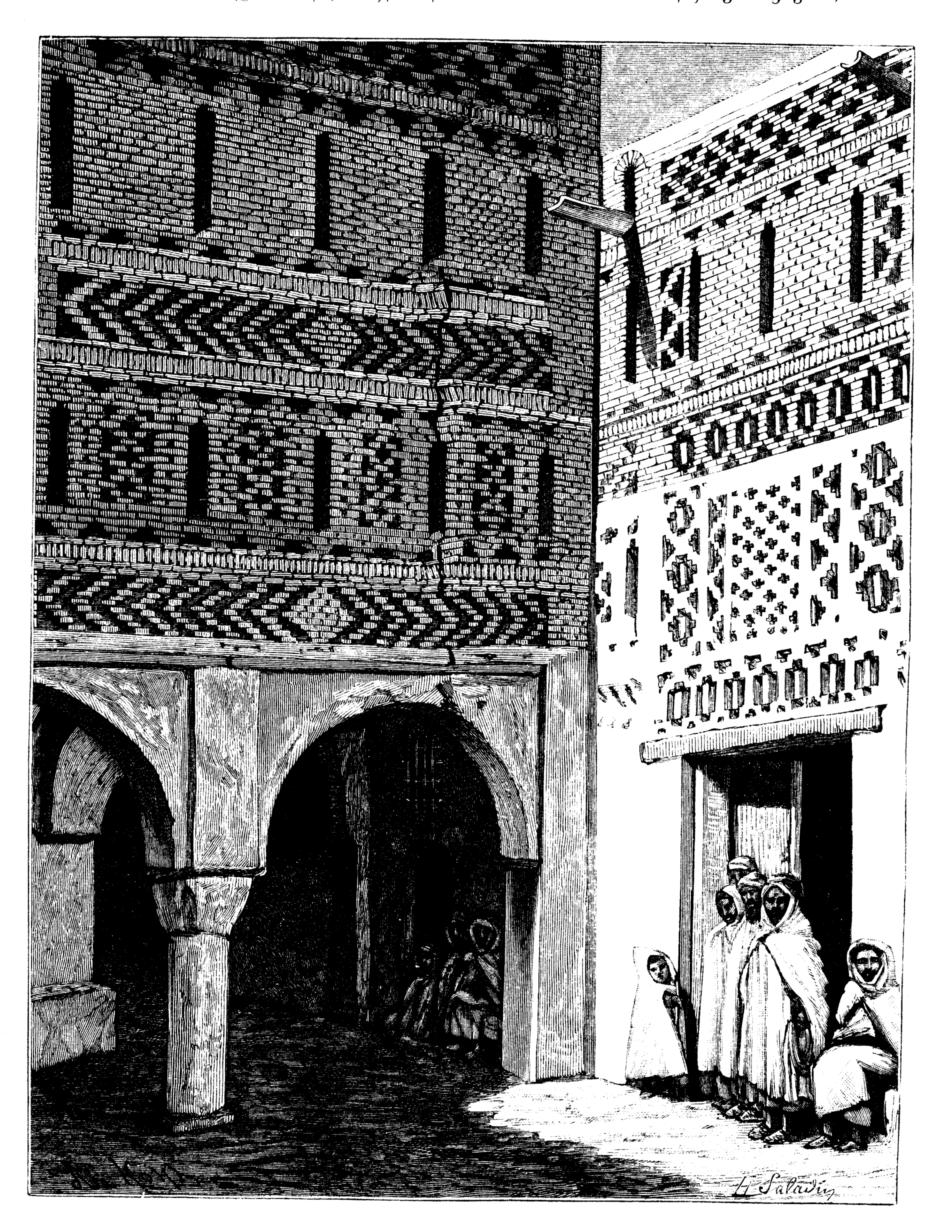
Kubba auf dem Wege von el-Hamma nach Tozer.

neun Dörfer, aus welchen die Oase besteht; seine ersten Häuser stoßen unmittelbar an die Wüste und unterscheiden sich kaum von der grauen Farbe derselben. Jenseits der engen Gassen des Ortes, auf dem öden Platze, welcher die Kasbah von den wunderbar üppigen und fruchtbaren Gärten und Palmenpflanzungen, d. h. der eigentlichen Oase, trennt, ließen sie dann unweit der Kaserne der französischen Truppen und des Zeltes des Majors Roudaire — der damals gerade mit seinen Vermessungen in den Schotts beschäftigt war — das ihrige aufschlagen. Die Bevölkerung der Oase, 6897 Seelen stark, besteht aus 13 Fraktionen, von denen die beiden Dörfer Beled el-Hadar und Dschehim nach Ibn Chaldun die alte berberische Stadt darstellen. Bepflanzt sind 900 ha mit 217 577 Palmbäumen, welche 8 502 390 kg Datteln erzeugen. Diese bilden den Hauptgegenstand des Handels der Oase, in welcher sich indessen noch einige Industrien erhalten haben, wie die Herstellung von Burnussen, Decken und Teppichen. Auch gelten die dortigen Maurer, meist Ziegelstreicher für besonders geschickt. Auch hier finden sich dieselben originellen, hübsch verzierten Façaden wie in el-Hamma, wovon unsere Abbildung eines kleinen Platzes ein Beispiel giebt. In 18 Schulen und 11 Zauias erhalten 562 Kinder Unterricht; die hier vertretenen Orden sind die Tishania und Rahmania, ferner die Tozer eigenthümliche Verbindung der Massaudia und einige Alauïa.

Der Wed, welcher die Oase bewässert, heißt Berkuk; nachdem er einige hundert Meter weit geflossen, theilt er sich in drei Arme, welche sich wiederum in eine große Zahl kleiner Kanäle verästeln und so nach allen Seiten hin Leben und Fruchtbarkeit verbreiten. Die Brücken, welche über denselben führen, sind meist aus antiken Steinen erbaut; in eine derselben ist sogar das Bruchstück einer Statue aus weißem Marmor eingemauert. Sonst haben sich in Tozer nur wenig alte Reste erhalten, wie in el-Hadar die viereckigen Grundmauern eines Mausoleums; dafür ist eine Moschee, die Dschama Adam, die älteste in Tozer, welche im Jahre 590 der Flucht von dem Eroberer des Landes Abd el-Aziz bu Fares erbaut wurde, als Bauwerk sehenswerth; sie enthält einen wundervollen Mihrab.

Natürlich verkehrten unsere Reisenden auch mit Major Roudaire und ließen sich von ihm seinen Plan der Unterwassersetzung der Schotts entwickeln; sie enthalten sich eines

Urtheils über die Ausführbarkeit desselben, behaupten aber, daß die Landeseinwohner entschieden gegen das Projekt sind, durch dessen Realisirung ihre Datteln bedeutend an Werth verlieren würden. Die Dattel des Dscherid, deglat en-nur genannt, verdankt ihren Ruf lediglich der trockenen Luft, in welcher sie reift; im frischen Zustande ist sie fest und durchsichtig und verwandelt sich einige Zeit nach dem Abpflücken in eine Art Paste, in welcher der Zucker fast krystallisirt ist. Dann läßt sie sich unendlich lange aufbewahren und spielt eine Hauptrolle in der Ernährung der Nomadenstämme, welche die ganze eine Hälfte des Jahres nur von Mehl, gerösteter Gerste und Datteln leben. Die Datteln vom Meeresstrande dagegen, wie z. B. die von Gabes, sind weniger schmackhaft, sodann, weil sie in einem feuchteren Klima wachsen, weicher und verschimmeln rasch, so daß sie von den Nomaden sehr gering geachtet werden. Nun bilden



Platz mit Säulenhalle in Tozer.

aber in Tozer wie im ganzen Dscherid Datteln den einzigen Reichthum; nur *sie* locken die zahlreichen Karawanen herbei, welche täglich kommen und Hunderte von Säcken verladen. Dafür bringen die Nomaden ihre Wolle, welche in den Oasen zu Burnussen verwebt wird, Straußenfedern, Gold, Gummi, kurz alle Produkte des Sudan, ferner Getreide, das in Tozer in sechs von Thieren getriebenen Mühlen gemahlen wird. Was außer Datteln in der Oase gebaut wird, dient nur dem dortigen Verbrauche. Der Dattelhandel müßte Tozer bald reich machen, wenn nicht Sorglosigkeit in der Verwendung des Wassers, ungerechte Vertheilung der Steuern, das System des Kirchengutes (Abbus) u. s. w. einem Aufschwunge im Wege stände; hier müßte französischer Einfluß fördernd und bessernd eingreifen durch Abschaffung der todten Hand, Reinigen der Quellen, Bohrung von artesischen Brunnen und dergleichen mehr. Auf solche Weise ließe sich dem tunesischen Süden weit mehr und mit viel geringeren Kosten aufhelfen, als durch die

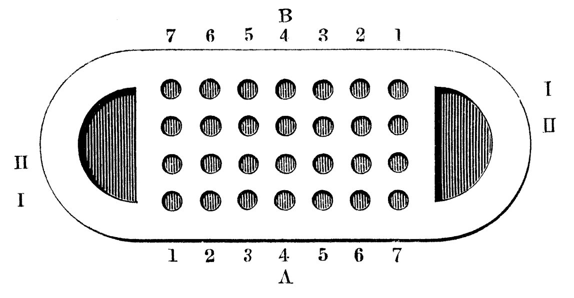
(ohnehin problematische) Unterwassersetzung der Schotts, welche 500 000 000 Francs kosten soll und zunächst keinen anderen Erfolg haben würde, als die Vernichtung der immerhin blühenden Dattelkultur oder mindestens die Verschlechterung der dort wachsenden Datteln. Wie viel Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Wasseranlagen ließen sich nicht für jene riesige Summe herstellen!

Von Tozer kehrten die Reisenden nach el-Hamma zurück, aber auf dem östlichen Umwege über el-Udian, wo sie etwas mehr römische Ruinen zu finden hofften.

Das Kiella-Spiel der Neger.

Von Dr. Max Buchner.

Ein sehr häufig zu beobachtender Zeitvertreib der Eingeborenen von Angola und dessen Innerem ist das Kiella-Spiel, eine Art Damenbrett mit Grübchen, welche entweder in einen Holzklotz eingeschnitten oder auch nur in die bloße Erde eingebohrt sind, unzweifelhaft identisch mit dem nubischen „Mangala", von welchem Schweinfurth berichtet, daß es auch eine Lieblingsunterhaltung der Niam-Niam sei. Nur hat das Kiella-Brett nicht bloß zwei, sondern vier Reihen von Gruben, und nicht neun, sondern bloß sieben Gruben in jeder Reihe, was jedoch keinen wesentlichen Unterschied macht.



Ein Kiella-Brett, etwa 70 cm lang.

Die beiden Spieler A und B, von denen jeder über die ihm zugewendeten zwei Reihen verfügt, besetzen zunächst jede der sieben vordersten Gruben von rechts nach links mit je drei Steinen. Als solche dienen gewöhnlich die großen schwarzen Erbsen einer Akazie. Dann beginnt das Spiel Zug um Zug ungefähr in folgender Weise:

Erster Zug: A nimmt aus den fünf Gruben rechts I 3, 4, 5, 6, 7 je einen Stein und besetzt damit die Gruben II 7, 6, 5 und zwar so, daß in 7 und 6 je zwei, in 5 ein Stein zu liegen kommt. B thut auf seiner Seite dasselbe.

Zweiter Zug: A nimmt aus den Gruben I 1 und 2 je einen Stein und legt sie in II 5 und 4. Ebenso seinerseits B, worauf dieser den einen Stein II 4 und die zwei Steine I 4 des Gegners konfiscirt.

Indem nämlich die beiden Parteien ihre Kampflinie von rechts nach links vorrücken, und zwar so, daß die vorderste Grube immer nur mit einem Steine besetzt werden darf, erhält diejenige, die zuerst diesem Angriffssteine quer gegenübertritt, das Recht, sowohl diesen als auch die hinter demselben befindlichen Steine zu fressen.

Dritter Zug: A deckt die Lücke I 4 mit den zwei Steinen I 1. Dann nimmt er je einen Stein aus I 5, 6 und 7, legt sie in II 4 und 5 und konfiscirt den ganzen Inhalt von B II 5 und I 5. So geht es fort, bis die eine Partei alle Steine verloren hat.

Die beiden Gegner können übrigens, indem sie zwei Steine mehr aufwenden, an einander vorüberrücken, ohne sich zu schädigen, da nur dann konfiscirt werden darf, wenn der vorderste einzelne Angriffsstein quer neben sich gleichfalls nur einen einzelnen Stein antrifft, was später, wenn die Reihen sich immer mehr lichten, auch weiter hinten eintreten muß.

Ist die Kampflinie II von rechts nach links durchschritten, so geht es auf I 1 zurück und wieder von links nach rechts vor wie im Anfange.

Diese Beschreibung soll natürlich weiter nichts als eine ganz allgemeine Vorstellung von der Idee des Spieles bezwecken. Da bloß zwei strikte Regeln gelten, nämlich 1) es darf in dem angedeuteten Sinne nur vorwärts, niemals rückwärts gezogen werden, und 2) vorn darf immer nur ein einziger Stein gesetzt werden, so ist dem Belieben die größte Freiheit und der Vorausberechnung eine Menge von Kombinationen gelassen. Sicherlich erfordert das Kiella-Spiel ebenso viel Scharfsinn und Umsicht, wie unser Damenbrett. Doch gönnen sich die Spieler fast niemals Zeit zum Nachdenken, und die Züge folgen einander so schnell, daß man Mühe hat, sie zu verstehen.

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

I.

Von allen denjenigen, welche die Anden Venezuelas [1]), die Cordillere von Merida, kennen, dürften die meisten dieselben wohl von der Nordseite, vom See von Maracaibo aus, betreten haben; denn nur wenige machen die beschwerliche Reise von den Centralstaaten Guzman Blanco und Carabobo aus zu Lande über Barquisimeto und Tocuyo; diese letzteren sind meist Kaufleute aus Puerto Cabello und Valencia; im Allgemeinen ziehen aber Fremde und Venezolaner gleichmäßig den Seeweg über Maracaibo vor.

[1]) Unter Anden Venezuelas verstehen wir hier nur das westliche Gebirge, die Cordillere von Merida, nicht das venezolanische Küstengebirge von Valencia, Carácas und Cumaná. Die Scheide beider Gebirge liegt zwischen Barquisimeto und Nirgua.

Seit einigen Jahren besteht ein Dampferverkehr zwischen Maracaibo und den Häfen des Maracaibo-Sees, nämlich zwischen Moporo, La Ceiba, Boca del Zulia und Boca del Catatumbo. Vom letzteren aus gehen Flußdampfer den Zulia aufwärts bis zum Hafen Villamizar (Buenaventura), von wo aus eine Eisenbahn nach der Handelsstadt Cúcuta (San José de Cúcuta) im Bau begriffen ist. Wenn man sich Abends in Maracaibo einschifft, so kann man am folgenden Morgen vor La Ceiba, am Nachmittage vor der Mündung des Escalante-Flusses (Boca del Zulia) angelangt sein. Leider war mir eine so schnelle Beförderung nicht vergönnt; denn in der Cordillere lagen die beiden politischen Gegner, die Generäle Medina und Araujo, in offener Fehde und in La Ceiba sollte der zur Schlichtung dieses Aufstandes entsandte General Eladio Lara ans Land gesetzt werden, um die Reise ins Innere anzutreten; dadurch verloren wir in La Ceiba den ganzen Tag, insofern der Kapitän sich genöthigt sah, dem General Lara noch einige Stunden das Geleite zu geben.

Doch zeigte sich mir hier deutlich der Vortheil, den die Seereise vor der Landreise voraus hat; diejenigen, welche von Osten die Cordillere zuerst zu Gesichte bekommen, befinden sich auf der Höhe von mehr als 1000 m, ehe sie westlich der Stadt Tocuyo an die bis 2800 m aufsteigenden Páramos von Agua de Obispo gelangen; von La Ceiba aus sieht man dagegen im Hintergrunde des Sees das Gebirge sich unmittelbar zu einer Höhe von fast 4700 m erheben. Die gewaltige Kette der Páramos, Pan de Azucar, Culata, Conejos u. s. w., zieht hier von ONO gegen WSW in ununterbrochener Firstlinie einher, einer ungeheuren Mauer gleichend, durch welche kaum eine Eingangspforte in das lachende Thal des dahinter brausenden Chamaflusses Zugang gewährt. Der landschaftliche Eindruck ist daher ein ganz verschiedener, je nachdem man sich von Nord oder Ost den Hochgebirgsflanken nähert. Von Nord aus gesehen bietet das Gebirge entschieden denjenigen Anblick, welchen man von den Anden erwartet; das Großartige, Riesige, Ungeheure, welches mit dem Namen der Anden mit Recht stets verknüpft wird, ergreift hier den Beschauer auf das Tiefste und läßt ihn staunend und bewundernd immer und immer wieder sein Auge zu den starren Gipfeln emporrichten, bis die Nebel und Dünste des späteren Vormittags die Kette in einen duftigen Schleier hüllen und die glühende Hitze des Tieflandes, welche sich namentlich auf einem vor Anker liegenden, des Luftzuges entbehrenden Schiffe in äußerstem Maße fühlbar macht, den Europäer zu der während der Mittagsstunden erwünschten Siesta zwingt. Auch vom Süden, von den Llanos des Staates Zamora aus, bietet die Cordillere durchaus nicht den großartigen Anblick dar, den man sich gern mit dem Gebirge verbunden denkt. Am steilsten sind noch die Abhänge im SO des Staates Trujillo, so daß man hier manchmal eine Aehnlichkeit mit dem Nordabfall zu finden glaubt; doch ist das Gebirge um 800 m niedriger und der Standort ist um 200 m höher, also eine Differenz von 1000 m, die mehr als $^1/_5$ der Gesammthöhe des Nordabhanges ausmacht und genügend ist, um einen weniger großartigen Eindruck hervorzurufen. Weiter gegen Westen aber, etwa von Santa Barbara, einem kleinen, auf verbrannter Sabane, auf dem äußersten Außenposten der Civilisation gelegenen Dorfe aus, steigt das Gebirge langsam gegen Nord hin an; niedrige Höhenzüge erheben sich, sanft ist der Aufstieg, und man braucht volle vier Tage, ehe man auf die Höhe von 3000 m gelangt; ja noch weiter im Westen, nördlich des entstehenden Dorfes Mucuchachí, kann man das Gebirge völlig kreuzen, ohne 2500 m zu erreichen.

So sind denn auch die Zugänge zu den Anden vom Norden aus überaus spärlich und beschwerlich; es giebt eigentlich nur zwei Eingangspforten und diese umgehen die eigentliche Randkette vollständig. Die eine liegt im äußersten Westen und ist durch den Zulia-Fluß vorgezeichnet, dem entlang man das niedere Land von Cúcuta in Colombia und das Bergland des Táchira, ohne irgend welche Hügelkette zu übersteigen, leicht erreichen kann. Die andere liegt im äußersten Osten, führt von La Ceiba durch das waldbedeckte Niederland auf leidlichen Wegen und soll durch eine Eisenbahn von La Ceiba nach Sabana de Mendoza noch mehr erschlossen werden; man ersteigt von hier aus bequem das 600 m hohe Bergland von Betijoque und Valera und kann von hier aus am Motatán aufwärts in das centrale Schneegebirge gelangen. Zwischen beiden führen allerdings noch Pfade unmittelbar auf das Hochgebirge; so z. B. der Weg von dem Hafen Bobures über Torondoy geraden Weges über den Pan de Azúcar nach Mucuchies und Merida, und von Arenales über den Paramo del Tambór nach Ejido und Merida; allein diese Pfade sind im höchsten Grade beschwerlich, äußerst verwahrlost und verwachsen und werden selten benutzt; ihre Wichtigkeit für den Verkehr ist fast gleich Null.

Dagegen hat sich seit einigen Jahren ein anderer Weg einen gewissen Verkehr erobert, welcher durch den Durchbruch des Chamathales nach Chiguará-Merida, beziehentlich nach Tovar führt; das Gebikge zeigt hier eine beträchtliche Abnahme der Höhe; nur etwa 900 m Höhe sind hier zu erklimmen; allein auch dieser Weg ist in einem ganz unbeschreiblichen Zustande. Dennoch wählte ich ihn, da die beiden anderen Zugänge durch Kriegsereignisse gesperrt waren.

Man fährt auf einem kleinen Flußdampfer den Rio Escalante aufwärts, dessen Ufer mit Wäldern von Apfelsinenbäumen, Bananen und den ziegelroth blühenden Bucares bestanden ist, deren Roth mit dem goldenen Gelb der Apfelsinen und dem hellen Grün der Bananen einen ungemein anheimelnden Contrast bildet. Schlingpflanzen überwuchern die einzelnen Bäume, erfüllen die Kronen mit ihrem Laubgewirr, ragen hoch über sie hinaus und siedeln sich an den einzelnen Aesten an; ihr Gewirr nimmt die Gestalt von alten Ruinen an, so daß die von den Schlingpflanzen überwucherten einzeln neben einander stehenden Bäume einer in Ruinen liegenden Straße nicht unähnlich waren. Schmetterlinge und Kolibris tummeln sich im Röhricht, Wasservögel stolziren am Ufer und Kaimans sollen sich in Menge am Flusse befinden.

Die Flußfahrt geht bis zu den einander gegenüber liegenden Orten Santa Barbara und San Carlos del Zulia; hier verläßt man das Schiff und tritt in die unendlichen Wälder ein, welche den Maracaibo-See, besonders an der Südseite, in zum Theil bis 100 km Breite umgeben. Dort, wo man sie auf dem Wege Santa Barbara-Tovar durchschreitet, mag dieser Gürtel 40 km breit sein; das ungeheure, wandartige Pflanzendickicht, welches sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnt, das domartige Gewölbe ganz riesiger Palmen von verschiedenen Arten, welche im Verein mit anderen Bäumen und namentlich Schlingpflanzen ein undurchdringliches Laubdach über uns bilden, ruft gänzliche Abgeschlossenheit hervor; kaum ein Strahl der Sonne durchdringt diesen Wust von Vegetation; ungeheure Wurzeln spannen sich am Boden aus, Wurzeln, die bis 4 Fuß, bis zur Brusthöhe eines ausgewachsenen Mannes, hoch werden, so daß die Pferde häufig nur mit Mühe über sie hinwegsteigen können; Baumstämme liegen kreuz und quer über den Weg, den man sich hier und da bahnen muß; bald

zerreißen die Dornen links das Gewand, bald stößt man rechts an einen Baumstamm an; dann wieder geräth man in Gefahr, sich an den herabhängenden Lianen, Ranken und Luftwurzeln, welche die Dicke von Schiffstauen erreichen, zu erhängen; hier erst habe ich begriffen, wie einst Absalom, der Sohn weiland König David's, das Leben verlor; auf den Ranken und in den Kronen der Bäume turnen langschwänzige Affen und Papageien, die großen rothen Guacamayos, hier Aras genannt, die mittelgroßen grünen Loros und die kleinen Periquos, welche meist zu zwei fliegen sollen und daher Inseparables heißen, so daß, wenn einer stirbt, der andere bald nachfolgt. Sie kommen auch in Schaaren vor, und ich sah mehrfach solche Schwärme, die mit mißtönendem, störendem, kreischendem Lärm plötzlich die todte Stille des Urwaldes erfüllen, in der man sonst nur das Echo des Hufschlages, das Athmen der Pferde und das Brechen und Knacken der Zweige vernimmt, die man mit seinem eigenen Körper zerbricht. Grauenhaft großartig ist diese Ruhe; plötzlich fangen dann die Affen an zu lärmen, die Papageien schwatzen ihre sonderbaren Laute, und der Reiter, welcher unvorsichtig hinaufschaut, hängt plötzlich an einem quer in der Brusthöhe über den Weg liegenden Baumstamme, während das Pferd unter demselben hindurchgeht. Der Jaguar, hier allgemein „Tiger" genannt, durchstreift den Wald; von dem Vorkommen des Silberlöwen und der Tapire geben die zahlreichen Felle in den Ranchos am Wege Kunde. Zur Tageszeit sieht man indessen alle diese Thiere niemals. Zur Nachtzeit kann man aber hier nicht reisen; denn der Weg ist zum Theil gar nicht erkennbar, man schlägt sich eben durch den Morast und das Baumgewirr durch, so gut es geht. Der Weg ist so ausgetreten, daß bis $1/2$ m hohe, abwechselnde Stufen und Löcher entstehen, in welche die Thiere die Füße setzen und in Folge dessen gar bald ermüden; denn diese Löcher sind häufig mit Wasser gefüllt, die Thiere können keinen festen Fuß fassen, glitschen aus, straucheln und fallen; hier gilt es im Sattel zu voltigiren und man befindet sich auf dem Rücken des Pferdes in einer ewig wechselnden, unberechenbaren Bewegung, gleich dem Schaukeln des kleinen Fahrzeuges in der Brandung der Küste.

Hier und da findet man in der Nähe von Santa Barbara eine kleine Ansiedelung im Walde, eine Hütte, einen Viehhof; je weiter man jedoch in den Wald eindringt, desto spärlicher werden die Hütten; morastige Wasserläufe durchziehen den Wald; die Pferde gerathen bis an die Knie in den Schlamm; in der Regenzeit bleiben häufig Maulthiere hier vollständig stecken und kommen elendiglich um. In einer Lichtung im Walde stehen ein paar Häuschen; das Wasser des Wasserlaufes, dem sie ihre Entstehung verdanken, ist nicht einmal zum Waschen brauchbar; die Bewohner leben elend im ungesunden Fiebersumpfe. Der Weg wurde immer schlechter und stand halb unter Wasser; die Thiere glitten andauernd aus, liefen Gefahr, sich zu überschlagen und ermüdeten sichtlich; die Dichte des Waldes setzt sich fort; die Thierwelt wird immer lebhafter, mannigfaltige Schmetterlinge umgaukeln Roß und Reiter, große Vogelspinnen und Tausendfüße, Schlangen und Käfer kriechen umher; fußlange Eidechsen huschen am Boden, der oso palmero[1]) ersteigt behend die Bäume, wenn er die Reisenden hört; Züge von Ameisen aller Farben, eine jede ein grünes Blatt über sich schleppend, wimmeln über den Weg. Die Hitze stieg nicht über 31°; die ungeheure Feuchtigkeit des Waldes dämpft die Strahlen der Sonne noch mehr als das dichte Laubdach; der Weg bessert sich allmählich, plötzlich führt er einen kleinen, steinigen Hügel hinauf, wir stehen am Fuße der langersehnten Cordillere. Unvermittelt steigt sie auf; im tiefen Walde hatten wir keinerlei Aussicht auf das Gebirge gehabt.

Steil aufwärts geht es nunmehr; zur Linken im Grunde tost der Rio Chama, der Fluß von Merida; zur Rechten liegen die ersten Hügel der Anden; bald aber haben wir eine größere Höhe erreicht und es eröffnet sich ein Blick auf die Wälder von Zulia und den See von Maracaibo.

Schweigend breitet sich die endlose, tiefschwarze Waldmasse aus, aus ihr hervor tauchen die gelben Blüthen des Flor-amarilla-Baumes; ein lichter, glänzender Streifen am Horizont bezeichnet den See von Maracaibo; ein Regenguß stürzt herab; fahl und grau, tiefgelb und schwarz sind die Farben des Abendhimmels; bleiern lagert die Feuchtigkeit über dem Sumpflande; Gase und Miasmen, Dünste und Fieberluft steigen empor; Wolken von Mosquitos erfüllen die Luft. Hier liegt eine der Stellen, wo allnächtlich in der Regenzeit elektrische Entladungen in ununterbrochener Folge stattfinden; in dem einen Winkel des Horizonts leuchtet es auf; Blitz auf Blitz folgt mit erschreckender Häufigkeit und erstaunlicher Regelmäßigkeit in bestimmten Zeitintervallen.

Das ist der Farol de Maracaibo; wenn die Schiffer aus dem Golfo de Venezuela, zwischen Coro und der Goajira-Halbinsel, sich der Barre nähern, um die Einfahrt in den Maracaibo-See zu gewinnen, so halten sie die Spitze des Schiffes den Blitzen zu; so hat die Natur dort, wo sie der Schiffahrt ein Hinderniß bereitet, auch gleichzeitig ein Mittel zur Vermeidung der Gefahr, wenigstens in gewissen Monaten, geschaffen.

Nach Süden zu erhebt sich die Cordillere zu größeren Höhen; ihre Formen sind schön, zwar unregelmäßig, doch wohlgestaltet und dem Auge gefällig; es sind hier keine lange Bergzüge, sondern Höhe thürmt sich neben Höhe empor; runde Formen, Kuppen und Rücken wirr durch einander geworfen, nirgends Ruhe, überall neue Formen, neue Bilder, doch alles von schwarzem Walde bedeckt. Riesig ist die Vegetation auch hier noch; bergauf, bergab führt der Weg, kaum minder schlecht als unten im morastigen Tieflande.

Hier und da sieht man eine Hütte meist auf der Höhe der einzelnen Rücken an vorspringenden, in die Augen fallenden Punkten; häufiger und zahlreicher werden sie, allmählich schließen sie sich zusammen zu größeren Ansiedelungen; weit hinten auf dem Rücken des Gebirges sieht man dasselbe Bild, einzelne Hütten am Bergabhange, im schwarzen Walde.

Anmuthig und lieblich ist die Cordillere dort, wo menschliche Thätigkeit sichtbar ist; düster und geheimnißvoll dort, wo sie fehlt. Schweigen herrscht im Gebirge, denn die Sonne sinkt und die Papageien sind schon verstummt; kaum daß man hier und da das dumpfe Getön eines stürzenden Baumes vernimmt; da plötzlich erhebt sich ein pfeifender Lärm, langsam beginnt er, schwillt an, nimmt zu, steigt zu ohrenzerreißendem, gellendem Geräusch, nimmt dann wieder ab, mäßigt sich, schwillt von Neuem an, läßt wiederum nach und verschwindet allmählich. Das sind die Chicharras, eine Art Grille; in großer Anzahl sitzen sie in den Kronen der Bäume und vollführen ihren Gesang, um es euphemistisch auszudrücken. Ihre Zahl muß unendlich groß sein, ihre Liebhaberei ist der feuchte Wald und überhaupt feuchtes Land; an den Ufern der Flüsse, in wasserreichen Thälern, an den regenreichen Abhängen des Gebirges, in feuchten Kaffee- und Kakaopflanzungen siedeln sie sich an; namentlich im Monat April und Mai hörte ich sie im Thale von San Cristóbal unaufhörlich, so daß man dort sogar eine Jahreszeit nach ihnen benennt, nämlich den

[1]) Der Ameisenbär.

veranito de la chicharra, Anfang April, auch schon Ende März, eine trockene Zwischenzeit zwischen den ersten Regen des Jahres und den darauf folgenden schweren Frühjahrsregen.

Ihr Getöse gleicht dem schrillen Tone einer Fabrikdampfpfeife zuweilen in täuschendster Weise, ihre Ausdauer ist ungeheuerlich; in ewigem Wechsel strengen sie ihre Stimme an, kaum hat der eine Schwarm geendigt, so beginnt der andere. Es scheint, daß zuerst eines der Thiere beginnt, allmählich fallen mehrere ein, die übrigen schließen sich an, bis endlich von allen Seiten ein wahres Geheul entsteht, dem die Ohrennerven selten passiv gegenüber stehen bleiben. Man sagt im Lande, sie hätten einen „Vorsänger", der den Ton angiebt; auch erzählt man, sie sängen so lange, bis sie platzten; in der That findet man häufig die Chicharras mit geplatztem Brustkasten auf der Erde umherliegen.

Der Charakter des Gebirges setzt sich in dieser Weise fort, bis wir die 1000 m hohe Kette von La Tala überschritten haben; hier treten wir beim Abstieg in das Thal des Mocotiesflusses ein, ein weiter Blick öffnet sich gegen Ost und gegen West; auf der einen Seite die Scharte des Chamathales mit den imposanten Schneebergen von Merira im Hintergrunde; von der Terrasse von La Buenaventura bei La Tala aus sieht man das Schneegebirge leuchten; scharf von der regnerischen Sonne bestrahlt, taucht es über den Wolken empor, die seinen Abhang einhüllen. Uebrigens ist dies der einzige Blick, welcher an die Alpen erinnert; wer in den Anden Venezuelas sucht, was wir in den Alpen zu sehen gewohnt sind, schroffe Gipfel, steile Hörner, Nadeln, Klippen und Felszacken, Wasserfälle, wildromantische Thalgründe, Klammen und Gletscher, der findet sich getäuscht; runde, glatte Formen, regelmäßige Berglinien, einfache Thäler, das sind die charakteristischen Landschaftselemente der Cordillere von Merida.

Der mittlere Tigris.

Von Dr. **L. E. Browski** in Mossul.

Der Tigris, diese mächtige Wasserader des westlichen Morgenlandes, steht zwar seinem benachbarten Bruderstrome an eigener Länge sowie an Umfang des beherrschten Quellengebietes bei weitem nach, übertrifft ihn jedoch dafür an Reichthum historischer Erinnerungen aus grauer Vorzeit, die nur noch wie nebelhafte Schemen über seinen Ufern schweben, und auch an Bedeutung für die Gegenwart des Landes, das sie beide durchströmen. Die zwei größten Städte desselben liegen an seinen Ufern, er ist die Hauptverkehrsader für den Handel der Reichshauptstadt und von Kleinasien nach den fernen, südöstlichen Gebieten des Staates und Persien.

Vor Durchstechung der Suezenge war er dies natürlich noch in viel ausgedehnterem Maße; die meisten europäischen Handelsgüter auf ihrem Wege nach Indien brachte er damals von Diarbekir bis Bassora hinab.

Gleich dem Euphrat durchströmte er einst die Gebiete der mächtigsten Königreiche des Alterthums, Ninive und Babylon; seine Wellen rauschten an den Mauern der zwei größten Städte jener Urzeit vorüber, und das einst so blühende assyrische Reich hat uns an seinen Ufern die bedeutendsten und großartigsten Monumente zurückgelassen, die erst vor wenigen Decennien aufgefunden und theilweise ans Tageslicht gefördert wurden, nachdem sie Jahrtausende lang unter Schutt und Trümmern versunken und begraben lagen. Die 10 000 Mann griechischer Hilfstruppen des jüngeren Kyros, die ihren Weg nach Süden den Euphrat entlang genommen hatten, zogen sich nach dem Fehlschlagen der Expedition unter Xenophon's Führung gegen Norden nach dem Tigris zurück. Auf der Ebene von Arbela, dem heutigen Erbil, einer unbedeutenden Stadt 10 Meilen östlich von Mossul am mittleren Tigris, schlug Alexander der Große den Darius aufs Haupt und zertrümmerte mit diesem entscheidenden Siege das medo-persische Reich, über dessen Trümmern unter seinen Nachfolgern Seleucia entstand, aufblühte und zu kurzer politischer Bedeutung sich erhob, bis es durch den aufgehenden Stern des am gegenüber liegenden Ufer erstehenden Ktesiphon verdunkelt wurde. Dort auch überwand Heraclius die „50 000 goldenen Speere" des Kosroes und nach demselben Lande verpflanzte Allah seine eifrigen und ergebenen Diener, die Dynastie der Abbassiden, welche auch am Tigrisstrande die Stadt Bagdad gründeten, die sich alsbald zu hoher politischer, merkantiler und religiöser Bedeutung entwickelte und lange Zeit eines der Hauptcentren des Islam war. Heute geht die einst so gepriesene Khalifenstadt mit Riesenschritten ihrem Verfalle entgegen und gleicht nur noch dem Schatten ihrer einstigen Größe.

Einen um so höheren Grad von Interesse gewähren diese historischen Reminiscenzen, wenn man die noch vorhandenen Reste der bedeutenden Vergangenheit mit dem gegenwärtigen, traurigen Zustande der Tigrisländer vergleicht.

In der heiligen Schrift kommt der Tigris zweimal unter dem Namen „Hiddekel" vor, vorerst in der Schilderung des Gartens Eden und dann in Daniel's Erzählung eines seiner prophetischen Träume.

Graf Pollington will auf seiner Reise im Jahre 1838 diesen biblischen Namen bei einzelnen umwohnenden Tribus noch unverändert im Gebrauche gefunden haben, während er jedoch dem Verfasser trotz seines vielfachen Verkehrs mit sämmtlichen Nomadenstämmen Mesopotamiens niemals zu Ohren kam.

Dagegen ist einige Aehnlichkeit der hebräischen Endung „dekel" mit „didjle", der gegenwärtig noch gebräuchlichen arabischen Bezeichnung des Stromes, allerdings nicht zu verkennen.

Nach den meisten Talmud-Interpreten bedeutet das Wort „Hiddekel" scharf, schnell, leicht. Die Ansicht ist übrigens alt und allgemein, daß dem Tigris auch dieser, sein späterer Name, dessen Etymologie noch keineswegs genügend sicher gestellt ist, seiner raschen Strömung wegen beigelegt worden sei. Demnach läge dem Worte Tigris der Stamm „Tir" zu Grunde, was im Zend und Pehlewi, den Ueberbleibseln der alten medischen Sprache, sowie noch im heutigen Kurdischen und Persischen „Pfeil, Wurfspeer", das gewöhnliche Symbol der Schnelligkeit, bedeutet.

Die Beduinen nennen den Tigris wegen der Fruchtbarkeit, die er durch seine vielen, im Süden des Landes angelegten Bewässerungskanäle bewirkt, auch „Nah'r-es-sel'am", den Strom des Friedens und Gedeihens.

Auch Bagdad wird von arabischen Schriftstellern oft „Medinet-es-sel'am“, die Stadt des Gedeihens, genannt.

Die Angaben verschiedener neuerer Reisenden über die Strömung des Tigris sind keineswegs übereinstimmend. Della Valle bemerkt, daß seinen diesbezüglichen Beobachtungen zufolge, die er im Oktober bei dem Dorfe Imam-Musa oberhalb Bagdads anstellte, der Tigris bei weitem nicht so rasch dahinströme, als der Euphrat. Wahrscheinlich hat er diesen letzteren im Frühlinge, zur Zeit des Hochwassers, gesehen. Ein anderer Reisender, Mignan, gelangt bei der Vergleichung der Geschwindigkeit der beiden Ströme, die er an den Brücken von Bagdad und Hille, allerdings gleichfalls nicht zu derselben Zeit, vornahm, zu demselben Resultate.

Nach meinen Beobachtungen mag dies zwar für den unteren Lauf des Tigris, wo er von Amara abwärts durch das flache Tiefland der südmesopotamischen Wüste in endlosen Schlangenwindungen unendlich träge dahinschleicht, allerdings noch zutreffen, im Ganzen ist er jedoch der bei weitem rascher fließende von beiden, doch seine Strömung an verschiedenen Orten wie zu verschiedenen Jahreszeiten bedeutend variirend.

Als mittlere Geschwindigkeit des Tigris fand ich an der Brücke zu Bagdad 7,33 preußische Fuß pro Sekunde, um volle drei Fuß mehr als die des Euphrat bei Hyt und beispielsweise sogar um nahezu fünf Fuß mehr als die der Donau bei Budapest.

Der kleine Göldjik-See in Anatolien, welcher als die Hauptquelle dieses Stromes zu betrachten ist, liegt 9000 Fuß über dem Spiegel des persischen Golfes. Doch auf halbem Wege zum Meere hat der Tigris bereits fast das ganze Gefälle hinter sich; die Höhe des Stromspiegels bei Djezire-ibn-Omar beträgt 900 Fuß und bei Mossul gar nur noch 353 Fuß. Diese ergeben dann im Verhältnisse zu seiner restlichen Länge von 162 geographischen Meilen einen mittleren Fall von etwa 26 Zoll pro Meile.

Der Tigris führt viel klareres Wasser als der Euphrat, welcher bei weitem mehr sedimentäre Stoffe mit sich trägt. Ein Liter Tigriswasser ergiebt nach mehrtägiger Ruhe durchschnittlich 5 bis 6 g, ein Liter Euphratwasser dagegen an die 20 g kalkhaltigen Schlammes als Bodensatz.

Beider Wasser ist trinkbar, das des Tigris sogar höchst wohlschmeckend, wie denn alle an den zwei Strömen gelegenen Städte und Ortschaften ausschließlich auf den Genuß desselben angewiesen sind und es dem der etwa in der Nähe befindlichen Quellen vorziehen. Es wird zu diesem Behufe vermittels im Lande erzeugter, poröser Thongefäße filtrirt.

Die Breite des Tigris beträgt zur Zeit mittleren Wasserstandes bei Mossul 800, bei der Mündung des kleinen Zab 2000 Fuß, an einzelnen Stellen noch viel mehr, doch bei Bagdad wieder nur etwas über 1000 Fuß. Er überfluthet zeitweise gleich dem Euphrat weit und breit seine Ufer, wie er denn auch bei einer solchen Gelegenheit einst einen Theil der Stadtmauern Ninives eingerissen und so zu dessen Einnahme und Zerstörung mit beigetragen haben soll.

Nach den gegen Ende November sich einstellenden ersten Winterregengüssen steigt der Strom gewöhnlich rasch und bedeutend, doch hält der hohe Wasserstand da nicht lange an, weil in Folge der alsbald eintretenden Fröste in den Gebirgen von Anatolien und Kurdistan seine und seiner Nebenflüsse Quellen erstarren.

Die eigentliche große Ueberschwemmung der Tigrisländer beginnt im April, wenn die Schneemassen in den Bergen zu schmelzen anfangen, und erreicht im Monat Mai ihren bedeutendsten Umfang. Da sind ungeheure Strecken Landes gänzlich unter Wasser gesetzt, und die Stadt Bagdad erscheint dann wie eine Insel inmitten eines unabsehbaren Meeres. Tiefer gelegene Quartiere schweben dann stets in großer Gefahr und werden nicht selten auch völlig überschwemmt und zerstört.

Von da ab fällt die Wasserhöhe allmählich bis zum Oktober, wo der Strom das Minimum seines Wasserstandes erreicht.

Das Wasserquantum des Tigris ist ein verhältnißmäßig größeres als das des Euphrat, weil er weniger durch künstliche Ableitungskanäle geschwächt wird und zahlreiche starke Nebenflüsse in sich aufnimmt, die jenem fehlen.

Die Wassermenge, die der Tigris zur Frühlingszeit an Bagdad vorüber dem Meere zuwälzt, kann annähernd auf 180 000 Kubikfuß in der Sekunde berechnet werden, welcher Summe zu gleicher Zeit nur 80 000 Kubikfuß des Euphrat bei Hyt gegenüber stehen.

Oberst Chesney berechnet in ziemlicher Uebereinstimmung hiermit die Wassermasse des Schat-el-arab, der beiden bei Korna vereinten Brüderströme, auf 236 907 Kubikfuß per Sekunde.

Die Ströme Euphrat und Tigris zusammen stehen also noch immer der Donau bedeutend nach, die in der Sekunde ungefähr 338 300 Kubikfuß Wasser dem Schwarzen Meere zuführt.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen hydrographischen Skizze bedürfen wir nur noch der Tiefe des Stromes; sie variirt auf der Strecke von der Schiffbrücke zu Mossul bis zu jener bei Bagdad zur Zeit des tiefsten Wasserstandes zwischen 6 und 50 Fuß. Somit ist der Tigris für Dampfboote von mittlerer Größe, mit sehr kräftigen Maschinen und nicht allzu großem Tiefgange, bis Mossul unbedingt schiffbar.

Und wird er denn nicht auch befahren? — dürfte nun der erstaunte Leser fragen.

Nein, natürlicher Weise nicht — lautet unsere scheinbar paradoxe Antwort, denn das vom Tigris durchströmte Land ist zu seinem Unglücke eine Provinz des ottomanischen Reiches. Damit ist alles gesagt und erklärt.

Bereits vor vielen Jahren gelang es einer englischen Gesellschaft, die Concession zum Betriebe der Dampfschiffahrt auf dem unteren Tigris von Bassora bis Bagdad von der türkischen Regierung zu erlangen. Es wurden auf dieser Strecke sodann etwa ein Dutzend Raddampfer in regelmäßigen Verkehr gesetzt. Man muß es der Leitung dieser Unternehmung lassen, in rücksichtsloser Ausbeutung ihres Monopols durch unverhältnißmäßig hohe Frachtsätze hat sie das Möglichste geleistet.

Da sahen die Türken, daß die Engländer sehr gut fuhren, und eines schönen Tages schaukelten denn auch einige türkische Dampfer auf des Tigris klaren Wellen. Der große Reformator Midhat-Pascha, der damals als Generalgouverneur zu Bagdad weilte, ließ sich die Sache angelegen sein, errichtete eine Schiffswerft und Reparaturwerkstätte daselbst, ließ zu deren Betriebe kundige Fachmänner aus Europa (Triest) kommen und begann der englischen Kompagnie erhebliche Konkurrenz zu schaffen.

Doch der ausgezeichnete Fortschrittsmann, dem Bagdad sonst noch so viel verdankt, wurde abberufen, die europäischen Kapitäne und Ingenieure wurden allgemach durch unfähige Türken verdrängt. Noch kommen und gehen zwar einige türkische Dampfboote zwischen Bagdad und Bassora, doch sitzen sie bereits bedenklich oft wochenlang auf den Sandbänken des Schat-el-arab fest, und die Zeit ist wohl nicht

mehr ferne, wo deren letzter Kessel zerplatzt und die letzte Kolbenstange gebrochen sein wird.

Im vorigen Jahre lief die Frist der den Engländern einst ertheilten Concession ab; sie bewarben sich nicht nur um Verlängerung, sondern gleichzeitig auch noch um eine Erweiterung derselben. Dies Mal wollten sie den Betrieb ihrer Schiffahrt auch noch auf den mittleren Tigris bis Mossul ausdehnen.

Anstatt nun die letztere, die ein großer Vortheil für das Binnenland gewesen wäre, zu gewähren, war die Regierung nur mit vieler Mühe zu bewegen, die Verlängerung der ursprünglichen Concession, jedoch mit bedeutenden Beschränkungen, zu bewilligen. Demnach dürfen gegenwärtig nur noch zwei englische Dampfboote den unteren Tigris bis Bagdad befahren.

Das in den leitenden Kreisen der Hohen Pforte bereits seit geraumer Zeit, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, gegen England überhaupt zur Geltung gelangende Mißtrauen mag zu dieser sonst ganz unbegreiflichen Entscheidung Veranlassung gegeben haben, denn die Regierung selbst hat seither weder die Anzahl ihrer eigenen Tigrisdampfer vermehrt, noch denkt sie auch nur im Entferntesten daran, dies in absehbarer Zeit zu thun.

Und doch wäre das endliche Inslebentreten einer regelmäßigen Schiffahrt wenigstens bis Mossul ein dringendes Bedürfniß, ja nachgerade eine Lebensbedingung für dieses weltentlegene Binnenland ohne Eisenbahnen und sogar noch ohne jedwede Fahrstraße! Das einzige Verkehrsmittel, schwerfällig, durchaus unzulänglich und dabei höchst kostspielig, bilden zur Zeit immer noch ausschließlich die Karawanen und außerdem die nur zur Thalfahrt geeigneten Kelleks, höchst primitive, eigenthümlich konstruirte Wasservehikel, aus aufgeblasenen Bocksschläuchen, die in großer Anzahl unter einem, mit Rindenbast zusammen geknoteten, gitterförmigen Balkenrahmen festgebunden werden.

Trotz der oben erwähnten, ablehnenden Haltung der Hohen Pforte gegenüber der englischen Tigris-Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Bagdad, glaube ich in der Annahme keineswegs zu irren, daß es einem deutschen Unternehmer bei entsprechender Unterstützung durch die Botschaft dennoch ohne sonderliche Schwierigkeiten gelingen würde, die Concession zum Betriebe einiger Dampfboote auf dem mittleren Tigris für die Strecke Bagdad-Mossul zu erlangen. Ein solcher würde dann sicherlich auch seine Rechnung dabei finden und das Land würde ihn als seinen größten Wohlthäter preisen.

Kürzere Mittheilungen.

Warum fließt die Eider in die Nordsee?

In einer kürzlich erschienenen Abhandlung[1]) stellt sich und beantwortet Dr. H. Haas, Privatdocent an der Universität Kiel, die Frage: Warum fließt die Eider in die Nordsee? Nach dem Verfasser ist der Grund der sonderbaren Erscheinung, daß die Eider die kaum 50 m hohe Bodenschwelle zwischen dem Schulen-See und der Kieler Förde nicht durchbricht, sondern sich westwärts der Nordsee zuwendet, während doch die bei Neumühlen in die Kieler Förde mündende Schwentine bei weitem höhere Bodenhemmnisse durchbrochen hat, in dem geologischen Aufbau der Gegend südwestlich von Kiel zu suchen. Im ganzen östlichen Holstein ist mit wenigen Ausnahmen das mittlere und obere Diluvium an der Bodenzusammensetzung betheiligt. Zu unterst findet sich die Grundmoräne der ersten Inlandvereisung, den Geschiebemergel bildend. Derselbe ist von blaugrauer Färbung und im hohen Grade wasserundurchlässig, weshalb sich auf ihm als Untergrund im ganzen östlichen Holstein größere und kleinere Seen und Teiche in Menge finden. Auf diesen Geschiebemergel folgt dann eine von Meyer und Forchhammer Korallensand genannte Sandbildung, besonders an den Förden und den seenreichen Thälern der östlichen Landeshälfte. Diesem Korallensande, einem Schlämmprodukt der interglacialen Periode des Landes, folgt dann ein Geschiebelehm von gelber Färbung, der jedoch in tieferen Schichten auch blau und mergelig werden kann. Derselbe ist die Grundmoräne der zweiten Inlandvereisung und unterscheidet sich von dem blaugrauen, unteren Geschiebemergel vor allem durch seine verhältnißmäßig große Wasserdurchlässigkeit. Auf diese drei, das Mitteldiluvium zusammensetzenden Gebilde folgt dann das obere Diluvium, eine Decksandschicht, als Schlämmprodukt des oberen Geschiebemergels. An dem die Bodenschwelle zwischen Kiel und dem Schulen-See durchschneidenden Eisenbahneinschnitt der Kiel-Hamburger Eisenbahn, vor allem aber an der dicht dabei liegenden Ziegelei Thonberg hat nun der Verfasser die Bemerkung gemacht, daß hier die Grenze des unteren Geschiebemergels sich 3 bis 4 m über der Ostsee, ja an der westwärts liegenden Ziegelei Petersburg sogar 27 m über der Ostsee findet, während diese Grenze an den Rändern der Kieler Förde fast stets im Niveau der Ostsee angetroffen wird. Weiter ergab sich, daß bei Thonberg die Lagerung der drei Bildungen des Mitteldiluviums nicht die normale ist, sondern daß die Schichten förmlich in einander geknickt und gepreßt sind, der Korallensand an vielen Stellen sich wie ausgewalzt zeigt und mehrfach von größeren Schollen des unteren Geschiebemergels überlagert wird. Es liegt also hier eine mächtige Stauchung des unteren Geschiebemergels und des Korallensandes durch den oberen Geschiebemergel vor. Hervorgebracht wurde dieselbe durch das Inlandeis bei seinem zweiten Vorrücken, und das Resultat davon ist jener niedrige Höhenzug, welcher sich zwischen Eider und Kieler Förde in ostwestlicher Richtung erstreckt. Da der untere Geschiebemergel, wie erwähnt, stark wasserundurchlässig ist, so fand an diesem Walle die Eider einen nicht zu überwindenden Widerstand. Anders liegt die Sache bei der Schwentine. Diese hatte nur Korallensand und oberen wasserdurchlässigen Geschiebemergel zu durchbrechen, welche ihr keinen dauernden Widerstand leisten konnten.

Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß diese hydrographischen Verhältnisse der Eider nicht immer bestanden haben, sondern daß sich vor der zweiten Inlandvereisung die Eider aus dem Schulen-See über Poppenbrügge nach der Kieler Förde ergossen hat. Die Gründe hierfür finden sich besonders deutlich ausgeprägt an der Ziegelei Thonberg. Hier zeigen sich in einem Aufschlusse im Korallensande nicht nur der demselben typische Sand, sondern auch mit Lagen desselben abwechelnd mittelgroße Geröllmassen, die aus den verschiedenartigsten Gesteinen bestehen und wegen der runden

[1]) „Warum fließt die Eider in die Nordsee?“ Ein Beitrag zur Geographie und Geologie des Schleswig-Holsteinschen Landes von Dr. Hippolyt Haas, mit einer Kartenskizze. Kiel 1886, Lipsius u. Tischer.

(nicht kantigen) Form ihrer Bestandtheile nur als Flußschotter zu betrachten sind. Ueber diesem Schotter lagert dann der obere Geschiebemergel, so daß ersterer interglacial ist. Daß in der interglacialen Periode ein Wasserlauf in die Kieler Förde mündete, steht auch damit im Einklange, daß an der südlichen Umrandung derselben der Korallensand ein gleichmäßig feines Korn zeigt, wie es naturgemäß sein muß, denn die gröberen Sinkstoffe wurden zuerst und die feineren später, zum Theil erst an der Mündung, abgesetzt. Erst als bei der zweiten Vergletscherung der cimbrischen Halbinsel jene Bodenschwellung südlich der Kieler Förde sich bildete, wurde in der folgenden Abschmelzperiode die Eider genöthigt, sich vom Schulen-See westwärts zu wenden. Es geschah dies in zwei Armen, von denen der eine noch jetzt erhalten ist, während der etwas nördlichere wegen der mit den Gletschern schwindenden Wasserfülle der Eider versumpfte und nur noch in einer Reihe von Seen, vom Dreck-See bis zum Hausdorfer-See, erhalten ist.

So setzt sich also die Eider aus drei ursprünglich getrennten Flußläufen zusammen, nämlich aus einem interglacialen Stück von der Quelle beim Gute Bothkamp bis zum Schulen-See, aus einem postglacialen Lauf vom Schulen-See bis in die Gegend von Rendsburg und einem dritten Stück von Rendsburg bis zur Nordsee, welches möglicher Weise bereits in der Interglacial-Zeit einem Flußlaufe als Bett diente.

Das Têt-Fest in Tongking [1]).

„Têt, Têt" ist ein Wort, welches man gegen das Ende des Jahres fortwährend im Munde der Annamiten hört. Têt ist das große Neujahrsfest, gleichzeitig ein öffentliches, ein Familien- und ein religiöses Fest, welches einen Augenblick der Ruhe in die unaufhörliche, wenig lohnende Arbeit der emsigen Bevölkerung bringt. Auch der Aermste sucht etwas Geld für diese Gelegenheit zusammen zu bringen, und wenn das Jahr zu schlecht oder der Steuereinnehmer zu begehrlich gewesen ist, wenn die Seeräuber es weggenommen haben oder der Mandarin etwas öfter als gewöhnlich durchgereist ist, dann wird alles, was so ein armer Schlucker noch besitzt, verkauft. Neujahr bei den Annamiten ist in erster Linie ein Kinderfest, an dem aber auch alle Verwandten, selbst die verstorbenen, theilnehmen; auch die Regierung betheiligt sich, alle Staatsgeschäfte werden vom 5. Tage vor bis zum 10. Tage nach Neujahr unterbrochen; es müßten schon wichtige Dinge sein, welche diese Ruhe zu stören vermöchten. Die Armen aber können nicht so lange feiern; sie unterbrechen ihre Arbeit nur während dreier Tage und werden während der übrigen Zeit für die Dienste, welche sie leisten, gut belohnt.

Die Festlichkeiten begeht man unter sich; aller Handelsverkehr hört auf, die tiefe Stille wird nur durch das Geknatter der Schwärmer unterbrochen und man könnte sich in einer mit Gewehrfeuer angegriffenen Stadt wähnen, wenn nicht die Einwohner, in ihre schönsten Gewänder gekleidet, sich gegenseitig Besuche abstatteten. Die Besuche werden von Geschenken begleitet; reiche Chinesen und Annamiten und die Mandarinen geben ihre Karte ab oder schicken sie an ihre Bekannten, wenn dieselben zu zahlreich sind, um sie persönlich aufzusuchen.

Die Kinder wünschen den Eltern ein glückliches Neujahr, diese dagegen schenken ihnen Päckchen mit Sapeken, die in rothes Papier eingeschlagen sind (roth ist die Farbe der Freude).

Am Vorabende des Festes wird auf dem Hofe der Wohnung ein grüner Bambu aufgepflanzt, um den Ahnen und verstorbenen Verwandten das Haus kenntlich zu machen; durch dieses Zeichen werden sie eingeladen, einzutreten und das für sie speciell auf dem Ahnenaltar aufgestellte Mahl einzunehmen. Vor der Thür, die auf die Straße führt, ist ein hoher, oben mit Blättern der Fächer- und wilden Kokospalme und Federn geschmückter Mast aufgestellt, am Abend hängt man eine Laterne an demselben auf; da die Häuser nur schmal sind, stehen die Bambus nahe bei einander. Uebrigens ist das Schauspiel in den Häusern viel sehenswerther als vor denselben. Die gewöhnliche Anordnung der Möbeln ist ganz verändert. Beim Eingange müssen mit Kreide auf den Boden gemalte Bogen und Pfeile die bösen Geister abwehren, manchmal werden auch die Thüren mit dornigen Pflanzen versperrt. Eine kleine viereckige Nische links vor der Thür bildet einen Altar zu Ehren des Schutzgeistes des Hauses (des Herrn der Thür). Man verbrennt dort Kerzen und Weihrauchstäbchen und bringt Blumen, Goldpapier und zweimal täglich Speisen zum Opfer; das Goldpapier wird dabei verbrannt und einige Schwärmer losgelassen. Letztere sind ein sehr nöthiges Requisit für diese Festlichkeiten, welche daher bei den Europäern nicht sehr beliebt sind. Diese Marterinstrumente sind derartig mit einander verbunden, daß ein unaufhörliches Geknatter entsteht und ihr Gekrach dem Gewehrfeuer gleicht. Am Hause wird oft ein ungeheurer Hut von buntem und Goldpapier aufgehängt; auch er ist für die Ahnen bestimmt. Dieselben treten jeden Augenblick bei diesem Feste auf, so daß die Annamiten einen guten Vorrath von innerer Fröhlichkeit besitzen müssen, sonst würden so viele traurige Gedanken und so viel Lust sich gegenseitig aufheben. So aber herrscht letztere vor. Während der letzten drei Tage vor dem neuen Jahre werden z. B. die Gräber der Ahnen von Unkraut gereinigt und ausgebessert, eine etwas traurige Vorbereitung für das Fest.

Im ersten Zimmer der Wohnung (bekanntlich liegen die Räume hinter einander) befindet sich ein langer lackirter Tisch und darüber ein großes rothes Bild, auf welchem allerlei Figuren und daneben große goldene Buchstaben angebracht sind, welche die Eigenschaften, welche der Hausherr besitzt oder doch besitzen könnte, verkünden. Auf dem Tische stehen und liegen Kerzen, ein Räucherfaß, ein großes Gefäß voller Asche, in welchem Weihrauchstäbchen stecken, Gold- und Silberpapier, Blumen und Thee. Dieser Altar ist dem Gotte des Handels geweiht, den man anfleht, die Geschäfte zu begünstigen und für den Zufluß von Kunden zu sorgen. Am Ehrenplatze aber, gewöhnlich der Thür gegenüber, erhebt sich der Altar für die Ahnen, schöner, größer, prächtiger als die anderen; auf ihn stellt man einen lackirten und vergoldeten Stuhl, welcher die Namen der Voreltern aufzunehmen bestimmt ist; ringsumher Weihrauch, Goldpapier u. s. w., wie auf den anderen Altären und endlich eine vollständige Mahlzeit, wie sie die lebende Familie nur essen könnte. Im Hofe des Hauses wird durch einen ähnlichen nur kleineren Altar dem Brunnengeiste Ehre erwiesen und man bittet ihn, gutes Wasser zu geben.

Das große Mahl findet am 30. des 12. Monats um Mitternacht statt; es ist ein wahres Fest, begleitet vom Knattern der Schwärmer und den Klängen des Gong und Tamtam. Man trinkt tüchtig und die sonst so nüchternen Annamiten treten in ziemlich berauschtem Zustande in das Neujahr ein. Der Jahreswechsel ist mit einer ziemlich sonderbaren Ceremonie verbunden: das Wasser des abgelaufenen Jahres wird nämlich gewogen und sein Gewicht mit demjenigen einer gleichen Menge Wassers vom neuen Jahre verglichen. Wenn letzteres schwerer ist, ahnt man Unheil; im anderen Falle wird das Jahr gut sein und man von Ueberschwemmungen nichts zu fürchten haben.

Während der ganzen Dauer des Têt werden täglich drei Mahlzeiten gehalten, um 8 Uhr, um Mittag und um 5 Uhr. Endlich am vierten oder fünften Tage des ersten Monats hält man die letzte Festmahlzeit, an welcher, wie immer, die Ahnen theilnehmen, und zum Schluß wird das Gold- und Silberpapier unter dem Knattern der Schwärmer verbrannt.

[1]) Nach A. Gouin, „Le Tonkin", Bulletin de la Société de Géographie 1886, I.er Trimestre, p. 178—183.

Das ist der Abschied der Ahnen. Wenn schlechtes Wetter ist, werden die Häuser nicht gleich geöffnet, um die gewöhnlichen Geschäfte wieder aufzunehmen, sondern erst muß die Sonne einen Strahl in das Haus geworfen haben; wird dies nicht beobachtet, so droht das schrecklichste Unheil.

Mancher Aberglaube wird mit dem Neujahr verbunden. Wenn während der ersten Nacht die Katzen miauen, so hat man während des ganzen Jahres die wilden Thiere: Tiger, Wölfe, Elephanten, Eber zu fürchten. Während der Festtage darf man seinen Untergebenen und Dienstboten keine Vorwürfe machen; wenn man es thut, wird man es das ganze Jahr hindurch thun müssen. Die Personen, welche in Trauer sind, dürfen, wenn sie die weiße Kleidung nicht ablegen wollen, ihre Freunde und Bekannten nicht besuchen.

Ein gutes Zeichen ist es, wenn gleich am ersten Tage des Jahres eine hochgestellte Person ein Haus besucht; der Besuch einer Person niedrigen Standes bringt Unglück.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verein zur Rettung des Siebengebirges hat ein kleines Schriftchen „Zur Rettung des Siebengebirges" (Bonn, A. Henry, 1886) herausgegeben, das wir im Interesse der guten Sache jeden Naturfreund zu durchblättern bitten. Es schildert die Verwüstungen, welche die Steinbrüche in den basaltischen Kuppen des Gebirges bereits angerichtet haben, und führt dieselben bildlich vor Augen; da muß man allerdings bekennen, daß dort der Materialismus geradezu scheußlich gehaust und Meisterwerke der Natur, den Stolz der Rheinländer, verhunzt hat. Der Verein möchte die Regierung bewegen, zu retten, was noch zu retten geht, und weist darauf hin, daß sich Basalte namentlich auch in der abgelegenen Eifel finden, deren Bewohner durch Ausbeutung derselben vor den stets wiederkehrenden Nothständen sich schützen könnten. Sache der Staatsregierung sei es, den Anstoß dazu zu geben und durch billigere Frachtsätze auf den Staatsbahnen den Abbau der Eifel-Basalte zu fördern.

— Dr. C. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", IX. Abth., enthaltend „Das Grabfeld von Obrigheim" mit 5 Tafeln in Quart. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.) Diese neueste Schrift des rheinischen Archäologen behandelt in ausführlicher Weise die Ergebnisse der vom historischen Vereine der Pfalz bei Obrigheim a. d. Eis 1885 bis 1886 veranstalteten Ausgrabungen eines merovingischen Grabfeldes. Der erste Theil beschreibt die Aktion, die Ausgrabungen selbst, und giebt eine summarische Uebersicht der Resultate. Der zweite Theil bietet das Inventar der einzelnen Gräber und versucht nach stilistischen Anhaltspunkten dasselbe als Produkt der specifisch fränkisch-germanischen Arbeitskräfte und der römisch-orientalischen Kultur hinzustellen. Jene Stücke lieferten die einheimischen Metall- und Thonkünstler, diese Gegenstände brachte der Handel von Italien und von Byzanz her. Besonderen Werth hat der Verfasser hierbei mit Recht auf die Analyse der Ornamentik gelegt. Das Schlußwort charakterisirt im Allgemeinen die Mischkultur im Mittelrheinlande zur Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts nach ihren Haupttypen. Der Verfasser führt hierbei überall die Quellen und Analogien an, und somit schließt sich diese Schrift eines Schülers von L. Lindenschmit würdig und ergänzend an das Hauptwerk des Altmeisters der deutschen Alterthumskunde an, an Lindenschmit's „Die Alterthümer der merovingischen Zeit". — Die Ausstattung der Schrift und der Zeichnungen (1. Tafel Photographie, 2. bis 5. farbige Lithographien) ist eine recht ansprechende. Das Opus erschien als Festschrift des historischen Vereins der Pfalz zur Feier des Heidelberger Jubiläums.

— In einer quaternären Knochenschicht bei Perreux in der Nähe von Nogent-sur-Marne hat Rivière nicht nur eine Anzahl gespaltener Markknochen, sondern auch zahlreiche Steinwerkzeuge vom type moustièrien gefunden, zusammen mit den Knochen von Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus.

Asien.

— Nach der „Turkestaner Zeitung" hat die K. Archäologische Gesellschaft dem Herrn N. N. Pantussow den Auftrag ertheilt, an den alten Begräbnißstätten bei Pischpek und Tokmak Ausgrabungen zu veranstalten. Bis jetzt sind bereits mehr als 100 Gräber aufgedeckt worden. In einem derselben wurde ein Skelett in sitzender Stellung, das Gesicht nach Süden gerichtet, aufgefunden; der Schädel sieht dem eines Mikrocephalen ähnlich. Einige Skelette lagen in Särgen, doch wurden solche nur in Kurganen (Hügelgräbern) gefunden. Nur bei einem einzigen Skelette lag am Halse ein kupfernes Kreuz; bei anderen fanden sich Ohrgehänge, Fingerringe und Armbänder; außer sechs goldenen Ohrringen waren alle Schmucksachen aus einem Gemisch von Kupfer und Silber angefertigt.

— Die chinesische Regierung ist im Begriff, Formosa als eine besondere Provinz zu reorganisiren und die Insel mit einer neuen Hauptstadt zu beschenken. Dazu ist das hübsche Dorf Hu-lu-tun, etwa halbwegs zwischen Tschia-ji und Tschang-hua, ausersehen, wo eine neue Stadt erbaut wird. Inzwischen residiren der Gouverneur und der Provinzialschatzmeister in Tai-pei-fu (Bangka). Da die bisherige Hauptstadt Tai-wan-fu diesen ihren Rang verliert, so wird auch ihr Name in Tai-nan geändert werden.

— Endlich hat die Regierung von Niederländisch-Indien dem vor vier Jahren zwischen dem Sultan von Kutei und dem Herrn J. F. R. S. van den Bossche geschlossenen Vertrage ihre Genehmigung ertheilt. Letzterer erhält das Recht, auf beiden Ufern des Kutei Kohlen zu graben (auf 3000 m Breite vom Flusse ab gerechnet) und zwar längs desselben von der Mündung des Djawa bis 5 km oberhalb Tengaron. Herr van den Bossche verpflichtet sich, der Regierung alle Ausgaben zu ersetzen, welche derselben aus in seinem Interesse und auf seinen Wunsch getroffenen Schutzmaßregeln entstehen könnten.

Afrika.

— Henry M. Stanley hat sich der englischen Regierung gegenüber bereit erklärt, ohne Entgelt die Führung einer nicht militärischen Expedition von Osten her nach Uganda zu übernehmen, um den dortigen König, den Sohn seines verstorbenen Freundes Mtesa, zu bewegen, den Verkehr durch sein Land wieder zu gestatten und Emin-Bey zu entsetzen. Der Reisende veranschlagt die Dauer der Expedition auf 12 bis 18 Monate und verlangt nicht, daß die Regierung irgend welche Verantwortung für seine Person übernehme.

Die Regierung hat sein Anerbieten angenommen und sich zu einer pecuniären Unterstützung bereit erklärt.

— Die deutsch-südwestafrikanische Gesellschaft hat bis jetzt leider einen vollständigen Mißerfolg zu verzeichnen, da die verschiedenen Expeditionen zu keinem greifbaren Ergebnisse geführt haben. Zwar wurden Kupferlager gefunden, aber der Abbau derselben würde wegen der hohen Transportkosten und der niedrigen Kupferpreise mit sicherem Verluste verknüpft sein. Die Gesellschaft hat deshalb die Expeditionen eingestellt und ihren Generalbevollmächtigten aus Afrika zurückberufen und entlassen. Ein harter Schlag für unsere Kolonialpolitik! Wenn es nur der letzte ist!

— Ueber die Räumung der Station an den Stanley-Fällen verlautet jetzt, daß dieselbe nicht wegen der Feindseligkeit der Araber, sondern in Folge eines Ueberfalles durch die Eingeborenen, das kräftige Fischervolk der Wagenia, erfolgt ist. Lieutenant Dubois flüchtete dabei in ein Boot, um sich auf dem Congo zu retten, wurde jedoch von einem Pfeile tödtlich getroffen und stürzte ins Wasser. Die Regierung des Congo-Staates hüllt sich auch jetzt noch in Schweigen!

— Ueber die französischen Besitzungen im madegassischen Archipel enthält Nr. 4 der „Revue d'Anthropologie" eine Reihe von interessanten Angaben. Nossi-bé ist vulkanischer Natur und äußerst fruchtbar; drei Berggruppen von 500 bis 600 m Höhe sorgen für Abwechslung in der Oberfläche. Die Bevölkerung zählt 238 Weiße und 9300 Farbige; die letzteren zeigen sich durchaus nicht sehr zum Arbeiten geneigt. Die Gesundheitsverhältnisse sind auch nichts weniger als günstig und der Wohlstand der Insel hat durch die Hemileia vastatrix, welche die Kaffeeplantagen vernichtete, schwer gelitten. Jetzt baut man neben Reis, Mais und Maniok besonders Zucker und Vanille. Die Hauptstadt Hellville hat über 1000 Einwohner. Handelscentrum ist das fast ausschließlich von Indiern bewohnte Ambanuru mit 1600 Einwohnern. — Mayotte, von Korallenriffen umgeben, ist ebenfalls vulkanisch; seine centrale Bergkette erhebt sich bis zu 660 m. Die Insel ist wegen ihrer perniciösen Wechselfieber berüchtigt, doch haben die Verhältnisse sich einigermaßen gebessert, seitdem die Waldausrodungen zur Anlage von Zuckerplantagen aufgehört haben. Die Zahl der Weißen beläuft sich gegenwärtig auf 213 und nimmt eher ab als zu; die Anzahl der Eingeborenen beträgt 9000 bis 10 000. Die Insel ist seit 40 Jahren in französischen Händen; trotzdem beläuft sich die Gesammtlänge der gebahnten Straßen nur auf 71 km und von einem Gedeihen der Kolonie ist keine Rede. Gran Comoro, eine vulkanische Insel von der Größe wie Réunion, gilt für sehr gesund und ist großer Entwickelung fähig; ihre Einwohnerzahl ist aber durch Hungersnoth von 80 000 auf 20 000 heruntergegangen. Die Insel enthält nach den Berichten von Humblot im Inneren noch prachtvolle Wälder und liefert vorzügliche Zugochsen. Anjuan soll 20 000 Seelen haben, Mohéli 6000, beide gelten für relativ gesund. Sainte Marie an der madegassischen Küste dagegen ist seit alter Zeit wegen ihrer Fieber berüchtigt und selbst die eingeborene Bevölkerung geht von Jahr zu Jahr zurück. — Von besonderem Interesse sind die Angaben über Réunion, die Musterinsel, wo sich allein unter den Tropen eine europäische Bevölkerung völlig acclimatisirt hat. Die Bewohnerzahl belief sich 1882 auf 169 493 Seelen, darunter 120 000 Franzosen; Mischlinge werden nicht angeführt, also wohl zu den Weißen gerechnet; der Rest sind indische Kulis (30 700), Kaffern (9413) und Malgaschen (6370), sowie einige Chinesen. Bis 1868 galt die Insel für völlig gesund, seitdem haben Sumpffieber und Rückfalltyphus ihren Einzug gehalten und sich eingebürgert, seltsamer Weise nur ein Jahr nach der Einführung des Chinabaumes. So kommt es, daß 1882, wo keinerlei besondere Epidemien herrschten, die Zahl der Todesfälle die der Geburten um 694 überschritt. Es wird leider nicht angegeben, wie sich Geburten und Todesfälle auf die verschiedenen Rassen vertheilen, aber das Resultat beweist, daß selbst auf dieser Insel, von der man früher sagte, daß ihre Luft jeden Kranken gesund mache, von einer vollständigen Acclimatisation keine Rede sein kann. Im Jahre 1849 wurde der Versuch gemacht, französische Arbeiter in größerer Anzahl auf Réunion einzuführen, aber es ging wie immer in solchen Fällen, wo Weiße mit Farbigen unter gleichen Verhältnissen zusammen arbeiten sollen, und die Plantagenbesitzer waren froh, als sie ihre Landsleute wieder los waren. Zu den französischen Besitzungen rechnet der Verfasser auch Kerguelen, von dem der gleichnamige Admiral bei der Entdeckung 1773 Besitz ergriff; er hält die Insel für vollständig zu Colonisation und Viehzucht geeignet, es wird aber wohl noch einige Zeit dauern, bis seine Vorschläge Beherzigung finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Aus Kaiser-Wilhelms-Land meldet der Landeshauptmann von Schleinitz, daß man bei näherer Untersuchung des Huon-Golfs mehrere gute Häfen, sowie Gold gefunden habe.

— Der Oberkommissar des englischen Neu-Guinea, Honor. John Douglas, hat jetzt einen ersten Anfang mit der Ansiedelung dieses Gebietes gemacht. Er hat die südöstlichen Küsten von Port Moresby vermessen lassen. Der nördliche Theil soll den Eingeborenen als Reserve verbleiben, während auf dem südlichen eine Stadt, Granville benannt, in Parzellen ausgelegt wurde. Der Export von Nutzhölzern ist mit einem Ausgangszoll belastet worden. Den Europäern ward jeder intime Verkehr mit den Weibern der Papuas streng verboten.

— Die um Mitte des Jahres 1886 auf Neu-Seeland stattgefundene Volkszählung hat, mit Einschluß von 41 432 Maoris und 4540 Chinesen, eine Bevölkerung von 619 715 Seelen ergeben. Von sämmtlichen Häusern der Kolonie hatten 10 000 nur einen Raum und 20 000 mehr als einen. — Auch in Queensland wurde eine neue Zählung vorgenommen, welche für die Kolonie, ohne die Eingeborenen, 321 050 und für die Hauptstadt Brisbane 32 571 und mit Einschluß der Vorstädte 51 683 Seelen ergab.

Nordamerika.

— Das amerikanische Nationalmuseum hat nach einer Mittheilung von Dr. Charles Rau eine Serie von „Alterthümern", besonders Steinwaffen, erworben, welche der berühmten Valentine'schen Sammlung nicht nur ganz genau entsprechen, sondern auch von denselben Künstlern angefertigt sind, welche für Herrn M. S. Valentine gearbeitet haben. Die Industrie scheint mit dem zunehmenden Sammeleifer gleichen Schritt zu halten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von H. Saladin.)

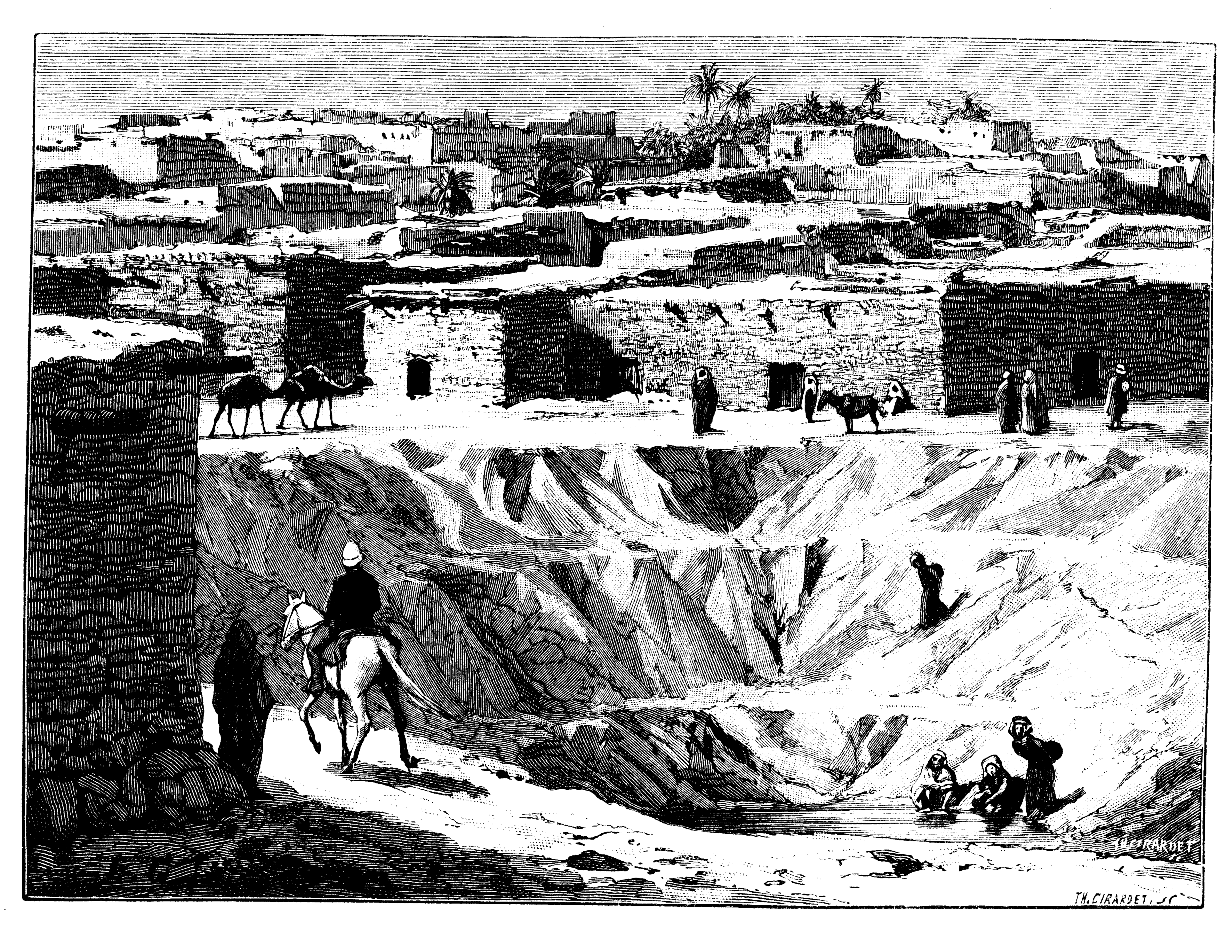
In $2^1/_2$ Stunden erreichten Cagnat und Saladin auf öden, sandigen Wegen Degasch, das Hauptdorf der Oase el-Udian, dessen Gärten und graue Häuser hinter hohen Dünen und Palmen sich verbergen. Die Oase umfaßt fünf Dörfer: Degasch, Zauiet-el-Arb, Zergan-Uled-Madscheb, Kriz und Sedada. Letzteres scheint Nachkommen der Ureinwohner zu beherbergen, welche vor drei Jahrhunderten im Dschebel Bu Halal ihren Zufluchtsort hatten und sich dann, als ihre dortige Stadt bei einer Rebellion zerstört worden war, nach el-Udian flüchteten. Sonst sind die 4170 Einwohner der Oase ausschließlich Araber, welche außer wenigen, aber sehr feinen Burnus und etwas Rosenwasser und Seife jährlich 17 500 kg Olivenöl fabriciren und sonst Handel mit ihren Datteln treiben. Ihre 112 971 Palmen liefern davon jährlich 4 248 840 kg, welche auf dem täglich in Degasch stattfindenden Markte raschen Absatz finden.

Degasch liegt auf einer kleinen Anhöhe zwischen Palmen und Gärten; in den wunderlich gekrümmten Straßen sieht man originelle Häuserfaçaden, die indessen an Zierlichkeit denen in el-Hamma und Tozer nicht gleichkommen. Ueberall bergen Vertiefungen Bäche oder Quellen, in welchen die Weiber ihre Wäsche reinigen oder Wasser schöpfen. Hier wie überall haben die Frauen elende, abgezehrte, vorzeitig gealterte Gesichter, da sie ihr Leben lang nur harte Arbeit, härter als Sklaven oder Lastthiere, verrichten müssen. Man kann sie nicht ohne Mitleid betrachten: mit schmutzigen Lumpen behängt, welche kaum ihre gekrümmten Glieder bedecken, steigen sie langsam mit Schläuchen oder Krügen zu der Quelle hinab und nach Füllung derselben keuchen sie, gekrümmt unter der gewaltigen Last, noch mühsamer wieder hinauf. Die Männer ihrerseits arbeiten in den Gärten, graben die Erde am Fuße der Palmen um, ziehen die Bewässerungsgräben, säen Gerste, befruchten die Palmen u. s. w., kurz sie arbeiten in Tunesien, anders als sonst in Afrika, wie in Europa, nur daß sie nicht so glücklich sind, auch die Früchte ihrer Arbeit genießen zu können.

In demjenigen Theile der Oase, welcher heute Kriz heißt, befinden sich die Ruinen des antiken Thiges. Auf die erste derselben trifft man in dem Weiler Uled-Madschen, wo ein hohes Minaret auf antikem Fundamente, wahrscheinlich demjenigen eines Mausoleums, errichtet ist. Der Sage nach hat es eine römische Dame erbauen lassen. Ausgedehntere Reste finden sich im Dorfe Kriz selber, namentlich an einer Oertlichkeit, welche Gebba oder Beled-Dakianus (Land des Dakianus) heißt; Dakianus, worin man sofort den lateinischen Namen Dacianus oder Decianus erkennt, war der Sage nach Statthalter im Lande vor der mohammedanischen Eroberung und so mächtig, daß er seine Züge bis Egypten ausdehnte; sehr wahrscheinlich, daß dieser Tradition ein historisches Ereigniß zu Grunde liegt. Die Trümmer sind meist vom Sande überdeckt; nur ein Mausoleum, die Fundamente einer Befestigung mit viereckigen Thürmen und zahlreiche Mauerreste sind allein noch sicht-

bar. Unweit davon liegt ein kleiner Hügel, der Dschebel Ras-el-Aïn Breïan, auf dessen Gipfel einige lateinische Worte, Namen von Gottheiten und Weiheformeln, in den lebenden Fels gegraben sind. Von dort oben erblickt man in der Ferne die Sebcha Fara'un mit den sie umgebenden grauen Hügeln und wenigen Oasen, ein Meer von Sand und Salz mit weißer Oberfläche, welche im Sonnenscheine leuchtet und glitzert; quer hindurch zieht sich eine dunkele Linie, der Pfad, auf welchem man die trügerische Sebcha überschreiten kann. Der Kaid von el-Udian hat dort oben Wächter postirt, welche die heranziehenden Karawanen zu erspähen haben; mit Hilfe eines Fernrohres können dieselben auch die kleinsten Terrainfalten durchmustern und bei dem hellen Lichte und der klaren Luft dem Posten in Tozer jeden Trupp Reisender 4 bis 5 Stunden früher anmelden, ehe derselbe die Oase erreicht.

Von Degasch kehrten die Reisenden nach Kurbata zurück, und zwar durch den Engpaß Fum es-Gegg auf einem abschüssigen und einsamen Wege, längs dessen zahlreiche Steinhaufen sich finden, welche dort „Meschad" heißen und zur Erinnerung an einen unbestraft gebliebenen Mord errichtet werden. Jeder vorbeiziehende Reisende muß einen Stein auf das Grab dessen werfen, den man eines Morgens leblos, in seinem Blute schwimmend, auf der Straße liegend gefunden hat und dazu die Worte sprechen: „Möge Allah dem Mörder einen ebenso grausamen Tod schicken, wie den, welchen er einem Unschuldigen bereitet hat." Auf solche Weise wächst der Meschad allmählich mehr und mehr. Im



Quelle in Degasch.

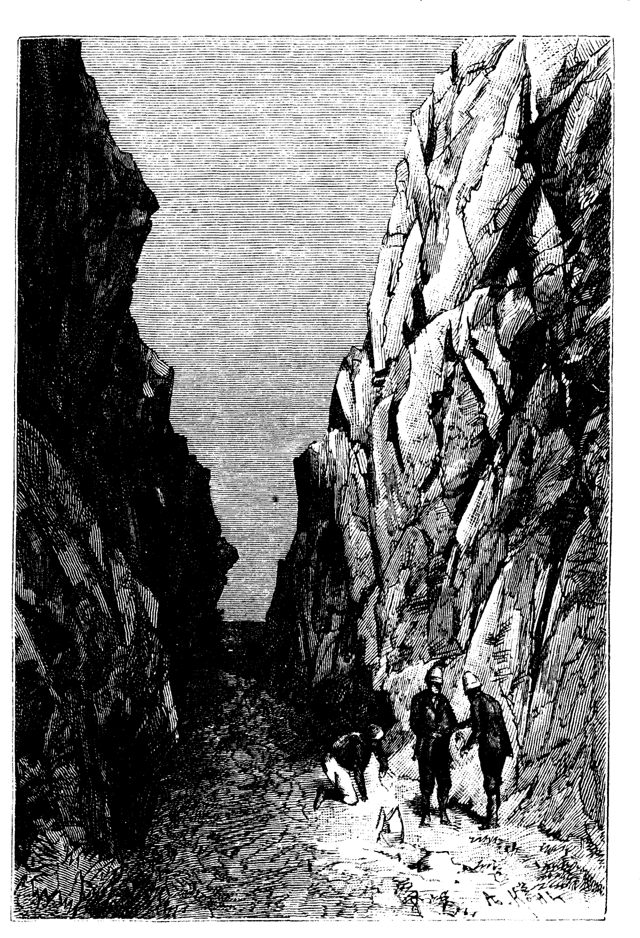
Ganzen zählten die Reisenden 14 solcher Haufen, die aber alle älter waren als drei Jahre. Seitdem haben sich die Dinge sehr zum Besseren gewendet; ohne Furcht begegneten die Reisenden hier einer Schaar von etwa 30 bis an die Zähne bewaffneter Schufte: die Scheu vor den Franzosen ist jetzt in der ganzen Regentschaft zu groß, als daß dieselben das Geringste gegen die Fremden zu unternehmen gewagt hätten.

Gegen Abend war Kurbata erreicht, am folgenden Tage Kaffa, von wo aus Cagnat und Saladin sich nach dem vollkommen öden und fast unbekannten Westen aufmachten. Der commandirende General hatte ihnen deshalb eine Abtheilung Husaren unter Befehl des Lieutenants Palat, eines emsigen Zeichners und Archäologen — desselben, der kürzlich zwei Tagereisen von Ain-Salah entfernt seinen Tod gefunden hat — beigegeben.

Der erste Tagesritt brachte sie bis zur Quelle des Wed Tefel; am nächsten Morgen betraten sie die letzten Ausläufer des Dschebel Stah und überschritten zuerst das weite, trockene Kalksteinplateau, welches jenes gewaltige Gebirge begrenzt; der Fels ist dort stellenweise so hart und glatt, daß man für die Pferde und Kameele hat Stufen hauen müssen. Als sie den höchsten Punkt desselben erreicht hatten, erblickten sie im NW eine große, im O und W von Bergen und Hügeln umschlossene Ebene, den Bahirt-Duara (auf der neuen französischen Generalstabskarte Garaat ed-Douza), eine Art theils sumpfigen, theils fruchtbaren Beckens, in welchem die Araber einige Felder bestellen. Das Lager

wurde inmitten der Ruinenstelle Henschir Sema aufgeschlagen, neben einem kleinen unbedeutenden Mausoleum, das dem 5. Jahrhundert anzugehören schien. Während die Zelte aufgebaut wurden, besichtigten die Reisenden im Süden der Ruinen einen Berg, welcher in alten Zeiten offenbar als Steinbruch gedient hat, und folgten dem engen, sich vor ihnen öffnenden Thale, bis es sich zu einer wilden Schlucht zusammenzog, deren Seitenwände, durch eine plötzliche Umwälzung entstanden, die sonderbarsten Formen darboten. In dem Geröll am Boden der Schlucht sammelte Lieutenant Palat zahlreiche Fossilien; aber weitere Forschungen wurden durch die hereinbrechende Dunkelheit unmöglich gemacht. Am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise in westlicher Richtung fort; als sie aber bis Ras el-Aïun (16 km) keine interessante Ruinen gefunden hatten, beschlossen sie, nicht weiter nach Westen vorzudringen, sondern nordöstlich auf Sidi-Aïsch zu marschiren. Ras el-Aïun liegt halbwegs zwischen Kafsa und der bekannten algerischen Oase Negrin. Das dort vorbeiziehende Wed Seldscha hat sich nach Süden durch das gleichnamige Gebirge ein schmales, enges Thal gebrochen, dessen Sohle mit Schilf und buschigen Tamarisken bestanden ist und verschiedenerlei Wild in Menge beherbergt. Diese Schlucht besitzt eine gewisse strategische Wichtigkeit, denn sie ist die bequemste Verbindung zwischen dem Dscherid und den Ebenen westlich von Kafsa. Darum war der Punkt früher auch durch ein kleines Fort geschützt, welches jetzt aber in Trümmern liegt; wahrscheinlich führte einst auch eine römische Straße hier hindurch.

In der Richtung nach Sidi-Aïsch war der erste Wasserplatz, auf welchen sie stießen, Bir Dschellabu, der zweite die Quelle Um-el-Kessab (Mutter des Rohres), welche damals zwar nur spärlich floß, aber in der Regenzeit einem ansehnlichen Flusse als Ursprung dient. In den daneben liegenden Ruinen entdeckten die Reisenden ein zierliches Mosaikpflaster, welches den Beweis lieferte, daß dieses jetzt so öde und menschenleere, nur dicht mit Halfa bestandene Gebiet in alter Zeit von einem immerhin wohlhabenden Gutsbesitzer bewohnt und bebaut gewesen sein muß. Voraussichtlich ist die Zeit nicht fern, daß hier wiederum lohnender Ackerbau betrieben wird. Die Nacht wurde in Henschir Medschen-Um-el-Kessab zugebracht, der ansehnlichsten römischen Ruine, auf welche man seit Kafsa gestoßen war; namentlich fiel dort ein großes, rechteckiges Reservoir (größte Länge 51 m) mit daran angebautem Wasserfilter auf, dem ein kleiner, zum Theil noch erhaltener Aquadukt von Westen her das erforderliche Naß zuführte. Mit Sonnenuntergang des folgenden Tages erreichten sie Sidi-Aïsch, einen kleinen französischen Posten, der eine Tagereise nördlich von Kafsa auf einer antiken Ruinenstätte errichtet ist. Der Marsch führte über weite, einförmige Halfa-Ebenen, deren Langweiligkeit keine Ruine, keine Terrainwelle unterbrach, sondern höchstens ab und zu ein aufspringender kleiner grauer Hase, nicht größer als ein wildes Kaninchen, den zu hetzen und zu fangen den begleitenden Husaren angenehmer Zeitvertreib war.



Schlucht im Dschebel Stah.

Die Ruinen von Sidi-Aïsch, welches man gewöhnlich für die römische Station Vicus Gemellae hält, sind von ziemlicher Ausdehnung und liegen am Fuße des Dschebel Sidi-Aïsch. Besonders ragen mehrere Mausoleen aus Hausteinen, darunter zwei sehr gut erhaltene, hervor. Dieselben bestehen aus zwei Stockwerken, deren unteres nur ein viereckiger Thurm von 2 m Seitenlänge ist; das obere enthält eine Nische, in welcher einst die Statue des dort Begrabenen stand, und darüber erhebt sich als Krönung des Ganzen eine Pyramide. Wahrscheinlich waren alle Grabmäler nach demselben Muster erbaut. Die Frage, wie eine so stattliche Nekropole neben einem so kleinen Flecken entstehen konnte, wurde gleichfalls gelöst, als ein Soldat am Fuße des Berges einen ziemlich hohen Hügel aus lauter Vasenscherben von gebranntem Thon entdeckte: man hatte da offenbar die Abfälle einer großen römischen Töpferei und Vasenfabrik vor sich. Offenbar hat sich der antike Flecken rings um die Fabrik gebildet, deren Besitzer, Werkmeister und Arbeiter sich in der Nähe ansiedelten; erstere wurden unter Mausoleen, die zum Theil noch heute aufrecht stehen, begraben, die anderen in bescheideneren Gräbern. Da das von einer Bergquelle gelieferte Wasser trefflich und in Fülle vorhanden war, konnte die Ansiedelung leicht emporblühen. Zu bedauern ist nur, daß man bei der Errichtung des französischen Lagers schon verschiedene Inschriftsteine und Architekturstücke zerstört oder verstümmelt hat; die Reisenden drücken bezeichnender Weise die Hoffnung aus, daß die Soldaten wenigstens die noch aufrecht stehenden Denkmäler geschont haben mögen.

Von Sidi-Aïsch aus ritten sie in nördlicher Richtung durch eine Reihe von theils steilen, theils flachen Thälern mit verschiedenen Namen, welche zusammen den Oberlauf des Wed Baïesch, der bei Kafsa vorbeizieht, bilden. Der feine, weiche Sand auf dem Boden dieser Thäler that den etwas ermüdeten Thieren sehr wohl und ermöglichte ein rascheres



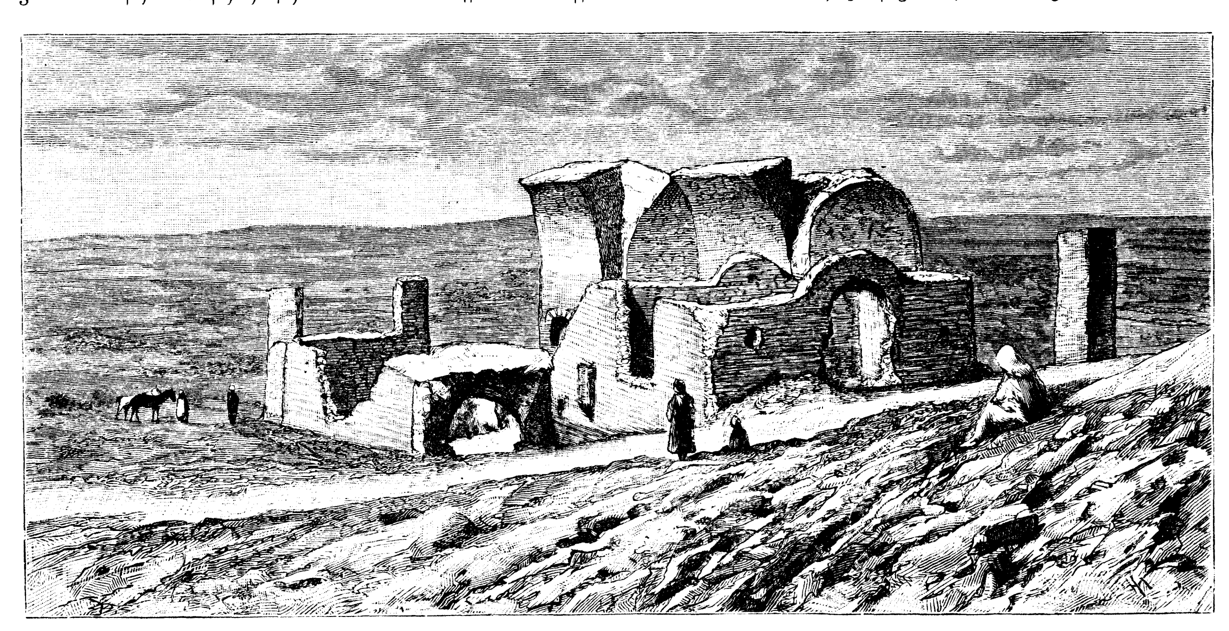
Römische Grabdenkmäler in Sidi-Aïsch.

Fortkommen. Gegen 4 Uhr zeigten sich die weißen Kuppeln der Zauia von Feriana und ihre beiden sterilen Palmen; hinter dem kleinen Dorfe erheben sich die bewegten Formen der Berge, welche hier die Grenze zwischen Tunesien und Algerien bilden und bei der herannahenden Dunkelheit ihre Färbung ständig wechseln.

2 km nördlich von dem elenden Dorfe Feriana liegen die Ruinen des antiken Thelepte; das eine wie das andere verdankte seine Existenz dem klaren Wasser des Flüßchens Bu-Haïa, welches im Sommer und Herbst wenige Kilometer unterhalb des Dorfes sich im Sande verliert, aber gegen Ende des Winters und im Frühling durch schmelzenden Schnee und reichliche Regengüsse vergrößert, bis Kafsa gelangt, dann bis Kurbata unterirdisch fließt und dort einen Fiebersumpf bildet, um sich schließlich in der Sebcha zu verlieren. Ehe die erobernden Araber diese ganze Gegend entwaldet und entvölkert haben, konnten Reisende nach Angabe arabischer Geschichtsschreiber von Tebessa bis Kafsa stets im Schatten von Wäldern und Gärten sich bewegen, und die Flüsse führten in ihren Betten dauernd und regelmäßig Wasser, während sie jetzt bald als verwüstende Gießbäche einhertosen, bald trocken daliegen, die Abhänge ihren Humus verloren haben und von Felsen starren, und selbst die Ebenen nur noch Halfagras hervorbringen.



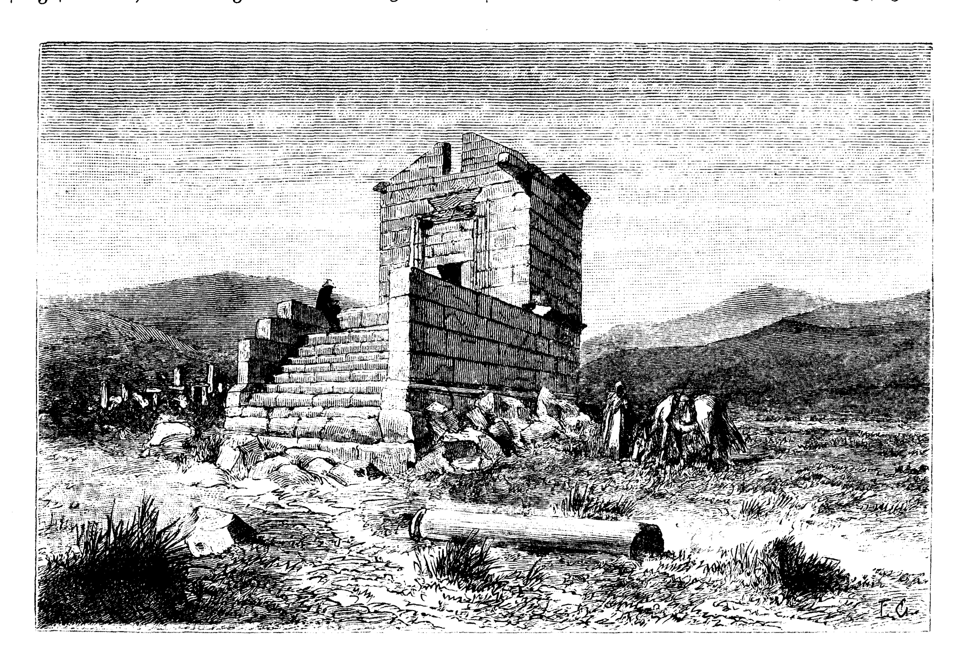
Feriana.



Die Thermen von Thelepte bei Feriana.

Die Ruinen von Thelepte führen heute den Namen Medinet-el-Chedima, d. h. die alte Stadt; die alten Autoren berichten wenig von ihr, doch wissen wir, daß sie zu Justinian's Zeiten neben Kafsa Residenz des Herzogs von Byzacene und folglich eine der beiden größten Städte des Landes war. Prokop zufolge wurde sie damals mit mächtigen Mauern umgeben. Ihre Ruinen bedecken heute einen ansehnlichen Raum, aber sie sind auch gründlich durch einander geworfen. Aus vorvandalischer Zeit haben sich nur das Theater und die Thermen erhalten; weit mehr aber aus byzantinischer, namentlich die gewaltige, 350 m lange und 150 m breite Burg, deren oberste Steinschichten herabgefallen und vom Sande halb begraben worden sind. Das Innere derselben ist mit Steinen, umgestürzten Säulen u. s. w.

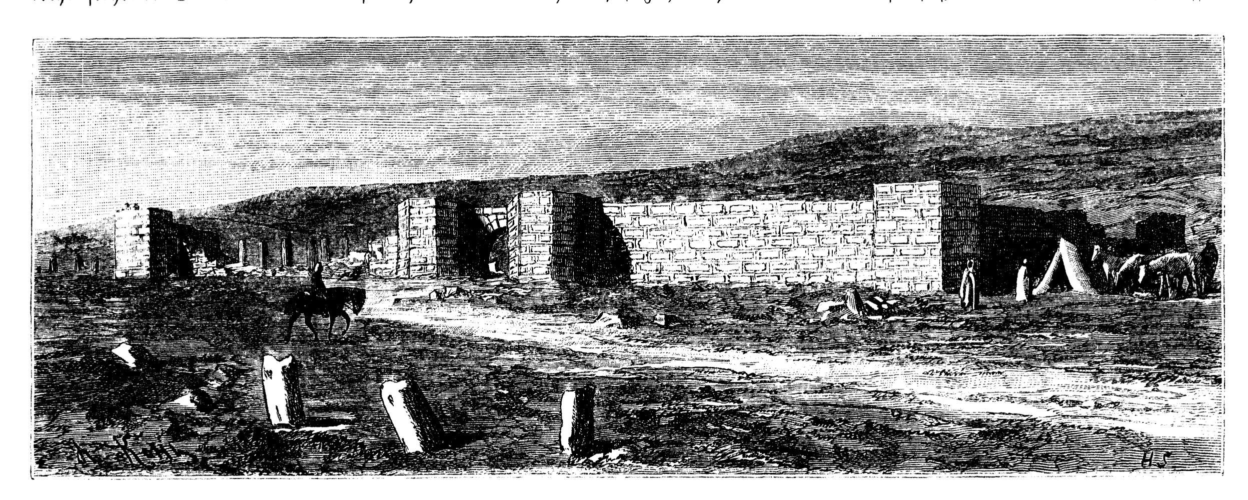
erfüllt; hier wären gut geleitete Ausgrabungen sehr am Platze, wie denn Major Pédoya bereits an den vier Ecken des Bauwerkes Thürme und Bastionen, im Inneren eine Kirche mit zwei Absiden und sogar die Leiche eines Bischofs gefunden hat. Rings um die Burg waren kleinere Befestigungen angelegt, welche damals zum Theil systematisch zerstört wurden, um Steine zum Bau der Kasernen zu gewinnen; einfacher wäre es freilich gewesen, die in Masse lose herumliegenden Blöcke dazu zu verwenden, aber — bemerken die Reisenden giftig — es hätte der



Mausoleum von Henschir ez-Zaâtli.

Tradition widersprochen, antike Bauwerke und Inschriften zu schonen, und die Tradition muß respektirt werden, selbst wenn sie so bedauernswerth ist, wie in diesem Falle.

Die übrigen bemerkenswerthen Denkmäler von Medinet-el-Chedima sind ein fast ganz zerstörtes Theater, vier aufrecht stehende Säulen mit darauf ruhenden Gebälktheilen, und namentlich Thermen, welche noch vollkommen in ihren Einzelheiten zu erkennen sind und bei den Eingeborenen noch el-Hammam (Warmbad) heißen. In der Mitte befindet sich ein mit Nischen, die zur Aufnahme von Bildsäulen bestimmt waren, versehener Saal und ringsherum zahlreiche andere mit Mosaikfußböden. Das Gebäude, dessen



Henschir Tamesmida, Ruinen eines römischen Castells.

Grundriß die Reisenden vollständig aufnahmen, stammt seiner sorgfältigen Bauart nach wahrscheinlich aus der Zeit der Antonine, der Blütheperiode des römischen Afrika. Neuerdings hat man auch in Feriana zwei christliche Basiliken ausgegraben, deren eine deshalb besonderes Interesse erweckt, weil man fast alle Details ihrer inneren Einrichtung aufgefunden hat. So befinden sich die Basen aller Säulen noch an ihrer ursprünglichen Stelle; sodann hat man Spuren des Gitters gefunden, welches den Chor vom übrigen Gebäude schied, Reste des Altars und selbst der Sakristei, sowie zahlreiche Gräber in und neben der Kirche mit vollständig erhaltenen Skeletten. Ganz Thelepte war aus groben Hausteinen erbaut, welche aus dem gut zur Hälfte verbrauchten Hügel Mokta el-Betuma stammten, der 60 m

hoch ist und am Fuße 700 bis 800 m im Umfange mißt; die Spuren der Werkzeuge sind noch an demselben sichtbar.

In der Umgegend von Feriana waren den Reisenden zwei Ruinenstätten nachgewiesen worden, in deren einer, dem in gerader Richtung 18 km östlich entfernten Henschir ez-Zaâtli, ein wohlerhaltener Tempel stehen sollte. Als sie aber dort anlangten, fanden sie nur ein Grabmal, allerdings gut erhalten und in der Anlage einem Tempel ähnlich, zu dessen Cella, welche das obere Stockwerk bildet, eine Treppe hinaufführt. Ueber der Eingangsthür befindet sich eine Inschrift, welche der dort bestatteten, im 54. Lebensjahre verstorbenen Postumia Matronilla eine Reihe der vorzüglichsten Eigenschaften nachrühmt, indem sie sie nennt „unvergleichliche Gattin, treffliche Mutter, liebevolle Großmutter, keusch, fromm, fleißig, sparsam, immer selbst bei der Arbeit zugreifend, über Alles wachend, sich um Alles sorgend, treu ihrem Manne, ein Muster von Thätigkeit und Zuverlässigkeit".

Die andere Ruine, Henschir-Guböl, liegt 11 km westlich von Feriana, war einst ein befestigtes Dorf und enthält unter anderem ein religiöses Gebäude, vielleicht ein Kloster, dessen Skulpturen theilweise an die romanischen Bauwerke des südlichen Frankreich, theilweise sogar an florentinische Renaissance erinnern. Nördlich von diesem Henschir zieht sich eine Felsschlucht durch die Berge, durch welche eine stellenweise noch gut erkennbare römische Straße, welche Tebessa und Kassa verband, gegangen ist. Nach den militärischen Bauten längs derselben zu schließen, muß sie von großer strategischer Wichtigkeit gewesen sein, denn dort, wo sie die algerische Grenze schneidet, in Bir-Um-Ali, lag eine Auxiliar-Cohorte, von welcher Inschriften sich erhalten haben, und hier einige Kilometer nordöstlich von dem erwähnten Engpasse befinden sich die imposanten Reste einer Festung, welche den Namen Tamesmida führen. Die ganze, von rechteckigen Thürmen flankirte Ostseite steht noch aufrecht; das Thor wird von zwei polygonalen Thürmchen vertheidigt, und im Inneren erkennt man noch die einzelnen Zimmer, Ställe, Oelmühlen u. s. w. Leider hinderte der Umstand, daß sich dort keine Quelle findet und man das nächste Wasser erst am folgenden Abend in Kasserin zu treffen hoffen durfte, die Reisenden an einer eingehenden Untersuchung und Aufnahme der interessanten Ruine.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. Karl Lechner.

I.

In nachfolgender Skizze soll der Versuch gemacht werden, die geographischen und ethnographischen Verhältnisse dieses Landstriches dem Leser vorzuführen [1]). Daher muß zuerst der Begriff „Hanna" genauer begrenzt werden. Da trifft man nun gleich die verschiedenartigsten Angaben in den einheimischen Werken selbst. Schwoy [2]) giebt derselben eine Ausdehnung von ungefähr 20 Quadratmeilen um und zwischen den Städten Olmütz, Wischau und Kremsier; gewöhnlich begegnen uns als Grenzpunkte Wischau, Kremsier, Olmütz und Leipnik [3]). Ja, in dem von L. Rieger, dem bekannten Parteiführer der Tschechen, redigirten slavischen Conversationslexicon werden die Orte Posoritz, Plumenau, Littau, Leipnik, Biskupitz, Holleschau, Butschowitz, Napajedl und Austerlitz als Grenzpunkte angeführt, was ohne Frage geographisch nicht zulässig ist [4]). Diese divergirenden Angaben haben darin ihren Grund, daß der Begriff bald geographisch, bald ethnographisch gefaßt wird. Streng geographisch betrachtet, kann man als Hanna nur das Land zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses bezeichnen; nimmt man aber Rücksicht auf die Qualität des Bodens, so umfaßt diese Landschaft die Gerichtsbezirke Olmütz, Proßnitz, Prerau, Kojetein, Kremsier und Wischau, gleich 22,5 Quadratmeilen = 1294 Quadratkilometer. Soweit Tracht und Kleidung hannakisch sind, dürften nur noch wenige Ortschaften des Gerichtsbezirkes Zdounek hierher zu zählen sein, sowie solche im westlichen Theile des Bezirkes Holleschau. Charakteristisch ist, daß die Deutschen der Sprachinsel südwärts von Wischau ihr Gebiet nicht mehr als zur Hanna gehörig ansehen. Das gilt auch von den Slaven um Austerlitz und Butschowitz.

Hinsichtlich der Hydrographie heben wir zuerst die Hanna hervor. Dieselbe entspringt auf dem Plateau von Drahan, dessen höchste Erhebung 656 m beträgt; ein kleiner Teich beim genannten Dorfe ist als deren Quelle anzusehen [1]). In enger Waldschlucht fließt sie bis Wischau nach Südosten; im Orte Dieditz nimmt diese große Hanna die weiter westlich fließende, beim Dorfe Kulirzow entspringende kleine Hanna auf. Anfangs ist das Gefälle stark, denn Wischau liegt nur mehr 254 m hoch. Ihr zunächst östlich gerichteter Lauf geht allmählich in einen nordöstlichen über, bis der Fluß im untersten Theile die frühere Richtung wieder annimmt und unterhalb des Dorfes Bezměrau in die March mündet. Von Wischau ab ist das Gefälle unbedeutend;

[1]) Außer der eigenen Anschauung des größten Theiles dieses Gebietes dienten als Behelfe die Schriften der mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau rc., die topographischen Werke von Schwoy, Wolný und die Vaterlandskunde von Kořistka, die Zeitschrift Moravia u. a. Im „Notizenblatt der historisch-statistischen Section" der genannten Gesellschaft, Jahrgang 1883, Nr. 6, stellt d'Elvert die hierher bezügliche Literatur älterer Zeit zusammen, die dem Verfasser meist vorgelegen hat. Einzelnes findet sich in der Zeitung „Moravská Slovač", Beilage Nr. 14 f. vom Januar 1885 aus der Feder des tschechischen Schriftstellers Primus Sobótka.

[2]) Topographie vom Markgrafthum Mähren. Wien 1793, S. 1, 27.

[3]) Kořistka, „Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Schlesien", 1860, S. 255.

[4]) Ausgabe von 1863 unter Hanna. Diese Begrenzung stammt wohl aus der „Oesterreichischen Nationalencyklopädie", Wien, Beck, 1835, II, S. 499, wo sie sich genau so wiederfindet.

[1]) Die Quelle liegt nach Kořistka, dessen Höhenangaben gegen die der neuen Generalstabskarte meist zu niedrig erscheinen, 606 m hoch unter 49° 26′ 20″ B., 34° 34′ L. v. Ferro.

nachstehende Höhenangaben geben ein Bild der Bodenconfiguration: Wischau 254 m, Brücke bei Eiwanowitz 217 m, Brücke bei Nezamislitz 207 m, Brücke bei Kojetein 194 m, Mündung 192,5 m. Die mittlere Breite des von der Hanna durchflossenen, nur von geringen Höhenzügen umrahmten Thales beträgt über 1 km, die mittlere Seehöhe 220 m, ihre Gesammtlänge 54 km, der direkte Abstand 36 km, also die Flußentwickelung 1 : 1,5.

Der Hauptfluß unserer Landschaft ist die nach Südost fließende March, welche etwa von der Einmündung der Oslawa nördlich von Olmütz bis nach Kwassitz auf einer Strecke von 62 km hierher zu rechnen ist. Ihr Gefälle innerhalb dieser Grenzen ist gleichfalls gering. Olmütz, das von der March umschlossen ist, hat am Ring eine Seehöhe von 222 m, an der Neustifter Brücke 209 m, nördlich von Dub 204 m, an der Bahnbrücke bei Kojetein 199 m, an der Wehre bei Kremsier 191 m. Zwischen Littau und Olmütz, dann zwischen Dub und Tobitschau theilt sie sich in mehrere Arme. Die Höhenzüge treten nur bei Charwat, südlich von Olmütz, näher an den Fluß heran, erreichen jedoch nur vereinzelt höchstens 60 m. Das Thal selbst senkt sich nur mäßig und hat eine Breite von 8 bis 18 km[1]). Auf der rechten Seite nimmt die March die unterhalb Tobitschau mündende Blatta, weiter südwärts die Wallowa auf. Auf der linken tritt die Betschwa, nächst der Thaia der bedeutendste Nebenfluß der March, in unser Gebiet ein. In demselben geht ihr Lauf bis Prerau südwestwärts, von da eine Strecke weit westlich, um in flachem östlichem Bogen nach Aufnahme der Moschtienka unterhalb der Marchwehre bei Kremsier in diesen Fluß sich zu ergießen. Das Gefälle illustriren nachstehende Höhenangaben: Prerau 212 m, 2 km südlich von Troupek 200 m, Eisenbahnbrücke bei Chropin 190 m, Mündung etwa 187 m. Bei Kwassitz nimmt die March noch den Russawabach auf.



Hannakisches Brautpaar.
(Nach einer Aufnahme des fürsterzbischöflichen Hofphotographen Sonntag in Kremsier.)

Alle diese Bäche haben sich tief in den weichen Erdboden eingegraben, ganz besonders die Betschwa; sie hat an ihrer Mündung ein Bett von kaum 7 bis 8 m Breite am oberen Rande, bei geringem Wasserstande in der Grabentiefe oft nur ein solches von $2^1/_2$ m Breite. Die gegen die Ebene auslaufenden Höhenzüge sind nirgends von Bedeutung. Zwischen Hanna und Wallowa schieben sich die Ausläufer des Plateaus von Drahan als sanft abfallende Hügelreihen hinein, von hier zur March treten einzelne Ausläufer des böhmisch-mährischen Plateaus an die Ebene heran, zwischen March und Betschwa sind es die allmählich sich senkenden Höhen des Odergebirges, während zwischen Betschwa und Russawa die letzten vorgeschobenen Bergrücken der Karpathen sich ausdehnen, im Javornik noch eine Höhe von 865 m, im sagenberühmten Hostein eine solche von 736 m erreichen, um dann in steilem Abfall in der Ebene sich zu verlieren.

In der nach drei Seiten sich senkenden Ebene haben die zusammenströmenden Gewässer nicht selten gewaltige Verheerungen angerichtet, besonders die Stadt Prerau[1]) hatte viel von den Ueberschwemmungen der Betschwa zu leiden. Trotz der 1814 bis 1819 vorgenommenen Regulirung der Hanna und Blatta treten auch diese Flüsse nicht selten in ihrem Mündungsgebiete aus. Und ebenso die March, deren Lauf in historischer Zeit sich bedeutend verändert hat. Schon mehr als 300 Jahre zieht sich die Frage nach der Regulirung dieses Flusses, speciell in unserem Gebiete, hin und neuestens wird energisch für die Herstellung eines March-Betschwa-Oder-Kanals plaidirt[2]). Der erste Beschluß zur Schiffbarmachung der March reicht schon in das Jahr 1542 zurück[3]). 1830 bis 1836 wurde auf Veranlassung der Herrschaftsbesitzer von Kremsier und Kwassitz

[1]) Die größte Breite im Norden ist zwischen Tobitschau und Prerau, im Süden zwischen Kojetein und Hullein.

[1]) Das deutet wohl schon der Name an, denn prerow bedeutet so viel als „Wassergraben“.
[2]) Notizenblatt 1878, Nr. 7, S. 8; 1881, Nr. 8.
[3]) Mittheilungen 1876, Nr. 40.

die Strecke von der Wehre zu Kremsier bis gegen Kwassitz (ungefähr 8 km) regulirt [1]). Die Nothwendigkeit der Regulirung erhellt zur Genüge aus der Angabe, daß innerhalb unserer Begrenzung nach behördlichen Erhebungen ein Gebiet von 15580 ha, worauf 51000 Menschen wohnen, den Ueberschwemmungsgefahren der March ausgesetzt ist [2]). Auch die Frage nach einer Kanalverbindung zwischen March und Oder ist nicht neu, sie taucht schon 1653 auf; der jetzt geplante Kanal soll in gerader Linie von Prerau nach Kremsier führen. Da die March mehrere „Wehre" hat, giebt dies der Ausführung der Schiffbarmachung viel zu schaffen. Schiffbar würde sie, respective der Kanal von Kremsier nach Prerau, weiter die Betschwa und der Kanal zur Oder, wohl nur zur Zeit des mittleren Wasserstandes sein. Denn während der Sommermonate, ja oft bis in den Herbst hinein ist der Wasserstand ein äußerst niedriger, so daß sie z. B. hier in Kremsier bequem zu durchwaten ist. Zur Regenzeit und der Zeit der Schneeschmelze steigt sie hingegen gewaltig an, und erreicht nicht selten eine Höhe von 4 bis 5 m über dem Normalstande.

In geologischer Hinsicht treffen wir in der Hanna fast nur jüngere Gebilde. Das Plateau von Drahan gehört der Grauwackenzone an, das eigentliche Hannathal ist mit miocänen Ablagerungen bedeckt, ebenso die Umgebung von Proßnitz. Oestlich von Olmütz, im Süden von Kokor begrenzt, dehnt sich gleichfalls die Grauwacke aus. Zwischen Holleschau, Bistritz und Dřewohostitz stößt man auf eocäne Bildungen. Der größte Theil der von der Thalsohle flach ansteigenden Hügelreihen ist diluvialen Ursprungs, sie selbst mit alluvialen Anschwemmungen überdeckt. Nur die Stadt Olmütz und ihre nächste Umgebung weist noch aus dem Alluvium herausragende ältere Gesteinsarten auf, wie zum Theil Abschwemmungen, zum Theil Bohrungen behufs Erlangung von gutem Trinkwasser ergeben haben. Die von den Genietruppen 1832 bis 1841 bis zu einer Tiefe von 105 Klafter = 199,08 m vorgenommene Bohrung zeigt, daß die jüngeren Ablagerungen eine Mächtigkeit von 57,8 m haben. H. Wolf führt sogar den Nachweis, daß Olmütz in nächster Nähe zufolge der geologischen Verhältnisse nie reichliche Quellen erwarten dürfe [3]). Die Anschwemmung von fruchtbarem Schlamm ist überall sehr beträchtlich. Ein Maß dafür geben die in der Tiefe von mehreren Metern durch neue Abschwemmungen bloßgelegten fossilen Eichenstämme, die man von Olmütz bis gegen Prerau hin fand, welche von den dortigen Tischlern zu schwarzen Möbeln verarbeitet wurden [4]).

Das Klima der Hanna ist eines der mildesten in Mähren und daher das Jahresmittel der Temperatur relativ hoch. Die vorherrschende Windrichtung ist West und Nordwest, nur in den Wintermonaten macht sich der Nordost fühlbar. Auf der nächsten Spalte geben wir eine Tabelle der mittleren Jahrestemperatur der bedeutendsten Stationen unseres Gebietes im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1884 inklusive, geordnet nach der Seehöhe.

Man sieht daraus, daß die tiefstgelegenen Punkte eine relativ hohe Jahrestemperatur haben, wobei freilich zu bemerken, daß das Jahr 1882 sehr heiß war, so daß die Angaben um so weniger als genaue Jahresmittel anzusehen sind, als nur eine vierjährige Beobachtungsreihe vorliegt. Die Sommertemperatur ist ziemlich hoch, 1882 z. B. war die Maximalgrenze für Kremsier 33° C. Die geringste

[1]) Mittheilungen 1882, Nr. 39.
[2]) Mittheilungen 1876, Nr. 7.
[3]) Jahrbücher der geologischen Reichsanstalt 1863, S. 574 ff.
[4]) Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt 1863, S. 587.

Niederschlagsmenge weist das keineswegs in der Gewitterlinie liegende Kremsier auf, die größte hat das Plateau von Drahan; auffallend niedrig ist dieselbe gegen die Karpathen hin. Die große Zahl der Stationen zeigt, welchen Werth man den Beobachtungen in Rücksicht auf die Landwirthschaft beilegt. Prerau ist als Centrum anzusehen, von wo aus die einzelnen großen Gutsbesitzer die von der k. k. meteorologischen Centralanstalt in Wien telegraphisch gemeldeten Witterungsnachrichten erhalten.

	Seehöhe m	Jahresmittel in ° C.	Jahresmittel der Niederschlagsmenge 1884 mm
Protiwanow *	673	5,83	688
Odrawek	580	6,15	535
Krasenko	565	6,10	496
Ferdinandsruhe	490	6,15	488
Richtařow	387	6,62	453
Bistritz a. H.	341	7,9	415
Pustoměř	312	8,07	406
Pawlowitz	309	6,50	424
Přestawlk	300	7,77	480
Prerau	212	8,72	586
Kremsier *	202	8,53	388 [1])

Für die Fruchtbarkeit des ganzen Gebietes sprechen am deutlichsten die Zahlen selbst. Die gesammte ackerbare Fläche beträgt 134160 ha [2]), so daß nach der Gesammtfläche des Gebietes kaum mehr eine Quadratmeile auf den Waldbestand entfällt. Auf dieser Fläche wurden im Jahre 1884 pro Hektar Hektoliter resp. Kilogramm erzeugt wie folgt:

	Kojetein	Kremsier	Prerau	Wischau
Winterweizen	17	20	16	14
Sommerweizen	14	17	14	12
Winterroggen	20	23	20	12
Sommerroggen	16	16	17	12
Sommergerste	18	26	20	18
Hafer	22	30	21	20
Hanf (kg)	550	890	500	723
Kartoffeln	150	140	215	128
Zuckerrüben (Met.-Ztr.)	195	200	190	176 [3])

[1]) Die Angaben sind entnommen den „Berichten der meteorologischen Kommission des naturforschenden Vereins in Brünn" für die Jahre 1881 bis 1884 inkl., erschienen 1882 bis 1886. Bei den mit * bezeichneten Orten liegt nur ein Durchschnitt von drei Jahren vor, die Niederschlagsmenge wurde deshalb nur für 1884 angegeben, weil dieselbe für die meisten Stationen nur einen ein- bis zweijährigen Durchschnitt ergeben hätte. Olmütz vermißt man in diesen Berichten, daher mag dessen Jahresmittel nach Kořistka, S. 106, angeführt sein mit 8,8° C. in sechsjährigem Durchschnitt. Das Jahr 1884 war ein sehr trockenes.

[2]) Diese Zahl gilt für 1884; im Jahre 1881 betrug dieselbe nur 123716 ha, daher Wiesen, Wald und Weide stets geringer werden.

[3]) Olmütz und Proßnitz fehlen in dieser Tabelle deshalb, weil die niedrigen Angaben keinen Glauben verdienen; denn danach wäre das Erträgniß trotz der besten und zuhöchst besteuerten Ackergründe geringer als selbst auf ganz schlechtem Gebirgsboden. Den Fehler hat schon längst Tannenberger scharf gerügt in den „Mittheilungen 1878, Nr. 43". In dem genannten Jahre war die Ernte nur als ganz mittelmäßig zu bezeichnen. Zufolge des durch die stete Vermehrung des Ackerbodens verminderten Waldbestandes sind natürlich die Holzpreise sehr hoch. So kostet beispielshalber der Raummeter hartes

Während man früher fast ausschließlich Weizen und Roggen anbaute, ist man in neuerer Zeit mehr zu dem Qualitätsanbau übergegangen. Daher wird jetzt vorzugsweise Gerste gebaut, welche die deutschen und schweizerischen Brauer für die beste erklären. In dem obgenannten Jahre waren in unserem Gebiete 29 402 ha mit Gerste bestanden.

Neben ihr ist es die Zuckerrübe, deren Anbau in den letzten Jahren stark zunahm. Im Jahre 1881 waren damit 10 954 ha, 1884 hingegen schon 14 529 ha bebaut; es hat wegen des bedeutenden Erträgnisses daher auch fast jeder größere Flecken seine Zuckerfabrik. Nicht unbeträchtlich ist der Kartoffelbau; 1881 waren damit 10 334 ha bestanden, 1884 schon 11 375 ha, gewiß ein nicht sehr erfreuliches Zeichen. Erwähnt mag auch werden, daß 1884 265 Met.-Ztr. Honig und Wachs, 26 Mtr.-Ztr. Schafwolle (1881 noch 273 Mtr.-Ztr.) und 100 kg Seidencocons gewonnen wurden. In Hinsicht auf den Gemüsebau sind im Lande die Spargel von Proßnitz bekannt, Kremsier erzeugt viel Gemüse, besonders Salat für die östlichen Gebiete, in denen er nicht gedeiht.

Der Ackerbau steht also auf hoher Stufe und für die Hebung desselben sorgen drei landwirthschaftliche Schulen, welche 1882 von 114 Zöglingen besucht wurden; ja 1884 ist in Kremsier eine landwirthschaftliche Schule für Mädchen entstanden, die erste in ganz Oesterreich, die auch leidlich gut besucht wird. In Prerau besteht auch eine Samenkontrolstation.

Auch der Viehstand hat einen bedeutenden Aufschwung genommen, wie folgende Daten beweisen:

	1869	1880
Pferde	17 889	21 093
Rinder	40 837	60 748
Schafe	6 051	2 662
Ziegen	7 268	13 943
Schweine	17 918	28 082

Man sieht daraus, daß die Pferde, besonders aber die Rindviehzucht, in erfreulicher Weise sich gehoben hat. Ebenso ist die Zahl der Schweine (im Zusammenhange mit der wachsenden Ausdehnung des Rübenbaues) um ein Bedeutendes gestiegen. Die Schafzucht geht gänzlich zurück, 1) weil die herrschaftlichen Güter vielfach verpachtet werden und 2) weil wegen des überseeischen Wollimportes dieselbe sich nicht mehr lohnt. Als ein Zeichen der auch in diesem reichen Gebiete zunehmenden Verarmung muß man die fast auf das Doppelte gestiegene Zahl an Ziegen betrachten.

Die Industrie ist nicht bedeutend und beschränkt sich meist auf Verarbeitung der Bodenprodukte, so die Malz- und Zuckerfabrikation sowie die Biererzeugung.

Nur Proßnitz hat Baumwollindustrie und ist neben Olmütz der bedeutendste Handelsplatz. Nicht unerwähnt mag die in Olmütz' Umgebung, besonders in Nebotein, betriebene Käsebereitung (Quargeln) bleiben.

Holz in Olmütz 4 Gld. 70 Kr., in Kremsier gar 5 Gld. ö. W., obwohl die Scheitlänge in altem Maße nur 32 Wiener Zoll beträgt. Im Jahre 1848 betrug der Waldbestand des Landes Mähren 1 637 492 Joch, 1883 hingegen nur noch 1 059 645 Joch, so daß derselbe fast um 600 000 Joch abgenommen hat („Mittheilungen 1885, Nr. 1").

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

II.

Wir treten nun in die blühendsten Theile der Cordillere ein; die Höhen von 800 bis 1800 m sind diejenigen, in welchen eigentlich das Leben ganz besonders pulsirt; es sind die Abhänge der inneren Ketten, und die Flußthäler, in denen die Landwirthschaft und der Verkehr sich ansiedeln und concentriren.

Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Flußthälern der Cordillere.

Der Bau der Cordillere erscheint complicirt, ist jedoch relativ einfach; man kann sagen, daß je drei Ketten vorhanden sind, welche sich am Knoten von Mucuchies, in den centralen und höchsten Theilen des Gebirges vereinigen, und zwar ziehen die westlichen gegen ONO heran, die östlichen treten von NNO, NO und ONO zusammen; wir haben demgemäß sowohl in der westlichen wie in der östlichen Hälfte der Cordillere zwei Flußsysteme, welche zwischen den einzelnen Hauptketten fließen; es sind dies im Osten das Thal des Motatán-Momboy auf der nördlichen Seite, das Thal des Boconó-Burate auf der südlichen; entsprechend finden wir in der westlichen Hälfte zwischen den nördlichen Ketten die Flüsse Chama, Mucuties und La Grita, zwischen den südlichen den Caparro und Uribante.

Ueberall liegt nun hier der Schwerpunkt des Verkehrs auf der Nordseite; der Hauptweg von Venezuela nach Colombia führt durch die nördlichen Thalsysteme, den Motatán-Momboy aufwärts bis in das Hochgebirge von Mucuchies, dann den Chama abwärts bis zur Mündung des Mucuties, diesen aufwärts, und jenseits durch das Gebiet des La Gritaflusses in das unregelmäßig gebaute Gebirgsland der Landschaft Táchira, der Grenze gegen Colombia. In diesem Thalzuge finden sich die lieblichsten und bestbebautesten Striche der Cordillere, und zugleich die volkreichsten Orte; fast alle Produkte, welche aus der Cordillere ausgeführt werden, kommen aus irgend einem Punkte dieses Thalsystems; die schönsten Kaffeesorten des Gebirges wachsen hier bei Ejido und Merida, sowie im Mucutiesthal; die Stadt Escuque, an einer der zum Motatán führenden Bergabhänge gelegen, ist förmlich in Kaffee vergraben; das Zuckerrohr und der Mais, die wichtigsten Nahrungsmittel der Eingeborenen, finden sich überall in diesen Thälern angepflanzt; Cacao findet man ebenfalls hier bei Valera, bei Estanques und am Mucuties. Diese Thäler sind mit Ortschaften bedeckt; Valera, Mendoza, Timotes, Mucuchies, Tabai, Merida, Ejido, San Juan, Lagunillas, Chiguará, Santa Cruz, Tovar, Bailadores, La Grita werden durch die Wasser dieser Flüsse unmittelbar getränkt; und in den Nebenthälern, die sich zum Motatán öffnen, liegen Escuque, Plazuela, Trujillo, San Lazaro, Quebrada Grande, Jajó,

La Mesa; zum Chama-System gehören die Orte Pueblo Nuevo und Jají, kurz, weitaus die meisten Ortschaften der Cordillere liegen in diesem Thalzuge; in ihrer Höhenlage schwanken sie von Valera (620 m) und Santa Cruz (590 m) bis zu Merida (1630 m), Timotes (2055 m) und Mucuchíes (3030 m); alle klimatischen Zonen, von den Palmen, Cacaopflanzungen und dem dürren Cactusgebüsch, bis zu den Moosen und Flechten des Páramo von Mucuchíes, alle Produkte sind hier vereinigt, alle Früchte der heißen, gemäßigten und kalten Zone können in den verschiedenen Höhenstufen gedeihen; der Charakter dieses Theiles der Cordillere ist ein überaus mannigfaltiger und anmuthiger.

Dem gegenüber bilden die südlichen Thäler einen großen Gegensatz; in ihnen findet sich fast keine größere Stadt, nur kleine verlorene Ansiedelungen sind im Entstehen begriffen; die öden Thäler von Aricagua werden einem jeden in Erinnerung bleiben, der sie durchmessen hat; die kleinen Ansiedelungen von Mucuchachí und Canaguá (Libertad) haben nur geringe Aussicht auf Gedeihen. Weiter südlich strömt der Caparro in engem Waldthal, keine Hütte, keine Ansiedelung ziert sein Thal; nicht einmal dort, wo man ihn auf dem Wege nach den Llanos kreuzt, finden sich Wohnungen an seinen Ufern. Etwas besser sieht es mit dem Uribante aus; an seinem Oberlauf liegt der Ort Pregonero; tief im Inneren des Gebirges, weiter abwärts finden sich auch nur einzelne Hütten, und der Fremde, der sich dorthin verliert, wird angestaunt ob seiner seltenen Erscheinung, und seine Anwesenheit bleibt den Bewohnern lange noch im Gedächtniß und bietet ihnen mannigfachen Gesprächsstoff. Wald, tiefer Wald erfüllt das mittlere Thal des Uribante; weiter südlich dehnt sich der Wald ununschränkt aus und geht allmählich über in die Selva de Camilo, den riesigen Urwald der Apure-Quellflüsse. So ist die Südhälfte der westlichen Ketten ganz ohne Verkehr; denn nach den Llanos zu existirt kein Handel, und nach den nördlichen Flußthälern zu gelangen, ist schwierig, da 3000 bis 4000 m hohe Ketten den Weg versperren. Die Mühe, hier Landwirthschaft in größerem Maßstabe zu beginnen, würde sich nicht rentiren; die Kosten der Maulthierfrachten wären zu groß, der Verdienst zu gering; die spärliche Bevölkerung baut daher nur, was für ihren eigenen Unterhalt nöthig ist. Von Aricagua gegen Süden reist man fast zwei Tage, ohne ein Haus oder einen Menschen zu sehen, vom Uribante gegen Süden zu dürfte die Wildniß noch unbevölkerter sein. Und doch sind die landschaftlichen Reize dieser Theile der Cordillere sehr groß; was Bergformen betrifft, so sieht man hier zuweilen höchst pittoreske Gestalten; namentlich am Uribante erhält man in dem dortigen Sandsteingebirge den Eindruck lebhafter Anklänge an die Sächsische Schweiz; in das leicht gewellte Terrain hat sich der Uribante eingeschnitten, und seine Nebenflüsse und Nebenbäche haben das Gebirge nach allen Richtungen hin durchsägt; so sieht man hier Formen wie die „Steine" der Sächsischen Schweiz, gewaltige abgezirkelte Massen, zerklüftet und zerspalten, terrassenartig abfallend, jäh emporsteigend, fast unerklimmbar. Auch nach dem Mucuchachí-Thale hin findet man ähnliche Formen; hier treten die Sandsteinmassen in weit größeren Höhen auf und erheben sich spitzen- und zackenförmig über das umliegende Land; die Picos de Guaymaral und Tenerife, nordwestlich des Mucuchachí-Flusses, gehören dieser Formation an; in dem abwechslungslosen Gewirr der Schiefergebirge findet das Auge an ihnen einen Ruhepunkt und eine angenehme Abwechslung. Ihre Abhänge sind kahl, schroff, steil, glatt; der Mangel der Vegetation in den höheren Theilen des Inneren des Gebirges läßt die charakteristischen Absonderungsformen mehr hervortreten; der weiße Sandstein blendet das Auge und man sucht Schutz an den südlich sich ausbreitenden Wäldern, die man eben zurückgelassen hat.

So sind die südlichen Ketten das Westens beschaffen; gegen Ost ändert sich das Bild ein wenig; hier treffen wir zunächst auf das Thal des Rio de Santo Domingo, welcher in den höchsten Theilen des Gebirges, auf dem Páramo de Santo Domingo entspringt und das ONO streichende Gebirge in tiefer Schlucht durchbricht. Steil ragen zu beiden Seiten die Massen der krystallinischen Schiefer empor; über die Abhänge stürzt das Wasser in Cascaden donnernd hinab in das in endlosen Schlangenlinien dahinziehende tiefe Thal. Der Weg am linken Ufer ist äußerst beschwerlich; der ungemeine Wasserreichthum dieses Theiles des Gebirges hat zahlreiche Bäche entstehen lassen, welche den nördlichen Abhang in eine Reihe von Bergzügen zerschnitten haben, zwischen denen sie hindurchbrechen; man hat daher in ewigem Auf und Ab bald einen überaus steilen Hang zu erklimmen, bald in eine tiefe Schlucht hinabzusteigen, um abermals auf schroffem Zickzackwege zum nächsten Bergzuge emporzuklettern. Dieser Weg führt daher den Namen Los Callejónes, die Hohlwege, und verbindet das Innere des Gebirges, Merida, mit den Llanos von Barinas, der früher hochberühmten, jetzt gänzlich verfallenen Hauptstadt der Llanos. Er hat heute gar keine Bedeutung, da Handel zwischen Merida und den Llanos kaum existirt, und auch in absehbarer Zeit nicht existiren wird.

Oede und leer ist auch dieses Thal; kaum ein paar Hütten finden sich auf dem ganzen Wege.

Weiter gegen Osten, nach Trujillo hinein, finden wir aber eine Ausnahme von der Regel, daß die südlichen Thäler menschenleer und unbewohnt seien; hier liegt nahe dem Zusammenfluß der beiden Flüsse Boconó und Burate die Stadt Boconó in einem entzückend schönen, mit landschaftlichen Reizen überaus reich ausgestatteten Thale; Mais und Zuckerrohr, Kaffee und Bananen ziehen sich an der Thalsohle entlang und an den Berghängen hinauf; Leben und Menschen, Verkehr und Arbeit, das ist der Eindruck des Thales von Boconó. Aber auch hier ist es nur diese eine Stelle, welche etwas Frische und Fortschritt zeigt; weiter aufwärts am Boconóflusse findet sich kaum eine Ansiedelung; und wenn man den Burate aufwärts verfolgt, so trifft man ein paar ärmliche Indianerdörfer ohne jede Bedeutung, Tostós, Niquitao und Las Mesitas. So sind diese südlichen Thäler im Allgemeinen noch unberührt von der Kultur; abgeschnitten von dem Norden durch die 3600 m erreichende Trujillo-Kette, abgeschnitten von dem Süden durch die fast ebenso hohe Llanos-Kette vermögen sie nicht mit den glücklicher beanlagten Städten der Nordseite zu concurriren; trotz aller Vorzüge des Klimas, der Vegetation und des Bodens hat Boconó doch nur einen secundären Platz unter den handeltreibenden Ortschaften der Cordillere einnehmen können.

Wir haben im Vorhergehenden diejenigen Thäler kennen gelernt, welche im Allgemeinen der Längsrichtung der Hauptketten parallel laufen; diese Erscheinung ist fast in der ganzen Cordillere herrschend; indeß finden sich an den beiden Enden des Gebirges zwei Gebiete, in welchen die Längsrichtung der Thäler nicht mehr klar zum Ausdruck kommt, in denen andere Verhältnisse auftreten. Es sind dies die beiden Gebiete, wo die Ketten der Cordillere erstens an Höhe und Geschlossenheit verlieren und zweitens ihre Streichrichtung ändern; nämlich im Osten das Bergland von Carache, im Westen das Bergland des westlichen Táchira zwischen San Cristóbal und Cucuta. Betrachten wir zunächst das erstere. Gegen Osten zu treten die Ketten

der Cordillere ruthenförmig aus einander; der Hauptzug der südlichen Cordillere, der Llanoscordillere, fährt fort, mit nordöstlichem Streichen die Grenze der Llanos der Portuguesa zu bilden; der mittlere Zug setzt sich in den Páramos Jabón, Rosas, Agua de Obispo und Hato arriba gegen Carora zu fort; auch die Schieferzone von Trujillo zieht gegen Nord; sie steigt noch zu beträchtlichen Höhen empor; zwischen ihr und den Páramos liegt das aus Schiefer und Sandstein bestehende Bergland von Carache. Um von diesem nach dem Motatánthale zu kommen, sind ziemlich bedeutende Höhen zu übersteigen. Noch größere scheiden die Stadt Carache von dem System des Tocuyoflusses, welcher weit im Nordosten an der Küste von Coro ins Meer tritt. So ist das Bergland von Carache nach allen Seiten hin abgeschlossen und läßt sich mit den Längenthälern der Centralcordilleren nicht in eine Kategorie stellen; doch hat es einen ähnlichen Charakter wie das Schiefergebirge von Trujillo, öde, rothbraune, kahle Rücken; die Höhe der Thalsohle von Carache ist etwa gleich derjenigen von Boconó; hydrographisch gehört es durch den Rio Carache noch dem Stromgebiet des Maracaibo-Sees an.

Die Bedeutung dieses Berglandes liegt darin, daß es die Durchgangslandschaft von den centralen Staaten Venezuelas, Carabobo und Barquisimeto, nach der Cordillere ist. Wer von Carácas, Valencia, Puerto Cabello, Barquisimeto, Tocuyo nach der Cordillere will, ist genöthigt, den steilen Rand des Páramo von Agua de Obispo zu ersteigen; dieser Weg ist seiner ungeheuren Geröllmassen halber einer der schlechtesten der Cordillere. Landschaftlich ist er entschieden schön zu nennen; denn weit überschaut man das Land nach allen Seiten; das trockene Hügelland von Barquisimeto, die saftigen Wiesen von Carache, die Abhänge zum See von Maracaibo, mit den Ebenen von Monai und des Rio Ceniza, die Hochgebirge von Jabón und Rosas, die fernen Ketten von Boconó und Trujillo. Dennoch steht das Bergland von Carache in besserer Verbindung mit Maracaibo als mit dem übrigen Venezuela und die Ausfuhr geht zum größten Theile über die genannte Hafenstadt.

Im äußersten Westen der Cordillere erhebt sich das Bergland des westlichen Táchira, die Perle des Gebirges. Die hohen centralen Ketten des Batallón und Agrias haben sich hier bereits stark erniedrigt, die Schiefer des Hochgebirges treten zurück, der den Rand der Cordillere überall umlagernde Kreidesandstein und Kalkstein nimmt ihre Stelle ein; das Bergland des Táchira erhebt sich nicht über 2000 m; der gewöhnlich benutzte Paß, nach Colombia hinüber, hat sogar nur 1395 m Höhe. Hier liegen nun die fruchtbarsten Gefilde der Cordillere. Zunächst tritt man ein in das entzückende Thal von San Cristóbal; nach allen Seiten hin weichen die Gebirge zurück; im Osten finden wir die Hauptcordilleren, langsam gegen den Torbesfluß geneigt; im Norden steigt die blaue duftige Kette von Borotá auf, mit schön geschwungenen Formen, zwei Gipfel und eine Einsattelung dazwischen zeigend. Gegen Süden verflacht sich das Land, der Torbes durchbricht in mehreren Engen das Gebirge und tritt in die Llanos hinaus, im Westen treten 1200 m hohe Hügelzüge auf; unten im Thal fließt der Torbes. Der Niederschlag ist groß in San Cristóbal, überall findet man Wasser, Quellen, Feuchtigkeit; die Landwirthschaft traf daher hier auf sehr günstige Bedingungen und in der That sieht man das Thal übersäet mit Pflanzungen; kommt man von der Pino-Cordillere östlich San Cristóbal ins Thal hinab, so gelangt man aus dem frischen Hochwald in Kaffeehaciendas. Schon von Weitem tönt der Lärm der Chicharras dem Reisenden entgegen; massenhaft sitzen sie im Kaffeegebüsch, dessen feine zierliche weiße Blüthen das Auge erfreuen; lauer und lauer wird die Luft; man fühlt förmlich, wie der Athem der tropischen Natur Mensch und Thier umspielt; das Thier erfreut sich der warmen Luft, und beschleunigt den Schritt; der Mensch saugt in vollen Zügen die linden Lüfte ein. Weithin am jenseitigen Bergabhang, am rechten Ufer des Torbes, erheben sich die Pflanzungen bis zu großer Höhe; das helle Grün des Zuckerrohrs, das frische Grün der Bananen heben sich ab von den dunkleren Kaffeepflanzungen und den tief im Thale versteckten tiefschwarzen Cacao-Haciendas. Das weite Torbesthal ist übersäet mit Ortschaften und Ansiedlungen; schachbrettartig liegt am Bergabhange der Pino-Cordillere die ausgedehnte Stadt San Cristóbal; kaum eine Stunde nördlich liegt Táriba am Fuße der Borotá-Cordillere, darüber höher hinauf Guásima. Gegen das Torbesthal zu drängen sich die Ansiedlungen; der Grund des Thales ist mit Häusern bedeckt; am jenseitigen Bergabhange steigen sie auf und gegen Süden hin dehnen sie sich aus. Uebersteigt man den nächsten Höhenzug jenseits des Torbes, so geräth man in ein zweites fruchtbares Flußthal, das der Sorca-Asua, mit den Ansiedlungen Sorca, Tononó, Tote und anderen; aufwärts ziehen wir am Rio Carapo und treffen hier auf das blühende Thal von Rubio, eine der besten Städte des Gebirges; sie ist ganz neu, erst seit 30 Jahren entstanden, dürfte aber schon mehr als 3000 Einwohner zählen und zeichnet sich durch ganz besondere Reinlichkeit und Ordnung aus. Giebt es doch hier mehrere Brücken, eine in der übrigen Cordillere nicht gerade häufige Erscheinung; nur Merida und Boconó haben Brücken über den Chama- und Boconófluß geworfen; aber selbst bei San Cristóbal giebt es keine Brücke über den Torbes.

Rubio besitzt ungemein fruchtbare Umgebung; in dem Thalgrunde vereinigen sich mehrere Flüsse; Zuckerrohr ist das Hauptprodukt der Gegend. Nahe Rubio liegt die Hacienda Cordero, welche auf 200 000 Pesos Werth = 640 000 Mk. geschätzt wird; das Zuckerrohr giebt der Landschaft stets einen anmuthigen Charakter.

Südlich Rubio befindet sich ein zweites fruchtbares Flußthal, das des Rio Quinimarí, an dessen Ufern Petroleum aus der Erde quillt. Der Rio Quinimarí kommt vom Páramo de Tamá und tritt bei Petrolia aus schwarzen, tief bewaldeten, coulissenartig hinter einander aufsteigenden und in einander eingreifenden Bergen heraus; gegen Westen erhebt sich hier höheres Gebirge, Waldwuchs waltet vor; gegen Norden aber liegt jenseits Rubio ein wenig besiedeltes Sandstein- und Mergelgebiet, bis bei Capacho wieder Flußthäler Anlaß zur Landwirthschaft geben. Frisch und anmuthig liegt hier die Hacienda Periveca von Bergen umgürtet, vermuthlich auf einem verlassenen Seeboden; denn die Quebrada Capacha-Sorca bricht gleich unterhalb durch das Kreidegebirge hindurch.

Capacho selbst, zwei Dörfer von geringer Einwohnerzahl, als Capacho Viejo und Capacho nuevo unterschieden, liegen auf den höchsten Punkten des Ueberganges über die große Wasserscheide zwischen dem Maracaibo-See und dem Orinoco. Von der Kirche von Capacho Viejo fließt das Wasser gegen Osten nach dem Orinoco, gegen Westen zum Maracaibo-See ab; das Klima ist frisch und so gesund, daß der Ort häufig von Einwohnern Cúcutas und San Cristóbals als Luftkurort benutzt wird.

Westlich Capacho dehnt sich ein steriles Hügelland aus, welches auch gegen Nord und Nordost bis gegen Lobatera und San Juan de Colón seine Ausläufer vorschiebt und in der Cuesta de Capote westlich Rubio zu 1370 m ansteigt; dieses Hügelland ist ebenso unfruchtbar, wie die in

dasselbe eingesenkten Thäler fruchtbar sind. Oede, rothbraune, graue bis weiße verwitterte Höhen steigen hier auf; Ansiedlungen sind spärlich; von Bodenschätzen tritt Braunkohle überall hervor; sowohl in dem nach San Antonio hinabführenden Bache, wie auch bei Rubio und Petrolia, Lobatera und Colón streicht sie zu Tage aus.

Wenn man dieses Bergland überschritten hat, und am äußersten Rande der Berge von San Antonio angelangt ist, so wird man allerdings desto mehr belohnt durch eine wirklich umfassende und großartige Aussicht auf die Ebene der drei Flüsse Táchira, Pamplonita und Zulia, die Grenzlandschaft gegen Colombia.

Das Bergland des Táchira stürzt mit einem Steilabfall von 650 m schroff gegen die hügelige Ebene hinab, und am jenseitigen Ufer des Flußsystems erheben sich ebenso schroff die Berge von Santiago, Salazar, Arboledas und Chinácota in Colombia; gegen Nord und Nordwest dacht sich die Scharte von Cúcuta langsam ab; der Táchira bei Ureña liegt 330 m, der Pamplonita bei Cúcuta 340 m, der Zulia westlich Cúcuta 250 m über dem Meere. Ueberschaut man von den Höhen oberhalb San Antonio das Land, so erscheint einem ein Abbruch im Gebirge vorhanden zu sein, den die drei Flüsse zum Austritt aus dem Gebirge benutzt haben. Tief unter uns liegt San Antonio de Táchira, von Palmen umgeben, weiter nordwestlich zeigt sich Rosario de Cúcuta und im Hintergrunde nach Nordnordwesten zu, die große Stadt San José de Cúcuta, die bei weitem vorgeschrittenste der Cordillere; sie gehört schon zu Colombia und vermittelt den Verkehr zwischen Maracaibo und dem Táchira, sowie der Osthälfte des colombianischen Staates Santander. Niemals ist mir die schachbrettartige Anlage der Städte spanischer Bauart so deutlich vors Auge geführt worden, wie bei dem Blick auf die Niederungen von Cúcuta.

Kürzere Mittheilungen.

Die Versorgung der Stadt Paris mit Quellwasser [1]).

Die Stadt Paris liegt auf einem Gypsterrain, sehr entfernt von hohen Bergen; es ist daher nicht zu hoffen, daß eine genügende Quantität von Quellwasser herbeigeschafft werden kann, um zu **allen** Zwecken benutzt zu werden. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß zwei getrennte Einrichtungen mit besonderen Leitungen und Reservoirs vorhanden sein müssen, die eine für öffentliche Zwecke, bei welchen Flußwasser Verwendung finden kann, die andere zur Herbeischaffung von Quellwasser für den Gebrauch in den Wohnungen, Restaurants, Brauereien ꝛc. Augenblicklich können 510 000 cbm verausgabt werden, also etwa 231 l auf den Kopf.

Das Flußwasser wird zur Zeit geliefert:

1) von der Seine und Marne	240 000 cbm
2) von dem Flüßchen Ourcq	130 000 „
3) von den artesischen Brunnen von Arcueil	10 000 „
	380 000 cbm

Dies ergiebt 172 l auf den Kopf der Bevölkerung.

Das Quellwasser wird von den Flüssen Dhuys und Vanne in der Champagne geliefert und beträgt im Ganzen 130 000 cbm, also 59 l pro Kopf. Dieses Wasser ist klar, von guter Beschaffenheit und beständiger Temperatur (9 bis 12°), da es von seiner Ursprungsstelle, ohne mit der Luft weiter in Berührung zu kommen, in unterirdischen Kanälen bis zu den Reservoirs geleitet wird.

Die Dhuys wurde in Folge Dekretes vom 9. März 1862 abgeleitet. Die Leitung beginnt zu Pargny zwischen Château-Thierry und Dormans, in einer Höhe von 123 m und endigt in einer solchen von 108 m in den Reservoirs von Ménilmontant, nachdem sie eine Strecke von 130 km durchlaufen hat.

Die Vanne, abgeleitet zufolge Dekretes vom 19. December 1866, hat ihre Quellen im Seinebecken, 15 km östlich von Troyes. Auf einer Höhe von 95 m beginnend, endigt die 176 km lange Leitung 80 m hoch in den Reservoirs von Mont-Souris. Die Arbeiten wurden 1879 beendigt.

Die Dhuys liefert 20 000 bis 22 000 cbm, die Vanne 110 000 cbm Wasser.

Die Stadt Paris wird hinsichtlich der Wasserversorgung und sowohl mit Bezug auf Fluß- wie auf Quellwasser in drei Zonen getheilt. Das Vannewasser wird durch seinen Fall in die untere Zone und durch ein Saugsystem in die obere und einige Theile der mittleren Zone geführt. Das Dhuys-Wasser dagegen fließt nur der oberen Zone zu und wird mit Hilfe von Relais-Maschinen auf den Montmartre und nach Belleville geschafft, d. h. auf eine Höhe von 135 m.

Diese Wassermengen werden während des Winters nicht immer vollständig verbraucht, und man verwendet den Ueberschuß im öffentlichen Dienste. Aber sie sind ganz unzureichend für den Sommer. Man öffnet daher bei eintretendem Mangel für gewisse Arrondissements die Verbindungen zwischen Fluß- und Quellwasserkanälen, und speist letztere mit Seine-, Marne- und Ourcq-Wasser. Manche Stadttheile haben deshalb auch noch gar keine Quellwasserleitung. Diese bedenkliche Lage verschlimmert sich jedes Jahr in beträchtlichem Maße, da die Abonnements auf Quellwasser jährlich um 2000 steigen. Von den 80 000 Häusern von Paris bleiben noch fast 28 000 zu versorgen. Es wird noch schlimmer werden, wenn die Kanalisation eingeführt wird; denn falls den Vorschriften der Sanitäts-Kommission entsprechend täglich 10 l Wasser pro Einwohner in den Klosets verbraucht werden, so wird das Wasser auch im Winter fehlen.

Man hat daher von einigen Seiten eine doppelte Leitung in den Häusern vorgeschlagen, ein Gedanke, der aus verschiedenen Gründen nicht zweckmäßig und auch nicht ausführbar erscheint.

Die Stadtverwaltung hat sich daher nach neuen Quellen umgesehen, welche in die bereits bestehenden Leitungen der Dhuys und Vanne übergeführt werden könnten. Besonders mit Rücksicht auf die erstere wäre eine günstige Lösung der Frage wünschenswerth; denn während dieselbe jetzt nur 20 000 bis 22 000 cbm Wasser liefert, könnte sie ganz gut 40 000 herbeischaffen. Leider existiren in dieser Richtung keine ergiebige und leicht zu erlangende Quellen, abgesehen von dem großen und kleinen Morin, deren beträchtliche Wassermassen vielleicht die Ableitung lohnen. Besser liegen schon die Verhältnisse im Thale der Vanne. Wenn die durch Beschluß vom 12. Juli 1878 in Aussicht genommene Ueberführung der Quellen des Maroy (bei Chigy, Yonne) und von Cochepies (bei Villeneuve-sur-Yonne) in die Vanne-Leitung zur Ausführung kommt, so würde dies einen Zuschuß von 20 000 cbm Quellwasser bedeuten. Weiter ist in

[1]) Vgl. A. Riche, Rapport sur un projet de dérivation des sources de la Vigne et de Verneuil pour l'alimentation de la Ville de Paris (Journ. de Pharm. et de Chimie, Sér. 5, T. XIV, Nr. 7, 1886.

dieser Gegend nichts zu hoffen, sowohl wegen der Unzulänglichkeit des Aquädukts der Vanne, als wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung.

Indessen hat die Stadt eine wichtige Gruppe von Quellen erworben, welche in den Departements Eure und Eure-et-Loir, also im Westen der Stadt, liegen und zusammen 120 000 cbm Wasser liefern, mithin etwa dieselbe Menge wie die Dhuys und Vanne.

Diese Quellen befinden sich in der Umgebung von Verneuil, nahe dem Zusammenfluß der Avre und Vigne. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die erste umfaßt vier Quellen, welche in der „La Vigne" genannten Gegend, auf dem Gebiete von Rueil-la-Gadelière (Eure-et-Loir) entspringen; sie führen die Namen Le Nouvet, Erigny, Les Graviers und Foisy, bilden einen Bach, dessen 2 km langer Lauf in der Avre endigt, und liefern 1100 bis 1400 l in der Sekunde.

Die zweite Gruppe ist weniger wichtig. Sie enthält zwei Quellen, Le Sieur und Le Breuil, welche auf dem Gebiete von Verneuil entspringen und 100 bis 110 l pro Sekunde liefern.

Diese Gewässer kommen aus der Kreide, wie diejenigen der Dhuys und Vanne. Das niedergehende Regenwasser sickert langsam durch den kieselhaltigen Thon, mit dem die Plateaus weithin bedeckt sind und dringt in die Spalten des Kreidemassivs ein, aus welchem es im Grunde der Thäler wieder entweicht, indem es sich durch den eisenhaltigen Kies, der sich dort abgesetzt hat, einen Weg bahnt. Die langsame Filtration, welche es durchzumachen hat, und die Natur der geologischen Schichten, aus denen es kommt, bedingen eine vorzügliche Beschaffenheit dieses Quellwassers, welche durch chemische und mikroskopische Analysen sicher gestellt worden ist. Die Ableitung an der Ursprungsstelle selbst wird keine Schwierigkeiten machen. Der Aquädukt wird eine Länge von 135 km haben und das Wasser auf einer Höhe von 95 m in Paris ankommen.

Schließlich sei bemerkt, daß die Stadt noch eine Anzahl östlich von Paris in der Umgebung von Provins gelegener Quellen (La Voulzie, Ville-mer, St. Thomas) zu erwerben bemüht ist.

Die Malediven.

Ko. Zu den unbekanntesten Landstrichen gehören immer noch die Koralleninseln im Indischen Ocean, welche wir unter dem Namen der Malediven kennen; sie sind zwar mehrfach von Europäern besucht worden, aber die wenigsten haben auf den wegen ihres bösartigen Klimas verrufenen Inseln einen längeren Aufenthalt zu nehmen gewagt, und so sind unsere Kenntnisse von ihnen noch sehr mangelhaft geblieben. 1883 hat H. C. P. Bell im Auftrage der Regierung von Ceylon den Archipel besucht, aber nicht genauer durchforschen können, da der argwöhnische Sultan sich weigerte, ihn überhaupt nur zu empfangen. Im vorigen Jahre hat C. W. Rossett dagegen einen längeren Aufenthalt auf Malé genommen, und wenn er auch anfangs sehr unter dem Mißtrauen des Sultans zu leiden hatte und darum nur einen kleinen Bruchtheil seiner Pläne zur Ausführung bringen konnte, so sind doch seine Mittheilungen im Journal des englischen anthropologischen Instituts immerhin interessant genug, um einen ausführlicheren Auszug zu rechtfertigen.

Die 12000 Inseln, aus denen nach der Meinung der Indier die Malediven bestehen, zerfallen in etwa 20 Atolle, von denen Malé mit der Sultansinsel das südlichste ist; es liegt von Ceylon etwa 400 Miles entfernt. Auf diesem Atoll hielt sich Rossett 70 Tage auf. Er fand es ausschließlich aus Korallenriffen bestehend; am Strande lagen zwar ein paar Bimssteine und Lavaschlacken, aber die Eingeborenen versicherten ihm, diese seien erst neuerdings angetrieben; sie mögen wohl vom Ausbruche des Krakatao stammen. Malé hat keinerlei Süßwasserläufe und gilt für sehr ungesund, verdient diesen Ruf auch vollkommen während des Nordostmonsuns, wo das Wasser in der Lagune unter dem Einflusse der Sonnengluth rasch fault und die Luft verpestet. Sobald aber der Südwestmonsun einsetzt, schlagen die Brandungswellen über das Riff und erneuern das Wasser, und dann bessern sich die Gesundheitsverhältnisse.

Malé ist der einzige Punkt des ganzen Archipels, von welchem aus Handel mit Indien betrieben werden darf; der Sultan, welcher sein Haupteinkommen aus den Zöllen bezieht, wacht strenge darüber, daß aller Handel über seine Residenz geht. Uebrigens ist er dem Verkehr mit der Außenwelt durchaus nicht günstig gestimmt, sehr zum Leidwesen seiner Unterthanen, die unbedingt mindestens die Hälfte ihrer Lebensmittel von Indien beziehen müssen. Der Handel wäre einer bedeutenden Entwickelung fähig, die getrockneten Fische bilden bei dem ungeheuren Fischreichthume heute schon einen bedeutenden Ausfuhrartikel; Schildpatt und die reizenden Matten, die man auf den Inseln flicht, könnten ebenfalls sehr wichtig werden, wenn man den Sultan zu einer anderen Politik bringen könnte. Rossett kam sehr übel an und es wurde ihm anfangs strengstens untersagt, Malé zu verlassen; auch wurde er bei Tag und Nacht überwacht, damit er nicht unversehens eine Flagge hissen könne. Er schiebt das auf die Aufregung über das Vorgehen der Deutschen in Ostafrika, hätte aber die Erklärung vielleicht mehr in der Nähe finden können. Als er nach siebenwöchentlichem Aufenthalt endlich die Erlaubniß zu freierer Bewegung erhielt, war es zu spät, da das Schiff zur Rückreise demnächst erwartet wurde und der Reisende seine Sammlungen unbedingt in die Kolonialausstellung bringen wollte.

So besteht gegenwärtig der ganze Handel der Malediven darin, daß einige eingeborene Kaufleute von Bombay Ladungen Reis nach Malé bringen und im dortigen Bazar verkaufen oder richtiger vertauschen. Der Sultan erhebt 12 Proz. Eingangszoll in natura und die Ladenmiethe im Bazar; er hat aber dabei auch noch das Monopol im Handel mit getrockneten Fischen, welche von allen anderen Atolls nach Malé geliefert werden müssen. Unter solchen Umständen arbeiten die Eingeborenen natürlich nur dann, wenn sie gar nichts mehr haben, um Reis einzutauschen; dann fangen sie Fische, jagen Schildkröten und suchen Kauries, um sich baldmöglichst wieder dem süßen Nichtsthun zu ergeben.

Malé hat gegenwärtig gegen 3000 Einwohner, von denen mindestens $^2/_3$ in Diensten des Sultans stehen und von ihm ernährt werden. Die höheren Beamten erhalten die Steuern von bestimmten Inseln anstatt Besoldung, aber nur auf Lebenszeit, nicht erblich. Die Kasteneintheilung besteht noch in aller Strenge, nur der Sultan darf Schuhe und einen Hut tragen, und nur zwei nahe Verwandte außer ihm dürfen sich eines Sonnenschirmes bedienen, aber nur er selbst trägt einen weißen. Die oberen Kasten sind auffallend hell und gleichen mehr den Arabern als den Hindus; die Frauen erinnerten die Reisenden ganz an die Perserinnen. Die niederen Klassen haben gemischteres Blut und gleichen mehr den (indischen?) Muselmännern als den Singhalesen, auf welche doch ihre Sprache hindeutet. Von den fünf früher gesprochenen Sprachen sind übrigens gegenwärtig nur noch zwei im Gebrauche, das Gabuli-tana, die officielle Sprache, und das Divehi. Allem Anscheine nach ist die Inselgruppe von einem arischen Stamme kolonisirt worden, vielleicht gleichzeitig mit Ceylon, doch wissen wir nichts Näheres darüber. Der Oberpriester Sidi Totu, mit welchem Rossett nach und nach vertraut wurde, behauptete, alte auf Pandanusblätter geschriebene Schriften zu besitzen, und der Reisende hofft, bei einem späteren Besuche sie zu Gesichte zu bekommen. Er versicherte auch, daß am Dschungel auf der Insel Fua Mulaku eine Dagoba, Namens Havida, stehe und auf Hatadú ein anderer Tempel, Namens Ustumbá. Es scheint dies richtig, denn auch andere Eingeborene versicherten dem Reisenden, als er ihnen Abbildungen buddhistischer Tempel vorlegte,

daß solche Häuser und solche verzierte Steine sich auch auf ihren Inseln fänden. Gegenwärtig sind die Eingeborenen sämmtlich Mohammedaner, aber ihre Religion hat noch viel von dem alten Aberglauben bewahrt. Die Heirathen werden vor dem Katibn (Kadi) geschlossen; die Scheidung erfolgt bei den unteren Klassen durch einfaches Wegjagen der Frau, bei den höheren dagegen ebenfalls durch eine Erklärung vor dem Katibn. Die Männer sind nicht gerade eifersüchtig, wenigstens nicht ihren Landsleuten gegenüber; aber der Verkehr mit einem Fremden und besonders mit einem Christen zieht die Verbannung der Schuldigen auf eine unbewohnte Insel nach sich. Im Uebrigen sind die Eingeborenen ein friedliches und soweit ihre Armuth erlaubt, äußerst gastfreies Völkchen, unter dem Verbrechen äußerst selten vorkommen. Ueber die Sitten und staatlichen Einrichtungen auf den Inseln konnte Rossett nur sehr wenig erfahren; der einzige, der ihm eingehendere Mittheilungen vielleicht hätte machen können, war der Oberpriester, und diesem hatte es der mißtrauische Sultan strengstens verboten. Die vornehmeren Frauen tragen Kleider aus rothem Satin, welche sie mit prächtigen Stickereien in Gold, Silber und Seide verzieren; die Stoffe dazu kommen aus Indien; außerdem sind sie reich mit Schmucksachen behangen. Früher regelte die Sitte streng, was jede Kaste tragen durfte, jetzt hat das aufgehört. Die Männer tragen bei feierlichen Gelegenheiten arabische Tracht. Sie sind äußerst geschickte Handwerker, auch muß jeder ein Handwerk seiner Kaste entsprechend lernen, ehe er heirathen darf. Rossett erstaunte über die Geschicklichkeit, mit welcher sie alle europäischen Gegenstände nachahmten, und fand keine Schwierigkeit, sich genaue Modelle von Gegenständen, welche zum Mitnehmen zu groß waren, zu verschaffen.

Von besonderem Interesse waren für den Reisenden die Tänze, besonders da er, nachdem das Mißtrauen einmal besiegt war, keine Schwierigkeit fand, einzelne Gruppen zu photographiren; wir kommen vielleicht später einmal darauf zurück, wenn die Photographien veröffentlicht werden. Rossett ist übrigens fest entschlossen, die einmal gemachte Bekanntschaft auszunutzen und wird sich gegenwärtig wohl wieder auf den Inseln befinden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 53. Band des „Wissens der Gegenwart" behandelt die Schweiz aus der bekannten Feder von Professor Egli. Der Verfasser giebt zunächst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick, behandelt dann das Schweizerland in seiner Allgemeinheit, wie Bodenconfiguration, Fluß- und Seeverhältnisse, Klima rc., und ebenso das Schweizervolk, wobei er gleichzeitig die ökonomischen und socialen Verhältnisse des Landes zur Sprache bringt. Hieran schließen sich dann die Schilderungen der einzelnen Landesgebiete, die Urschweiz, die italienische Schweiz, das Rhonegebiet, Graubünden, die Nordost-Schweiz, das obere und mittlere Gebiet der Aare und der Unterlauf von Aare und Rhein (letzteres natürlich nur für die Schweiz zu verstehen). Den Schluß bilden dann zwei Kapitel, von denen das eine die Alpenstraßen in älterer und neuerer Zeit, das andere die jetzt bekannteste und für die Schweiz wie für ganz Centraleuropa bedeutsamste, nämlich die Gotthardbahn behandelt. Die achtundvierzig dem Text beigegebenen und meisterhaft nach Photographien ausgeführten Abbildungen, welche ausschließlich landschaftlich schöne Gegenstände betreffen, gereichen der Verlagsanstalt zu hohem Verdienst und seien an dieser Stelle noch besonders erwähnt.

— Hochinteressant und empfehlenswerth ist die Schilderung der russischen Staatsverwaltung und des Heeres, der Kirche und Geistlichkeit, sowie der einzelnen Stände, welche Friedrich Meyer von Waldeck in seinem „Rußland" (II. Abtheilung: „Das Wissen der Gegenwart", Bd. 49) giebt. Vielleicht nur, daß er ein wenig zu rosig in die Zukunft sieht und zu viel auf die jetzt angeblich im Gange befindlichen Reformen baut. Kleine Kabinetsstücke sind die Schilderungen der verschiedenen Typen von Landedelleuten, des Kaufmanns von altem Schrot und Korn und des Bauern. Die Aussichten des letzteren sind nach Meyer entschieden günstig. „Eine Bevölkerungsschicht, die 80 Millionen zählt, hat dringenden Anspruch auf die aufmerksamste Fürsorge der Regierung, und das hat die letztere wohl erkannt. Rußland hat Ueberfluß an unkultivirtem Lande und mit dem Opfer einiger Milliarden vermag man den Landleuten gründlich aufzuhelfen und dadurch die socialen Verhältnisse des Reiches zu festigen. Hat die russische Regierung diese achtzig Millionen guter, tüchtiger, harmloser und genügsamer Menschen zu treuen Freunden, so kann sie mit größter Ruhe und Sicherheit an dem Werke der Reformen fortarbeiten."

Asien.

— Die von Seiten der K. Russischen Geographischen Gesellschaft veranlaßte Expedition zur Erforschung des Gebirges Chan-Tengri im Tiën-schan hat wegen der eingetretenen Kälte ihre Thätigkeit eingestellt. Ein Mitglied der Expedition, Herr Ignatjew, hat zuletzt am 13. (25.) September 1886 aus der Stadt Karakol an die Gesellschaft geschrieben, daß die Gletscher am Ursprunge des Flusses Sary-Dshas geologisch untersucht, daß viele photographische Aufnahmen gemacht und daß die Bewegungen des Semenow-Gletschers gemessen worden seien. Im Thale des Sary-Dshas sind einige neue Gletscher entdeckt worden; der größte von ihnen, nach J. W. Muschketow benannt, liegt am Ursprunge des Flusses Inilschek, wo bisher noch kein Europäer war. Die Höhe des Pik Chan-Tengri ist trigonometrisch bestimmt; sie beträgt annähernd 24000 Fuß. Weiter ist es Herrn Ignatjew gelungen, den Muzart-Paß sehr genau zu untersuchen und eine photographische Aufnahme zu veranstalten. — Nach der Mittheilung eines anderen Mitgliedes dieser Expedition, Herrn Krasnow, hat derselbe seine Fahrt auf dem Balkasch-See glücklich zurückgelegt. Obgleich das Wetter sehr ungünstig war, so konnte Krasnow nicht nur auf dem See verweilen, sondern auch den Ala-kul umgehen und im Ili-Delta sich aufhalten; reichliches botanisches, zoologisches, geographisches und geologisches Material hat er gesammelt. Ferner gelang es ihm, die Wasserscheide zwischen Tarym und Syr-Darja auf demselben Wege, welchen früher Prshewalski machte, zu überschreiten und in Turfan einzudringen; von da kehrte er nach Karakol zurück. Nach neueren Nachrichten ist Krasnow nach Turkestan gegangen und weilt jetzt in Merw. („Nowoje Wrjewie" 1886, Nr. 3822.)

Afrika.

— Am 11. November starb in Berlin Dr. G. A. Fischer, der bekannte Afrikaforscher; seit 10 Jahren hatte er in Afrika Anstrengungen und Entbehrungen getragen, hatte dem Klima getrotzt und vielen Kranken Hilfe gebracht und jetzt ist er in

der Heimath in Folge der Nachwirkung des Klimas in kaum 24 Stunden dahingerafft worden! Der Verstorbene war am 3. März 1848 zu Barmen geboren; er studirte von 1869 bis 1873 Medicin und gehörte dann einige Zeit der Armee an, trat aber bald aus dem aktiven Dienst, um im Interesse der von Clemens Denhardt 1876 geplanten Unternehmung in Afrika thätig zu sein; in Erwartung des genannten Forschers trat Fischer eine Reise nach den südlichen Gallaländern und Witu an, um dann gemeinschaftlich mit Denhardt im Mai 1878 einen Zug nach dem Tana-Fluß zu unternehmen. Nachdem er im December des genannten Jahres nach Zanzibar zurückgekehrt war, ließ er sich als praktischer Arzt dort nieder und gab seine Beschäftigung nach $3\frac{1}{2}$ Jahren nur auf, um die bekannte Massai-Expedition gegen Ende des Jahres 1882 anzutreten. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln gelang es ihm, den Naiwascha-See zu erreichen, worauf er auf einem anderen Wege nach dem Pagani zurückkehrte. Der Bericht über diese ebenso wie der über seine erste Reise ist in den Mittheilungen der Hamburger Geogr. Gesellschaft erschienen. Im November 1883 war Dr. Fischer nach Deutschland zurückgekehrt und nahm lebhaft Theil an der Kolonialbewegung; dieser Zeit entstammt sein bekanntes Buch: „Mehr Licht im dunklen Welttheil", welches, obwohl durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, doch dauernden Werth behalten wird. Im vorigen Jahre (1885) trat er seine letzte Reise an, deren Zweck es war, die Reisenden Dr. W. Junker, Dr. Emin-Bey (Schnitzler) und Casati aufzusuchen und zu befreien. Am 2. August brach er mit einer 221 Mann starken Karawane vom Pangani auf. Auf einer ganz neuen Route, über Ungu, Kibaia, Irangi, Ussandavi und die Wembaere-Steppe, kam er im November an die Südspitze des Viktoria Nyanza. 52 Tage wartete er hier vergebens auf die Erlaubniß des Königs Muange, durch dessen Land (Buganda) ziehen zu dürfen. Es schien nun kein anderer Weg offen zu stehen, als den Versuch zu machen, im Osten des Sees vorzudringen. Auch hier warteten seiner nur Enttäuschungen; die Hoffnung, in Kawanga (Thomson's Kwa Sundu) Lebensmittel zu bekommen, wurde vereitelt und mit Widerstreben mußte Fischer den Rückzug nach der Küste antreten. Im September 1885 kehrte er nach Europa zurück, wo er mit der Bearbeitung seiner Reiseergebnisse sofort einen Anfang machte, dann in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg über dieselben berichtete und sich nach Berlin begab, um seine Sammlungen zu ordnen. Kaum drei Tage nach seiner Ankunft wurde er von einem biliösen Fieber ergriffen, dem er innerhalb 24 Stunden erlag; am 15. November hat er in seiner Heimath zu Barmen die letzte Ruhestätte gefunden. Die Hamburger Geogr. Gesellschaft hat das Andenken des Verstorbenen dadurch geehrt, daß sie ihm die goldene Kirchenpauer-Medaille zuerkannt und dieselbe dem Vater des Heimgegangenen zur Aufbewahrung in der Familie eingehändigt hat.

— Ueber die Abmachungen wegen Abgrenzung der Machtgebiete in Ostafrika erfährt die „Köln. Ztg." aus angeblich zuverlässiger Quelle, die Besprechungen in London hätten sowohl eine völlige Uebereinstimmung betreffs Anerkennung der Grenzen des Sultanats von Zanzibar, wie eine Abgrenzung der gegenseitigen Machtsphären Deutschlands und Englands in Ostafrika nach Maßgabe der zwischen diesen beiden Staaten getroffenen früheren Bestimmungen über die gegenseitigen Machtgebiete in Westafrika und in der Südsee erzielt. Was den ersteren Punkt betreffe, so sei ein Einverständniß dahin erzielt, daß dem Sultan von Zanzibar ein 10 englische Meilen landeinwärts breiter Küstenstrich von der portugiesischen Grenze bei Kap Delgado ab bis nördlich nach Kipini und zur Mündung des Oziflusses zugesprochen ist, gegen ein Versprechen desselben Sultans, die Zollverwaltung in zwei näher bestimmten Häfen dieses Küstenstriches deutschen Beamten zu überlassen. Es soll ferner dem unter deutschem Schutze stehenden Sultan von Witu, der in den letzten Jahren durch unglückliche Kämpfe mit Zanzibar in das Innere seines Landes zurückgedrängt war, ein geeigneter Küstenstrich mitsammt der Mandabucht verschafft worden sein. Nördlich von Kipini sind dem Sultan von Zanzibar noch einige Punkte zugesprochen worden, in denen er seit langer Zeit Zollstellen besaß und Garnisonen unterhielt. Dazu gehört auch Kismaju, der Ort, an dem neuerdings Dr. Jühlke ermordet worden ist. Was die zweite Aufgabe, die Abgrenzung der gegenseitigen Interessensphären, betrifft, so soll Deutschland darin das Gebiet von dem bei Cap Delgado mündenden Rowumafluß bis hinauf zum Kilimandscharo, diesen Berg einbegriffen, überlassen sein, während England sich die Bezirke nordöstlich von diesem Berge bis zum Tanaflusse vorbehalten hat, wohin die Haupteingangs- und Verkehrsstraße von Mombas aus führt. Auch die französische Regierung habe sich mit diesen Abmachungen einverstanden erklärt und neuerdings habe auch der Sultan von Zanzibar gleichfalls eine Erklärung dahin abgegeben, daß er sich mit dieser Gebietsfestsetzung begnüge und sich ihr füge.

Südamerika.

— Brieflichen Mittheilungen zufolge wurden Theile des Westens Venezuelas in letzter Zeit durch heftige Erdstöße heimgesucht. Am 29. September wurde die Stadt Trujillo davon betroffen; Kirche, Hospital, Regierungsgebäude und viele Privathäuser litten schwer; bis zum 8. Oktober wiederholten sich die Erdstöße, so daß die Bevölkerung auf den freien Plätzen lagerte; am 18. Oktober Abends erfolgten drei weitere starke Stöße, gefolgt von zweistündigem, entsetzlichem Gewitter. Die Gebäude drohten den Einsturz und die letzten in der Stadt zurückgebliebenen Familien verließen dieselbe. In Boconó trat der erste Stoß am 29. September 2 Uhr ein und dauerte angeblich 18 Sekunden. Viele Gebäude wurden beschädigt, doch gelangte keins zum Einsturze. Die Kirche San Alejo erhielt bedenkliche Risse. Um $2\frac{1}{4}$ Uhr Morgens erfolgte ein zweiter Stoß und am 30. September zwei weitere. Das Erdbeben scheint übrigens weit verbreitet gewesen zu sein; die Stadt Quibor in Barquisimeto wurde am 29. September zur Hälfte zerstört. Von Merida und Táchira fehlen die Nachrichten. Ob Menschenverlust zu beklagen ist, bleibt zweifelhaft. In Carácas und Los Tegues bebte die Erde im September andauernd. Bemerkenswerth ist, daß, während 1885 ein äußerst trockenes Jahr war, in diesem Jahre die Regenzeit mit außergewöhnlicher Stärke eingetreten ist; überall im Lande klagt man über die allzu ausgiebigen Regen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

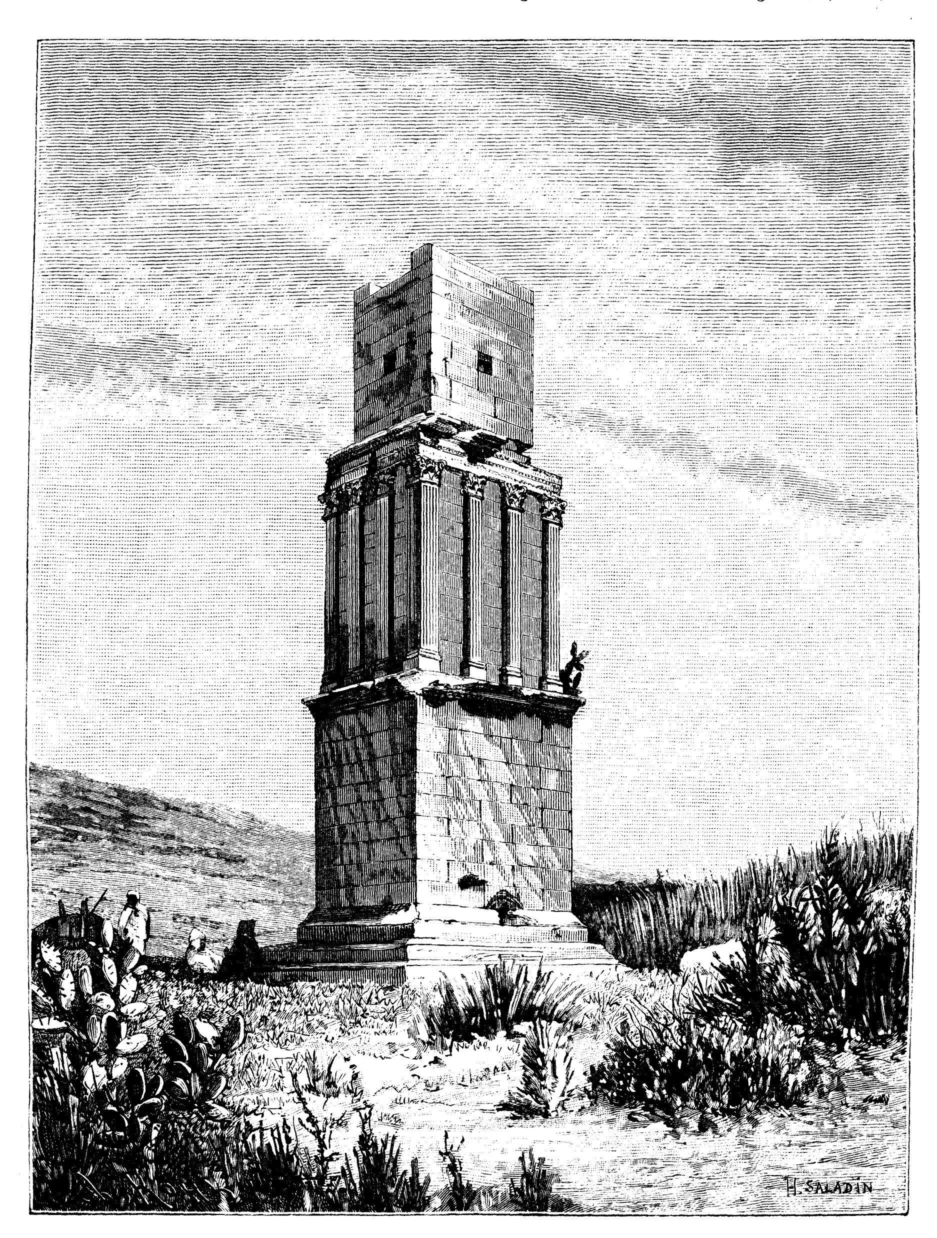
XII.

Als die Reisenden Tamesmida verließen, schlugen sie eine nordnordöstliche Richtung ein und ritten dann über nichts als weite Halfaebenen, bis sie das nach Kasserin führende Thal erreichten, welches zur Linken (im Norden) von einer Bergkette, Dschebel Dokra und Schambi genannt, eingefaßt wird. Unterwegs stießen sie nur auf eine einzige interessante Ruine, Henschir-Magdudesch, ein Mausoleum wie in Henschir-ez-Zaâtli, mit vorgebauter Treppe, dessen Cella indessen mit korinthischen Pilastern geschmückt war. Erst lange nach Sonnenuntergang erreichten sie ihre Lagerstelle an den Ufern eines Baches, dessen Wasser laut über Geröll dahinplätscherte; aus der Ferne schimmerten die Feuer der Smalah der Fraischisch, eines wahren Zeltdorfes, herüber. Hier, wo ihre Eskorte sie verließ, liegen die Ruinen von Cillium, welche bei den Arabern nach zwei Mausoleen, von welchen heute nur noch eines vorhanden ist, den Namen Kasserin (die beiden Schlösser) führen. Die Smalah des Stammes der Fraischisch ist gewöhnlich dort versammelt, in der Nähe von einigen kleinen Zanias, $1\frac{1}{2}$ km von den Ruinen, aus deren Werkstücken sie erbaut worden sind. Wahrscheinlich ist auch das eine der beiden Mausoleen demselben Zwecke zum Opfer gefallen. Dasjenige Monument, welches zuerst ihre Augen auf sich zog, war das berühmte Mausoleum der Flavier, das allen, welche sich mit den Alterthümern Tunesiens beschäftigt haben, wohl bekannt ist. Dasselbe hat einen quadratischen Grundriß und besteht aus drei Stockwerken, deren unterstes etwa 3,7 m Seitenlänge und 4 m Höhe hat; durch zwei 1 m hohe Thüren gelangte man in das Innere. Auf diesem Unterbau befindet sich eine Inschrift von nicht weniger als 110 Versen Länge, worin der Erbauer des Denkmals seine Pietät gegen seinen Vater preist und die einzelnen Ornamente des Bauwerkes aufzählt. Das zweite, etwas zurückspringende Stockwerk ist auf jeder Seite mit vier korinthischen Pfeilern geschmückt, und das dritte umschließt eine quadratische Nische, in welcher die Statue des Gefeierten aufgerichtet war. Das Ganze war wahrscheinlich, wie andere analoge Bauwerke, von einer Pyramide gekrönt, auf deren Spitze ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln befestigt war. Letzteren Umstand erwähnt der Schluß der Inschrift in drolliger Weise; „wenn die Natur — heißt es da — seine Glieder und seine Kehle belebt hätte, würde er des Morgens alle Götter zwingen, aufzustehen". Die Grabschriften der nach einander in dem Mausoleum beigesetzten Personen, den Erbauer eingeschlossen, sind auf den verschiedenen Seiten des ersten Stockwerks angebracht.

Einige Schritte vor diesem Mausoleum fließt ein großer Bach vorbei, an welchem der Kaïd der Fraischisch, Ali Srir, seine Smalah aufgeschlagen. Nie zuvor hatten die Reisenden eine solche Anzahl von Zelten vereinigt gesehen; dieselben bedeckten mindestens 1 qkm. Darum fand auch ein beständiges Gehen und Kommen von Arabern zu Fuß und zu Pferde statt, von Frauen, welche Heerden zur Weide trieben oder Wasser holten, von Kindern, die nach ihren Ziegen riefen; dazu erfüllten zahlreiche Hunde die ganze Ebene mit ununterbrochenem Geheul und Gebell. Im Mittelpunkte des Lagers steht das Zelt des Kaïd, rings herum diejenigen für seine Familie, seine Dienstboten und die hervorragendsten Stammesmitglieder. Er ist ein großer, schöner Mann von jener etwas hochmüthigen Di-

stinction, wie sie die arabischen Häuptlinge auszuzeichnen pflegt. Wegen seiner Verdienste, die er sich um das französische Heer im Feldzuge von 1881 erworben hatte, hatte man ihn zum Kaïd gemacht; aber das hat ihm offenbar den Kopf verdreht, denn er verstand es nicht, seine Macht und vorzüglich diejenige des Steuereintreibens mit Maß auszuüben, und so ist ihm seitdem ein Nachfolger gesetzt worden.

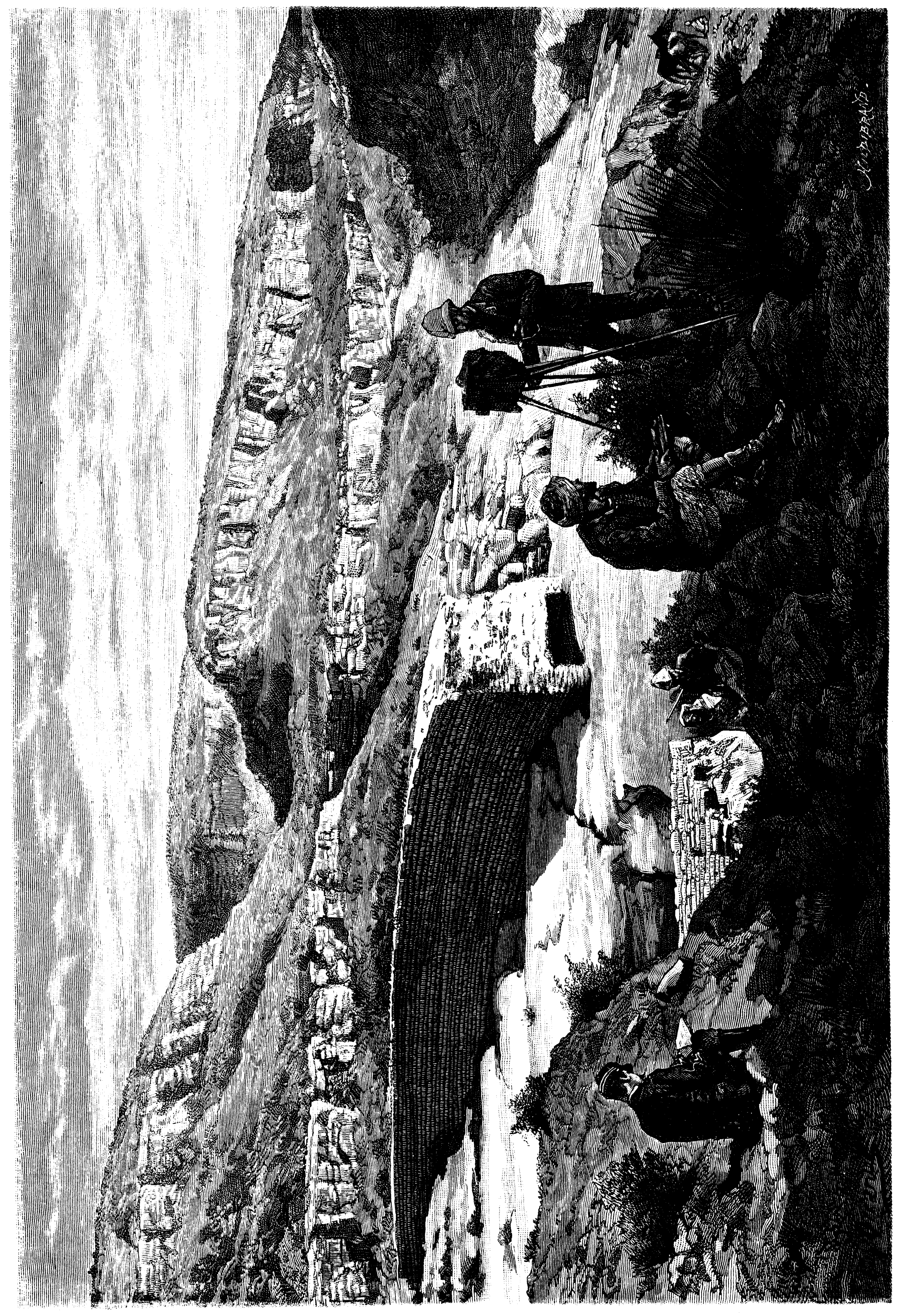
Die Fremden empfing er entgegenkommend. Ein Quervorhang theilte sein Zelt in zwei Hälften, deren eine sein Privatzimmer darstellt, während die andere als Audienzsaal dient, in welchem Recht gesprochen und die Angelegenheiten des Stammes verhandelt werden. Seinen Besuchern ließ er Stühle anbieten, während er sich selbst auf der den Boden bedeckenden Matte niederhockte. Hinter ihm und rings um die Fremden drängten sich Reihen von Neugierigen.



Grabmal der Flavier in Kasserin. (Nach einer Zeichnung von H. Saladin.)

Cagnat und Saladin erklärten ihm den Zweck ihrer Reise, worauf er ihnen die eingehendsten Mittheilungen über die Ruinen der Umgebung machte und sie schließlich zum Mittagessen einlud. Dann verabschiedeten sie sich und kehrten zu den Ruinen zurück.

Dieselben bedecken eine mäßig große Anhöhe. Ein Triumphthor, auf dessen Attica der Name des Ortes „Colonia Cillitana“ eingegraben ist, wie es sich ähnlich auch in anderen alten Städten findet, bildet den Eingang von Norden her. Dicht daneben erhebt sich eine zerstörte Befestigung, welche wie gewöhnlich aus Steinen der alten Bauwerke errichtet ist; einige analoge Forts liegen an anderen Punkten des Ortes. Interessanter, weil seltener vorkommend, ist ein Stauwerk in Form eines Kreisausschnittes, welches quer über den Wed-ed-Derb errichtet ist und seine Rundung stromaufwärts kehrt. Die Mauer ist etwa 10 m hoch und 100 m lang und hat unten eine 2 m breite Oeffnung, durch welche der Fluß strömen konnte; bei Hoch-



Stauwerk im Wed-ed-Derb bei Kasserin. (Nach einer Skizze H. Saladin's und einer Photographie R. Cagnat's).

wasser sammelt sich das Naß in dem Behälter an und wurde von dort wahrscheinlich in die Ortschaft geleitet. Die Begräbnißstätte lag, wie stets, am Eingange der Ortschaft, zu beiden Seiten der unter dem Triumphbogen hindurchführenden Straße. Eine ganze Reihe der charakteristischen Grabstellen befand sich noch an Ort und Stelle: über der Grabschrift sind eine oder zwei Personen roh als Statuen ausgehauen. Alle tragen dieselbe Tunica, welche bei den Frauen nur länger ist, als bei den Männern. Zur Seite der Verstorbenen findet sich oft ein Altar. Die Namen in den Grabschriften sind rein afrikanisch; da die Verwandtschaftsgrade dieser einstigen Bewohner von Kasserin sorgfältig angegeben sind, so läßt sich die Genealogie mancher Familie daraus herstellen. In der dritten Generation heirathet dann einer von ihnen eine Römerin, und der aus einer solchen Ehe entsprossene Sohn erhält dann einen römischen Namen.

Im Ganzen war aber Cillium trotz seines Titels Kolonie nur ein allerdings sehr ansehnliches Dorf, dessen Gedeihen eine Folge seiner Lage an der Straße Kassa-Tebessa und der wunderbaren Fruchtbarkeit der umliegenden Ebene war, welches aber niemals die Bedeutung seiner Nachbarorte Thelepte und Sufetula erreichte.

Als der Abend herangekommen war, begaben sich die Reisenden wieder in die Smalah des Kaïd, um an seinem Essen theilzunehmen; aber das Schwierigste war, bis in sein Zelt zu gelangen: sobald der Tag sich neigt, lassen die Hunde Niemanden auf 100 m weit an das Lager herankommen und stürzen sich wie eine Heerde Wölfe auf den Unklugen, der sich ihnen zu nähern wagt. Die Araber mußten ihren Gästen entgegengehen und sie von weit her zu den Zelten geleiten. Das Essen glich allen, die ihnen bei gleicher Gelegenheit gegeben wurden: wenn sie von einer Schüssel gegessen hatten, reichte der Kaïd sie der ersten Reihe der Herumsitzenden; von dort wandert sie zur zweiten, wo schon weniger angesehene Personen sitzen, und so fort, bis nur noch Knochen übrig bleiben, die den Hunden zum willkommenen Fraße vorgeworfen werden. Ali und Mohammed, die beiden einheimischen Begleiter der Reisenden, saßen als Gäste in der ersten Reihe und waren nicht wenig stolz darauf; denn wie alle Araber sahen sie sich gern, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einer höheren Stellung, als ihnen ihrem Stande nach zukommt. Einer von den Scheichs, welche jetzt in der dritten oder vierten Reihe sitzen, wird die Reisenden am nächsten und den folgenden Tagen nach Haïdra begleiten; dann aber wird nichts der stolzen Würde gleichkommen, mit welcher er zuerst seine Hand in die Schüsseln stecken wird, so oft die Reisegesellschaft in einem Duar Gastfreundschaft genießt.

Bei Tage gewährt diese Smalah der Fraischisch eines der malerischsten Bilder, welche man sehen kann. Gerade Straßen trennen die zu beiden Seiten regelmäßig aufgebauten Zelte; letztere stehen halb offen und lassen vielfach Webstühle sehen, an welchen Frauen mit der Herstellung von Burnussen, Haiks und Decken beschäftigt sind. Diese Webstühle sind außerordentlich primitiv, einfach und leicht zusammenzulegen, so daß man sie beim Abbrechen des Lagers auf Kameele verladen kann. In anderen Zelten schneiden Männer Gewänder zu und nähen sie; anderswo haben Malteser Händler ihr kleines, weißes Zelt aufgeschlagen und bergen darunter ihre Waaren und das, was sie dagegen von den Nomaden eintauschen, Garn, Zucker, Lichter, Produkten 2c. Weiterhin werden Seile aus Ziegenhaaren gedreht oder Säcke für Kameellasten gewebt, mahlen Weiber Getreide oder trocknen Kuskus auf großen Decken in der Sonne.

Am folgenden Morgen wurde Abschied von Ali Srir genommen und unter Leitung eines alten Scheich der Ritt nach Haïdra angetreten. Die Kameele waren über Feriana nach Kassa zurückgekehrt, und zum Fortschaffen des Gepäcks wurden von hier an Maulthiere verwendet.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

I.

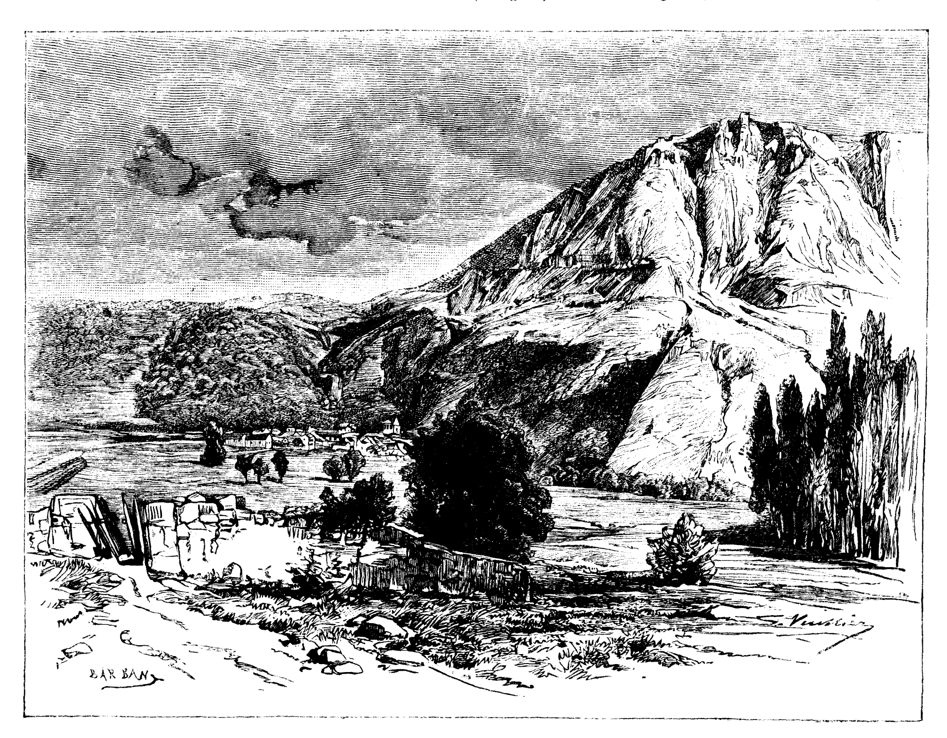
[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Entdeckungsreisen innerhalb der eigenen Landesgrenzen sind heute in Frankreich an der Tagesordnung. Seitdem die vor wenigen Jahren erst erfolgte Begründung des französischen Alpenvereins im größeren Publikum ein gewisses, bis dahin kaum vorhandenes Interesse für touristische Unternehmungen erweckt hat, ist man unablässig bemüht, dieses Interesse recht eigentlich pro domo zu verwerthen. In allen Gegenden Frankreichs hat man in den größeren Städten Unterabtheilungen des Alpenvereins gebildet, in denen jedoch weit weniger als anderswo der richtige Alpensport nach englischem Muster kultivirt wird, deren Hauptaufgabe vielmehr zunächst in dem gründlichen Kennenlernen und der Verkehrserschließung einzelner Landestheile bestehen soll, deren interessante Eigenthümlichkeiten, merkwürdige Gebirgsbildungen und großartige landschaftliche Schönheit bisher wenig bekannt und nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind. Ohne Zweifel ist dies ein ebenso dankenswerthes, wie lohnendes Bemühen, aufklärend und belehrend nicht nur für die große Masse des Volkes, sondern auch für die Mehrzahl der Gebildeten, die in dem charakteristischen Streben und Drängen nach möglichster Centralisation so lange in gleichgültiger Unwissenheit verharren konnte über jene, von den großen Verkehrscentren freilich abgelegenen, aber durch hervorragende Naturschönheiten ausgezeichneten Gebiete ihres Heimathlandes. Von höherem Werthe sind die jetzt schon zu übersehenden praktischen Erfolge ihrer Bemühungen: der Nachweis neuer, leicht erreichbarer und über alles Erwarten lohnender Ziele für die Sommerausflüge der großen Zahl ihrer Landsleute, der es an Zeit und Mitteln zu weiten Reisen gebricht, und die Leitung eines den Wohlstand des Touristenverkehres in so manche, an großartigen Scenerien reiche, an Erwerbsquellen jedoch

arme, unfruchtbare Gebirgsgegend des südlichen Frankreichs.

Von dem westlichen Abhange der Cevennen zieht sich zwischen 44 und 44$^1/_2$° nördl. Br. bis zu dem Hochlande der Auvergne das Gebiet der sogenannten Causses hin, der merkwürdigen in ihren Lagerungsverhältnissen wenig gestörten Kalkplateaus, in welche der Tarn mit seinen Zuflüssen enge und tiefe Schluchten (Cañons) eingegraben hat. Von dieser eigenartigen, in jeder Hinsicht interessanten Landschaft, einem Colorado-Gebiete in verkleinertem Maßstabe, und von den „Entdeckungen", welche die Mitglieder der Lozère- und Aveyron-Alpenvereine in jüngster Zeit dort gemacht haben, werden in Frankreich augenblicklich immer neue Schilderungen durch Wort und Bild veröffentlicht. Wir entnehmen einigen derselben die nachstehende Beschreibung einer Tour nach dem Cañon des Tarn und dem Causse noir mit seinen merkwürdigen Dolomitenbildungen.

Der Reisende, der, das Städtchen Mende am Lot als Ausgangspunkt benutzend, die ungeheure Felsschlucht besuchen will, in welcher der Tarn auf einer Strecke von 50 km zwischen steilen Wänden von 400 bis 500 m Höhe dahinströmt, muß zunächst das Kalkplateau von Sauveterre fast in seiner ganzen Breite von N nach S überschreiten. Die große Straße von Nîmes nach St. Flourens, die, wahrscheinlich schon von den Galliern angelegt, Jahrhunderte lang die einzige Verbindung zwischen dem Hochlande der Auvergne und der Ebene von Languedoc gebildet hat, führt ihn nach dem etwa 15 km entfernten Städtchen Ispagnac. In scharfen Zickzackwindungen leitet der Weg von dem hier 540 m hohen Rande des Plateaus nach dem kleinen Orte hinab, der sich am Ufer des Tarn ausbreitet. Durch seine die oben erwähnte große Heerstraße beherrschende Lage hatte Ispagnac während des ganzen Mittelalters und noch bis in das 17. Jahrhundert hinein eine gewisse strategische Bedeutung. Heute ist von den starken Befestigungswerken, an denen feindliche Angriffe oft gescheitert sein sollen, ebenso wenig mehr zu sehen, wie von der ehemals hochberühmten Priorei, die der Sage nach an der Stelle eines alten Druidenheiligthumes erbaut worden war. Trotz dieser Einbuße der Zeugen ihrer früheren Größe macht die Stadt mit ihren alten und alterthümlichen Häusern noch heute einen erfreulichen Eindruck. Die dunkelrothe Felswand, an deren Fuß sie sich schmiegt, ist an ihrem unteren, sanfter abfallenden Theile mit üppigem Grün bekleidet; kleine Wein- und Obstgärten sind hier auf den niederen Terrassen angelegt, von denen man die herrlichste Aussicht genießt auf die zerklüfteten Abhänge und Vorsprünge des Causse Méjan, des über dem jenseitigen (linken) Flußufer hoch emporragenden Plateaus. An einem dieser Vorsprünge, der halbinselartig bis weit in den Fluß hineinreicht, liegt, von einem dichten Gehölze alter Nußbäume umgeben, der ehemals vielbesuchte Wallfahrtsort Notre-Dame de Quézac. Eine hübsche Brücke mit spitzem Bogen, der Sage nach von Papst Urban II. angelegt, verbindet die wohlerhaltene alte Kirche mit der auf dem rechten Tarnufer entlang führenden, allen Windungen des Flusses folgenden Straße. Wir befinden uns hier allenthalben auf historischem Boden. Die hartnäckigen, blutigen Kämpfe, in denen die Bewohner der Cevennen wieder und immer wieder um ihre religiöse Freiheit gerungen haben, die furchtbaren Aufstände und Verfolgungen der Albigenser und Waldenser, der Hugenotten und Camisarden haben sich jedesmal bis in das Gebiet der Causses hinein erstreckt. Es war hier nicht die reiche Bevölkerung der in den Flußthälern belegenen Ortschaften, sondern ausschließlich das arme, mühevoll lebende Volk der unfruchtbaren Hochebenen, das die begeistertsten Anhänger der neuen Lehren und die unerschrockensten, zähesten Streiter für dieselben stellte. Etwa eine Stunde unterhalb der Brücke von Quézac gelangt man an die Stelle, die gewöhnlich als der Anfang des eigentlichen Cañon des Tarn betrachtet wird. Ehe wir von hier aus den Weg stromabwärts weiter ver-



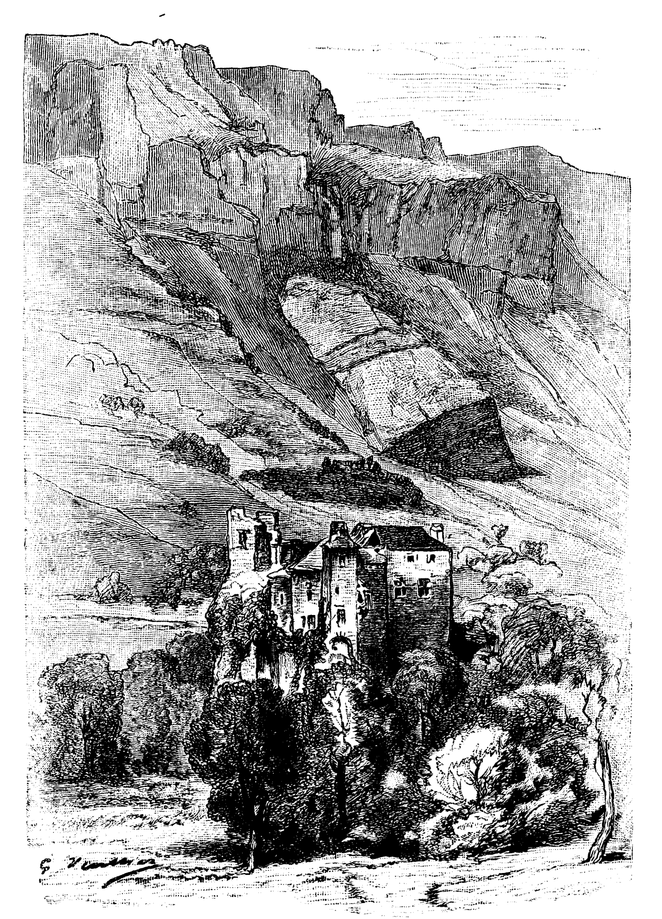
Ispagnac.

folgen, geben wir dem Leser in der lebhaften Schilderung von O. Reclus ein allgemeines Bild der merkwürdigen Felsschlucht.

„Der Cañon des Tarn öffnet sich zwischen der Serre Pailhos zur Linken und der Boissière de Molines zur Rechten; die erstere ist eine 1046 m hohe, mächtige Bastion des Causse Méjan, die zweite, 1050 m hoch, ein Vorsprung des Causse de Sauveterre. Die Farbe dieser Felsmassen läßt erkennen, daß man aus dem Gebiete des traurig-schwarzen Cevennenschiefers in das der glänzenden verschieden-farbigen Gesteinsarten des Oolith und der Dolomiten gekommen ist, die hier auf dem Lias ruhen.

„Zwischen Wänden von 400 bis 600 m Höhe, die an einigen Stellen direkt vom Flußrande aufsteigen, an anderen Schutthügel vor sich haben, auf denen jetzt Weinberge und Gärten an die Stelle der immer mehr verschwindenden Tannen, Eichen, Buxbäume und Buchen treten, krümmt und schlängelt sich der Tarn in unzähligen Windungen, wunderbar klar, leuchtend grün. Unbedeutend und klein, fast intermittirend, während vier oder sechs Monaten des Jahres halb trocken, so tritt er in die tiefe Schlucht zwischen den Plateaus; mächtig und das ganze Jahr hindurch wasserreich, verläßt er sie, ohne inzwischen auch nur den kleinsten Bach in sich aufgenommen zu haben. Quellen am Grunde beleben ihn, und 30 Brunnen vermischen ihr krystallklares Wasser mit seiner Fluth. Dicht über dem Wasserspiegel brechen sie auf der rechten Seite aus der Felswand des Causse de Sauveterre hervor; auf der linken entströmen sie dem von zahlreichen Höhlen zerklüfteten Causse Méjan.

„Von einem Kalkplateau zum anderen, von Rand zu Rand über den 1200 bis 1800 Fuß tiefen Abgrund beträgt die Breite der Schlucht selten 2500 oder auch nur 2000 m, fast überall sind die Ränder der beiden Hochflächen nicht mehr als etwa 1500 m von einander entfernt, und der Abstand der Wände dicht über dem Wasserspiegel des Tarn ist oft nicht größer als die Breite des Flusses selbst.



Schloß Charbonnières.

„An zwei oder drei Stellen, wo die Plateauränder noch näher aneinander treten, könnte man sich wohl eine Brücke vorstellen, die mit einer Jochweite von 1000 m, sicher der kühnsten Spannung der Welt, von dem Rande von Sauveterre zu dem von Méjan hinüberführte.

„Von der Spitzbogenbrücke von Ispagnac bis nach Rozier hat der Cañon des Tarn eine Länge von 50 km. Es würde die großartigste Höhle Europas sein, wenn hier eine die Kluft überspannende Wölbung die eine Oolithmasse mit der anderen, die Dolomiten der rechten mit denen der linken Seite verbände, und aus den beiden Plateaus im Winter eine einzige ungeheure Schneefläche machte.

„Da jedoch zum Glück diese Wölbung nicht vorhanden ist, zeigt sich uns die Schlucht als eine im Sonnenschein erglänzende, lachende Landschaft.

„Von den scharfen, eisigen Winden der Hochebene ist hier unten nichts zu merken. Man lebt wie weit entfernt vom kalten Norden, wie in einem Treibhause, umgeben von Nuß-, Mandel- und Feigenbäumen, von Kastanie und Weinstock. . . .

„In dieser Wärme, diesem Sonnenglanz, mit der fröhlichen Vielfarbigkeit ihres Gesteins, mit dem schönen Fluß, den klaren Quellen lächelt uns die Schlucht entgegen, die, wenn ihre Wände Granit oder Schiefer wären, erschreckend finster und traurig sein würde. Sie macht einen heiteren Eindruck selbst in den gigantischen Ruinen ihrer Dolomiten, die, Mauern, Pfeilern und Thürmen gleich, wie die letzten Ueberreste zweier dem Untergange geweihter Riesenstädte von den Rändern der Plateaus über den 500 und 600 m tiefen Abgrund emporragen ....“

Bald nachdem man die enge hohe Felsenpforte des Cañoneinganges passirt hat, zeigt sich auf dem rechten Ufer des Flusses die erste aus der Felswand sprudelnde Quelle, der Brunnen von Vigos, der, wie die Sage erzählt, vor Alters Gold geführt haben soll. Nur hin und wieder, zur Zeit der Schneeschmelze oder nach besonders starken Regengüssen, strömen an der Oberfläche der Felswände kleine, schnell versiegende Wasserläufe in die Schlucht hinab; sonst zieht die ganze Feuchtigkeit der Plateaus sich unmittelbar in die oberen lockeren Schichten des Juragesteins ein, sickert hindurch und tritt erst tief unten bei dem Kontakt mit der schwarzen festen Liasschicht in jenen Felsenquellen zu Tage.

Wie ein Vogelnest in eine Einbuchtung der Felswand gebaut, liegt unweit der Quelle das alte, zinnengekrönte Schlößchen Rochebave, heute eine bescheidene Meierei. Es ist für eine weite Strecke des Weges die einzige vom Flußufer aus sichtbare Niederlassung. Vollständige Einsamkeit umfängt den Wanderer; aber diese Einsamkeit ist nicht einförmig: fast bei jedem Schritte vorwärts verändert sich das Bild der Umgebung. Bald zeigen sich auf den schmalen, am Grunde der Schlucht abgelagerten Schutthügeln sorgfältig gepflegte Weinberge und Gärten. Dicht darüber und zu beiden Seiten ist die zerklüftete Wand mit ihren gewaltigen Vorsprüngen und Zacken von undurchdringlichem

Dornengestrüpp überwuchert, eine vollständige Wildniß. An anderen Stellen ragt sie ohne jede Spur von Vegetation steil empor, wie eine ungeheure Mauer, an deren Fuß sich wohl ein schmaler Streifen dichten Waldes längs des Flusses hinzieht.

Auf einer etwa 20 m über dem Flusse vorspringenden Felsplatte am Abhange des Causse Méjan kommt endlich eine stattliche Wassermühle in Sicht, deren Räderwerk durch die hier hervorbrechende starke Quelle von Pelatan getrieben wird. Nicht weit davon hinter einem anderen Vorsprunge liegt, ebenfalls auf der Höhe, das Dörfchen Montbrun, das mit seinen von alten Bäumen umgebenen weißen Häusern und den von zwei Quellen bewässerten Wiesen ein anmuthiges Bild darbietet, verschönt und gehoben durch den Hintergrund der in lichtem Grau und kräftig warmem Roth glänzenden Wände.



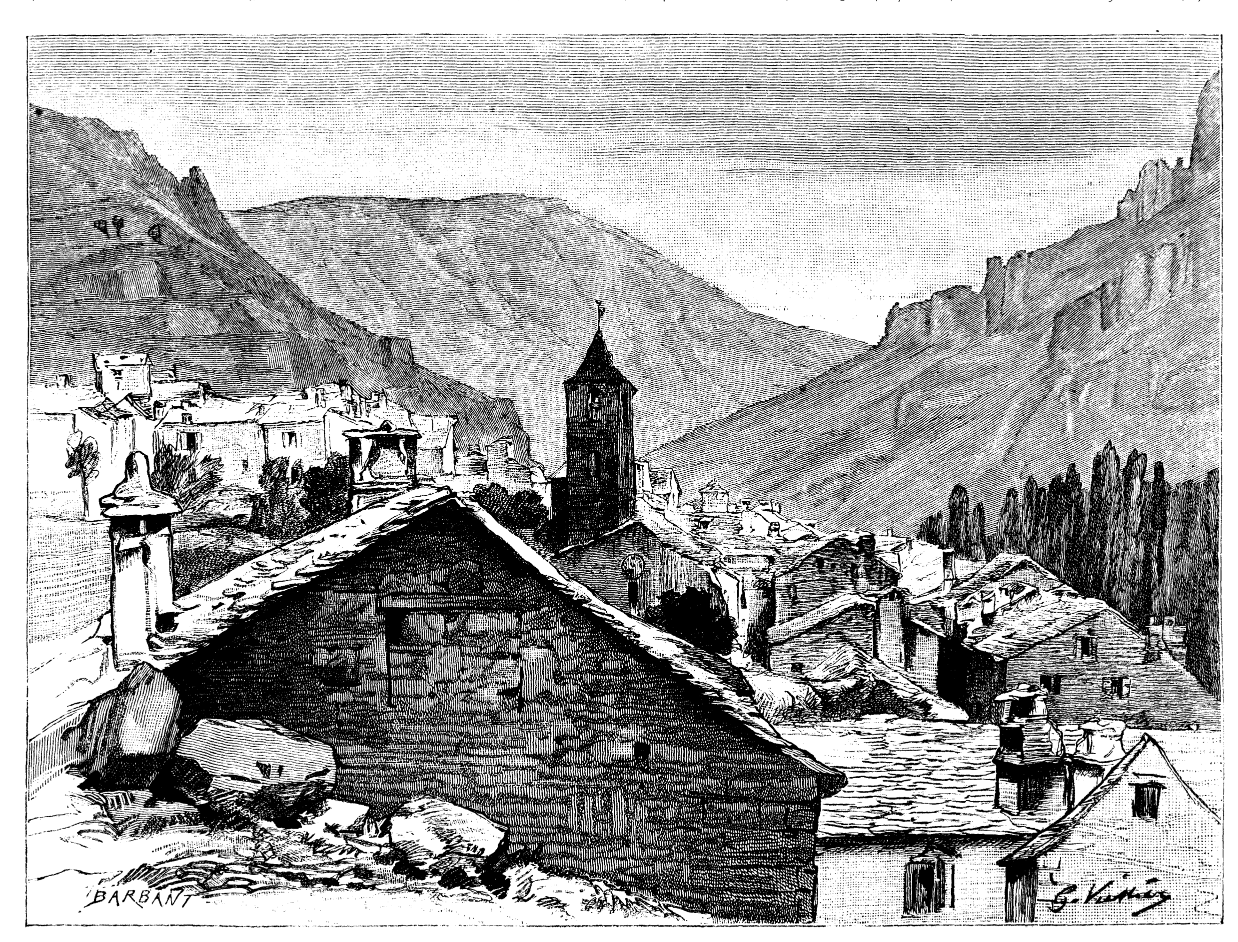
Castelbouc.

Die Straße, die von Ispagnac aus bis hierher sich dicht am Flusse gehalten hat, steigt jetzt am Abhange des Plateaus von Sauveterre empor, um einen weit in die Schlucht vorgeschobenen Felsenpfeiler zu umgehen. Die Aussicht auf Montbrun wird verdeckt, dafür erblickt man bald etwas wie eine kleine Oase an dem kahlen Hange: drei Dörfer, Pouzols, Blajoux und Villaret, liegen hier bei einander, in einen dichten Kranz von Obstgärten eingebettet. Und ihnen gerade gegenüber, auf der linken Seite der Schlucht, ragen von einer weit vorspringenden ungeheuren Felsplatte die Ruinen und Thürme des Schlosses Charbonnières empor, eines aus dem 13. Jahrhundert stammenden Baues. Im Jahre 1583 erwählten einige sechszig protestantische Parteigänger, die Ueberreste der tapferen Schaaren des Kapitän Merle, das kleine Schloß als letzten Zufluchtsort nach den großen Kämpfen. Die Raubzüge, die sie von hier aus unternahmen, machten sie bald zum Schrecken der gesammten katholischen Bevölkerung

der Umgegend und veranlaßten die Regierung, 500 Arkebusiere und 80 Reiter zur Belagerung des Schlosses auszusenden. Wochenlang hielt die kleine Schaar tapfer Stand, und als sie endlich, vom Hunger bezwungen, sich ergeben mußte, wußte ihr energischer Anführer es durchzusetzen, daß ihr freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren gewährt wurde.

Nicht minder interessant durch seine Geschichte ist das kaum eine halbe Stunde unterhalb von Charbonnières gelegene Schloß Castelbouc. Auf einem 60 m hohen, durch eine tiefe Kluft von der Schluchtwand getrennten Felsen erheben sich die Ruinen des alten festen Burgbaues, der im Jahre 1588 von den Truppen der Regierung zerstört wurde. Ein ungemein wasserreicher Quell, der aus einer Grotte am Fuße des Burgfelsens sich in den Tarn ergießt, führt dem Flusse eine solche Wassermenge zu, daß er von dieser Stelle an während acht Monaten des Jahres schiffbar ist.

Von den schönsten Wein- und Obstgärten umgeben, kommt auf einem tafelförmigen Vorsprunge des Causse de Sauveterre bald das Städtchen Prades de Tarn in Sicht, das mit seinem festen alten Schlosse lange Zeit eine Art Zwingburg der Katholiken und zugleich ein schützender Vorposten für das oft gefährdete sehr reiche Kloster von St. Enimie war. Unweit Prade hört heute noch die neue breite Fahrstraße auf, die von Ispagnac nach St. Enimie, dem Hauptorte des Cañon, geführt werden soll. Die alte Straße läßt namentlich in Hinsicht auf Breite Vieles zu wünschen



Sainte Enimie.

übrig, aber wenn der Weg auch mittelmäßig ist, so wird dafür die Landschaft, durch die er führt, immer schöner und schöner. Die näher an einander tretenden Felswände zeigen eine solche Mannigfaltigkeit in ihren Formen, die Gruppen der Mandel-, Nuß- und Kastanienbäume an ihren Abhängen bilden mit den rothen Klippen und den thurm- und erkerähnlichen Vorsprüngen ein so malerisches Durcheinander, daß man nicht weiß, was man zumeist bewundern soll. Tief unten am Grunde der Schlucht glänzt und leuchtet das grünliche Wasser des raschfließenden Tarn, nur hin und wieder verdeckt durch die am Ufer stehenden Pappeln und Weiden.

Die Stadt St. Enimie liegt mitten in der Schlucht, zu beiden Seiten des Flusses, über den eine breite, aus dem 17. Jahrhundert stammende Brücke führt. „Die Stadt in einem Brunnen“, hat ein alter Chronist den Ort treffend bezeichnet, und wer das Glück hat, die rothen Wände dieses gewaltigen Brunnens in heller Morgen- oder Abendbeleuchtung erglühen zu sehen, die Häuser der Stadt vom röthlichen Widerschein bestrahlt, tief unten in ihrem Kranze von Gärten, dem wird St. Enimie auch merkwürdig und unvergeßlich bleiben. Wer auch die heilige Enimia gewesen sein mag, die Stifterin des Klosters und zugleich Gründerin der Stadt, ob, wie verschieden angenommen wird, die Tochter eines Chlodwig oder Chlotar: jedenfalls hat sie einen guten Platz gewählt und wenigstens dafür die dankbare Verehrung und die reichen Spenden verdient, die ihr und ihren Stiftungen Jahrhunderte lang dargebracht worden sind. Das

berühmt reiche Kloster ist im Jahre 1788 säkularisirt worden, aber noch heute besteht am Orte eine geistliche Lehranstalt, die in strengkatholischen Kreisen einen besonders guten Ruf haben soll. Die Reste des alten Klostergebäudes sind für diese Anstalt ausgebaut worden und bilden noch jetzt mit ihren beiden starken runden Thürmen und den festungsartigen Walleinfassungen die Hauptsehenswürdigkeit des Städtchens. Im Jahre 1734 hatte St. Enimie 1040 Einwohner, im Jahre 1882 aber 1063. In der That, keine sehr bedeutende Zunahme! Trotzdem glauben die Einwohner der Stadt an den bedeutenden Aufschwung derselben, den sie durch einen immer großartigeren Betrieb der Obstkultur herbeizuführen gedenken. Was sie auf diesem Gebiete jetzt schon in unermüdlicher Arbeit und Ausnutzung auch der kleinsten Hilfsquellen leisten, ist allerdings erstaunlich. Dafür bringen seit einigen Jahren auch schon die Gärten ihres „Brunnens“ allein an Mandeln einen jährlichen Ertrag von über 1000 Hektoliter der besten und gesuchtesten Sorten. Das Fest der Obsternte, namentlich der Weinlese, in St. Enimie ist ein Festtag für das ganze Gebiet der Causses, dessen Bevölkerung in Schaaren zu den Jahrmärkten pilgert, die bei dieser Gelegenheit in dem Städtchen abgehalten werden.

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

III. (Schluß.)

Indessen ist es Zeit, nach Venezuela zurückzukehren; was bisher geschildert worden ist, betrifft meist die niederen Stufen des Gebirges bis zur Höhe von 1000 m; nunmehr wollen wir in das höhere Gebirge eintreten. Wenn man vom Meere aus die Randketten überstiegen hat, und in das Innere des Gebirges eingedrungen ist, so fällt der Mangel an Vegetation an den unteren Bergabhängen sehr ins Auge; scharf schneidet die gewaltige Ueppigkeit des Pflanzenwuchses mit den Kämmen der Küsten-Cordillere ab und nackter, nur von Gras und Gestrüpp bestandener Abhang tritt an die Stelle der dichten Wälder. Die Thäler der inneren Ketten zeigen meist am beiderseitigen Bergabhange diese kahlen Stellen; so ist das Gebirge oberhalb Tovar im Mucuties-thal an der Nordseite des Thales großentheils völlig kahl; auch oberhalb Bailadores, im selben Thal, klettert man lange Zeit, ehe Wald erreicht wird; die Hügelzüge des Táchira sind häufig, z. B. bei Lobatera und Capacho, sowie auf dem Wege nach San Antonio, fast vegetationslos; das Chamathal zeigt unterhalb Merida, namentlich bei San Juan, Lagunillas und Chiguará, sowie auch an der südlichen Thalseite gegen Pueblo Nuevo zu kahle nackte Hügel; in dem Thale des Motatan und Momboy sind die unteren Thalstufen von kahlen Hängen begrenzt; steril erscheinen auch die Schieferberge von Aricagua, Mucusurú und El Morro; fast vegetationslos ist das Bergland zwischen Trujillo und Carache, zwischen Carache, Chejendé, Cuicas und Santana; kahl sind die Abhänge der Gebirge von San Lazaro, Mendoza, Quebrada Grande und Jajó; kahl sind die Vorberge der Sierra Nevada de Merida selbst; kahl die Hügel zwischen Valera, Escuque und Betijoque; kurz, große Strecken der inneren Theile des Gebirges sind völlig nackt und vegetationslos. Namentlich die Thonschieferberge zeichnen sich in dieser Hinsicht aus; ihre blauschwarzen Gesteine geben den Flußbetten ein trostloses Aeußere, zickzackartig klimmt der Weg an ihren verwitterten Abhängen hinauf. Die Anwohner des Thales schlugen hier ihr Holz; der feste Zusammenhang des Gesteins ward gelockert, Regengüsse zerstörten sein Gefüge noch mehr; die brennende Sonne that das Uebrige; nach kurzer Zeit spülte ein besonders starker Regenguß die Humusdecke hinweg, stückweise rutschte der Abhang ins Thal hinab; anstatt frischer Wälder starren hier zerfurchte, zerschnittene, zerrissene Abhänge den Reisenden entgegen; in den tieferen Stufen wachsen nur Cactus, Mimosen, Agaven, Euphorbien, Dornen und anderes Gestrüpp auf dem kraftlosen Boden, in den höheren Theilen des Gebirges sprießen Gräser zwischen den Gesteinsspalten hervor und umkleiden die Hänge der Schutthalden.

In diesen Theilen der Cordillere haben die Berge meist runde, flache, abgeplattete Formen, die aus Thonschiefer zusammengesetzten Höhenzüge neigen zu solchen Gestalten; und auch dort, wo die Thonschiefer die höchsten Theile des Gebirges zusammensetzen, finden sich dieselben eintönigen, langweiligen, flachen und runden Rücken, alle nach einer Schablone gezeichnet und scharf von den Sandsteinbergen unterschieden. Ihre Farben sind meist roth, braun, weiß bis grün und grau; dort, wo das Gestein noch frisch ist, dunkelschwarzblau schillernd. Sie bilden große Gebirgskerne, z. B. die Berge von Aricagua, von Mucuchachí Pregonero, fast das ganze Motatanthal, das Gebirgsland von Trujillo, Boconó, Carache und Mendoza.

Erst in der Höhe von 1300 bis 1400 m beginnt der Wald, in manchen Theilen des Gebirges noch höher, bei der Sierra Nevada de Merida erst in 2000 m; im Allgemeinen sind die frischesten Wälder zwischen 1600 bis 2200 m Höhe gelegen; namentlich die den Randketten zugekehrten Abhänge sind in der Höhe stark bewaldet; so z. B. die Nordseite der Sierra Nevada, die Südseite des Páramo de Aricagua, die Nordseite der Trujillo-Kette. Diese Hochwälder sind vielleicht noch weit fesselnder als die ungeheure Vegetation des Tieflandes; denn hier ist man frei von der Hitze, frei von der Plage der Mosquitos, frei von den Miasmen des Bodens. Fröhlich athmet man auf, wenn man in die frischen Wälder eintritt, staunend steht man auch hier vor der Fülle und Schönheit der Formen, die sich vor dem Auge des Wanderers erheben; in erster Linie sind es die Baumfarren, welche den großartigsten Eindruck hinterlassen; ihre zartgegliederten Wedel übertreffen an Formenschönheit und Eleganz noch weit die gerühmten Kronen der Palmen des Unterlandes. Gruppenweise stehen sie im Hochwalde, meist an den Wasserläufen, beisammen; ihr feiner, gerader, geschuppter Stamm steht im harmonischen Verhältniß zur Größe der Krone; um ihre Wipfel spielt der Morgenwind und um sie herum und über sie empor reckt sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Bäume

des Hochwaldes, die breitblätterigen, saft- und gummiausscheidenden Kautschukgewächse, die hochstämmige Ceder, die Lorbeer- und Rhododendronarten, die eigenthümliche Wachspalme. Schlingpflanzen in üppiger Wucherung umgeben die Krone der Bäume und Luftwurzeln reichen tief bis an den Boden hinab. Dazu sind die Aeste der dort lebenden Baumarten förmlich überwuchert von den eigenartigsten und bizarrsten Formen der Orchideen, deren Reichthum namentlich in Trujillo ein ganz fabelhafter ist. Hier gedeihen die Cinchonen in mehreren Arten; von den Bäumen hängt langes weißes Bartmoos herab und der ganze Hochwald trieft von Feuchtigkeit und ist häufig in einen leichten feinen Nebel gehüllt, welcher sich hier und da zusammenballt und in den Schluchten und Thälern auf- und abwallt. Hier ist auch das Thierleben in den schönsten Formen ausgebildet; Schmetterlinge durchgaukeln den Wald und die sonst wenig sichtbare Vogelwelt erfüllt hier die Kronen der Bäume.

Langsam klimmen wir empor; die Farren verschwinden, der Ceibabaum, welcher noch am unteren Rande des Hochwaldes vorkommt, tritt zurück. Befarien und Schlingpflanzen nehmen zu; die Höhe der Bäume nimmt ab; schnell verkrüppelt der Baumwuchs; Unterholz tritt an seine Stelle; auch dieses verschwindet allmählich und überläßt das Feld den Gramineen, wozu noch das eigenthümliche Frailejón tritt, eine Espeletia-Art, deren dickfleischige wollige Blätter der Kälte zu widerstehen vermögen. Moose und Flechten machen den Schluß. Auch das Thierleben verschwindet; nur hier und da zeigen sich Schmetterlinge von schwarzen oder braunen Farben; nur wenige Vögel halten noch aus; unter ihnen der Buitre, der Geier der venezolanischen Anden; welcher hoch über den höchsten Gipfeln seine Kreise zieht; der Kondor fehlt hier vollständig.

Mit dem Ueberschreiten der Baumgrenze betritt man die Region der Páramos. Das Wort Páramo bedeutet Bergeinöde, Bergwildniß; doch bezeichnet man eigentlich nur diejenigen Höhen damit, welche über die Baumgrenze hinausragen, und wo die Winde frei walten können; Thäler, welche über der Baumgrenze liegen, wird man nie als Páramos bezeichnen, sondern nur die umliegenden Höhen.

Der Charakter der Páramo-Landschaft ist ein eigenartiger; die Bewohner Venezuelas und Colombias lieben die Páramos zwar durchaus nicht, weil die Luft kalt ist, der Wind schneidend über die Höhen hinwegfegt und den Uebergang meist etwas anstrengend macht. Aber der Europäer geht ganz gern über die Páramos, theils weil er dort die umfassendste Aussicht über das Land findet, theils weil er sich in der kalten Luft der Höhen in die nordische Heimath zurückversetzt glaubt; und auch die Natur des Landes ist derselben ähnlich. Meist sind die Páramos weite Grasflächen, Wiesen und Moorland, in welchen die Flüsse entspringen, die dann bald in wildem Laufe zur Tiefe eilen; doch giebt es auch weite Geröllfelder, zwischen denen der Weg sich hindurchschlängelt. Führen diese Paßübergänge von Längsthal zu Längsthal, so sind die Aufstiege meist sanft, und die Aussicht beschränkt, weil dann gewöhnlich zu beiden Seiten des Passes gewaltige Felsmassen aufragen. Ueberschreitet man aber eine der hohen Ketten in der Querrichtung, so genießt man gewöhnlich eines großartigen Schauspieles, nämlich eines weiten Blickes über das umliegende Land und die nahe aufsteigenden Bergriesen. So ist namentlich der Páramo del Zumbadór im Táchira auf dem Wege von Lobatera nach La Grita im Besitze eines weiten Aussichtskreises. Man übersieht von hier einen großen Theil des Táchira, eine der fruchtbarsten Landschaften der Cordillere; eine Reihe Städte und Dörfer liegen gebettet in den Thälern zwischen dem mittelhohen Sandsteingebirge; silberglänzende Flüsse durchziehen das Land; grüne Felder, namentlich des hellgrünen Zuckerrohrs, leuchten hervor und heben sich ab von dem dunkeln Walde der höheren Gebirgsketten. Weithin überschaut man das Land und das Auge findet erst Ruhe an den blauen Bergen Colombias, welche duftig im Westen aufsteigen.

Gegen Osten ist das Bild ein ganz anderes. Hier thürmen sich die höchsten Höhen des westlichen Theiles der Cordillere, der Batallon und der Agrias neben und über einander empor. Runde Formen, abgerundete Gipfel, sanft ansteigende gebuckelte Höhen sind bezeichnend für dieses Hochgebirge; denn diese Ketten gehören den archäischen Formationen und dem Granit an, und überall zeigen diese Gesteine runde sanfte Kuppen, welche trotz ihrer 3600 m erreichenden bedeutenden Höhe ohne große Schwierigkeit zu Maulthier bis zum Gipfel erstiegen werden können, natürlich in einem endlosen Zickzackwege, auf welchem sich ein europäisches Pferd in ganz kurzer Zeit völlig abnutzen würde, da das Steingeröll so massenhaft angesammelt ist, daß die Thiere nicht wissen, wohin sie den Fuß setzen sollen.

Dem gegenüber sind die Formen des Mittelhöhen erreichenden, in den centralen Theilen aber auch hier und da noch Gipfel bildenden Kreidesandstein- und Kreidekalksteingebirges schroff, wild, zackig und häufig unersteiglich.

Die Haupteigenschaft der Páramos ist die Einsamkeit. Man hört keinen Laut, kaum ein Vogel läßt sich hören, die Schmetterlinge sind verschwunden; Schlangen und Eidechsen fehlen; höchstens das Summen der Fliegen und das ferne Gebrüll eines Rindes vernimmt man; denn häufig weiden auf den Bergwiesen die Heerden der benachbarten Angesessenen.

Schweigend reitet man selbst; denn der Wind ist schneidend, naßkalte Nebel umziehen den Reisenden und wenn man die Begleiter anspricht, so verstehen sie schwer, denn die dünne Luft des Hochgebirges mindert die Schärfe des Schalles. Man erhält den Eindruck, als ob der Gefährte schwerhörig geworden sei. Der Nebel und der scharfe Wind belästigen auch das Maulthier; unwillkürlich beschleunigt es seinen Schritt, um der ungastlichen Höhe zu entfliehen und wieder in wärmere Gegenden herabzusteigen. Plötzlich scheut es, und ist nicht von der Stelle zu bringen; durch den dichten Nebel erkennt man nicht gleich den Grund dieses Benehmens. Man steigt ab und geht zu Fuße vorwärts; da sieht man denn, daß ein sterbendes Maulthier auf dem Wege liegt, welches dem letzten Waarenzuge angehörte und den Strapazen des Aufstieges zwar noch gewachsen, aber dann zusammengebrochen war, um dort sein Ende zu finden. In weitem Bogen müssen wir die Stelle umgehen, und können uns glücklich schätzen, daß das Terrain dies zuläßt; wäre das verendende Thier in einem Hohlwege liegen geblieben, so hätte keine Macht der Erde unsere Maulthiere dort vorbei gebracht; wir wären einfach verurtheilt gewesen, umzukehren und die Reise abzubrechen.

So aber setzen wir fröstelnd die Reise fort; der Nebel wird immer dichter, die Hände erstarren an den Zügeln; allmählich wird man von dem langsam sich niederschlagenden Nebel völlig durchnäßt. Den nach Art ihrer heißen Tieflandsheimath gar leicht gekleideten Begleitern klappern die Zähne; sie ermüden und wollen sich niederlegen, um auszuruhen. Das aber wäre der sichere Tod; in der That kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß Leute auf den kalten Höhen erstarren; man hat auch ein eigenes Wort dafür, „emparamarse“, von páramo abgeleitet. Kreuze am Wege bezeichnen die Unglücksstätten. Es scheint also, daß diese Erscheinung dem schnellen Uebergange von dem heißen Tief-

landsklima fast bis zum Schnee und den von schneidendem Winde begleiteten kalten Regengüssen oder Schneefällen zuzuschreiben ist; denn die Leute der tierra caliente unternehmen häufig barfuß und nur mit Beinkleid und Hemd bekleidet, also fast schutzlos den klimatischen Einflüssen preisgegeben, die Ueberschreitung der hohen Gebirgspässe.

Meinem eigenen Diener geschah es auf einem gar nicht sehr hohen, aber durch sehr scharfen Wind ausgezeichneten Páramo, daß ihm Hände und Füße erstarrten und erst durch längeres Reiben wieder zum Leben zurückgebracht werden konnten. Es werden jedenfalls bei derartig schnellen Uebergängen von der Hitze zur Kälte, d. h. zu einer nahe an den Gefrierpunkt heranreichenden Temperatur, plötzlich ganz ungewohnte Anforderungen an die Blutcirculation gestellt. Dieselbe scheint Schwierigkeit zu haben, diesen neuen Verhältnissen zu entsprechen; eine Stockung tritt ein, deren Folge bei fehlender rascher Hilfe der Tod ist. In der That sind die Uebergänge häufig rapide; wenn ich Morgens mit 5 bis 8° C. auf dem Páramo reiste, und Nachmittags 2 Uhr in ein heißes Thal mit 32° C. Schatten- und 42° Sonnentemperatur herabkam, so langte ich häufig mit Kopfschmerzen an. Umgekehrt wurde mein Diener regelmäßig dann von Fieberanfällen geplagt, wenn er rasch aus der tierra caliente in die tierra fria, das Hochgebirge, versetzt wurde.

Wir erwähnten schon, daß manche Gipfel des Gebirges zu Pferde erstiegen werden können; es gilt dies nicht nur vom Batallon, Agrias, Aricagua, Tuñame und der Teta de Niquitao, sondern auch von einem der allerhöchsten Gipfel, welcher diese genannten noch um ein Beträchtliches überragt, nämlich dem Pan de Azúcar. Dieser gehört dem centralen Granitgebiete von Mucuchies an, wendet seinen Abfall nach dem Maracaibo-See zu und trägt die Quellen des Rio Mucujún, welcher bei Merida in den Chama fällt. Dieser letztere Umstand macht es möglich, von Merida aus in dem Flußthale des Mucujún aufwärts bis auf den Gipfel des Pan de Azúcar hinaufzureiten; langsam zuerst, schroffer im weiteren Verlaufe ist der Anstieg; der Gipfel ist ein schildförmiger, gebuckelter, leicht ersteiglicher Hügel, welcher aber durchaus keine unbedingt herrschende Stellung zwischen den übrigen Gipfeln einnimmt; vielmehr mögen die um ihn herum liegenden Höhen vielleicht sogar noch um ein Weniges höher sein. Man genießt von hier einer dominirenden Aussicht über das Gebirgsland von Mucuchies auf der einen, das Tiefland des Maracaibo-Sees auf der anderen Seite. Mit der Großartigkeit dieser Aussicht ist weniges zu vergleichen; im Fluge übersieht man die Gegensätze des Schnees der Berge von Merida und des heißen Fiebersumpflandes der Küstenebene; selten sind solche Aussichten. Auf der Spitze des Pan de Azúcar liegen ein paar kleine Lagunen, die man überhaupt viel im höchsten Hochgebirge, im Moor und Wiesenlande, eingebettet findet. Reihenweise ziehen sie auf den Kämmen der Ketten hin, so z. B. zwischen Bailadores und Tovar auf dem Kamme der Nordkette, ferner am Batallon, und zwar am südlichen Abhange desselben; ebenfalls am Westfuße des Páramo Portachuelo, dann unterhalb des höchsten Gipfels der Sierra Nevada de Merida, sowie namentlich auf den verschiedenen Páramos des Gebirgslandes von Mucuchies. Es sind sämmtlich düstere, traurige, trostlose Lagunen, über welche die Bevölkerung manche Sage weiß; allmählich scheinen sie einzutrocknen, wenigstens giebt es oberhalb Bailadores einen Punkt, wo seit 1866 eine früher dort befindliche Lagune verschwunden ist.

Eigenthümlich ist der gänzliche Mangel an Bergseen im Gebirge, und das ist wieder ein Punkt, der bei einer Vergleichung der landschaftlichen Reize der Cordillere von Merida mit den Alpen die Wagschale zu Gunsten der letzteren sinken läßt. Nirgends erhält man den schönen Eindruck eines krystallklaren, blauen oder tiefgrünen Bergsees; nirgends findet sich auch nur ein Rest davon; dagegen existiren in der Cordillere ebenfalls die gewaltigen Geröllterrassen, deren Häufigkeit in den Alpen bekannt ist. Und zwar finden sich in der Cordillere Schotterterrassen von ganz gewaltigen Dimensionen; hauptsächlich die Mesa de Merida ist hier zu erwähnen, eine von den Flüssen Chama, Mucujún und Albarregas aufgeschüttete Terrasse von nicht weniger als 17 km Länge, 3 km Breite und bis 180 m Höhe. Zu ihr ist die Mesa de Ejido zu rechnen, beide sind nur eine einzige Bildung. Ihre flache Oberfläche senkt sich der Thalsohle gemäß und ist bedeckt mit Geröllen; die erwähnten Flüsse haben sich später ihr Bett in die Terrasse eingegraben und dieselbe auf diese Weise in mehrere Stücke zerschnitten, deren Zusammengehörigkeit deutlich ersichtlich ist. Auch abwärts Merida findet man Reihen von Geröllterrassen an die beiden Flußufer geklebt; und die Erscheinung wiederholt sich bei den meisten Flüssen des Gebirges, namentlich auf der regenreicheren Nordseite; der Motatan, Mucuties, La Grita, Torbes, doch auch der Uribante und Boconó haben solche Schotterterrassen aufgehäuft. Die Ortschaften liegen häufig oben auf denselben, so daß man häufig nicht eher eine Stadt zu sehen bekommt, bevor man nicht den äußersten Rand der Mesa erklommen hat; so z. B. sieht man, wenn man von Osten kommt, Merida nicht eher, als bis man an den letzten Häusern selbst steht; ebenso geht es mit Ejido; auch La Grita, Bailadores, San Cristobal, Valera, Boconó, und viele kleine Gebirgsorte, z. B. Piedras, Las Mesitas, Niquitao, San Rafael de Carbajál, Pregonero, Guaraque, Zea liegen oben auf derartigen Terrassenbildungen; ihre Existenz läßt den Schluß zu, daß die Wasserkraft der Flüsse früher eine größere gewesen sein muß, daß das Klima regenreicher gewesen ist, und daß Schwankungen in diesen Erscheinungen wahrscheinlich sind.

Wir haben nunmehr eine Reihe der charakteristischen Landschaftsformen der Cordillere berührt; es fehlt nur noch ein, zwar selten vertretenes, doch hoch wichtiges Element in der Landschaft; es ist dies der Schnee, das Schneegebirge.

Es giebt in der Cordillere von Merida nur zwei Gebiete, welche ewigen Schnee führen; nämlich die Sierra de Santo Domingo und die Sierra Nevada de Merida. Erstere liegt nahe dem Passe von Mucuchies, welcher vom Chamathale zum Motatanthale führt, und ist in ihren Spitzen mit Schnee bedeckt; sie hat schroffe zackenförmige Gipfel, wie sich denn überhaupt das Hochgebirge von Mucuchies häufig durch schroffe Gipfel auszeichnet. Die Sierra de Santo Domingo mag 4600 m erreichen; da sie sehr unzugänglich ist, weiß man nichts Näheres von ihr; besser bekannt ist die Nevada de Merida. Hier finden sich fünf Schneegipfel, welche ungefähr in einer Reihe von WSW nach ONO ziehen; die Schneegrenze liegt hier in etwa 4400 m; indeß ist dieselbe durchaus ungleichmäßig, da an manchen Stellen der Schnee aus lokalen Ursachen liegen bleibt, an anderen wieder schnell verschwindet. Namentlich ist der Gipfel Concha mit Schneefeld und Firneis bedeckt; innerhalb der steilen Granitwände dieser Spitze sammelt sich der Schnee in einer Art Kessel und vermag sich zu halten; an der benachbarten Spitze Columna bleibt er dagegen nur an einigen Stellen liegen; der Höhe nach sollte man erwarten, daß der Gipfel Pan de Azúcar, welcher nordöstlich der Nevada liegt, sowie auch seine Umgebung, Schnee trüge; allein hier findet sich keine dauernde Schnee-

decke, die flache Erhebung ladet zwar den Schnee zum Liegenbleiben ein, allein die Sonne schmilzt ihn leicht wieder hinweg, da er nirgends Schutz gegen die Strahlen derselben findet.

Uebrigens ist häufig ein großer Theil des centralen Hochgebirges zeitweilig mit Schnee bedeckt; im Juni und Juli 1885 sah ich an zwei niederschlagsreichen Tagen die gesammte Gebirgswelt um Mucuchies und den nördlich von Merida liegenden schroffen Zackenkamm der Culata-Conejos-Kette mit Schnee bedeckt, was einen überwältigenden Anblick gewährte. Auch der nur 4150 m hohe Paß von Mucuchies war am 8. Juli 1885 früh 8 Uhr mit tiefem Schnee bedeckt, weshalb ich mir das in den Tropen seltene Vergnügen gestattete, mich mit einem zufällig dort reisenden deutschen Kaufmanne zu schneeballen, was meinen eingeborenen Diener auf die Vermuthung brachte, daß wir uns mit Steinen geworfen hätten.

Der Schnee hat in den Tropen wegen seiner Seltenheit und seines Contrastes gegen die glühend heiße Tiefebene stets seinen besonderen Reiz und wirkt landschaftlich ungemein malerisch; immer und immer wieder wendet man sein Auge der Schneekette zu, um in dem Anblicke zu schwelgen. Namentlich die Stadt Merida hat in dieser Beziehung landschaftlich große Vortheile vor den übrigen Orten der Cordillere voraus; denn von jeder Straße und fast von jedem Hause aus sieht man unmittelbar über sich die Schneekette aufsteigen, und wer an schönen Abenden einmal das Glück gehabt hat, hier ein Andenglühen [1]) zu erleben und zu beobachten, wie über den weißen Häusern der Stadt und den grünen Wiesen und Feldern, über dem blauschwarzen Hochwalde und den braunrothen Tinten des Hochgebirges der rosa leuchtende Schnee von dem dunklen Abendhimmel sich abhebt, der wird einen solchen Anblick niemals wieder vergessen.

[1]) Von den Venezolanern die „Hirschsonne", „Sol de los venados", genannt.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. **Karl Lechner.**

II.

Die Bevölkerung in diesem Landstriche betrug 1869 207 525, 1880 hingegen 240 133 Einwohner, die Zunahme also 32 608 oder 15,7 Proc. Es ist das dichtbevölkertste Gebiet Mährens, da auf eine Quadratmeile 10 672 Einwohner kommen. Dem Bekenntnisse nach sind dieselben fast durchwegs katholisch, denn es leben nur 764 Protestanten und 6000 Israeliten hier, welche letzteren in Proßnitz am stärksten vertreten sind. Die Nationalität ist größtentheils slavisch, Deutsche wohnen außer in den Städten nur um Olmütz und in einigen Orten des Bezirkes Wischau; 1880 wurden nur mehr 38 608 gezählt, davon entfallen auf den Bezirk Olmütz allein 24 464, der Bezirk Kojetein hingegen hat nur 648 [1]). Die langsamste Entwickelung hat Olmütz durchgemacht. 1791 zählte es ohne Militär 8942 Bewohner [2]), 1869 mit Einschluß des Militärs 15 229, 1880 hingegen 20 176 (darunter 4656 Soldaten). Der Grund davon liegt in der Eigenschaft der Stadt als stärkste Festung gegen Nordosten. Erst in den letzten Jahren ist die innere Umwallung aufgelassen worden. Die zweitgrößte Stadt unseres Gebietes ist Proßnitz mit 18 417, dann reiht sich Kremsier mit 11 816 Bewohnern an; Prerau hat 10 945, Wischau 5221 und Kojetein 4888 Bewohner. Das Schulwesen steht im ganzen Gebiete auf hoher Stufe. Außer den Landschulen, den Volks- und Bürgerschulen der Städte besteht auch eine Reihe von Mittelschulen. So hat Olmütz und Kremsier je ein deutsches Gymnasium, erstere Stadt sowie Prerau auch ein slavisches Ober-, letztere ein slavisches Untergymnasium; in Olmütz, Proßnitz und Kremsier bestehen auch deutsche Realschulen. Eigenthümlich muthen einen die älteren Häuser der Städte an. Dieselben sind überwiegend ebenerdig und einstöckig, haben aber noch eine stockhohe Mauer mit zwei bis drei blinden Fenstern, damit sie stattlicher aussehen; da aber an der Stirnseite gleich über dem ersten Stock die Löcher für die Dachrinnen angebracht sind, fällt einem unwillkürlich der Begriff „Größenwahn" ein!

Die Häuser der hannakischen (wie überhaupt der slavischen) Dörfer hier zu Lande ragen durchwegs mit der Längsfront auf die Gasse, sind eng an einander gereiht und nur gegen die Mitte erweitert sich die Gasse, um einer kleinen Kapelle und dem Gänseteiche seitwärts der Straße Raum zu lassen. In neuerer Zeit werden die meist ebenerdigen Häuser, über deren Wohnraum häufig Heu und Stroh untergebracht wird, mit Dachschiefer gedeckt, der im nördlichen Mähren gebrochen wird [1]). Früher geschah dies mit Schindeln oder Stroh, selbst in den Städten, ja noch in unserem Jahrhundert kamen auf vielen Dörfern neben Strohdächern auch hölzerne Rauchfänge vor. Daher die früher so verheerenden Feuersbrünste; fast alle größeren Orte sind ein- oder mehrmal in den letzten 150 Jahren abgebrannt; Eiwanowitz z. B. hat seit 150 Jahren sieben große Brände zu verzeichnen [2]). Der Grund des Hauses ist gewöhnlich aus Stein, alles andere aus Ziegeln aufgeführt, wobei der kleinere Besitzer durchwegs die Ziegel selbst schlägt und sie an der Luft trocknen läßt, die natürlich keine große Haltbarkeit haben. Jedes Haus hat außer der Thür ein großes Hofthor, durch welches man zu den im Hofe liegenden Wirthschaftsgebäuden gelangt. Die Einrichtung ist in der Regel einfach; das Wohnzimmer weiß getüncht, nicht selten ausgemalt, der anheimelnde Kachelofen mit seinem Ofenlager (pec) macht allmählich dem eisernen Ofen Platz; ein Kommodekasten, eine Truhe mit buntbemaltem Deckel (truhlica), das hochgefüllte Bett mit

[1]) Siehe die Ergebnisse der betreffenden Volkszählungen, publicirt 1871 resp. 1882.

[2]) Schwoy I, 147.

[1]) Z. B. in Stadt-Liebau, Sternberg, Hof &c.

[2]) Notizenblatt 1876, Nr. 12.

roth karrirtem Ueberzuge, ein Tisch und einige Stühle bilden das wichtigste Meublement. Der wohlhabende Bauer entfaltet aber einen bedeutenden Luxus und hat einen ländlichen Salon mit Glasschrank, Wiener Flügel ꝛc. Die Tracht wechselt in den verschiedenen Dörfern nur unbedeutend, ist übrigens schon sehr stark geschwunden. Schon im Jahre 1845 konnte ein Hannake schreiben, daß seit 50 Jahren dieselbe sehr von ihrer Ursprünglichkeit abgewichen sei[1]). So ist der Zipfelpelz aus Schaffellen, „welcher keine andere Oeffnung hat, als unten eine weite, wodurch man mit von sich gestreckten Armen hineinkriecht, und oben eine enge, durch die man den Kopf hinaussteckt", wohl nur höchst selten mehr zu sehen. Er hat einem langen, blauen Mantel Platz gemacht, der auch schon im Verschwinden begriffen ist. Derselbe ist aus dunkelblauem Tuche und hat drei bis vier über einander liegende kurze Kragen und reich verzierte Aermel, die aber unnöthig sind, weil man den Mantel nur überwirft. Dem echten Hannaken ist der Mantel „Frack, Rock und Paletot, das α und ω der Kleider". Der Hannake trägt steife, gewichste Stiefel, aus welchen unterhalb des Knies die weißen Strümpfe hervorschauen, die durch das ziegelrothe, auch gelbe Lederbeinkleid festgehalten werden. Diese Pluderhose (plondry) soll nach hannakischen Begriffen so weit sein, daß ihr Träger noch bequem eine halbe Metze Weizen darin unterbringen kann. Oben und an den Knien sind sie in Falten gezogen. Doch findet man in manchen Gegenden (z. B. bei Tobitschau) auch ganz eng anliegende Beinkleider. An den Seiten sind schmale, mit bunter Seide gestickte Streifen, ein ziemlich langer, gegen das Ende stets breiter werdender Lederriemen ist durchlöchert und ausgenäht und bildet an den Knien eine herabhängende Quaste. Ueber einer grünen, mitunter auch rothen oder schwarzblauen, oft reichgestickten Weste (kamisolka, kordulka) trägt er meist eine grüne oder blaue Tuchjacke (marynka, franelka), die bei festlichen Aufzügen zu Pferde wegfällt, wofür er dann eine röthliche, reich ausgenähte Schürze mit fliegenden Bändern anzieht. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, namentlich nationalen Festen, sieht man bei alten Bauern den kaftanartigen, bis zu den Knöcheln reichenden Rock aus feinem, weißem Tuche. Der fast krämpelose, äußerst kleine, runde Hut, mit Bändern reich geschmückt, ist neuestens vielfach durch einen weichen, breitkrämpigen schwarzen Hut ersetzt. Im Winter trägt er häufig eine Pelzmütze (baranica) und schwarze Hosen aus Schaffellen, mit der Wolle nach innen, die ihm ein plumpes Aussehen geben, und, alt geworden, sehr widerlich erscheinen. Die hier beschriebene Tracht ist jedoch schon sehr selten und nur die rothen Hosen und hohen Stiefel sind fast durchwegs beibehalten; statt des Mantels trifft man eine mit Schafpelz gefütterte Joppe im Winter, eine Tuchjoppe im Sommer, besonders in der Nähe der Städte. Ja der wohlhabende Bauer ist seiner Kleidung nach in vielen Fällen von dem Bürger nicht mehr zu unterscheiden. Der Hannake hat blondes Haar, das weit in den Nacken hinabreicht und sein volles rothes Gesicht ist gewöhnlich ohne Bart.

Noch mehr im Verschwinden ist die Tracht der Frauen. Die rothen, gelben oder grünen, weißberänderten Lederschuhe haben längst moderner Fußbekleidung Platz gemacht und in der Nähe der Städte ist überhaupt nur wenig mehr von der alten Tracht vorhanden, als der faltenreiche, jetzt allerdings meist bunte, kurze Rock (statt des schwarzleinenen šorec), die weite, fast den ganzen Körper umhüllende Schürze (fěrtuch) ist arg zusammengeschrumpft. Zwischen dem Rocke und dem reichgestickten bunten Leibchen (kordulka, fridka) wird ein fein gesticktes Linnen am Rücken sichtbar (oplíčka); die Hemdärmel sind kurz und enden in Puffen, die von einem rothen Bande umgeben sind (rukávce wird das Hemd genannt); eine stark gefältelte Krause schließt den Hals ein; darüber trägt die Hannakin einen „Spenser", ähnlich dem der Männer. Der Kopf ist von einem turbanartig geschlungenen Tuche mit weit abstehenden Enden von hochrother Farbe bedeckt. Ein weiß gesticktes Sacktuch und ein Gebetbuch in der Hand vollenden den Festanzug. Die Hannakinnen gelten als die wohlgebildetsten Mädchen im Lande und ein Sprichwort deutet dies in launiger Weise an: „Debe nebelo Hanáček, bel be z něho panáček" („Wenn die Hannakinnen nicht wären, dann wäre [der Student] ein Priester geworden").

[1]) Zeitschrift „Moravia" 1845, S. 114.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu München am 10. December 1886 sprach, wie wir der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 349, 2. Beilage) entnehmen, Oberbibliothekar Dr. Riezler über „die Ortsnamen der Münchener Gegend". Um bestimmte, wenn auch weder historisch noch geographisch abgeschlossene Grenzen zu gewinnen, wählte der Redner als Untersuchungsgebiet die Umgebung Münchens, d. h. die beiden nach der Hauptstadt benannten Bezirksämter mit einem Halbtausend Ansiedelungen. Unter diesen dürften nur vier undeutsche, und zwar romanische, Namen sich finden; Andechs, von dem im bayerischen Volksrecht erwähnten andecena (Grundstück von einer bestimmten Größe, zu dessen Bebauung die kirchlichen Hörigen verpflichtet waren); Arzla (arcella, Viehhof, Schwaige); Portenläng (dessen Flur noch heute ein in die Länge gezogenes Rechteck bildet, prata longa); Rausch (verdorben aus Ruges, von runcare, also = Reut). Romanische Bestimmungswörter liegen in Putzbrunn (tautologisch von puteus, pozzo) und wohl auch in Noderried (von nautarius, wiewohl die Benennung nach einem deutschen Personennamen Nother nicht ausgeschlossen ist). Die deutschen Ansiedelungsnamen werden am angemessensten in folgende Gruppen geschieden: 1) Eigentliche Wald-, Flur- oder Wassernamen. Sie sind am zahlreichsten, und unter ihnen sind die Wald-, Reutungs-, Baumnamen u. dergl. am häufigsten vertreten. Charakteristisch erscheinen die vielen schon zu Apian's Zeit in lach verdorbenen alten —loch, Allach, Pullach, Straßlach, Sauerlach u. s. w., eine Verderbniß, welche durch die tiefe Aussprache des bayerischen a und durch den Anklang der vielen Namen auf ach (Bach) begünstigt wurde. 2) Namen menschlichen Eigenthums und Besitzes, menschlicher Werke, Ansiedelungen und Bauten. 3) Namen, welche eigentlich und zunächst Personen, und zwar meist eine Gruppe von Personen, bezeichnen. Hierher gehören die überaus zahlreichen —ing, ferner München („zu

den Mönchen"), Freimann („zu den Barschalken"), Neufahrn („die neue Sippe", von fara), wahrscheinlich auch Schäftlarn („zu den Schäft- oder Speerschaftmachern"). 4) Neben diesen drei großen Namengruppen steht noch eine kleine vierte, in der verschiedene einzelstehende Bildungen, scherzhafte Namen, wie Sparnfluck („Spatzengeflatter") u. a., zusammenzufassen sind, nur wie ein unbedeutender Nachtrag. Besonderes Interesse bieten die Namen auf —ing, aus denen der Vortragende die historischen Sätze folgert, daß die Baiwaren bei der Einwanderung bereits ein vorwiegend ackerbauendes Volk, und daß der Geschlechterverband, diese Vorstufe einer staatlichen Verfassung, damals unter ihnen noch so lebendig war, daß die Sippen als geschlossene Massen ihren Einzug hielten und Wohnsitze gründeten. Die auf —ing benannten Orte und die Bodenbeschaffenheit stehen in Causalzusammenhang; denn diese Ansiedelungen liegen nur da, wo Getreidebau möglich ist, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud. Daher keine —ing in dem eingeschnittenen, bewaldeten Isarthal im Süden Münchens, oder in den dichten Forsten im Südosten der Stadt, oder am Ostgestade des Würmsees, wo nur ganz wenig und schlechter Getreideboden, das Gelände meist mit Wald bestanden und theilweise sumpfig ist. Dieselbe Beobachtung läßt sich in anderen Gegenden Bayerns und Schwabens machen, besonders deutlich zwischen Weilheim und dem Staffelsee, dann auch im Hegau, in der badischen Baar und im angrenzenden Schwarzwald, wo die Linie Löffingen-Wolterdingen-Villingen die Westgrenze bezeichnet, jenseits deren bis zum Abfalle des Gebirges in die Rheinthalebene zugleich der zum Getreidebau geeignete Boden und die Niederlassungen auf —ingen verschwinden. Diese auffällige und unbestreitbare Thatsache erklärt sich durch die Annahme, daß da, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud, die eingewanderten Sippen sich niederließen und die ältesten germanischen Ansiedelungen gründeten. Diese wurden einfach mit dem Namen der Sippe bezeichnet. Wie die Agilolfinga im bayerischen Volksrecht die Agilolfinger, so heißen auch die Ortsnamen Sentilinga, Kysinga u. s. w. nichts anderes als die Sentilinger, die Kysinger, d. h. die Nachkommen, die Sippe des Sentilo, des Kyso. Eine Betrachtung der Namen und Orte im Einzelnen liefert eine Reihe von Gründen zur Befestigung der eben ausgesprochenen Anschauung. So weist u. A. der Umstand deutlich auf die größere Bedeutung und das höhere Alter der —ing hin, daß sich unter ihnen ganz unverhältnißmäßig mehr Pfarrdörfer (29:74) finden als unter den anders benannten Landorten (in zwei mehr aufs Gerathewohl herausgegriffenen Reihen 8:74 und 3:74). Diese mit rauschendem Beifall aufgenommene Studie wird in der Zeitschrift des Historischen Vereins von Oberbayern, im Oberbayerischen Archiv veröffentlicht werden.

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln, herausgegeben von Dr. A. Oppel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Erste Abtheilung: Völkerkunde von Europa. Es muß als ein sehr glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt bezeichnet werden, daß sie den beiden schon erschienenen Abtheilungen der geographischen Bildertafeln eine dritte, die Völkerkunde behandelnde, anfügt, die wahrscheinlich eben so rasch ihren Weg nehmen wird, wie die beiden älteren. Die 30 Tafeln enthalten in bekannter musterhafter Ausführung Trachtenbilder, Städteansichten, hervorragende Bauwerke und Darstellungen charakteristischer Gebräuche und Beschäftigungen aller, auch der kleineren Stämme Europas, und wir müssen zugestehen, daß die Herausgeber es verstanden haben, sie richtig auszuwählen, keine leichte Aufgabe bei dem überreich vorhandenen Material. Der Text, der diesmal wieder, wie bei der zweiten Abtheilung nicht separat, sondern den Tafeln vorgedruckt ist, enthält neben den nöthigen statistischen Angaben kurze, aber ausreichende Erläuterungen zu den Bildern. Das Ganze bildet nicht nur eines der werthvollsten Geschenke für die reifere, strebsame Jugend, sondern auch ein Hausbuch im besten Sinne, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Dieselbe Verlagshandlung verschickt ein von Hentschel und Märkel herausgegebenes, illustrirtes geographisches Lesebuch „Umschau in Heimath und Fremde", dessen erster Band ausführlichere geographische und ethnographische Beschreibungen und Schilderungen über Deutschland nach anerkannt guten Quellen enthält.

Asien.

— Die Arbeiten am Ob-Jenissei-Kanale (vergl. „Globus" Bd. 47, S. 311 ff.) sind fast beendigt; auf einem Boote könnte man jetzt bereits aus dem Ob in den Jenissei schiffen. Alle Arbeiten sollen bis Mitte des nächsten Sommers (1887) fertig sein, so daß dann der Kanal dem Verkehre übergeben werden könnte. Der diesjährige Sommer und Herbst waren dem Fortschritt der Arbeiten sehr günstig.

— Der Plan der Herren Bunge und von Toll, über das Eismeer die neusibirischen Inseln zu erreichen, ist gescheitert, und zwar in Folge einer Krankheit unter den Renthieren der Umgegend von Ustjansk und Nischni-Kolymsk. Sie wollen nun das Mammuthskelett, welches sie gefunden haben, ausgraben.

Afrika.

— Gerhard Rohlfs, Quid novi ex Africa? (Cassel, Th. Fischer.) Der vielversprechende Titel entspricht leider nicht ganz dem Inhalte, denn Neues bringt derselbe nicht, wenigstens nicht für den, welcher die neuere Litteratur über Afrika einigermaßen kennt. Es ist eine Reihe kaum zusammenhängender Artikel über afrikanische Gegenstände, über die Städte am Rothen Meer (aber in der Zeit vor mehreren Jahren), über Rohlfs' Reise nach Abessinien, über Aegypten, den Sudan, die Anzahl der Juden in Afrika, die Syrtenoasen, Marokko, die nordafrikanische Städtebevölkerung, Tunis und Algerien, über die Kolonisation von Ostafrika, welche der Verfasser sich mit Hilfe von staatlicher Seite beaufsichtigter Zwangsarbeit der Eingeborenen möglich denkt, schließlich über das Capland. Die einzelnen Artikel sind natürlich flott und interessant geschrieben und enthalten viel Beherzigenswerthes, aber nichts Neues. — Nur eine Bemerkung über den Aufsatz über die Städtebevölkerung Afrikas. Rohlfs bestreitet, daß die Mauren irgendwie von den Arabern verschieden seien, er behauptet, daß die Schriftsteller, welche von Nordafrika vor der Rückvertreibung der spanischen Mauren sprechen, immer nur Araber und Berber unterscheiden. Das ist entschieden falsch. Ibn Chaldun, der mit den Eroberern nach Nordafrika kam, unterscheidet bereits sehr genau die Berber und die Afarek, die romanisirte Mischbevölkerung; eine gleiche Unterscheidung finden wir sogar schon bei Procopius. Es geht im Gegentheil aus der Geschichte der beiden arabischen Invasionen nach Nordafrika unzweifelhaft hervor, daß die Araber in den Städten eine in scharfem Gegensatze zu den Berbern stehende Mischbevölkerung vorfanden, die sich ihnen meistens anschloß und deren Nachkommen die heutigen Mauren sind. Daß diese aber mit den reinblütigen Arabern nur Sprache und Religion, aber sonst nichts gemeinsam haben, muß sich jedem aufdrängen, der sie zu vergleichen Gelegenheit hatte. Uebrigens zugegeben, daß sie völlig arabisirt seien, sind sie dadurch auch Araber in ethnographischer Beziehung, also Semiten, geworden? Ko.

— Wie Herr M. Quedenfeldt am 6. November 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin mittheilte, ist seit länger als zwei Jahren in Tetuan eine Commission von drei oder vier spanischen Generalstabsofficieren, mit einem Obersten als Chef, stationirt und nimmt ganz offenkundig topographische Vermessungen vor. Sie haben auf diese Weise bereits strahlenförmig einen beträchtlichen Theil des Landes, bis Tanger, Azila, Laraisch, Alkassar, ja selbst bis Fes hin,

aufgenommen, und es scheint fast, als ob die marokkanische Regierung dies Unternehmen billige.

— Eine Sammlung subfossiler Mollusken aus dem Fajum, welche Schweinfurth mitbrachte, bietet nach einer Mittheilung von v. Martens in den Sitzungen der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin dadurch besonderes Interesse, als sich in ihr wohl die dem Nilthal mit Abessinien gemeinsamen Arten finden, nicht aber die aus Centralafrika eingewanderten (Ampullaria, Lanistes, Spatha, Aetheria). Sie zeigt uns also Aegypten wohl schon unter dem Einflusse des Blauen Nil, aber nicht unter dem des Weißen.

— Von Dr. Junker und Emin-Bey sind in letzter Zeit verschiedene Briefe vom 1. Januar 1886 nach Europa gelangt und veröffentlicht worden. Es ergiebt sich aus ihnen, daß die Anhänger des Mahdi auch Emin-Bey angriffen und die Provinz Bahr-el-Ghazal besetzten. Durch List täuschte sie Emin-Bey und wußte sie hinzuhalten, bis er seine Truppen gesammelt hatte und ihnen bei Rimo eine schwere Niederlage beibrachte. Dann konnte er sich ungestört nach Lado und weiter südwärts nach Wadelai zurückziehen, wo er sich seitdem gehalten hat, stets auf Entsatz von Norden hoffend. Seine Munition muß inzwischen fast zu Ende gegangen sein; hoffentlich hat er den geplanten Rückzug nach Süden angetreten, ehe jenes der Fall war. Merkwürdig ist der Schluß seines nach Gotha gerichteten Briefes, welcher folgendermaßen lautet: „Hat aber je in mir noch ein Atom von Zweifel bestanden an der Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der Neger, so hat diese Zeit (1883 bis 1885) den glänzendsten Beweis für deren Rechtfertigung geliefert und mich gelehrt, daß die schwarze Rasse an Befähigung gewiß keiner anderen nachstehe, an Selbstlosigkeit aber viele anderen übertreffe."

Inseln des Stillen Oceans.

— In Neuseeland hat sich eine „Pacific Cable Company" gebildet, um von Brisbane über Neuseeland, die Fidschi- und die Sandwichsinseln ein Kabel nach Vancouver zu legen, wo dasselbe mit dem System der Canadischen Pacificbahn verbunden werden soll.

— Am 9. (21.) October fand die Eröffnung der durch Miklucho-Maklay veranstalteten Ausstellung in St. Petersburg statt, in Gegenwart der Mitglieder der Geographischen und anderer gelehrter Gesellschaften. Er hat vor Allen die ethnologischen Gegenstände seiner Sammlung ausgestellt, soweit er solche in den Jahren 1871 bis 1886 auf den Inseln des Stillen Oceans und auf Neu-Guinea beschaffen konnte, Waffen der Papuas, Kleidungsstücke, Geräthschaften und dergleichen mehr. Als Einleitung machte er auf gewisse besondere Dinge aufmerksam. Er wies hin auf Steinäxte, Schleifsteine, Kämme aus Bambu, welche gleichzeitig als Gabeln dienen, Schmucksachen aus Eberzähnen und großen Muscheln, Ohrringe, Kleidung für Männer aus der bearbeiteten Rinde des Brotbaumes, große Nachbildungen männlicher und weiblicher Figuren, Pfeile, Lanzen und verschiedene musikalische Instrumente. Als sehr charakteristisch erklärte er ein eigenthümliches Kopfkissen, die mineralischen Mittel zur Färbung des Körpers und die Werkzeuge zum Fischfang. Aus dem nördlichen Theile der Insel Celebes hat der Reisende merkwürdige Waffen und Kopfbedeckungen mitgebracht, wie dieselben von den „Kopfjägern" getragen werden. Nach Besichtigung der ausgestellten Sachen hielt Miklucho-Maklay noch einen längeren Vortrag, in welchem er die Ziele seiner Arbeiten auseinandersetzte und die von ihm erreichten Resultate mittheilte. Die ethnologische Sammlung selbst wird der K. Akademie der Wissenschaften übermittelt werden. („Novoje Wrjeme" Nr. 3812.)

— Auf denjenigen der Salomons-Inseln, welche zufolge der Abmachung vom 6. April 1886 in den Bereich der deutschen Machtsphäre fallen sollten (Bougainville, Choiseul, Isabel), hat ein deutsches Kriegsschiff die deutsche Flagge gehißt, und zugleich ist der kaiserliche Schutzbrief für die Neu-Guinea-Compagnie am 13. December 1886 auf jene Inseln ausgedehnt worden. Der Hauptzweck, welchen die Compagnie mit der Erwerbung dieser, von argen Menschenfressern bewohnten Insel verfolgt, scheint die Anwerbung von Arbeitern für ihre Besitzungen auf Neu-Guinea zu sein.

Nordamerika.

— Seit dem Sommer 1885 ist Lieutnant Stoney mit der Erforschung des nordwestlichen Alaska beschäftigt gewesen. Er war im Juli jenes Jahres im Hotham Inlet des Kotzebue-Sundes gelandet, hatte mittels eines kleinen Dampfers seine Ausrüstung den dort mündenden Kowak- oder Putnam-Fluß aufwärts bis etwa 157° westl. L. und 67° nördl. Br. geschafft und dort sein Winterquartier, das er Fort Cosmos taufte, errichtet. Dort wurden regelmäßige meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt und während des Winters zahlreiche Erforschungsexpeditionen in diese von Weißen noch nie betretenen Gebiete bis zu den Küsten des Polarmeeres angestellt, so längs des Nortok-Flusses bis zu seinem Quellgebiete, dann südwärts über Land nach dem Norton-Sunde, nach dem mit dem Hotham Inlet zusammenhängenden Selawik-See und nach dem Oberlaufe des Putnam-Flusses. Ein Versuch Stoney's, Ende Februar nach Norden über die Wasserscheide zum Eismeere vorzudringen, scheiterte an der Weigerung der ihn begleitenden Eingeborenen, während dasselbe Unternehmen später (April bis Juni) dem Fähnrich Howard glückte. Derselbe erreichte am 25. Juni 1886 nach 43tägiger Reise, welche zuletzt auf dem 1883 von Lieut. Ray von der Point Barrow-Station aus entdeckten Meade-River mittels Floßes durchgeführt wurde, die Eismeerküste etwa 16 km östlich vom Kap Barrow und wurde dort von einem Schiffe abgeholt. Im Gebiete des Putnam-Flusses wurde viel Kohle von guter Qualität gefunden, sonst aber keine nutzbaren Mineralien.

— Heinrich Lemcke's „Canada, das Land und seine Leute" (Leipzig, E. H. Mayer 1887) ist ein hübsch illustrirter, kurzer Abriß der Statistik, des Klimas, der Landwirthschaft, Fischerei u. s. w. von Canada, untermischt mit Schilderungen von Städten und Bildern aus der Prärie und Rathschlägen für Auswanderer nach dort. Europamüden bietet sich dort allerdings jetzt eines der verlockendsten Ziele, soweit materielle Dinge in Frage kommen; die Nationalität sich zu bewahren, dürfte den meisten freilich schwer fallen, wenn auch der Verfasser das Gegentheil behauptet. Mit 3000 Mark Vermögen soll ein in Canada anlangender Bauer schon ein unabhängiger Mann sein, der bei gewöhnlicher Sorgfalt und Emsigkeit sicher vorwärts kommt. Interessant ist folgende Angabe (S. 120): „Die Stationen der Canada-Pacific-Eisenbahn sind nicht mehr als acht bis zehn englische Meilen von einander entfernt, und die Eisenbahn-Gesellschaft hat längs ihrer ganzen Bahnlinie in entsprechenden Abständen Getreidespeicher (Elevatoren) errichtet, die einen Gesammtbergeraum von vielen Millionen Bushel Getreide besitzen und die Farmer in den Stand setzen, ihre Getreide zu Marktpreisen fast vor ihrer Thür an den Mann zu bringen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der vorzugsweise Weizen producirende canadische Nordwesten und seine Provinz Manitoba über die Canada-Pacific-Eisenbahn nähere Verbindung mit dem Atlantischen Ocean resp. Europa hat, als Minnesota, Dakota oder irgend ein anderer westlicher Staat der Union mit New-York, so daß die Getreideausfuhr aus dem canadischen Nordwesten zu lohnenden Preisen gesichert ist."

Südamerika.

— Welche Genauigkeit jetzt bei astronomisch-geodätischen Messungen erzielt werden kann, beweisen

die Resultate der von Officieren des U. S. Naval Service vorgenommenen großen Längenbestimmungen durch ganz Amerika; dieselben wurden durch telegraphische Zeitvergleichung und gleichzeitige Beobachtungen von Sterndurchgängen gewonnen. Im Anschluß an die transatlantische Bestimmung von Greenwich nach Washington führte die Coast Survey die Messungen weiter bis Key West in Florida, von da maß die Marine über Havana und Jamaica nach Panama und von dort der Küste entlang nach Valparaiso. Hier schlossen sich die Messungen von Dr. B. A. Gould über Cordova nach Buenos Ayres an und zur Controle dienten die Messungen der U. S. Naval Officers über Rio, Madeira und Lissabon zurück nach Greenwich. Die Länge des Observatoriums von Cordova ergab sich: über Panama und Valparaiso zu 4 Stunden 16 Minuten 48,06 Sekunden, über Lissabon und Rio zu 4 Stunden 16 Minuten 48,24 Sekunden. Die ganze Differenz bei diesen beiden ungeheuren Messungsreihen beträgt somit 0,18 Sekunden.

— A. Stähelin, Sommer und Winter in Südamerika. (Basel, Schwabe. 235 S.) Unter dem ansprechenden Titel birgt sich die äußerst magere Aufzählung der Erlebnisse einer Dampferreise um Südamerika herum und über Panama und Newyork zurück. Die Schilderung einer Landreise nach Quito und über Riobamba zurück zur Küste bietet etwas mehr, als die der Seefahrten, in denen Speiseordnung und Logtafel die Hauptsache sind; doch bringt auch sie nichts Neues und das Büchlein hat eigentlich nur für die näheren Bekannten des Verfassers überhaupt ein Interesse. Ko.

Polargebiete.

— Mit einem Ende November in Kopenhagen eingetroffenen Schiffe des königl. dänischen grönländischen Handels sind vorläufige Mittheilungen über eine Exkursion eingetroffen, welche ein Ingenieur der amerikanischen Marine, Mr. Pears, in diesem Sommer auf dem grönländischen Inlandseise unternommen hat. Mr. Pears soll ca. 130 engl. Meilen weit ins Innere vorgedrungen sein, während Prof. Nordenskjöld und seine Begleiter im Jahre 1883 nur ca. 64 engl. Meilen weit kamen. Mr. Pears, der mit einem amerikanischen Walfänger nach Grönland gekommen war, erhielt anstandslos von dem Inspektor in Nordgrönland die Erlaubniß zur Reise, und ein Volontair des grönländischen Handels, Hr. Maigaard, erbot sich zu seiner Begleitung, während kein Grönländer zu der Reise zu bewegen war, da sie ihre Scheu vor dem Inlandseise nicht überwinden konnten. Am Pakitsokfjord (69° 30′ nördl. Br.), oder ca. 16 Meilen nördlicher als Prof. Nordenskjöld, begannen die beiden Reisenden ihre Fahrt. Der Eisrand war nicht weit entfernt und an dieser Stelle ohne große Mühe zu ersteigen. Das Inlandseis war sehr eben, nirgends wurden hervorragende Gebirgsspitzen (Nunatakker) gesehen, auch sonst Bemerkenswerthes nicht beobachtet. Den größeren Theil der Reise sollen beide Forscher auf amerikanischen Eisschlitten gemacht haben und besonders soll die Rückreise mit Benutzung eines Südoststurmes außerordentlich schnell gegangen sein. Im Ganzen sind sie 30 Tage unterwegs gewesen, so daß die Grönländer dieselben schon für verunglückt hielten. Mr. Pears hat später noch den großen Eisfjord Torsukatak (70° nördl. Br.) gründlich untersucht. Im nächsten Sommer will er eine Reise von der West- nach der Ostküste und zurück machen.

Vermischtes.

— Die Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig (1885) enthalten außer zwei meteorologischen und einer geologischen Abhandlung (A. Philippson, Studien über Wasserscheiden) eine längere, werthvolle und sehr brauchbare Zusammenstellung ethnographischer Karten von Richard Andree, welche 37 Nummern mehr aufweist und zum Theil ausführlich bespricht, als desselben Autors frühere Aufzählung im 11. Bande des Archivs für Anthropologie. Auf Vollständigkeit erhebt Andree keinen Anspruch, und die ist bei der Zerstreutheit des Materials so bald gewiß nicht zu erzielen. Es mögen deshalb nachstehende Ergänzungen — abgesehen von den allerneuesten Arbeiten von Hanshalter, Le Monnier, Binger (Senegambien), Paulitschke, Johnston, Thomson und von den Steinen — nur als ganz bescheidene prätentionslose Nachlese aus den letzten Jahren angesehen werden. Wir vermissen z. B. die Karten von Ignatz Hátsek über das Comitat Abauj-Torna, von G. A. Krause über die Verbreitung der Berbersprache (Mitth. der Riebeck'schen Niger-Exp. II.), von Hugh E. M. Stutfield über Marokko in dessen El Maghreb (1886), von L. Quintin über Senegambien (Pariser Bulletin 1881), von Denhardt über das Tana-Gebiet (Petermann's Mittheilungen 1881 und Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1884), von Ujfalvy über Hochasien (Deutsche Rundschau für Geogr. u. Stat. V.) und Pamir (Bd. IV. seiner Expedition scientifique), von Tomaschek über das östliche Hindukusch-Gebiet (Rundschau Bd. IV.); die Sprachenkarte des Bihari nebst drei historisch-linguistischen Karten über die Verbreitung der Tochtersprachen des Sanskrit in Indien in Hörnle's und Grierson's Comparative Dictionary of the Bihāri Language I; die Holle'sche Sprachenkarte von Java und Madura im niederländischen Colonialberichte vom September 1882 (reproducirt in dem Atlas von Stemfoort und ten Siethoff, Blatt 2); die Sprachenkarte von Britisch-Columbia in dem 1884 in Montreal vom Canada Geological Survey herausgegebenen Bande Vocabularien von Indianersprachen von W. Fraser Tolmie und George M. Dawson; die ethnographische Karte des Feuerlandes &c. von Bove (Bollettino S. Geogr. Ital. 1883) u. s. w. Einen Theil dieser Karten kennen wir bisher freilich nur aus Citaten und vermögen über ihren Werth nicht zu urtheilen.

— Adolf Bastian. Zur Lehre von den geographischen Provinzen (Berlin, 1886. E. S. Mittler u. Sohn. Pr. 2,75 Mark). Zum Verständniß der organischen Welt führt Professor Bastian den Begriff der „geographischen Provinzen“ in die Forschung ein, d. h. einheitlicher Erdgebiete, in deren Umkreis bestimmte Naturprodukte gedeihen können. Gleiche Abgrenzungen gelten auch für den Menschen, nicht nur für sein physisches, sondern auch für sein psychisches Leben. Um diese Untersuchung zu sicheren Ergebnissen zu führen, erörtert der Verfasser zugleich die Bedingungen für die Verschiedenheit solcher Kulturzonen und prüft die Anwendbarkeit induktiver Methode der Naturwissenschaften auf das psychische Leben; auch vom Standpunkte der Descendenztheorie aus begründet der Verfasser seine aus umfassendsten wissenschaftlichen Arbeiten und persönlichen Erlebnissen geschöpfte Lehre.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

II.

[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Dank den beiden großen Quellen, der Fontaine de Coussac und der durch ihre schöne lichtgrüne Farbe ausgezeichneten Fontaine de Burle, die sich, wahrscheinlich als Ausflüsse eines gemeinsamen verborgenen Reservoirs, bei Ste. Enimie in den Tarn ergießen, nimmt der Wassergehalt des Flusses hier fast um das Doppelte zu, und bleibt derselbe in Folge dessen von diesem Punkte aus das ganze Jahr hindurch schiffbar. So finden denn auch die Reisenden, die, wie dies gewöhnlich geschieht, ihre Tour durch den Cañon von Ste. Enimie aus zu Wasser fortsetzen, in dem Städtchen eine ganze Anzahl von Fährleuten, die gern bereit sind, sie auf ihren, eigentlich für den Fischfang bestimmten, flach und kastenartig gebauten Booten nach Le Rozier, dem Endpunkte der Riesenschlucht, zu bringen. Vor fünf Jahren forderten die Bootführer noch von den vereinzelten Fremden, die sich in diese Gegend verirrten, 100 Francs für die Fahrt. In richtiger Erkenntniß des eigenen Vortheils sind sie aber inzwischen mit ihren Preisen bedeutend heruntergegangen, und die Hunderte von Touristen, die im Sommer 1886 schon den Cañon besucht haben, brauchten für die Fahrt nur noch die Hälfte des früher Geforderten zu bezahlen.

Wer indessen in seiner Zeit nicht gar zu beschränkt ist und neben der wunderbaren Schönheit des Cañon auch das in nächster Nähe befindliche seltsame Widerspiel derselben in der Landschaft der Kalkplateaus kennen lernen will, kann dies, ehe er die Fahrt stromabwärts antritt, von Ste. Enimie aus leicht bewerkstelligen. Ein eintägiger Ausflug genügt, um von dem Causse Méjan, dem mittleren Plateau, ein unvergeßliches, charakteristisches Bild zu erhalten. Ein besonders guter Weg führt von dem Städtchen zu der großen Steinwüste empor.

Von den Bergen von Bougès und Aigoual im O und SO durch die tiefe Rinne des Tarnon getrennt, von dem Causse noir im S durch die Jonte, im W und N aber durch den großen Cañon des Tarn begrenzt, ragt die ungeheure, in ihrer Oberfläche fast horizontale Kalkfelsmasse des Causse Méjan empor, wie eine von Gräben umzogene Riesenfestung. Die Ausdehnung der oberen Fläche beträgt ungefähr 45 000 Hektaren, und auf dem weitaus größten Theile derselben findet sich weder Baum noch Strauch, herrscht vollständiger Wassermangel. Im Durchschnitt etwa 1000 m hoch, weist das öde Tafelland zahlreiche rundliche Hügel auf, die sogenannten couronnes, die namentlich im östlichen Theile eine Höhe von 1300 m erreichen; und fast ebenso hoch sind oft die Felsklippen, die wie kolossale Zinnen, Thürme und Mauern an den Rändern emporragen. Nur an einer Stelle hängt diese große Insel mit dem festen Lande zusammen: an der Ostseite nämlich, wo der etwa 1000 m breite Isthmus des Col de Perjuret das Kalkplateau mit der Gebirgsmasse des Aigoual verbindet. Mit neun oder zehn Sprengungen, welche die



Der Causse Méjan.

mühevoll in die Felswände gehauenen Pfade zerstörten, könnte man sonach den Causse Méjan fast unzugänglich machen. Vielleicht ist es diese Abgeschlossenheit und die damit verbundene Sicherheit gewesen, welche dem Causse von jeher Bewohner zugeführt und erhalten hat. Jedenfalls ist es schwer, einen anderen Grund zu finden, der Menschen dazu veranlassen konnte, sich auf diesem großen öden Hochlande anzusiedeln, auf dem sich Wasser nur in den Cisternen und den sogenannten larognes vorfindet, den Viehtränken und -Schwemmen, die durch eine Thonschicht wasserdicht gemacht werden. Von allen Winden heimgesucht, im Sonnenschein glühend heiß, eisig kalt bei dem geringsten Regen, im Winter von Schneestürmen überbraust, ist der Causse Méjan, wie auch die benachbarten Plateaus, schon seit der frühesten Vorzeit beständig bewohnt gewesen. Funde aus der Steinzeit, zahlreiche Dolmen, Steinherde in den



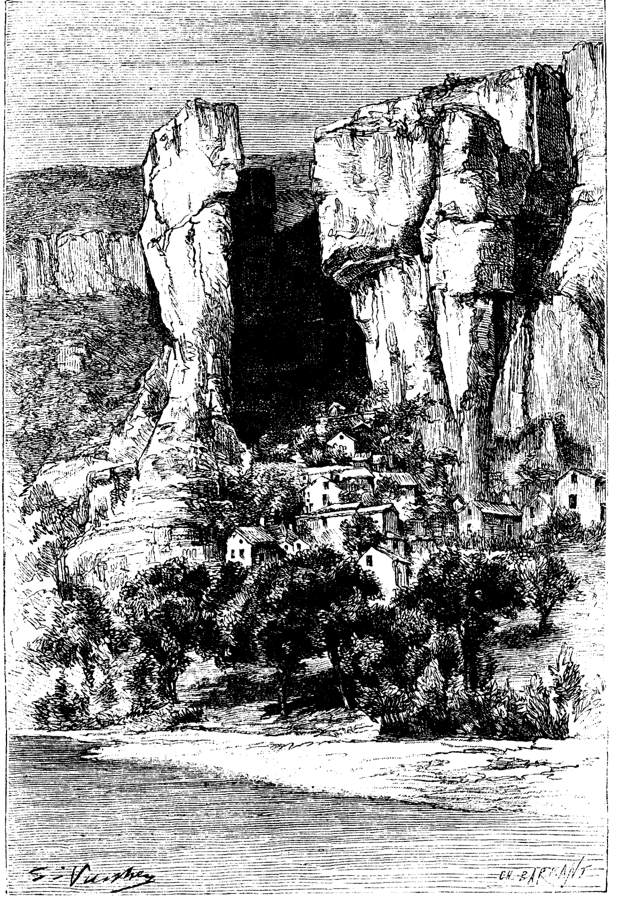
Mühlen von St. Chély.

Höhlen und Grotten und endlich vielfache Spuren und Reste aus der Zeit der römischen Occupation lassen über diese Thatsache keinen Zweifel bestehen. Daß die Lebensbedingungen auf den Causses im Laufe der Zeiten und namentlich in den letzten beiden Jahrhunderten immer schwerer geworden sind, und zwar schwerer durch die Schuld der Menschen, ist freilich auch wahr. Die vollständige Dürre und Sterilität, die mit Ausnahme weniger Stellen heute dem Boden eignet, ist erst eine Folge der unsinnigen Abholzung und der durch sie herbeigeführten Austrocknung des ganzen Gebietes. Der ungeheure Schaden ist heute nicht wieder gut zu machen, und so nimmt denn die Bevölkerung der Plateaus jetzt von Jahr zu Jahr ab. Der Causse Méjan, auf dem im 17. Jahrhundert allein 14 Schlösser und Kastellaneien sich befanden, hatte 1876 nur noch eine Bevölkerung von 2000 Seelen, und acht Jahre später, 1884, war dieselbe bereits auf 1500 Seelen heruntergegangen.

Je nach der Jahreszeit bald als Sahara, bald als nordische Steppe erscheinend, und nur im Frühling mit einem schnell verdorrenden dünnen Graswuchse geschmückt, hat die Landschaft der Causses dennoch einen eigenen malerischen Reiz, der freilich nicht von Jedermann empfunden werden wird. Die Mehrzahl der Besucher wird den strengen Ernst des Bildes abschreckend und furchtbar finden und erleichtert aufathmen, wenn ihr Weg sie wieder in den Cañon hinabgeführt hat.

Bald nachdem man mit dem Boote Ste. Enimie verlassen und eine kleine Strecke auf dem von Weiden und Pappeln eingefaßten Flusse zurückgelegt hat, zeigt sich in der Ferne hoch emporragend ein gewaltiger rother Felsen, der, eine weit vorspringende Ecke des Causse de Sauveterre, den Cañon gänzlich zu versperren scheint, in Wahrheit aber den Fluß zu einer scharfen Wendung nach NW zwingt. Nach etwa anderthalb Stunden einer, wenn vom Sonnenscheine begünstigten, überaus genußreichen Fahrt legt das Boot gerade jener Felsecke gegenüber vor dem linken Ufer an.

Hier liegt, zum Theil dicht am Flusse und an den Fuß der gelben Felswand hingeschmiegt, zum Theil auf einer, den Wasserspiegel um 7 bis 8 m überragenden Kalktuffplatte das Dorf St. Chély du Tarn, ein Ort, der wie wenige andere, den Eindruck eines verborgenen „glücklichen Erdenwinkels“ macht. Schöne alte Bäume umgeben die Häuser und beschatten auch den Eingang der im Hintergrunde des Dorfes belegenen Grotte, die von altersher zu einer Kapelle der heiligen Jungfrau eingerichtet ist. Aus der Wand zur Seite des Marienbildes sprudelt ein wasserreicher Quell hervor, der, kaum ins Freie getreten, zwei Mühlen treibt, dann erst, mit noch einer anderen, tiefer unten hervorbrechenden Quelle vereint, in den Tarn sich ergießt. Der Kalktuff, dem wir an dieser Stelle des Cañon zum erstenmal begegnen, hat nicht allein das Material für die Häuser des Dorfes selbst abgegeben, auch die alten Schlösser der Umgegend sind sämmtlich aus großen Quadern dieses ebenso leicht zu bearbeitenden, wie dauerhaften Gesteins erbaut.



Pougnadoires.

Mit der Umschiffung des großen, die Aussicht hindernden Vorgebirges sehen sich die Reisenden plötzlich in eine von der bisherigen grundverschiedene Umgebung versetzt. Der Cañon nimmt hier einen ganz anderen Charakter an. Von dem üppigen lachenden Grün, das zwischen Ste. Enimie und St. Chély den unteren Theil der Schlucht bekleidet und in einzelnen schönen Gruppen auch bis zu den oberen Rändern der Abhänge sich hinaufzieht, ist nichts mehr zu sehen. Von niedrigem Weidengebüsch eingefaßt, breitet sich der Fluß über die flachen Kiesufer aus, von denen in mehreren großen Terrassen die gewaltigen Felsklippen bis zu 450 und 500 m Höhe ansteigen. Nirgends auf den Felsen auch nur eine Spur von Vegetation, überall das nackte schroffe Gestein. Aber die laue „südliche“ Luft und der glänzende Sonnenschein, der in unzähligen Funken auf dem Flusse spielt und die lebhaften Farben des Gesteins noch intensiver macht, lassen diese Einöde, deren Stille allein durch das leise Plätschern der kleinen Wellen unterbrochen wird, weder traurig noch abschreckend erscheinen.

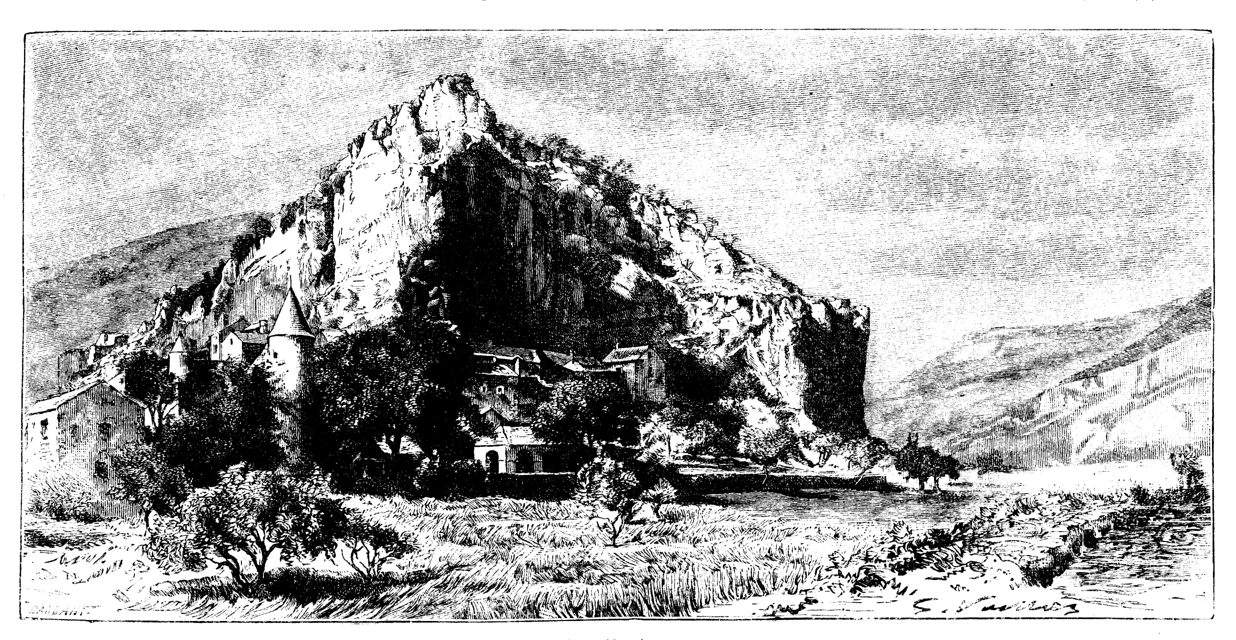
Bei einer plötzlichen Biegung des Flusses kommt nach etwa einstündiger Fahrt das Dorf Pougnadoires in Sicht. Von großen Bäumen umgeben, lehnt es sich an den seltsam gestalteten, höhlenreichen Felsen der Escalette, dessen Anblick uns an so manche Abbildung der Wände des großen Colorado-Cañons mit ihren Höhlen und Grotten erinnert. Hier wie dort scheinen diese aus ursprünglich schmalen Gesteinsrissen entstandenen umfangreichen Höhlenräume schon seit frühester Zeit zu menschlichen Wohnungen benutzt worden zu sein. Sogar heute noch finden wir bei Pougnadoires mehrere dieser sogenannten „baumes“ (vom altprovençalischen balma, Grotte) in der einfachsten Weise durch Vorbauen einer Façade mit Fenster und Thür als Wohnhäuser hergerichtet. In beträchtlicher Höhe über dem Ufer des Tarn liegen diese modernen Troglodytenbehausungen, auf Zickzackpfaden beschwerlich zu erreichen. Ueber ihnen, wo in der steil und mauerartig emporsteigenden Felswand sich noch zahlreiche, für den Menschen unerreichbare Grotten befinden, nisten ungeheure Schaaren von Krähen.

An dem schönen alten Schlosse La Caze vorbei, das, auf einer weit vorspringenden Kalktuffplatte gelegen, sich mit seinen Zinnenthürmen und Erkern in der hier seeartig ausgebreiteten glatten Wasserfläche des Tarn spiegelt, gelangt man bald zu dem auf dem rechten Ufer befindlichen Dorfe La Malène und zugleich an eine der wenigen Uebergangsstellen des Cañon. Ein tiefer, breiter Einschnitt in der Felsmauer des Causse de Sauveterre und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Flusses eine ebensolche Kluft in dem Causse Méjan haben von jeher die Verkehrsstraße zwischen den beiden Plateaus gebildet. So datirt denn auch der Ort La Malène seinen Ursprung aus sehr früher Zeit, und wenn, wie bei allen derartigen Annahmen, der Phantasie dabei ein weiter Spielraum gelassen wird, so

weiß man aus der alten Chronik des Bischofsitzes von Mende wenigstens so viel mit ziemlicher Bestimmtheit, daß im Jahre 532 der damalige Bischof, der heilige Hilarius, von den Truppen des fränkischen Königs Dietrich I. in dem „Castrum von La Malène“ belagert worden ist. Wahrscheinlich hat dieses Castrum an dem Eingange der Kluft dicht an der Straße gelegen, an einer Stelle, wo bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch das alte Schloß der Familie Montesquieu stand, das nach der Errichtung eines neuen, von großem Park umgebenen Prachtbaues abgerissen wurde. Dieses neue Schloß, das i. J. 1793 bei Gelegenheit der Royalistenkämpfe in den Cevennen zum Theil niedergebrannt, später wieder restaurirt worden ist, liegt dicht am Ufer des Tarn, neben dem ansehnlichen Dorfe. Dieses letztere aber, das eine ganze Anzahl schöner alter, durch mehrere Stockwerke gewölbter Häuser aufzuweisen hat, macht durch seine eigenthümliche Lage in einer großen nischenartigen Vertiefung der Felswand einen gar freundlichen Eindruck. Dank der festen Bauart seiner Häuser hat der alte Theil des Ortes durch die Feuersbrunst des Jahres 1793 wenig gelitten — aber die Einwohner, die das Gedächtniß jener Katastrophe nicht gern vergehen lassen wollen, verfehlen nicht, den Fremden auf die eigenthümliche tiefschwarze Färbung des Felsens hinter dem Dorfe aufmerksam zu machen, als auf ein Andenken an jene letzte ihrer vielen Heimsuchungen. Der ölige Qualm und Ruß, der dabei durch das Ausbrennen eines dicht am Berge stehenden und bis unter das Dach mit Nüssen gefüllten massiven Speichers erzeugt wurde, soll dem Felsen die schwarze Farbe gegeben haben. Dem Dorfe gegenüber, auf dem linken Ufer des Tarn, befindet sich eine hoch am Berge gelegene, in der ganzen Umgegend berühmte Grottenkapelle, die der Mutter Gottes von Lourdes geweiht ist. Unmittelbar über dem Eingange zur Grotte ragt seit einigen Jahren eine große Bildsäule der heiligen Jungfrau empor. Von dem Felsvorsprunge, auf dem sie steht, hat man eine herrliche Aussicht auf La Malène und seine, ein vorzügliches Gewächs erzeugenden Weinberge, sowie auf beide Seiten des Cañon.

Von allen Ortschaften des Cañon ist übrigens La Malène diejenige, in deren beiden Gasthäusern schon am besten für den Fremdenverkehr gesorgt ist. Da für die Strecke der Fahrt von La Malène bis zum Pas de Souci, den engsten und malerischsten Theil des Cañon, heiterer Himmel und Sonnenschein besonders wünschenswerth sind, so kommt es auch oft genug vor, daß die Touristen, um klares Wetter abzuwarten, einen oder zwei Tage hier verweilen. Die Sehenswürdigkeiten des kleinen Ortes selbst sind bald erschöpft, aber die nächste Umgebung ist reich an schönen Punkten, und ganz besonders günstig ist die Lage zu einem Ausfluge auf die Höhe des Causse de Sauveterre, der hier in seinem westlichen Theile einige auffallende Verschiedenheiten von dem östlichen zeigt. Man befindet sich nämlich hier nirgends in so vollständiger Wüste, wie auf dem östlichen Theile des Plateaus. Die Hügel sind hin und wieder mit Fichten bestanden, die Niederlassungen nicht ganz so vereinzelt, die kleinen Stellen kultivirten Bodens weniger selten. In den sogenannten sotchs, den an halbausgefüllte Krater erinnernden kreisförmigen Bodenvertiefungen, findet man gelegentlich ein Gersten- oder Haferfeld, das einer bevorzugteren Gegend Ehre machen könnte. Es ist, als wäre die Humusschicht hier stärker, der Boden weniger todt als dort. Wasser ist freilich hier ebensowenig vorhanden, wie in dem östlichen Theile, und öde genug ist das Land auch, aber immerhin ist der Unterschied so merklich, und zwar nicht nur auf dem Causse de Sauveterre, sondern auch auf den anderen Plateaus, daß man nicht umhin kann, nach einer Erklärung dafür zu suchen. Ist es nur die etwas geringere Höhe des Tafellandes (die Kalkplateaus des Tarngebietes flachen sich von den Cevennen aus allmählich nach Westen ab), oder ist es das größere Quantum von Feuchtigkeit, das die Westwinde hierher bringen? Eine Verschiedenheit des Bodens an sich oder der allgemeinen Witterungsverhältnisse läßt sich nicht nachweisen. Auffallend ist in dieser Gegend die große Menge der Dolmen, die in dem sonderbaren Patois der Gegend lou géoyon (der Riese) oder auch peyrogéyondo (Riesenstein) genannt werden.

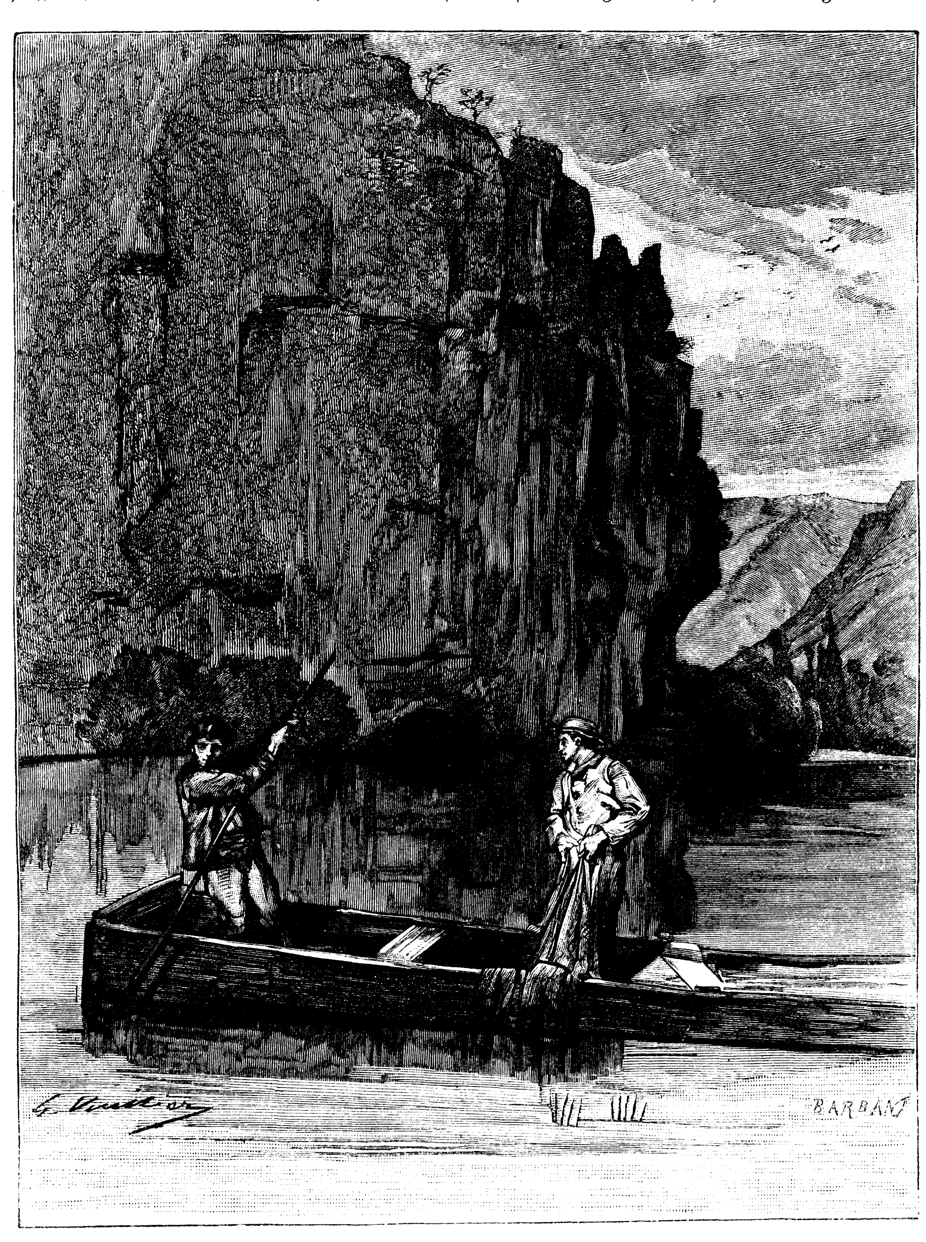
Auf der ersten Strecke unterhalb La Malène gleitet das Boot noch auf einer breiten, tiefen und spiegelglatten Wasserfläche dahin. Von schmalen Wiesenstreifen begrenzt, von



La Malène.

niedrigen Zitterpappeln eingefaßt, bildet der Tarn hier häufig derartige, fast unbewegt scheinende Flächen, die sogenannten planiols. Unmittelbar nachdem man bei einer Biegung des Flusses La Malène und sein Schloß mit den spitzen, schiefergedeckten Thürmen aus den Augen verloren hat, zeigen sich auf einem das Thal verengenden Vorgebirge des Causse de Sauveterre die hoch emporragenden Ruinen des stolzen Schlosses **Planiol**, das im Jahre 1632 auf Befehl Richelieu's zerstört worden ist. Auf und neben diesem Vorgebirge wächst der beste Wein des Cañon, eine im Handel hochgeschätzte Sorte.

Wie mit einem Zauberschlage verändert sich nun plötzlich wieder die Umgebung des Flusses und der Fluß selber. Auf einer Strecke von 5 bis 6 km sieht man zu beiden Seiten eine ununterbrochene Reihenfolge der seltsamsten Felsenbildungen an sich vorüber gleiten. Die Terrassen,



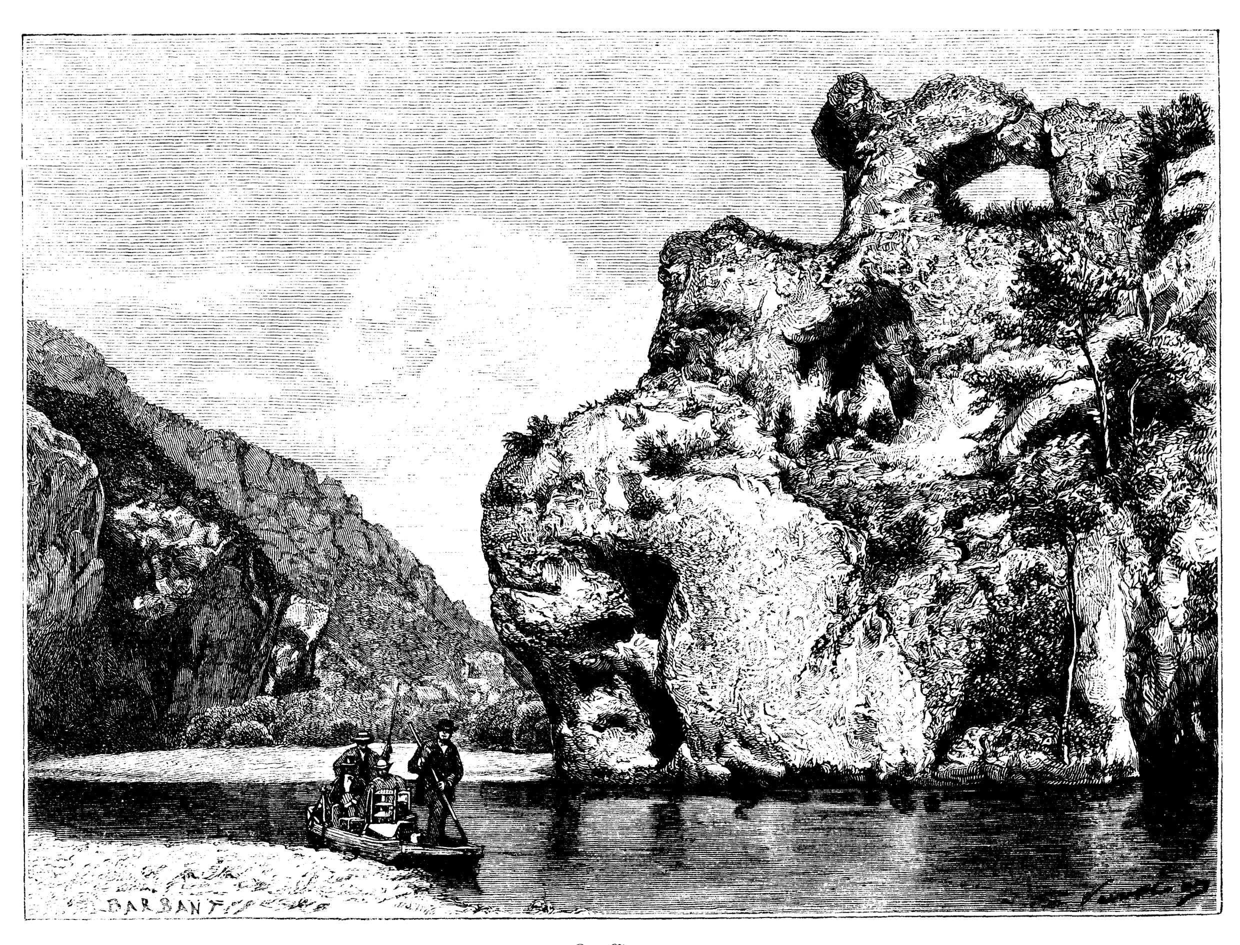
Einfahrt in die Stromenge.

in denen die Plateauwände zum Flusse abfallen, bestehen aus einem wahren Chaos von Klippen, die, in spitzzackige Riesenzähne, Felshörner, Nadeln, Obelisken und Ruinen zerspalten, den großartigsten Eindruck machen. Anstatt über stille Wasserflächen zu gleiten, muß das Boot jetzt mühsam durch enge, mit kleinen Baken bezeichnete Fahrwässer, zwischen Sandbänken und Stromschnellen (ratchs) hindurch gesteuert werden, die die Geschicklichkeit der Fährleute auf eine harte Probe stellen.

Am rechten Ufer zeigt sich auch bald wieder ein von unzähligen Grotten und Höhlen durchlöcherter Fels, eines der in jüngster Zeit am häufigsten photographisch aufgenommenen Wunder des Cañon. Die eine dieser sehr geräumigen Höhlen liegt unmittelbar über dem Niveau des Tarn und kann oft zu Boot besucht und durchmessen werden. Die größte, höher gelegene Höhle führt den Namen der Mumiengrotte.

Gleich unterhalb des Grottenfelsens beginnt die eigent-

liche Stromenge. Die Klippen werden steiler und schroffer, immer enger an einander gedrängt, immer höher. Der Fluß selbst ist breit, und mit staunendem Vergnügen sieht man auf seiner, durch die hohen Wände verdunkelten schwärzlichen Wasserfläche die Spiegelbilder der 100 m hohen Klippen und Mauern erscheinen, über denen in schroffen Absätzen bis zu 500 m Höhe die Thürme, die Burgen, die Pfeiler und Nadeln, die mächtigen Bastionen der



La Croze.

beiden Plateaus in den klaren Himmel hinaufragen. In allen Spalten, auf allen Vorsprüngen wachsen Fichten, Strauchwerk und Büsche und allerhand zierliche Kletterpflanzen.

Wieder ändert sich die Landschaft. Die kleine Ziegeninsel, einen von der Höhe herabgestürzten, dicht am Ufer liegen gebliebenen und begrünten Felsblock, umschiffend, gelangt das Boot an den Ausgang der Enge. Zur Rechten zeigt sich ein Theil des großen Grottencircus (Cirque des Baumes), zur Linken liegt auf breitem, sanft abfallendem sonnigem Ufer das Dörfchen La Croze.

Der Topeng auf Java.

Von Emil Metzger.

Topeng heißt eigentlich Maske und demnach wäre im Allgemeinen eine von maskirten Personen ausgeführte Vorstellung mit diesem Namen zu bezeichnen, doch genügt diese Erklärung nicht, das Wesen der Sache auszudrücken. In einem kürzlich im „Globus", Bd. 50, S. 343 über den Wajang auf Java veröffentlichten Aufsatze sagten wir, das unterscheidende Merkmal zwischen Wajang und Topeng bestehe darin, daß bei letzterem eine augenblickliche Situation zum Ausdruck gebracht werde. Diese Erklärung wird vielleicht Manchem, der sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt hat, im ersten Augenblicke unannehmbar vorkommen und scheint auch mit der wirklichen Bedeutung des Wortes keinen Zusammenhang zu haben; doch ist dieselbe allein im Stande, die von dem Eingeborenen bei diesen Vorstellungen gemachten Unterschiede zu erklären.

Eine Art von Topeng, der Topeng Dalang, ist äußerlich nämlich dem von Menschen aufgeführten Wajang so ähnlich, daß manche Europäer kaum den Unterschied bemerken und Veth sogar die Vermuthung ausspricht, daß auch die Eingeborenen beide Arten manchmal mit einander

verwechseln[1]). Wir können die zuletzt ausgesprochene Ansicht nicht theilen, denn der Eingeborene unterscheidet sehr scharf und wird, so weit wir uns erinnern können, keinen Augenblick im Zweifel sein, was er Wajang und was er Topeng Dalang nennen soll.

Allerdings scheint letzterer auf den ersten Anblick, was den Inhalt angeht, ganz mit dem Wajang Gedog, was die Darstellung betrifft, mit dem Wajang Wong übereinzustimmen. Der Gegenstand ist der javanischen Heldensage entnommen; der Dalang, den wir früher als Direktor des Puppentheaters kennen gelernt haben, dirigirt hier die lebenden Masken, welche mit ihren Pantomimen seinem Vortrage mehr Leben verleihen, als seine Puppen es dort vermochten, aber nur ausnahmsweise am Dialog sich betheiligen. Doch im Gefolge der Götter und Helden treten außerdem komische Personen, gewöhnlich in der Rolle von Dienern, Hofnarren &c., auf, welche selbstthätig in die Handlung eingreifen und namentlich die in ihrer Umgebung stattgefundenen Vorgänge mit dem Inhalt des Stückes in Verbindung zu setzen verstehen. Diese Improvisation aber ist es gerade, auf welche der Eingeborene das meiste Gewicht legt. Der Topeng — wir erwähnten es schon in unserem Aufsatze über den Wajang — hat, wenn auch indischer Einfluß deutlich zu erkennen ist, seine eigentliche Heimath in den Sundalanden, dem westlichen Theile von Java, und die Sundanesen sind in ihrem Charakter und ihrem Gemüth von den Javanen himmelweit verschieden, wenigstens ist der Unterschied zwischen beiden zum mindesten ebenso groß, wie der des heißblütigen Sohnes des schönen mittäglichen Frankreichs und des Bewohners der Norddeutschen Marschen. Wahrscheinlich haben die Sundanesen den Wajang bei den Javanen kennen gelernt, aber er genügte ihnen nicht; sie mußten der kalten feierlichen Handlung etwas zusetzen, wodurch der ihnen eigenthümliche Humor zum Ausdruck kommen konnte, und nach und nach hat der immerhin noch feierliche Topeng Dalang dem Topeng Babakan, mit dem wir später Bekanntschaft machen werden, das Feld so ziemlich räumen müssen; im eigentlichen Java hat ersterer wohl kaum je eine große Bedeutung gehabt.

Wie schon gesagt, ist, ebenso wie bei dem Wajang Gedog, die javanische Heldensage auch bei dem Topeng Dalang Gegenstand der Erzählung, welche der Dalang meistens ganz in derselben Weise, wie wir dies früher bei dem Wajang kennen gelernt haben, vorträgt. Ein einfacher Raum, der im Nothfalle aus Bambu und Stroh schnell hergestellt wird, dient als Bühne und die ewig grüne Natur liefert ihre blühendsten Pflanzen und buntesten Blumen, um das einfache Bauwerk einige Stunden lang zu schmücken, wenn auch diese Dekoration nicht eigentlich dem Topeng zu Ehren angebracht wird, sondern gewöhnlich für das Fest bestimmt ist, zu dessen Verherrlichung die Aufführung stattfindet.

Der Dalang hat die Leitung der Truppe; die Hauptrolle ist in Händen des Topeng (Mann oder Frau), die Zahl der übrigen Mitglieder hängt von den Verhältnissen der Gesellschaft, speciell des Dalang, ab. Letzterer ist meistens ein recht behäbiger Mann, den man in seinem Hause aufsucht, um, manchmal lange vor der Zeit schon, wo die Vorstellung stattfinden soll, die Mitwirkung seiner Truppe zu erbitten; zuweilen ist er auch nur der Vertrauensmann eines reichen Eingeborenen, der das nöthige Geld vorschießt, da die erforderlichen Requisiten immerhin ein kleines Kapital erfordern. Die Masken, welche zur Verwendung kommen, sind aus leichtem Holze gar nicht übel geschnitzt und nach javanischer Ansicht fein bemalt; die Züge sind sehr charakteristisch; man trifft sie auch in vorder- und hinterindischen Zeichnungen, diese wunderlichen Gesichter, welche theilweise dem Eingeborenen der Inbegriff alles Schönen zu sein scheinen, während der Europäer dieselben beinahe ausnahmslos für abscheuliche Fratzen erklärt. Die Farbe entspricht der Rolle desjenigen, für welchen sie bestimmt ist. Die Hof- und Lieblingsfarbe der Eingeborenen, ein tiefes und auf dem menschlichen Gesichte unangenehmes Gelb, welches seinen Namen putih kuning (weiß-gelb) sehr mit Unrecht trägt, ist natürlich für die Masken der Träger von Götter- und Fürstenrollen bestimmt, bei denen auch viel Gold und Silber angebracht wird; die Butâs und Rakſâſâs (Riesen und Titanen) werden durch dunklere Färbung der Maske, die sich bis zum Schwarz vertieft, angedeutet, manchmal aber erscheinen sie auch weiß in Nachahmung der europäischen Farbe. Die Schauspieler bedienen sich der Masken, indem sie einen an denselben festgemachten Holzstift in den Mund nehmen und mit den Zähnen erfassen; nur die Possenmacher, deren zu jedem Trupp mehrere gehören, binden die Maske vor; dieser Unterschied scheint darauf hinzudeuten, daß es nur den Clowns ermöglicht werden soll, in die Handlung des Stückes redend einzugreifen. Die Masken befinden sich in einer hölzernen Kiste mit losem Deckel, gewöhnlich einfach angestrichen, mit ebenso einfachem Schloß; außer denselben sind in diesem Kottak genannten Kasten die übrigen nothwendigen Requisiten enthalten. Natürlich macht sich auch hinsichtlich der Masken der auf Java so entwickelte Aberglauben der Eingeborenen geltend; es giebt solche, welchen übernatürlicher Einfluß auf Zuschauer und Schauspieler beigemessen wird; solche „Topengs“ haben selbstverständlich einen sehr hohen Werth.

Das Kostüm ist nach europäischem Begriffe ziemlich armselig, die bunten Flitter, die falschen Perlen und Steine, die grell gefärbten Gewänder genügen aber, um dem kindlichen Gemüthe der Eingeborenen die herrlichsten Illusionen zu verschaffen. Die Kleidung der Schauspieler weicht in Einzelheiten, auch hinsichtlich der Anordnung, von der des täglichen Lebens ziemlich weit ab; wir können jedoch die Unterschiede hier nicht näher aus einander setzen, da wir, um dies thun zu können, eine ausführliche Beschreibung der von beiden Geschlechtern gewöhnlich gebrauchten Kleidung beifügen müßten, was vielleicht die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellen hieße. Wir wollen daher nur Einiges, in dieser Hinsicht besonders Wichtiges erwähnen. Das Haupt der ersten Person des Stückes wird mit der Kopjah geziert, einer Art arabischer Mütze, die mit der Haut eines schwarzen Affen (Lutung, Presbytes maurus) oder schwarzen Ziege überzogen ist, deren Haar nach oben gestrichen wird.

Die mitwirkenden Männer dürfen den Oberkörper nur dann entblößen, wenn die Handlung des Stückes dies erfordert, d. h. wenn die Scene an den Hof verlegt wird, wo der nackte, gelb gefärbte Oberkörper durch die Etikette vorgeschrieben ist; die Frauen bedecken den Busen selbst da, wo gewöhnlich ein bis zur Hüfte entblößter Oberkörper zur Landestracht gehört. Beiläufig bemerkt, scheint auch dieser Umstand auf eine religiöse Bedeutung derartiger Aufführungen hinzuweisen, da den Frauen die Entblößung des Busens auch an heiligen Orten verboten ist. Auch europäischer Einfluß macht sich geltend; die Helden tragen sehr eng anliegende, lange Beinkleider unter dem Sarong.

Wenn der große Augenblick kommt, giebt der Dalang dem Orchester das Zeichen zum Anfang; er bedient sich dazu der Tjempala, eines Stückchen Holzes, welches er mit

[1]) Java I, 464; Raffles scheint den Wajang Wong zum Topeng Dalang zu rechnen.

den Zehen festhält und mit dem Kepjak, den wir früher schon (bei dem Wajang) kennen gelernt haben, in Berührung bringt; desselben Mittels bedient er sich auch, um sein Orchester im Takte zu halten. Ueber die Zusammensetzung der Musik, die Art der Instrumente und die Wirkung auf die Zuhörer brauchen wir dem früher Gesagten nur wenig beizufügen. Wenn die Umstände es erlauben, wird ein ganzer Gamelan zur Verfügung gestellt; die Truppe selbst besitzt gewöhnlich nur einen kleinen Theil des Gamelan salendro; die Zahl der Musikanten beläuft sich meistens auf fünf bis sechs Personen. Sowie das Orchester spielt, eilen von allen Seiten die Nachzügler herbei, um noch einen guten Platz zu bekommen. Es ist wunderbar, wie schnell in einem Lande, wo Zeitungen bei den Eingeborenen noch lange kein Gemeingut geworden sind, Nachrichten im Allgemeinen sich verbreiten; nichts aber wird wohl schneller im Lande bekannt, als die Ankündigung einer Festlichkeit, welche stattfinden soll; lange vorher schon werden Pläne für solche Gelegenheiten entworfen und so schön geschmückt, wie es die bescheidenen Mittel erlauben, tritt Alt und Jung, Groß und Klein, wenn endlich der Tag gekommen, den Weg an.

Vielleicht ist hier der Ort, auf einen freundlichen Zug hinzuweisen, der sich durch das ganze Volksleben auf Java hinzieht; die Großmuth nämlich, mit welcher bei solchen Vergnügungen Jedem, der ihnen beiwohnen will, ohne daß es ihn etwas kostet, der Zutritt gestattet wird; nur eingeladene Personen geben ein Gastgeschenk. Die Schauspieler halten sich während des Vorspiels ziemlich im Hintergrunde; erst wenn der Dalang seinen einleitenden Vortrag beendet hat und die Zeit des Auftretens für sie gekommen ist, tandakken (tanzen) sie über die Bühne. Manchmal führt sich der Held des Stückes durch einen Tanz, der gewissermaßen als Vorspiel dient, bei seinem dankbaren Publikum ein, sonst aber begeben sich die verschiedenen Schauspieler, wenn die Reihe an sie kommt, nach der Stelle, wo die Masken aufgehängt sind und ergreifen die ihrige. Die für die Darsteller der Hauptrollen bestimmten Masken sind sorgfältig eingewickelt, so daß sie dem Auge des Zuschauers verborgen bleiben, bis der Schauspieler sie vor sein Gesicht gebracht hat. Der Eingeborene liebt es, jede Handlung, bei welcher fremde Augen auf ihm ruhen, mit studirter Langsamkeit vorzunehmen; so setzt sich nun der Held die Kopjah mit besonderer, genau vorgeschriebener Feierlichkeit auf und ebenso werden die Masken mittels sorgfältig studirter Bewegungen vor das Gesicht gebracht; dann wird die Hülle, in welche sie eingewickelt war, mittels einer kühnen Handbewegung in die Kottak geschleudert, was von einem Tusch des Orchesters begleitet wird. Jetzt endlich kann das wirkliche Stück seinen Anfang nehmen. Ueber den Inhalt desselben brauchen wir nach dem früher Mitgetheilten nichts mehr zu sagen, nur der Badors, der Possenreißer, welche, wie wir schon erwähnt haben, eine Posse im Schauspiel aufführen, müssen wir noch besonders gedenken. Wenn sie im Stücke nichts zu thun haben, treten sie zur Verstärkung des Orchesters ein. Manche unter ihnen sind weithin berühmt, man reißt sich um sie und manchmal ist ihre Thätigkeit auf Monate hin in Anspruch genommen. Erscheint ein solcher Bador auf der Bühne, so wird er mit Beifall und Gelächter empfangen. Durch ihre Rolle als Diener oder Hofnarr haben sie reichlich Gelegenheit zu extemporiren, und sie beschränken sich durchaus nicht darauf, dies im Zusammenhange mit dem Vortrage des Dalang zu thun, sondern sie springen aus der Heldenzeit frischweg in die Gegenwart hinüber und die Witze, die sie machen, weisen meistens auf einen ihren Zuhörern wohl bekannten Gegenstand des täglichen Lebens hin, selbst die Europäer und die „Kompagnie" werden ihr Opfer, ja nicht einmal die Priester werden geschont.

Wie wir schon sagten, liegt hierin das eigentlich Charakteristische des Topeng, was im Topeng Babakan noch viel stärker zum Ausdruck kommt. In seiner ursprünglichen Form ist derselbe auf zwei handelnde Personen beschränkt; in den größeren Orten hat man tagtäglich Gelegenheit, solchen Aufführungen beizuwohnen; sie werden dort häufig auf offener Straße ohne jede Vorbereitung oder auf den Vorplätzen der Wohnung irgend eines Mäcenas, der geneigt ist, einen halben oder gar einen ganzen Gulden zu opfern, in Scene gesetzt.

Kaum läßt der Ton der Trommel, durch welchen die Schauspieler angekündigt werden, sich vernehmen, so eilen auch schon von allen Seiten Schaaren von Eingeborenen der Gegend zu, wo die verführerischen Wirbel ertönen. Jeder, der Zeit hat, und auch mancher und manche, die eigentlich etwas Anderes thun sollten, sucht wenigstens einen Augenblick der Vorstellung beizuwohnen. Dieselbe besteht aus Musik, Tanz und Gesang oder Recitativ; doch diese Worte, die man unwillkürlich in europäischer Weise aufzufassen geneigt ist, können nur einen sehr unvollkommenen Begriff von den Vorgängen geben und sind so ungenau, daß wir nothgedrungen der Sache etwas näher treten müssen. Das Orchester ist, was Zahl der Mitwirkenden und Beschaffenheit der Instrumente betrifft, so unvollkommen, wie nur irgend möglich. Eine Trommel, einige mit dem Hammer geschlagene Metallzungen und der Gong, der den Baß abgiebt, alles geführt und geleitet von der traurig klagenden Rebab, setzen dasselbe zusammen. Auch die Zahl der Schauspieler beschränkt sich auf zwei, eine Frau und einen Mann; letzterem fällt die Rolle des Harlekin zu. Erstere eröffnet das Stück; besondere Toilette hat sie nicht nöthig, da sie sich schon im Kostüm über die Straße bewegt. Eine mit bunten Blumen geschmückte Perrücke von Menschenhaar bedeckt den Kopf; Perlenketten, Silber- und Goldschmuck von gewöhnlich zweifelhaftem Werth, in den Ohren glänzende Steine, welche Diamanten vorstellen sollen, erregen die Bewunderung der Zuschauer. Zur Toilette gehört unbedingt ein Fächer, mit dem die rechte Hand spielt, bis sie ihn vor das Gesicht bringt, um den beim Singen geöffneten Mund den Zuschauern zu verbergen. Diese Panjie genannte Schöne bedient sich bei ihrem Tanze, den sie mit ihrem sogenannten Singen begleitet, nach einander dreier verschieden gefärbter Masken (gelb, grün, violett). Ist diese Ceremonie beendet, so bleibt sie den übrigen Theil des Abends unmaskirt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der Bileo (auch pontul, hochjavanisch, oder banjol, niederjavanisch) genannte Hanswurst auftritt; sein Kostüm bereitet ihm nicht viel Kopfzerbrechen; er erscheint in seiner täglichen Kleidung, nur eine Art rothwollener Zipfelmütze und eine komische Maske unterstützen ihn bei seinen Versuchen, auf die Lachmuskeln der Zuschauer zu wirken.

In seiner unbeholfenen Manier sucht er nicht nur am Tanze Theil zu nehmen, sondern auch der Tänzerin gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen, und die hierdurch erregte Heiterkeit der Zuschauer erreicht ihren Gipfelpunkt, wenn die Panjie dem allzu Zärtlichen einen Schlag auf die Maske versetzt, um seine Zudringlichkeit abzuweisen. Solche Scherze dauern eine viertel oder eine halbe Stunde, worauf die Gesellschaft sich verzieht, um an einer anderen Stelle die Vorstellung fortzusetzen, wenn sie nicht durch besonders reiche Bezahlung zu längerem Bleiben veranlaßt wird. Der Hauptreiz liegt für die Eingeborenen in dem Inhalte des Gesanges und dem vom Clown zum besten ge-

gebenen Späßen. Natürlich sind dieselben nicht für zarte europäische Ohren bestimmt, da man in Indien gewohnt ist, manche Sachen, die im menschlichen Leben eine große Rolle spielen, in mehr civilisirten Ländern jedoch mit „Ach“ und „Pfui“ scheinbar aus dem Verkehr entfernt werden, sehr offen und ungenirt zu sprechen. Die Schauspieler bedienen sich hierbei gewöhnlich der gebundenen Rede und zwar der Vierzeiler, in denen sich die beiden ersten Zeilen in verschiedenen Strophen wiederholen. Dadurch wird nun der Spruch ziemlich unverständlich oder, genauer gesagt, der Zusammenhang zwischen beiden Theilen der Strophe fehlt, so daß dem Europäer der Inhalt häufig sinnlos vorkommt. Es ist dies dieselbe Form, die man auch in den Liedern (Pantungs) wiederfindet, welche beinahe in Aller Munde sind. Auch diese geben meistens in jeder Strophe zweimal denselben Gedanken in je zwei Versen, ohne allen Uebergang neben einander gestellt, so daß, wenn man auch schon einigermaßen an die den Europäer verwirrenden Gedankensprünge des Eingeborenen gewöhnt ist, man sich doch manchmal verwundert fragt, wie denn die ausgedrückten Gedanken eigentlich zusammen passen. So heißt es z. B. in einem sehr bekannten Pantung:

Deri mana datengnga lintar	Woher kommen die Blutigel?
Deri sawah turun di Kali	Aus dem nassen Reisfeld in den Fluß.
Deri mana datengnga tjinta	Woher kommt die Liebe?
Deri mata turun di hati.	Aus den Augen senkt sie sich ins Herz.

Wenn der Dichter dieser Verse kein Eingeborener ist — dieser Fall wäre wohl möglich, denn bei vielen Pantungs läßt sich europäischer oder eurasischer Einfluß deutlich nachweisen — so hat er doch den Gedankengang des Eingeborenen sehr gut erfaßt; kein solcher wird nur einen Augenblick im Zweifel über den Zusammenhang der beiden ersten und der beiden letzten Verse sein, während der Vergleich für uns nicht so auf der Oberfläche liegt. Doch wir wollen nach dieser Abschweifung zum Topeng zurückkehren. Aus diesem Topeng Babakan hat sich nach und nach, und zwar wieder am meisten in West-Java, eine förmliche Theatervorstellung entwickelt.

Ob man durch das europäische Schauspiel sich zu einer Nachahmung veranlaßt gesehen hat, wagen wir nicht zu entscheiden; sicher scheint es zu sein, daß diese Vorstellungen im Laufe der letzten fünfzig Jahre sich ein sehr weites Gebiet erobert haben. Ritter, der vor 30 Jahren seine Skizzen aus dem Indischen Leben veröffentlichte, sagt: „In der Umgegend von Batavia giebt man diesem Tanz (dem Topeng babakan) mehr Ausdehnung, und er geht dann in eine vollständige Maskerade über. Vor zwanzig Jahren haben wir selbst derartige Aufführungen schon weit hinaus über die Umgegend (ommelanden) von Batavia gesehen und es liegt in der Natur der Sache, daß dieselben namentlich in den Sundalanden, wo der Eingeborene mehr Sinn für solche Aufführungen und die mit denselben verbundenen, ziemlich handgreiflichen Scherze hat, sich immer mehr ausbreiteten.

Sie geben dem Eingeborenen so recht ein Mittel an die Hand, sich von Manchem, was ihn drückt, nach Herzenslust zu erleichtern. Weder der Europäer noch der Chinese, weder die herrschenden Gewalten noch die Gutsbesitzer, weder der eigene Häuptling noch der einheimische Priester bleiben verschont und werden in scharfer, aber charakteristischer Weise persiflirt. Dabei beschränken sich die Schauspieler nicht etwa auf die Darstellung von Typen, sondern auch ganz bestimmte Handlungen und Ereignisse werden häufig dargestellt, so daß die Betheiligten ganz deutlich zu erkennen sind. Es ist wahr, daß diese Aufführungen nicht entfernt mit dem verglichen werden können, was wir jetzt auf unseren Bühnen zu sehen gewohnt sind. Die feinere Verwickelung fehlt, die Handlung ist durchaus nicht idealisirt, sondern wird mit einem Realismus zur Darstellung gebracht, der manchmal haarsträubend ist; das Niedrig-komische beherrscht alles andere, obwohl hier und da dem aufmerksamen Beobachter auch feinere Züge auffallen.

Doch ein Vergleich mit dem Ideal der heutigen europäischen Bildung wäre auch an und für sich ungerecht; wenn wir aber zurückgehen und uns erinnern, was in den Theatervorstellungen des Mittelalters dem Zuschauer geboten wurde und was so manches Kasperletheater auch in neuerer Zeit noch leistete, so dürften die von den javanischen Topeng veranstalteten Aufführungen doch der Aufmerksamkeit nicht so ganz unwerth sein. Wir theilen im Folgenden die Skizze einiger solcher Vorstellungen mit, wie wir sie bei Ritter finden und zwar thun wir dies, um nicht vielleicht Züge hineinzulegen, die man unserer subjectiven Auffassung zuschreiben könnte; aus demselben Grunde schließen wir uns dem genannten Werke möglichst wörtlich an. Der Banjol kleidet sich als ein europäischer Verwalter oder als Polizeibeamter, natürlich so possirlich wie möglich. Einer der Schauspieler, der als chinesischer Aufseher verkleidet ist, klagt ihm, daß zwei seiner eingeborenen Arbeiter immer wieder von der Arbeit weglaufen, um einer öffentlichen Tänzerin auf dem nächsten Bazar den Hof zu machen. Er bittet um ihre Entfernung, um Strafe für die Arbeiter und bringt die Schuldigen gleich mit; diese vertheidigen sich, indem sie behaupten, der Aufseher, der gewöhnlich als alter abgelebter Mann dargestellt wird, sei nur eifersüchtig und selbst in die Schöne verliebt. Der Beamte befiehlt, die Tänzerin (die erste Liebhaberin) vorzuführen, doch kaum sieht er sie, so verliebt er sich ebenfalls, giebt dem Aufseher und den Arbeitern Unrecht, jagt sie zur Thür hinaus und fängt nun selbst an, der Schönen den Hof zu machen; aber er ist verheirathet und plötzlich erscheint seine Frau (die durchaus nicht auf den Mund gefallen ist); eine Scene voll von Eifersucht findet statt, wobei einige Ohrfeigen ausgetheilt werden. Endlich wird Friede geschlossen und während Mann und Frau wohlgemuth nach Hause fahren, wird die Tänzerin auf Befehl des ersteren an einen Ort gebracht, wo er sie bald zu treffen hofft. — Ein eingeborener Ackersmann wird von seiner Frau mit der Wartung ihres Sprößlings betraut; während er seine Pflicht erfüllt, trifft sie mit einem Liebhaber in einer Zuckerpflanzung zusammen und wird ihrem Manne untreu. Dies wird entdeckt, eine Ehescheidung folgt, doch dem Mann thut dies bald leid. Der Priester kommt, um den neuen Bund zu segnen, fordert aber einen zehnmal größeren Lohn, als er beanspruchen kann. Jetzt (die Handlung steht kaum mit dem Vorigen in Verbindung, doch der Zweck dieses Stückes ist nur der, den arabischen Priestern einige Hiebe zu versetzen) tritt eine neue Person auf, welche plötzlich todt niederfällt. Die Genossen, welche für die arme Seele besorgt sind, rufen den Priester. Der erscheint auch mit einem kleinen Knaben, welcher einen großen Sack trägt, in den sein Herr alles wirft, was er ergreifen kann. Dann nimmt er bei der Leiche Platz, kaut zunächst in aller Seelenruhe seinen Sirih (Betel) und fragt dann erst, warum er gerufen ist. Man zeigt ihm die Leiche und bittet ihn, zu beten. Ehe er dies

thut, will er zuerst wissen, wie viel man ihm zu bezahlen geneigt ist. Er stellt eine Forderung, welche das Vermögen der Bittsteller übersteigt, und — dies scheint einmal das gewöhnliche Verhältniß zu sein — zehnmal mehr beträgt, als er fordern darf. Man bittet — er steht entrüstet auf und entfernt sich, wird jedoch zurückgerufen, da die Freunde des Todten von der Nothwendigkeit des Gebetes überzeugt sind —, sie bieten mehr und endlich wird der Handel, wenn man ihn so nennen darf, abgeschlossen und der Priester bereitet sich zum Gebet vor. Kaum aber hat er die Worte: Allah al Akhbar gesagt, da hört er schon zu seiner Linken den Angklong und rechts den Gesang der Ronggeng. Dies zieht seine Gedanken ab, er springt auf, sieht sich um, horcht mit sichtbarer Verwunderung und mit Vergnügen, und sowie er endlich die Tänzerin sieht, vergißt er Alles, schreitet über die Leiche hin, um die Schöne aus der Nähe zu sehen; doch die Leute, welche ihn gerufen haben, ziehen ihn zurück und zwingen ihn, sein Gebet aufs Neue anzufangen. Kaum hat er ihrem Wunsch entsprochen, als die Musik, welche den Tanz der Ronggeng begleitet, sich wieder hören läßt. Er wird dadurch wieder wie vorher in seiner Andacht gestört und das vorige Schauspiel wiederholt sich, bis endlich die Personen, welche bei der Leiche die Wache halten, über das Benehmen des heiligen Mannes entrüstet, ihn anfassen und mit einer Tracht Schläge wegjagen. Doch nicht nur die schlimmen und lächerlichen Seiten fremder Stämme werden verspottet, auch die eigenen Landsleute werden nicht geschont; so ist z. B. die folgende Scene sehr beliebt: Ein sehr geiziger Blinder läßt sich schließlich beschwatzen, ein Opfermahl zu geben und Freunde und Bekannte dazu einzuladen. Zögernd nur giebt er nach und ladet die Gäste, fügt aber gleich bei: „Wenn ihr nicht kommen wollt, ist es auch gut.“ Die Gäste lassen sich aber nicht umsonst nöthigen und essen in größter Eile Alles, selbst die für den Blinden bestimmten Speisen, auf, so daß dieser, als er sich niedersetzt, seinen Teller leer findet. Diese wenige Proben mögen genügen; hinsichtlich des Eindruckes, den eine solche Vorstellung macht, wollen wir Ritter wieder das Wort lassen [1].

„Und dann jauchzt die Menge und Tausende von Zuschauern — Männer, Frauen und Kinder — Jung und Alt, für die eine solche Aufführung so viel Verführerisches hat, daß sie Stunden weit laufen, um sie zu sehen, brechen in lautes Gelächter aus. Das gebrochene Holländisch des europäischen Polizeibeamten mit Flüchen, die keiner Sprache mehr angehören, vermengt, der sonderbare malayische Dialekt des Chinesen, der wie alle echten Chinesen das R nicht aussprechen kann und dafür L sagt, der männliche Charakter der europäischen Frau, welche die Hosen trägt, die übertriebenen, tollen Forderungen des arabischen Priesters und namentlich sein unbeholfener malayischer Accent, da er P nicht auszusprechen vermag und anstatt dieses Buchstabens ein F sagt, seine merkwürdige Zerstreutheit, sobald er nur die den Tanz der Ronggeng begleitende Musik hört — alles das verschafft den Tausenden ein Vergnügen, eine Freude, welche sich laut Luft macht und noch über die weite Fläche hin nachhallt, wenn schon die Lampen ausgelöscht sind und die Menge friedlich nach Hause zurückkehrt.

Friedlich, sage ich, denn unter ihnen giebt es keine Taschendiebe, friedlich, obwohl bei Weitem die Mehrzahl der Männer zur Selbstvertheidigung gerüstet mit Klewang und Lanze bewaffnet ist. Unter dieser Menge, welche auf den ersten Blick im matten Lampenlicht so wild scheint, herrscht eine Ruhe und eine Ordnung, wie man sie in Europa bei solchen Gelegenheiten nicht kennt; kein Drängen, kein ungezogenes Wort wird bemerkt, und wohlgemuth trennt die Menge sich manchmal dann erst, wenn der erste Schimmer sich im Osten zeigt, denn gern opfert sie die Nachtruhe auf, um diese Vergnügungen zu genießen. Glücklich das Volk, welches bei geringen Bedürfnissen sich auch mit einfachen Vergnügungen zufrieden zu stellen weiß, doch auch Verstand genug besitzt, sich an dem schweren Druck der Herrschaft, welcher Art sie auch sei, durch Spott und Lachen zu rächen.“

Gerade dieses Verspotten fremder Unterdrücker hat gewiß viel dazu beigetragen, daß diese Form des Topeng Babakan sich weithin über Java verbreitet hat. Auch im östlichen Java findet man Aehnliches; man nennt da die Schauspieler Badut und Ludrug, welche bei den Aufführungen hinsichtlich der Europäer, der Geistlichkeit und der Chinesen einen ebenso losen Mund haben, wie ihre Kollegen im Westen. Ihre Kunstfertigkeit bewährt sich aber auch noch auf einem anderen Gebiete, sie sind nämlich häufig Prestidigitateure und erregen als solche die Bewunderung selbst solcher Leute, welche mehr derartige Vorstellungen gesehen haben, besonders durch den ungeheuer einfachen Apparat, über den sie verfügen, während ihre Kunststücke um so mehr überraschen, als die auf das Allernothwendigste beschränkte Kleidung (bis auf eine sehr enge Kniehose sind sie ganz entkleidet) den Gedanken ausschließt, daß mittels derselben einige Hilfsmittel verborgen werden könnten.

Doch dies gehört schon nicht mehr zum Topeng, mit dem wir uns an dieser Stelle ausschließlich beschäftigen wollten, und so brechen wir hier ab.

[1] Wir citiren nach der zweiten, von M. T. H. Perelaer 1872 herausgegebenen Auflage.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. Karl Lechner.

III. (Schluß.)

Der Hannake ist groß und kräftig gebaut [1]; seine ganze Erscheinung hat etwas Behäbiges, Gemessenes; er hält viel auf Essen und Trinken. Schweinefleisch, Hülsenfrüchte und Buchteln mit Zwetschken oder Mohn gefüllt bilden seine Lieblingsgerichte. Letztere (bochet s mákem) sind eine der baierischen „Dampfnudel“ ähnliche Speise. Daneben liebt er die Klöße (Knödel šeška, knedlíky). Als besonderer Leckerbissen gilt ihm die saure Milch (keška). Daher man

[1] Nach Göhlert ist die wahrscheinliche mittlere Größe laut der Militärstellungen 1659,45 mm (Mitth. der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien, 24. Band).

ihm in den Mund legt: „Wenn ich ein Kaiser wäre, ließe ich mir ein großes Faß machen, dasselbe mit keška füllen, setzte mich hinein und würde immerfort trinken." Auch Hirsebrei wird in mancherlei Gestalt verzehrt. Ein Mädchen, das keine guten Buchteln zu bereiten versteht, ist des Spottes gewiß. Hat sich der Hannake an guten Buchteln satt gegessen, so kommt über ihn der poetische Geist und er singt:

> Na té naše Hané
> só tam bochte slané
> sérem prosepané etc.
> („Auf unserer Hanna giebt es gesalzene Buchteln, mit Käse bestreut.")

Dazu will er aber auch viel Bier haben und kein Fest geht ohne einen tüchtigen Trunk (piatika) ab. Unter den oft kümmerlich lebenden Tagelöhnern und den Kleinbauern reißt leider auch der Branntweingenuß stark ein. Seine Wohlhabenheit macht nicht nur den Hannaken, sondern auch überall anderswo den Bauer stolz und selbstbewußt; gegenüber dem Städter ist er nicht sehr freundlich, doch selten grob. Deutsche und Juden kann er nicht gut ausstehen, vielleicht weil letztere den Kornhandel fast ganz in ihrer Hand haben. Er besitzt eine gute Portion Mutterwitz, den er mit dem ihm typischen Phlegma spielen läßt. Wie alle Slaven neigt auch er sehr zur Geselligkeit, so daß man in wohlhabenden Dörfern nicht selten ein Bauerncasino findet mit tschechischen Zeitungen, ja sogar einem Billard. Auf diesen Trieb mag wohl auch die häufig sehr beengte Art zu wohnen zurückzuführen sein, denn die große Mehrzahl der Häuser besitzt nur zwei Zimmer, nur große Bauernhöfe drei bis vier, der Häusler hat für seine oft zahlreiche Familie gar nur Küche und Stube. Musik und Gesang liebt er sehr und mit letzterem begleitet er seine Arbeiten, wobei selbst nach Aussage J. Ohéral's, eines geborenen Hannaken, die Thatsache auffällt, daß nur die wenigsten Lieder Volkslieder eigener Production sind. Gastfreundschaft übt er in ausgedehntestem Maße und zeigt dabei gern seinen Wohlstand, wie er ja auch zwei- und vierspännig in eleganter Kalesche Sonntags zur Kirche fährt. Während er einerseits häufig gebrauchte Gegenstände der Landwirthschaft, sobald sie ihm vortheilhaft erscheinen, gerne einführt, sind andere Geräthe, wie Rechen, Heugabel, Aexte, Sägen, Hauen 2c., oft höchst unpraktisch. Blumen liebt er sehr, auch findet man auf Dächern oft die sogenannte Hauswurze (Sempervivum tectorum), die als vorzügliches Mittel gegen Blitzstrahl angesehen wird. Seine phlegmatische Natur erträgt viel; wenn es jedoch in einem Liede heißt, er klage nicht über den Spott der Fremden, so mag das wohl dahingestellt bleiben, uns wenigstens scheint der Spott heute nicht mehr räthlich. Sein schwer zu erregendes Phlegma wird sehr gut durch folgende Anekdote charakterisirt. Ein hannakisches Ehepaar schläft im stillen Kämmerlein, draußen heult der Sturm entsetzlich und Blitz auf Blitz fährt nieder, so daß das wach gewordene Weib erschreckt ihren Gatten mit den Worten weckt: „Alter, um Gotteswillen stehe auf, es ist der jüngste Tag angebrochen." Doch der reibt sich die Augen und fragt ganz bedächtig: „Haben die Engel schon dazu geblasen?"

Man trifft nicht selten Leute unter ihnen, die eine sehr gute Schulbildung genossen, freilich auch oft die alte Arbeitslust verloren haben. Der Hannake ist aus Ueberzeugung sehr religiös, selbst junge Burschen sieht man mit dem Gebetbuche unter dem Arme zur Kirche gehen. Wallfahrten werden oft auf weite Strecken hin unternommen. So gehen alljährlich Wallfahrer zum Grabe des hlg. Johannes nach Prag, andere nach Mariazell in Steiermark. Auf dem hlg. Berge bei Olmütz kommen am Feste Mariä Heimsuchung oft an 10 000 Hannaken zusammen, zahlreiche Wallfahrerzüge besuchen den Berg Hostein, wo das Gedächtniß an die angebliche Befreiung von den Tataren gefeiert wird, Andere pilgern zum hlg. Kreuz nach Proßnitz. Für die Religiosität sprechen auch die zahlreichen Steinkreuze an den Wegen, aber eigenthümlich berührt der nationale Chauvinismus, der sogar in religiösen Dingen zu Tage tritt. Während man doch auch in anderen fremdsprachigen Gebieten gewohnt ist, auf Crucifixen die Aufschrift INRI zu lesen, lautet sie hier INRŽ (Ježíš Nazaretzký král židovský). Wäre der Klerus nicht selbst fanatisch national, so würde er dies gewiß nicht dulden.

Zum Soldatenstande zeigt der Hannake keine Lust, nur wenn er seine Geliebte (Manda) schrecken will, verlangt er nach dem Soldatenkleide. Als Soldat versteht er es, aufzutreten und z. B. dem Schenkwirthe zuzurufen: „Šenk ain trunk vain, co nélepši máš" (den besten, den du hast); dabei ist er gehorsam und legt schöne Proben seiner Tapferkeit ab. Es sei nur an die Schlacht von Zenta, die Erstürmung von Belgrad 2c. erinnert. Und gewiß ist es eine ehrenvolle Auszeichnung, daß das heimische Infanterie-Regiment den Namen des Erzherzogs Karl führt. Seine engere Heimath verläßt der Hannake nur ungern, denn nirgends glaubt er ein so schönes Leben und so reiches Land zu finden. Daher singt er auch in patriotischem Eifer:

> Ve Veškově, v Prostijově, také v Kroměřižo
> Podhoráce a Hanáce meda mlíko ližio; —
> neb je Hana požehnaná, cela Palestyna . . .
> nechte křeke, schno jazeke, naléte nám vina! [1]).

Viele der bei den Hannaken erhaltenen Gebräuche finden sich auch bei den anderen slavischen Stämmen Mährens. Wir wollen nur Weniges hervorheben. An vielen Orten wird der Martinstag gefeiert, und an demselben die sogenannten Martinskipfel gebacken; an diesem Tage erhält der Hirt, ganz so wie in Bayern und Schwaben, von den Bauern Getreide. Die Stelle des Christbaumes vertritt meistens das Beschenken der Kinder am Nikolaustage, das wie bei den Deutschen üblich ist. Es läßt sich hinter diesem Klaubauf oder Knechte Ruprecht unschwer die Erinnerung an den germanischen Wuodan entdecken. Am Christabend wird bis zum Aufgang der Sterne gefastet, dann aber folgt ein tüchtiger Schmaus. Der Dorfhirte zieht mit einer Trompete von Haus zu Haus und wird beschenkt, ebenso die Dienstboten und Kinder, welche letzteren sich aber vor dem Hirten fürchten, da er die Šperechta sei. Dafür kommt auch der Name parychta, paruchta vor, mithin mitten im slavischen Lande die uralte Erinnerung an die Frau Berchta oder Holla, die in den Zwölften herumgeht. Die Form läßt aber erkennen, daß diese Erinnerung nicht etwa von den deutschen Einwanderern des 12. und 13. Jahrhunderts herrührt, denn sonst müßte das Wort etwa šperchta lauten; es kann also nur vom altdeutschen perachta stammen, also von den hier ansässigen Germanen vor der slavischen Einwanderung.

Vom Stefanstag bis Neujahr dauert die sogenannte „Freiheit" der Dienstboten, da sie während dieser Zeit keinen Dienst leisten. Am erstgenannten Tage wird die Koleda (etwa mit Sammlung zu übersetzen) abgehalten. Es ruht

---

[1]) In wörtlicher Uebertragung: „Zu Wischau, Proßnitz und auch zu Kremsier lecken Podhoraken (Unter-Gebirgler) und Hannaken Milch und Honig, denn die Hanna ist gesegnet, ein wahres Palästina; laßt also das Schreien, die Zungen werden trocken, schenket uns Wein ein."

diese Sitte in dem Brauche, am Abend vor dem hlg. Dreikönigstage die Wohnungen durch den Geistlichen ausräuchern, mit Weihwasser besprengen und durch die Anfangsbuchstaben C. M. B. der hlg. Dreikönige bezeichnen zu lassen. Hierfür wurden die sogenannten Räucherheller (denarii fumales) eingehoben, welche Abgabe der Tscheche mit Koleda bezeichnet [1]). Da früher die Dorfschullehrer sehr schlecht bezahlt waren, gingen die Kinder für sie Geschenke sammeln; jetzt gehen sie für ihren eigenen Zweck und bitten in einem kurzen Liedchen um einen „Dreier" (trojníček). Eine eigenthümliche Sitte herrscht am letzten Faschingstage (končing). Junge Burschen reiten im Dorfe herum, einer erscheint in weiblicher Kleidung mit einem Säbel in der Hand, der mit Blumen und Bändern geschmückt ist. Sie stellen die Gemeindevertretung dar und üben ihr Recht (právo). Dabei wird ihnen Geld geschenkt, das im Gasthause bei einem Tanze verjubelt wird. Es ist dies wohl auf uralte Zeit zurückzuführen, wo noch der Dorfrichter mit seinen Beisassen Recht sprach; von den Landleuten erfährt man, es stamme diese Sitte noch von den Pohanen (Heiden) her. Auch die Bezeichnung pohanka = Hirse soll angeblich von den Tataren (Mongolen) herrühren. An anderen Orten herrscht auch die Sitte, daß dieses právo der Burschen darin besteht, daß die Mädchen an diesem Tage den Tanz selbst bezahlen müssen. Uralt ist auch der schöne Brauch, am sogenannten schwarzen Sonntag (Sonntag vor Palmarum) sich aus dem Munde kleiner Mädchen zum ankommenden Frühling beglückwünschen zu lassen. In ihrem vielfach im Texte variirenden Liedchen wünschen sie für das ganze Jahr alles Gute und Gottes Segen. Dabei halten sie einen mit bunten Bändern und Papierrosen geschmückten Tannen- oder Fichtenreisig (máj) in der Hand. Dafür erhalten sie dann Geld und Eßwaaren [2]). Eigenthümlich ist der Brauch, am Ostermontag die erwachsenen Mädchen mit geflochtenen Weidenruthen zu schlagen, was diese am folgenden Tage den Burschen wohlgezählt vergelten. Dabei werden Ostereier ausgetheilt. Maibäume werden auch hier aufgestellt, wobei die Burschen in der Nacht einander die Bäume zu stehlen suchen; wer dabei ertappt wird, muß Strafe zu einer piatika zahlen.

Das an vielen Orten gebräuchliche Königsreiten am Pfingstmontag ist ein von den Slovaken herübergenommener Brauch. Auch in der Hanna werden wie anderwärts Erntefeste veranstaltet. Unter lautem Jubel der Ackerleute fährt der letzte Kornwagen, auf dem ein schmuckes Mädchen mit einem kronenartigen Kranze aus Aehren und Feldblumen thront, in den Bauern- resp. Herrschaftshof ein; einige Leute begeben sich zum Brodherrn und überreichen ihm unter einer passenden Anrede den Schnitterkranz, wofür natürlich eine reichliche Bewirthung erfolgt; gewöhnlich schließt die Feier mit einem lustigen Tanze, bei welchem außer der Polka noch der „Walzer" eine große Rolle spielt; man nennt diesen Tanz „daitsch".

[1]) cf. Frind, Kirchengeschichte von Böhmen. I, 169. Anm. 2.

[2]) Diese Sitte kommt auch bei den Deutschen im Sudetengebiete vor; ein solches deutsches Liedchen sehe man bei Smolle, Die Markgrafschaft Mähren, Wien 1881, S. 103.

Dieses führt uns noch auf ein anderes Gebiet; wie schon aus dem Vorhergehenden zum Theil ersichtlich ist, bedient sich der Hannake oft unbewußt noch deutscher Worte. Es sind besonders Geräthe und Gewerbe, die ein relativ zahlreiches Contingent beistellen müssen. Einige wenige davon mag vorzuführen gestattet sein. So heißt der Hobel hoblík, die Feile pilník, die Klammer klamr oder kramplu, der Keil klin, der Schragen šrak, der Ständer, Bottich štanda, die Schraube sroub, die Leitersprosse šprysl, der Schrank šrank. Von den Gewerben sei erwähnt der Faßbinder = bednař, Bäcker = pecař, Winzer = vinař (slovakisch vincúr), der Riemer = řemenař, der Wachszieher = voscař, der Tischler = stolař = Stuhlmacher, der Bildschnitzer = šnicéř, das Schnitzmesser heißt šnicar. Aber auch andere Worte kann man hören, so šrot = Schrott, šram = Schramme, fortel = Vortheil, jarmark = Jahrmarkt, trám = Trame, Balken, švagr = Schwager, tulich = Dolch. Ebenso die Redensarten: to je špas (das ist ein Spaß), oder máte už feierabend (habt ihr schon Feierabend). Doch genug davon.

Es erübrigt uns noch, auf die Besitzverhältnisse einen Blick zu werfen. Man unterscheidet Ganzlehner (der Name gehört zu Lehen, tschech., lan, Plur. lany), Halb- und Viertellehner. Das Gut des Erstgenannten umfaßt rund 100 Metzen (à $1/3$ Joch), das der letzteren 50, resp. 25 Metzen ohne den eventuell hinzugekauften Grund, der beim Ganzlehner nicht selten bis zu 40 bis 50 Metzen beträgt. Dieser eigentliche Großbauernhof repräsentirt sammt Haus und fundus instructus je nach der Lage ein Vermögen von 28 000 bis 30000 Gulden und mehr; danach ergiebt sich der Werth der anderen von selbst. Wer nur ein vor dem Dorfe stehendes Häuschen mit wenigen Metzen Feld besitzt, ist ein „Häusler", der zugleich beim Großbauern als Taglöhner arbeitet, freilich gegen eine oft ganz erbärmliche Bezahlung. Ziehen wir die Lohnverhältnisse der viel weniger ertragreichen Alpenländer, Bayerns, Oberschwabens in Betracht, wo beispielshalber der Lohn für einen Arbeiter im Hochsommer ohne Kost 1 Gulden bis 1 Gulden 20 Kreuzer resp. 2 bis $2^1/_2$ Mark beträgt, so sticht der hier übliche Lohn nur um so greller ab, denn selten verdient der Mann mehr als 50 Kreuzer, das Weib 30 Kreuzer. Und das im Hochsommer, zu anderen Zeiten stellt sich der Lohn zu 35 bis 30, resp. 20 Kreuzer, stets ohne Verköstigung. Freilich sehen wir den Alpenbauern, den bayerischen Hochländer, den ganzen Tag mit seinen Dienstboten arbeiten, während der Hannake vielfach seinen Arbeitern mit der Pfeife oder Cigarre im Munde zuschaut und wenn es ihm zu langweilig wird, sich beim Kruge Bier gütlich thut, oder mit der Büchse im Arme durch das Jagdrevier streift. Die gewaltigen Rübenerträgnisse der ersten Jahre der Zuckerfabrikation haben auch eine bedeutende Zunahme des Luxus zur Folge gehabt und ein sparsamer Hauswirth und genauer Rechner ist der Bauer hier lange nicht immer, daher auch der alte Wohlstand nicht mehr zu finden ist.

Kremsier, November 1886.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Entwässerungsarbeiten am Karste (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 380). Im Verlaufe des Jahres 1886 wurden in der Strecke Laibacher Ebene-Planinathal die Terrainuntersuchungen fortgesetzt und die im Jahre 1885 begonnenen Aufnahmen zwischen dem Planina- und dem Adelsbergerthale wurden sistirt, weil die Verhältnisse derart sind, daß in letzterer Strecke nicht fortgearbeitet werden kann, ehe nicht im Planinathale günstigere Abflußbedingungen geschaffen sind. Die vom Karst-Comité des österreichischen Touristen-Clubs begonnenen Arbeiten werden nunmehr vom Ackerbauministerium fortgesetzt, welches sein eigenes technisches Personal verwendet und ausreichende Mittel angewiesen hat. Die Erfolge sind demnach auch sehr bedeutend, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die 1885 gesammelten Erfahrungen den Fortgang der 1886er Arbeitsperiode wesentlich gefördert haben. Ueber das Aufnahmeterrain lagen nur ganz unzureichende Vorstudien vor, und wird der Bericht des entsendeten k. k. Forstassistenten Wilhelm Putik, dessen Veröffentlichung in Aussicht steht, eine fühlbare Lücke in der geographischen Litteratur ausfüllen. Was in Wiener Fachkreisen über die Aufnahmen bekannt wurde, ist berufen, Erstaunen zu erregen. Es wurden Naturschachte befahren von fürchterlicher Tiefe, von denen einer 225 m erreicht, es wurden ausgedehnte Höhlen entdeckt, von deren Existenz kein Mensch eine Ahnung hatte, und es wurde in die ausnehmend schwer zu enträthselnden hydrographischen Verhältnisse wenigstens so viel Klarheit gebracht, daß der Punkt ermittelt werden konnte, von dem aus die verschütteten Communicationen zwischen dem Thale und dem unterirdischen Theile des Flusses wieder hergestellt werden können. Im nächsten Jahre (1887) soll die Terraindurchforschung in dem genannten Bezirke vollendet werden, und die gleichzeitig vorzunehmenden Versuchsgrabungen müssen dann die Richtigkeit der aus den bisherigen Aufnahmen gezogenen Schlüsse erweisen. Fachleuten, die über diese hochinteressanten Studien Näheres zu wissen wünschen, steht die Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Clubs (Präses Dr. Franz Ritter von Hauer) gern zu Diensten.

— Mit warmer Liebe zum griechischen Volke, welches dieselbe auch voll und ganz verdient, und in anziehender Weise beschreibt Eduard Engel in seinem Buche „Griechische Frühlingstage" (Jena, H. Costenoble, 1887) einen Ritt durch die Peloponnes und einen Besuch in Athen. Vor Allem hebt er die großen geistigen und materiellen Fortschritte hervor, welche die Griechen in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, und so wäre das Buch eine annehmbare Gabe, wenn der Autor nicht geradezu widerliche Schimpfereien gegen die deutschen Philologen und auch Archäologen sich zu Schulden kommen ließe, allen voran gegen Fallmerayer, den er, ebenso wie den Erasmus von Rotterdam, sich nicht entblödet, „dumm" zu schelten. Aber wie soll man dann Engel's Verfahren bezeichnen, welcher über ethnographische Dinge abzuurtheilen sich für befähigt hält und solche Schnitzer macht, daß er (S. 413) meint, Nord- und Ostdeutschland seien vor der Sklavenherrschaft niemals von Deutschen bewohnt gewesen, der also von den früheren Sitzen der Langobarden, Semnonen, Burgundionen, Guttonen u. s. w. nie etwas gehört hat, dem es unbekannt geblieben, von wo einst Markomannen und Quaden und Baiwaren südwärts gezogen sind! Der S. 420 meint, das Griechenthum habe von all seinem einstigen Kolonialbesitze nur Südfrankreich eingebüßt und die wenigen griechischen Dörfer in Unteritalien für Reste der altgriechischen Kolonisten Großgriechenlands hält, der nicht weiß, daß die übrigens im starken Rückgange begriffenen Griechen der Terra d'Otranto erst zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert aus Morea eingewandert sind! — Aber davon abgesehen, hat Engel mit seiner Vorliebe für die vielen guten Eigenschaften der Neuhellenen Recht, und mit einigen Einschränkungen mögen die von einem seiner griechischen Freunde geschriebenen Schlußzeilen, die Neugriechenlands Lob singen, ihre Geltung haben. „Keine Trümmer alter Parteien, — heißt es da zuletzt — keine Prätendenten, keine Fehde zwischen Adel, Bürgern und Bauern. Keine religiösen Gegensätze, keine Ultramontanen, keine verfolgungssüchtigen Zeloten, keine spottenden Freigeister; keine Uebergriffe der Geistlichkeit ins Weltliche. Auch keine Judenfrage! Auch keine Socialdemokratie! Keine Prostitution! — Keine fremden Volkssplitter im lebendigen Leibe der Nation. Es giebt nur Hellenen in Hellas, und die Albanesen sind froh, wenn wir sie in unsere Gemeinschaft aufnehmen. Wir haben keinen Pfahl im Fleische, wie England mit seinem Irland; Deutschland mit den Polen, Dänen, Franzosen; Frankreich mit seinen Italienern; Rußland mit seinen Deutschen, Letten und Polen; Oesterreich mit der ganzen osteuropäischen Völkerkarte. Ein Volk sind wir; eine Sprache reden wir; zu einem Gott beten wir; einen und denselben Willen haben wir, den Willen, als Nation zu leben — und wir werden leben!"

— Dr. R. Zampa hat gelegentlich der Vorarbeiten zu einer italienischen Ethnographie sich auch mit den Albanesen beschäftigen müssen und giebt in Nr. 4 der „Revue d'Anthropologie" (1886) einen kurzen Ueberblick seiner Resultate. Er beginnt mit der Erklärung, daß die Albanesen, die man als das Muster eines Urvolkes anzusehen gewöhnt ist, durchaus kein homogenes Volk sind, sondern ein Mischvolk, dessen Grundstock von den Pelasgern und Hellenen vollkommen verschieden ist. Der Hauptgrund für seine Ansicht scheint in dem Unterschiede zu liegen, welchen eine Messung von vier Schädeln aus den Bergen in der Nähe von Skutari, gegenüber den Messungen an lebenden Albanesen in Süditalien, ergab. Letztere, Nachkommen der vor 400 Jahren nach Skanderbeg's Tode geflüchteten Christen, sind heute noch völlig von den umwohnenden Kalabresen verschieden, aber ihr Index cephalicus beträgt durchschnittlich nur 80 und erhob sich nur in einem Falle bis zu 87 (unter 59 Messungen), während die Schädel von Skutari sich als hyperbrachycephal mit einem Durchschnittsindex von nahezu 90 erwiesen. Von diesem Fundamente aus betrachtet der Verfasser nun die Geschichte der Albanesen. Er nimmt an, daß sie ursprünglich den Macedoniern wie den Hellenen völlig fremd gegenüber standen, aber sich in den Grenzdistrikten schon früh mit beiden vermischten; nur im Norden hielten sich die reinen barbarischen Illyrier. Erst durch die eindringenden Slaven wurden sie nach Süden verdrängt, drängten die aus einer Mischung mit den Hellenen hervorgegangenen Epiroten aus Nordepirus hinaus und setzten sich um Skutari fest. Ihre Nachkommen sind die Gegen; sie sind heute noch ultrabrachycephal (d. h. nach den vier Schädeln, denn außerdem ist unseres Wissens nur der von Virchow gemessene bekannt), mit auffallend schmaler Stirn, von gedrungenem Wuchs und brünett. Die Tosken dagegen, von denen die italienischen Albanesen stammen, sind mesaticephal, hochgewachsener und heller, aber auch schmalstirnig. Am meisten hellenisches Blut schreibt der Verfasser den Dschamiden zu, die „wahrscheinlich" heute noch dolichocephal sind und es früher sicher waren. Das durch

die Vermischung in Epirus entstandene Volk soll dann den Namen Albanesen, der im Alterthume nur die kleine Völkerschaft der Elbener bezeichnete, angenommen haben und ebenso die epirotische Sprache. Letzteres muß natürlich der Fall gewesen sein, denn die albanesische Sprache kann keinem Volke angehört haben, welches keinerlei Verwandtschaft mit Pelasgern und Hellenen hatte. Man sieht, wohin man kommt, wenn man die Geschichte den Resultaten der Messung an ein paar Schädeln anpassen muß.

Asien.

— In vollem Gegensatze zu dem oben S. 46 nach dem „Compte rendu" der Pariser geographischen Gesellschaft berichteten Scheitern der Bunge'schen Expedition nach den Neusibirischen Inseln ist in St. Petersburg folgendes Telegramm eingetroffen: „Die Expedition ist glücklich beendigt. Den Sommer verbrachten die Reisenden auf zwei Inseln: Dr. Bunge auf der großen Ljachow'schen, Baron Toll auf Kotelny. Im Frühjahr wurden alle fünf Inseln dieser Gruppe besichtigt, insbesondere die Neusibirische durch Baron Toll. Die Rückkehr auf das Festland erfolgte zu Ausgang Oktober. Alle Theilnehmer an der Expedition sind in gutem Wohlsein zurückgekehrt. Die wissenschaftliche Ausbeute ist eine große. Bunge, Toll."

— In Transkaukasien werden sehr energische Versuche gemacht, Theepflanzungen anzulegen, so bei Duschat auf den Besitzungen der Gebrüder Barkalaj, im Kreise Neu-Senaks und bei Sugdidy. Besonders gut sind die Theesträucher auf den Gütern der Gebrüder Barkalaj gediehen; man hat in diesem Jahre neue Anpflanzungen angelegt. Sehr ausgedehnte Theeplantagen existiren auch in der Nähe des Wan-Sees. Die Gebrüder Barkalaj haben zwei Personen nach China geschickt, damit dieselben an Ort und Stelle das Theegeschäft erlernen sollen.

— Im Syr-Darja-Gebiete beginnen allmählich russische Ansiedelungen zu entstehen. So liegt nicht weit von Bigowat an den Stromschnellen des Syr-Darja ein Flecken Nadeshdinsky, welcher bereits 14 Höfe zählt. Eine andere Ansiedelung Stretenskj ist bei Dalwersin gegründet und gegenwärtig wird eine russische Kolonie im Kreise von Perowsk angelegt.

Afrika.

— Kapitän Coquilhat, Befehlshaber der Bangala-Station am mittleren Congo, welcher soeben nach Brüssel zurückgekehrt ist, berichtet, daß es nicht die eingeborenen Wagenia (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 16), sondern doch die Araber gewesen sind, welche, über die Befreiung einer Sklavin durch den Chef der Falls-Station erzürnt, dieselbe am 26. August 1886 zerstört und ihre Bewohner zur Flucht gezwungen haben. Dabei ertrank M. Dubois, während Deane sich, Dank der von den Eingeborenen ihm geleisteten Hilfe, retten konnte. Kenner innerafrikanischer Verhältnisse sind nicht im Geringsten im Zweifel darüber, daß Tippu Tipp trotz seines zuvorkommenden Benehmens gegen Gleerup und Lenz bei diesen Kämpfen die Hand im Spiele gehabt hat. Coquilhat, durch geflüchtete Haussa- und Bangala-Soldaten alarmirt, dampfte den Strom hinauf und rettete M. Deane; den Eindruck, welchen die Kämpfe auf die Eingeborenen gemacht haben, hält er für keinen ungünstigen, da dieselben nun gesehen haben, daß die Weißen nicht mit den marodirenden Arabern gemeinsame Sache machen, vielmehr erstere den letzteren an 60 Mann erschossen haben, während von Seiten der Weißen nur zwei gefallen sind. Diese Stimmung der Eingeborenen könnte vielleicht bei der geplanten Rückeroberung der Station durch Stanley von Bedeutung werden.

— Nach einer Mittheilung von Professor Kirchhoff im Halle'schen Kolonialverein hat sich eine Deutsche Südwestafrikanische Kompagnie gebildet, welche den Viehreichthum von Damaraland und den Fischreichthum der Küste auszubeuten beabsichtigt und die Unterwerfung der fünf Häuptlinge des Owambo-Landes unter deutschen Schutz anzubahnen gedenkt. Die Waarenballen der dorthin bestimmten Expedition liegen schon in Hamburg bereit.

— Im „Compte rendu" der Pariser geographischen Gesellschaft (1886, S. 510) giebt Contreadmiral Vallon eine Erklärung des Namens Senegal, welcher den Anwohnern des Stromes selbst unbekannt ist. In der Wolof-Sprache, wie sie in St. Louis geredet wird, bedeutet gal Boot, Piroge, sĕn euer, sĕn ihr; i ist das Zeichen des Plurals; also Sĕn i gal eure Boote, Sĕn i gal ihre Boote. Offenbar hätten die ersten europäischen Schiffer gefragt, wohin und auf welche Weise die Eingeborenen den Strom befuhren, und diese hätten etwa geantwortet: „ṭi Sunu i gal" (wir gehen dorthin in unseren Booten), oder „ṭi Sĕn i gal" (ihr geht dorthin in euren Booten). — Kurz, der Name Senegal wäre, wie so oft, durch ein Mißverständniß in Aufnahme gekommen.

Nordamerika.

— Mr. Hyde Clark ist nicht damit zufrieden, in der „Khita-peruvian epoch" eine enge Verbindung zwischen Ostasien und Amerika nachgewiesen zu haben, er bemüht sich nun auch, den Beweis zu liefern, daß Plato's Atlantic nur auf Amerika gedeutet werden könne; der Binnensee mit dem engen Eingange sei das Karibische Meer. Auch in den theoretischen Spekulationen des Crates von Pergamus von der Existenz eines oder zweier Kontinente auf der anderen Seite der Erdkugel, welche Europa, Asien und Afrika als Gegengewicht dienten, sieht er eine Kenntniß Nord- und Südamerikas „too close to be accidental". — Von gleichem Werthe mag die Entdeckung von römischen Münzen in Wisconsin sein; es ist wohl wahrscheinlicher, daß sie aus dem Kabinet eines modernen Münzensammlers stammen, als daß sie ein Ueberrest uralten Verkehrs über den Atlantischen Ocean oder die Beringsstraße sind.

— James G. Swan hat nach einer vorläufigen Mittheilung im „Smithsonian Report. for 1884" auf Queen Charlotte Island eine Anzahl in Kupfer gearbeiteter menschlicher Figuren gefunden, welche zweifellos aztekischen Ursprunges sind und eine Rolle bei den Tänzen spielten. Es ist ihm auch gelungen, eine große Menge heiliger Gegenstände zu sammeln, die früher um keinen Preis zu haben gewesen wären, jetzt aber unter dem Einflusse der Missionare gern weggegeben werden. Die große Ceremonie der Tomanowas hat im Jahre 1884 wahrscheinlich zum letztenmal stattgefunden, und zwar in Laskik auf der Tann-Insel; die übrigen Dörfer haben sie schon länger aufgegeben. Einen ausführlichen Bericht Swan's wird das Bureau of Ethnology herausgeben.

— Weibliche Häuptlinge haben in Nordamerika zur Zeit der ersten Besiedelung anscheinend noch vielfach existirt. Eine interessante Urkunde im South Carolina State Department, betreffend einen im Jahre 1675, also fünf Jahre nach der ersten Besiedelung, stattgefundenen Landverkauf an die Lords Proprietors of Carolina, trägt die Handzeichen von vier „Casseques" und 23 „Indian Captains", und davon sind 14 ausdrücklich als „the marke of a woman Captain" bezeichnet. Ueber die Hälfte der Stämme standen also unter weiblichen Häuptlingen („American Antiquarian").

— An der neuenglischen Küste ist seit höchstens 20 Jahren eine unserer gemeinsten Meerschnecken, Litorina litorea, in raschem Vordringen begriffen und hat bereits Rhode Island erreicht. Verrill giebt zwar an, daß sie schon um 1844 im St. Lorenzbusen gefunden worden sei, doch ist ein Beweis dafür nicht erbracht; erst 1857 fand Willis die ersten Exemplare bei Halifax, an der Küste von Maine erschien sie 1868, bei Provincetown in Massachusetts wurden 1872 die ersten

einzelnen Stücke gefunden, 1875 zwei Stück bei der Station Woods-Holl südlich vom Cap Cod; 1879 bis 1880 erschien sie bei New Haven und jetzt hat sie bereits Newport in Rhode Island erreicht. Ueberall zeigt sie sich, wenn einmal die ersten Pioniere angelangt sind, bald in Massen und verdrängt ihre einheimischen Verwandten, Litorina palliata und Litorina rudis. Wie Ganong in der Novembernummer (1886) des „American Naturalist“ nachweist, kann sie nicht über Labrador und Grönland eingewandert sein, denn sie ist keine arktische, sondern eine boreale Art, und wird an den Küsten dieser Länder nicht gefunden. Es ist somit kaum zweifelhaft, daß sie zwischen 1850 bis 1860 durch Menschenhand nach Neuschottland gebracht wurde und nun, durch irgend eine Eigenschaft im Kampfe ums Dasein begünstigt, sich rasch gegen ihre Südgrenze hin ausbreitet und überall ihre Verwandten verdrängt.

Südamerika.

— Im kommenden März oder April wird eine gemischte argentinisch-brasilianische Kommission sich zur Erforschung des Grenzgebietes in den Misiones, wie solche im Grenzvertrage vom 28. September 1885 festgesetzt ist, aufmachen. Inzwischen hat die argentinische Regierung eine vorläufige Expedition unter Valentin Virasoro nach jenem Gebiete gesandt, welche Herr Gustav Niederlein begleiten wird, wie er auch später an der definitiven Grenzbestimmung als Naturforscher und Geograph sich betheiligen soll.

— Bolivien und Peru haben (nach „La Gazette Géographique“) einen Vertrag geschlossen, dessen Hauptzweck es ist, Bolivien wieder einen Ausweg zum Meere und ein Stück Küste zu verschaffen, was es im letzten Kriege mit Chile verloren hat. Beide Republiken wollen mit Chile unterhandeln, daß der Vertrag von Ancon geändert werde und zwar in demjenigen Passus, welcher die Provinzen Arica und Tacna auf 10 Jahre an Chile ausliefert. Unter Verpfändung der Einnahmen beider Länder würde man suchen, die stipulirten 10 Millionen Piaster an Chile abzutragen und dann würde Peru jene beiden Provinzen an Bolivien abtreten.

Vermischtes.

— Als dritten Band der „Allgemeinen Erdkunde“ (Bibliographisches Institut, Leipzig) hat Prof. Dr. M. Neumayr eine „Allgemeine Geologie“ (Bd. 1 seiner „Erdgeschichte“, XII und 653 Seiten mit 334 Abbildungen, 15 Tafeln und 2 Karten) veröffentlicht, in welcher er die physikalische und die dynamische Geologie und die Gesteinsbildung abhandelt, stets aus eigener Erfahrung oder aus den vorzüglichsten Quellen schöpfend, stets auf wissenschaftlicher Basis fußend und doch jedem Gebildeten, der denken will, verständlich. Die überreiche, prachtvolle Ausstattung mit Bildern kommt dabei natürlich dem gedruckten Worte mächtig zu Hilfe. Carl Vogt, selbst Verfasser von geologischen Lehrbüchern, weist in einer Anzeige des Buches darauf hin, mit wie großem Geschicke Neumayr viele der Klippen zu umgehen gewußt hat, welche sich in Gestalt der vielen lebhaft umstrittenen und noch ungelösten Fragen einer populären Behandlung der Geologie entgegenstellen. „Neumayr — sagt Vogt — hat bei allen solchen Fragen eine Art der Darstellung gewählt, die man unbedingt als die einzig richtige anerkennen muß. Er giebt überall nicht nur die historische Entwickelung der bezüglichen Meinungen, sondern auch die Gründe für und wider, oft mit des Verfassers eigenen Worten; er resumirt die Debatte wie der unparteiische Präsident eines Gerichtshofes und überläßt dem Nachdenken des Lesers als Jury die Entscheidung. Dieser Weg ist wohl der umständlichere, aber auch bei Weitem der interessantere, weil er einerseits mit den Schwierigkeiten bekannt macht, welche sich der definitiven Lösung der Fragen entgegenstellen und andererseits alle Thatsachen vorführen muß, auf welche die Verfechter entgegenstehender Ansichten sich stützen. — Der vierte Band desselben Sammelwerkes bringt Band 2 von Professor F. Ratzel's „Völkerkunde“, welcher die Naturvölker des Stillen und des Indischen Oceans, Amerikas und der Polarländer abhandelt. Was wir früher (vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 30) über den fesselnden Text des belesenen Autors, wie über die glänzende illustrative Ausstattung des ersten Bandes gesagt haben, gilt mindestens in gleichem Maße von dem vorliegenden.

— Einem Berichte über die wilden Ziegenarten von Sclater in Proc. Zool. Soc. Lond. 1886, p. 314, entnehmen wir die zoogeographisch nicht unwichtige Thatsache, daß der spanische Steinbock, welcher Pyrenäen, Sierra Nevada und Sierra Estrella bewohnt, seinen nächsten Verwandten nicht im Steinbock der Alpen, sondern in der kaukasischen Art hat, während der Alpensteinbock, der centralasiatische (Capra sibirica) und der vorderasiatisch-arabische (Capra sinaitica s. beden) eine eng verbundene Untergruppe bilden. Nordafrika hat nie einen Steinbock gehabt, während auf den abessinischen Hochalpen eine eigene Art (Capra Walie) lebt, welche in den europäischen Museen gegenwärtig nur durch die Rüppel'schen Originale im Senckenbergischen Museum in Frankfurt vertreten wird.

— Die viel umstrittene Frage nach dem Ursprunge des Zinnes in der ältesten Bronce und nach dem Erfindungslande der Bronce hat in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft wieder einmal zu einer sehr heftigen Discussion zwischen Madame Clemence Royer und Hrn. de Mortillet geführt. Letzterer hält bekanntlich zäh daran fest, daß alles Zinn der prähistorischen Bronce von Banka und Malakka komme, und daß die meisten Broncegegenstände indischen Ursprungs seien, wie aus der Kleinheit der Griffe an Schwertern und Dolchen, den Armringen und auch aus manchen Ornamenten hervorginge. Madame Royer findet den Transport der Broncegeräthe von Indien nach Europa und Aegypten zu umständlich und sucht den Hauptfabrikationspunkt näher am Mittelmeere, in Kleinasien, etwa im Lande der Tzanen, deren Name ja an stannum anklingt(!), obschon man in Kleinasien jetzt keine Zinnminen mehr kennt; sie wäre aber auch nicht abgeneigt, die Erfindung der Bronce, die ja doch zweifellos durch Zufall erfolgte, indem schmelzendes Kupfer mit zinnhaltigem Sande in Berührung kam, in den Westen zu versetzen, wo sich ja in Frankreich wie in Nordspanien Lager zinnhaltigen Sandes finden, wenn sie auch heute die Ausbeutung nicht mehr lohnen. Daß Cornwallis wohl in späterer Zeit viel Zinn, aber schwerlich Bronce geliefert habe, erkannten beide Gegner an. Zu einer Einigung kam es natürlich nicht, doch brachte die Discussion manche interessante Gesichtspunkte und Erwägungen zum Vorschein, die uns veranlassen, hier darauf hinzuweisen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Eine kleine Strecke unterhalb des Dorfes La Croze gelangt man an den sogenannten Grottencircus, Cirque des Baumes, eine der schönsten und merkwürdigsten Partien des ganzen Cañon. Eine tiefe Einbuchtung des Causse de Sauveterre bildet hier ein kolossales Amphitheater, das an seinem oberen Rande eine Ausdehnung von 5 km hat, während es am Grunde (d. h. am Ufer des hier nach S umbiegenden Tarn) einen Halbkreis von 3 km umfaßt. Das in großen Terrassen bis zu 500 m Höhe ansteigende dolomitische Gestein ist durch Regen und Frost, durch Trockenheit und Nässe zerborsten, ausgezackt, durchlöchert und ausgewaschen: unzählige Höhlen, Bogen, Klippen und Vorsprünge von oft seltsam grotesken Formen sind dadurch entstanden. Aber bei dem gewaltigen Umfange des Halbrundes verschwinden diese Einzelheiten, und ohne durch sie gehindert oder abgezogen zu werden, kann sich das Auge des Beschauers an der wundervollen Harmonie der großen Linien und der kräftigen Farben des schönen Bildes erfreuen. Das warme, im Sonnenschein fast grell leuchtende Roth, das in der Färbung der Circuswände vorherrscht, wird durch die zahlreichen weißen, grauen, schwärzlichen und gelben Stellen des Gesteins wie durch das lichte Grün der Baumgruppen und des zwischen den Klippen und Vorsprüngen wuchernden Strauchwerks in anmuthigster Weise unterbrochen und vielfach abgestuft.

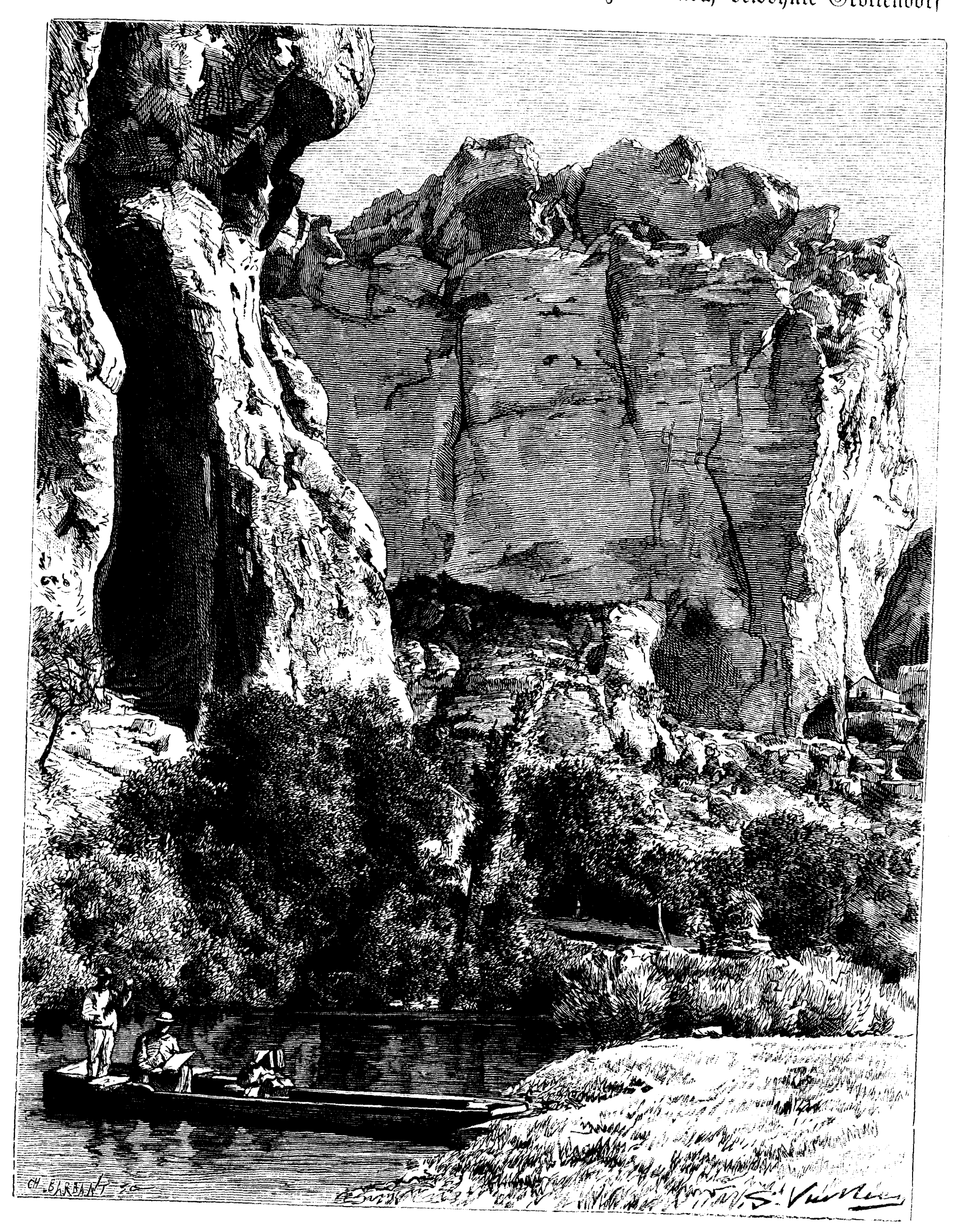
Daß dieses ganze eigenthümliche Felsenrund einst ein Seebecken gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Von dem Zusammensturze des Südrandes dieses Beckens rührt die Anhäufung der ungeheuren Felsblöcke her, die unterhalb des Cirque des Baumes das Chaos des Pas de Soucy bilden und den Fluß auf einer Strecke von 400 m versperren.

Eine Anzahl von Stromschnellen und kleinen Strudeln, die das Boot immer wieder gegen die Ufer treiben wollen, zwingen den Fährmann bei der Fahrt durch den Cirque des Baumes zu besonderer Vorsicht. Aber die ungeheure Menge von Fischen, die das klare Wasser zwischen jenen Stellen belebt, ist so verlockend, daß die Bootsführer trotzdem hier nur selten verfehlen, einige Züge mit dem mitgebrachten Wurfgarne zu thun. Von den unzähligen, pfeilschnell dahinschießenden Forellen werden, namentlich bei hellem Sonnenschein, nur wenige gefangen; dafür aber ist oft schon nach zwei- oder dreimaligem Auswerfen des Netzes fast der ganze Boden des Kahns mit Weißfischen verschiedener Arten bedeckt.

Wie in den schon weiter oberhalb passirten höhlenreichen Wänden des Cañon, fehlt es auch hier im Cirque des Baumes, dem Grottenfelsen par excellence, nicht an den eigenthümlichen, in den Felsen hineingebauten Grottendörfern. Noch ehe das Boot den großen, schroffen und bewaldeten Vorsprung des Causse Méjan umschifft hat, der sich wie ein ungeheurer Keil in die Einbuchtung des „Circus“ vorschiebt, zeigt sich an der Terrassenwand in mäßiger Höhe über dem Niveau des Flusses die erste dieser Nieder-

lassungen. Es ist das Dorf Baumes-Hautes oder Baumes-Vieilles, dessen sturm- und wetterfeste Wohnstätten mit wenigen Ausnahmen nur durch Aufführung einer mehr oder minder anspruchsvollen Façade vor einer der geräumigen Grotten und einiger Zwischenwände im Inneren derselben hergestellt worden sind. Leider ist das Dorf seit einer Reihe von Jahren schon von seinen Einwohnern verlassen, und zwar in Folge der großen Ueberschwemmung des Jahres 1875. Die ungeheure Wassermasse, die sich damals durch den Cañon wälzte und alle Brücken des Tarn, bis auf die von Quézac und Ste. Enimie, fortriß, schnitt die Bewohner dieses Grottendorfes nicht nur für längere Zeit von jedem Verkehre mit der Außenwelt ab, sondern brachte sie auch, in ihre Wohnungen eindringend, in äußerste Lebensgefahr.

Das zweite noch bewohnte Grottendorf des „Circus“,



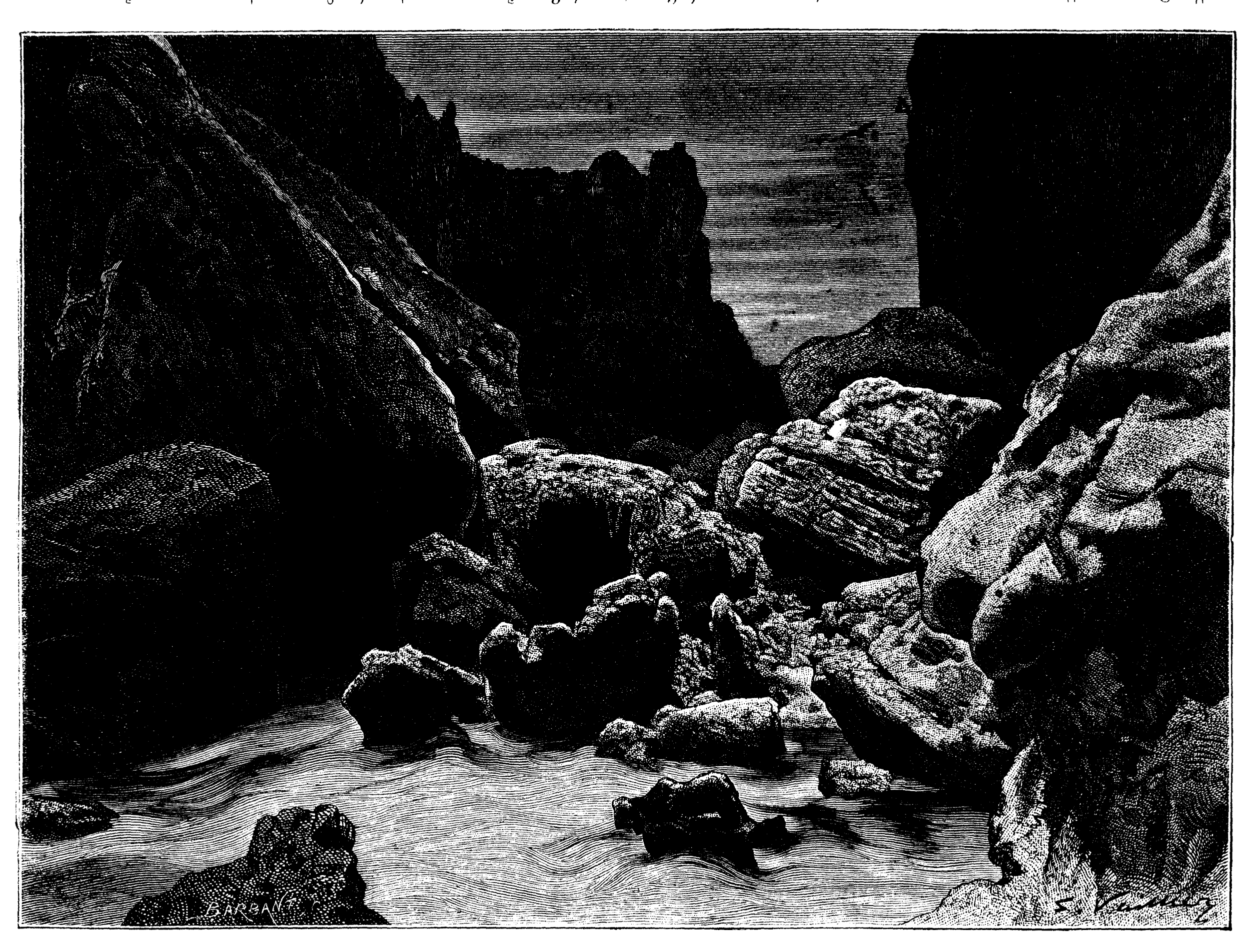
Im Cirque des Baumes.

Baumes-Basses, hat eine geschütztere Lage, beträchtlich höher über dem Flußbette und überdies an einem weniger steilen Abhange, von dem aus die Höhe des Plateaus leicht zu erreichen ist. Ein inmitten des Dorfes aus der Felswand hervorbrechender Quell bewässert die kleinen Berggärten der Einwohner, ehe er sich in schäumenden Kaskaden über die unteren Stufen des Abhanges in den Tarn ergießt. In unmittelbarer Nähe des Dorfes, an einer, von unten gesehen, fast unerreichbar steil erscheinenden Stelle der Felswand befinden sich auch die sogenannten Baumes chaudes, eine Anzahl geräumiger und besonders tiefer Höhlen, in denen man neuerdings eine reiche Fundgrube von Gegenständen aus der Steinzeit, und zwar aus der jüngeren Periode derselben, entdeckt hat. Der Natur dieser Funde nach zu urtheilen scheinen die Höhlen nicht als Wohnungen, sondern lediglich als Begräbnißstätten benutzt worden zu sein.

Mit noch größerem Eifer als auf diese wissenschaftlich

interessante Merkwürdigkeit des Cañon pflegen die Bootsleute den Reisenden auf ein kleines weißes Haus von durchaus nicht alterthümlichem Aussehen aufmerksam zu machen, das in geringer Entfernung von jenen Grotten in einer Vertiefung der rothen Felswand sichtbar wird. Es ist ein berühmter Wallfahrtsort, die Einsiedelei des hlg. Ilerius, der im sechsten oder siebenten Jahrhundert Bischof von Mende gewesen sein soll. In allen Legenden, die sich auf das Leben der in dieser Gegend hochverehrten heiligen Enimia beziehen, spielt dieser heilige Ilerius (der nicht mit dem heiligen Hilarius, einem seiner späteren Nachfolger, verwechselt werden darf) als Beschützer und Berather „der frommen fränkischen Königstochter“ eine hervorragende Rolle. Heute wird sein kürzlich restaurirtes Heiligthum von den Pilgern hauptsächlich um einer Quelle willen aufgesucht, die in einer Grotte neben dem kleinen Hause entspringt und nach der Gläubigen Meinung besondere Heilkraft gegen Augenleiden aller Art besitzt.

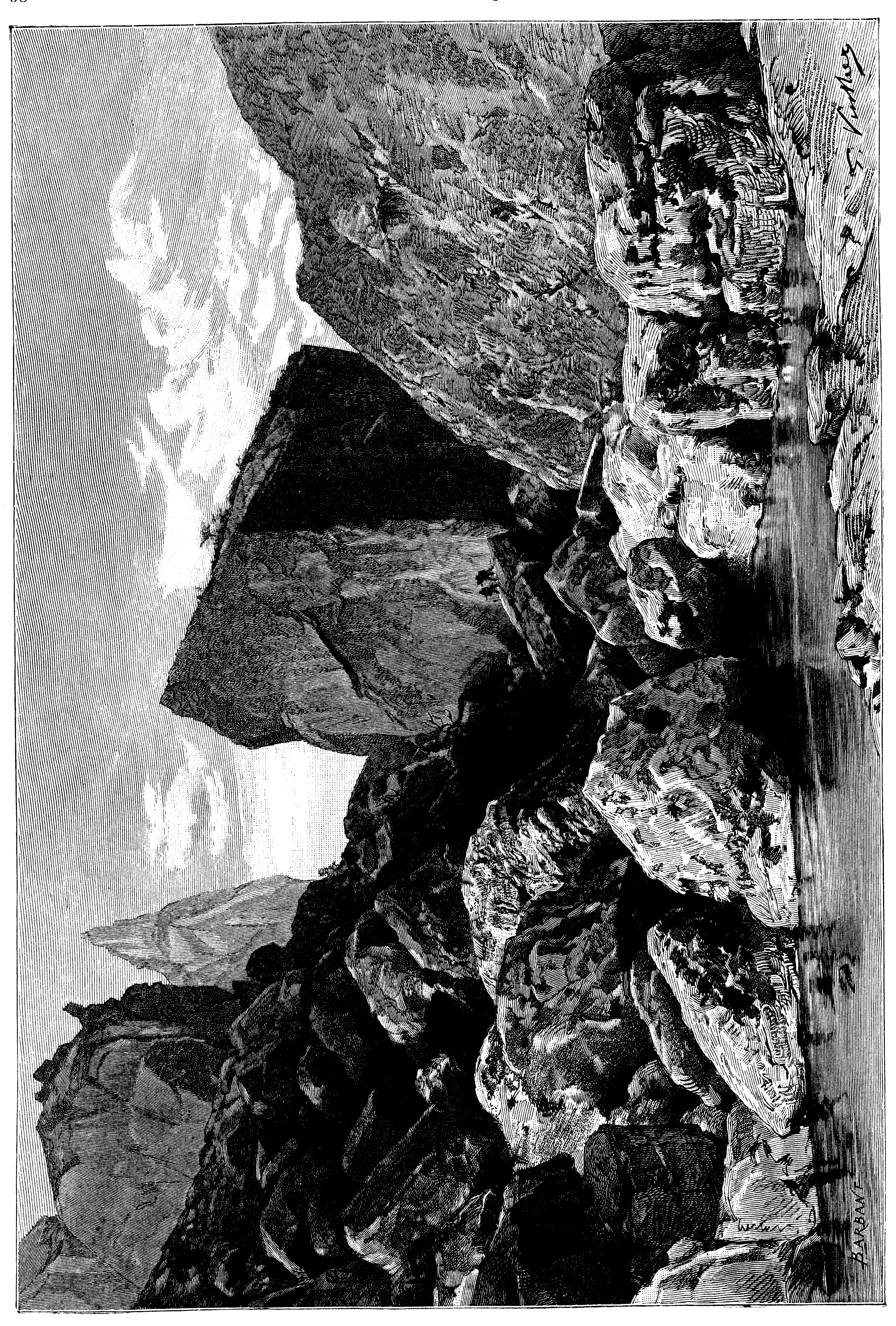
Während der Bootsmann noch mit gehöriger Breite einen und den anderen Fall von erstaunlicher Heilung durch jenes wunderbare Wasser erzählt, wird die Aufmerksamkeit des Reisenden, der zum ersten Male in diese Gegend kommt, unfehlbar von dem merkwürdigen Bilde in Anspruch genommen werden, das jetzt bei einer kleinen Biegung des Flusses vor ihm auftaucht. Zerrissene und wunderlich ausgezackte steile Felsböschungen treten nahe an einander; dazwischen liegen, wild über- und durcheinander geworfen, ungeheure Blöcke, unter denen das Wasser des Flusses



Perte du Tarn.

spurlos verschwindet. Beim Näherkommen vernimmt man ein Geräusch wie das starke Brausen eines Wasserfalles; schon zeigen sich hier und da vereinzelte Steinblöcke im Wasser, die das Vorwärtskommen hindern. Die Schiffer stoßen das Boot an das rechte Ufer und ziehen es aufs Land. Mit der Erreichung dieser Stelle des Cañon, der Perte du Tarn und des Pas de Soucy, hat die Bootfahrt fürs erste auch ihr Ende erreicht.

Ein im Laufe der letzten Jahre erst vollendeter, auch für kleines Fuhrwerk passirbarer Weg, ein wahres Wunder der Straßenbaukunst, führt in südlicher Richtung, dem Laufe des unter den Felsen verborgenen Flusses folgend, durch dieses großartige Trümmerchaos dahin. Die wilde Scenerie, die an die unheimlichsten Trümmerschluchten der Pyrenäen erinnert, macht zuerst einen verwirrenden, fast beängstigenden Eindruck. Erst allmählich weicht dieses Staunen der ruhigen Betrachtung und man gelangt dazu, sich mit den Einzelheiten der Steinwildniß vertraut zu machen. Da sieht man denn weiter stromaufwärts in einer Entfernung von etwa 2 km die großen Klippenwände des Cirque des Baumes emporragen; ihre schroffen Zacken und Randklippen zeichnen sich scharf gegen den hellen Himmel ab. Zur Seite, auf dem rechten Ufer, erhebt sich der ungeheure Block der Sourde; ihm gegenüber die schöne Steilwand der Roche Rouge und weiterhin, auf halber Höhe des Uferrandes, der große, 80 m hohe Monolith der Aiguille, der, in der gewagtesten Lage des Gleichgewichts aufgerichtet, etwas nach vornüber geneigt, das in dem Flußbette aufgehäufte



Pas de Soucy.

Gewirr von großen und kleinen Trümmern beherrscht. Das laute, die Stimmen der Nahestehenden verschlingende Brausen, mit dem der Fluß sich in die verborgene Bahn hineindrängt, soll zur Zeit des Hochwassers sich in ein donnerähnliches Getöse verwandeln.

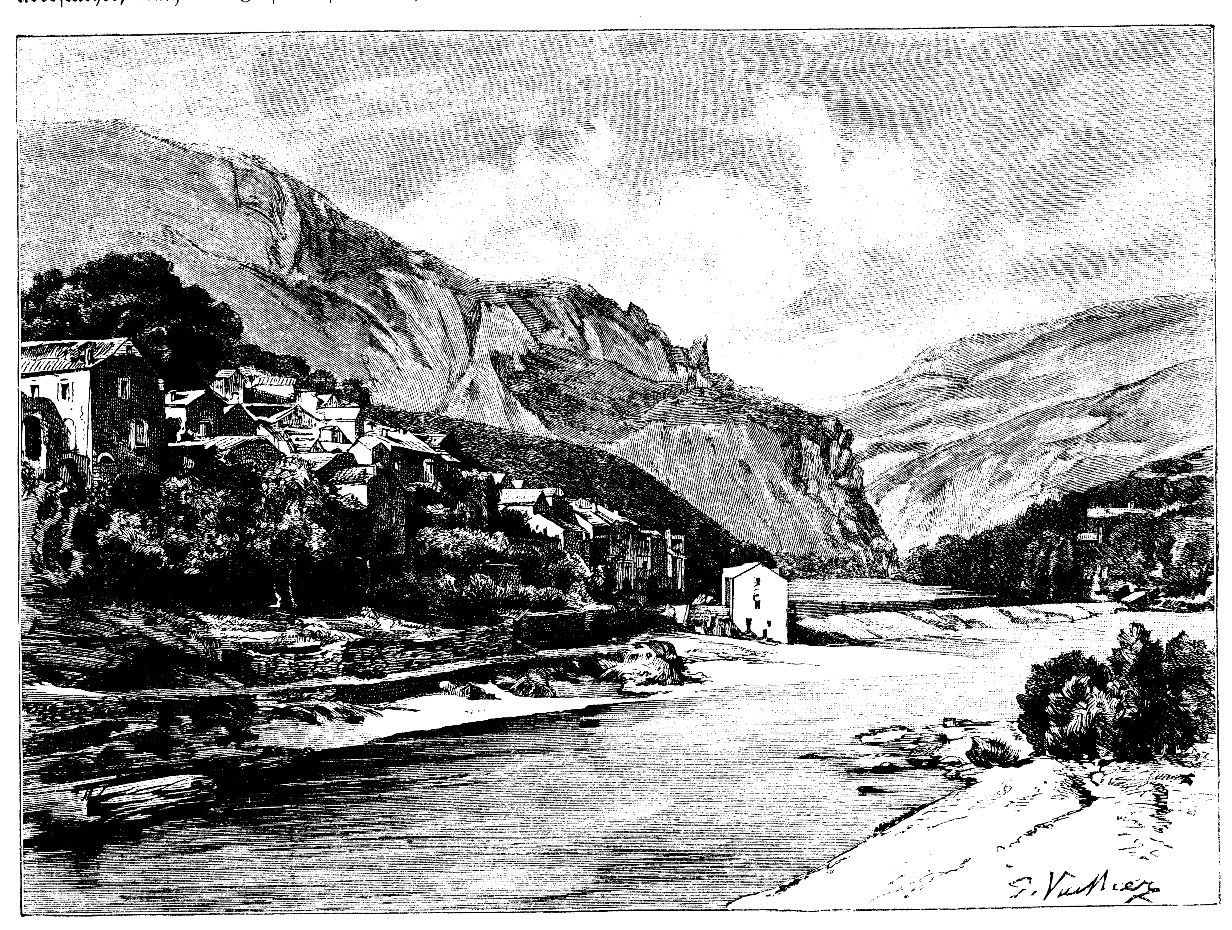
Daß nach dem Volksglauben oder -Aberglauben bei der Entstehung einer so unheimlichen Gegend der Teufel auf irgend eine Weise betheiligt gewesen sein muß, versteht sich ebenso von selbst, wie daß in dem betreffenden Märchen auch eine oder die andere der sonstigen lokalen Sagengestalten auftritt. So finden wir denn in der That in verschiedenen alten Legenden- und Heiligenbüchern, unter anderen auch in einer „Officium Sanctae Enimiae“ betitelten Handschrift des 14. Jahrhunderts, mit nur geringen Abweichungen immer dieselbe Geschichte erzählt, wie die heilige Enimia entweder allein oder auch (nach einer anderen Version) von dem heiligen Ilerius unterstützt, den Teufel besiegt und unter den Trümmern des Pas de Soucy begraben habe. Das soll aber so zugegangen sein: Die Ansiedelung der frommen Königstochter in dieser halbheidnischen Gebirgsgegend, in der er bis dahin allein geherrscht hatte, war dem Teufel ein Dorn im Auge. Er bemühte sich nach Kräften, die heilige Jungfrau zu umgarnen und sie sich unterthänig zu machen, und als alle seine Künste an ihrer strengen Tugend scheiterten, fing er an, sein Wesen unter den Nonnen des von ihr gegründeten Klosters zu treiben. Er störte die Ruhe und den Frieden der frommen Schwestern in unerträglicher Weise, und dies veranlaßte die Heilige, sich durch unausgesetztes inbrünstiges Gebet die göttliche Erlaubniß zu erzwingen, den Bösen, sobald er sich wieder im Kloster sehen lassen würde, in Fesseln zu legen. Aber der Teufel war schneller als sie und entkam ihr, wenn sie ihn nur eben erblickt hatte. Eines Tages jedoch, als er fliehend am Tarn entlang lief, folgte sie ihm durch alle Windungen des Felsenthals, durch Klüfte und über schroffe Klippen, bis sie gänzlich ermattet im Cirque des Baumes anlangte. Sie konnte nicht weiter und wußte doch, daß sich gerade hier in den Grotten und an den Flußufern zahlreiche Eingänge zur Hölle befanden, durch die ihr der Böse leicht wieder entkommen konnte. In ihrer Noth warf sie sich auf die Knie und rief: „Helft mir, ihr Berge, erdrückt ihn!“ Da entstand ein Regen und Bewegen unter den Felsen und Klippen, und der gewaltige Block der Sourde stürzte sich zuerst auf ihn, und viele kleinere folgten. Aber einige, die schon in Bewegung waren, blieben stehen, als sie sahen, daß ihre Hilfe nicht mehr nöthig war. Davon haben sie, wie die Aiguille und mehrere andere, die schon zum Sprunge nach vornüber geneigte Stellung behalten.

Nach den Untersuchungen des Geologen M. de Malafosse, der gerade die geologischen Verhältnisse des Tarngebietes zum Gegenstande eingehender Studien gemacht hat, ist übrigens das Chaos des Pas de Soucy keineswegs auf einmal, sondern in zwei weit aus einander liegenden Epochen entstanden. Die erste Trümmeranhäufung stammt aus der Quaternärzeit und verdankt ihre Entstehung dem Zusammensturze des großen Felsdammes, der die Wassermasse des Tarn in dem Becken des Cirque des Baumes einschloß. Die zweite, hohe Trümmerschicht ist von bedeutend jüngerem Datum und augenscheinlich durch das Abbrechen und Niederstürzen eines Theils der gewaltigen Klippen der Roches Rouges entstanden. Vielleicht wurde dieser neue Trümmerregen durch das Erdbeben des Jahres 580 hervorgerufen, das ja nach dem Berichte Gregor's von Tours nicht nur in den Bergen der Pyrenäen ungeheure Felsblöcke losgerissen und in die Thäler geschleudert, sondern auch in den benachbarten Ländern sich durch Erschütterungen und Umwälzungen bemerkbar gemacht haben soll. Diese letztere Annahme hätte den Vorzug einer gewissen chronologischen Uebereinstimmung mit der oben erzählten Legende für sich. In das sechste Jahrhundert verlegen ja die alten Chroniken des Bisthums von Mende auch die Gründung des Klosters und der Stadt Ste. Enimie, wie die Regierung des Bischofs Ilerius von Mende. Es wäre nur begreiflich, wenn die Erinnerung an ein die Gemüther so aufregendes Ereigniß, wie das Erdbeben es sein mußte, vielleicht schon in einer der nächsten Generationen sich als Sagenkranz um die zur Zeit jener Katastrophe angesehensten Personen des Landes geschlungen hätte.

Roche Aiguille.

Etwa 400 m unterhalb der Stelle, wo er zwischen den Steinblöcken verschwindet, kommt der Tarn fast stoßweise in schäumenden, zischenden Strudeln wieder zum Vorschein, um, zunächst freilich noch mit vielen Klippen durchsetzt, seinen Lauf in unverändert südlicher Richtung fortzusetzen. Die Umgebung des Flusses nimmt hier wie mit einem Schlage einen anderen Charakter an. Die Wände erscheinen weniger schroff, mehrere schöne, wasserreiche Quellen ergießen sich in den Fluß; der unweit des Ufers hinführende Weg ist von herrlichen alten Nuß- und anderen Obstbäumen eingefaßt, die stellenweise so dicht und hoch sind, daß sie die Aussicht auf den Abhang des jenseitigen Plateaus gänzlich

benehmen. Machte der Führer nicht besonders darauf aufmerksam, so würde der Wanderer von dem hohen Vorsprunge des Causse de Sauveterre nichts erblicken, auf dem in schwindelnder Höhe über dem Flusse das Dörfchen Dolan neben den hoch emporragenden Ruinen des alten gleichnamigen Schlosses liegt, das seinerzeit eine der stärksten und berühmtesten festen Burgen des Gévaudan gewesen ist. Bald, nach kaum 20 Minuten rüstigen Vorwärtsschreitens, gelangt man an das schöne, terrassenförmig auf dem Abhange des rechten Tarnufers gelegene Dorf Les Vignes, das, ganz in Grün gebettet und vom hellen Sonnenschein überfluthet, nach der Felsenwüste des Pas de Soucy wie ein Paradies erscheint. An dieser Stelle des Flusses befindet sich der dritte, als Durchgangsstraße benutzte tiefe Einschnitt in den mauerartigen Wänden der beiden Plateaus. Die beiden ersten dieser natürlichen Straßen haben wir bei Ste. Enimie und La Malène kennen gelernt, und wie dort, so scheint auch hier an der Stelle des Dorfes Les Vignes sich von frühester Zeit an eine wichtige Niederlassung der Bewohner des Plateaugebietes befunden zu haben. Zahlreiche hier vorhandene Alterthümer aus prähistorischer Zeit sprechen für diese Annahme. In nächster Umgebung des heutigen Dorfes sind nicht weniger als 80 Dolmen und eine entsprechende Anzahl von mit alten



Les Vignes.

Feuerstätten versehenen Grotten entdeckt und zum Theil schon durchsucht worden. Die große Menge der dabei zum Vorschein gekommenen Alterthümer wird in dem Museum des Städtchens Mende aufbewahrt.

Die Bootfahrt von Les Vignes nach Le Rozier am Endpunkte des Cañon, wo die von Osten herkommende Jonte sich in den Tarn ergießt, ist, ohne gefährlich zu sein, doch so schwierig, daß man besonders geübte Fährleute und kleinere, sehr schmal gebaute Fahrzeuge dafür haben muß. Der Fluß ist nämlich mit großen Felsblöcken hier wieder förmlich durchsetzt; gar viele derselben liegen ganz unter dem Wasser verborgen, aber hoch genug, um dem Boote verhängnißvoll werden zu können. Auf einer Strecke von nur 10 km hat man nicht weniger als 25 Stromschnellen zu passiren, von denen zwei recht eigentlich den Namen von Wasserfällen verdienen; denn die zwischen zwei Felsen sich hindurchdrängende Wasserstraße ist hier nur eben breit genug, um das Boot mit sich hinunter zu nehmen. Mit erfahrenen Schiffern hat die „descente à la canadienne“, wie O. Reclus treffend diese letzte Strecke der Fahrt durch den Cañon bezeichnet, freilich einen eigenen Reiz: „Man kostet die Aufregung eines gefahrvollen Unternehmens und hat doch in Wahrheit nicht die geringste Gefahr zu befürchten.“

Kann Indien Europäern zur Heimath werden?

Von Dr. Emil Jung.

I.

Bei der vom 18. bis zum 24. September 1886 in Berlin abgehaltenenen 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hatte man einer besonderen Sektion die medicinische Geographie, Klimatologie und Tropen-Hygiene zugewiesen. Außerdem wurde durch den deutschen Kolonialverein aus Anlaß dieser Versammlung ein Extraheft veröffentlicht und in mehreren Tausend Exemplaren gratis vertheilt, welches sich ausschließlich mit der Zuträglichkeit der hervorragendsten Kolonialländer für europäische Naturen beschäftigt. Es liegt also sowohl durch die schriftlichen Aufzeichnungen einzelner Beobachter und meist solcher, welche beruflich dazu durchaus befähigt waren, als auch durch die in den Sitzungen gehaltenen Vorträge und Diskussionen recht werthvolles Material vor.

Die damals vorgetragenen Ansichten über die Bewohnbarkeit der Tropen durch Europäer und deren Anpassungsvermögen gingen ziemlich weit aus einander; indessen schien man doch im Allgemeinen mit dem altbekannten Satze einverstanden zu sein, daß, wenige Striche ausgenommen, ein tropisches Klima für europäische Naturen sich nicht eignet. Ich habe schon einmal in diesen Blättern dies ausführlich klarzustellen versucht und ich neige mich noch immer der Ansicht zu, daß eine Verpflanzung nach einem wesentlich anderen Klima jedem Menschen, welchem Stamme er auch angehören möge, entschieden schadet. Die feindseligen Einflüsse der fremden Zone schwächen sich nicht mit der Zeit ab, sie häufen sich im Gegentheil mehr und mehr und gewinnen eine immer größere Gewalt über den Körper.

Bei jenen Verhandlungen ist Britisch-Indien gar nicht in Betracht gezogen worden, vermuthlich weil Niemand zugegen war, der über die Einwirkung des Klimas dieses Landes auf die Europäer hätte Aufschluß geben können, und in der „Festschrift“ ist es kaum gestreift. Und doch liegt ein sehr reiches, jährlich ergänztes Material vor, denn sowohl das „India Office“ als die Centralbehörde zu Kalkutta veröffentlicht regelmäßig umfassende Berichte über den Gesundheitszustand des Militärs, des englischen wie des indischen, der Gefängnißbevölkerung und auch der Bevölkerung im Allgemeinen. Es wird auch eingehend Rechenschaft abgelegt über die Maßnahmen, welche getroffen wurden, um bestehende gesundheitsschädliche Zustände zu verbessern oder zu beseitigen.

Leider schweigen sich diese Berichte über die gesundheitlichen Zustände der englischen Civilbevölkerung fast völlig aus und es bleiben da nur die Beobachtungen von Reisenden und die sonst über Indien erschienene Litteratur. Aber diese ist gerade sehr reichlich und auch die letzten Jahre haben uns wieder eine Reihe beachtenswerther Werke gegeben, wie die von Hunter, Hans Meyer, Häckel, Mantegazza, Edwin Arnold. Nehmen wir dazu die früheren Werke von Markham, Mahé, Wernich, von denen die beiden letzten Indien gerade vom geographisch-medicinischen Standpunkte aus betrachten, so ist uns hier ein recht werthvolles und auch ziemlich reichliches und zuverlässiges Material geboten.

Man hat es lange als ein unbestreitbares Axiom hingestellt, daß die Engländer sich in Indien nicht acclimatisiren, ja daß sie sich nicht einmal längere Zeit dort aufhalten können. Damit die in Indien geborenen Kinder nicht frühzeitig hinweggerafft würden, hielt man es für nothwendig, sie nach England zu schicken, um dort erzogen zu werden. Clements Markham hat in seinen „Travels in India and Peru“ die eine wie die andere Annahme als irrig bezeichnet. Daß die in einem kühlen oder gar kalten Klima aufgewachsenen Engländer und Schotten das heiße Klima Indiens beschwerlicher finden, daß dasselbe ihrer Gesundheit noch weniger zuträglich ist als etwa den in Indien ja auch angesiedelten Portugiesen und Franzosen, kann man, glaube ich, mit Sicherheit bejahen, trotz gegentheiliger Behauptungen auf der jüngsten Naturforscherversammlung. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die große Sterblichkeit der Europäer, die doch fast ausnahmslos im frischesten, widerstandsfähigsten Mannesalter nach Indien gekommen sind, zum sehr großen Theil ihrer durchaus irrationellen Lebensweise zuzuschreiben ist. Einestheils setzen sie sich häufig dem Klima in einer Weise aus, welche selbst in ihrem Heimathlande nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben könnte, anderseits aber passen sie weder ihre Diät noch ihre Kleidung den veränderten Verhältnissen genügend an. Das Auftreten von Leberleiden, welche die Europäer am häufigsten angreifen (nach Huillet bleibt nur Pondicherry von ihnen verschont), steht in genauem Verhältniß zu dem Konsum von Spirituosen, für welche Indien jährlich über 17 Millionen Mark bezahlt. In der Hauptsache ist dieser Konsum auf Rechnung der Engländer zu schreiben, denn die Eingeborenen üben in dieser Hinsicht eine sehr lobenswerthe Enthaltsamkeit und so sind bei ihnen auch Leberleiden sehr selten, die auch nicht den tödtlichen Ausgang nehmen wie bei den Fremden. In gleicher Weise bleiben sie bei mäßiger Lebensweise von dem Erbübel der Engländer, dem Podagra, verschont.

Wie hoch nun die Sterblichkeit bei den Europäern in Indien überhaupt anzuschlagen sei, darüber fehlen alle zuverlässigen Daten. Wenn man nach allgemeinen Schätzungen annehmen zu müssen geglaubt hat, daß in den ersten fünf Jahren von den Neuangekommenen über 33 Proc. dem Klima erliegen und daß weniger als 50 Proc. einen zehnjährigen Aufenthalt überleben, so erscheint das angesichts der später für die englische Armee zu gebenden Daten ganz außerordentlich übertrieben. Jedenfalls kann von einem solchen Zustande heute nicht mehr entfernt die Rede sein. Es giebt in Indien — und ein jeder, der dort gewesen ist, wird das wissen — eine ganze Anzahl von Leuten, welche dank einer besseren Nahrung und vernünftigen Lebensweise sich einer weit beständigeren Gesundheit erfreuen als die Eingeborenen selber. Die scharfen Lektionen, welche die Engländer im Laufe ihrer langen Occupation hinnehmen mußten, sind auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen, obschon es freilich erstaunlich bleibt, mit welcher unverständigen, selbstmörderischen Hartnäckigkeit sie sich den einfachsten

Wahrheiten der Hygiene verschlossen haben und zum Theil noch heute verschließen. Der Import von Spirituosen bewegt sich Jahr für Jahr auf ziemlich gleich bedeutender Höhe, und welchen schauderhaften, gesundheitsgefährlichen Stoff England für seine Kolonien fabricirt, ist bekannt. Der Konsum der schweren, stark mit Sprit versetzten englischen Biere ist gleichfalls sehr ansehnlich. Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß in neuester Zeit einerseits die Einfuhr des leichteren österreichischen Gebräus in starker Zunahme begriffen ist, anderseits auch Indien selber an mehreren Orten im Himalaya sowohl als in den Nilgiris in eigenen Brauereien, aber mit fremdem (auch deutschem) Malz und Hopfen, recht beträchtliche Mengen von Bier zu brauen anfängt, das in zunehmendem Maße von der Militärverwaltung angekauft wird. Gewiß dient das sehr zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den britisch-indischen Garnisonen, über deren frühere und jetzige Zustände mir sehr eingehende amtliche Berichte vorliegen.

Zunächst wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß Indien vermöge seiner sehr stark abgestuften Erhebung über den Meeresspiegel die verschiedensten klimatischen Schattirungen aufzuweisen hat. Es muß also wohl solche Gegenden geben, welche europäischen Verhältnissen annähernd entsprechen. Ein andauernder Aufenthalt in denselben kann demnach keine nachtheilige Wirkungen auf die fremden Einwanderer haben, da sie hier ja alle Bedingungen finden, welche ihr Heimathsland ihnen bot. Und in der That lassen sich aus der Civilbevölkerung Indiens zahlreiche Beispiele herausgreifen von englischen Familien, deren Kinder sich acclimatisirt haben, ohne daß ihre Kraft und Gesundheit dabei Schaden gelitten hätte. Schon sind in verschiedenen Theilen mehrere Generationen auf einander gefolgt, so daß die britische Rasse also auf der cisgangetischen Halbinsel unter gewissen Bedingungen gedeihen kann. Es scheint, daß das indische Klima namentlich für Kinder zu fürchten ist, allein wie weit sein nachtheiliger Einfluß geht, ist sehr schwer festzustellen, da die meisten Eltern, die zu den Klassen der hohen Staatsbeamten, Officiere und Handelsfürsten gehören, ihre Söhne und Töchter schon in den ersten Jahren ihrer Kindheit in die alte Heimath schicken. Die armen mit Landsmänninnen verheiratheten Engländer sind aber so wenig zahlreich und sie sind auch so wenig in der Lage, sich allen nöthigen Komfort zu verschaffen, daß die Erfahrungen, welche man bei ihnen gemacht hat, nicht maßgebend sein können. Auf alle Fälle ist ein Acclimatisiren einer englischen Familie immer noch ein Ausnahmefall.

Was das englische Militär betrifft, so war die Sterblichkeit desselben in Indien früher eine außerordentlich große. Nach Francis Galton betrug dieselbe 1854 nicht weniger als 69 pro Tausend, 1861 bis 1865 29,3, 1866 bis 1870 27,5, 1871 bis 1875 18,5, 1876 15,3 und 1877 12,7 pro Tausend. Sie war demnach in einem Zeitraume von 24 Jahren auf nahezu ein Fünftel der früheren Ziffer gesunken. In den beiden nächstfolgenden Jahren steigt die Mortalität in Folge des Ausbruchs der Cholera freilich auf nahezu das Dreifache, fällt aber dann schnell wieder und erreicht ihr Minimum 1882 mit 10,42 pro Mille, 1883 betrug sie 10,88 pro Mille.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse der englisch-indischen Armee geben die jährlich erscheinenden officiellen „Reports on Sanitary Measures in India“ sehr werthvolle Aufschlüsse. Ebenso enthalten die „Statistical Abstracts relating to British India“ schätzenswerthes Material. Ich habe dasselbe schon für das Vorhergehende theilweise verwerthen können. Von besonderem Interesse sind da einige Tabellen, welche das Verhalten der Truppen während eines Zeitraumes von zehn Jahren zeigen.

Demnach ist die Sterblichkeit am größten im ersten Jahre, in der nächstfolgenden Zeit nimmt sie dann stufenweise ab bis zum sechsten oder siebenten Jahre, um dann abermals zu steigen und mit dem zehnten Jahre die Höhe des ersten Jahres annähernd zu erreichen. Die große Sterblichkeit des ersten Jahres erklärt sich aus dem Mangel an Vorsicht, welchen die neuangekommenen Rekruten im Genuß von Speisen und Getränken, in Bezug auf Kleidung &c., häufig beweisen.

Nach dem „Statistical Abstract relating to British India from 1874—1875 to 1883—1884“ betrug die Sterblichkeit in der europäischen Armee in Procenten:

	Länge des Aufenthaltes der Mannschaften in Indien unter										
	1 Jahr	2 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	5 Jahre	6 Jahre	7 Jahre	8 Jahre	9 Jahre	10 Jahre	Ueber 10 Jahre
1879	2,78	1,96	1,58	1,98	1,98	1,54	3,66	1,40	1,88	1,24	2,33
1880	2,43	5,23	1,42	1,54	2,30	1,91	1,57	1,93	1,92	1,53	2,47
1881	1,51	1,30	1,47	1,85	0,71	1,19	1,05	1,47	1,08	1,18	1,50
1882	1,24	0,86	0,90	0,97	0,74	0,65	0,39	0,35	1,18	0,70	1,16
1883	1,41	0,95	0,67	1,00	0,65	0,72	0,44	0,76	0,85	0,66	1,00

Bekanntlich sind die gesammten indischen Streitkräfte in drei Armeen, die von Bengalen, von Bombay und von Madras, getheilt; die Sterblichkeit erscheint durchschnittlich am größten bei der Armee von Bombay, dann kommt die von Bengalen, zuletzt mit geringster Sterblichkeit die von Madras. Im Jahre 1883, einem sehr günstigen Jahre, betrug die Sterblichkeit bei dem ganzen Heere 0,89 Proc., und zwar für Bombay 0,93, für Bengalen 0,92, für Madras 0,80 Proc.

Daß eine so hohe Sterblichkeit nach dem zehnten Dienstjahre Platz greift, wo die Leute doch völlig mit allen Nachtheilen des Klimas und auch mit allen Mitteln, dieselben abzuwehren, vertraut sind, zeigt deutlich genug, daß von einer Acclimatisirung der britischen Truppen in Indien nicht die Rede ist. Man ist ja freilich von dem sogenannten Acclimatisirungssystem hier wie anderwärts seit geraumer Zeit zurückgekommen. Bis vor 25 Jahren wurde dasselbe in England ebenso wie in Frankreich durchaus befolgt. Es muß als ein Verdienst des französischen Oberarztes Baudouin anerkannt werden, daß er den lange eingehaltenen verderbenbringenden Weg endlich verließ und ein System des Wechsels einführte, wonach keine Truppenabtheilung in irgend einer Kolonie länger als drei Jahre verbleiben sollte. Damit erzielte man äußerst günstige Resultate, welche die Sterblichkeit bei der Kolonialarmee schnell auf die Hälfte, in einzelnen Fällen sogar auf ein Viertel reducirten. Für die nach Indien oder anderen von England in klimatischer Hinsicht sehr weit abweichenden Ländern bestimmten Truppen hat man jetzt, soweit sich dies thun läßt, die Einrichtung getroffen, Gibraltar und Malta als Vorbereitungsstationen zu benutzen. In Indien selber, wo über drei Viertel aller Truppen stehen, welche England in seinen außereuropäischen Besitzungen verwendet, hat man in neuester Zeit mit großem Erfolge an hochgelegenen und daher kühlen Plätzen, wie sich deren in einem Gebiete mit so bedeutenden Bodenerhebungen genug finden, Gesundheitsstationen errichtet, in denen die englischen Soldaten ihre durch das angreifende Klima der Ebene geschwächte Konstitution wieder erfrischen und stärken

können. Indien ist in dieser Beziehung sehr glücklich gestellt. Es besitzt nicht nur im Norden in der Riesenkette des Himalaya, sondern auch im Süden in den Nilgiris sowie in Ceylon Landschaften in so hohen Lagen, daß ihr Klima ein von dem der heißen und feuchten Ebenen völlig verschiedenes sein muß und auf die angegriffenen Naturen heilsam regenerirend zu wirken im Stande ist.

Die Küstenstädte Indiens genossen von jeher in Bezug auf ihre gesundheitlichen Verhältnisse eines sehr schlimmen Rufes, doch haben sie in den letzten Jahren, wenigstens in den von Europäern bewohnten und den dem Verkehre dienenden Theilen, bedeutende Verbesserungen erfahren, welche den Aufenthalt in denselben zu einem wesentlich gesunderen machen. Kalkutta, dessen Name an den Kultus der blutdürstigen Göttin Kali erinnert, hieß anfangs bei Seeleuten und Fremden wegen seiner enormen Sterblichkeit Golgatha. Damals umgaben Sümpfe den Ort auf allen Seiten und ein nicht geringer Theil des Ortes wurde periodisch von den Fluthen des Ganges überschwemmt und auch jetzt noch breiten sich im Osten zu beiden Ufern des Balliaghatta-Kanals, sowie im Norden der Stadt, ausgedehnte Sümpfe aus. Der Sumpf von Dhappamanpur, der Salzsee der Angloindier, erstreckt sich über ein Areal von 80 Quadratkilometer; eine zu diesem Zwecke besonders gebaute Eisenbahn führt ihm alle Unsauberkeiten der Stadt zu.

Die Beschreibungen von Kalkutta, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts erschien, geben uns ein Bild, das keineswegs anmuthet. Grandpré, welcher Kalkutta damals besuchte, behauptet, daß es keinen Platz auf der Welt gebe, in welchem Anstand und Gefühl so beleidigt werde, wie in dieser Hauptstadt der britisch-indischen Kompagnie. Diese konfus durch einander gewürfelte Masse von Häusern, Hütten, Schuppen, Straßen und Gassen, Rinnsteinen, Cisternen und Pfühlen, welche zusammen eine untrennbare Masse von Schmutz und Fäulniß bildeten, ebenso beleidigend für den Gesichts- und Geruchssinn, wie schädlich für die Gesundheit, empfingen ihr spärliches Maß von Reinlichkeit allein durch die Thätigkeit hungriger Schakale zur Nacht und gieriger Geier, Habichte und Krähen am Tage. Was von Thieren in den Häusern oder Straßen verendete, warf man in die offenen Straßengräben, wo sie liegen blieben und verwesten. Vor Grandpré's Thür starb ein Eingeborener durch Hunger, Krankheit oder einen Unfall, und zwei Tage und Nächte blieb der Leichnam liegen, willkommenes Futter für jene thierischen Reiniger der unsauberen Stadt.

Seit jener Zeit ist es nun freilich besser geworden; ein großer und prächtiger Stadttheil ist aufgebaut, die Sorge der Gesundheitsbehörde erstreckt sich auch auf die „schwarze Stadt“, für Drainirung und Abfuhr ist viel geschehen und für eine gute Wasserversorgung sind bedeutende Summen verausgabt worden. Dennoch ist nach Mantegazza Kalkutta noch heute eine „greuliche Stadt, in welcher der Mensch nicht ohne beständige Lebensgefahr athmen kann“.

Nach dem amtlichen Berichte betrug die Sterblichkeit im Durchschnitt jährlich 29,4 per Tausend, 1882 aber 30,4 per Tausend, in Folge des stärkeren Auftretens der Cholera, die sonst durchschnittlich 1341 Opfer im Jahre fordert, während 1882 ihr 2440 Personen erlagen. In diesem letzten Jahre wurden die verschiedenen Nationalitäten in folgender Weise betroffen; es starben per Tausend der Bevölkerung von den Europäern 15,5, den Mohammedanern 27,1, den Hindu 32,6 und den Eurasiern 45,5.

Darum wohnt auch der Vicekönig von Indien und mit ihm das ganze Verwaltungspersonal und wer es sonst noch kann, nur die Hälfte des Jahres hier. Man ist glücklich, mit Einbruch der heißen Jahreszeit „die staubige, schmutzige, fast möchte man sagen, an chronischen Flechten und Knochenfraß erkrankte Stadt zu verlassen, mit dem Staube ihrer Straßen, mit ihrer Backofen- und Latrinenluft, wo man zugleich alle Cholera-, Typhus-, Diphtheritis-, Dysenterie- und ansteckende Fieber-Bacillen zu athmen glaubt“.

Der Walfischfang im Stillen Ocean.

Wer um die Mitte November — schreibt R. Th. d. d. San Francisco, 20. November 1886 im „Anzeiger des Westens“ — einen Spaziergang auf dem Hafendamme von San Francisco macht, gewahrt dort das regste Leben. Die Walfischfänger sind aus dem Eismeere zurückgekehrt! Auch ein an Marinebilder wenig gewöhntes Auge unterscheidet sie leicht von der Flotte der Weizenschiffe, die sich um diese Jahreszeit hier einfindet, um Californiens Haupt-Stapelartikel für den Transport nach Europa zu laden. Die letzteren sind schlanke, große Klipperschiffe — manche viermastig — Fahrzeuge von 2000, 2500 und selbst 3000 Tonnen, mit gewaltig hohen Masten und vom Klüverbaum bis zum Steuerruder so elegant und „propper“ gehalten, wie ein großer Passagierdampfer. Die Walfischfänger aber sind meistens Barkschiffe von 500 Tonnen, von kräftigem, gedrungenem Bau; sie sehen neben den vornehmen Klippern aus wie ein Bulldog neben einem Windhunde. Leicht kenntlich sind sie für den Laien schon an den starken „Davits“, den über den Rand des Schiffes hinausgebogenen Pfosten, an welchen die langen, schlanken Boote hängen, deren Zahl auf diesen Fahrzeugen eine größere ist, als auf anderen. Auf Deck, wo es ziemlich wüst und unordentlich aussieht, tragen sie große eiserne Kessel, die zum Auskochen des Thranes benutzt worden sind, und ihre Außenwände lassen kaum noch die Spuren ihrer ursprünglichen Farbe erkennen, weisen aber dafür zahllose Schrammen und Risse auf, die sie im Kampfe mit dem Eise davongetragen.

Der Hafendamm und seine Werften sind angefüllt mit Arbeitern, und zahlreiche kleine, tragbare Dampfmaschinen schnauben und stöhnen, während sie aus dem „Raum“ der Schiffe die großen Thranfässer hervorheben. In den Schenken aber und in den Matrosenherbergen am Hafen geht es nicht minder lebhaft zu. Die Flotte der Walfischfänger von San Francisco beschäftigt gegen 1300 Seeleute, denn diese Fahrzeuge sind viel stärker bemannt als andere von gleicher Größe, da stets ein großer Theil der Mannschaft zum Rudern der Jagdboote und zum Zerlegen und Auskochen des Speckes gebraucht wird. Alle Leute eines Walfischfängers, vom Kapitän bis zum Kajütenjungen, arbeiten auf Antheil am Fange, und ist der letztere günstig ausgefallen, so sind sie reichlicher mit Geld versehen, als die Matrosen anderer Schiffe, die hier einlaufen. Selbstverständlich beeilen sie sich dann, ihren mühsam erworbenen Lohn in Bier und Schnaps umzuwandeln. Aus den

Kneipen klingt überall Musik, Gesang und Gejohle, und in den Matrosenherbergen sieht man schon Vormittags mehr Betrunkene als Nüchterne. Seeleute sind ja stets bereit, sich für die Mühseligkeiten einer langen Oceanreise durch eine kurze „Spree“ zu entschädigen; in noch höherem Grade als bei anderen aber findet man diesen Charakterzug bei den Matrosen der Walfischfänger, deren Loos wahrscheinlich kein beneidenswerthes ist. Viele dieser Leute sind nicht einmal Seeleute von Beruf, sondern der zusammengeraffte Ausschuß der Arbeitslosen von San Francisco. Denn da, wie schon erwähnt, ein großer Theil der Mannschaft nur zum Rudern oder Speck-Auskochen benutzt wird, so nehmen es die Kapitäne bei der Anwerbung nicht genau. Gute Seeleute sind in San Francisco stets rar, da der alte Zauber, der sich an das Wort Californien knüpft, hier stets viele zur Desertion verleitet. Der Walfischfänger-Kapitän ist daher zufrieden, wenn er ein halbes Dutzend tüchtiger Matrosen zur Führung des Schiffes erhält; im Uebrigen begnügt er sich mit Landratten. Wenn sich im Frühjahre die Schiffe zur Fahrt anschicken, steht der Menschenraub, den man „Matrosen-Pressen“ und im Englischen „Shanghaiing“ nennt, in den am Hafen gelegenen Stadttheilen San Franciscos in üppiger Blüthe. Diese Landratten aber erdulden im Eise des Nordens durch die härteste Arbeit und die rücksichtsloseste Behandlung seitens der Kapitäne und Steuermänner schlimmere Strapazen, wie sie je als „Tramps“ im sonnigen Californien gekannt haben.

Die Geschichte des Walfischfanges im nordpacifischen und im arktischen Ocean beginnt in den dreißiger Jahren. Yankee-Schiffe — namentlich Nantucket-Schiffe — waren es, welche damals zuerst die riesigen Seeungeheuer im Stillen Ocean jagten. In den vierziger Jahren haben auch einzelne Bremer Schiffe den Walfischfang im Stillen Ocean betrieben, und einer der ältesten deutschen Pioniere des Staates ist als Schiffsarzt eines solchen Fahrzeuges an unsere Küste gekommen. Die Winterquartiere der Schiffe waren damals, und noch lange nach der californischen Goldentdeckung, in Honolulu. Von dort holten sehr große Schiffe die Erträge des Fanges nach den Häfen New Englands. In jener älteren Zeit aber segelten die Walfänger selten durch die Beringsstraße, da sich die Jagd noch in viel weiter südlich gelegenen Gewässern lohnte. Noch jetzt wird der Walfischfang gelegentlich unmittelbar an der Küste Californiens betrieben und es ist durchaus nichts Seltenes, daß ein oder mehrere Walfische ganz gemüthlich in die Bay von San Francisco hineinschwimmen und sich dort ein paar Stunden umhertreiben, zur höchsten Aufregung der am Strande hausenden Bevölkerung.

Seit der Herstellung der Pacificbahnen ist San Francisco das Hauptquartier aller Walfischfänger des Stillen Oceans geworden, und gegenwärtig gehören die meisten Schiffe dortigen Rhedern, während den Rest Rheder in New England, namentlich New Bedford, besitzen. Im Jahre 1886 sind 43 Schiffe von San Francisco auf den Walfischfang ausgefahren, im vorhergehenden Jahre 48, von denen drei zu Grunde gingen. Acht der Schiffe waren Dampfer, und diese machen stets einen besseren Fang als die Segelschiffe. Wahrscheinlich wird in nicht sehr ferner Zukunft der Fang nur noch von Dampfern betrieben werden, die nicht der Gefahr ausgesetzt sind, bei plötzlichem Umschwung von Wind und Wetter vom Eise eingeschlossen und erdrückt zu werden, ein Schicksal, welches schon mehr als einmal unsere gesammte Wal-Flotte betroffen hat.

Die Wal-Fänger verlassen San Francisco im Frühling und sind am Rande des nördlichen Eises, wenn dasselbe anfängt, aufzubrechen. In der Berings-See liegen sie zuerst der Jagd auf Walrosse ob, deren Elfenbein ebenso werthvoll ist, wie das des Elephanten. Die eigentliche Walfischjagd beginnt gewöhnlich erst, wenn das Aufbrechen des Eises den Schiffen gestattet, durch die Beringsstraße in das Eismeer einzusegeln. Dort halten sie sich gewöhnlich nahe den Küsten von Alaska und Sibirien und erreichen ostwärts in milden Jahren oft Point Barrow, einen Punkt, der durch die dort mehrere Jahre lang unterhaltene Signalstation wohlbekannt geworden ist. Im September treten sie gewöhnlich die Rückreise an, und bis Mitte November sind die meisten wieder in San Francisco eingetroffen. Das letzte Schiff kam im Jahre 1886 am 18. November dort an. Eine Anzahl der Schiffe verlassen den Hafen wieder, nachdem sie ausgeladen, um in südlicheren Breitengraden auf Walfische zu fahnden, die meisten aber bleiben drei bis vier Monate dort liegen.

Die Jagd auf Walfische ist ein Geschäft, welches in höherem Grade als jedes andere dem Zufall unterworfen ist. Der Ertrag ist daher ein sehr ungleichmäßiger. Im Jahre 1885 brachten 48 Schiffe 25 832 Fässer Thran, 510 509 Pfund Fischbein und 5644 Pfund Elfenbein. Der Gesammtertrag des Jahres 1886 (von 43 Schiffen) war: 20 750 Fässer Thran, 332 931 Pfund Fischbein und 5273 Pfund Elfenbein. Dieser Ertrag vertheilt sich auf die einzelnen Schiffe sehr ungleichmäßig: einzelne haben nur einige Hundert Fässer Thran gebracht, andere mehr als tausend. Den größten Fang, nicht nur 1886, sondern seit sehr langer Zeit, hat der Dampfer „Orca“ gemacht: er erlegte 21 Walfische und brachte 1900 Fässer Thran und 28 000 Pfund Fischbein. Manche der Schiffe erlegen mehr Walfische, als sie auszukochen im Stande sind, und nehmen in solchem Falle nur das Fischbein.

Die verschiedenen Walfischarten, welche im nordpacifischen Oceane und im Eismeere erlegt werden, sind noch nicht so sorgfältig studirt worden, wie im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth ist. Der wissenschaftliche Naturforscher hat nur in sehr seltenen Fällen Gelegenheit, diese riesigen Thiere zu studiren, und seine Bekanntschaft mit ihrer Natur und Lebensweise entspringt in erster Linie den Mittheilungen von Seefahrern, deren Angaben in allen Fällen sehr unwissenschaftlich und in vielen äußerst unglaubwürdig sind. Daher sind die Klassifikationen der Walfische des pacifischen Oceans, welche man in Büchern findet, ziemlich konfus. Gewöhnlich werden folgende Arten aufgezählt:

Der graue californische Walfisch (Bachianectes glaucus, Cope), der im Winter (namentlich von December bis Februar) an der californischen Küste erscheint, um südwärts zu ziehen. Er wird über 40 Fuß lang und liefert 60 bis 70 Fässer Thran. Der Flossenrücken-Walfisch (Balaenoptera velifera, Cope) wird bis zu 60 Fuß, der Buckelrücken-Walfisch (Megaptera versabilis Cope, engl. Humpback whale) bis zu 50 Fuß lang. Der kleine spitzköpfige Walfisch (Balaenoptera Davidsoni, Scammon), der nur 25 Fuß lang wird. Man trifft ihn im Winter an der ganzen pacifischen Küste bis nach Mexiko hinunter. Der Schwefelbauch-Walfisch (Lieboldius sulphureus Cope), der größte von allen, wird 60 bis 100 Fuß lang. Der Pottwal (Physeter macrocephalus); der eigentliche Walfisch (Balaena Liboldii Gray), engl. the right whale, der in allen arktischen Gewässern gefunden wird. Für einen Naturforscher dürfte es nicht uninteressant sein, um diese Jahreszeit auf dem Hafendamme von San Francisco die zurückgekehrten Walfischfänger in Bezug auf die riesigsten der Säugethiere und ihre Lebensweise zu „interviewen“. Er würde dabei manche Geschichten hören, die sehr stark an

die Märchen von Sindbad den Seefahrer erinnern, aber auch manche Mittheilungen, die cum grano salis verstanden, sehr hübsche Streiflichter auf das Wesen der gewaltigsten Thiere unseres Planeten werfen. Die Gesammtzahl der Walfische, welche erlegt werden, betrug in den letzten Jahren 300 bis 500 jährlich; alte Walfischfänger-Kapitäne veranschlagen die Gesammtzahl der im nordpacifischen und arktischen Oceane erlegten Wale auf 15 000 bis 20 000. — Etwas später als die Walfischfänger kehren die Schiffe, welche den Stockfischfang im nordpacifischen Oceane betreiben, nach San Francisco zurück. Ihre Flotte zählte 1886 15 Fahrzeuge. Ihre Jagdgründe befinden sich in der Berings-See, im Ochotskischen Meere und bei den Schumagin-Inseln (Aleuten). Die Stockfischgründe des nördlichen Stillen Meeres erregten im Jahre 1864 zuerst die Aufmerksamkeit der Geschäftswelt von San Francisco, wozu folgender Umstand den Anlaß gab. Die Brigg „Timandra“ befand sich in der Nähe der jetzt russischen Insel Sachalin (damals zu Japan gehörig) auf der Fahrt vom Amur nach San Francisco und wurde dort von einer Windstille überfallen. Die Mannschaft vertrieb sich die Langeweile durch Angeln vom Deck des Schiffes aus und machte einen ausnahmsweise günstigen Fang. Die Fische waren groß und fett und ein Theil des Fanges wurde nach San Francisco gebracht. Dies gab die Veranlassung, daß im nächsten Frühjahre eine Anzahl kleiner Schooner zum Fischfange bei den Schumagin-Inseln abgesandt wurde. Ihren größten Ertrag erreichte die Stockfischfischerei San Franciscos im Jahre 1883, in welchem 16 Schiffe 1 750 000 Fische fingen. Seitdem hat der Ertrag sich etwas vermindert; im Jahre 1885 kamen 650 000 Stockfische von den Schumagin-Inseln, 500 000 aus dem Ochotskischen Meere und 350 000 aus der Berings-See. Der Fang des Jahres 1886 läßt sich noch nicht feststellen. Der Handel mit den Stockfischen des Stillen Meeres wird von vier Firmen in San Francisco kontrollirt.

Kürzere Mittheilungen.

Aus Portugiesisch-Westafrika.

(Die Mission von Huilla. — Die Ansiedler aus Madeira.)

Wir entlehnen den Briefen van der Kellen's im „Nieuws van den Dag“ [1]) noch einige Mittheilungen, zunächst über die Mission, deren Hauptgebäude etwa eine halbe Stunde südsüdöstlich von Huilla am Moucha liegen. Die Mission ist vom Pater Duparquet errichtet und gehört der Congregation des Sacré coeur de Jésus, deren Mutterhaus sich in Paris befindet. Die Gebäude sind in einem sehr schönen und fruchtbaren, im S und O von hohen Bergen eingeschlossenen Thale angelegt, welches die Eingeborenen „Onondooia Ondiala“ nennen. In der Mitte desselben fließt in östlicher Richtung der kleine, von den Weißen Moucha, von den Negern Ombuje genannte Bach, der in den Caculavar (Honigfluß der Buren) mündet. Letzterer nimmt den im Allgemeinen südlich fließenden Humpata auf und ergießt sich endlich in den Cunene.

Die Häuser der Mission sind sehr nett und regelmäßig gebaut und liegen größtentheils am rechten Ufer, nur ein einziges, St. Joseph genanntes Gebäude befindet sich am linken Ufer. Vor den Häusern liegen gut bebaute Felder, welche Korn und Mais liefern.

Was den Fremden, welcher die Moucha zum ersten Male besucht — der Name des Flusses ist auf die Niederlassung übergegangen — am meisten in Erstaunen setzt, sind die vielen Ackerbaumaschinen, welche er in voller Thätigkeit antrifft; hier nämlich befindet sich die Centrale, von der alle im Inneren gelegenen Stationen das Nöthige empfangen. Wenn man auf den Hof des (von Humpata aus) ersten Hauses tritt, sollte man nicht glauben, mitten in Afrika zu sein; um sich her sieht man eine Menge englischer Pflüge, Eggen, Dreschmaschinen, Karren u. s. w.; alles dies steht unter der Leitung des Bruders Narcisse. Im nächsten Hause glaubt man sich in einer blühenden industriellen Einrichtung zu befinden unter Leitung des Superior Pater José Maria Antunes: Kreissägen, Drehbänke und ähnliche Maschinen, die durch ein von Ochsen in Bewegung gebrachtes Göpelwerk getrieben werden. Dies wirkt wirklich überraschend, da man bei den Portugiesen dieser ganzen Gegend derartige Einrichtungen vergeblich sucht. In der letzten Zeit jedoch haben sich einige Kolonisten mit der Bitte an die Patres gewendet, solche Maschinen für sie bestellen zu wollen; die geistlichen Herren sind dieser Bitte auch gern nachgekommen.

Die Mission theilt sich in zwei, für beide Ufer des Cunene bestimmte Abtheilungen. Die auf der anderen Seite des Flusses, welche durch den Zambesi, den Oranjefluß und das Gebiet der Betschuanen begrenzt wird, steht unter der Präfektur des Vater Duparquet, der vor einigen Monaten nach Frankreich gegangen ist, um von da über das Kap nach Betschuanaland zu reisen und dort neue Stationen zu errichten.

Die Mission diesseits des Cunene steht unter dem Bischof von San Paulo de Loanda; das Seminar, welches sich früher in der Stadt befand, ist nach Huilla verlegt. Außer einigen Weißen studiren hier auch vier Neger, welche sich für das geistliche Amt vorbereiten. Auch befindet sich eine Schule für Kinder mit einer besonderen Abtheilung für solche, welche in besseren Verhältnissen leben; dieselbe wird jedoch nur von ein oder zwei Schülern besucht. Die Schüler sind beinahe alle Interne. Der Unterricht wird in geräumigen, luftigen Lokalen ertheilt und steht etwa einem etwas erweiterten Elementarunterrichte gleich, die Schüler machen jedoch auch einen mit praktischen Uebungen verbundenen Ackerbaukursus durch. Jährlich findet ein öffentliches Examen statt, dem alle angesehenen Leute beiwohnen.

Die eigentliche Missionsarbeit der Patres geht folgendermaßen vor sich: sie kaufen Sklavenkinder, geben ihnen eine Erziehung, lehren sie Lesen, Schreiben und Rechnen und unterrichten sie im katholischen Glauben. Namentlich aber lehrt man sie durch Ackerbau und Handarbeit ihren Unterhalt erwerben. Wenn sie nun die Jahre erreicht haben, wo man glaubt, sie sich selbst überlassen zu können, bekommen sie ihren Freibrief und ein Stück Land und sind dann verpflichtet, für sich selbst zu sorgen. Die Mission beaufsichtigt sie aber, namentlich im Anfange, noch und unterstützt sie auch. Indem man auf diese Weise eine schwarze Christenbevölkerung bildet, hofft man eine Grundlage für die weitere Verbreitung des Christenthums unter den Wilden zu legen.

Im Inneren besitzt die Mission die Stationen Hombe und ferner auf der anderen Seite des Cunene Oukonjama und Umbellaland. Leider hat man die beiden erst-

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 333.

genannten aufgeben müssen. Zu Onkonjama wurden mit einer einzigen Ausnahme die Priester ermordet. Die Veranlassung zu den dort verübten Gräuelthaten gab der Tod des Königs Onbadie, welcher durch Gift starb; nach dem Tode eines Fürsten herrscht 21 Tage lang vollkommene Anarchie und die Neger benutzen diese Zeit, um sich an ihren Feinden zu rächen, zu rauben und zu morden, da keine in diesen drei Wochen begangene Handlung bestraft werden darf; so kam es, daß auch die Mission angegriffen wurde. Die Station zu Hombe wurde aufgehoben; nach der einzigen noch bestehenden Mission in Umbellaland sollten im Juni Verstärkungen geschickt werden.

van der Kellen beabsichtigte in dem Cunene-Gebiete zu reisen, hat diese Absicht jedoch aufgeben müssen, da die Stämme dort zu kriegerisch gestimmt sind. Er will nun gegen das Ende der Regenzeit sich nach Umbellaland und dem Okavangoflusse begeben.

Ueber die von Madeira gekommenen Kolonisten sagt van der Kellen Folgendes: Was man mit dieser Kolonisation beabsichtigt, ist mir nicht klar, denn die Art, wie sie stattfindet, scheint zu keinem guten Resultate führen zu können. Eine große Anzahl meistens sehr armer Leute wird hierher gebracht und ist kontraktlich verpflichtet, fünf Jahre zu bleiben. Sie bekommen ein Stück Land, wovon sie wenigstens 1 ha bebauen müssen, ferner erhalten sie anfänglich eine Unterstützung von der Regierung, um für ihren Unterhalt Sorge tragen zu können. Diese Unterstützung hört jedoch nach einem Jahre auf; man nimmt an, sie seien dann im Stande, von ihrem Stückchen Land zu leben. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, wird bald einsehen, daß diese Erwartung übertrieben ist; es giebt wohl Boden, welcher, wenn er einmal gut bewirthschaftet wird, sehr ertragsfähig werden kann, aber hier hat der Boden Mist nöthig und vergebens sieht man sich nach den Heerden um, welche denselben liefern könnten.

Aber gesetzt nun auch, der Kolonist baute so viel, daß er einen Theil seiner Ernte zu Gelde machen könnte, so würde ihm der Absatz fehlen, da jeder hier so viel baut, daß er für eigenen Gebrauch genug hat und die Wege, welche dem Landwirthe erlauben, die Erzeugnisse seines Ackers nach der Küste zu bringen, fehlen. Die Transportkosten sind jetzt sehr hoch, man müßte wenigstens 30 Pfd. St. für 3000 Pfund (wohl Kilogramm?) bezahlen. Dies würde natürlich den Preis des Korns so sehr erhöhen, daß es vortheilhafter sein würde, dasselbe von auswärts zu Schiffe nach Mossamedes und Benguella zu bringen.

Ländereien, welche für Baumwollenpflanzung geeignet sind, sind sehr selten, nur am Munhino, zwei Tagereisen oberhalb Mossamedes, hat van der Kellen solche gesehen; auch das Zuckerrohr für die Branntweinfabrikation gedeiht nicht überall und die Oertlichkeiten, wo die Kolonisten von Madeira sich niedergelassen haben, nämlich an der Quelle des Calculavarflusses (Lobango), am unteren Laufe des Humpata, bei Otji Pompenina und in der Nähe von Humpata, sind am wenigsten dafür geeignet. Man wollte auch den Weinstock hier einführen, doch haben Leute von Fach erklärt, daß derselbe hier nicht gedeihen kann. Gegen die Zeit, daß die Trauben zu reifen anfangen, beginnen auch die Sturzregen der nassen Jahreszeit und die Trauben fallen ab. Pater Duparquet hat trotz aller möglichen Mühe den Weinstock hier nicht zu richtiger Entwickelung bringen können. Die Stöcke blieben klein und unansehnlich. Doch selbst wenn der Weinbau günstige Ergebnisse ergäbe, so würden die schlechten Abfuhrwege die Ausfuhr unmöglich machen.

Auch die Vergleichung mit den Buren von Humpata läßt die Zukunft der Kolonisten in dunklem Lichte erscheinen. Trotzdem der Bur sein Vieh hat, welches ihm den Mist für seinen Acker liefert, trotzdem er mit der Büchse umzugehen weiß, lebt er in drückenden Verhältnissen, und den Kolonisten fehlt noch die jenem eigenthümliche Energie; die drückende Armuth, in der sie meistens auf Madeira gelebt haben, hat sie so entnervt, daß der Wunsch nach Verbesserung sich kaum noch in ihnen regt.

Allein durch Verbesserung der Verbindungswege ist in diesen Zustand Veränderung zu bringen; daß das Land (selbst wenn man nur seinen Metallreichthum berücksichtigt) reich ist, ist sicher. Aber auch die hohen Einfuhrzölle stehen dem Aufblühen desselben im Wege, da alle für den Landbau und die Industrie erforderlichen Bedürfnisse durch dieselben sehr vertheuert werden.

Auch die portugiesische Regierung scheint von dem allgemeinen Kolonialfieber ergriffen zu sein; die Furcht, daß andere Staaten ihr zuvor kommen könnten, scheint dazu beizutragen, daß sie die angrenzenden Länder zur Anerkennung ihrer Hoheit bringen will und mehr dieses Ziel verfolgt, als daß sie sich die zur Entwickelung des jetzigen Besitzes nöthigen Maßregeln angelegen sein ließe.

Das Dewarra-Geld auf Neu-Britannien.

Die Muscheln, welche als Geld, Dewarra, auch Tabu genannt, verwendet werden — so erzählt R. Parkinson in seinem eben erschienenen Buche „Der Bismarck-Archipel“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887) — finden sich an der Beining-Halbinsel (Nordküste der Gazelle-Halbinsel) und an der Westküste Neu-Britanniens. Sie sind etwa 9 mm lang und in natürlichem Zustande schwarzbraun. Zu Dewarra werden sie präparirt, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aufeinanderreiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne weiß bleichen läßt.

Dewarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel und der Duke-of-York-Gruppe in sehr hohem Werthe. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben des Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwickelungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind, selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

In den an der Blanche-Bucht gelegenen Distrikten Raluana, Kininigunan und Berara stellt sich der Werth des Dewarra etwa folgendermaßen; man bezahlt:

10	Faden Dewarra	für ein Schwein im Gewichte von 60 kg.
1½	„ „	„ einen Sack kleingeschnittener frischer Kokosnuß.
1	„ „	„ 80 Tarroknollen, etwa 70 kg.
1	„ „	„ 60 Yamswurzeln, etwa 80 kg.
20	„ „	„ eine ältere Frau.
50 b. 100	„ „	„ ein junges Mädchen.
20 bis 50	„ „	als Sühne an die Hinterlassenen eines Erschlagenen.

Wie anderwärts ist auch in Neu-Britannien das Geld eine Macht. Wer am meisten Dewarra besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Weiber müssen ihr Leben lang von Morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann ½ bis 4 Faden Dewarra bei sich zu tragen, das übrige hat er im Dewarrahause, einer Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden des Reichen, wie die kleinen Ersparnisse der Armen, darin aufzubewahren; 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Pandanus- und Palmblättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher sich

ihres Kindes entledigt und es dem Verfolger preisgiebt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft.

Seinen im Dewarrahause verwahrten Schatz greift der Eigenthümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt; sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigenthümers herausgenommen, um beim Begräbniß ganz oder theilweise vertheilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur so viel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nöthig zu haben glaubt. Hat er mehr angesammelt, so ist es sein Stolz, wenn er eine Rolle von 50 oder mehr Faden in das Dewarrahaus niederlegen kann. Die Trommel wird geschlagen und ruft die Nachbaren zusammen, die neidisch zusehen, wie der Glückliche den mit Stäben wohlversperrten Eingang öffnet und seine Rolle hineinträgt. Vielleicht ist es die erste Rolle, die er dort deponirt, dann muß er sich auf spöttische Reden von Seiten der Zuschauer gefaßt machen. „Warte doch bis morgen", sagt der eine, „du kannst ja hungrig werden, und hast dann kein Tabu, dir Essen zu kaufen", oder ein anderer ruft: „Kommt schnell, schauen wir in unseren Hütten nach, ob uns nicht Dewarra gestohlen worden."

So gierig sind die Neu-Britannier nach Dewarra, daß sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen, es zu stehlen, manche dies sogar handwerksmäßig betreiben. Wenn sie einen Schlafenden bestehlen wollen, nehmen sie ein eigenthümliches Zauberwerkzeug, den Kinakinau, zu Hilfe, das sie über ihm hin- und herschwingen, damit er nicht aufwache. Der Kinakinau, ein am oberen Ende eines hölzernen Stabes befestigter menschlicher Unterkiefer, mit einem grotesken Antlitz bemalt, ist die Verkörperung des Geistes Taun, welcher nach dem Glauben der Eingeborenen die Macht besitzt, den Schlaf fest zu bannen. Häufig genug passirt es freilich, daß der Schläfer trotz des über ihm geschwungenen Kinakinau erwacht. Doch thut das dem Glauben an die Macht des Taun keinen Abbruch; man meint dann, ein Kaiia, Geist, der noch mächtiger ist als der Taun, habe den Schläfer beschützt.

Die Herkunft der Dewarramuschel ist den Eingeborenen am Eingange der Blanche-Bucht und am Kap Gazelle gänzlich unbekannt; in dem Distrikte Berara und den südlich sich anschließenden Distrikten herrscht der Glaube, daß Geister, die im Berge Unakokor hausen, alles Dewarrageld geschaffen und ausgestreut haben. Etwas mehr wissen die Bewohner der Gebirgsregion; sie weisen, wenn man sie danach fragt, auf Kabaira und die hohen Berge der Beining-Halbinsel hin. Aber erst in Kabaira und Beining selbst und auf den vorliegenden Inseln erfährt man, wie diese Muscheln gesammelt und durch welches Verfahren sie zu Dewarra präparirt werden.

Neben Dewarra giebt es auf den Duke-of-York-Inseln auch ein anderes Muschelgeld, das Bällé. Es besteht aus 1 mm dicken Muschelplättchen von etwa 4 mm im Durchmesser, die in der Mitte durchbohrt und an einer gewöhnlich 2 cm langen Schnur aufgereiht sind; vier solcher Schnüre haben den Werth von einem Faden Dewarra. Diese Bällé-Muschelplättchen werden auf Neu-Britannien, namentlich in dem westlichen Theile nach Port Weber und der Beining-Halbinsel zu, als Schmuck getragen, indem man sie an Halsbändern und Gürteln zwischen die Kuskus- (Phalangista vulpina) zähne einreiht.

Ein dem Bällé ganz ähnliches Geld, nur aus kleineren Plättchen von $1\frac{1}{2}$ bis 2 mm Durchmesser, haben auch die Bewohner von Neu-Irland, was neben anderen Anzeichen auf ihre nahe Verwandtschaft mit den Eingeborenen der Duke-of-York-Gruppe hindeutet.

Buffalo und Chicago [1]).

Ko. Die beiden Hauphandelsstädte an dem kolossalen Süßwasserbecken, welches die vier großen Seen Nordamerikas bilden, haben bei aller Verschiedenheit in der Lage dennoch einen gemeinsamen Charakterzug: sie liegen an den beiden tiefsten Einsenkungen des Hügelringes, welcher die Wasserscheide des Seengebietes nach Süden hin bildet. An manchen Punkten steigt diese Wasserscheide bis zu 1500 Fuß über dem Seespiegel auf, aber an anderen senkt sie sich bis fast zum Wasserniveau herab. Der tiefste Punkt liegt natürlich am Ausfluß des Niagara und er muß sich dort schon seit geraumer Zeit befunden haben, da sonst der Niagara sich nicht hätte bilden können; an seinen beiden Seiten liegt das Land nur wenig höher. Auf der Lage am Beginn der Seeschiffahrt beruht die Bedeutung von Buffalo.

Hinter Chicago liegt die Wasserscheide gegen den Mississippi nur 12 Fuß über dem Michigan und gewiß nicht mehr als 25 Fuß über dem Niagara-Ausfluß. Ein Damm von 25 Fuß Höhe zwischen den beiden Hügelreihen zu beiden Seiten des Ausflusses würde den Niagara trocken legen und das Wasser der Seen zwingen, durch die Senkung von Chicago dem Mississippi zuzufließen, würde also das Verhältniß von Buffalo und Chicago geradezu umkehren. Ebenso würde ein Durchstich von genügender Tiefe Chicago an den Ausfluß der Seen verlegen, ein Werk, das für die heutigen Ingenieure nicht die geringste Schwierigkeit haben würde. Es ist eigentlich nur ein Zufall, daß keiner der zahlreichen Moränenrücken Nord-Ohios quer über das Niagarathal hinüberschneidet, er würde ausgereicht haben, um die Gewässer dem Mississippi zuzuführen.

Die Frage, warum der Ausfluß sich gerade bei Buffalo gebildet habe, ist aber durchaus nicht einfach damit zu beantworten, daß man annimmt, die Wasserscheide sei dort am niedrigsten gewesen. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß der Niagara früher erheblich höher gestanden hat als heute. Hall hat auf Goat Island sowohl, wie an verschiedenen anderen Punkten ziemlich hoch über dem Niagara alluviale Schichten mit recenten Landschnecken nachgewiesen; sie erheben sich hier und da bis zu 40 bis 50 Fuß über den heutigen Wasserspiegel und sind unzweifelhaft aus einem stehenden Gewässer niedergeschlagen worden, es hat sich also damals ein Seearm weit in der Richtung des heutigen Flußthales erstreckt. Das Niveau des damaligen Sees liegt nun aber erheblich höher, als die Einsenkung bei Chicago, und darum erhebt sich die Frage: Warum ist damals das Wasser nicht direkt nach Süden abgeflossen und hat dort in dem weichen nachgiebigen Boden eine Rinne zum Mississippigebiete hin ausgehöhlt? Es wäre ihm das jedenfalls viel leichter geworden, als das Durchschneiden der Kalkbänke von Black Rock.

Drei Erklärungen sind für diese auffallende Thatsache möglich. Einmal könnten die Hügel von Queenston, deren Kamm nur 40 Fuß über dem Niagara liegt, damals schon an der heutigen Stelle eine tiefe Einsenkung gehabt haben, welche tiefer hinabreichte als die Kerbe hinter Chicago; dafür sprechen aber die geologischen Verhältnisse durchaus nicht. Zweitens könnte man eine ungleichmäßige Hebung des Landes annehmen; war in der Eiszeit der Rücken von Queenston tiefer gesunken und hob sich langsamer, als die mehr nordwestlichen Gebiete, so wäre der einmal gebildete Niagara wohl im Stande gewesen, sein Bett durch immer tieferes Einschneiden als Ausfluß der Seen zu erhalten. Doch hat auch diese Erklärungsweise wenig Wahrscheinlichkeit, jedenfalls viel weniger, als die dritte, für welche sich Claypole entscheidet. Die Seen liegen bekanntlich noch sämmtlich innerhalb des Gebietes des großen Eiszeitgletschers und waren am Ende der Eiszeit sämmtlich von einer mächtigen Eisdecke überlagert. Das Abschmelzen erfolgte zweifellos in der Richtung von Süden und Südosten nach Norden und Nordwesten. Unter diesen Umständen mußte Central-New-York und die Umgegend von Buffalo schon eisfrei sein, während die Senkung hinter

---

[1]) Nach einem Vortrage von Prof. Claypole in der geologischen Sektion der „American Association for the advancement of Science" in Buffalo, August 1886, veröffentlicht im „American Naturalist", Oktoberheft.

Chicago noch von einem mächtigen Eiswall überdeckt war, der ein Abfließen des Wassers nach dieser Richtung hin trotz des höheren Standes unmöglich machte. Auch der Kanal von Mackinow war damals noch von Eis gesperrt und somit die Verbindung zwischen Erie und Michigan aufgehoben. Das Wasser des Erie überstieg darum die tiefste Stelle des Rückens von Queenston, und als die nördlicheren Theile des Seegebietes eisfrei wurden, war der Niagara bereits gebildet und ließ sich seine Rolle nicht wieder entreißen.

Chicago ist gegenwärtig daran, in einem Punkte wenigstens die Natur zu korrigiren. Die Stadt entleerte seither den Inhalt ihrer Kanäle durch den gleichnamigen Fluß in den See, da sie aber gleichzeitig ihr Trinkwasser aus demselben bezieht, entstanden trotz des berühmten unterseeischen Wassertunnels immer ernstlichere Unzuträglichkeiten, und so hat man sich nun entschlossen, den nur fünf Miles breiten Rücken zu durchstechen und die Kanäle und das verunreinigte Flußwasser dem Des Moines und somit dem Mississippi zuzuleiten. Eine Schleuse wird das Seewasser abhalten, aber man wird es zum Spülen der Kanäle verwenden und dann wird zeitweise das Wasser der großen Seen dem Mississippi und dem Golf von Mexiko zufließen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Für die Wiederbewaldung des Karstes wurden im abgelaufenen Jahre 1 204 000 Bäumchen verwendet und damit im politischen Bezirke Adelsberg 110 ha neu bepflanzt und 60 ha nachgebessert.

— Herr v. Kallay, der Gouverneur von Bosnien, hat den Grenzfluß gegen Serbien, die Drina, in Bezug auf ihre Schiffbarkeit untersuchen lassen. Dabei hat sich herausgestellt, daß dieselbe etwa 100 km weit, nämlich von ihrer Mündung bei Ratscha bis nach Ljubovija hinauf, schiffbar ist.

— In den Mittheilungen des norwegischen statistischen Centralbureaus ist kürzlich das Resultat der am Schlusse des vorigen Jahres in Ostfinmarken stattgehabten Volkszählung veröffentlicht worden. Ostfinmarken umfaßt die nördlichsten Hardesvogteien Norwegens, nämlich Tanen, Nässeby, Vardö, Vadsö und Südvaranger mit den Städten Hammerfest, Vardö und Vadsö. Es galt bei dieser Zählung, vorzugsweise die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten festzustellen. Die gesammte ortsanwesende Bevölkerung belief sich auf 15 170 Personen, gegen die Zählung von 1875 mit 11 984 Personen eine Zunahme von 3186 oder 26,6 Proc. Von dieser Bevölkerung waren Finen oder Kvänen (beide Eltern) 4064 (gegen 2896 in 1875 oder 40,3 Proc. mehr), Lappen 2336 (gegen 2244 oder 4,1 Proc. mehr), gemischter Nationalität, nämlich einer von den Eltern entweder Fine oder Lappe, 1529 (gegen 982 oder 55,7 Proc. mehr) und die übrige wesentlich norwegische Bevölkerung betrug 7241 (gegen 5862 oder 23,5 Proc. mehr). Hammerfest hatte 2289 Einwohner (gegen 2101), Vardö 2406 (gegen 1322) und Vadsö 2181 (gegen 1764 Einwohner in 1875). Während erstere beiden Städte zum größten Theil von Norwegern bewohnt sind, ist Vadsö dagegen überwiegend von Finen, nämlich 1332, bewohnt. Die größte Zunahme zeigt demnach die Mischrasse, denn sie hat sich in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt, während die Lappen nur eine Vermehrung um 4,1 Proc. aufzuweisen haben.

— Von Seiten der Gesellschaft für Anthropologie und Ethnographie in Moskau waren im Laufe des Sommers 1886 einige Forscher in verschiedene Gegenden des Russischen Reiches behufs wissenschaftlicher Untersuchungen ausgesandt worden. Jetzt sind dieselben alle heimgekehrt und verarbeiten die gesammelten Materialien. Professor M. Kowalewski war in Swanethien (Kaukasus) und hat daselbst viel anthropologisches und ethnographisches Material zusammengebracht; Nassonow, Kawaisky und A. Charusin besuchten Transkaukasien und das kaukasische Ufer des Schwarzen Meeres und haben ebenfalls sehr schätzenswerthe Ethnographica gesammelt. Gondatti bereiste den nördlichen Ural und die Gegend an der Ob-Mündung, Nefedew die Gouvernemente Kostroma, Wjätka, Perm, Schachwatew das Gouvernement Olenetzk, M. Charusin das Gouvernement Kaluga.

Asien.

— Dr. Jelissejew hat kürzlich einige Nachrichten über seine Expedition nach Klein-Asien nach St. Petersburg gelangen lassen. Durch Kaukasien nach Kurdistan und Armenien zu gehen, ließ sich wegen eines Aufstandes der Kurden nicht ausführen. Er beschloß daher von der anderen Seite aus durch Klein-Asien zu marschiren und reiste von Batum nach Konstantinopel. Unterwegs zog er Erkundigungen über russische Kolonien am kleinasiatischen Ufer ein; dabei stellte es sich heraus, daß keine neue Ansiedelungen entstanden, wohl aber einige alte untergegangen sind. Von Konstantinopel machte Jelissejew einen Abstecher zum Manias-See und zu der daselbst befindlichen Kosaken-Kolonie; man erzählte ihm daselbst, daß von dieser Kolonie aus Ansiedler an die Ufer des Euphrat und Tigris gegangen seien.

— Was das Ebers-Guthe'sche Prachtwerk „Palästina“ (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt), von welchem uns die Lieferungen 16 bis 30 vorliegen, vor vielen ähnlichen auszeichnet, ist die volle Beherrschung des gewaltigen historischen Stoffes, ohne dessen Vorführung die Beschreibung ermüden würde, die eigene Anschauung, die genaue Kenntniß der Quellen, die ganze Hingabe an seine Aufgabe, welche Guthe charakterisirt. Nirgends treten diese Vorzüge mehr hervor, als in obigen Lieferungen, in welchen der Leser von Jericho und dem Berge Quarantana auf die Gebirge Juda und Ephraim hinauf zu allen den historischen Orten wie Michmas, Gibea, Emmaus, Beth Horon, Betin, Silo u. s. w. geführt wird, und ihm die Schauplätze von Begebenheiten von der Einwanderung der Juden an bis herab auf die Kreuzzüge und die neuere Zeit in Wort und Bild geschildert werden. Josua, Saul, David, die Makkabäer, Titus und Gottfried von Bouillon, — das sind einige der handelnden Personen. Die Schriften der Bibel, zu welchen der aufmerksame Leser wieder und immer wieder greift, die Pilger des früheren Mittelalters, die Historiker der Kreuzzüge und die wissenschaftlichen Arbeiten der Neuzeit, darauf baut sich der anregende, hochinteressante Text auf. — Bei Nablus ist eine Skizze der rituellen Gebräuche der auf 135 Köpfe zusammengeschmolzenen Sekte der Samaritaner eingeflochten, dann folgt Samaria, die mit reizenden Abbildungen versehene Schilderung der Gartenstadt Engannim und der Ebene von Jesreel. Hier ist sogar ein Fortschritt zu verzeichnen, den das Land unter türkischer Herrschaft gemacht hat. Von den Zeiten der Richter und noch früher an bis vor Kurzem war die Ebene Jesreel, das alte Schlachtfeld ganz Syriens, den

Einfällen der Middianiter, Amalekiter u. s. w. bis herab zu den Beduinen ausgesetzt — aber erst seit ein bis zwei Jahrzehnten hat die türkische Regierung diesem Unwesen energisch ein Ende gemacht, so daß der Ackerbau sich hier ansehnlich ausgebreitet hat. Daran schließt sich die Schilderung Galiläas, wo die landschaftliche Schönheit mehr hervortritt gegenüber den historischen Erinnerungen, wenn auch Namen wie Tabor, Nazareth, Tiberias, Safed und Banias an letzteren mehr als genug bieten. — Vorzüglich sind die zahlreichen Bilder, gleich lehrreich in landschaftlicher, ethnographischer wie botanischer Beziehung.

— In der letzten Sitzung der k. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg machte der Reisende A. N. Krasnow Mittheilungen über seine Expedition in den Tiën-schan. Er sprach über die Natur und das Leben auf den Gletschern des Chan Tengri, im Tiën-schan-Gebirge, und beschrieb zuerst die hohen Vorberge und die Thäler des Tiën-schan, dann die Gletscher des Chan-Tengri und insbesondere diejenige Gruppe, welche durch den jetzigen Vice-Präsidenten der Gesellschaft, P. Semenew, entdeckt worden ist. Dann schilderte er den Charakter der von ihm besuchten Lokalitäten. Eigenthümlich ist die außerordentlich trockene Luft und der trockene Boden; die Gegend macht einen sehr trüben Eindruck. Die Bevölkerung daselbst besteht aus Kirgisen; ein Theil derselben bewohnt das gebirgige Territorium, ein anderer Theil (Kirgis-Kasaken) die Niederungen. Alle Kirgisen nomadisiren, und die ganze Last des Nomadisirens ruht auf den Weibern. Am Balkasch-See und an einigen anderen Orten sind die Kirgisen vollkommen wild. Der Islam macht hier große Fortschritte, obgleich sich noch viel heidnischer Aberglauben erhalten hat; so wird geglaubt, daß manche Personen Regen vom Himmel herabrufen können. Man glaubt an heilige Bäume und schmückt dieselben mit Pferdeschädeln. Unter denselben wird geopfert und besondere Gebete gelesen. Bei Gelegenheit der hier sehr oft vorkommenden Schlangenbisse werden allerlei Gebräuche beobachtet. Man meint, daß jede Schlange einen Eigennamen hat, und daß, sobald ihr Name errathen ist, der Gebissene sich erleichtert fühlt. Die Eigennamen der Kirgisen selbst sind sonderbar und räthselhaft: in einer Familie führten die Kinder die Namen der Wochentage. Die Kirgisen verstehen verschiedene Krankheiten zu behandeln; viele können lesen und schreiben. Der Unterricht findet in sehr mechanischer Weise statt. („Novoje Wrjena", Nr. 3864.)

— Aus Wladiwostok kommt die Nachricht, daß die russisch-chinesische Grenzkommission die Mündung des Flusses Tymen-ula und die Gaschkewitsch-Bai Rußland zugesprochen habe. Der unterste Lauf jenes Flusses bildete bisher die Grenze zwischen Rußland und Korea und die Bai gehörte ganz zu letzterem Lande, so daß nicht recht ersichtlich ist, wie China diese Gebiete abtreten kann. Angeblich wäre durch diese Grenzänderung ein englischer Plan durchkreuzt worden, der darauf abgezielt hätte, an der Gaschkewitsch-Bai sich festzusetzen und dort Befestigungen zu errichten, deren Existenz eine beständige Bedrohung für Wladiwostok gewesen wäre.

Afrika.

— Das Abkommen zwischen Deutschland und England über die ostafrikanischen Schutzgebiete und Interessensphären lautet, wie folgt: 1) Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränetät des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie über diejenigen kleineren Inseln, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen, desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia, an. Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Mingani-Flusses am Ausgange der Tunghi-Bucht[1]) bis Kipini[2]) reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Mingani-Flusses[3]), folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rovuma-Flusses trifft, durchschneidet den Rovuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang. Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von 10 Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Fluthzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an: die Stationen von Kismaju, Barava, Merka, Makdischu mit einem Umkreise landeinwärts von je 10 Seemeilen und Warscheik mit einem Umkreise von fünf Seemeilen. 2) Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken. 3) Beide Mächte kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Theile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist. Das Gebiet, auf welches dieses Uebereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovuma-Fluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tana-Flusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkte des Aequators mit dem 38. Grade östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkte des 1. Grades nördl. Br. mit dem 37. Grade östl. L., wo die Linie ihr Ende erreicht. Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe[4]), in gerader Richtung nach dem Jipe-See laufen, dann, entlang an dem Ostufer und um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhange der Bergkette des Kilima-Ndscharo in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Nyanza-Sees, welcher von dem 1. Grade südl. Br. getroffen wird. Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt. 4) Großbritannien wird seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Uebereinkommens hinsichtlich der concurrirenden Ansprüche des Sultans von Sansibar und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auf das Kilima-Ndscharo-Gebiet zu befördern. 5) Beide Mächte erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Manda-Bucht erstreckt. 6) Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Sansibar zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz auffordern. 7) Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Sansibar gezeichnet haben. — Diese

[1]) Der Minangani, hier Mingani genannt, mündet unter 10° 46′ südl. Br. in der westlichsten Ecke der Tunghi-Bucht, welche unmittelbar südlich des Kaps Delgado liegt. Er ist noch ganz unerforscht.

[2]) Kipini liegt an der Mündung des Ozi unter 2° 35′ südl. Br.

[3]) Soll wohl heißen „im Süden am Mingani-Flusse" oder „am Südufer des Mingani-Flusses".

[4]) Unter 4° 38′ südl. Br.

Festsetzungen mögen für die übertriebenen Ansprüche der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft einige Nachtheile im Gefolge haben — immerhin läßt sich nicht verkennen, daß dabei Gerechtigkeitssinn obgewaltet hat; denn dem Sultan von Sansibar ist nicht viel mehr zugefallen, als er zu jener Zeit wirklich besaß, ehe noch das Kolonialfieber die europäischen Mächte ergriffen hatte. Verloren gegangen ist ihm die Etappenstraße nach Tabora und den Seen Innerafrikas, da sie durch die Besitzungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durchbrochen ist; aber er wird entschädigt durch den allseitig anerkannten Besitz einer sich durch mehr als acht Breitengrade erstreckenden Küste.

— Heft 12 des 32. Bandes von „Petermann's Mittheilungen" enthält den ersten nennenswerthen Beitrag, den irgend ein Agent der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zur Geographie Ostafrikas geliefert hat, nämlich die Karte und Beschreibung von Joachim Graf Pfeil's Reisen von Oktober 1885 bis Februar 1886. Das Wichtigste ist die Befahrung des Ulanga, eines linken Quell- oder Zuflusses des Rufidschi, im Lande der Mahenge, welcher vorher nur von Thomson an einer Stelle besucht worden war; er entspringt unter 9° südl. Br. und etwa 35° östl. L. aus riesigen Sümpfen und führt selbst in der trockensten Jahreszeit ganz bedeutende Wassermengen mit sich. Flußdampfer jeder Größe könnten nach Graf Pfeil's Ansicht diesen an Fischen und Wasservögeln ungemein reichen Strom befahren und die fruchtbaren Länder an seinem Unterlaufe mit den Hochländern in Verbindung setzen, „welche sich hinter den Bergen ausdehnen, deren Fuß der Ulanga in seinem oberen Laufe fast unmittelbar bespült" (Uhehe). Wenn nur nicht die selbst die Eingeborenen decimirenden Sumpffieber wären und die Suguli-Wasserfälle beim Zusammenflusse des Ulanga mit dem Luwegu!

Inseln des Stillen Oceans.

— Wer für unsere pacifische Kolonie Interesse hat, wird gern R. Parkinson's „Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887) zur Hand nehmen. Der Verfasser hat einige Jahre auf der Gazelle-Halbinsel als Kaufmann gelebt und ist auch in das Innere zum Berge Unakokor (Varzin) vorgedrungen. Mit den unzweifelhaft anthropophagischen (S. 80) Eingeborenen ist er stets sehr gut ausgekommen, obwohl dieselben unter sich fast immer im (freilich unblutigen) Kriege begriffen sind. Die Nordküste Neu-Guineas hält Parkinson (S. 69) für beinahe werthlos; ein Beweis dafür sei, daß die Händler, die doch auf allen Punkten in der Südsee, wo etwas zu profitiren ist, sich niederließen, jene Küste bisher vollständig gemieden haben. Dagegen hält er den Salomon-Archipel für eine der werthvollsten Gruppen in der Südsee. Ein Ziel für deutsche Auswanderung kann der Bismarck-Archipel nie werden; höchstens könnten unternehmende Kaufleute (S. 92) Plantagen einrichten, ohne indessen so günstige Chancen zu haben, wie in Amerika oder Australien. Sehr werthvoll ist das achte Kapitel (Sitten und Gebräuche auf Neu-Britannien); wer wissen möchte, wie unter deutscher Flagge von der deutschen Plantagengesellschaft von Samoa schamloser Menschenraub und Sklaverei betrieben worden ist, lese die Seiten 26 bis 32.

Nordamerika.

— In dem jetzt ausgegebenen „Smithsonian Report for 1884" finden wir zwei interessante, anthropologische Arbeiten. Die eine von Charles E. Vreeland und J. F. Bransford bringt ein paar hochinteressante Skulpturen zur Ansicht, welche in der Nähe von Pantaleon in Guatemala, nicht weit von dem durch Dr. Habel berühmt gewordenen Santa Lucia in einem Grabhügel etwa 7 km von der Stadt entfernt gefunden wurden und nun an dem Brunnen im Hofe der Hacienda San Juan (wenn wir recht verstehen) angebracht sind. Sie sind aus schwarzem Basalt gearbeitet und weit verschieden von allem Anderen, was wir aus Centralamerika kennen. Den Mittelpunkt bildet ein größerer Kopf, in Hochrelief aus einer Tafel herausgearbeitet, unbeschädigt bis auf den Verlust der Nasenspitze; er trägt den Federkopfputz eines Kaziken und der Gesichtsausdruck ist so majestätisch, daß ihn die Indianer el Rey, den König, nennen. Außerdem waren noch vorhanden der Kopf eines alten Mannes von ehrwürdigem Aussehen mit tiefen Furchen in Stirn und Wange, auf dem Kopfe ein zerbrochener Vogel; der Kopf eines Blinden mit ganz auffallend scharfer Charakteristik; der Kopf einer Frau, völlig erhalten, aber der eine Augapfel heraushängend gebildet, und endlich der Kopf eines alten Mannes mit tiefen Stirnfalten und einer bartartigen Verzierung am Kinn. Außerdem war noch ein rauher gearbeiteter Kopf hinter el Rey an der Wand befestigt. Die sämmtlichen Köpfe sind nach Photographien in verschiedenen Stellungen abgebildet, aber es wird leider nichts über den Fundort gesagt, nicht einmal, ob sie zusammen gefunden worden sind und zusammen gehören. Jedenfalls verdienen diese so einfach und doch so wirkungsvoll in hartem Stein ausgeführten Köpfe die Aufmerksamkeit der Anthropologen. — Die zweite Arbeit, von Otis T. Mason, ist der berühmten Sammlung karibischer Alterthümer gewidmet, die der Finanzbeamte Guesde in Pointe à Pitre auf Guadeloupe zusammengebracht hat, der Sohn des Herrn Mathieu Guesde, dessen Sammlung bei der Ausstellung in Paris 1867 zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die westindischen Alterthümer lenkte. Die zahlreichen Abbildungen sind Kopien der Aquarellskizzen, welche der Besitzer selbst angefertigt hat, und von denen eine Serie sich im Smithsonian Museum, die andere im Trocadero in Paris befindet. Alle Steinwaffen sind sorgsam polirt; ob sie aber von den Iguiris oder von den Kariben stammen, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls kommen die Gesteine, aus denen sie angefertigt sind, nicht auf den kleinen Antillen vor; sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs und können nur von den großen Antillen oder, was Herrn Guesde wahrscheinlicher erscheint, von dem Festlande von Guyana stammen und wären in diesem Falle sicher karibisch. Auffallend ist jedenfalls, daß auf den kleinen Antillen Beile aller Größen häufig sind, während die große, in Washington befindliche Latimer'sche Sammlung von Portorico kein Stück enthält und auch Guesde dort wohl prachtvolle Celte, aber nie ein Beil erhielt. Mason bildet 215 Nummern aus der reichen Sammlung ab, darunter auch verschiedene als Idole gedeutete Nachbildungen menschlicher Gestalten, mehrere mit zwei Gesichtern, von denen einmal das eine einen Menschen, das andere einen Affen darzustellen scheint. Die meisten Gegenstände sind solche des täglichen Gebrauchs, aber es finden sich auch Steinbeile von so zierlicher Arbeit, wie die schönsten dänischen Exemplare, die allem Anschein nach nur als Prunkwaffen gedient haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

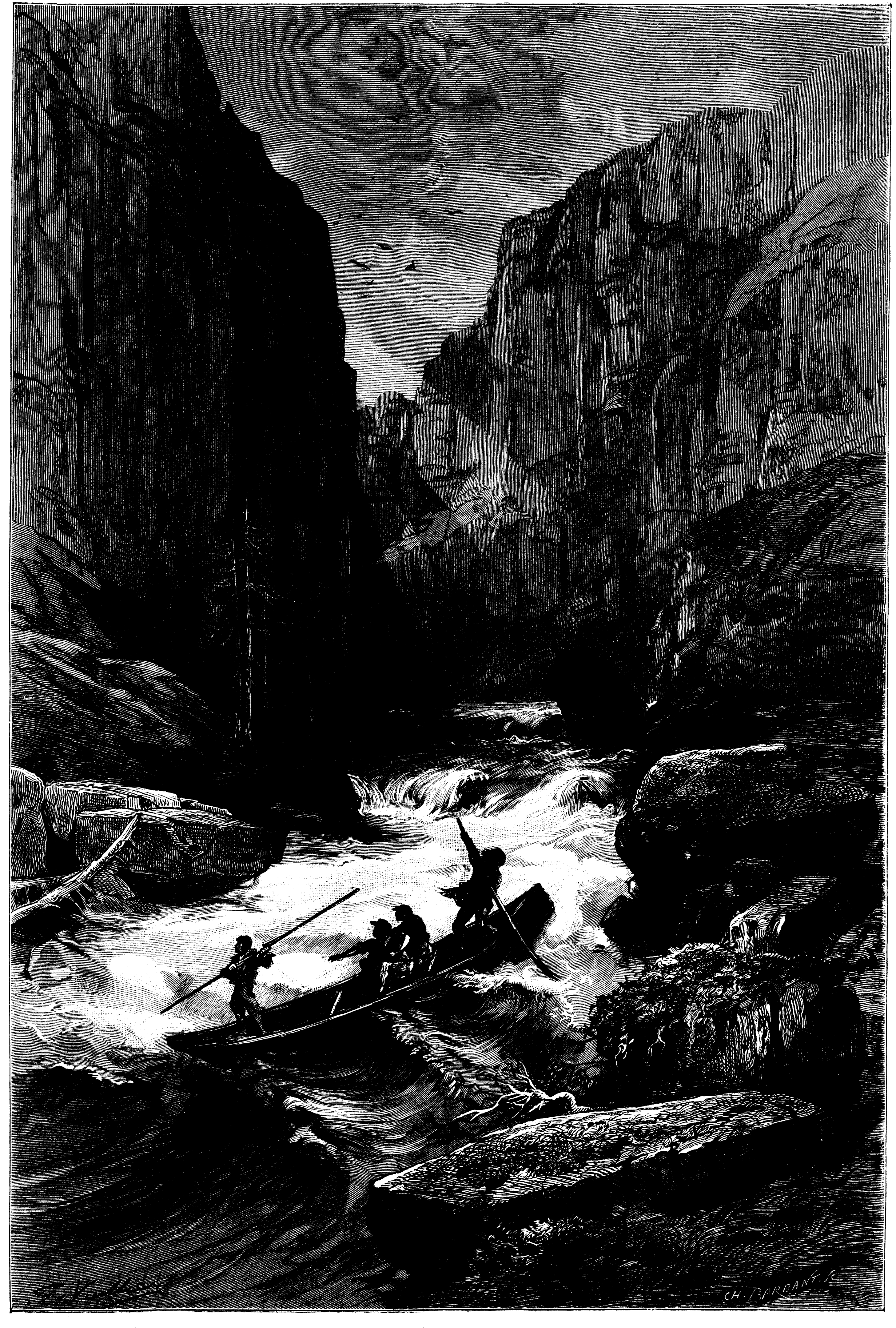
(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

IV.

Unmittelbar unterhalb des Planiol des Vignes, der spiegelglatten, seeartigen Wasserfläche, zu der sich der Tarn bei jenem Dorfe erweitert, werden die Uferböschungen wieder schmaler, die hohen Klippenwände treten nahe an einander und der Abstand zwischen den oberen Rändern des Cañon beträgt an den breitesten Stellen kaum noch 1500 m. Wer, dem Rathe der Schiffer von Les Vignes folgend, eine sonnige Mittagsstunde zur Fahrt gewählt hat, empfindet jetzt die Annehmlichkeit davon. Zu jeder anderen Tageszeit würde die hier in gerader Richtung von N nach S gehende enge Schlucht ganz oder doch zum großen Theil im Schatten liegen und dadurch dunkel und finster, wie eine unheimliche „hohle Gasse" erscheinen. Jetzt, vom hellen Sonnenscheine durchleuchtet, gewährt sie den heitersten Anblick mit dem glitzernden Flusse und den glänzenden rothen Wänden. Die ersten bedeutenderen Stromschnellen kündigen sich schon von Weitem an durch das Rauschen und Brausen des an den Klippen sich brechenden und in weißem Schaume abprallenden und zerstäubenden Wassers.

Aufrecht im Kahne stehend, der eine vorn, der andere hinten, den langen Bootshaken in den Händen und mit denselben bald nach rechts, bald nach links kräftig gegen eines der zahllosen, aus dem Wasser emporragenden Felsstücke stoßend, führen die Schiffer das kleine Fahrzeug geschickt im Zickzack von einem der schmalen Fahrwässer zum anderen. Wie ein Pfeil schießt es zwischen den Klippen und über einen schäumenden Strudel hinab, um gleich darauf durch einen a tempo ausgeführten Stoß der beiden Führer gehemmt und in eine andere Richtung gebracht zu werden. Es ist ein Vergnügen, die Leute bei dieser wahrlich nicht leichten Arbeit zu beobachten, ihren sicheren Blick und ihre Gewandtheit zu bewundern. Erschienen sie vorher am Lande vielleicht unbeholfen und plump, durch die Gegenwart der Fremden befangen, so zeigen sie sich jetzt „an Bord" vollständig verändert. Selbstbewußt und sicher in ihrem Auftreten, lassen sie sich nicht leicht aus der Fassung bringen. Mit gespannter Aufmerksamkeit und doch augenscheinlich mit größter Seelenruhe unterstützt oder ergänzt der eine die Bewegungen des anderen; da kommt auch nicht ein unsicherer, überflüssiger Handgriff vor, jede Bewegung ist wohl überlegt und zweckentsprechend. Man merkt es ihnen in jedem Augenblicke an, daß sie genau wissen, was sie zu thun haben, und daß diese Thätigkeit durchaus nach ihrem Geschmacke ist.

Begreiflicher Weise ist aber diese abwechselungsreiche und interessante Fahrt nicht eben sehr geeignet, den Reisenden, der sie zum ersten Male unternimmt, mit den Einzelheiten der landschaftlichen Umgebung bekannt zu machen. Nur hin und wieder in verhältnißmäßig ruhigerem Fahrwasser zwischen zwei Stromschnellen, oder wenn das Boot über einen der wenigen auf dieser Strecke vorhandenen Planiols dahingleitet, wird der Reisende Aufmerksamkeit und Lust zu einer Umschau und auch der Schiffer die nöthige Muße zu den gewünschten Erklärungen haben. Aus dem wie im Fluge und kaum bewußt erfaßten Allgemeingebilde der von mächtigen Zacken und Zinnen ge-



Fahrt durch die Stromschnellen. (Nach der Natur aufgenommen von Vuillier.)

krönten Felswände, die zu beiden Seiten des wild brausenden Flusses emporragen, treten somit einstweilen nur wenige vereinzelte Punkte in den Vorgrund. Da ist zunächst der seltsame erkerartige Vorsprung des Causse Méjan, auf dem die malerischen Ruinen des altberühmten Schlosses Blanquefort sich befinden, dann, ebenfalls auf dem linken Ufer, die merkwürdige Grotte von Ironselle, über deren Eingang ein weit vorspringendes Felsendach sich wölbt.

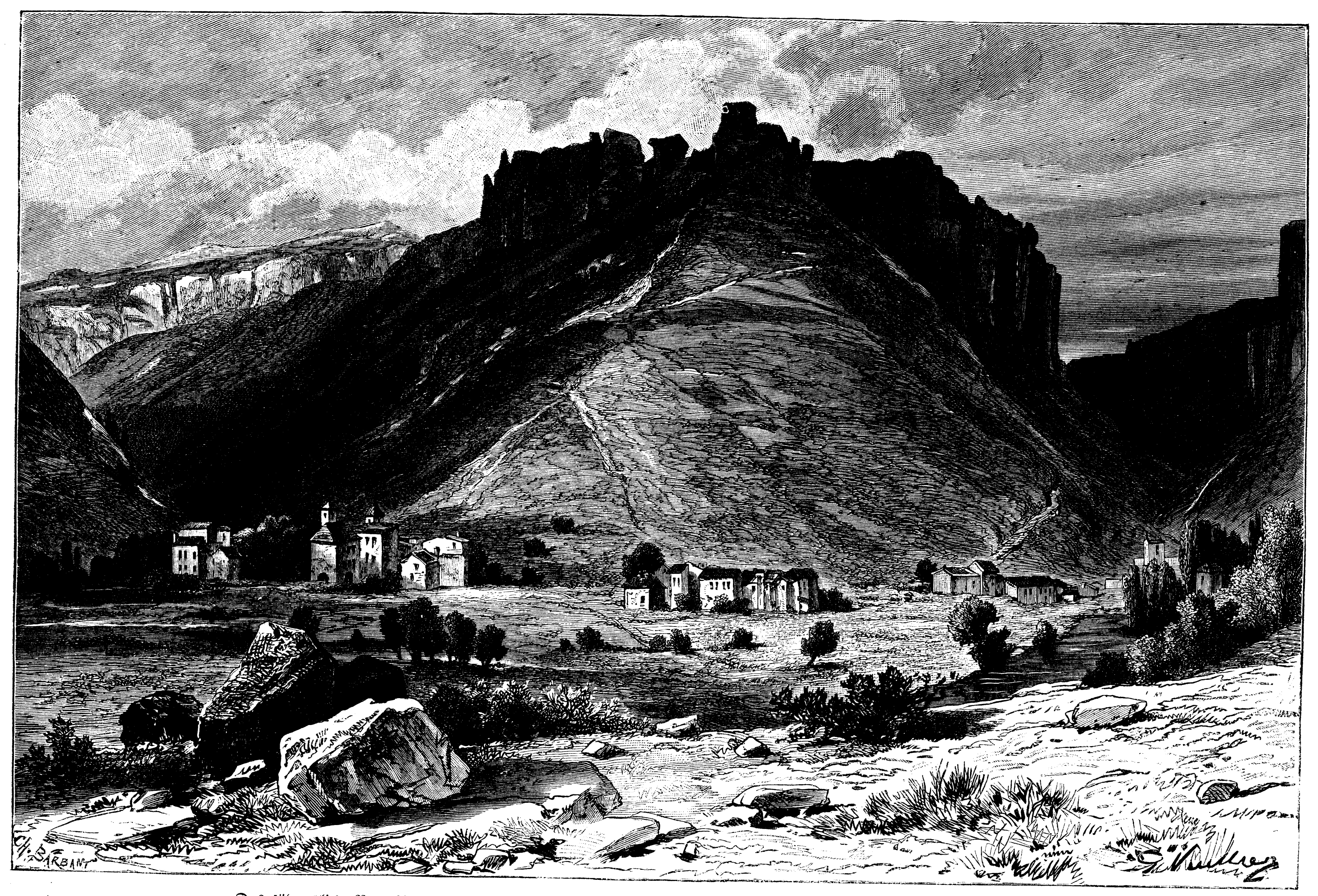
Eine klare, wasserreiche Quelle, die im Inneren der Grotte entspringt, um sich sogleich als schäumender Wasserfall in den Tarn zu stürzen, und eine besonders üppige Vegetation, die zu beiden Seiten des Einganges ein wahres Dickicht von Grün bildet, haben das ihrige dazu beigetragen, diesen Punkt des Cañon jetzt schon zu einem beliebten Motiv für die französischen Landschaftsmaler, namentlich für Aquarellisten, zu machen. Und da überdies von dem hier in erstaunlicher Vollkommenheit gebotenen „fertigen und abgeschlossenen Landschaftsbilde“ auch eine Menge photographischer Aufnahmen gemacht und in den Handel gebracht worden sind, hat die Grotte von Ironselle eine Art Berühmtheit erlangt, die angesichts so manches anderen, weit großartigeren Wunders des Cañongebietes kaum gerechtfertigt erscheint.

Nachdem das Dörfchen Villaret passirt ist, gelangt man bald in den sogenannten Cirque de Saint-Marcelin, eine Wiederholung des Cirque des Baumes, in kleinerem Maßstabe freilich, aber kaum minder malerisch als jenes große Amphitheater. Von einer ruhigen Umschau kann indessen hier auch nur für Augenblicke die Rede sein; denn gerade an dieser Stelle befindet sich die reißendste Stromschnelle der ganzen Strecke, eigentlich ein nicht unbedeutender Wasserfall, über den das Boot zwischen zwei langen, kaum bis an die Oberfläche des Wassers reichenden Felsen hindurchgeführt werden muß. Es ist die denkbar schwierigste Passage, und an sie schließt sich sogleich ein kaum minder gefährlicher, großer Wasserwirbel an, der, durch einen tief ausgehöhlten Felsen verursacht, den Fluß auf einer fast 100 m langen Strecke in brandende Bewegung versetzt. Ein kurzer Zuruf an die Reisenden, sich an den Bootswänden fest zu halten, ein kräftiger Stoß mit dem Bootshaken gegen einen hoch aus dem Wasser emporragenden Felsblock, dann wird auch dieses Hinderniß von dem kleinen Fahrzeuge und seinen tüchtigen Führern mit einer Sicherheit und „Eleganz“ genommen, die ihnen in jedem Ruderklub den ersten Preis eintragen würden. Auch nicht ein Tropfen Wasser ist bei dem fast sprungartigen Hinabgleiten über die große Stromschnelle über den niedrigen Bord des Bootes gedrungen. Nicht immer pflegt die Sache aber so gut abzulaufen. Die Schreckensgeschichte von zehn englischen Touristen, die im Sommer 1880 hier fast ihren Tod gefunden hätten (das eine ihrer Boote zerbarst bei dem Anpralle an den unter dem Wasser aufragenden Felsen, das andere kenterte), wird heute noch jedem Reisenden getreulich von den Schiffern erzählt, freilich stets unter Hinzufügung der verächtlichen Bemerkung, daß die Bootsführer ihre Sache nicht verstanden hätten.

Noch eine kurze Strecke weit geht es nun zwischen ähnlichen, aber zum Glück weniger gefährlichen Hindernissen vorwärts, an dem anmuthig gelegenen Dorfe Sablière und den von der rechten Cañonwand weit vorspringenden, merkwürdigen schwarzen Basaltklippen der Eglazines vorbei, dann taucht in einiger Entfernung vor dem Boote eine hohe, über den Fluß gespannte Brücke auf, die, wie man fast mit Bedauern vernimmt, das Ziel der schönen Fahrt ankündigt. Unter einer ihrer großen Bogenwölbungen hindurchfahrend, erblickt man auch bald zur Linken das Dorf Le Rozier, bei dem das Boot gleich darauf anlegt. Der aus mehreren gesonderten Häusergruppen bestehende Ort breitet sich am Fuße des südwestlichen Eckvorsprunges des Causse Méjan aus, in dem Winkel, den hier der Tarn mit der ihm von O zuströmenden Jonte bildet, und zwar auf dem breiten, flachen Ufer des letzteren Flusses. Le Rozier gegenüber, auf dem linken Ufer der Jonte und mit seinen von stattlichen Bäumen umgebenen Häusern dicht an den Fluß herantretend, liegt das größere Dorf Peyreleau. Man merkt es dem klaren Wasserlaufe, der friedlich wie ein Wiesenbach zwischen den beiden Ortschaften dahin strömt, nicht an, daß er noch wenige hundert Meter oberhalb dieser Stelle sich als ein wilder, tosender Bergstrom zwischen den engen Wänden eines tiefen, in die Kalkfelsen gerissenen Cañons hindurch gewälzt hat. Dem am Flußufer stehenden Beobachter wird der Einblick in diese tiefe, an seltsamen Felsenbildungen überreiche Schlucht der Jonte, welche den Causse Méjan im Norden von dem nach Süden sich ausbreitenden Plateau des Causse noir scheidet, durch einige coulissenartig sich vorschiebende Felshänge versperrt. Aber von der Höhe eines westlich von dem Dorfe Peyreleau ansteigenden Berges, eines Vorsprunges des Causse noir, der einen unvergleichlichen Rundblick gewährt, kann sich der Reisende in kürzester Zeit über dieses, wie über noch manches andere Wunder des Caussegebietes orientiren und dabei von der vielleicht gehegten irrigen Meinung zurückkommen, daß er mit seiner Tour durch den Cañon des Tarn und den Streifzügen über die Kalkplateaus von Sauveterre und Méjan schon alle Merkwürdigkeiten des eigenartigen Berglandes erschöpft habe.

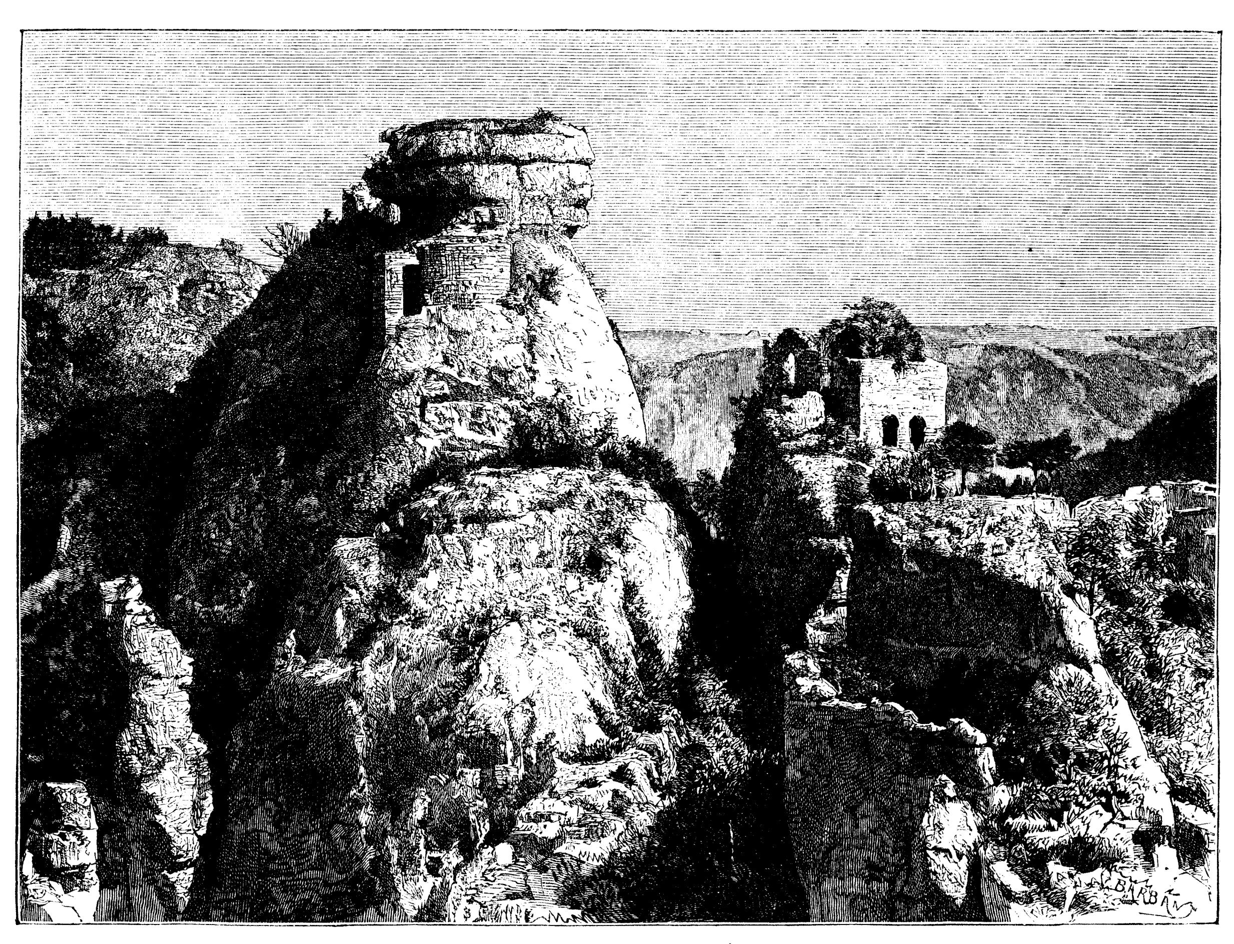
Zunächst zwischen Weinbergen hindurch, dann durch Buchengehölz und hohes Haidekraut führt ein Zickzackweg vom Dorfe Peyreleau zum Gipfel jenes Berges empor, der, wenn nicht alles trügt, wahrscheinlich in nicht gar ferner Zeit ein vielbesuchter Aussichtspunkt, der Aussichtspunkt par excellence der nach diesem Theile des Cevennengebietes kommenden Touristen sein wird. Einstweilen hat er zwar noch keinen officiellen Namen; für die Einwohner von Peyreleau ist er kurzweg „la montagne“, auf der französischen Generalstabskarte (feuille de Séverac, Nr. 208) figurirt er unter der Bezeichnung Punkt 815. Dem spekulativen Unternehmer aber, der voraussichtlich bald hier sein Sommergasthaus anlegen und gute Geschäfte damit machen wird, wird es nicht schwer fallen, einen wohlklingenden, großartigen und doch nicht übertreibenden Namen für diese selten begünstigte Stelle ausfindig zu machen. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß es in der That in diesem ganzen Gebiete keinen zweiten Punkt giebt, von dem man ein so klares Bild der Lage und Form, der Struktur und der geologischen Verhältnisse der einzelnen Kalkplateaus und ihrer Cañons erhalten kann; von keiner anderen Höhe aus erscheint wohl auch der Gegensatz zwischen den ausgedehnten, traurigen Kalkebenen der Plateaus, den steilen Abstürzen der dolomitischen Felsen, der bedrückenden Enge der Schluchten und der freudig-üppigen Vegetation der Flußthäler so scharf ausgeprägt, so überraschend.

Nach N hin und das Auge des Beobachters zuerst auf sich ziehend, zeigt sich die ganze 13 km lange untere Strecke des Cañon des Tarn vom Cirque des Baumes bis Le Rozier mit ihren zahllosen schäumenden Wasserstrudeln und den merkwürdigen Felspartien ihrer Wände und Abhänge. Weit nach W hin kann man den Lauf des Tarn verfolgen, der nach seiner Vereinigung mit der Jonte zunächst in jener Richtung, dann nach SW der Garonne zufließt. Nicht mehr als schäumender, an Stromschnellen reicher Bergstrom, wie in seinem oberen Laufe durch den Cañon, sondern



Das südwestliche Vorgebirge des Causse Méjan und das Dorf Le Rozier. (Nach der Natur aufgenommen von Vuillier.)

breit und ruhig strömt er durch die 400 bis 500 m unter dem Niveau der Kalkplateaus sich ausdehnende, fruchtbare Ebene der Rivières, nur an seinem rechten Ufer von kleinen, unbedeutenden Hügeln begleitet. Zur Rechten, nach NO, fällt zuerst das große, südwestliche Vorgebirge des Causse Méjan in die Augen, an dessen Fuße Le Rozier liegt. Ueber die Dolomitenmauern und Klippen des Gipfels hinweg sieht man von dem erhöhten Standpunkte aus das ungeheure öde Tafelland von Méjan sich ausbreiten, nach W zur Tarnschlucht hin merklich sich senkend, ringsum von höheren Wänden eingefaßt. Aber der Blick vermag nicht lange auf diesem Theile des großartigen Panoramas zu verweilen: zu mächtig wird er von der nach O hin fast geradlinig sich erstreckenden Schlucht der Jonte angezogen und von den phantastischen, abenteuerlichen Formen ihrer Dolomitenränder. Zum großen Theile noch reich bewaldet, von tiefen Seitenthälern, breiten Spalten und Klüften vielfach durchsetzt, ist dieser Cañon, wenn auch weniger tief und in seiner ganzen Länge nur 21 km messend, doch nicht minder merkwürdig und sehenswerth als der des Tarn. Wenden wir den Blick endlich nach S, so zeigt sich uns die weite Ebene des zwischen den Thälern der Jonte und der Dourbie sich ausbreitenden Causse noir. Wie die Causses von Sauveterre und Méjan ein großes Kalkplateau, unterscheidet der Causse noir sich doch von dem letzteren namentlich durch seine geringere Höhe und die etwas hügelige



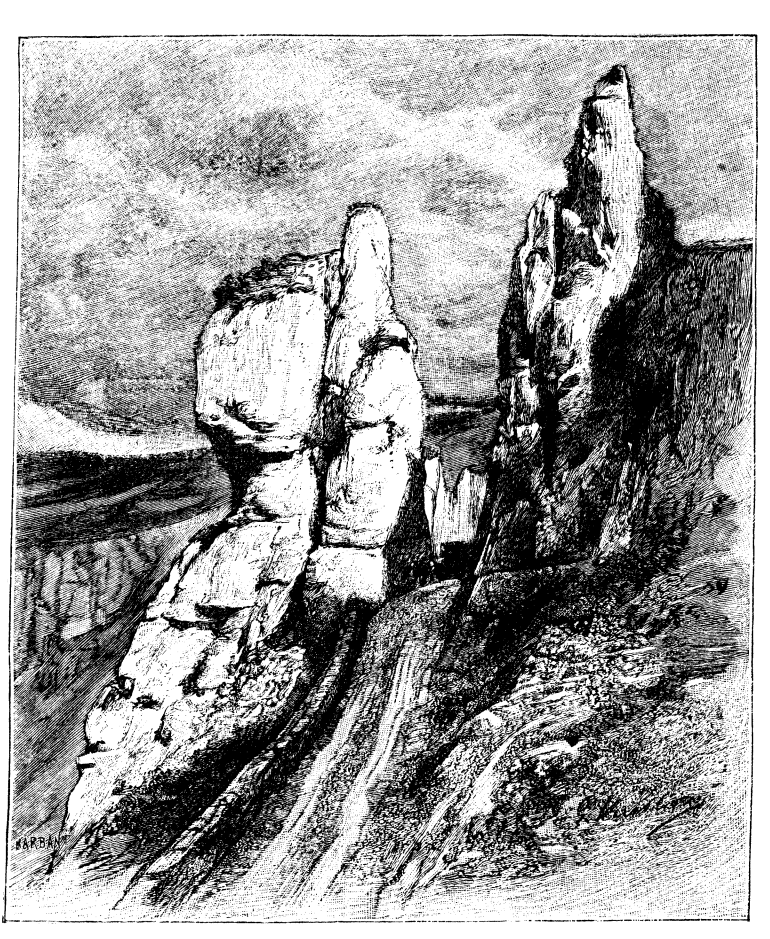
Einsiedelei St. Michel. (Nach einer Photographie.)

Bodengestaltung, die ihm im Vereine mit der reicheren Bebauung ein weniger ödes und trauriges Ansehen geben. Von landschaftlicher Schönheit ist indessen auch auf ihm nichts zu bemerken, und das Einzige, was das Auge des Beschauers als auffallend und merkwürdig fesselt, sind die in der Ferne an verschiedenen Punkten sichtbaren mächtigen alten Befestigungsthürme, die, anscheinend von großen Trümmerhaufen umgeben, hoch emporragen. Daß diese vermeintlichen Thürme und Ruinen die Dolomitenpartien von St. Véran, Roquesaltes und Montpellier-le-Vieux am Südrande des Plateaus sein sollen, erscheint zuerst kaum glaublich. Man muß eben diese ungeheuren Monolithe von 40 bis 120 m Höhe, diese kolossalen, wie von Menschenhand gleichmäßig aufgebauten Amphitheater und die durch Erosion entstandene wunderbare „Felsenstadt“ aus der Nähe gesehen haben, um jene Täuschung nicht nur begreiflich, sondern durchaus natürlich zu finden.

Die Entfernung zwischen Peyreleau und Montpellier-le-Vieux beträgt in gerader Richtung kaum 10 km, und wenn auch die quer über das Plateau führende Straße einen bedeutenden Bogen beschreibt, so ist der Ausflug nach der Felsenstadt doch bequem in einem Tage zu machen. Viel genußreicher ist er freilich, wenn man, anstatt jenes kurzen Weges über das einförmige Plateau, den weiten Umweg durch den Cañon der Jonte wählt. Mehr als zwei bis drei Tage nimmt auch diese Tour nicht in Anspruch, und man wird für den größeren Zeitaufwand und für die manchmal beschwerliche Wanderung zwischen den Klippen der Cañonwände reichlich entschädigt.

Auf dem rechten Ufer der Jonte, meist in halber Höhe

des Plateauabhanges sich haltend, führt eine gute Straße von Le Rozier nach dem am oberen Ende des Cañon gelegenen Städtchen Meyrunis; auf dem linken Ufer sind es meist nur schmale Maulthierpfade, die von der Höhe hinab zum Flusse oder auch streckenweise längs desselben hinführen. Von Peyreleau, oder vielmehr von dem etwas südlicher gelegenen Dörfchen Aleyrac aus, einem dieser zum Flusse hinabgehenden Maulthierpfade folgend, gelangt man mitten in der Bergwildniß in einer Höhe von 900 m zu den Ruinen der alten Kirche von St. Jean de Balme. Der trotz der theilweisen Zerstörung immer noch stattliche Bau mit dem massiven viereckigen Thurme, den starken Mauern und der doppelten Rundbogenstellung stammt aus dem 11. Jahrhundert und ist bis zur Revolutionszeit im Gebrauche gewesen. Ueber das Ende des letzten Priesters der Kirche, der, während er die Messe las, von einer Rotte Aufrührerischer erschlagen und dann vor der Kirchenthür verscharrt wurde, und über die wunderbare Klugheit und Treue seines Hundes, der den Einwohnern von Peyreleau die Kunde von dem Schicksale seines Herrn brachte, die Entdeckung der Thäter herbeiführte, um dann schließlich neben der wieder ausgegrabenen Leiche vor Kummer zu sterben, wissen die Bewohner der Umgegend noch heute eine aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzte rührende Geschichte zu erzählen.



Roc de la Bouillière. (Nach einer Photographie.)

200 bis 300 Jahre älter und von keiner Sage oder Legende mehr umwoben ist die sogenannte Einsiedelei von St. Michel, zu der man, von St. Jean de Balme durch den dichten Buchen- und Tannenwald der Höhe in östlicher Richtung vorschreitend, nach kaum einer Stunde gelangt. Auf zwei, den hier 400 m hohen Rand der Schlucht noch überragenden Felsklippen, die, vielfach zerklüftet, mit nur unbedeutenden Vorsprüngen fast steil zum Flusse abfallen, liegen die Ueberreste von zwei kleinen Behausungen, deren Bewohner trotz ihres verschiedenartigen Berufes vielleicht in dieser Einsamkeit als gute Nachbarn gelebt haben. Die eigentliche Einsiedelei mit der kleinen Kapelle daneben läßt durch die Bauart ihrer Zellen, ihre Kreuzgewölbe und die eigenartigen Ornamente deutlich erkennen, daß sie aus der karolingischen Zeit und zwar aus dem neunten Jahrhundert stammt. Die noch höher gelegene und durch eine tiefe Kluft von der Einsiedelei getrennte, halb in den Felsen gebaute Feste hat allem Anschein nach wegelagernden Rittern und Räubern zum Aufenthalte gedient. Ein uneinnehmbareres und geschützteres Versteck hätten sie sich nicht leicht anlegen können; selbst für einen geübten Bergsteiger ist das Emporklimmen zu der kleinen Burg äußerst beschwerlich und durchaus nicht gefahrlos. Die schönste Aussicht belohnt freilich für die Anstrengung. In der Pforte der Burg stehend erblickt man gerade gegenüber, in einer Entfernung von kaum 1500 m, die an dieser Stelle ganz besonders seltsam geformten Randklippen des Causse Méjan: Felsnadeln und Pfeiler, Bogenöffnungen und Zacken, die selbst im hellen Mittagssonnenschein phantastisch und märchenhaft erscheinen. Von der Rückseite der Burg aber blickt man in eine tiefe, weite Senkung hinab, den sogenannten Cirque de Madasse, wo Hunderte von kleinen spitzen Dolomiten-Thürmen, -Pfeilern und -Säulen, durch Erosion entstanden, wie die Bäume eines Waldes oder besser noch wie die Statuen, Thürmchen und Baldachine auf dem Dache eines gothischen Domes emporragen. Der Cirque de Madasse bildet übrigens nur einen Theil der großen Schlucht von Espaliès, einem der schönsten unter den vielen schönen Seitenthälern des Cañon.

Von den Höhlen und Grotten, an denen die Wände der Jonteschlucht ebenfalls reich sind, befinden sich die bedeutendsten am oberen Ende derselben, und zwar scheinen hier die nach Süden gerichteten in der Wand des Causse Méjan vorzugsweise bewohnt gewesen zu sein. Die Grotte von Nabrigas, die in eben dieser Wand etwa 300 m über der Thalsohle unweit Meyrunis sich befindet, ist als unerschöpflicher Fundort von Knochen des Höhlenbären schon seit dem Jahre 1835 berühmt. Ihr gegenüber, auf dem linken Flußufer in der Wand des Causse noir, ist aber vor wenigen Jahren erst durch einen Ziegenhirten die große Höhle von Dargilan entdeckt worden. Ein schmaler niedriger Gang führt von außen zu ihren drei, durch pfortenartige Oeffnungen mit einander verbundenen Räumen, deren größter, fast kreisrunder, eine Höhe von 30 m und einen Durchmesser von 100 m hat.

Das Städtchen Meyrunis hat außer seiner geologisch interessanten Lage und dem in geringer Entfernung ge-

legenen Roc de la Bouillière nicht viel Bemerkenswerthes aufzuweisen. Ein vom oberen Dolomitenrande des Causse Méjan emporragendes natürliches Felsenthor, gewährt der Roc de la Bouillière einen besonders seltsamen Anblick, seitdem man zwischen seinen beiden Säulen die große Fahrstraße hindurchgelegt hat.

Was die in geologischer Hinsicht interessante Lage von Meyrunis an der schmalen Berührungsstelle der Kalkplateaus mit dem Schiefer- und Granitgestein der Gebirgsmasse des Aigoual anbetrifft, so macht sich dieselbe durch den verschiedenartigen Charakter der Landschaft auffallend bemerkbar. Die dürftige Plateaulandschaft im Süden, Westen und Norden der Stadt unterscheidet sich wesentlich von der nach Osten zum Gipfel des Aigoual ansteigenden, reich bewaldeten, hügeligen Ebene, die von den Flüßchen Brèze und Butézon und zahlreichen, ihnen zuströmenden Bächen bewässert wird. Auf dem 1567 m hohen Gipfel des Aigoual selbst, der in wenigen Stunden von Meyrunis aus zu erreichen ist, wird jetzt eine meteorologische Station errichtet, die durch ihre außerordentlich günstige Lage von großer Wichtigkeit zu werden verspricht.

Kann Indien Europäern zur Heimath werden?

Von Dr. **Emil Jung.**

II. (Schluß.)

Es war natürlich, daß die Engländer in einer so weiten Entfernung von ihrem Vaterlande in Indien selber ein Klima suchten, welches dem altgewohnten ähnlich war, und sie fanden auf den vorgeschobenen Bergrücken des Himalaya Höhenlagen, wo sie die Kraft und Elasticität ihres Körpers wie ihres Geistes, die sie in den brennenden Ebenen des Ganges und Indus einzubüßen Gefahr liefen, wieder zur früheren Frische und Stärke zu erwecken vermochten. So hat sich auf den Vorbergen der großen Riesenkette ein ganzer Kordon von neuen Städten gebildet, eine Art indischen Englands, in Höhen von durchschnittlich 2000 m, und nirgends zeigen sich die Folgen der Besitzergreifung des Landes durch die europäischen Eroberer auffallender, als hier in diesen modernen englischen Städten, welche von den altindischen der Ebene mit ihren verfallenden Mauern und Zinnen und glänzenden Tempeln so durchaus verschieden sind.

Die älteste dieser Städte und die von europäischen Reisenden am häufigsten besuchte, da man sie von Kalkutta leicht erreichen kann, ist Dardschiling. Von Kalkutta nach Dardschiling führt eine schmalspurige Bahn, eins der Wunderwerke unseres Jahrhunderts; sie mißt im Ganzen 680 km, aber erst nachdem man Siliguri passirt hat, steigt sie mit schwindelnder Schnelligkeit bis zu 2325 m Höhe an. Auf einer Strecke von nur 81 km, auf dem Gebirgsrücken, bietet diese Bahn eine Steigung von 4,5 und sogar 7 Proc. oder durchschnittlich ungefähr 28 auf das Tausend und Kurven von nur 21 m.

Dardschiling, d. i. Heiliger Ort, wurde bereits 1835 als Gesundheitsstation an die Britisch-Ostindische Kompagnie abgetreten. Es liegt auf einem schmalen Berggrat, der sich 2000 bis 2350 m hoch erhebt und nach Osten steil in eine tiefe bewaldete Schlucht abfällt, aus welcher die Wasser des Grand Randjet zur Tista eilen. Dardschiling ist in historischer Folge die erste der englischen Gesundheitsstationen und, wie alle anderen derartigen Ortschaften, ist es von Kasernen und Batterien eingefaßt, aber sein allgemeiner Charakter ist der einer Gruppe von Palästen und Villen. Etwa $1^1/_2$ km vom Orte selber und in etwas höherer, völlig freier Lage ist ein Hospital für 150 kranke Soldaten errichtet worden. Seitdem der Ort durch Eisenbahn mit Kalkutta verbunden wurde, residirt hier auch der Lieutenant-Gouverneur von Bengalen während der heißen Sommermonate und 1883 wurde auch ein stattliches Privatetablissement, das Eden Sanatorium, errichtet, welches 52 Patienten aufzunehmen im Stande ist. Daneben breiten sich zahlreiche Villen von Engländern und reichen Indiern aus, welche hier den heißen Sommer verleben oder sich wohl auch ganz in die frische Bergwildniß zurückgezogen haben, in deren duftigem Hintergrunde der ewige Kantschindschinga sein Riesenhaupt zum Himmel emporhebt. „Ich begreife", ruft Dr. Hans Meyer aus, „daß man gesunden muß, wenn man sich, matt von indischer Sonne, hierher geflüchtet hat. Kopf und Lungen sind es nicht allein, die hier dem Kranken seine Kraft wiedergeben, sondern das Herz hat den Hauptantheil daran."

Doch leidet Dardschiling im Vergleich zu den übrigen Himalaya-Stationen an allzugroßer Feuchtigkeit, in den Morgenstunden aber, ehe die Wolken den Himmel verhüllt haben, um ihren täglichen Regen herabzusenden, hat man hier ein Panorama vor sich, wie es großartiger nicht gedacht werden könnte. Man lese nur Mantegazza's Schilderung! Dagegen sind die Schönheiten Simlas, der Sommerresidenz des Generalgouverneurs, viel weniger großartig, obschon auch diese Stadt, erbaut auf einem Grat zwischen dem Satletsch und einem Zufluß der Dschamna, nur dem Hintergrund der hier allerdings weniger mächtigen Gipfel des Himalaya, der Reize genug besitzt.

Simla wurde dem Radschah von Dschun 1815 genommen und dem Radschah von Patiala zugetheilt, aber später von diesem seitens der britischen Regierung erworben und vom Generalgouverneur zu seiner Sommerresidenz ausersehen, und so ist es faktisch während des Sommers die Hauptstadt des ganzen britisch-indischen Reiches. Sobald die heiße Jahreszeit herannaht, bedecken sich die Straßen, welche aus der Ebene nach Simla führen — denn bisher verbindet noch keine Zweigbahn den Ort mit dem großen, den Nordwesten durchziehenden Schienenstrang — mit den Equipagen und Gepäckwagen der hohen Regierungsbeamten Kalkuttas, denen auch die meisten ihrer Subalternen folgen. So wandern jährlich einige der Hauptverwaltungszweige zwischen den beiden Städten hin und her.

Das erste englische Haus wurde hier bereits 1819 erbaut, nachdem der Platz zwei Jahre zuvor durch die Brüder Gerard entdeckt worden war, aber den jetzigen Namen erhielt die zum Flecken herangewachsene Ansiedelung erst

1826, doch fand Jacquemont auf seiner indischen Reise 1831 nur gegen sechszig Häuser vor. Die Stellung Simlas als zweite Hauptstadt des Reiches datirt erst vom Jahre 1864. An dem Abhange eines Hügels aufgebaut, der allmählich von Westen nach Osten aufsteigt, liegt Simla mit seinen Palästen, Villen, Kirchen, Hôtels über einen Raum von 10 km Länge ausgebreitet. Den östlichen abgerundeten Gipfel, den Dschako, krönen Deodortannen, Eichen und Rhododendren, wie auch die westlich vorgelagerten Erhebungen prächtiger Hochwald bedeckt.

Die Stadt zählt nach dem Census von 1881 bereits 13 258 Einwohner und schon genügen die vorhandenen Quellen dem Bedarf nicht mehr, so daß es nöthig sein wird, einen der nahen Gießbäche zur Füllung der Reservoirs in Anspruch zu nehmen. Denn das Anwachsen Simlas beruht nicht nur auf seinen sanitären Vorzügen, weit mehr noch auf seiner geographischen Lage zwischen Kaschmir und Nepal, am Eingange des am leichtesten passirbaren Passes nach Tibet und auf einer Höhe, von wo die kriegerischen Stämme der Sikhs und Radschputen leicht in Schach gehalten werden können. Daher steht hier auch beständig eine starke Besatzung, deren Batterien auf dem westlich von der Stadt gelegenen Tschatok diese wie die umliegende Landschaft weithin beherrschen.

Aber auch noch durch weitere Stationen zu Subathu, Kasauli, Dagtschai, Kalka, welche sich im Süden theils an die Seiten der Hügel lehnen, theils ihre Gipfel krönen, wird Simla geschützt. Sie alle sind Gesundheitsstationen für die britischen Truppen. Kasauli wird bereits seit 1845 als Gesundheitsstation benutzt, der Commissioner von Ambala nimmt hier regelmäßig seinen Sommeraufenthalt. In der Regenzeit herrschen aber dichte Nebel vor und der Aufenthalt ist nichts weniger als angenehm, auch läßt die Wasserversorgung zu wünschen übrig, obschon 200 m unterhalb der Kasernen vorzügliches Trinkwasser den Bergen entquillt, und die Cholera ist hier zu wiederholten Malen aufgetreten.

Dagegen ist Subathu, das näher bei Simla liegt, weit trockener, weit mehr geschützt und fast völlig frei von Nebel; es ist hier weit heißer im Sommer und weit kälter im Winter. Während um Kasauli die Berge mit dichtem Wald bedeckt sind, ist hier die Umgegend völlig kahl. Subathu wurde schon 1816 nach Beendigung des Ghurka-Krieges zu einem militärischen Posten gemacht und es besitzt jetzt Kasernen für ein ganzes Regiment. Subathu ist eine durchaus gesunde Station, wogegen Dagtschai 1872 von Cholera heimgesucht wurde. Dieser Posten, seit 1842 für ein Regiment eingerichtet, liegt gleichfalls auf einer völlig kahlen und baumlosen Höhe. Am südlichsten liegt die Station Kalka, wo sich die von Ambala (Umballa) kommende Straße verzweigt, um bei Simla sich wieder zu vereinigen. Kalka liegt am Fuße der Berge, also weit weniger hoch als die übrigen Gesundheitsstationen und ist daher nicht so günstig gestellt wie jene.

Die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Gesundheitsstationen sind Mari (Murrie) und Abbotabad im Distrikt Hazarrah des Sind Saugor Doab. Beide sind auf den Vorbergen des Himalaya in einer Höhe von circa 2200 m erbaut und ihre Villen, Hôtels und Kasernen breiten sich weit über die ziemlich nackten Grate von eisenschüssigem Sandstein aus. Schnee fällt hier zuweilen von December bis März, doch bleibt er selten lange liegen. Mari ist in Indien berühmt wegen seines Biers, das hier ebenso wie in Simla, Solon, Kadauli, Dalhousie, Masuri (Mussoorie), Naini-Tal, Chakrata, Ranikhet und anderen Stationen, auch in den Präsidentschaften Bombay und Madras, sowie in Maissur, gebraut wird.

Eine der wichtigsten Gesundheitsstationen ist Dalhousie, wie die beiden vorhergenannten Mari und Abbotabad im Pandschab gelegen, inmitten rauher, zerklüfteter Granitfelsen, an welche sich die meist zweistöckigen Häuser anzuklammern scheinen. Schon 1851 plante Oberst Napier, der spätere Lord Napier of Magdala, die Anlage einer Gesundheitsstation an diesem Platze, der auch im folgenden Jahre vom Radschah von Tschamba käuflich erworben wurde. Indeß geschah bis 1860 weiter nichts; da aber wurde eine breite Straße für Kameele von den Ebenen nach hier angelegt, Bauoperationen begannen sofort, aber erst 1868 wurden die neuen Kasernen wirklich bezogen. Seitdem ist Dalhousie auch bei der Civilbevölkerung des Pandschab als Sommerfrische sehr in Aufnahme gekommen, obschon die Gäste nicht alles finden, was sie wohl erwarten dürften.

Im Südosten von Dalhousie trägt ein Ausläufer des Dhaola Dhar, des Weißen Berges, inmitten einer wildromantischen Umgebung, das ganz europäisch gebaute Dharmsala. Der Ort trägt seinen Namen von einem alten Hinduheiligthum, dessen Stelle er einnimmt und enthält zwei große Kasernen für europäische Soldaten, welche zeitweilig für den aktiven Dienst untauglich sind.

In den Nordwestprovinzen bestehen vier Gesundheitsstationen. Zwei davon, Landaur und Masuri (Mussoorie), bilden heute eine einzige Stadt, zu deren erfrischendem Klima inmitten scharfgeschnittener, schön bewaldeter Berge die Bewohner der staubigen Ebenen allsommerlich in Schaaren pilgern. Eine Station zur Erholung für genesende Soldaten wurde hier 1837 errichtet, sie nimmt alljährlich während des Sommers etwa 300, während des Winters 100 Invaliden auf. Die beiden anderen, Almora und Naini-Tal, liegen in der Division Kumara. Almora ist die Hauptstadt der Division und eine alte vielumstrittene Festung; jetzt aber ist sie dank ihrer Erhebung über den Meeresspiegel (1650 m) und der Frische ihrer reinen Luft zu einer der besuchtesten Gesundheitsstationen Indiens geworden. Ihr Rival ist das moderne Ranikhet, das 165 m höher liegt auf einem Plateau, welches alles, was eine Stadt zu ihrem Wachsthum nöthig hat: geeigneten Boden, vortreffliches Baumaterial und reichliches, gesundes Wasser, im Ueberfluß bietet. Die eine oder die andere dieser Bedingungen fehlt fast allen Plätzen im Himalaya. Man hat daher vorgeschlagen, statt Simla diese Stadt zu wählen und die bisher dort zur Erholung untergebrachten Soldaten hierher überzusiedeln. Ranikhet besitzt schon jetzt mehrere militärische Etablissements.

Die meisten aber, welche während der Sommerhitze diese Gegend der Erholung selber aufsuchen, folgen dem Beispiele des Lieutenant-Gouverneurs der Nordwestprovinzen, welcher seine Residenz Allahabad regelmäßig für einige Monate mit dem höheren (1945 m) Naini-Tal vertauscht. Wer hier irgend welche Großartigkeit der Natur erwartete, wird sich getäuscht finden; die höchsten Spitzen der Umgebung gehen nicht über 2500 m hinaus, aber es giebt wenige Gegenden des Himalaya, welche mehr dem gemäßigten Europa gleichen, und gerade darin liegt ein besonderer Reiz für die Engländer. So hat sich hier am Nordwestende des gleichnamigen Sees in engem Thale schnell eine Ansammlung von Häusern gebildet, die in dem dichtbewaldeten Amphitheater vom Fuße bis zur Spitze der Berge verstreut liegen.

Das südliche Indien hat seine Gesundheitsstationen in den Nilgiris, einem schroff emporsteigenden Tafellande aus wellenförmigen, an den Schweizer Jura erinnernden Berg-

kämmen. Der höchste Gipfel, Dodabetta, erreicht 2532 m Höhe; unter ihm in 2393 m Höhe liegt der Hauptort Utakamand (Ootacamund); andere Gesundheitsstationen sind Wellington oder Dschakatalla, Kunur und Kotagherry. Wellington ist aber die einzige militärische Station; hier sind beständig Abtheilungen aus den Ebenen zu ihrer Wiederherstellung stationirt. Utakamand und Kunur, mit einer mittleren Jahrestemperatur von 13,3°, resp. 19,1° C., sind die Mittelpunkte für die aus ganz Südindien zusammenströmenden Fremden und es entwickelt sich hier im Sommer ein Badeleben ganz im europäischen Stil.

Die Nilgiris, die „Blauen Berge“, so genannt, weil sie aus der Entfernung ganz blau gefärbt erscheinen oder weil die Wiesen auf ihnen im Frühling mit einem dichten Teppich von blauen Blumen überzogen sind, erscheinen dem, der aus dem Küstenlande zu ihnen auf der Bahn emporsteigt, wie ein wahrhaftes irdisches Paradies. „Die Vegetation“, schreibt Mantegazza, „trägt einen ganz australischen Charakter, riesige Eukalyptus und Acacia melanoxylon bilden einen wahren Zaubergarten.“ Und mitten in dieser künstlichen Flora gewahrt man blühende Rhododendren mit großen Büscheln rother Blumen, rostigen Blättern und dicken Stämmen, die an Stärke unseren Kastanien gleichkommen. Beim Aufstieg rief die Sceneric dem Dr. Meyer noch Erinnerungen an Tyrol wach, oben in Utakamand glaubte er sich in den Thüringerwald versetzt. Ilmenau paßte ihm am besten in den Vergleich. Von Anfang Mai an halten sich hier Hunderte von sonnenflüchtigen Madrasern und Bewohner anderer Städte Südindiens auf. Denn Madras mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 27,8° C., wo selbst im kältesten Monat Januar das Thermometer immer noch durchschnittlich 24,4° C. zeigt, ist in den Sommermonaten den Europäern durch Cholera, Dysenterie und Fieber sehr gefährlich und die, welche es können, sind dann herzlich froh, aus der mit Staub und Bacillen geschwängerten Stadtluft auf einige Zeit in die erquickende Luft der Nilgiris entfliehen zu können. Das Klima dieser Berge wirkt sehr wohlthätig bei Schwindsüchtigen und solchen, die durch das heiße Klima der niedrigeren Gegenden oder durch anstrengende Arbeiten geschwächt sind, in anderen Krankheitsfällen ist es aber eher nachtheilig.

Nicht vom Militär, wohl aber von zahlreichen südindischen Familien werden die Schivaraï oder Siva Radsch (d. i. der „Herrscher Siva“) im Distrikt Salem aufgesucht, deren höchster Gipfel 1648 m erreicht. Hier hat sich in 1310 m Höhe bereits die kleine Gesundheitsstation Yerkad gebildet.

Madras genießt noch heute wegen seines Klimas keines guten Rufes, obschon es sicherlich einen besseren verdient als Kalkutta; am schlimmsten von allen großen indischen Städten war aber in früherer Zeit Bombay beleumundet.

Der englische Militärarzt Fryer, welcher Persien und Indien von 1672 bis 1681 bereiste und 1698 seinen Reisebericht veröffentlichte, behauptet, daß von 500 Europäern, welche die Insel Bombay beträten, nicht 100 sie verließen. Ein landläufiges Sprichwort besagte damals, daß zwei Monsune oder Regenzeiten das Alter eines Mannes ausmachten. Heute ist Bombay zwar im Allgemeinen immer noch keine gesunde Stadt, die durchschnittliche Sterblichkeit beträgt 38,1 per Tausend, die Europäer aber leiden weniger davon, denn sie erfreuen sich in ihren Wohnungen, welche in Terrassen am Malabar Hill aufsteigen und einen prächtigen Ueberblick über Stadt und Meer gewähren, eines weit erfrischenderen Klimas als in dem ehemaligen europäischen Viertel Parell, welches die Residenz des Gouverneurs seit den letzten hundert Jahren enthält. In neuerer Zeit haben sie sich dicht am Meere in Beach Candy und in Kolaba, an der äußersten Südspitze der Halbinsel, angesiedelt. Am Malabar Point besitzt der Gouverneur eine hübsche Villa, die nach Süden auf das Meer hinausschaut, aber während der heißen Monate des Frühsommers zieht er sich mit seinem Haushalt und den vornehmsten Beamten nach Mahabaleschwar zurück und die Regenzeit verbringt er in Puna.

Mahabaleschwar liegt in 1437 m Meereshöhe im Distrikt Satara südöstlich von Bombay auf einem Plateau der Sahyadri-Berge. Es wurde 1828 von einem früheren Gouverneur Malcolm, nach welchem eins der Dörfer der Station Malcolmpet heißt, als Gesundheitsstation ausersehen und ist während der trockenen Jahreszeit ein sehr angenehmer Aufenthalt, dessen Hintergrund die grünen Berge bilden, in welchen die heilige Kistna entspringt und von wo man einen schönen Blick auf die Silberfläche des Meeres in der Ferne genießt. Aber sobald die Regen zu fallen beginnen, flieht alles nach Puna, welches dann vom Juni bis November zur zeitweiligen Hauptstadt der Präsidentschaft Bombay wird.

Nur vier Stunden mit der Eisenbahn von Bombay entfernt hat sich in 749 m Höhe eine vielbesuchte Sommerfrische aufgebaut, das liebliche Matheran mit prächtigen Waldungen und herrlichen Blumenwiesen, die sich an einem isolirten Massiv ausbreiten, welches eine Schlucht von den Wällen des Ghats trennt. Es ist dies eine Schöpfung ganz neuen Datums, noch in der Mitte dieses Jahrhunderts schritten wenige Wilde durch die Wälder, heute sind reizende Villen weit über die ganze Oberfläche gesäet.

Außerdem besitzen die Engländer noch Gesundheitsstationen in Radschputana und in Ceylon. In Radschputana, das durch seine großartigen heiligen Tempelbauten hoch berühmte Abu in dem kleinen Tributärstaat Sirohi, dessen Radschah nur schwer dazu bewogen werden konnte, den heiligen Grund und Boden an die Engländer abzutreten, die hier eine Station errichtet haben, welche sowohl dem englischen Aufsichtsbeamten, als dem in diesem Staate stationirten Militär als Erholungsort dient. Es wird hier freilich im Sommer zuweilen sehr heiß und man behauptet, daß seit dem Kommen der Engländer die Hitze infolge des rücksichtslosen Abholzens der Berge und des darauf folgenden Versiegens der Quellen bedeutend gestiegen sei, allein das Klima ist doch gesund, auch während der Regenzeit, man verspürt hier nichts von der dumpfen Hitze, welche die Ebenen dann so unerträglich und so gefährlich macht.

Abu ist die Sommerresidenz des britischen Residenten und seiner Beamten und der zeitweilige Aufenthalt zahlreicher Engländer und hat Quartiere für etwa 200 Soldaten. Im Winter ist es aber fast ohne alle europäischen Bewohner.

Ceylons Hauptgesundheitsstation ist Nuwera Eliya im Inneren der Insel am Fuße des Pedrotagalla in nahezu 1900 m Meereshöhe. Schon die Könige von Kandy hatten sich in diese „königliche Stadt des Lichtes“ geflüchtet, um den Portugiesen zu entgehen, aber als die Engländer den Ort 1826 entdeckten, war er nichts weiter als ein Dorf und das erste europäische Haus wurde hier 1829 errichtet. Jetzt zeigt sich in dem überraschend schönen Thale mit seinem See, im Hintergrunde die Halgallaberge und der Pedrotagalla, eine lange Reihe europäischer Villen inmitten dunkler Eukalypten und knorriger Rhododendren, zwischen denen sich mächtige Aloen mit ihren spitzen Stachelblättern sperren.

Welch ein lieblicher, erfrischender Aufenthalt diese Perle Ceylons ist, das hat uns Häckel in warmen Farben geschildert.

So tragen denn die Briten die größte Sorge, sich von den Unbilden des indischen Klimas fernzuhalten und ihren Wohnsitz, je nach den Jahreszeiten, so viel sie können, zu wechseln. Wie man sieht, steht es dem Gouverneur von Bombay frei, solchen Luftwechsel viermal im Jahre vorzunehmen. Eines ähnlichen Vorzuges erfreut sich auch ein großer Theil der indischen Beamten. Es ist ihnen möglich, sich jeweilig den schädlichen Einflüssen des Klimas zu entziehen. Zwar die wohlhabenden Klassen können periodisch in die gesunde, kühle Bergluft entfliehen; für alle Anderen bleibt aber ein solcher Luxus doch ausgeschlossen und würde es immer bleiben müssen, falls das europäische Element auch in die mittleren und unteren Schichten eindränge. Was aber das Militär betrifft, so wird für dasselbe sehr viel gethan. Für gesunde Behausung, Beköstigung, angemessene Bekleidung der Soldaten wird gesorgt und es fehlt nicht an Stationen, an welchen sie den Angriffen des Klimas entgehen oder, falls sie solche erlitten, sich wieder erholen können. Und dennoch ist die Sterblichkeit eine große, noch größer aber die Zahl derer, welche als Invaliden in ihr Vaterland zurückkehren. Ein Hinweis auf die doch noch stärkere Sterblichkeit der Eingeborenen, welche ja bekanntlich unter den allerungünstigsten Wohnungs- und Nahrungsverhältnissen ihr Leben verbringen, kann den Vorwurf der Ungesundheit des Klimas nicht abschwächen.

Aber, wird man schließlich fragen, wenn Indien in seinen Himalaya-Thälern, denen der Ghats, den Hochebenen der Nilgiris, von Tschota Nagpur, Animaleh u. a. ausgedehnte Striche besitzt, deren Klima dem Engländer durchaus zusagt, warum entwickelt sich hier nicht eine Kolonisation in größerem Maßstabe? Warum lassen sich auf diesen kühlen und fruchtbaren Ländereien, deren Gesammtareal dem Großbritanniens gleichkommen dürfte, nicht englische Farmer nieder und gründen hier ein neues Britannien, während die brennenden Ebenen des Pandschab, die sumpfigen Striche Bengalens, die dürren Plateaus des Dekkan den Eingeborenen überlassen bleiben? Ein solcher Versuch würde an zwei Hindernissen scheitern, und in richtiger Erwägung dieser Hindernisse hat man den wiederholt aufgetauchten und erörterten Plan einer Kolonisation Indiens durch Europäer immer wieder fallen lassen.

Der Arbeitslohn steht in Indien, wie in ganz Ostasien überhaupt, auf einer sehr niedrigen Stufe, während der englische Arbeiter, schon in seiner Heimath so gut bezahlt, im Auslande noch weit mehr erwartet, so daß von einer Konkurrenz zwischen europäischen Kolonisten und Indiern nicht die Rede sein könnte. Vermögen schon die Chinesen, die ihrer Hände Arbeit doch zu so bescheidenem Preise verkaufen, mit indischen Kulis kaum in Wettbewerb zu treten, so daß sie ihre Thätigkeit fast ausschließlich auf Handel in den Städten beschränken, so muß der englische Arbeiter noch viel mehr von einem solchen Versuche zurückstehen. Nur als Besitzer, als Aufseher können Engländer an der Bewirthschaftung des Bodens Antheil nehmen.

Aber selbst wenn die ökonomischen Verhältnisse den Briten eine Wirksamkeit als Bebauer des Landes gestatteten, so würde vom politischen Standpunkte ein Eintreten englischer Farmer in die Klasse indischer Ryots von der Regierung höchst ungern gesehen werden. Die Engländer betrachten sich selbst als eine höhere Kaste, weit über allen Landesbewohnern stehend, und sie werden auch von den Indiern so angesehen. Sie können nicht wünschen, daß dies Prestige erschüttert werde. Dies müßte aber unzweifelhaft geschehen, wenn jene Pläne verwirklicht würden.

Indien ist ein erobertes Land, keine Kolonie. Die Annahme, daß der Engländer auf indischem Boden je dauernd Wurzel fassen werde, erscheint nach allem völlig ausgeschlossen. Damit ist auch die Zukunft Englands in dieser seiner reichsten, wichtigsten Besitzung bestimmt vorgezeichnet.

Die Karagassen[1]).

I.

Im Bezirke von Nishne-Udinsk (Gouvern. Irkutsk) hat sich der kleine Volksstamm der Karagassen, ein Rest der Ureinwohner Sibiriens, bis heute erhalten. Der Karagasse erinnert in seiner Kopfform und seinen Gesichtszügen etwas an den Burjäten, doch sind seine Gesichtszüge weniger eckig und regelmäßiger als die des Burjäten. Seine Gestalt ist klein, mager, wie ausgedörrt vom Rauche der Wohnungen, das Gesicht bartlos, die Zähne blendend weiß, die Nase ein klein wenig platt, die Haare schwarz, rauh und verfilzt. Das Antlitz der Karagassen zeigt selten irgend eine Bewegung, die Miene ist stets ruhig, leidenschaftslos, apathisch. Der Karagasse trägt einen langen, bequemen Rock aus Ziegenfellen, der mitunter an den Rändern mit schwarzem Zeug besetzt ist, Hosen aus Ziegenfell, ebenso hohe Stiefel von demselben Stoffe, das Rauhe nach außen gekehrt, auf dem Kopfe eine Mütze mit Seitenklappen — darin besteht die ganze Kleidung. Leibwäsche kennt er nicht; kommt es zufällig vor, daß er sich ein Hemd kauft, so trägt er es so lange, bis es am Körper selbst auseinanderfällt. — Unzählige Läuse kriechen auf seinem Haupte, auf seinen Kleidern umher, und ein äußerst unangenehmer Geruch geht von ihm aus.

Der Karagasse steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung; sein eben geschildertes Aeußere macht einen betrübenden Eindruck.

Der ganze waldige Landstrich — die Taiga[1]) — südlich von Nishne-Udinsk bis zur chinesischen Grenze gehört den Karagassen; er ist in Theilstücke zerlegt. Die einzelnen Theile sind verschiedenen Geschlechtern zugewiesen und ein bestimmtes Geschlecht jagt nur in dem ihm gehörigen Gebiete: es ist nicht gestattet, die Thiere auf ein fremdes Gebiet zu verfolgen. Da die einzelnen Theilstücke sehr ausgedehnt sind, so haben die Besitzer ausreichenden Platz für ihre

[1]) Nach dem Russischen des „Sibir“ 1885, Nr. 48 und 1886, Nr. 15 und 16.

[1]) Die mit Wald bedeckten Gegenden Sibiriens werden „Taiga“ genannt.

Nomadenzüge und für ihre Jagd. Hat der Karagasse erkannt, daß in einer bestimmten Gegend viele Thiere sich aufhalten, daß viel Renthiermoos vorhanden ist, so baut er sich sofort eine Jurte: d. h. er steckt eine Anzahl dünner Stangen in den Erdboden, bindet die frei nach oben ragenden Spitzen zusammen, bedeckt den so entstandenen Kegel von außen mit Renthier- oder Elenfellen und — die Wohnung ist fertig. In solch einer Hütte (Jurte) verbringt er mit seiner Familie den ganzen Winter; die Unbilden des rauhen sibirischen Klimas rühren ihn gar nicht. Seine Geduld im Ertragen der Kälte ist bewunderungswürdig. Ein schrecklicher Sturm wüthet durch den Wald, die Bäume platzen vor Kälte, dichtes Schneegestöber verfinstert die Luft — der Karagasse aber verfolgt unablässig das Eichhörnchen, während seine Familie in der Jurte auf Renthierhäuten liegt und sich am Feuer wärmt. Um die Kinder an Kälte zu gewöhnen, wird das Neugeborene sofort im Schnee gewälzt, in einen Sack aus Renthierfell gesteckt und dann an die Seite der Mutter gelegt. Beim Wechsel der Wohnplätze werden die kleinen Kinder in Säcken einem Renthiere an die Seite gehängt und so wird gewandert.

Dem Karagassen dient als Speise vorzüglich das Fleisch der erjagten Thiere. Brot wird nur wenig genossen; es wird in sehr einfacher Weise zubereitet: das Mehl wird mit Wasser zu einem dicken Brei gerührt, aus welchem flache Kuchen geformt und in heißer Asche gebacken werden. Erst in jüngster Zeit hat der Karagasse den Ziegelthee gebrauchen gelernt. Ein sehr beliebtes Essen ist das frische Bärenfett; es wird in Stücke geschnitten und die einzelnen Stücke in den Mund geschoben und ausgesogen. Schon dem Säugling giebt man statt eines Zulps ein Stück Bärenfett; damit das Kind sich nicht verschluckt, wird das Fettstück an ein Stäbchen gebunden.

Das ganze Leben des Karagassen ist ein unaufhörlicher, ununterbrochener Kampf mit der Natur; der ganze Kreis seiner Beschäftigung besteht in der Jagd. Er schlägt seinen Wohnungssitz nur dort auf, wo Eichhörnchen sich finden; gehen die Thierchen weiter zurück in das Waldesdunkel der Taiga bis zur chinesischen Grenze, so nomadisirt der Karagasse hinter ihnen her. Sein Jägerinstinkt betrügt ihn nie, sein kleines Auge ist sicher und die schwere Hand fehlt nie. Hat er einen Bären aufgespürt, so geht er mit der einfach gezogenen Büchse und einem Messer kühn ihm entgegen und besiegt ihn. Am vortheilhaftesten für ihn ist die Jagd auf Zobel, Hirsche, Elenthiere, Bären, Füchse und Eichhörnchen. Dank seinem ungewöhnlichen Jagdinstinkte, seinem sicheren Auge und der festen Hand, Dank der Kenntniß der Lokalitäten, wo die Thiere hausen, gewinnt der Karagasse so viel, daß er mit seiner Familie satt werden und seine Abgaben (Jassak) bezahlen kann. Hier aber stoßen wir auf das Verderben, das dem Karagassen unsere gerühmte Civilisation gebracht hat.

Nach Mittheilungen aus dem Jahre 1884 zählte man im Ganzen 457 Karagassen beiderlei Geschlechts (232 männliche, 225 weibliche Individuen). Es werden fünf Sippen unterschieden: 1) die karagassische, 2) die mandschurische, 3) die Chudinsker, 4) die Kangazker und 5) die Silnigursker. Die letzte ist die zahlreichste (72 männl., 70 weibl. Individuen), dann die Kangazker (54 männl., 45 weibl.), weiter die Chudinsker (44 männl., 47 weibl.), die mandschurische (31 männl., (41 weibl. und schließlich die karagassische (26 männl., 22 weibl.). Alle Karagassen werden von einem eingeborenen Fürsten, dem Oberhaupt aller fünf Sippen, beherrscht, welcher Schulenga genannt wird; in den einzelnen Sippen führt der Darga (der Aelteste) das Regiment. Die Würde des Schulenga ist seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. erblich. Unter den Karagassen hat sich bis heute die Tradition erhalten, daß ihre Deputirten mit dem Schulenga an der Spitze in die Hauptstadt zur weißen Zarin gepilgert seien. Sie seien so sehr erschreckt gewesen, so sehr verwundert über die zarischen drohenden Wächter, über die Pracht des Hofes, über das erhabene Aussehen der Kaiserin, daß sie unter keiner Bedingung sich der kaiserlichen Majestät nähern wollten, sondern daß sie ihre theuren sibirischen Zobel mittels eines langen Stockes überreichten, worüber die Kaiserin aber nicht ärgerlich geworden, sondern herablassend sich mit ihnen unterhalten habe.

Die Karagassen sind ebenso wie die anderen Eingeborenen Sibiriens von der Militärpflicht befreit; sie bezahlen nur eine jährliche Abgabe (Jassak), die in Zobeln von ihnen erhoben wird. Nach der Bestimmung der Regierungsbehörde in Irkutsk beträgt die Abgabe jährlich 4 Rubel 29 Kopeken (ca. $8^1/_2$ Mark) für eine (sogenannte) Revisionsseele[1]). Ferner wird ihnen von der Bezirkspolizei in Nishne-Udinsk Mehl, Pulver und Blei verabfolgt, wofür die Bezahlung gleichfalls in Zobelfellen erhoben wird. Alljährlich einmal, am 5. December, kommen alle Karagassen zur Versammlung (Suglan), welche 60 Werst (Kilometer) von der Stadt Nishne-Udinsk an den Ausläufern des Sajanischen Gebirges stattfindet; dann erscheinen aus Nishne-Udinsk der Ispravnik (Chef der Landpolizei — Kreisrichter), ein Priester und die verschiedenen Händler.

Vor allem werden die von den Karagassen erbeuteten Felle und Pelzwerke an einem bestimmten Orte zusammengebracht: im Jahre 1884 waren beim Suglan vorhanden 757 Felle vom Zobel, 3178 vom Eichhörnchen, 258 vom Renthiere, 116 vom Elenthiere, 159 vom Edelhirsch, 68 vom Bären und 21 von Ziegen. Nun wird zum Einsammeln der Jassaks geschritten. Alle Zobel werden durch öffentliche Abschätzung in drei Sorten getheilt: die beste Sorte galt im Jahre 1881 à 12 Rubel (24 Mark) (im Jahre 1883 — 17, in den Jahren 1882 und 1881 — 25 Rubel); die mittlere Sorte galt 7 bis 10 und die geringste Sorte nur 3 bis 5 Rubel. Der Jassak wird mit Zobeln der ersten Sorte entrichtet, und diese werden direkt an das Kaiserliche Kabinet in St. Petersburg gesandt; im Jahre 1884 waren es 115 Stück. Die Zobel der zweiten Sorte werden zum Ankauf von Mehl, Pulver und Blei verwendet und der Rest öffentlich verkauft. Bei Gelegenheit dieser nur einmal jährlich stattfindenden Versammlung vollzieht der Priester die nothwendigen gottesdienstlichen Handlungen, er tauft die neugeborenen Kinder, traut die verlobten Paare u. s. w. Es ist begreiflich, daß die Karagassen, obwohl alle getauft sind, doch der religiösen Belehrung entbehren und deshalb vollkommene Heiden geblieben sind. Ist die Versammlung aufgehoben, so fahren alle Karagassen nach Nishne-Udinsk.

Der Betrag des von den Karagassen erhobenen Jassaks ist verschwindend klein im Vergleich zum Werthe der von ihnen erlegten Pelzthiere; sie bringen etwa nur den dritten Theil ihrer Jahresbeute an Fellen und Häuten zur Versammlung; die anderen zwei Drittel werden anderweitig verkauft. Hiernach sollte man meinen, daß unter diesen Umständen die Karagassen nicht nur ihre Abgaben voll bezahlen können, sondern auch zum Ankaufe der erforderlichen Lebensbedürfnisse genug Mittel besitzen. Allein thatsächlich stellt die Sache sich umgekehrt heraus. Gegenwärtig schulden die Karagassen etwa noch 600 Rubel (1200 Mark); dabei

[1]) Bei den sog. Revisionen (Zählungen) werden nur die männlichen Individuen als „Seelen" gezählt.

leiden sie oft Noth, weil ihnen Mehl, Pulver und Blei fehlen. Und alles das bewirkt der Branntwein und der russische Krämer. Ungeachtet dessen, daß der Handel mit Branntwein unter den Karagassen streng verboten ist und daß die dabei Betroffenen streng bestraft werden, versteht es der russische Händler, in vorsichtiger Weise alle Hindernisse zu beseitigen; er zieht hinaus in den Wald zu den Karagassen und erzielt von ihnen großen Gewinn. Er folgt mit seinem Branntweintönnchen den Nomaden in das Dickicht der Wälder; von Zeit zu Zeit verdünnt er den Branntwein mit Wasser. Er führt aber nicht nur Branntwein bei sich, sondern auch Mehl, billige Kleider, Hosen, Hemden, Gurten und andere Dinge.

Es ist strenger sibirischer Winter: kalt weht der Wind mit Geheul durch das Waldesdickicht, so daß die Thiere sich in ihren Höhlen verkriechen, um sich zu schützen; der Karagasse aber folgt ihnen unermüdlich und läßt sie nicht aus dem Auge, bis er sie erlegt hat. Endlich hat er zwei oder drei Zobel erlegt, vielleicht 20 Eichhörnchen getödtet; ermüdet kehrt er in seine Jurte zurück, um sich zu erholen: da trifft er den Krämer. „Guten Tag, Freund!“ ruft der Kaufmann, „frierst du?“ „U, u!“ stöhnt der Karagasse. „Du sollst warm werden, ich bewirthe dich; trinke ein Gläschen!“ Der Karagasse stürzt gierig den dargebotenen Branntwein hinab, in Folge der Kälte und des Hungers wird er leicht berauscht; er trinkt das zweite ihm dargebotene Gläschen und ist — betrunken. Nun beginnt der Handel. Der Händler giebt ihm nun keinen Branntwein mehr, wenn er nichts kauft. Beim Handel übervortheilt er ihn maßlos, denn für einen werthlosen Gürtel nimmt er ein theures Zobelfell. Der Karagasse will noch trinken, doch der Kaufmann giebt nichts, bis er endlich für ein Zobelfell oder für ein Bündel Eichhörnchen ein Glas Branntwein bekommt. So hat der Händler seinen Zweck erreicht; er zieht befriedigt weiter, der unglückliche Karagasse aber liegt betrunken in seiner Jurte. Alle seine Felle hat er fortgegeben und dafür bunte Gürtel und Tücher eingetauscht. Pulver und Blei ist wenig vorhanden, Mehl fehlt ganz; der December ist nahe, der Jassak soll bezahlt werden, woher soll man die Mittel dazu nehmen? Ein anderer Händler erscheint, er hat Pulver und Blei zum Verkauf; die alte Geschichte beginnt von Neuem — der Händler zieht ab und nimmt die Renthiere des Karagassen mit sich, für welche er Pulver und Blei zurückgelassen hat.

Doch es gelingt dem Karagassen, abermals einige Beute zu machen und er zieht zum Versammlungsort. Kosaken sind aufgestellt, um den Branntweinhandel zu verhindern, aber vergeblich: die Händler sind schon da, das Trinken beginnt; die Kosaken sind auch dabei und versorgen sich auch mit Fellen — alle für Branntwein. Aber auch andere Personen, welche die Versammlung besuchen, beschäftigen sich mit solchem Gewerbe.

Die Versammlung kommt den armen Karagassen theuer zu stehen! Alles nimmt ihnen Zobel und Eichhörnchen! Der Platz, auf welchem der Kreisrichter sitzt, wird mit Bären- und Renthierfellen belegt; nach Schluß der Versammlung nimmt der Kreisrichter die Felle als sein eigen in Anspruch; so ist es von Alters her gewesen. Für die Taufe eines Kindes, für eine Trauung — werden Felle gezahlt, deshalb wartet alles, selbst in Nishne-Udinsk, mit Ungeduld auf den Beginn der Versammlung. Nach Schluß der Versammlung fahren alle Karagassen in die Stadt Nishne-Udinsk; hier nehmen sie das bestimmte Quantum Mehl, Pulver und Blei in Empfang. Nun hat aber der Karagasse noch Geld übrig; er hat seine ganze Jahresbeute verkauft — jetzt will er sich in Freiheit ergehen. Und was thut der Unglückliche? Er fängt an, Branntwein zu trinken und trinkt so lange, bis er nichts mehr zu vertrinken hat, bis die Schenkwirthe nichts mehr liefern. Aber er will trotzdem noch trinken — der Branntwein ist in der Stadt viel billiger und viel besser als in der Taiga. Und nun bringt er seinen angekauften Vorrath, sein Pulver und Blei zum Schenkwirth und vertrinkt Alles. Jetzt ist nichts mehr vorhanden, kein Thee, kein Mehl, kein Pulver und kein Blei. Wie soll er nun heimkehren? Ohne Thee und ohne Mehl läßt sich schon leben — aber was soll er ohne Pulver? Hat er Pulver, so kann er wieder auf die Jagd ziehen und dann gewinnt er Alles, was er eben verschleudert hat. Er bittet nun fußfällig und unter Thränen den Schenkwirthen um Rückgabe des Pulvers. Das versteinerte Herz des Schenkwirthes wird weich, er liefert das Pulver aus — und im nächsten December läßt er sich das Zehnfache des Gelieferten wiedergeben. Endlich kehren die Karagassen in die Taiga zurück: und was wartet hier ihrer? So lange das Pulver reicht, haben sie zu leben, aber ist der Vorrath verbraucht, so müssen sie hungern; dann gehen sie zu den Reicheren als Knechte, als Arbeiter und überlassen ihre unglückliche Familie ihrem Schicksale.

In der letzten Zeit hat die Lage der Karagassen sich bedeutend verschlimmert, weil die Pelzthiere allmählich verschwunden und die Preise der Zobel gefallen sind.

Im Frühling beginnen die Waldbrände; das Gras wird angesteckt, bald sind die Wälder von einem feurigen Gürtel eingeschlossen, und fangen selbst an zu brennen, dadurch wird allmählich der Wald zu Grunde gerichtet; die Thiere ziehen sich nun weiter zurück und der Karagasse hat noch mehr Mühe als früher, ihnen zu folgen.

Vor Kurzem zählte man noch etwa 1000 Karagassen — jetzt sind es noch 232 und in 10 bis 15 Jahren wird vielleicht keine Spur von ihnen mehr vorhanden sein; so unbemerkbar das traurige Leben der einzelnen Karagassen dahinfließt, so unbemerkbar wird das ganze Volk der Karagassen vom Antlitze der Erde verschwinden.

Kürzere Mittheilungen.

Thoroddsen's jüngste Reise auf Island.

Ueber seine Reise nach Kap Horn hat Herr Adjunkt Thoroddsen dem isländischen Blatte „Sudri“ noch weitere Mittheilungen gemacht; da diese entlegene Gegend Islands wirklich eine Art terra incognita ist, wohin kein Tourist sich verirrt, so dürften einige kleine Auszüge aus jenen Mittheilungen des Interesses nicht ermangeln.

Die lange Küstenstrecke zu beiden Seiten von Kap Horn bildet drei Kirchengemeinden, und da die Entfernung zwischen den Höfen sehr groß ist, so ist der Kirchenweg ein sehr langer

und äußerst beschwerlicher. Ein isländisches Sprüchwort sagt deshalb auch: „Das Kind muß zur Kirche gehen, um getauft zu werden." Sicher ist, daß die Bewohner mancher Höfe nur einmal im Jahre während des besten Sommerwetters die Kirche besuchen können; tritt schlechtes Wetter ein, dann kann ein solcher Kirchgang vier bis fünf Tage oder noch länger dauern. Am beschwerlichsten ist es jedoch, die Leichen nach den bei den Kirchen gelegenen Friedhöfen zu schaffen; während des Winters ist dies beinahe unmöglich, weshalb man genöthigt ist, die Särge vorläufig im Schnee beizusetzen, bis das Wetter und der Weg besser geworden sind. Hr. Thoroddsen erzählt folgende Thatsache: Im vorigen Winter starb auf dem Hofe „Bjarnanes" ein Mann, dessen Leiche nach der Kirche auf „Stad i Grunnavik" geschafft werden sollte. Zuerst dauerte es lange Zeit, ehe die Leichenträger gesammelt werden konnten, und als diese auf dem Hofe anlangten, mußten sie hier des eingetretenen schlimmen Wetters wegen acht Tage verweilen. Dann wurde der Sarg auf einen Schlitten gesetzt, um ihn auf diese Weise über einen zwischenliegenden Gebirgsrücken zu transportiren; auf dem Gebirgsrücken angelangt, wurden sie von einem so heftigen Schneesturm überfallen, daß sie den Sarg stehen lassen und umkehren mußten, wodurch alle in große Lebensgefahr geriethen. Während der Sarg drei Wochen hindurch im Gebirge stand, starb noch ein anderer Mann in der Gemeinde; es glückte nun, sechs von den kräftigsten jungen Leuten zu bewegen, eine neue Reise zu unternehmen. Nach einigem Suchen fanden sie auch den ersten Sarg im Schnee, und nun wurden beide Särge nach einem mit Eis belegten Fjord hinab geschafft. Die Schlittenfahrt auf dem Eise ging recht gut, aber als sie die Mitte des Fjordes erreicht hatten, trafen sie offenes Wasser. Die Leute mußten nun die Särge auf dem Eise stehen lassen und einen weiten Weg um den Fjord machen, bis sie endlich in einem Hofe ein Boot geliehen bekamen, um die Särge damit weiter zu befördern; nachdem sie die Mündungen von zwei breiten Fjorden passirt hatten, erreichten sie schließlich mit Mühe und Noth die Kirche auf „Stad i Grunnavik".

Für die Geistlichen in diesen Gegenden ist es nicht leicht, ihre Gemeinden zu besuchen, denn sie müssen gefährliche und ungebahnte Wege zu Fuß zurücklegen. Vor einigen Jahren waren der Geistliche in Stad und seine drei Begleiter nahe daran, von einer Lawine verschüttet zu werden.

In dieser Wüstenei sind gesellschaftliche Zusammenkünfte sehr selten, nur Hochzeitsfeste, die oft zwei bis drei Tage dauern, machen eine Ausnahme. Bei einer solchen Gelegenheit sind die gewöhnlichen Gerichte: die traditionelle isländische Grütze, Braten und eine Art Pfannkuchen, die „Lummur" genannt werden. Beim Abschiede giebt jeder Hochzeitsgast je nach seinem Vermögen 2 bis 10 Kronen als Geschenk.

Außer Andachtsbüchern und den sogenannten „Rimur", d. h. versificirten Sagen und Erzählungen über die Helden der Vorzeit, fand Thoroddsen nicht viele andere Bücher. Die jüngere Generation kann jedoch lesen und schreiben, was mit allen alten Leuten nicht der Fall ist. Früher soll hier der Glauben an Zauberei und Hexerei ganz allgemein gewesen sein, jetzt jedoch aufgehört haben.

Der Kampf ums Dasein ist nirgends auf Island ein so harter wie in diesen öden Gegenden; namentlich in den letzten Jahren haben die Bewohner hart gelitten. Zu Thoroddsen sagten mehrere, daß sie gerne auszuwandern wünschten, nicht nach Amerika, wohl aber nach milderen Gegenden im Lande; dies läßt sich aber schwer ausführen, denn sie können ihre Besitzungen weder verkaufen noch mitnehmen. Die Meisten waren jedoch einigermaßen mit ihrem Aufenthalt auf dieser Stelle der Heimathsinsel zufrieden, wünschten nur in den nächsten Jahren besseres Wetter. Die Bewohner sind flinke und arbeitstüchtige Leute, aber ihre Geräthschaften sind wie beinahe überall im Lande sehr primitiv. Zwischen dem Wetter am „Hornstrande" und dem im Süden der Insel ist ein himmelweiter Unterschied, aber zwischen der Arbeitstüchtigkeit auf diesen beiden Stellen ist der Unterschied nicht so groß. Die Bewohner in den nördlichen Gegenden sind fast alle sehr arm, aber sie stellen auch keine große Anforderungen an das Leben. Thoroddsen wurde überall mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen.

Von den drei hier in Frage stehenden Kirchengemeinden, nämlich „Stadur i Grunnavik", „Stadur i Adaluck" und „Arnes", erhalten die beiden ersteren einen Zuschuß aus der Landeskasse von resp. 400 und 600 Kronen jährlich, letztere dagegen keinen, da zu dem Predigerhofe eine Insel gehört, welche jährlich über 100 Pfund gereinigte Eiderdaunen abwirft, die zur Zeit wenigstens 1800 Kronen einbringen. Diese Pastorate gehören zu den sogenannten „armen Pfründen", eine Bezeichnung, welche auf den größten Theil der isländischen Pastorate anwendbar ist.

Die amerikanische Landwirthschaft und ihre Feinde.

Die außerordentlichen Verwüstungen durch Insektenfraß, unter welchen die amerikanischen Ernten leiden, sind, wie ein referirender Artikel der „Edinburgh Review" ausführt, hauptsächlich eine Folge der extensiven Kultur der Nährpflanzen der betreffenden Insekten. Vor 200 Jahren existirte der „wildcrab" (wilde Apfelbaum) noch nicht in Amerika und daher gab es auch keine Apfelinsekten. Die Einführung der Obstpflanzen von Europa wurde begleitet von derjenigen einiger ihrer natürlichen Parasiten. Die ausgedehnten Flächen, welche ausschließlich der Kultur einer bestimmten Nutzpflanze gewidmet sind, bilden ebenso viele Brutstätten für die Insekten, die sich davon nähren. So befindet sich z. B. in der Nähe von Hudson (N.-Y.) eine Apfelbaumpflanzung von 300 Acres, welche 26 000 Apfelbäume enthält. Der Pfirsichgarten zu Orchard Hill (Georgia) enthält 54 000 Pfirsichbäume und nimmt eine Fläche von 540 Acres ein. Ein Obstzüchter in Californien hat eine Traubenpflanzung von 1010 Acres, deren Ertrag sich auf 4 Mill. Pfund Muskatbeeren beläuft. Eine Baumwollpflanzung bei Albany erstreckte sich 1872 über ein Areal von 6500 Acres; eine Farm in Nebraska enthielt 12 000 Acres Hafer und 24 000 Acres Weizen. Drei Weizenfelder im San Joaquin-Thale dehnten sich beziehentlich über 17 000, 23 000 und 36 000 Acres aus. Ein Kartoffelfeld in Colorado bedeckte eine Fläche von 150 Acres und hatte einen Ertrag von 25 000 bis 30 000 Bushels. 1 Mill. Quarts Erdbeeren wurde 1877 in Dighton (Mass.) geerntet. Die allgemeine Tendenz des Ackerbaues in Amerika ist auf die Erzeugung bestimmter Ernten in einem Maßstabe gerichtet, der nur in der Schwierigkeit ihrer Bewältigung eine Schranke findet — und das endliche Resultat hiervon muß die Ausrottung der Landwirthschaft selbst sein, falls nicht geeignete Mittel angewendet werden, um die Ernten vor den Feinden zu schützen, welche sie heranziehen und ernähren. Einen Begriff von den durch die letzteren angerichteten Verheerungen geben folgende Daten:

Während des Auftretens der Weizenmücke (Diplosis tritici) 1854 und 1857 fielen in Livingstone-County 2000 Acres bei der Ernte aus, welche pro Acre 30 Bushel hätten ergeben können. Die Weizenernte in New-York ergab 1854 einen Verlust von 3 Mill. Liter. In Ohio war der Verlust noch größer, in Canada zerstörte dasselbe Insekt 8 Mill. Bushel Weizen. Der baare Werth des 1864 im Staate Illinois durch die „Chinchbug" zerstörten Getreides wird auf 73 Mill. Dollars geschätzt. Dasselbe Insekt verursachte in Missouri 1874 einen Schaden, der sich auf 19 Mill. Dollars belief.

Der Verlust durch die Verheerungen der Felsengebirg-Heuschrecke in den Staaten Kansas, Nebraska, Iowa und Missouri im Jahre 1874 wurde auf beinahe 56 Mill. Dollars geschätzt. Der jährliche Schaden, welchen der „cotton-worm",

die Larve von Aletia argillacea, in den 14 Jahren bis 1878 in neun der ersten Baumwollstaaten anrichtete, betrug 6 Mill. Liter. Während die gesammten öffentlichen Einkünfte der Vereinigten Staaten in dem Jahre 1882 524 Mill. Dollars betrugen, schätzt man den jährlichen Werth der Agrikultur-Erzeugnisse, welche von Insekten vertilgt wurden, auf mindestens 200 Mill. Dollars; nach R. D. Walsh würde er sich sogar auf 300 Mill. belaufen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter Beibringung einer Fülle hochinteressanter historischer Details behandelt Prof. H. J. Bidermann in Heft 7 der „Forschungen zur deutschen Landeskunde" (Stuttgart, J. Engelhorn) „Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung". Auf Grund der für 1880 vorliegenden Ergebnisse giebt er für die einzelnen Thäler des Landes die Zahl der Fremdsprachigen an, zuerst für Deutsch-Tirol die Zahl der Italiener und die Geschichte ihrer Niederlassung, dann für Welsch-Tirol diejenige der Deutschen. Diese Eintheilung macht es sehr leicht, für jeden zweisprachigen Ort rasch die betreffenden Ziffern zu finden. Ueberraschend ist z. B. das starke Italienerthum im Innthale (1279 Seelen, davon allein in Innsbruck 493), ebenso im oberen Etschthale (1619). In letzterem hat das Vordringen der Welschen indessen seinen Höhepunkt bereits überschritten und es ist entschieden ein Rückgang desselben zu konstatiren. Ueberraschend stark sind die Italiener dagegen in Bozen vertreten, nämlich mit 1436 Seelen. Von noch größerem Interesse sind die Nachweise deutscher Enklaven und von Spuren deutschen Wesens in Welsch-Tirol, so (S. 433) überall im Nonsberge und mehrfach auch im Sulzberge; im Etschthale selbst (S. 445) ist die italienische Sprache seit ca. 130 Jahren nach Norden vorgerückt und hat dort sieben Dörfer (Aichholtz, Deutsch-Metz, Grumo, Schiffbrück, St. Michael, Faëdo und Lavis) vollständig erobert. — Historisch stellt sich der Kampf beider Nationalitäten so, daß von 1290 bis 1480 das Welschthum vordrang, 1480 bis 1530 dagegen das Deutschthum, 1530 bis 1650 wieder das Welschthum, daß 1650 bis 1750 Stillstand herrschte, 1750 bis 1866 das Welschthum in gesteigertem Maße um sich griff — eine Folge des österreichischen Regierungsprincipes, zur Verwaltung von Oberitalien besonders Welsch-Tiroler heranzuziehen und deshalb diese zu begünstigen — und daß endlich seit 1866, als mit der Abtretung Venetiens und der Lombardei jenes Princip hinfällig geworden war, wieder wirksame Versuche, der Verwelschung Einhalt zu thun, zu verzeichnen sind. — Die Beigabe einer Umriß-Karte würde übrigens den Werth der Arbeit sehr erhöht haben.

— Auf der letzten in Genf abgehaltenen Schweizer Naturforscher-Versammlung kündigte Dr. Edm. von Fellenberg die Entdeckung eines fossilen Baumstammes im Gneis des Oberhasli-Thales an. Beim Bau der neuen Grimsel-Fahrstraße mußte ein 3 bis 4 m hoher und breiter Gneisblock, welcher bei Guttannen am Wege lag, gesprengt werden. Da man die Stücke bei der Herstellung einer Brücke in der Nähe verwerthen wollte, so ging man vorsichtig zu Werke, und es gelang, mehrere Platten von 2 m Länge und 1 bis $1\frac{1}{2}$ m Breite zu erhalten. Beim Entfernen einer dieser Platten bemerkten die Arbeiter auf einer der Oberflächen eine gekrümmte Reliefzeichnung, die sie mit einer großen Schlange oder einem Krokodil ohne Kopf und Füße verglichen. Auf der nebenliegenden Platte fand sich der Hohlabdruck und außerdem eine andere der ersten ähnliche aber kleinere Versteinerung im Relief, deren Gegenabdruck sich wiederum auf der ersten Platte vorfand. Die beiden Platten wurden nach Interlaken gebracht und Dr. v. Fellenberg constatirte, daß die Abdrücke einer Pflanze angehörten, wobei er zuerst an einen großen Stamm von Calamites aus der Kohle und dem Devon dachte. Im Berner Museum, wohin die zusammen 1700 Kilo schweren Platten nunmehr geschafft wurden, suchte man die Versteinerungen bloß zu legen, was prächtig gelang, da der Fels weniger hart war als das Fossil. Der Stamm zeigte in gerader Linie eine Länge von 1,45 m, seine Breite betrug 0,12 bis 0,17 m. An der Oberfläche sind deutlich eine Reihe von Ringfurchen zu erkennen, welche in ungleichen Abständen einander folgen und nicht parallel, sondern mehr oder weniger schief gerichtet sind. Auch einige longitudinale Furchen und Verdickungen fanden sich. An mehreren Stellen ist die Oberfläche des Stammes mit einer braunen Schicht, reich an oxydirtem Sericit, bedeckt, welche eine feine Längsstreifung zeigt; man könnte sie für das Rudiment einer Rinde erklären. Das zweite kleinere Fossil hat keine Ringfurchen, sondern mit Anschwellungen abwechselnde Rinnen. Die unregelmäßige Form hat der Stamm wahrscheinlich in Folge des Einflusses des Metamorphismus erhalten. Die schneckenartige Drehung des ersteren steht wenigstens in Beziehung zu der deutlich wellenförmigen Schieferung des Gneises. Es ist ein echter, glänzender, brauner Gneis, welcher viel Sericit enthält. Die Natur der Versteinerung wird schwierig festzustellen sein.

— Die im Mai 1886 vorgenommene und am 6. Januar 1887 veröffentlichte Volkszählung in Frankreich hat 38 218 000 Einwohner ergeben gegen 37 672 000 im December 1881, also einen Zuwachs von 546 000 Seelen, während derselbe in den vorhergehenden vollen fünf Jahren 766 000 betrug. Paris hat nur um 75 000 zugenommen, nämlich von 2 269 000 auf 2 344 000, Lyon von 376 000 auf 401 000, Marseille von 360 000 auf 376 000, Bordeaux von 221 000 auf 240 000, Lille von 178 000 auf 188 000, Nizza von 66 000 auf 77 000. Von den übrigen großen Städten ist nur St. Etienne gesunken, nämlich von 123 000 auf 117 000. Von den Departements haben 58 zugenommen, 29 (besonders ackerbautreibende) abgenommen. Unter ersteren stehen obenan Seine mit einem Zuwachs von 161 000 Seelen, Nord mit 66 000, Seine-et-Oise mit 40 000, dann folgen Pas de Calais, Rhône, Gironde und Finistère. Am bedeutendsten war die Abnahme in Orne und Lot (um 8000), Gers und Haute Marne (7000), Eure, Manche und Haute Saône (5000) u. s. w. In den in Rede stehenden $4\frac{1}{3}$ Jahren betrug der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle nur 396 000, so daß die an dem ganzen Zuwachs noch fehlenden 150 000 auf eingewanderte Fremde entfallen müssen. Die Bretagne zeigt merkwürdiger Weise einen Zuwachs, obwohl sie Ackerbau treibt, und keine Einwanderung dort stattfindet, nämlich Finistère um 26 000 Seelen, Loire-Inférieure um 18 000, Morbihan um 13 000, Ille et Vilaine um 6000 und Côtes du Nord um 600. Der Grund liegt darin, daß die Bretagne eine höhere Geburtsziffer aufweist als das übrige Frankreich. Die Normandie dagegen hat mit Ausnahme der Manufakturgebiete und der Küste merklich an Bevölkerung abgenommen.

— Professor Dr. Miguel Marayta hat im Thal von Ribas (Gerona) am Ende der östlichen Pyrenäen eine

merkwürdige anthropologische Entdeckung gemacht. In jener Gegend trifft man nämlich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Personen, welche von den anderen Eingeborenen nanos (Zwerge) genannt werden und wirklich nicht größer als 4 Fuß (1,10 bis 1,15 m) sind. Dieselben bilden eine ganz eigenthümliche Rasse. Ihr Körper ist ziemlich gut gebaut, Hände und Füße sind klein, Hüften und Schultern breit, wodurch sie stärker scheinen, als sie eigentlich sind. Beim Laufen neigt sich ihr Oberkörper stark vorn über; die Züge ihres Antlitzes sind so typisch, daß man nur einen zu sehen braucht, um ihn in allen übrigen wieder zu erkennen. Alle haben rothes Haar und ein ebenso breites wie hohes Gesicht, welches wegen der hervortretenden Jochbeine und des stark entwickelten Kiefers mehr viereckig als rund scheint; auch die platte Nase trägt hierzu bei. Die Augen liegen nicht horizontal, sondern etwas schräg, wie bei Chinesen und Tataren. Nur vereinzelte weiche Haare zeigen sich an Stelle des Bartes. Das Gesicht ist voll, aber die Haut blaß und schlaff; es scheint, als ob sie keine Muskeln hätten, daher die vielen Runzeln, die bereits dem Kindergesicht einen greisenhaften Ausdruck geben. Aeußerlich sehen Männer und Frauen einander so ähnlich, daß nur die Kleidung das Geschlecht verräth; der Mund ist sehr groß, doch bedecken die Lippen die großen starken Zähne nicht ganz und die Schneidezähne treten häufig hervor, so daß Mund und Kinn immer etwas feucht sind. Viele haben große Kropfgeschwulste, was dem Wasser zugeschrieben wird. Die Nanos, die fortwährend ein Gegenstand des Spottes für die übrigen Bewohner sind, leben namentlich in Ribas als ganz in sich abgeschlossenes Volk. Sie verheirathen sich unter einander, wodurch die Rasse bewahrt bleibt. Ohne irgend welchen Unterricht, ohne Mittel, ihre Existenz zu verbessern, ohne daß Jemand sich um sie bekümmert, leben sie in einem traurigen Geisteszustande dahin. Sie kennen ihren eigenen Namen, aber erinnern sich nur selten desjenigen, welchen ihre Eltern getragen, und können manchmal nicht einmal sagen, wo sie wohnen. Vom Zählen haben sie keinen Begriff. Uebrigens zeigen sie sich sehr bereitwillig, etwas zu lernen. Sie lieben das Geld sehr und nehmen nicht nur gern ein Almosen, selbst wenn sie die nöthigen Mittel zum Leben besitzen, sondern strecken aus Gewohnheit die Hand aus, um zu betteln.

(N. Rotterd. 22. Sept. 1886.)

Asien.

— Die Sinaihalbinsel besteht nach Prof. Hull in ihrer Hauptmasse aus dem nubischen Sandstein, den man gewöhnlich zur Kreide rechnet, der aber wahrscheinlich älter ist und nach Schweinfurth, welcher Crinoidenglieder und eine Athyris darin fand, theilweise sogar zur Kohlenformation gerechnet werden muß. Die Grundlage bilden indeß Gneiße und Schiefer, welche wahrscheinlich, wie auch die verwandten Gesteine in Oberägypten, der laurentischen Periode angehören; auch die sich zunächst an sie anschließenden Schiefer sind wahrscheinlich vorcambrisch. Cambrium, Silur und Devon scheinen ganz zu fehlen; der sogenannte Wüstensandstein, der aber nur in relativ geringer Ausdehnung auftritt, enthält Versteinerungen der Kohlenperiode. Unmittelbar an den nubischen Sandstein schließen sich die unzweifelhaften Kreideschichten, welche das Hügelland von Palästina bilden.

— R. B. Foote hat gelegentlich der geologischen Aufnahme des südlichen Indiens eine Anzahl Orte gefunden, an welchen in prähistorischer Zeit Steingeräthe gefertigt wurden. Sie liegen in der Umgebung von Bellary, fast ohne Ausnahme auf felsigen Hügeln, die aus granitischem Gneis bestehen und Spuren dauernder Besiedelung tragen; viele liegen so, daß sie schon früh am Nachmittage Schutz vor der Sonnengluth bieten. Hier finden sich Celte in allen Stadien der Bearbeitung, vom nothdürftig zurecht geschlagenen Rohmaterial bis zum sorgsamst polirten fertigen Instrumente; sie sind meistens aus einem dunklen Grünsteine gefertigt, der häufig Meilen weit herbeigeführt werden mußte; er sticht von dem hellen Felsgesteine sehr scharf ab und die alten Werkstätten sind dadurch sehr leicht zu finden. Waren sie einigermaßen bedeutend, so erkennt man in der Nähe auch noch die Stellen, an denen die Celte geschliffen und geschärft wurden; es sind flache, schalenartige Vertiefungen im lebendigen Fels, meist ein Paar beisammen, damit man bei der langweiligen Arbeit hübsch behaglich plaudern konnte. Alle Dörfer liegen so, daß sie leicht vertheidigt werden konnten; man findet in ihnen auch alte Feuerstätten und Massen von Topfscherben ältester Art. Die wenigen gefundenen Knochen und Zähne gehören dem Rinde an. An einigen Stellen westlich von Bellary findet man die Celte zusammen mit ausgedehnten Schlackenlagern, in denen auch Mühlsteine und Steingewichte liegen; einer der Schlackenkegel ist so ausgedehnt, daß man ihn früher für einen vulkanischen Aschenkegel hielt; ein anderer, noch weiter westlich, bei Vischuynagar, gilt den Hindus für den Ueberrest des Scheiterhaufens, auf welchem Rama bei seinem Zuge zur Eroberung der Insel Ceylon den bösen Riesen Bali verbrannte. (Journ. Anthr. Inst. Aug. 1886.)

— Die Bewohner der Nicobaren begraben nach einer Mittheilung von Herrn Man ihre Todten, graben sie aber nach sechs Monaten wieder aus, spülen die Knochen mit dem Safte junger Kokosnüsse ab und stellen sie 24 Stunden lang in einer dazu bestimmten Hütte aus. Dann werden sie wieder begraben und diese Ceremonie wird je nach dem Stande des Verstorbenen mehrmals wiederholt; dann bringt man sie an einen im Dschungel verborgenen Platz, den jedes Dorf besitzt und den es eifersüchtig hütet. Schädel zu erhalten, ist darum sehr schwer, und erst in diesem Jahre ist es Man gelungen, ein Exemplar zu erhalten und an Professor Flower zu senden. Der Schädel ist relativ klein, aber dickwandig, dolichocephal mit einem Index von 73,6, der Inhalt beträgt 1259 ccm.

— A. Bastian, Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipels. III. Sumatra und Nachbarschaft. Mit drei Tafeln. (Berlin, Dümmler, 1886.) „Wer an bereits vollendetem Bauwerke hier und da nur aufzubessern hat, mag vielleicht jedes einzelne Steinchen hübsch säuberlich schon herantragen, um es an zugehöriger Stelle einzusetzen, wogegen bei erster Inangriffnahme, besonders wenn Gefahr im Verzuge, die Steine zunächst, wie sie zur Hand kommen mögen, auf dem Bauplatze zusammengeworfen bleiben müssen, damit später der Baumeister kommen werde, um den Riß architektonisch zu ordnen.“ So charakterisirt der Autor selbst in der Vorrede seine Arbeit und von diesem Standpunkte aus müssen wir sie auffassen und ihm dankbar sein für das ungeheure Material, das er, zum Theil noch in letzter Stunde, zusammen gebracht und der Nachwelt erhalten hat. Der Ordner wird freilich einmal nicht weniger Mühe haben, als der Sammler, aber er wird den Vortheil haben, sich Zeit nehmen zu können, was dem Sammler die überhandnehmende Nivellirung durch die Civilisation nicht gestattete. Die vorliegende Abtheilung behandelt die Stämme der „in fünf Alphabeten redenden“ Insel Sumatra, die Redjangs, die Passumah, die Lampong, die Batta, die Bewohner von Menangkaban, deren Radschahs von Iskender Dulkarnain stammen, die Nyasser, die Urrasse der Kubu, der echten „Orang Utan“, und die Malayen. Die Tafeln gehören nicht alle zum Texte; die erste enthält von Chalmers gesandte Gegenstände aus Neu-Guinea, die zweite Sachen von Timor und Letti, nur die dritte bezieht sich auf die Battas. Eine weitere beigefügte Zeichnung enthält nach einem Mauervorhange aus Puaman auf Sumatra die Darstellung des Kampfes zwischen dem zehnköpfigen Ravana-Tossakam und Rama, dem Lakshmann und Hanuman mit dem Affenheere helfen. Ko.

Afrika.

— Die Volkszählung von 1886 hat für Algerien folgende Resultate ergeben: Franzosen 219 627 (Zunahme seit 1881: 24 209); naturalisirte Juden 42 595 (Zunahme 6932); Mohammedaner 3 284 762 (Zunahme 442 265); Fremde 206 212 (Zunahme 23 838).

— Dr. Junker ist am 11. December 1886 in Sansibar, am 10. Januar 1887 in Kairo eingetroffen. In einem Telegramm aus Sansibar, an Mr. J. T. Wills, macht er die interessante Mittheilung, daß er vom Mangbattu-Lande dem Welle- oder Makua-Strome westwärts bis zum 22° östl. L. Gr. gefolgt ist und denselben durchweg schiffbar gefunden hat. Ob er den Welle als den Oberlauf des von Missionar Grenfell bis fast 20° östl. L. befahrenen Mobangi und damit als einen Zufluß des Congo festgestellt hat, sagt er nicht; doch ist dies sehr wahrscheinlich. Jedenfalls muß die nächste Zeit auch über diese Frage, ebenso wie über die Stanley'sche Expedition zur Befreiung Emin-Pascha's, Licht verbreiten.

— Am 30. December 1886 ist in Lissabon von Vertretern Portugals und des Deutschen Reiches ein Vertrag über die Grenzen der beiderseitigen Machtbereiche in Südafrika abgeschlossen worden, welcher indessen noch der Bestätigung durch die Cortes bedarf. Danach soll die Südgrenze der portugiesischen Besitzungen im Westen gebildet werden durch den Lauf des Cunene von seiner Mündung bis zu seinem zweiten Katarakte (14¼° östl. L.), durch das Chella- oder Cama-Gebirge bis zum Cubango oder Okavango (eine durchaus unklare Bestimmung, da wir über irgend welche Gebirge zwischen Cunene und Cubango nichts wissen), dann durch den Lauf des letzteren nach S und O bis Andara (etwa unter 17½° südl. Br.) und von da durch eine Linie zum Sambesi, den sie bei den Katima-Stromschnellen etwa unter 17⅓° südl. Br. trifft. Im Großen und Ganzen verläuft also die Südgrenze portugiesischen Einflusses zwischen 17° und 17½° südl. Br. und es wird die Grenze deutschen Besitzes vom Cap Frio nordwärts bis zum Cunene vorgeschoben, so daß das Ovambo-Land demselben einverleibt wird. — In Ostafrika gilt als Grenze beider Machtbereiche der Rovuma-Fluß aufwärts bis zur Einmündung des Msindsche und von da eine Linie zum Njassa-See; es ist das genau die Südgrenze des von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beanspruchten Gebietes. — Natürlich stößt namentlich in privaten Kreisen Englands diese Abmachung auf heftigen Widerspruch, der sich bereits in Zuschriften an die Zeitungen kund giebt. Besonders betrachtet man dort die Umgebungen des Njassa-Sees fast als englischen Besitz, weil gerade dort englische Entdecker und Missionare gewirkt haben und noch wirken, und vor allem, weil dort seit 8 Jahren die „African Lakes Company" mit Erfolg arbeitet. Dieselbe unterhält jetzt in dem Gebiete von Quelimane bis halbwegs zwischen den Seen Njassa und Tanganika 12 Stationen mit 25 europäischen Angestellten und 3 Dampfer auf dem Schire und Njassa und hat (bis Ende 1885) schon 40 815 Pfund Elfenbein und große Mengen von Kautschuk, Wachs und Oelsamen eingehandelt, ohne dabei ein einziges Faß Schnaps importirt zu haben. Ebenso hat die Gesellschaft auf dem Zomba-Berge am Ostufer des Schire ausgedehnte Kaffeepflanzungen angelegt — kurz, sie gedeiht jetzt auf das Beste. Betont wird jedoch, daß Europäer nur auf ganz bestimmten, beschränkten Gebieten leben und gedeihen können, und auch dort nicht als Arbeiter, sondern nur als Angestellte und Aufseher (Mail vom 7. Januar 1887). — Glücklicher Weise wird es Portugals Aufgabe, nicht diejenige des Deutschen Reiches sein, sich mit diesen englischen Ansprüchen auseinanderzusetzen.

Australien.

— Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales belief sich am 1. Juli 1886 auf 1 003 867, und davon waren 561 429 männlich und 442 438 weiblich. Die öffentliche Schuld der Kolonie war auf 41 064 259 Pfd. St., d. i. 40 Pfd. St. 18 Sh. pro Kopf, gestiegen, zu deren jährlicher Verzinsung 1 646 681 Pfd. St. nöthig waren. Die Revenue des Finanzjahres 1885 bis 1886 ergab 7 567 337 Pfd. St. gegen 7 499 877 Pfd. St. im Vorjahre. Die Kolonie besaß zu Anfang des Jahres 1886 an Pferden 344 697 (+ 14 094), an Rindern 1 317 315 (— 19 014) und an Schafen 37 820 906 (+ 7 501 035 gegen das Vorjahr). Der Import im Jahre 1885 bewerthete 23 465 196 Pfd. St., der Export, von welchem 12 957 881 Pfd. St. auf einheimische Produkte fielen, 16 541 740 Pfd. St. An Wolle wurden für 7 246 642 Pfd. St. und an lebendem Vieh für 1 154 032 Pfd. St. exportirt. Die Kolonie besaß 1657 Kirchen und Kapellen mit einem durchschnittlichen sonntäglichen Besuche von 278 541. Die vom Staate abhängigen Schulen beziffern sich auf 2669 mit 5267 Lehrern und Lehrerinnen und 218 280 Schülern. Der Staat verausgabte im Jahre 1885 für Schulwesen 702 120 Pfd. St.

Oceane.

— Die von O. Krümmel im dritten Jahrgange der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie" veröffentlichte, zu dem Aufsatze „Das Relief des Australischen Mittelmeeres" gehörige Karte erhielt eine sehr wichtige Ergänzung durch die in den Annalen der Hydrographie 1885, S. 207 mitgetheilten, in der Banda-See von der deutschen Barke „Karl", Kapt. Kräft, ausgeführten Lothungen. Es wurde gefunden:

Südl. Breite	Oestl. Länge	Tiefe (Faden)
4° 45′	123° 40′	90
4° 29′	123° 48′	110
4° 14′	123° 58′	80
3° 58′	124° 10′	55
3° 45′	124° 18′	60
3° 32′	124° 34′	60
3° 22′	124° 51′	75
3° 12′	125° 10′	90
3° 3′	125° 22′	120
2° 53′	125° 36′	105
2° 45′	125° 48′	90

Prof. Krümmel dagegen zeichnet in dieser Gegend die Banda-See 2000 bis 3000 Faden tief. Die mitgetheilten Lothungen scheinen darauf hinzuweisen, daß zwischen Celebes und Buru eine unterseeische Brücke besteht. Ob sich dieselbe über Ceram nach Neu-Guinea ausdehnt und wir hier also an eine „verwischte Landbrücke" zwischen Asien und Australien zu denken haben, welche Prof. Martin vermuthet, kann noch nicht entschieden werden, da zwischen Ceram und Neu-Guinea die Lothungen noch ganz fehlen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

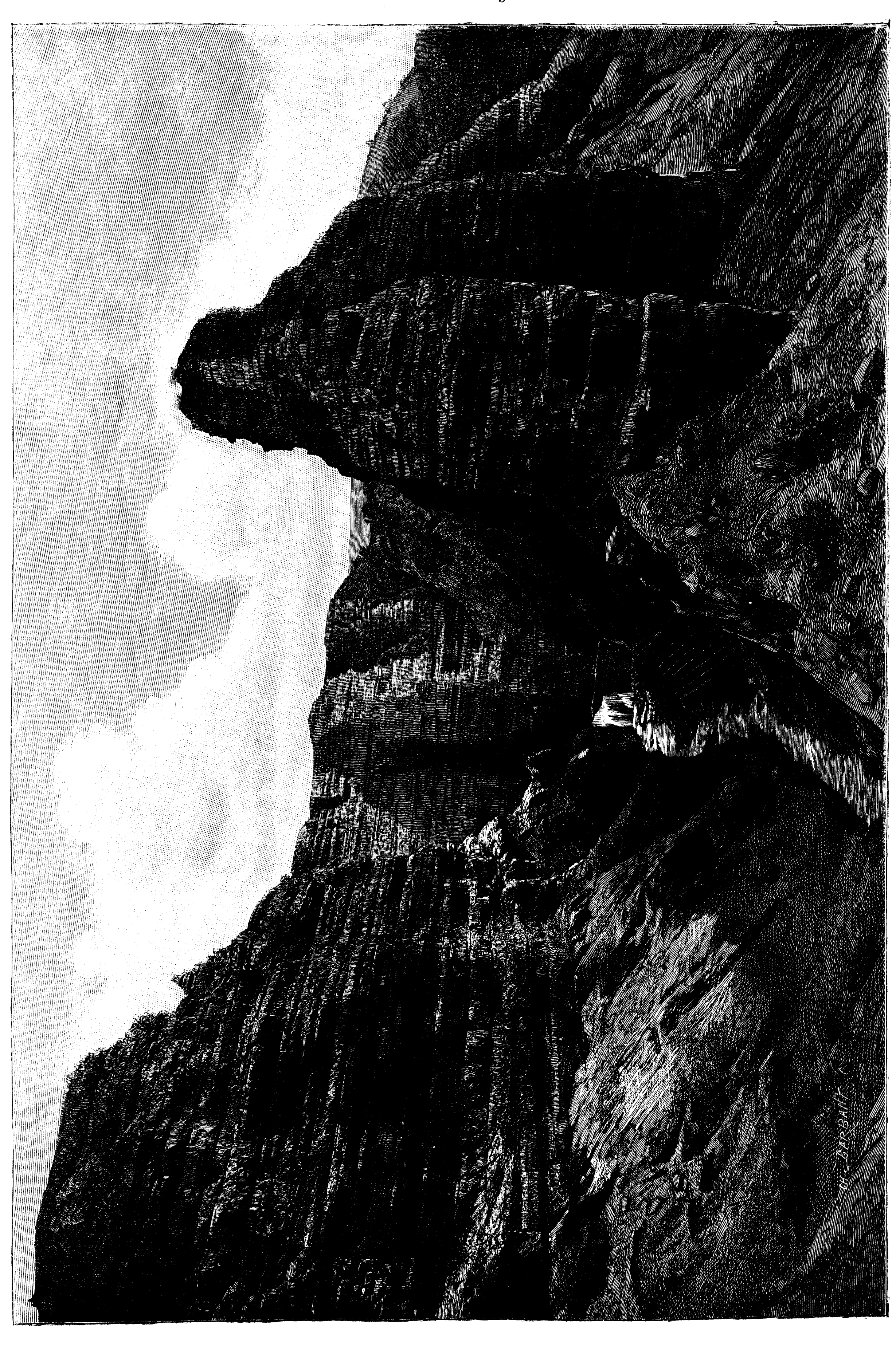
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

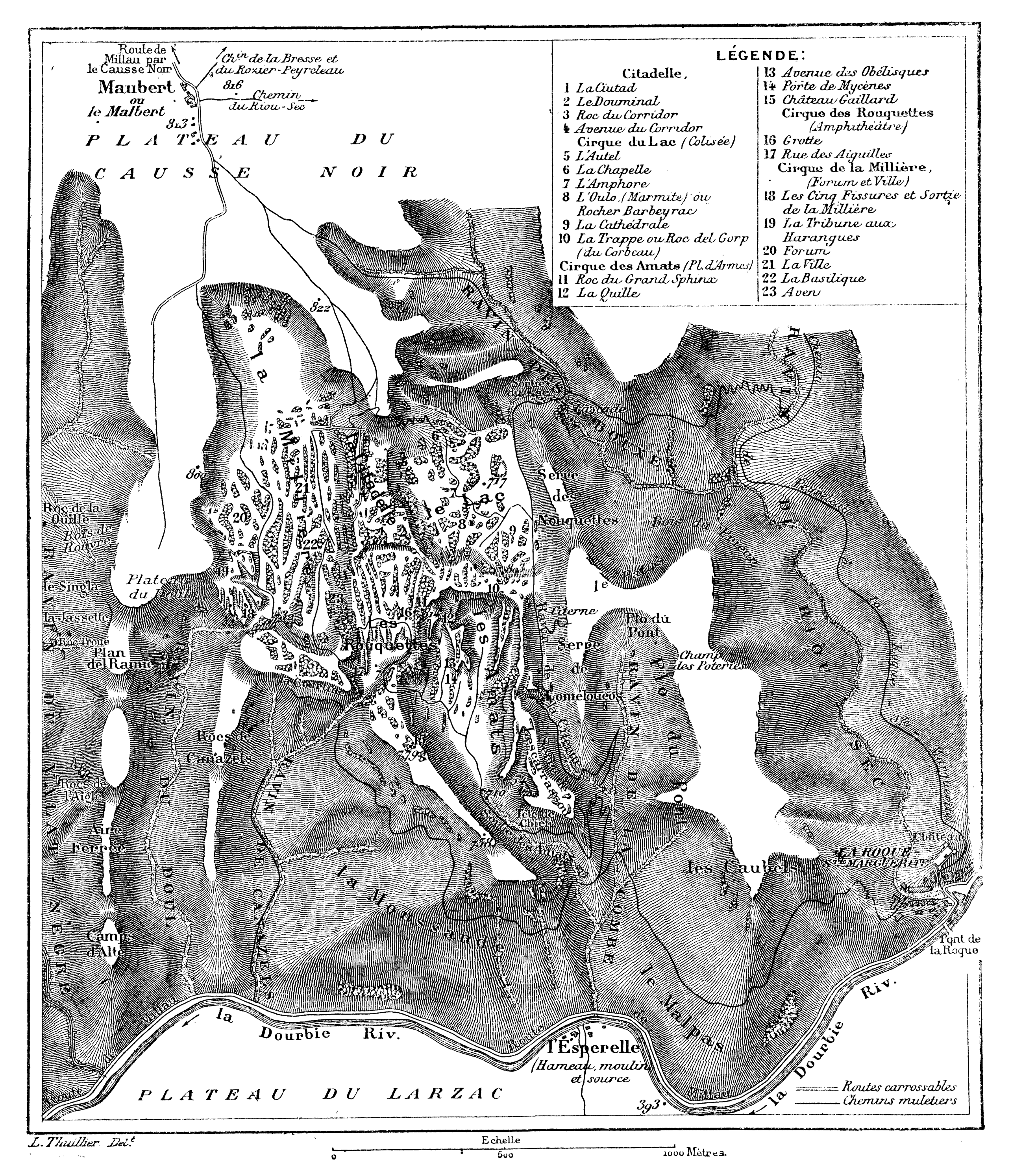
V. (Schluß.)

Etwa 7 km südöstlich von Meyrunis, am Südrande des oben erwähnten Isthmus, durch den der Causse noir mit dem Gebirge von Aigoual zusammenhängt, befindet sich die häufig mit dem romantischen Felsenthale von Vaucluse und seiner Quelle verglichene Grotte und Quelle von Bramabiau. Die Bewohner der Umgegend, und mit ihnen viele Touristen und namentlich die Geologen, welche die interessante Stelle aufsuchen, sind indessen der Ansicht, daß jener Vergleich sehr zu Ungunsten von Petrarca's Lieblingsaufenthalt ausfällt. Nicht nur ist die Quelle von Bramabiau bedeutend großartiger als die von Vaucluse, auch ihre Umgebung zeichnet sich durch größere, eigenartige Schönheit aus. Anstatt der eintönig grauen Felsenpartien von Vaucluse tritt uns hier wieder das tiefroth gefärbte Gestein entgegen, das durch seine vollkommen horizontale Schichtung und von mannigfachen, mit den Schichtlagen theils parallel ziehenden, theils senkrecht sie durchschneidenden Rissen und Spalten durchsetzt, wie ein kolossales Mauerwerk erscheint. Die sogenannte Quellgrotte ist eine nischenartige Vertiefung in der ungefähr 150 m hohen Felswand. Aus einer großen Spalte im Hintergrunde dieser Nische bricht die Quelle hervor, die, nachdem sie kaum über den unebenen Boden sich ausgebreitet hat, alsbald in breitem, 10 m hohem Wasserfalle über die untere Terrasse der Wand hinabstürzt. Das bei Hochwasser donnerähnlich laute Brausen der Kaskade hat der Quelle und dem ganzen Orte den Namen Bramabiau eingetragen, mit dem man in dem Patois der Gegend das Brüllen der Rinder bezeichnet. Oberhalb dieses äußeren, sichtbaren Falles des Bramabiau giebt es nun aber noch einen zweiten, verborgenen, der, wenn auch nicht ganz leicht erreichbar, doch zugänglich ist. Die aus der Felsspalte hervorsprudelnde Quelle füllt die Oeffnung nicht in ihrer ganzen Breite aus; ein schmaler Pfad, auf dem man in die Spalte eindringen kann, führt eine Strecke im Inneren vorwärts, dicht neben dem in schäumenden Wogen dem Eingange zuströmenden Wasser entlang. Ist man in diesem engen Gange einige Meter weit vorgeschritten, so erweitert sich der Raum plötzlich und man befindet sich in einer großen Höhle, von deren hinterer Wand in einem einzigen breiten Falle die den Bramabiau speisende Wassermasse herunterstürzt. Der Anfang des Falles, wie auch der obere Theil der Wand verlieren sich in dem Dunkel der ungeheuren Wölbung, die der Schein der von dem Führer mitgenommenen Fackel nur unvollkommen zu erhellen vermag. Legt man aber, einige Schritte von dem Falle entfernt, das Ohr an die Wand, so vernimmt man deutlich dahinter das Rauschen und Tosen eines anderen, unsichtbaren und auch vollkommen unzugänglichen Kataraktes: eines von mehreren. Denn in der That soll hier im Inneren des Berges ein ganzes System von Höhlen und



Bramabiau. (Nach einer Photographie.)

Wasserstürzen auf einander folgen und der Bramabiau nichts anderes sein, als der auf diesem Wege zu Thal gehende Abfluß des Camprieux oder Bonheur, eines kurzen, wasserreichen Flusses, der über den östlichen Theil des Causse noir strömt. Aber während dieser Fluß, wie deutlich zu sehen ist, vor Zeiten seinen Lauf bis an den Rand des



Situationsplan von Montpellier-le-Vieux.

Plateaus genommen haben und als gewaltiger Katarakt an der 150 m hohen Felswand hinabgestürzt sein muß, verschwindet er, durch irgend eine Störung in einer späteren geologischen Periode aus seiner ursprünglichen Richtung gebracht, heute schon weit von dem Rande entfernt, in einer Kluft des Kalkbodens, einem sogenannten aven. Nach dem alten Aberglauben der Bewohner der Causses ergoß sich der Fluß hier direkt in die Hölle, denn alle Klüfte und

tieferen Spalten galten unfehlbar als Eingänge in das Reich der Finsterniß und wurden dem entsprechend gemieden. Heute jedoch findet man unter den Einwohnern der umliegenden Dörfer stets willige Führer nach dem aven, der freilich an und für sich wenig sehenswerth ist. Von der Quellgrotte des Bramabiau, in welcher der hier verschwindende Fluß wieder zum Vorschein kommt, ist der aven 500 m in horizontaler und 150 m in vertikaler Richtung entfernt, und die Vorstellung von den „unergründlichen Kanälen, von den verborgenen, geheimnißvollen Höhlen, die der Fluß des Plateaus in immer neuen Abstürzen auf dieser langen, unterirdischen Strecke seines Laufes durchmessen muß", hat wohl das ihrige dazu beigetragen, den ziemlich uninteressanten Anfangspunkt dieser Strecke zu einer Stelle zu machen, deren Besuch für die nach Bramabiau kommenden Touristen fast unerläßlich ist. Aber wenn der aven selbst sie auch enttäuscht, so ist der bis nahe an die Kluft heranreichende sogenannte Tunnel du Camprieux eine, selbst in dieser an den seltsamsten Gesteinsformen reichen Gegend, sehr merkwürdige Bildung. Es ist ein natürlicher Tunnel von 80 m Länge, 20 m Breite und 12 m Höhe, den der Camprieux sich durch einen seinen Lauf hemmenden Damm von Kalksteinfelsen gebahnt hat. Das gewaltige Erosionswerk, das zu der Wassermasse und Kraft des heutigen Flusses in keinem Verhältnisse steht, erscheint doppelt wunderbar durch die Art, in der das Wasser hier gearbeitet hat. Von regelmäßig rechteckiger Form, mit vollkommen glatten Wänden, einem schmalen, ebenen Pfad neben dem hindurchgehenden Wasserlaufe Raum bietend, könnte der Tunnel wohl für das Werk eines geschickten Ingenieurs genommen werden.

Eine gute Straße führt den Reisenden von Meyrueis wie von Bramabiau über das Städtchen Lannéjols nach dem durch das Thal der Dourbie begrenzten Südrande des Causse noir, zunächst nach den Dörfern St. Véran, La Roque Ste. Marguerite und Le Monna, endlich nach der am Einflusse der Dourbie in den Tarn gelegenen Stadt Millau. St. Véran ist ein kleines, aus wenigen elenden Hütten bestehendes Dorf, das inmitten eines wahren Chaos von Felsklippen wie ein Schwalbennest am oberen Rande der Thalwand liegt. Auf der nördlichen Seite des Dorfes, der Causse-Ebene zugewandt, öffnet sich ein „Felsencircus", wie der von Madasse: eine weite, nicht besonders tiefe, halbkreisförmige Schlucht, deren Hintergrund der Dolomitenrand des Plateaus bildet. Hohe Steinsäulen, Obelisken, Nadeln und die hier auffallend zahlreich vertretenen tisch- oder pilzförmigen Dolomitenbildungen ragen von ihrem Grunde empor. Das ganze Gewirr aber wird beherrscht von einem ungeheuren Felsmassiv, das, vielfach zerborsten und ausgezackt, einer alten Burg gleicht und deshalb auch kaum zu unterscheiden ist von dem starken Mauerwerke und den gewaltigen, halb zertrümmerten Thürmen der Ruine des alten Schlosses von St. Véran, das einst mitten in dieser Felsenwildniß geglänzt hat. Der stolz zum Himmel strebende Bau, der die Nachbarschaft der hohen Felsen nicht zu scheuen brauchte, wurde bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Familie Montcalm de St. Véran bewohnt; nachdem aber der letzte und berühmteste Sproß des alten Geschlechtes, der Marschall Louis Joseph Montcalm, bei der Eroberung von Quebec im canadischen Kriege im Jahre 1759 gefallen und mit ihm die direkte Nachkommenschaft der Erbauer erloschen war, wurde das Schloß dem Verfalle preisgegeben. Die heute bei heftigem Sturme und nach anhaltender feuchter Witterung abstürzenden Theile seines morschen Mauerwerkes bilden eine beständige Gefahr für die kleinen Hütten der armen Weinbauern, die sich hier oben im Schutze der Ruine und zum Theil wohl unter Benutzung ihrer Trümmer angesiedelt haben. Schon mehr als einmal sind Dächer und Seitenwände der dürftigen Behausungen ernstlich beschädigt worden, aber die Möglichkeit, ihre Hütten zu verlegen, scheint den Leuten wohl ebenso fern zu liegen, wie die eines Verlassens dieser Berggegend, über deren trostlose Unfruchtbarkeit und Armuth sie trotzdem bitter klagen.

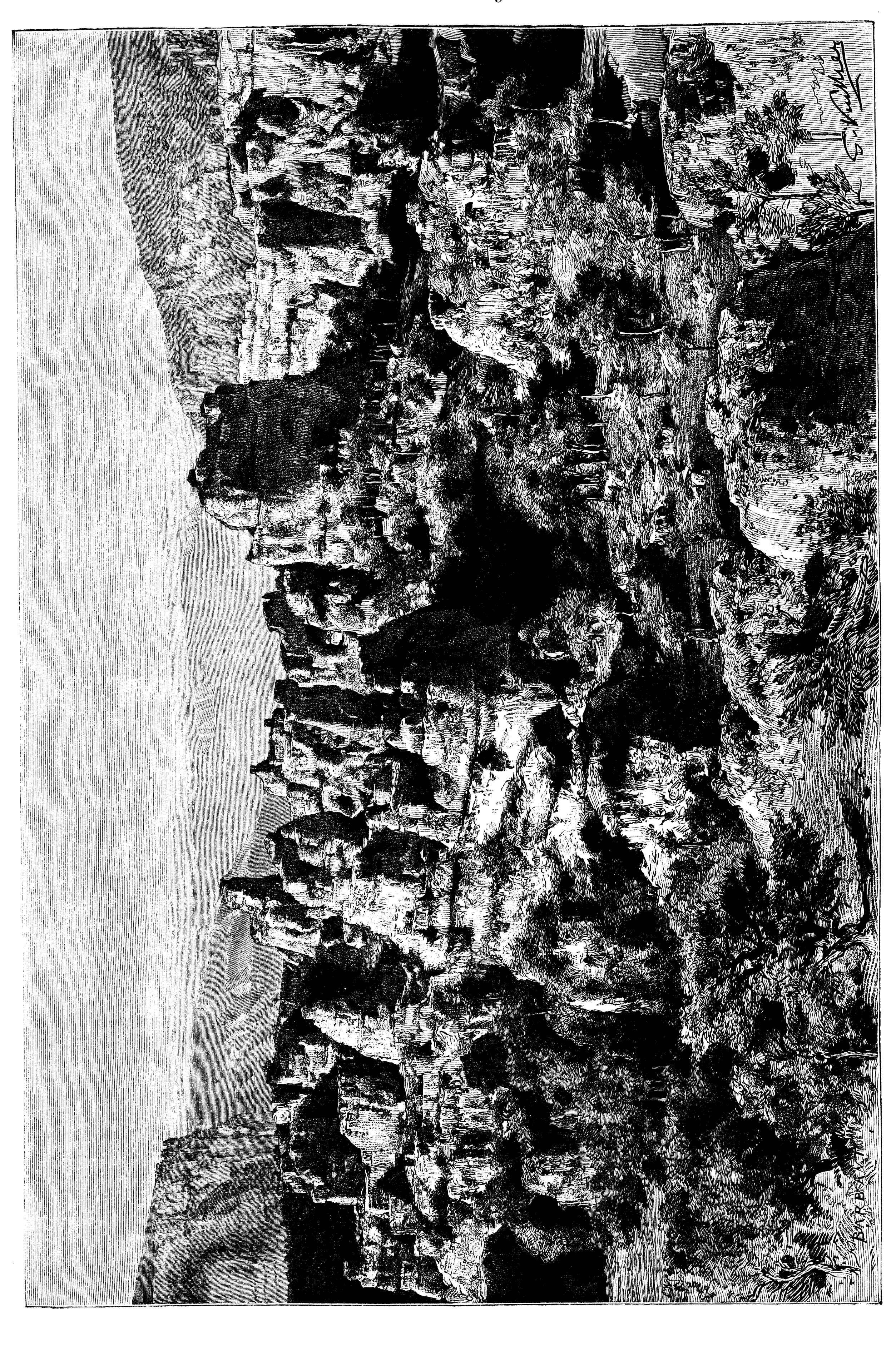
Verfolgt man die längs des Plateaurandes hinführende Straße von St. Véran aus etwa 5 km flußabwärts, so gelangt man an das kaum minder arme Dorf La Roque Ste. Marguerite, das, lange Zeit so gut wie unbekannt, heute seine Zukunft von dem Berühmtwerden der nahegelegenen „Felsenstadt" Montpellier-le-Vieux erwartet, einer der merkwürdigsten Dolomitenpartien Europas.

Wir geben nachstehend einige Auszüge aus E. A. Martel's begeisterter Schilderung jenes „Naturwunders, das, im Jahre 1883 zum ersten Male enthüllt, zwei Jahre hindurch gründlich erforscht, im folgenden Jahre berühmt geworden ist, und das noch vor Ablauf des ersten Jahrzehnts längst in die Mode gekommen sein wird".

„Etwa 12 oder 15 km östlich von Millau liegt Montpellier-le-Vieux, eine in Trümmer zerfallene Felsenstadt, die von der Natur erbaut und durch Erosionen zerstört worden ist. Diese Stadt mit ihren kolossalen Monumenten hängt 400 m über dem Niveau der Dourbie am Rande des Causse noir auf Dolomitenwällen, die den anderen Einfassungswänden der Thäler des Caussegebietes vollkommen gleich sind. Mit ihrem Zubehör von Vorstädten und Befestigungswerken bedeckt sie ein Terrain von 1000 Hektaren und gleicht, aus der Ferne gesehen, der zerstörten Hauptstadt eines Volkes von Riesen. Man kann sich von ihrem Aussehen einen ungefähren Begriff machen, wenn man sich eine Vereinigung des Waldes von Fontainebleau mit seinen Fichten und barocken Felspartien, der sächsischen Schweiz mit ihren Sandsteinbogen und -Pfeilern, und der Klippen von Caux mit ihren weißen Wänden und den ungeheuren Spitzbogen vorstellt.

„Warum ist die Stadt den Touristen wie den Geographen so lange unbekannt geblieben? Aus zwei Gründen: einmal, weil die Felswände, die ihr als Grundmauern, als Piedestal dienen, sich in keiner Weise von all den anderen derartigen Wällen des Landes unterscheiden, und weil man von dem Ufer der Dourbie weder bemerken noch voraussetzen konnte, daß das Innere dieser Dolomitenbildung so seltsam ausgehöhlt wäre: vom Grunde des Thales ließ nichts das ungeheure Erosionswerk ahnen, das sich hinter jenen Mauern vollzogen hatte. Als zweiter Grund darf wohl die Furcht gelten, welche die Bewohner der Umgegend vor dieser gleichsam todten Stadt hegten: der Aberglaube ließ sie in derselben eine verfluchte, vom Teufel zerstörte und von bösen Geistern bewohnte Stadt erblicken. Mit Angst und Schrecken nur wagten sie sich in die Nähe, um ihre Ziegen zu suchen oder Holz zu fällen; ängstlich hüteten sie sich davor, Fremden von dem Orte zu erzählen, und um keinen Preis würden sie dieselben dorthin geführt haben.

„Die Entstehung des Namens läßt sich auf einfache Weise erklären: überrascht durch die an Menschenwerk gemahnende Anordnung und die architektonischen Formen der Felsen verglichen die Hirten dieses Chaos mit den Bauwerken, die sie in Montpellier, der Hauptstadt des Departements l'Hérault und für sie die Stadt par excellence, gesehen hatten; daraus entstand dann ganz natürlich die Benennung Montpellier, der man im Hinblick auf den Zustand der Zerstörung und des Trümmerhaften noch die Bezeichnung le Vieux beifügte.

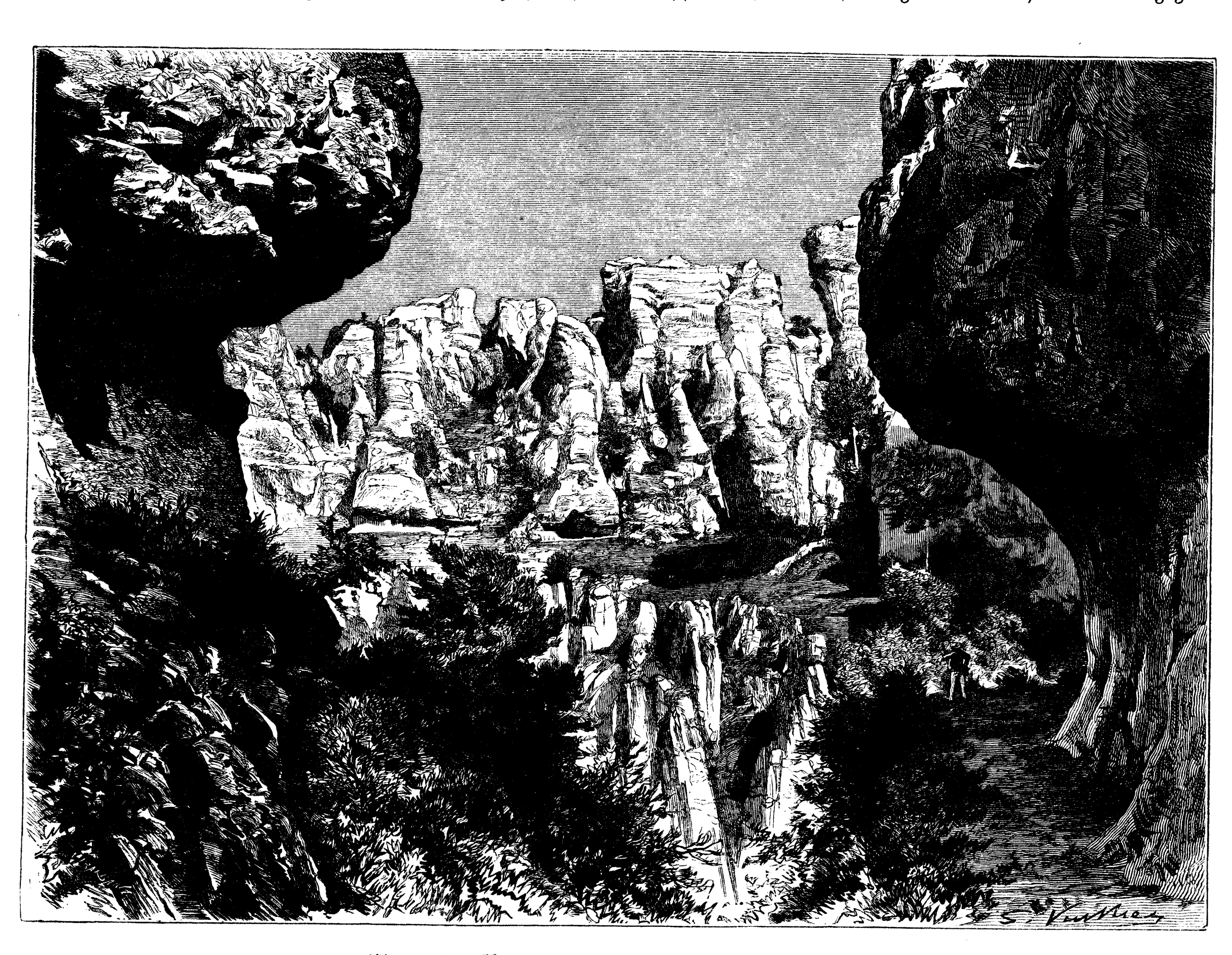


Cirque des Amats. (Nach einer Photographie.)

„Nicht minder leicht ist die geologische Bildung der Felsenstadt zu erklären: durch Erosion allein, durch das Abfließen der Hochwässer sind zu einer übrigens unbekannten Zeit alle diese wunderbaren Gebilde entstanden: in einem Gebiete sehr wenig homogener Dolomiten hat dieses abfließende Wasser die Straßen und die Felsrunde ausgegraben und gebahnt, indem es die zerreibbaren Theile mit sich fortführte und die Säulen und Monumente aufgerichtet, indem es die festen Kerne des Gesteins stehen ließ . . . .

„Augenblicklich ist Montpellier=le=Vieux auf der französischen Generalstabskarte weder genannt, noch genau dargestellt. Einige von den Schluchten, welche sich durch die Felsmassen unterhalb der sogenannten Citadelle ziehen, sind freilich auf der Karte verzeichnet, aber an der Stelle des ganzen mittleren Theiles, der eigentlichen Stadt, findet sich ein weißer Fleck, der das Vorhandensein einer vollständigen Ebene anzudeuten scheint, und gerade hier haben wir die am meisten durch einander geworfene und wildeste Partie der Cevennen zu suchen!“

Unter Benutzung des von Martel entworfenen Situationsplanes der „Felsenstadt“, von dem wir unseren Lesern einen verkleinerten Abdruck beifügen, wird jene Lücke auf der Generalstabskarte demnächst ausgefüllt werden. Wie leicht ersichtlich, ist nur ein verschwindend kleiner Theil der auf dem Plane verzeichneten Namen der Felsgruppen und Klippen auf die Erfindung der Bewohner der Umgegend



Cirque des Rouquettes. (Nach einer Photographie.)

zurück zu führen. Die weitaus größte Zahl ist von phantasievollen Touristen erfunden worden, die bemüht waren, das Bild einer großen, festen Stadt bis in alle Einzelheiten aufzusuchen und durchzuführen. Ob diese ja auch anderwärts vielfach beliebte Spielerei des Vergleichens dem Geschmacke eines Jeden entsprechen und im Stande sein wird, auch für weniger phantasievoll angelegte Reisende den Reiz jener wunderbaren Dolomitenlandschaft zu erhöhen, wollen wir dahingestellt lassen. Jedenfalls würde ein näheres Eingehen auf diese Einzelheiten hier zwecklos sein und beschränken wir uns deshalb darauf, eine allgemeine Uebersicht der Anordnung der verschiedenen Felsgruppen zu geben.

Rings um die sogenannte Citadelle, das centrale Massiv, das in seinem höchsten Punkte 830 m erreicht, liegen im Kreise fünf große, von hohen, fast gänzlich geschlossenen Rändern umgebene Depressionen, die Cirques du Lac, des Amats, de la Citerne, des Rouquettes und de la Millière, deren Tiefe 80 bis 100 m beträgt. Die Citadelle mit den fünf Felsrunden ist nach der Thalseite von einer hohen, vielfach ausgezackten und durchbrochenen Felsumwallung begrenzt, die nichts anderes ist als jene Dolomitenwand, die, von dem Thale der Dourbie aus gesehen, ununterbrochen und zusammenhängend erscheint. Der so gebildete innere Raum umfaßt ein Terrain von 120 Hektaren. Auf der äußeren Seite jener Umwallung ziehen sich thurmähnliche Klippen und „natürliche Säulengänge“ bis in das Thal der Dourbie und seine Seitenschluchten hinab. Nach N, O und W ist dieser innere Raum durch tiefe Schluchten

begrenzt, die natürlich die Laufgräben der Festung vorstellen müssen, während die jenseits derselben emporragenden, zum Theil gewaltigen Felsklippen als detachirte Forts angesehen werden. Auf der Westseite sind dies die Felsen von Causson, die sich auf dem rechten Ufer des Valat-Nègre erheben; auf der nördlichen Seite inmitten eines wilden Durcheinander von Klippen die schönen Arkaden des Ronc und Pet-de-Loup; auf der Ostseite endlich, von dem linken Ufer des Rion-Sec emporragend, die sogenannte Festung von Roquesaltes, ehemals ein ungeheurer Monolith von 60 m Höhe, jetzt durch den Blitz in drei einzelne, thurmähnliche Theile gespalten.

Sehr merkwürdig, weil durchaus verschiedenartig, sind die Ausgänge, die sich aus den Felsrunden der Cirques nach den äußeren Schluchten öffnen. Die wilden Wassermassen, die hier thätig gewesen sind, haben, als sie sich zurückzogen, Einschnitte und Spalten in die Umfassungsmauern gerissen, von denen einige 50 m hoch, 100 m lang und kaum 1 m breit sind. An einzelnen Punkten, wie z. B. am Ausgange des Cirque de la Millière, ist die Felswand buchstäblich von oben nach unten durchsägt. An anderen Stellen hat sie dem Drucke des Wassers vollständig nachgegeben und ist in die Schlucht hinabgestürzt, wodurch, wie bei dem Ausgange des Cirque des Rouquettes, eine gewaltige Bresche an der einen Seite entstanden ist. Der Cirque des Rouquettes, das kleinste der fünf Felsenrunde, ist das „Amphitheater" der Stadt. Der größte Durchmesser seines inneren Raumes beträgt 500 m, der kleinste 200 m.

Was dem Dolomitengebiete von Montpellier-le-Vieux einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist die ungemein reiche, üppige Vegetation, die überall zwischen den seltsamen Felsgebilden wuchert. Ungeheure Bäume, Fichten, Eichen und Buchen wachsen aus dem trockenen Felsboden empor; Arbutusbüsche, Hopfen und Brombeeren drängen sich zwischen den Wänden und Säulen hindurch; die Epheupflanzen, die weite Strecken der Wände mit ihrem dichten, glänzenden Grün bekleiden und sich durch alle Spalten des Gesteins hindurcharbeiten, haben mannsdicke Stämme und Wurzeln.

Angesichts dieses üppigen Pflanzenlebens erscheint die häufig angewendete Bezeichnung von Montpellier-le-Vieux als einer „Stadt des Todes" wenig glücklich gewählt; desto zutreffender dagegen die Bemerkung, mit der Martel seine eingehende Schilderung des merkwürdigen Ortes schließt: „Die Mannigfaltigkeit, welche die Natur in diesen wunderbaren Bildungen entfaltet hat, ist größer, als die der Ausdrücke unserer Sprache."

Die Karagassen.

II. (Schluß.)

Unter den Karagassen, welche nomadisiren und sich ausschließlich mit der Jagd und dem Fang von Pelzthieren beschäftigen, giebt es kein gesellschaftliches Leben. Jeder lebt nur mit seiner eigenen Familie, niemals vereinigen sie sich zu einer Genossenschaft (Artel), weil sich damit das Interesse der Jagd nicht verbinden läßt. Die Nothwendigkeit, den Thieren in das Walddickicht zu folgen, ist die Ursache, daß der Karagasse Tage lang allein im Walde weilt, daß er Tage lang nichts anderes hört, als das Heulen des Sturmes und das Rauschen der Blätter. Das hat seinen Charakter beeinflußt: er ist verschlossen und nicht mittheilsam. Es kostet sehr viel Mühe, um ihn zum Reden zu bewegen; auf vorgelegte Fragen bemüht er sich zu schweigen; er sieht den Fragenden so zweifelnd an, daß es scheint, als verstehe er die Worte nicht. Aber der Karagasse versteht die Rede wohl; er schweigt nur, weil er nicht antworten will; bringt ihm nur ein Glas Branntwein — dann wird ihm die Zunge gelöst. Dem Schreiber dieser Mittheilungen ist es oft möglich gewesen, den Karagassen zu beobachten; er sitzt allein, irgendwo in einem Winkel, da, mit untergeschlagenen Beinen, giebt keinen Laut von sich, spricht kein Wort; zieht von Zeit zu Zeit den Rauch aus seiner Tabakspfeife, spuckt ununterbrochen nach allen Seiten — es scheint, daß Nichts im Stande ist, ihn aus seiner Lage aufzustören. Der Karagasse ist nicht zutraulich, sondern sehr mißtrauisch gegen die Russen; nicht als ob er dieselben fürchte, sondern er wünscht sich ihnen zu entziehen. Ob dieses Benehmen gegen Personen anderen Stammes eine besondere Eigenthümlichkeit seines Charakters ist, oder ob er sich in Folge der Betrügereien einzelner russischer Händler besonders von den Russen eine schlechte Meinung gebildet hat, ist schwer zu entscheiden.

Der Karagasse nomadisirt mit seiner ganzen Familie, d. h. mit seiner Jurte, deshalb ist das Familienleben im Vergleich zu dem gesellschaftlichen besonders entwickelt. Im Kreise seiner Verwandten, in seiner Jurte, findet er Erholung von der schweren Tagesarbeit; hier theilt er seine Freude und seinen Kummer mit; hier fühlt er sich als Mensch — er ist nicht in dunklem, von wilden Thieren bewohntem Waldesdickicht, sondern unter Wesen, welche ihm gleichen; er lebt hier als Mensch und nicht als Jäger. Die von allen Menschen entfernte Lage der einzelnen Jurten bestimmt die Glieder einer Familie, sich sehr eng an einander zu schließen: völlige Einigkeit herrscht unter ihnen. Der Aelteste, Vater oder Großvater, gilt als Hausvater, er ist das Haupt der Familie, er genießt von Seiten der übrigen Glieder volle Achtung und unbedingten Gehorsam; er leitet den Jagdplan, er wählt den Ort der Jagd aus und er bestimmt, wohin der Einzelne sich wenden soll. Mit Tagesanbruch erheben sich alle vom Lager; die Männer bringen ihre Waffen in Ordnung; die Weiber bereiten das Essen, Fleisch und Thee; die halberwachsenen Kinder beaufsichtigen die Renthiere. Nachdem das Mahl eingenommen ist, wird die Jagd berathen, dann gehen die Männer hinaus, um zu jagen; die Weiber bleiben in der Jurte. Letztere besorgen den ganzen Haushalt, melken die Renthiere, schaffen Holz herbei, kochen das Essen, fertigen die Kleider. Die Knaben helfen den Männern bei der Jagd oder bleiben zu Haus. Die Frau des Karagassen ist keine Sklavin, kein untergeordnetes Geschöpf; sie erfreut sich derselben Rechte wie der Mann. Frei äußert sie ihre Meinung auch über die Jagd und der Mann hört sie ruhig an. Man wird niemals sehen, daß ein nüchterner Karagasse sein Weib schlägt; in der Betrunkenheit führt er sich freilich

anders auf; doch kann man nicht sagen, daß er die Frau schlägt, sie prügeln sich gegenseitig. Der Karagasse fordert, daß seine Frau ihm treu sei. Ein Verhältniß der Frau mit einem Fremden, besonders mit einem Russen, hält er für die größte Schande, und schickt unter solchen Umständen die Frau zu ihrem Vater zurück. Mit Rücksicht darauf, daß der Karagasse den ganzen Tag von seiner Frau getrennt ist, ist ein sogenannter „Keuschheitsgürtel“ im Gebrauche. Die Frau zieht lederne Hosen an, welche durch Riemen und ein Schloß zusammengehalten werden. Die Hosen haben wohl eine Oeffnung zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, doch ist die Möglichkeit einer anderweitigen Benutzung der Oeffnung völlig ausgeschlossen, so daß der Mann mit Ruhe auf die Jagd gehen kann.

Die Erziehung der Söhne beschränkt sich ausschließlich auf das Erlernen der Jagd; das ist Sache des Vaters: ein besonderes Geschick ist dazu nicht nöthig. Der Zögling ist von Kindheit an gewohnt, nur die Jagd zu sehen; die Lust zur Jagd hat er mit der Muttermilch eingesogen, und alles, was ihn umgiebt, bezieht sich nur darauf. Der Knabe muß auf die Jagd mitgenommen werden, damit er kennen lernt, wie das Wild zu verfolgen ist. Moralische oder religiöse Begriffe werden dem Kinde nicht beigebracht. Gelegentlich, wenn es Branntwein in der Jurte giebt und wenn die ganze Familie noch nicht trunken ist, erzählt wohl der Aelteste oder ein erfahrener Mann seine Jagderlebnisse und theilt alte Ueberlieferungen oder Sagen mit. Die ganze Familie ist dann um den Erzähler versammelt; alle sitzen mit untergeschlagenen Beinen, rauchen und hören aufmerksam zu. — Kaum hat der Knabe gehen gelernt, so sucht ihm der Großvater oder Vater eine Braut; bei der Wahl wird nur die Größe der Mitgift ins Auge gefaßt; alle anderen Eigenschaften kommen gar nicht in Betracht. Hat sich in irgend einer Jurte eine passende Braut gefunden, so findet eine Besprechung mit dem Vater der Braut statt, wie viel an Mitgift die Braut besitzt und wie viel der Bräutigam als „Kalym“ von seiner Seite zu zahlen habe. Der Bräutigam giebt dem Schwiegervater gewöhnlich einiges Geld, Zobel, Renthierfelle und der Braut einige Geschenke. Ist die Unterhandlung unter günstigen Bedingungen beendigt, so findet die Verlobung statt. Sie besteht in Folgendem: Der Vater des Bräutigams kauft Branntwein und schafft denselben in die Jurte der Braut; hier versammeln sich die beiderseitigen Verwandten und geben sich gegenseitig das Wort, daß weder die Braut den Bräutigam, noch der Bräutigam die Braut, wenn sie erwachsen sein werde, einander verlassen werden; dann fangen sie an zu trinken, wobei der Vater des Bräutigams alle Anwesenden dem Alter nach bewirthet. Ist der Vorrath an Branntwein erschöpft, so gehen Alle aus einander. Der Bräutigam sieht nun die Braut nicht eher als bei der Hochzeit und zur Hochzeit wird nicht eher geschritten, bevor nicht der Bräutigam die bestimmte verabredete Anzahl an Zobel- und Renthierfellen abgeliefert hat. Diesen Kalym muß der Bräutigam allein, ohne fremde Hilfe, erjagt haben; weder die Eltern noch die Verwandten helfen ihm dabei. Sobald der Kalym vollzählig ist, beginnt die Hochzeitsfeier. Der Vater reitet zur Braut und kündigt ihren Eltern an, daß der Zeitpunkt gekommen ist, zu welchem die Braut in die andere Jurte übersiedeln muß. Der Kalym wird gefordert: der Bräutigam, von seinen Verwandten umgeben, schafft denselben in die Jurte zur Braut, übergiebt ihn dem Vater, nimmt die Braut und zieht mit ihr ab. Die Mitgift der Braut wird nachgeführt. Als solche bringt sie gewöhnlich eine Jurte nebst Allem, was zur Einrichtung einer Wirthschaft gehört; man giebt ihr auch Renthiere und einen Theil des vom Bräutigam gelieferten Kalyms mit. Alle Anverwandten versammeln sich nun bei den jungen Neuvermählten, der Schwiegervater stellt einen Eimer mit Branntwein in die Mitte der Jurte und bedeckt ihn mit einem rothen Tuche. Alles verharrt in Schweigen, dann lüftet der Vater des Bräutigams oder die Mutter das Tuch und bedeckt damit die Braut, und alle Anwesenden trinken von dem Branntwein. Damit ist die Vermählungsfeierlichkeit beendigt. Später läßt das junge Paar sich gelegentlich einer allgemeinen Versammlung durch einen russischen Priester trauen.

Zum Schluß mögen zwei karagassische[1]) Lieder hier ihren Platz finden: „Laßt uns alle spazieren gehen! Laßt uns alle singen!

Laßt uns alle tanzen. Wir sind alle jung und kühn, laßt uns singen und spielen. Wir sind unserer sieben, gehen wir ins Freie, dort werden sich noch sieben zu uns gesellen, das wird noch lustiger werden. Dort sind noch Jurten, wollen wir dahin gehen; kommt alle heraus zum Spielen; wir wollen singen und tanzen. Ich bin ein Greis und werde nicht alle Tage singen; ich werde nur einmal im Jahre singen. Singt, ihr jungen Leute! Nur an einem Tage im Jahre werde ich spielen. Mir ist nicht froh zu Muthe. Ihr Jungen, kommt heraus und tanzt. Wir werden nicht immer leben, wir müssen sterben — und das ist unser Kummer. Wollen wir froh sein! Ich bin während meines Lebens nie allein froh gewesen, sondern immer mit allen anderen zusammen. Als ich Jüngling war, da habe ich auch geliebt! Jedermann in der ganzen Welt liebt! Jetzt bin ich ein Greis, Niemand liebt mich und ich liebe Niemanden! — Laßt uns singen und tanzen!“

Ein anderes Lied lautet: „Die Lebenden fahren, gehen, singen; die Todten leben im Himmel und treiben solche Sachen nicht. Ein junger Mensch reitet auf einem Ochsen und taumelt; er ist trunken und kann fallen, er hat einen zerrissenen Rock, er reitet auf dem großen Wege und singt. Seine Geliebte kommt ihm entgegen und sie küssen sich; die Fetzen seines Rockes flattern; am Sattel hängt ein zerrissener Beutel; nicht ein Tropfen Branntwein ist vorhanden. Einen Sack kann man auf dem Markte in der Stadt kaufen; dort ist auch Branntwein in der Schenke zu haben. Der junge Mensch reitet weiter. Er hat das Ziel erreicht; hier hat er erfahren, daß ein anderer Jüngling seine Geliebte besucht. Schwer ist es ihm ums Herz geworden und er hat auch eine andere gefreit. Jetzt, obwohl er verheirathet, liegt er oft auf seinem Teppich und gedenkt der Verrätherin!“

---

[1]) In der russischen Abhandlung sind die beiden Lieder erst auf Karagassisch, dann auf Russisch wiedergegeben.

Die Ueberschwemmung der Flüsse Tedshend und Murghab im Frühjahr 1886.

Von O. Heyfelder.

Die in Nr. 19 und 23 des 49. Bandes des „Globus" von uns schon erwähnte, ausnahmsweise niedrige Temperatur in Transkaspien während des Winters 1885 bis 1886 war keineswegs auf das östliche Ufer des Binnenmeeres beschränkt, sondern erstreckte sich über das ganze Gebiet vom Kaspischen Meere bis zum Paropanisus und dauerte den Monat Januar und einen Theil des Februar hindurch. Die Quecksilbersäule sank auf 18°, 20°, 22° unter Null; nicht allein die Michaelbucht und der Meerbusen von Krassnowodsk waren zugefroren, auch der Murghab war von Ufer zu Ufer bedeckt mit einer Eisdecke. In den Hochgebirgen von Afghanistan und Persien, selbst auf den Vorbergen, war Schnee gefallen und zwar reichlicher als seit einem Menschenalter. Sobald die Frühjahrsregenperiode eintrat und in ihrem Gefolge die wärmere Witterung, so schmolzen die Schneemassen und brachten vereint mit dem atmosphärischen Niederschlage ein Anschwellen der Gebirgsflüsse zu Stande. Nun geschieht dies in geringem Maße in jedem März und die unter Wasser stehenden Felder werden nachher um so fruchtbarer. Aber 1886 waren die heranströmenden Fluthen so mächtig, daß die Oasen geradezu in Seen verwandelt wurden, Wege verschwanden und Stücke des noch unvollendeten Eisenbahndammes weggerissen wurden. Es zeigte sich als ein großer Uebelstand, daß alle diese Gebirgsflüsse keine natürlich tiefe Betten haben und besonders keinen Sammelkanal oder gesammtes Flußbett bilden. Zerlegt in oberflächliche Irrigationskanäle mit gerade nur so viel Gefälle, um nicht zu stagniren, haben sie sich alle kein normales Flußbett gewählt, das, stets tiefer und breiter werdend, nach und nach die ganze Reihenfolge der nordwärts fließenden Bäche, Flüsse und Ströme in sich aufgenommen und durch solche vereinte Kraft und vereinte Wassermasse auch dem Sande widerstanden hätte. Sie versanden einfach. Nun fand die ausnahmsweise mächtige Fluth keinen Abfluß, keinen Abzugskanal und stand wogend über dem Kulturlande besonders der Tedshend- und der Merw-Oase. Manche Lehmhütten sind weggefegt, manche Felder mit Sand und Geröll bedeckt, manche Niederlassungen bedroht und manche Theile der Bewässerungskanäle zerstört worden. Am schlimmsten war die Einwirkung der Fluthen auf die eben erst aufgeschütteten Eisenbahndämme, die noch nicht konsolidirt, noch weniger aber bewachsen waren, und deren lockeres Erdreich vom Wasser durchdrungen und erweicht, dann von den Wellen auf Strecken von mehreren Werst weggewaschen wurde, spurlos, als ob sie niemals existirt hätten; eine Kalamität für das große Unternehmen des transkaspischen Schienenweges und jedenfalls eine Verzögerung für seine Vollendung, welche bis dahin mit Riesenschritten vor sich ging. Auf der anderen Seite eine beherzigenswerthe Lehre für die Erbauer der Bahn und für die Administratoren des Landes. Offenbar müssen die Durchlässe durch den Bahnkörper vermehrt und vertieft werden; offenbar verlangt der Schutz der Eisenbahn, wie der Ansiedelungen im Inneren der Oasen, daß am jenseitigen Rande gegen die Wüste zu ein Längsgraben angelegt werde, tief und breit genug, um alle abfließenden Wasseradern zu sammeln und ihnen für ähnliche Ueberschwemmungsperioden einen genügenden Abfluß zu verschaffen. Auf der anderen Seite tritt die Frage der Aufforstung der Berge mit derselben Dringlichkeit an die Verwaltung heran, mit welcher schon die Anlage von Wäldern gegen die Versandung in der Ebene sich nothwendig erweist. Bekanntlich hat man in Turkestan schon damit begonnen, nicht nur einzelne Bäume und Baumreihen, wie es die Bucharen thun, sondern ausgedehntere Baumpflanzungen anzulegen, welche sich dem Vorschreiten der Wüste gegen die Oasen entgegenstellen sollen. Das Beispiel von Beforstung eines kahlen, ausgetrockneten Felsengebirges, des Karst, hat Oesterreich gegeben. In den fünfziger Jahren wurde die Ansäung und Anpflanzung einzelner Wald-Enklaven auf diesem Gebirge mit unsäglichen Mühen und großen Kosten begonnen; heute sind schon bedeutende Resultate gewonnen. Also der Beweis ist geführt. Die Bewaldung der Berge wird einer der wichtigsten Theile der Civilisationsaufgabe Rußlands in Transkaspien und in den neuerdings erworbenen Gebieten am Tedschend und Murghab sein. Natürlich wird es sich darum handeln, von bewachsenen Schluchten und Matten aufwärts steigend, unbestandene Partien dem Baumwuchse allmählich zu erobern, wozu sich in milderen Strichen Haselnuß und Wallnuß, wilde Obstbäume und allerlei Buschwerk eignen sollen, in kälteren und höher gelegenen Regionen der Ahorn und Wachholder, Eichenarten, Eschen, vielleicht Coniferen.

Im Kaukasus wird überall die Akazie gepflanzt, gedeiht gut, wächst schnell und ist eine große Zierde und Annehmlichkeit in den Straßen von Tiflis, Grosny, Pjatigorsk und Eriwan. Sie verträgt Hitze, Staub und Trockenheit gut und ist überhaupt ein anspruchsloser Baum. Wahrscheinlich würde sie sich auch mit Vortheil zu Baumpflanzungen in Transkaspien eignen. Dagegen eignen sich die bei den Bucharen und Persern sehr beliebten Pappelarten (Pyramiden-, Balsam-, Silberpappel) nur zur Bewaldung von Flußniederungen, wozu sie auch in Samarkand und Buchara gebraucht werden. Wo sie genügend Wasser erhalten, da wachsen sie bei warmem Klima ungeheuer rasch, so daß sie in 15 Jahren zu einem sehr ansehnlichen Baume gedeihen. Unter gleichen Verhältnissen erlangen sie überhaupt eine ganz ungewöhnliche Höhe und Mächtigkeit. Die Inseln und Niederungen am Ural, welche alljährlich im Frühjahr unter Wasser stehen, sind von wahren Baumriesen bestanden, ausschließlich Pappeln und Weiden.

In nächstem Zusammenhange mit dem Schutze der Eisenbahn, des Irrigationskanalsystems und mit der Assanisation des Gebietes wird es also Aufgabe der Administration sein, Wälder in den Gebirgen und in der Ebene anzupflanzen. In dem Grade, als die Baumwollenkultur in Turkestan, Buchara und Merw sich ausbreitet, wozu von russischen Kaufleuten energische Schritte geschehen, wird auch das kalte Fieber an Ausbreitung gewinnen. Es herrscht ohnehin an manchen Stellen endemisch hier im kaspischen Gebiete wie im Kaukasus, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach doch überall an Sümpfe oder vertrocknende Wasserlachen gebunden, daher es in der zweiten Hälfte des Sommers seine

größten Verheerungen macht. Nun verlangen Baumwollpflanzungen aber zeitweilige, wiederholte Ueberschwemmungen und machen dadurch die Gegenden zu Fieberorten, wie ich am Araxes und am Fuße des Ararat zu beobachten persönlich Gelegenheit hatte.

Wo also ohnehin die ganze Existenz der Oasen auf der zeitweiligen Unterwassersetzung beruht und die sich verbreitende Baumwolle nunmehr eine langandauernde fast konstante Berieselung fordert, da wird offenbar der Genius epidemicus und endemicus verschlechtert werden. An dem Eucalyptus globulus haben wir allerdings den wirksamen Fieberbaum und wird dessen Verbreitung parallel der der Baumwollenkultur sich empfehlen.

Also Pflanzenkultur, Forstkultur, rationelle nach den verschiedenen Oertlichkeiten verschieden zu wählende Baumanpflanzung ist eines der wichtigsten Momente, welche, systematisch angewandt, die Kultur in Mittelasien begleiten und unterstützen müssen. Ich spreche dabei gar nicht von der Annehmlichkeit des Schattens, der im Orient so hoch geschätzt wird, daß die Platanen von Elisabethpol und unweit Akstafa (Route Tiflis-Alexandropol) im ganzen Lande der größten Berühmtheit genießen. Auch ruht der Wanderer, der Reiter, die Karawane, selbst die Post mit Vorliebe unter dem breiten tiefschattigen Dach dieser hundertjährigen Bäume. Es ist nicht nur die relative Kühle, was man so begierig aufsucht, es ist auch die Dämpfung des Lichtes, welches im Orient so schonungslos von dem wolkenlosen Himmel und von dem pflanzenlosen Boden zurückstrahlt.

Ein so kalter Winter, wie der verflossene, wird vielleicht in einem Jahrhundert nicht wiederkehren, eine so bedeutende Ueberschwemmung der Oasen vielleicht nur alle Menschenalter einmal zu befürchten sein, die Versandung gewisser gefährdeter Partien nur langsam vor sich schreiten: gewiß aber fordern die Ereignisse und Unfälle des vorigen Jahres auch zu umfassenden, durchgreifenden Maßregeln auf. Dieselben werden erleichtert durch das Vorschreiten einer regelrechten Dampf- und Schienenverbindung mit Europa, durch den im Gefolge der Eisenbahn entstehenden Telegraphen, die ihr folgende Ansiedelung, die wissenschaftliche Exploration und meteorologischen Beobachtungen, die rationellere Bodenwirthschaft, die Aufsicht über Straßen und Wasserwege, die Assanisation des Bodens und durch die Civilisirung der Eingeborenen, welche allem Anscheine nach Intelligenz, Energie und guten Willen der veränderten Existenz entgegen bringen.

Surinam.

In dem jüngst bei Cotta in Stuttgart erschienenen Werke über Surinam[1]) von August Kappler, stellt der mit den dortigen Verhältnissen durch mehr als 40jährigen Aufenthalt vertraute Verfasser alles das mit größerer Ausführlichkeit dar, was er bereits in früheren Aufsätzen im „Ausland“ oder in seinen kleineren Schriften „Holländisch Guiana“ und „Over Kolonisatie met Europeanen in Suriname“ gebracht hat, und beabsichtigt damit sowohl die Kolonisation nach jener vielfach verkannten niederländischen Kolonie zu lenken, wie auch überhaupt seine daselbst gesammelten Erfahrungen für das Leben und die Kulturen in den Tropen allgemein bekannt zu machen, da die Beachtung derselben auch in anderen Tropenkolonien von Nutzen werden kann.

In einem einleitenden Abschnitte bringt der Verfasser zunächst Allgemeines über die Landesnatur. Hiernach ist das etwa 2300 Quadratmeilen große Surinam nur von etwa 60 000 Menschen bewohnt, von denen $^5/_6$ in der einzigen Stadt Paramaribo und Umgegend, die übrigen, meist aus Indianern und Negern bestehend, in den unermeßlichen Waldungen des Inneren ihren Aufenthaltsort haben. Das Land selbst läßt sich in drei Zonen eintheilen, von denen die dem Meere nächste, etwa in einer Breite von fünf bis sechs geographischen Meilen, aus Alluvium besteht, das bei hoher Fluth stets überströmt wird und in den Regenzeiten theilweise unter Wasser steht. Hier finden sich auch die meisten Pflanzungen. Die zweite Zone reicht von diesem Alluviallande bis zu dem höheren Lande im Inneren, das zuerst sich wellenförmig erhebt, um allmählich in Hügel und weiterhin in Gebirge, wie das Tunuc-Humac-Gebirge, überzugehen, die jedoch nie 1000 m absolute Höhe zu erreichen scheinen. Dieses sogenannte Savannenland besteht größtentheils aus Sandboden und besitzt kaum zwei geographische Meilen Breite. An der Mündung des Maroni fehlt überdies die erste Zone und beginnt am Meeresufer sofort das Savannenland. In der darauf folgenden dritten Region, welche das gebirgige Innere einnimmt, tritt der Urwald, welcher auch in den vorhergehenden Strichen nicht fehlte, mit seinem ganzen Arten- und Individuenreichthume, sowie seiner Farbenfülle in seine Rechte, sowohl was Thier- wie Pflanzenreich anlangt. Hier findet man auch im östlichen Theile seit etwa dem letzten Jahrzehnt als mineralogische Ausbeute Gold.

In Bezug auf die hydrographischen Verhältnisse ist zu bemerken, daß die Flüsse zwar wasserreich, im alluvialen Lande jedoch so voller Schlamm- und Sandbänke, und weiter landeinwärts voller Klippen sind, daß selbst im Hauptflusse Surinam Schiffe über 16 Fuß Tiefgang nur bis zu dem zwei Meilen vom Meere entfernten Paramaribo gelangen können. Der fast 25 Fuß höhere Wasserstand in den Regenzeiten ist gleichfalls für die Schiffahrt nicht zu verwerthen, da dann die Strömung zu stark ist.

Kappler geht dann, wie er sagt, „vom Ganzen aufs Einzelne“ über und schildert uns zunächst die Pflanzenwelt Surinams. Er beschränkt sich bei der Besprechung derselben auf diejenigen Vegetabilien, die nach seinen Erfahrungen als Bau- und Möbelhölzer sich auszeichnen oder zu anderen technischen oder pharmaceutischen Zwecken Verwendung finden oder noch finden könnten. Hieran folgt ein sehr ausführliches Kapitel über das Thierreich, dessen Einzelheiten wir hier übergehen, da sie unlängst bereits im „Ausland“ erschienen sind.

Das Klima von Surinam ist, wie das aller Tropenländer, ein heißfeuchtes. Nie fällt das Thermometer unter 18° R., selten steigt es über 28° R. und zeigt im Mittel 22½ bis 23° R. an. Selten ist auch der Himmel gänz-

[1]) Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation, von August Kappler. Stuttgart, J. G. Cotta, 1887.

lich bewölkt, ebenso selten auch ganz wolkenfrei, eine reine und klare Luft, namentlich in den Nächten der Regenzeit, breitet sich über dem Lande aus, für welches der vorherrschende Wind aus O weht, um nur in den ersten Monaten des Jahres in N überzugehen, dagegen nur selten S oder W, ersteres häufiger noch in der großen Regenzeit. Der auch hier auftretende Wechsel von Land- und Seewind vollzieht sich so, daß letzterer um 1 Uhr Nachmittags einsetzt, bis etwa 10 Uhr Abends stark weht, dann abflaut, um endlich vor Tagesanbruch dem Landwinde zu weichen. Orkane und Erdbeben fehlen gänzlich und die Jahreszeiten äußern sich nur durch größere oder geringere Niederschlagsperioden, die durch Trockenzeiten getrennt sind. Die Stadt Paramaribo hat nach Woeikoff 3618 mm jährlichen Niederschlag und die oben angegebenen Temperaturverhältnisse. Bemerkungen über den Eintritt von Ebbe und Fluth beschließen diesen Abschnitt.

Die Bevölkerung zerfällt in die freien Indianer des Inneren, die durch die Sklavenwirthschaft eingeführten Neger und die wenigen Europäer. Den Hauptstamm der Erstgenannten bilden die Kariben, die sich durch kräftigen, wohlgestalteten Körperbau, schwarzes, glattes Haar und hellere Hautfarbe gegenüber der der Neger auszeichnen. Selbst die Nachkommenschaft von Negern und Indianerinnen, die sogenannten Karbuger-Indianer, ist von hellerer Färbung als die des Vaters, und dieselbe nähert sich in späteren Generationen immer mehr der des Indianers. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern nur aus einem Stücke dunkelblauen Tuches, das an einer baumwollenen Hüftschnur befestigt zwischen den Beinen durchgezogen wird. Von Verunstaltungen des Körpers sind bei den Weibern zu erwähnen die durch starke baumwollene Bänder am gleichmäßigen Wachsthum verhinderten und deshalb kleinen Fäßchen ähnelnden Waden, die mit der Spitze auswärts in die Unterlippe eingebohrten langen Stecknadeln und knöcherne oder hölzerne Scheiben in den Ohren. Heirathen finden ohne Ceremonie statt und der junge Mann zieht in das Dorf seines Schwiegervaters. Polygamie kommt selten vor und hat dann jede Frau ihre eigene Hütte. Der Hauptzug der Kariben wie aller Indianer Guianas ist der der Unbeständigkeit, namentlich im Einhalten fester Wohnsitze. Selbst Knaben von 10 bis 12 Jahren verlassen, höchstens mit einer Hängematte, Bogen und Pfeil, sowie einem alten Messer versehen, ihre Eltern, um bei Bekannten im Nachbardorfe sich niederzulassen. Ein solches Dorf besteht oft nur aus einer, meist zwei bis drei Familien, selten aus 100 Individuen. Der primitive Hausbau, nämlich zwei bis vier in die Erde gegrabene und an ihren oberen Enden durch Querhölzer verbundene Pfosten und das Ganze bedeckt mit durch Lianen verbundenen Matten aus Palmblättern, gestattet dem Indianer, seinen Wohnplatz schnell zu ändern. Nur selten findet man in diesen Hütten ein besonderes, gegen die Muskiten geschützteres Schlafgemach. Die ganze häusliche Arbeit, wie Herrichtung der Mahlzeiten, Bebauung und Aberntung des Kostackers, Anfertigung von Wasserkrügen, Hängematten ꝛc. fällt den Frauen zu. Die Männer gehen auf die Jagd oder den Fischfang und beschäftigen sich zu Hause höchstens mit dem Abholzen des Kostackers, dem Flechten von Körben und dem Baue des Corjal, d. h. eines Bootes in Form der Einbäume. Die Knaben lernen spielend mit dem Bogen und Pfeile umzugehen, während die Mädchen sich der Mutter nützlich machen. Auf dem Kostacker wird hauptsächlich die Kassave und der Maniok, sowie alles andere zur Haushaltung Nöthige, wie Zuckerrohr, Conami oder Gunapalu zum Vergiften der Pfeile, Ananas, Bananen ꝛc. gebaut. Außer zum Brotbacken wird die Maniokwurzel zum Bereiten von Tapana, des Lieblingsgetränkes der Indianer, benutzt. An animalischen Speisen verzehren sie, Schildkröten, Schlangen, Fischottern und Katzenarten ausgenommen, so zu sagen Alles, was ihnen in die Hände kommt, vor Allem den Leguan, kleine Haifische, junge Kaimans ꝛc. Vielfach benutzen sie zur Jagd jetzt Gewehre, zum Schießen der Fische stets Pfeil und Bogen. Die letzteren werden aus hartem elastischem Holze von sechs Fuß Länge mit einer Sehne von Bromelienflachs, die ersteren aus Schilfrohr mit einer Federfahne am einen und einer Holz- oder Eisenspitze am anderen Ende und von einer Länge von etwa fünf Fuß verfertigt. Ein Jagdmesser und eine mehr zum Schmucke bei Tänzen verwandte Kriegskeule vervollständigen den Waffenschatz eines Indianers. Zu den abstoßendsten Gewohnheiten desselben gehören die wüsten Trinkgelage bei der Feier des Tapanafestes, bei dem nach Kappler von etwa 100 Personen in einem Tage gegen 3000 Liter konsumirt werden. Hierdurch, wie durch den Bezug von Branntwein schlechtester Sorte aus den französischen Strafkolonien wird die Rasse zusehends verschlechtert und verringert. Europäischen Aerzten sind die Indianer feind und befragen bei Krankheiten stets ihren Zauberer, den Pion, der dann den üblichen Hokus-Pokus ausführt. Auch hier findet sich zuweilen noch die alte Sitte, daß bei Geburten der Vater sich, einige Tage in der Hängematte liegend, einer gewissen Schonung ꝛc. unterzieht. Bei Sterbefällen bleibt der Todte vier Tage in seiner Hütte liegen und wird dann in derselben begraben. Im Ganzen haben die Indianer wenig Laster, aber auch wenig Tugenden. Worthalten, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit sind ihnen unbekannte Begriffe. Nur der Augenblick regiert den Indianer, der sich europäischer Kultur und der Mission abhold zeigt.

Was hier von den Kariben gesagt ist, gilt bezüglich der Lebensweise und der socialen Verhältnisse auch von den übrigen Indianern. Die Arowaken unterscheiden sich von den Kariben nur durch größeren Körperbau, eine weichere und wohlklingendere Sprache und ein sanfteres Benehmen. Die Kleidung der Frauen besteht hier aus einem Schurz von Glasperlen, die der Männer aus einem Lendentuche. Auch fehlt bei ihnen jede Verunstaltung des Körpers, wenn man von dem Ausreißen der Augenbrauen und deren Ersetzen durch blaue, bogenförmige Linien-Tatuirung absieht. Die Warans, den Vorigen verwandt, leben meist in Britisch-Guiana. Beide Stämme haben selbstverständlich wie die Kariben keine Schriftzeichen und ihre mündliche Ueberlieferung ist sehr verworren. Ihre religiösen Begriffe finden nur in dem Glauben an Geister und Dämonen Ausdruck. Die Stämme südlich des dritten Grades nördlicher Breite stehen mit den Europäern nicht in direkter Verbindung, sondern nur durch Vermittelung der Buschneger und setzen sich zusammen aus den Arukajanas-, Irakuleh-, Trios- und Oyampis- oder Acuris-Indianern. Eine kleine Sammlung von Kariben- und Arowaken-Worten beschließt diesen Abschnitt.

Das zweite Bevölkerungselement bilden die Neger, die sich in Buschneger und (frühere) Negersklaven oder deren Nachkommen spalten. Auch die Buschneger waren früher Negersklaven, die aber ihren Herren entliefen und den Verfolgern einen heftigen gemeinsamen Widerstand leisteten, so daß die holländische Regierung nach vielen Opfern an Geld und Menschenleben im Jahre 1762 und den folgenden Jahren mit den verschiedenen entstandenen Stämmen Frieden schloß, ihnen das Land über den Wasserfällen des Maroni, Surinam und Saramacca als Wohnsitze zuwies und außerdem ein Geschenk von Pulver, Gewehren ꝛc. im Werthe

von 20000 Gulden jedes vierte Jahr zu geben sich verpflichtete. Vielfach haben sie Gewohnheiten der Indianer angenommen und auch viele von ihren afrikanischen Brüdern bewahrt, so auch den krassesten Fetischismus, der alle Erfolge der Mission vereitelt. Vortheilhaft zeichnen sie sich vor den Indianern durch Reinlichkeit im häuslichen Leben aus, sind aber jeder geregelten Arbeit abhold. Auch pflanzen sie einige Fruchtbäume, wie Apfelsinen, Kaffee ꝛc., letzteren aber nicht zum eigenen Bedarf. Im Uebrigen sind sie mehr Handelsleute als Producenten. Die übrige Negerbevölkerung auf den Plantagen und in Paramaribo rekrutirt sich aus den seit 1863 freigelassenen Sklaven, die vordem in Plantagen- und Privatsklaven sich eintheilten. Die ersteren waren nur mit der Plantage verkäuflich, die letzteren gehörten Privatpersonen, die aus dem zeitweisen Vermiethen dieser Arbeitskräfte ein Geschäft machten, und konnten einzeln oder familienweise, d. h. die Mutter mit den Kindern, verkauft werden. Die Sklaven bedeuteten den Wohlstand der Kolonie, der seit der Aufhebung der Sklaverei am 1. Juli 1863 bedeutend abgenommen hat. Nur die Goldfunde des letzten Jahrzehnts dienen als Ersatz für den Ausfall der Plantagenwirthschaft wenigstens dem inneren Handel.

Auf diesen Abschnitt über die Bevölkerung folgt ein anderer über die Stadt Paramaribo und die Verwaltung der Kolonie, wobei es dem Verfasser besonders darauf ankommt, den Gegensatz zwischen dem Wohlstande zur Sklavenzeit und der jetzigen traurigen Lage der Kolonie vor Augen zu führen. Von 1852 bis 1884 hat sich nach Kappler's Berechnung die Bewohnerzahl der Kolonie nur um 1102 gehoben und betrug 1884 nur 52978, einschließlich des Militärs. Dieses traurige Verhältniß wurde wesentlich hervorgerufen durch den Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten, der z. B. im Jahre 1875 die hohe Ziffer von 534 erreichte, während nur selten die Geburten die Sterbefälle überstiegen. Auch das Auftreten des gelben Fiebers, welches von 1836 bis 1852 viermal geschah, veranlaßte einen jährlichen Verlust von $14^4/_5$ Proc. in diesen Fieberjahren, während die fieberfreien Jahre doch noch einen solchen von $3^3/_4$ Proc. aufwiesen. Im Jahre 1884 betrug die Verminderung allerdings nur $^2/_3$ Proc., ist aber trotzdem noch zu hoch, wenn auch wesentlich niedriger als zur Sklavenzeit, wo sie 1 bis $1^1/_4$ Proc. im Mittel ausmachte. Der Schulunterricht der Kolonie wird zumeist von den verschiedenen Missionen geleitet, von denen die mährischen Brüder und die katholischen Missionare sich besonders auszeichnen. Auch die Armen- und Waisenpflege ist jetzt besser geregelt, und es betrugen im Jahre 1884 die Unterhaltungskosten hierfür 55000 Gulden. Neben den Reformirten, Lutherischen, Herrnhutern, Katholiken und Israeliten finden sich seit der Einführung von Chinesen und Kulis an Stelle der Sklaven auch Mohammedaner, Buddhisten und Brahmagläubige, außerdem noch gegen 5000 Heiden. Immer mehr ziehen sich die Neger von der Plantagenarbeit zurück, obwohl sie durchschnittlich mehr im Tagewerke leisten als die Chinesen und Kulis. Durch die Zufuhr letzterer werden aber auch die Unkosten theurer, so daß die Zuckerkultur allenthalben zurückgeht und nur noch der Kakaobau als gewinnbringend anzusehen ist, da durch die Goldfunde seit den letzten Jahren dem Feldbau ebenfalls Arbeitskräfte entzogen werden und der Bau des Kakao die wenigste Arbeit erfordert gegenüber dem des Zuckers. Auch Baumwolle und Kaffee sind fast ganz von der Ausfuhrliste verschwunden, so daß die höher steigenden Zuschüsse für die Verwaltung seitens der Regierung nur gedeckt werden konnten durch Einführung hoher Schutzzölle und ein rationelleres Zollsystem wie früher, wo häufig Betrügereien seitens der Kaufleute vorkamen.

Endlich kommt der Verfasser auf die Frage zu sprechen, ob Surinam sich für europäische, wo möglich deutsche Kolonisation eigne. Er bespricht zunächst die Versuche der holländischen Regierung im Jahre 1845 mit Holländern, seine eigenen im Jahre 1857 mit Württembergern, zeigt, warum dieselben fehlschlugen und meint, daß vor Allem praktische Landleute zu Kolonisten zu wählen seien, am besten in einem Alter bis 30 Jahre, von mehr hagerer als beleibter Konstitution und aus demselben Lande oder derselben Gemeinde stammend. Im letzteren Falle würde sich empfehlen, daß der Pfarrer, Ortsvorstand oder irgend ein anderer ehrbarer Mann, der den Charakter der Auswanderer kennt, mit ihnen geht. In der neuen Heimath sollen sich die Kolonisten dann zunächst fernhalten von den Negern, deren Abneigung gegen Feldarbeit sich auch ihnen leicht mittheilen könnte, und vor Allem tüchtig arbeiten, denn nur dies stähle den Körper und mache ihn geschickt zum Ertragen des Klimas, wozu auch noch eine reichliche Kost nöthig sei. Es folgen dann noch verschiedene Winke für die erste Anlage von Aeckern, sowie statistische Nachweise über die Rentabilität der verschiedenen Kulturen, wie der Viehzucht, die jetzt allerdings noch ganz darnieder liegt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den vorliegenden statistischen Berichten über den Ertrag der Fischereien Norwegens im Jahre 1886 war der Kabliaufang bei den Lofoten und an der Küste von Romsdal größer als je zuvor, dagegen ergaben der Häringsfang und die Küstenfischereien wesentlich geringere Ausbeute als in den letzten Jahren; dies war auch der Fall bezüglich des Walfisch- und Robbenfanges und der nach dem Polarmeere ausgesandten Fangexpeditionen. Die meisten Fischereien werden wie seit Jahrhunderten noch immer mit offenen Booten betrieben und nur vereinzelt sind Deckboote in Gebrauch genommen. Zur Hochseefischerei können sich die Norweger noch immer nicht entschließen, obwohl diese unter den günstigsten Bedingungen von allen norwegischen Häfen aus betrieben werden könnte. Zur Zeit besitzt Norwegen nur einen Fischerkutter, der die Hochseefischerei nach holländischer Methode betreibt, doch dürfte das im vergangenen Jahre erzielte gute Fangresultat zum Bau von noch mehreren Kuttern die Veranlassung geben. Die von den Norwegern während der letzten Jahre mit stetig abnehmender Ausbeute betriebene Häringsfischerei an der Küste von Island wird gewiß bald ganz aufgegeben werden; in den Jahren 1885 und 1886 betrugen die Ausrüstungskosten und die Verluste an Fahrzeugen und Geräthschaften weit mehr als der Werth des ganzen Fanges. — Die Menge und der Werth der vorjährigen Fischereien sind wie folgt anzunehmen: die Kabliaufischerei ergab 62 Mill. Stück im Werthe von 11,5 Mill.

Kronen auf den Fangplätzen, etwas über 500 000 Tonnen Häring zu 2,5 Mill. Kronen, die Sommerfischereien ergaben 2,5 Mill. Kronen, Hummer-, Lachs-, Makrelen- und Sprottenfischereien 1,5 Mill. Kronen, der Robbenfang 680 000 Kronen, der Walfang 1 200 000 Kronen, der Botlenosfang 330 000 Kronen und die Fangexpeditionen nach dem Polarmeere 500 000 Kronen. Der Gesammtwerth aller norwegischer Fischereien würde sich demnach auf ca. 20 775 000 Kronen belaufen, während der Durchschnitt für die letzten 12 Jahre 22 619 509 Kronen beträgt. Dieses ungünstige Resultat haben hauptsächlich die niedrigen Preise für Klipp- und Stockfisch sowie für gesalzenen Häring in den Hauptabsatzländern verursacht.

— Nach den officiellen Berichten der schwedischen Provinzialbehörden und Kommunalverwaltungen sind während der Jahre 1880 bis 1885 an Raubthieren in Schweden erlegt worden:

	Bären	Wölfe	Luchse	Vielfraße	Füchse
1880	48	36	27	128	14 876
1881	37	42	25	105	13 112
1882	35	37	22	146	11 728
1883	18	15	25	89	16 109
1884	33	49	25	141	18 114
1885	37	28	31	113	17 489

Der Bär und der Luchs, sowie auch in gewissen Gegenden der Fuchs sind in der Abnahme begriffen, während der Wolf sich trotz eifriger Nachstellungen in den nördlichen Länen zu vermehren scheint. Das Vorkommen der Vielfraße ist seit vielen Jahren unverändert. An schädlichen Raubvögeln wurden im Jahre 1885 getödtet: 361 Adler, 564 Uhus und 14 043 Habichte, sowie 76 732 Krähen. In den meisten Gegenden des Landes sollen sich die Raubvögel und Krähen vermindert haben. Von den Raubthieren sind im Jahre 1885 getödtet worden: 1 Pferd, 10 Rinder, 9995 Schafe, 285 Ziegen, 1 Schwein, 2070 Renthiere und 50 343 Stück Federvieh im Werthe von 108 296 Kronen.

— Die Frage, ob das Vorkommen fossiler Muscheln in erheblicher Höhe in England unbedingt eine Landsenkung von gleicher Höhe bedeute, ist von Carvill Lewis auf der Naturforscherversammlung in Birmingham behandelt worden und wird von ihm entschieden verneint. Hätte das Meer wirklich so hoch gestanden, wie die höchsten Muschelbänke, so müßte man seine Spuren überall in demselben Niveau finden, und nicht nur an einzelnen Stellen. Das ist aber nur der Fall bis zu einer Höhe von 450 Fuß, und nur so hoch reichte nach Lewis die positive Niveauveränderung. Alle Muschelanhäufungen in beträchtlicherer Meereshöhe tragen den Charakter von Moränen an sich, und stets läßt sich aus der Richtung der Gletscherschrammen und den erratischen Blöcken nachweisen, daß das Eis dorthin vom Meere aus gekommen, daß der Gletscher dort landein gedrungen sei. Die Gletscherkante oder auch der Gletscherfuß haben die Muscheln der Irischen See auf den Three Rock Mountain bei Dublin, auf die Berge von Nord-Wales und Macclesfield gebracht, die des Solway Firth nach Cumberland, die der Nordsee nach Northumberland, und so weiter. Die ganze Beschaffenheit der Muscheln beweist, daß sie sich nicht an ihrer natürlichen Lagerstätte befinden, sondern transportirt sind.

— Der k. R. Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg wurden in der letzten Sitzung verschiedene ethnographische Materialien vorgelegt. Wologdin überreichte eine Sammlung bisher unbekannter Volkslieder aus dem Gouvernement Perm und aus dem Gebiete jenseits der Kama. Dieselben stammen aus Gegenden, in denen noch nicht verrusste Permjäken wohnen und wohin die Expedition der Herren Istomin und Deutsch nicht gelangt war. — Ferner wurde eine in Stockholm befindliche genaue Karte Sibiriens vorgelegt, welche aus dem 17. Jahrhundert stammt und jedenfalls älter ist als der bekannte Atlas Sibiriens von Remesow. — Die von Silvestrowitsch gesammelten litauischen und schmudischen Märchen sollen demnächst veröffentlicht werden. Posdnejew berichtete über buddhistische Klöster und Priester in der Mongolei; bemerkenswerth ist, daß der Buddhismus einen großen Einfluß auf die Mongolen ausübt. In einigen Klöstern wird der Gottesdienst in mongolischer Sprache abgehalten. Die Klöster ziehen beträchtliche Einnahmen aus dem Waarentransporte von China nach der Mongolei, unterhalten Poststationen und werden von Jahr zu Jahr reicher, so daß sie ihr Geld auf Zinsen ausleihen können. In den Klöstern finden sich sehr viele Bücher, weil den Abschreibern Glückseligkeit im Jenseits versprochen wird. Die Zahl der Priester ist sehr groß. („Nowoje Wrjemä“, 1886, 3865.)

Asien.

— Herr N. J. Wesselowsky, welcher vor Kurzem Turkestan in archäologischem Interesse bereist hat, machte über seine Unternehmungen der k. R. Geogr. Gesellschaft einige Mittheilungen: er suchte vor allem nach Spuren einer alt-heidnischen Periode inmitten der jetzigen, muselmännischen Bevölkerung im Thal des Serawschan. Zuerst fielen ihm die tiefen Brunnen und die äußerst charakteristischen Brücken auf, deren Erbauung für ein Gott wohlgefälliges Werk erachtet wird, daneben zerstörte Befestigungen, Klöster u. s. w. Weiter thalaufwärts rücken die Berge einander näher, das Thal verengt sich. Das Ersteigen der Berge ist wegen ihrer Steilheit sehr schwierig, die Fußpfade sind sehr gefährlich. An der einen Seite erhebt sich eine hohe Bergmauer, an der anderen ist ein Abgrund, und tief unten braust der Serawschan. Der Reisende betrat das Gebiet von Falgar — eine lang ausgedehnte Vertiefung. Als eine örtliche Eigenthümlichkeit gilt unter anderen die auffallende Schönheit der Frauen, welche daher geraubt werden. Weiter berührte der Reisende den Ort Warsaminar am Serawschan, woselbst Steinkohlen gewonnen werden, eine zerstörte Festung, das Grabmal eines vielfach verehrten Heiligen und andere mohammedanische Denkmäler. Es giebt hier ausgezeichnete Obstgärten, welche vortreffliche und reichliche Erträge liefern. An den Felsenwänden befinden sich verschiedene bildliche Darstellungen und auch Inschriften; die Figuren stellen Häuser und Thiere dar, daneben auch Landschaften und sogar das Siebengestirn des großen Bären. An den Quellen des Serawschan fand man wilden Hafer und Gebirgsroggen. Die Gegend hier ist sehr hoch; der Weizen war noch ganz grün, während er unten schon geschnitten wurde. Beim weiteren Vordringen gelangte Wesselowsky an einigen Ortschaften vorbei, in einen heiligen Hain und dann zu einem Flüßchen Dshindan, das in einer engen Schlucht braust; früher wurden hier die Verbrecher in den Abgrund gestürzt. Als Wesselowsky den fernsten Punkt seines Marsches erreicht hatte, betrug die Entfernung, welche ihn noch von den großen Gletschern trennte, etwa 40 Werst (Kilometer). Beim Rückwege beobachtete er, daß das Wasser des Serawschan sich in flüssigen, schmutzigen Brei verwandelt hatte, wie das alljährlich im Juli geschieht. Weiter kam er an einen Berg, an welchem Salmiak gewonnen wird, und an einen Paß von 11 000 Fuß, welcher jedoch schneefrei war, wohl in Folge der hier wehenden Winde. Das durchwanderte Gebiet ist im Allgemeinen reich an Wäldern und Fruchtgärten; dagegen ist wenig Getreide vorhanden und die Bewohner sind arm. Die Wohnungen bestehen aus Lehmhütten mit einem einzigen Raume von etwa 10 Schritt Durchmesser; auf einer Erhöhung schläft die ganze Familie. Für das

Vieh werden ähnliche Bauten aufgeführt. Das Volk ist wild, und zwar um so wilder, je weiter entfernt von der Ebene und je näher zu den Gletschern; Streit und Händel sind sehr häufig, doch vermag die russische Gewalt die Leute zu mäßigen und im Zaume zu halten. Aber es kommt vor, daß die Schuldigen sich vor der russischen Macht auf das bucharische Gebiet von Karategin flüchten. Die Gewohnheiten und Sitten der Bewohner sind sehr sonderbar und originell; Wesselowsky hat die Gesänge, Erzählungen der Bewohner und auch Proben ihrer Sprache aufgezeichnet.

— W. P. Margaritow, welcher von der Gesellschaft zur Erforschung des Amur-Gebietes an den Kaiser-Hafen entsendet war, um daselbst ethnographische Untersuchungen anzustellen und ethnographische Sachen zu sammeln, hat seine Expedition beendigt. Er hat mitgebracht: 17 Orotschonen-Schädel, ein vollständiges Skelet, sechs vollständige Kostüme für Männer und Frauen und viele Kleinigkeiten, welche zur Tracht der Orotschonen gehören; ferner Modelle von Booten, Jurten, Schlitten, allerlei Hausgeräthe, ein in der Umgebung des Kaiserhafens zusammengebrachtes, fast vollständiges Herbarium, Proben von Mineralien und viele schriftliche Aufzeichnungen, welche sich auf das Leben der Orotschonen beziehen. An 50 Individuen wurden anthropologische Messungen vorgenommen.

— Die im Auftrage der französischen Regierung West-Asien bereisenden Herren Capus, Bonvalot und Pepin (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 302) sind im vorigen Jahre über Batum und Tiflis, durch Talysch, über Teheran und Meschhed nach Serachs, Merw, Tschardjui, Buchara und Samarkand gelangt. Ein Versuch, von dort in Afghanistan einzudringen, endete mit ihrer Gefangennahme; sie mußten nach längerer Haft nach Samarkand zurückkehren, wo sie am 6. November eintrafen.

— Entwickelung der Theekultur in Britisch-Indien. Die Ausfuhr von Thee betrug:

	engl. Pfund	im Werthe von Rupien
1850 bis 1851	230 500	198 200
1860 bis 1861	1 244 000	1 070 400
1870 bis 1871	13 232 000	11 397 000
1880 bis 1881	46 413 500	30 542 000
1883 bis 1884	59 911 700	40 839 000
1884 bis 1885	64 162 055	40 447 000
1885 bis 1886	68 783 485	43 061 000

Afrika.

— Im Jahre 1885 liefen in den Hafen von Tunis 5944 Schiffe ein und 5413 aus, zusammen 11 357 Schiffe mit 3 003 805 Tonnen — eine Zunahme von 3402 Schiffen gegen das vorhergehende Jahr. Davon waren 1885 französische Schiffe mit 1 926 815 Tonnen und 4158 italienische mit 831 635 Tonnen, der Rest tunesische, englische, schwedische, österreichische und belgische.

— Professor O. Lenz ist von seiner Congo-Reise in Zanzibar eingetroffen und will von dort am 18. Januar die Rückfahrt nach Europa antreten. Unbekannte Gebiete scheint er während seiner ganzen Expedition nicht betreten zu haben.

— Dr. Junker hat sich in Suez dem Times-Correspondenten gegenüber dahin ausgesprochen, daß er unter den drei verschiedenen Routen, welche für die Expedition zur Befreiung Emin-Paschas in Vorschlag gebracht worden sind, der mittelsten den Vorzug gebe. Wenn die Expedition nicht im Stande ist, sich der Freundschaft und Unterstützung Mwanga's, des Königs von Uganda, zu versichern, so sei es unmöglich, die nöthige Anzahl Boote für die Fahrt über den Victoria Njanza zusammenzubringen; alsdann müsse sie den Weg von Speke und Grant längs der Westküste des Sees einschlagen, wo es Bananen im Ueberfluß gebe, und von der Nordwestecke des Sees aus nach dem südlichen oder mittleren Theile des Albert Njanza hinübergehen, wohin Emin-Pascha von Wadelai aus Boote schicken würde. Uebrigens sei Mwanga nicht so mächtig, wie man gewöhnlich glaube; im letzten Kriege mit Kabrega sei sein Erfolg nur ein mäßiger gewesen und sein kürzlich unternommener Versuch, mit 500 Booten die südwestlichen Ufer des Victoria-Sees zu erobern, sei ganz gescheitert. Die letzten Briefe, welche Junker von Emin-Pascha erhielt, waren vom Juli 1886. Damals hielt Emin noch zehn befestigte Stationen längs des Nil von Lado bis Wadelai und östlich bis Fatiko mit 1500 sudanischen Soldaten, 10 ägyptischen und 15 schwarzen Officieren, 20 koptischen Beamten und vielen weißen Frauen und Kindern. Seine Munition langte noch bis Ende 1886; aber er hoffte sich noch ein halbes Jahr länger zu halten, wenn ihn die wilden Stämme nicht angriffen. Anhänger des Mahdi zeigten sich während des Jahres 1886 gar nicht; aber Emin fürchtete, daß seine Truppen wegen des Mangels an Vorräthen — alle kleideten sich schon in Felle — nicht guten Muthes und treu bleiben würden. Sobald die Wilden entdeckten, daß seine Munition zu Ende sei, würde seine Lage eine verzweifelte werden. — Stanley, der Anführer der auf private Kosten entsendeten Rettungsexpedition befindet sich auf dem Wege nach Sansibar; doch ist es noch nicht entschieden, ob er von dort aus oder den Congo aufwärts sein Ziel zu erreichen suchen wird.

— J. T. Last, welcher von der Royal Geographical Society den Auftrag zu einer gründlichen Erforschung der Umgebung des Namuli-Berges (ca. $15\frac{1}{2}°$ südl. Br., östlich vom Kilwa-See) erhalten hat (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 80), hat am 12. Juli vorigen Jahres die Missionsstation Blantyre verlassen und ist am 3. August am Fuße des Tschali-Berges, etwas südlich vom Namuli, eingetroffen. Das dort gelegene Dorf des freundlich gesinnten Häuptlings Ana Guruwe will er zu seinem Standquartier machen und von da aus die Umgebung genau erforschen.

— Dr. Hans Schinz aus Zürich ist aus dem Inneren von Südwest-Afrika auf der Heimreise begriffen. Wie bekannt, nahm Dr. Schinz vor $2\frac{1}{2}$ Jahren an einer Expedition Theil, welche Herr Lüderitz in Bremen nach Südwestafrika (Angra Pequena) ausführte; da aber sein Forschungsdrang daselbst nicht genügend Nahrung erhielt, unternahm Dr. Schinz eine eigene Expedition zur Erforschung der Kalahari-Wüste, des Ovambo- und des Ambo-Landes. Er verfolgte den Lauf des Cunene-Flusses und hielt sich längere Zeit in der Gegend der seither gegründeten Boerenrepublik Upingtonia auf. Letzten Herbst erforschte Dr. Schinz das Gebiet nordwestlich vom Ngami-See und kehrte um Weihnachten nach einer 27 Monate langen Reise durch jeder Civilisation fern gelegene Gebiete mit einer reichen Sammlung ethnologischer, botanischer und mineralogischer Gegenstände nach der Kapstadt zurück.

— Der „Kreuzzeitung" wird aus Akkra (Goldküste) gemeldet, daß G. A. Krause (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 352) glücklich die Landschaft Mosi unter 12° nördl. Br., halbwegs zwischen der Küste und Timbuktu, erreicht habe und am 26. Oktober nach Timbuktu aufgebrochen sei.

Australien.

— In Cuckatoo Island, Sydney, ist kürzlich eine Entdeckung von großem geologischen Interesse gemacht worden. Man fand beim Graben eines neuen Staatsdocks in Cuckatoo Island eine fossile Schnecke aus der Gattung Planorbis und übergab dieselbe Mr. Wilkinson, dem Regierungsgeologen von Neusüdwales. Da bisher noch keine fossilen Conchylien in der Hawkesbury-Formation gefunden

worden waren, so benutzte er die Gelegenheit, die Stelle zu untersuchen, fand aber nur fossile Pflanzen. Der von ihm zur weiteren Untersuchung hingeschickte Mr. Cullen entdeckte jedoch ein höchst interessantes Fossil, welches Professor W. J. Stephen als Mastodonsaurus erkannte, wovon ein ähnliches Exemplar aus Stuttgart sich in der Sammlung der Universität Sydney befindet. Es ist dies die erste Entdeckung eines Labyrinthodonten in Australien und sie ist von großem, wissenschaftlichem Interesse, da sie das triassische Alter der Hawkesbury-Sandstone-Formation beweist.

Nordamerika.

— Mr. Seton-Karr hat nach einer Notiz im Januarhefte der „Proc. of the R. Geogr. Soc." kürzlich den Mount St. Elias um 400 Fuß höher als Woods und um mehr als 1000 Fuß höher als Schwatka bestiegen und gefunden, daß derselbe drei Miles östlich vom 141. Meridian und über 30 Miles von der Küste, mithin auf canadischem Gebiete liegt. Das Areal der beiden nach Agassiz und Guyot benannten Gletscher und deren Tributäre schätzt er auf nicht weniger als 1800 englische Quadratmeilen. Seton-Karr sah von dem höchsten von ihm unter den Wolken erreichten Punkte aus keine Unterbrechung in der Gebirgskette und nichts wie Eisfelder in jeder Richtung.

— Die letzten Mittheilungen des Statistischen Bureaus der Vereinigten Staaten zeigen, wie einschneidend die Akte vom Mai 1882 auf den Aufenthalt von Chinesen in der Union gewirkt hat:

im Jahre (endend mit 30. Juni)	kamen an	reisten ab
1881	12 166	unbekannt
1882	39 930	"
1883	10 182	12 066
1884	3 473	14 133
1885	5 352	17 526
1886 (die ersten neun Monate)	3 460	14 940

Frauen sind in obigen Ziffern nur in sehr geringer Anzahl vertreten; es kamen nämlich nur 551 an und es reisten 671 ab.

— In seinen großen Salzlagern besitzt der Staat Nevada einen bisher noch ungehobenen Bodenschatz, der im Laufe der Jahrhunderte eine größere Geldquelle werden dürfte, als alles dort gefundene und noch zu findende Edelmetall. In Lincoln County, im Südwesten des Staates, giebt es ein Salzlager, welches auf einer Strecke von zwei und in einer Breite von einer halben Meile an die Oberfläche tritt und von anscheinend sehr bedeutender Tiefe ist, denn stellenweise befinden sich darin Wasserrinnen bis zur Tiefe von 60 Fuß. Diese Salzader ist bereits auf eine Strecke von neun Meilen nachgewiesen, und das Salz ist meistentheils so hart, daß es gesprengt werden muß, wie jeder andere Stein, und so rein und durchsichtig, daß man durch Stücke von mehreren Zoll Dicke die Zeitung lesen kann. In Churchill County, im Mittelpunkte des Staates, giebt es ein Steinsalzlager von 14 Fuß Tiefe, das absolut chemisch reines Salz enthält und wovon ein Mann täglich fünf Tonnen brechen kann. Das große Humboldt-Salzfeld in demselben County nimmt einen Flächenraum von 90 Quadratmeilen ein. Auch hier besteht der Untergrund aus einem Steinsalzlager von noch unerforschter Tiefe.

— Theodor Kirchhoff's „Kalifornische Kulturbilder" (Kassel, Th. Fischer, 1886) sind eine Reihe von Skizzen und Wanderbildern, die zum Theil schon früher im „Globus", der „Gartenlaube", „Daheim" und „Gegenwart" erschienen und dadurch unseren Lesern in ihrer Art bekannt sind. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte „San Francisco im Jahre 1885" (S. 3 bis 40) und „Städtische Bilder aus San Francisco" (S. 41 bis 114), die eine spannende Lektüre bilden.

— Einen schlechten Ruf genießt in Kalifornien die „Gifteiche" (Poison Oak). Das dem Eichenblatte ähnliche, an der Rückseite rothe Blatt dieses Strauches verursacht mitunter beim Berühren ein Schwellen der Haut. Personen, die stark in Schweiß gerathen sind, sind besonders empfänglich für das Gift; zuweilen werden diese, wenn sie nahe bei einem Busche vorbeigehen, namentlich wenn der Wind von dort her weht, schon vergiftet. Andere dagegen können das Blatt unbeschadet in die Hand nehmen. Die Vergiftung zeigt sich meistens durch Schwellen im Gesicht und ist, obgleich nicht gefährlich, doch außerordentlich unangenehm und entstellend. Für Naturfrischler und Theilnehmer an Picknicks ist das „Poison Oak" ein fortwährendes Schreckgespenst in Kalifornien.

Südamerika.

— „The Chamber of Commerce Journal" (V, Nr. 59) enthält, leider ohne genaue Quellenangabe, Mittheilungen über den Handel des Amazonenstromgebietes, wonach das rapide Anwachsen der Aus- und Einfuhr alles bisher Bekannte übertrifft und der dortige Handel bereits den Umfang manchen älteren Marktes, wie Portugal und Griechenland, Uruguay, Venezuela, Peru und Mexiko erreicht hat, viermal größer als der marokkanische und fünfmal größer als der serbische ist. Die beiden Provinzen Grão Para und Amazonas haben ein Areal von 3 046 732 qkm und eine Bevölkerung, die von 332 847 Einwohnern im Jahre 1871 auf etwa 600 000 im Jahre 1883 gestiegen ist, wovon 150 000 auf Amazonas und 450 000 auf Para entfallen. Agassiz schätzte den jährlichen Werth spontanen Ertrages in diesen Gebieten auf 500 Millionen Francs, also kaum zwei Francs auf die Hektare, was offenbar zu gering ist. Was im Gebiete des Amazonenstromes an Kautschuk, Harz, Faserstoffen, ölhaltigen Früchten und Arzneipflanzen alljährlich aus Mangel an sammelnden Händen zu Grunde geht, muß sich auf Tausende von Millionen belaufen. Der Export beider Provinzen, der fast ausschließlich aus Waldesprodukten besteht, mag etwa 90 Millionen Francs betragen, d. h. 150 Francs auf jeden Kopf der Bevölkerung, während diese Verhältnißzahl für Australien 450, für England 250, für Frankreich 140, für die Vereinigten Staaten 100, für die Argentinische Republik 100 und für ganz Brasilien 45 beträgt. Der Amazonenstrom wurde 1867 den Flaggen aller Nationen eröffnet und seitdem war der Fortschritt ein reißender. Von 1867 bis 1882, also in 15 Jahren, stieg der officiell deklarirte Werth der aus dem Hafen von Para exportirten Güter von 14 568 000 auf 91 235 000 Francs, d. h. um 700 Proc.; in den Vereinigten Staaten dagegen stieg dieser Werth im selben Zeitraume nur um 400 Proc. Die Zunahme in der Gesammtausfuhr aus dem Amazonengebiete war folgende: 1878 33 974 800 Francs; 1879 54 424 000 Francs; 1880 54 557 400 Francs; 1881 64 440 000 Francs; 1882 92 253 700 Francs. Der Werth der Ausfuhr der drei Hauptartikel betrug in Francs:

	1880	1881	1882
Kautschuk	43 897 700	50 371 500	75 157 200
Cocoa	4 404 500	7 943 000	9 133 000
Kastanien	5 252 000	1 747 900	1 501 700

Oceane.

— Ueber Diego Garcia, die südlichste der Chagos-Inseln, fast gleich weit von Madagaskar, Ceylon und Sumatra entfernt, giebt Gilbert C. Bourne in „Proc.

Zool. Soc. London“ 1886 einige Notizen. Die Inselgruppe wird zwar nicht nur von Walfischfängern, sondern auch von den Dampfern der „Oriental Steam Navigation Company“, welche dort eine Kohlenstation haben, ziemlich häufig angelaufen, ist aber dennoch wenig bekannt. Diego Garcia ist eine echte Koralleninsel, ein schmaler Landring von nur ⅓ Mile Breite, welcher eine Lagune von 13 Miles Länge und 6 Mile Breite einschließt. Der Eingang in die Binnenlagune, die trotz einzelner Korallenriffe einen ausgezeichneten Hafen für die größten Schiffe abgiebt, liegt im Nordwesten und wird durch drei kleine Inselchen in vier Kanäle geschieden, von denen einer eine Meile breit und für jedes Schiff tief genug ist. Der Boden ist eine Korallenbildung und nirgends höher, als die Kraft der Wellen die Korallenblöcke hat emporschleudern können; nur an wenigen Stellen hat der Wind den Sand zu Dünen von 25 bis 30 Fuß Höhe zusammengehäuft. Die Korallen wie die auf ihnen lebenden Muscheln sind die gewöhnlichen Arten des Indischen Oceans, das Land ist dicht bewachsen mit Gebüsch von Scaevola Koenigii, Tournefortia argentea und Guettarda speciosa; darüber erheben sich die prachtvollen Kokospalmen, welche die Bewohner ernähren. Einheimische Säugethiere sind nicht vorhanden, aber außer den Hausthieren sind Ratten in unzähliger Menge eingeschleppt worden, aber nur auf der Hauptinsel; die kleinen Inselchen in der Einfahrt sind noch frei von der Plage. Schafe sollen merkwürdiger Weise von den früher eingeführten Eseln nicht auf der Weide geduldet und darum eingegangen sein. Fledermäuse sind nicht vorhanden. Die Vogelfauna ist ähnlich derjenigen, wie sie Forbes von den Keeling-Inseln beschreibt; auch die weiße Seeschwalbe (Gygis candida) ist hier häufig und legt in derselben eigenthümlichen Weise ihr Ei auf die Palmenblätter. Bourne sammelte im Ganzen 14 Arten, hörte aber noch von 2 bis 3 anderen. Die Landreptilien werden repräsentirt durch einen Gecko, der wahrscheinlich von Mauritius, von dem aus die Inselgruppe verwaltet wird, mit herüber gebracht worden ist, und durch eine sehr übelriechende Sumpfschildkröte, deren Herkunft heute noch räthselhaft ist. Das Insektenleben ist, von Ungeziefer abgesehen, arm, aber um so zahlreicher sind die gewöhnlichen Landkrabben. Ein großer Geocarcinus thut großen Schaden in den Gärten und macht den Kartoffelbau geradezu unmöglich. Birgus latro schmälert auch hier den Ertrag der Kokospalmen und erklettert mit großer Gewandtheit die höchsten Palmen, nicht um Nüsse zu holen, sondern nur um sich in den Blättern zu verbergen. Die von ihnen angebrochenen Kokosnüsse müssen riesigen Bernhardskrebsen, für deren weichen Schwanz keine Muschel mehr genügt, als Schutz dienen. Das Klima ist nicht sonderlich angenehm durch übergroße Feuchtigkeit, welche auch die Arbeiten des Naturforschers beeinträchtigt. Die Hitze ist erträglich; trotz der Nähe des Aequators schwankt das Thermometer nur zwischen 78 bis 86° F. (25 bis 30° C.).

— In dem 52. Bande des „Wissen der Gegenwart“ hat unter dem Titel „Der Ocean“ auch die Meereskunde eine populär-wissenschaftliche Darstellung gefunden, und zwar in einer Weise, wie sie von dem Verfasser, Prof. Otto Krümmel, nicht anders zu erwarten war. Das Werkchen zerfällt in vier Kapitel, in deren erstem die Meeresflächen in ihrer Gesammtheit und Gliederung, sowie das Verhältniß von Wasser und Land, letzteres auch in graphischen Darstellungen, dem Leser vor Augen gebracht werden. Bei der Eintheilung der Meeresräume folgt der Verfasser der bereits früher von ihm aufgestellten, wonach er drei selbständige Oceane, den Atlantischen, Indischen und Pacifischen, unterscheidet, während die übrigen Meere unselbständig sind und unter die Abtheilungen der Mittelmeere und Randmeere fallen. Das zweite Kapitel behandelt die Meerestiefen. Nachdem gezeigt worden ist, daß die Landmassen einen anziehenden Einfluß auf die Wassermassen der Oceane ausüben und somit küstenferne Inseln dem Erdmittelpunkte näher liegen müssen, als die Küstenlinien der benachbarten Festländer, wofür auch Beispiele angeführt werden, kommt der Verfasser auf den Begriff des Geoïds, auf welches, streng genommen, alle Tiefseemessungen und Höhenmessungen sich beziehen. Hieran schließen sich die Tiefseelothungen. Nach einer kurzen Darstellung der historischen Entwickelung derselben werden die gebräuchlichsten und namentlich jetzt besten Instrumente für derartige Untersuchungen genügend eingehend besprochen und endlich die Resultate aller Tiefseelothungen, d. h. die Configuration des Meeresbodens nach den einzelnen Oceanen diskutirt, zum Theil auch mit Angabe der der Entstehung gewisser Meere zu Grunde liegenden Ursachen. Besonders gilt das letztere von den Mittelmeeren, die fast sämmtlich als Einbruchbecken sich darstellen mit bedeutenden Tiefen und relativ seichten Zugangsstraßen. In einem weiteren Abschnitte bespricht der Verfasser die Bodensedimente, die sich als Einwirkung der nahen Festland- und Inselküste oder als reine Tiefseebildungen erweisen. Zu den letzteren gehören die Bildungen aus den Schalen der Globigerinen, Radiolarien und Diatomeen, zu den ersteren die Schlammgebilde aus den Flüssen, sowie als lokale Modifikationen des sich so bildenden Schlicks Beimengungen vulkanischen Ursprungs. Auch die Staubfälle in dem Passatgebiete westlich der Sahara finden hier unter Bezugnahme auf die Hellmann'schen Untersuchungen eine Erwähnung. Das dritte Kapitel behandelt das Meerwasser. Zunächst werden die allgemeinen Eigenschaften, besonders der Salzgehalt, dann aber auch der Gehalt an Sauerstoff und Kohlensäure besprochen und hierbei auch der Methoden und Instrumente gedacht, um Wasser aus bestimmten Tiefen zu schöpfen. Ein zweiter Abschnitt ist der Wärmevertheilung im Meerwasser gewidmet. Hierbei wird zunächst die Temperaturvertheilung im Oberflächenwasser erörtert, dann aber auch des Streites bezüglich der größten Dichte des Meerwassers, ob dieselbe über oder unter Null Grad stattfindet, gedacht. Das letztere ist bekanntlich das Richtige, nachdem die widersprechenden Resultate von John Roß auf die ungenügende Beschaffenheit der benutzten Thermometer zurückgeführt sind. An diesen Abschnitt schließt sich ein anderer über die Eisverhältnisse des Meeres, der die Treibeisgebiete sowie die verschiedenen Arten der Eisbildung enthält. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit den Bewegungen des Meeres, welche in ihren verschiedenen Formen als Meereswellen (Wind- resp. Sturmwelle, Dünung, Brandungs- und Seebebenwelle), Gezeitenwellen sowie Meeresströmungen auf Grund der neuesten Ansichten eine eingehende Besprechung und Begründung erfahren.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LI. **№ 8.**

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1887.**

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

V.[1]

Am 14. Januar 1883 traf A. Marche wieder in Manila ein und fand die Bevölkerung noch in ziemlicher Aufregung über die Choleraepidemie, welche die Kolonie heimgesucht hatte. Das Jahr 1882 hat überhaupt auf den Philippinen ein böses Andenken hinterlassen: nach dem Verschwinden der Cholera hat am 20. Oktober ein Cyclon den Archipel heimgesucht und auf seinem Wege Alles vernichtet. Am 19. Oktober 1882 um 3 Uhr Nachmittags hatte das Observatorium von Manila bekannt gemacht, daß von Südwesten ein Orkan drohe. Und mit nie dagewesener Gewalt hatte derselbe seine Verwüstungen angerichtet. Die Ernten, der einzige Reichthum des Landes, waren fast vollständig zerstört worden, Tausende von Familien befanden sich ohne Obdach, Tausende von Arbeitern ohne Beschäftigung. Ganze Dörfer waren zerstört, in Massen die Strohdächer der Bretterhütten vom Sturme entführt worden. Nur hier und da hatte ein Haus Widerstand geleistet; unsere erste Abbildung mag eine Vorstellung von der angerichteten Verwüstung geben.

Die Gemüther hatten sich kaum von den Schrecknissen dieses traurigen Tages erholt und Jedermann arbeitete noch daran, den angerichteten Schaden auszubessern, als am 4. und 5. November ein neuer Sturm Alles, was der erste nur erschüttert hatte, vollends über den Haufen warf.

Gleich bei seiner Ankunft konnte Marche aber auch verschiedene Neuerungen mancherlei Art konstatiren. Der bis dahin für verschiedene Provinzen Luzons obligatorische Tabaksbau war ebenso wie der Tabakshandel freigegeben worden. Zwar sollten in Zukunft noch gewisse Gefälle entrichtet werden; aber um die Entwickelung dieser Industrie zu fördern, hatte die Regierung für ein halbes Jahr freien Handel ohne jede Steuer bewilligt. In Folge dessen herrschte große Bewegung in Manila, da Jedermann von dieser Erlaubniß Nutzen ziehen wollte. Jeder suchte möglichst viel zu produciren, und täglich kamen Männer und Frauen zu dem Reisenden und boten ihm Cigarren zum Kaufe an, der eine immer billiger als der andere; freilich bestanden viele nur aus schlechtem Stroh, um welches einige Tabaksblätter gewickelt waren.

Die seit 1870 in eine Periode ausgesprochenen Fortschritts eingetretenen Philippinen scheinen denselben möglichst beschleunigen zu wollen, indem sie dem Handel mehr Freiheit einräumen, ihn von Hemmnissen und Plackereien befreien und auch, indem sie die reichsten Theile Luzons mit der Hauptstadt durch Eisenbahnen zu verbinden trachten. Bis 1883 (und so viel wir wissen, noch bis heutigen Tages) existirt auf dem ganzen Archipel nur eine einzige Pferdebahn in einer Vorstadt Manilas.

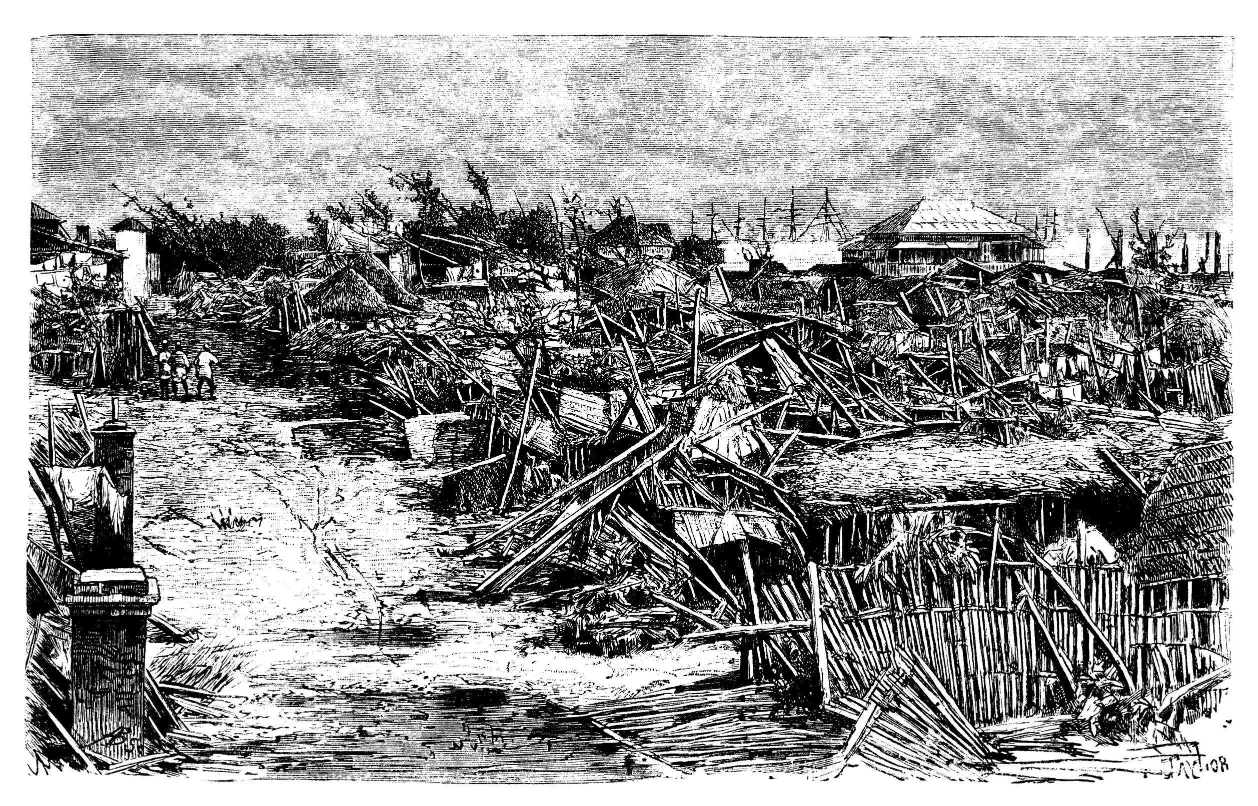
Ein anderer Plan von großer Wichtigkeit, die Herstellung eines geschlossenen Hafens in Manila, ist schon in Angriff genommen worden; dann werden die Schiffe selbst von der größten Tragfähigkeit dort einen sicheren Ankerplatz finden und können ausgebessert werden, während sie heute nach Hongkong oder Singapur gehen müssen, um Vorrichtungen für größere Reparaturen anzutreffen. Nicht minder dringend war die Erbauung eines Wasserthurmes, welcher die Stadt jetzt mit trinkbarem Wasser versorgt. Dasselbe kommt aus einem kleinen, einige Stunden entfernten Flusse,

[1]) Fortsetzung von Bd. 50, S. 231.

wird auf einen kleinen, mit Reservoirs versehenen Berg gepumpt und fließt von dort in Röhren nach Manila. In Folge dessen haben auch einige Verschönerungen angebracht werden können, z. B. ein Springbrunnen am Ende der Promenade San Miguel; Brunnen und Oeffnungen der Leitung für Speisung von Feuerspritzen finden sich jetzt in allen Quartieren der Stadt und den Vorstädten. Unter den Neuerungen ist auch der Straßenverkauf von Milchkaffee zu nennen: Tag und Nacht rufen Jungen aus Leibeskräften ihr „Café con leche“ aus. Ihre Stände sind zwar etwas ursprünglich, manche aber führen außerdem noch Brot, Butter und verschiedene Getränke.

Vom 28. Januar 1883 bis zu Anfang Mai hielt sich Marche in Jala-Jala auf, wo er einen Indier aus der Provinz Ilocos, der nachmals sein bester Jäger wurde, im Schießen unterrichtete, und machte Ausflüge an den Ufern der Laguna de Bay. Der Mai ging mit einem ergebnißlosen Besuche der Insel Marinduque hin, von wo man dem Reisenden über die Existenz von Höhlen mit Gebeinen und Grabbeigaben berichtet hatte, die jedoch nicht aufzufinden waren. Endlich am 6. Juni schiffte er sich in Laguimanoc auf der Südküste Luzons nach der Insel **Palawan** ein, dem Paragua der Spanier, welches drei Breitengrade südlicher liegt als Manila.

Die Gesammtlänge der Insel beträgt 520 km, die größte Breite kaum 42 km; an manchen Stellen aber ist sie ganz schmal, z. B. zwischen der Honda- und Ulugan-Bai kaum 11 km, und weiter nördlich zwischen der Tay-Tay-Bai auf der Ost- und der Tuluran-Bai auf der Westküste ist die Entfernung noch geringer, so daß man in ein paar Stunden von einem Meere zum anderen gelangen könnte, wenn es einem gelingt, einen Weg oder Pfad zu finden.



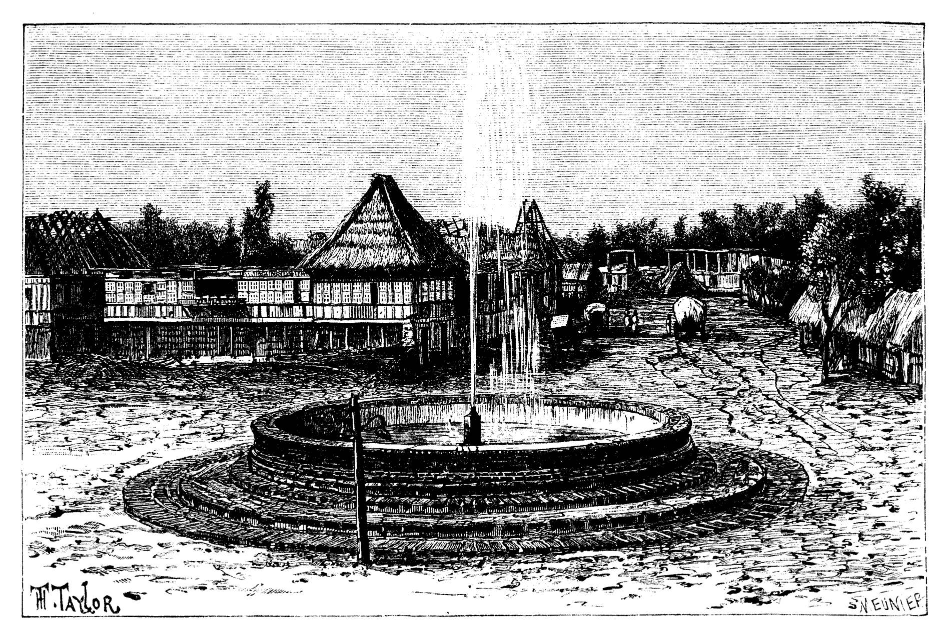
Eine Vorstadt Manilas nach den Orkanen vom Oktober und November 1882. (Nach einer Photographie.)

Palawan ist außerordentlich bergig; durch die ganze Insel zieht ein Bergzug hindurch, welcher indessen durch niedrige Pässe in einzelne Theile zerlegt wird. Für größere Ausläufer fehlt es zumeist an Raum; der Hauptzug fällt gewöhnlich unmittelbar zum Meere hin ab, das mit zahlreichen Buchten in die Insel einschneidet. Die Schiffahrt ist durch zahlreiche Sandbänke und Madreporenfelsen äußerst gefährdet. Das Klima ist während des größten Theiles des Jahres feucht; von Februar bis Mai herrscht Trockenzeit, aber nicht unbedingt. August und September, December und Januar sind regnerisch, Juni und Juli, Oktober und November Uebergangsmonate.

Die namentlich im Norden sehr bevölkerte Insel wird von verschiedenen, fast wilden Stämmen bewohnt, welche den drei auf der ganzen malayischen Inselwelt vorkommenden Rassen angehören: **Malayen** finden sich an der Küste im Süden der Insel, auf der Westküste wahrscheinlich mehr als auf der östlichen; zweitens die über die ganze Insel zerstreuten **Tagbanuas**, und drittens die ausschließlich im bergigen Inneren und im Norden lebenden **Bataks**, von dunklerer Hautfarbe als die beiden anderen Stämme, und mit krausen Haaren. Wahrscheinlich sind sie mit den Negritos der übrigen Inseln identisch; leider ist es Marche nicht gelungen, Vertreter des sehr scheuen Völkchens zu Gesicht zu bekommen.

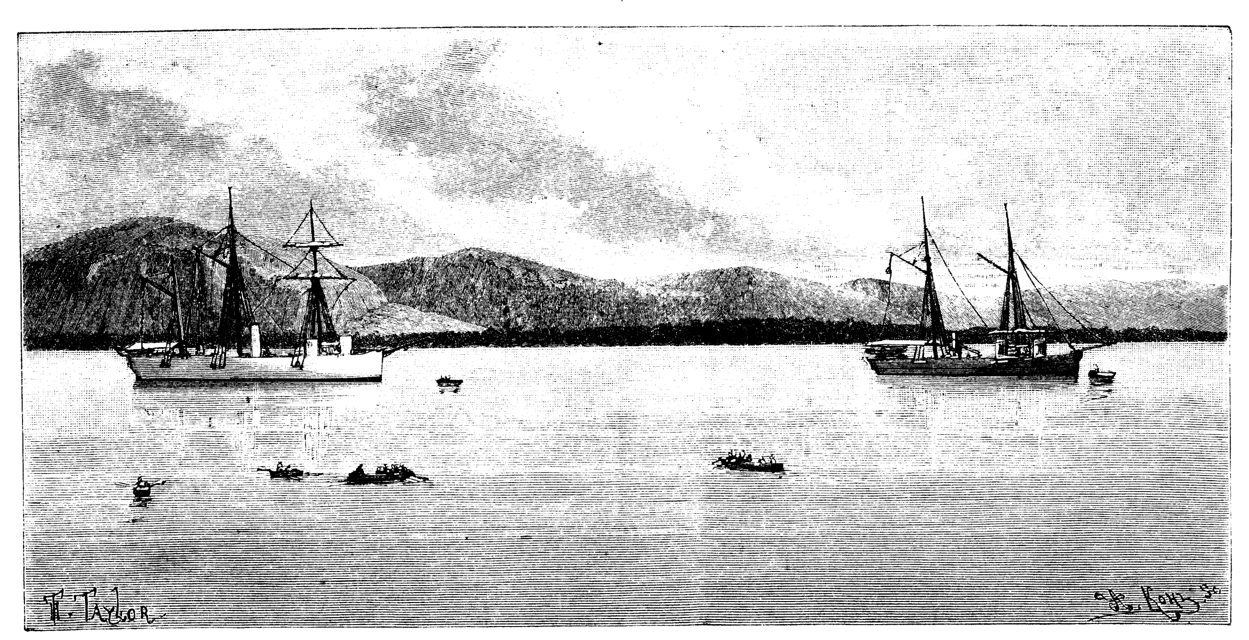
Außerdem erzählte man dem Reisenden von einem kleinen, vierten Stamme ganz Wilder, die sich von einem Vorgebirge der Insel zum anderen begeben — von dem Bisaya-Worte tandui = Vorgebirge, Spitze, führen sie den Namen Tandulanen —, durch Fischen ihren Unterhalt gewinnen und der Begegnung mit anderen Menschen ängstlich ausweichen. Sie sollen etwa 200 Personen stark sein, darunter einige Deserteure aus den christlichen, den Spaniern unterworfenen Dörfern, und leben auf der Westküste, 15 bis

20 Seemeilen südlich von der Malampaya-Bai bis nahe an die Caruray-Bai. Sie sind regelmäßig gewachsen, meist stark und gut proportionirt, mit wenig Bart; einige färben sich die Zähne schwarz. Ihr Gesicht ist nicht häßlich, die Farbe bald heller, bald dunkler, unzweifelhaft in Folge der Mischung mit anderen Stämmen; etwa ein Drittel von ihnen ist ganz schwarz. Die Männer tragen einen Gürtel, die Weiber einen bis zur Mitte des Oberschenkels reichenden



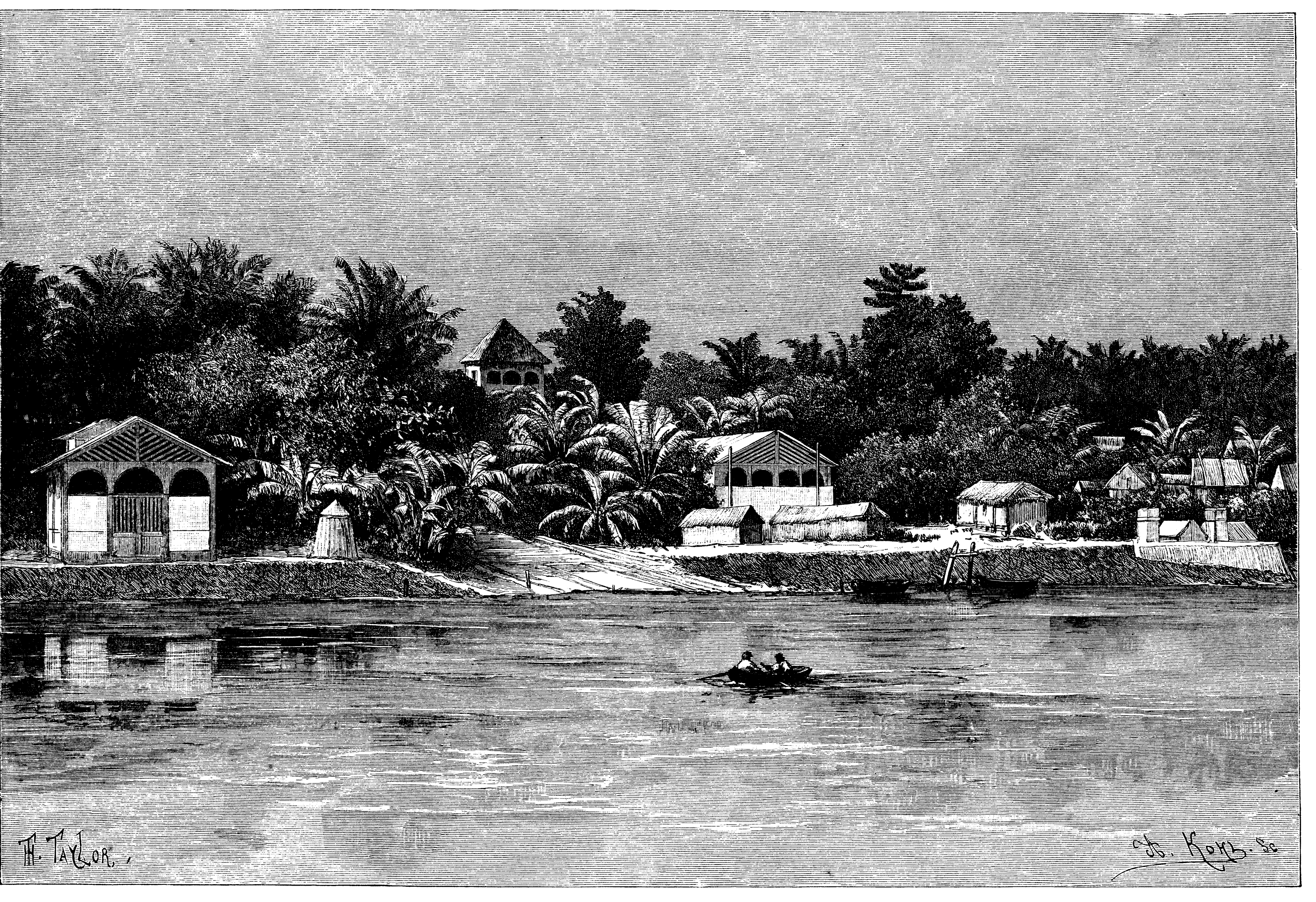
Springbrunnen auf der Promenade San Miguel in Manila. (Nach einer Photographie.)

Schurz aus Baumrinde, wozu sie in der kalten Zeit noch eine lange Jacke aus demselben Stoffe, ähnlich derjenigen der Moros, tragen. Dieselbe wird am Gürtel und auf der Brust mit Muschelknöpfen oder mit Kokosnußfasern befestigt und so lange getragen, bis sie in Lumpen zerfällt. Diese Eingeborenen haben keine andere Beschäftigung, als ihre aus Früchten, wilden Thieren und Fischen bestehende Nahrung zu suchen; letztere werden geangelt oder mit Pfeil-



Bucht von Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

schüssen getödtet; um sie anzulocken, werden Mollusken gekaut und ins Meer geworfen. Das wilde Schwein erlegen sie von Bäumen aus zur Zeit der Fruchtreife mittels vergifteter Pfeile, Affen mittels kleinerer, die aus Blasröhren geschossen werden. Auch stellen sie den Stachelschweinen, Schlangen und Schildkröten nach, letzteren nicht auf Booten, sondern auf unausgehöhlten, mit Ausliegern versehenen Baumstämmen, an welchen Griffe zum Daranfesthalten angebracht sind.



See-Arsenal in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

Die Tandulanem sind sehr schmutzig und verbreiten einen bösen Geruch um sich; sie waschen und baden sich niemals und kommen nur, wenn sie zufällig in das Meer fallen, mit dem Wasser in Berührung. Oft haben sie Hände, Gesicht oder Körper mit dem Blute zerlegten Wildes besudelt, ohne sich daran zu kehren. Trotz dieser Unreinlichkeit leiden sie nicht an Hautkrankheiten, wie Ichthyose und dergleichen. Ihre Nahrung verzehren sie ohne Unterschied roh oder gekocht, lieber aber noch roh; wenn sie zufällig einen Fisch fangen, beißen sie ohne Weiteres hinein und geben dabei den kaum gereinigten Eingeweiden den Vorzug. Salz wenden sie nicht an, sondern würzen ihre Speisen mit Seewasser. Als Waffen haben sie nur federlose Pfeile, theils vergiftet, theils nicht, und das Blasrohr, welches sie mit großer Geschicklichkeit selbst auf ziemlich weite Entfernungen hin anwenden. Sie sind geschworene Feinde der Moros und werden von diesen ihrer Giftpfeile wegen sehr gefürchtet. Dennoch betreiben die Moros von Baenit mit ihnen Tauschhandel und erwerben von ihnen gegen Messer, Tabak, Angelhaken und Messingdraht zu Armbändern Gold und Schildpatt. Die Weiber tragen keinen anderen Schmuck als jene Armbänder, aber durchbohren sich das Ohrläppchen, um die Cigarre oder Stücke weißen Holzes hineinzustecken. Eigenthümlich ist, daß dieser Stamm keinen Betel kaut.

Europäer finden sich nur an zwei Punkten der Insel, in Tay-Tay im Norden und in der Militärkolonie Puerto Princesa, wo der Gouverneur von Palawan residirt. Es befinden sich dort zwei Schiffslieutenants, welche die beiden dort befindlichen Kanonenboote befehligen, und etwa zehn Officiere, darunter zwei Aerzte. Die sonstigen Bewohner von Puerto Princesa sind Deportirte, meist Sträflinge, Mörder, Räuber &c., außerdem ein Schlächter und ein Krämer spanischer Herkunft, einige Chinesen und Eingeborene der Calamianes-Inseln. Puerto Princesa, auf Karten auch Puerto Yguahit genannt, ist eine kleine Bucht in der Mitte der Ostküste, der beste Schutz bei stürmischem Wetter an jenen Gestaden. Der Ort liegt auf einem 25 m hohen Hügel fast im innersten Winkel der Bai, deren Einfahrt — eine Ausnahme in den Philippinen — durch einen Leuchtthurm kenntlich gemacht



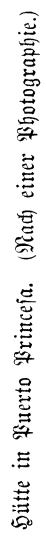
Kaserne in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

wird. Auch ein Arsenal befindet sich dort mit einem Stapelroste, welcher das Ausbessern kleiner Schiffe erlaubt.

Der damalige Gouverneur, Fregattenkapitän Don Felope Canga Arguelles y Villaria, hatte seit drei Jahren alles gethan, um die Kolonie zu heben und den Aufenthalt daselbst weniger unangenehm zu machen. Die früher unergründlichen Straßen wurden aufgehöht, mit Bäumen bepflanzt und mit Laternen versehen. Die strohgedeckten Bambuhütten, welche bis dahin als Kirche und Spital gedient hatten, wurden durch Ziegelbauten mit eisernen Dächern ersetzt, und selbst eine Musikbande durch einen eigens aus Manila berufenen Dirigenten eingeübt. Während Marche's Anwesenheit wurde sogar ein Liebhabertheater inscenirt.

Ein großer Mangel ist das Fehlen frischen Wassers; während der Regenzeit behilft man sich mit Regenwasser, sonst aber muß die Bevölkerung mit dem abscheulichen Brunnenwasser vorlieb nehmen, und nur für die Officiere holt ein Boot wöchentlich einmal aus dem Flusse Yguahit auf dem gegenüberliegenden Ufer der Bai frisches Wasser. Davon erhielt auch Marche während seines Aufenthaltes regelmäßig seinen wöchentlichen Bedarf, wie er sich überhaupt seitens der Officiere großen Entgegenkommens zu erfreuen hatte.

Da in Puerto Princesa, wie fast überall auf den Philippinen, keine Gasthöfe existiren, und Marche ein volles Jahr auf der Insel zu bleiben gedachte, so beschloß er, ein Haus zu miethen und darin sein Hauptquartier aufzuschlagen. Als Hauptdiener begleiteten ihn zwei Ilocanos aus dem nördlichen Luzon, deren einem das Kochen, Waschen und zoologische Präpariren oblag, während der andere, Mariano, als Jäger diente und sich rasch an das Leben im Walde gewöhnte. Das ziemlich große Haus des Musikmeisters, einstöckig wie alle übrigen, von Kakaobäumen umgeben, außen weiß und blau gemalt und von der Straße durch einen Zaun aus Aesten getrennt, wurde mit seinem ziemlich zahlreichen, aber gebrechlichen Mobiliare gemiethet. Größere Schwierigkeit bereitete die Ernährungsfrage; in den Wäldern giebt es zwar Wildschweine, Eichhörnchen, Vögel, besonders Tauben, genug; aber Wildpret wird einem bald zuwider, und man hält sich lieber an das landesübliche,



Hütte in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie.)

magere und theure Huhn, welches von der Insel Cuyo bezogen werden muß. Zwei- bis dreimal wöchentlich wird auch ein einheimisches Rind geschlachtet, dessen Fleisch zuweilen eßbar ist, und ein Chinese bäckt Brot, wozu noch ab und zu Eier und öfters Fische kommen.

Die Strafkolonie von Puerto Princesa, welche in neu erbauten Kasernen untergebracht ist, umfaßt Individuen beiderlei Geschlechts, welche aus sehr verschiedenen Gründen nach Palawan geschafft worden sind. Man kann sie in zwei Arten theilen: Sträflinge und Deportirte. Erstere, Soldaten wie Civilisten, befinden sich wegen Verbrechen hier, die Deportirten aber werden, wenn sie sich aus irgend einem Grunde den bürgerlichen oder militärischen Behörden verdächtig gemacht haben, ohne richterliches Urtheil auf unbestimmte Zeit in die Verbannung geschickt! Gute Führung kann einen Erlaß an der Strafzeit zur Folge haben.

Marche erhielt auf seine Bitte vom Gouverneur Deportirte als Diener zugewiesen, darunter einen Menschen von gutmüthigem, furchtsamem Gesichtsausdrucke, von welchem er erst zwei oder drei Monate später in Erfahrung brachte, daß er wegen eines bedeutenden Diebstahls deportirt worden war. Dann hatte ihn der Gouverneur selbst in Dienst genommen; er führte sich eine Zeit lang vorzüglich, wurde aber eines schönen Tages ertappt, wie er die Kasse seines Herrn erbrach. Nun wurde er mit dem Gesichte nach hinten auf einen Büffel gesetzt, durch die Straßen des Ortes geführt und erhielt an jeder Ecke mit einem Stricke eine Anzahl Hiebe. Diese harte Strafe hatte aber wenig genutzt; denn auch in Marche's Diensten beging er bald einen Diebstahl. Der Reisende verwarnte ihn nachdrücklich, aber noch mehr wirkte die Drohung, ihn dem Gouverneur anzuzeigen — denn von da an wurde nie wieder etwas vermißt.

Aus dem westlichen Stillen Ocean.

I. Einleitung.

E. M. Vor nicht gar langer Zeit herrschten im Stillen Ocean noch Zustände, von denen man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen konnte. Weiße und Farbige, denen es in Australien und auf den Inseln, auf denen eine fremde Flagge wehte, zu enge wurde, fanden dort ein weites Gebiet, wo das Recht des Stärksten galt, und wo man sich desselben ziemlich uneingeschränkt bedienen konnte, insofern man nur Sorge trug, nicht irgend einem zufällig in der Nähe befindlichen Kriegsschiffe mehr oder weniger gerechten Anstoß zu geben. Die Folge derartiger Zustände, insofern sie auf das Geschick der Eingeborenen Einfluß übten, indem sie den „Arbeiterhandel" beförderten und demselben in die Hand arbeiteten, sind bekannter geworden; hier gerade ist die Stelle, wo der Hebel angesetzt wurde, dessen Wirkung in weniger als zehn Jahren das Aussehen des Stillen Oceans sehr verändert hat, wenn auch gewiß jetzt noch manche Ungerechtigkeit da vorfällt.

Dem Drange der Umstände nachgebend, hatte im Jahre 1877 die englische Regierung die Stelle eines High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean geschaffen und mit derselben die Eigenschaft eines Generalkonsuls verbunden; seine Befugnisse und Verpflichtungen waren folgende: Unterhaltung der Beziehungen mit den Vertretern derjenigen fremden Mächte, welche in seinem Gebiete Niederlassungen besaßen; ebenso der Verkehr mit den halbcivilisirten Inseln, auf denen eine gewisse Staatsform sich entwickelt hatte, und endlich die Erhaltung der Ordnung unter den britischen Unterthanen auf denjenigen Inseln, wo keine regelmäßige Staatenbildung besteht.

Die Grenzen des Gebietes waren der 143. Meridian östl. L. Gr., soweit Neu-Guinea in Betracht kam; die Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland, der Louisiaden-Archipel, die Schiffer- und Freundlichen Inseln, die Union-Inseln, Neuen Hebriden, Phönix-, Ellice-, Gilbert-, Marshall-, Carolinen-, Salomon- und St. Cruz-Inseln und alle nicht zu australischem Gebiete gehörigen, oder im Besitze einer anderen Macht befindlichen Inseln und Gruppen. Dem High Commissioner wurden Deputy Commissioners für einzelne Theile seines Verwaltungsbezirkes untergeordnet, welche die Autorität eines Magistrates besaßen, und von deren Urtheil ein Appell an das Gericht des High Commissioner in den meisten Fällen zulässig war; letzteres entschied in höchster Instanz. 1886 bestand das Personal aus dem High Commissioner Sir G. William des Voeux, seinem Privatsekretär, dem ersten Judicial Commissioner, einem Sekretär und drei Deputy Commissioners für die Gruppen: 1) Tonga, 2) Samoa, 3) Neu-Guinea, Neu-Britannien und Neue Hebriden.

Eine der Hauptaufgaben für diese Beamten war die Beaufsichtigung des Labour Trade (Arbeiterhandel); daß die ganz entschiedene Absicht bestand, den auf diesem Gebiete so häufigen Ausschreitungen der Weißen entgegen zu treten, dürfen wir für gewiß halten. Der erste High Commissioner, Sir Arthur Gordon, sprach im Jahre 1878 sich zu Melbourne hierüber in einer Weise aus, die manchem englischen und mehr noch manchem australischen Ohre einen unangenehmen Eindruck gemacht haben mag, aber von der Regierung gebilligt wurde. Es möge genügen, hier auf einen Punkt hinzuweisen, der von der damals und namentlich im Stillen Ocean sehr landläufigen Ansicht über den englischen Unterthanen durch die englische Flagge zu verleihenden Schutz bedeutend abweicht. „Es scheint", sagt Sir Arthur[1], „daß beinahe ebenso viele unrichtige Ansichten über den Wirkungskreis des High Commissioner, als hinsichtlich des Schutzes bestehen, welchen englische Unterthanen in uncivilisirten Ländern zu erwarten berechtigt sind. Genau genommen haben nur die Personen, welche im öffentlichen Dienste stehen, Ansprüche auf solchen Schutz. Wenn (wie in einem besonderen namhaft gemachten Falle) Mannschaften nicht aus eigenem freiem Willen, sondern im Staatsdienste und auf Befehl ihrer angewiesenen Vorgesetzten in eine gefährliche Lage kommen, so darf man sagen, daß die Regierung, welcher sie dienen, sie zu schützen und alle ihnen bei Erfüllung ihres Dienstes angethane Unbill zu strafen verpflichtet ist. Da aber, wo Leute nur zur Erreichung eines persönlichen Zweckes und trotz der Warnung sich der Wirkung der Einrichtungen ihres Landes entziehen, da übernehmen sie selbst die Verantwortlichkeit für ihr Leben und haben keine Ansprüche auf die thatkräftige Unterstützung des Staates, dessen Schutz sie verlassen haben. Privatunternehmungen kann nicht gestattet werden, nach eigenem Willen den Arm ihres Landes (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist)

[1]) Blue Book 3641, p. 30.

in Bewegung zu setzen. Man ist sich dessen in anderen Theilen der Erde sehr genau bewußt, und ich sehe nicht ein, weshalb andere Grundsätze in Polynesien gelten sollten. Die Lehre, daß ein Händler auf allen seinen Wegen zu seinem Schutze von einem Kriegsschiffe begleitet werden muß, und daß, wenn er sein Leben bei der Verfolgung seines Zweckes einbüßt, die Marine seines Heimathlandes verpflichtet ist, seinen Tod an den Landsleuten seiner Mörder zu rächen, ist ganz neu."

In gleicher Weise hat sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten — und ihre Juristen haben dem zugestimmt — dahin ausgesprochen, daß diejenigen, welche auf Abenteuer außerhalb der Landesgrenzen ausziehen, alles Recht auf den Schutz ihres Staates einbüßen. Allerdings wird dieser Ausspruch, der einen schneidenden Kontrast mit den Forderungen der Presse in Australien und in Amerika bildet, durch einen weiteren sehr dehnbaren Zusatz gemildert. Es heißt nämlich weiter: Obwohl solcher Schutz nicht als Recht beansprucht werden kann, so bestehen doch zweifellos viele Fälle, wo er verliehen werden sollte, und wo dies auch thatsächlich geschieht. Jeder Fall muß daher genau hinsichtlich der begleitenden Umstände geprüft werden, und gerade diese sind nicht immer leicht festzustellen.

Wir haben das Vorhergehende angeführt, um im Allgemeinen die Stellung anzudeuten, welche der High Commissioner mit seinem Stabe einnahm und theilweise noch einnimmt, da dies zur richtigen Beurtheilung des vom Deputy Commissioner H. H. Romilly verfaßten Buches [1]), über welches wir im Folgenden näher berichten werden, nothwendig scheint. Sonst und jetzt — die Veränderungen der Zustände, welche durch die Thätigkeit des High Commissioner und seines Stabes stattgefunden haben, bildet den Grundzug des Buches; aus jeder Zeile beinahe drängt sich dem sachkundigen Leser die Ueberzeugung auf, daß der Verfasser sich seine Aufgabe ernstlich zu Herzen genommen, daß er als den ersten Schritt zur Lösung derselben ein gründliches Studium nicht nur der Eingeborenen, sondern auch der weißen Leute, mit denen er zusammen kam, für nöthig hielt und sich darum auf diesem Felde mit Erfolg bewegte. Hieraus erklärt sich auch seine Abneigung gegen Globe-Trotters und ähnliche Leute, welche „in ein paar Tagen den Stoff für eine Reisebeschreibung in Quarto sammeln".

Er ist in dieser Hinsicht nicht ungerecht; gern erkennt er an, daß der Reisende, welcher sich nur eine Woche auf einer Insel aufhält, manches demjenigen gegenüber voraus hat, welcher ein Jahr da bleibt. Ersterer notirt alles, was ihm auffällt, und versucht die Erscheinungen zu erklären oder ihren Grund anzugeben. Derjenige, welcher ein Jahr lang mit den Eingeborenen lebt, wird mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes so vertraut, daß ihm nichts mehr besonders auffällt. Wenn er den Versuch macht, dasjenige, was vor seinen Augen vorgeht, zu beschreiben, wird er viel wirklich Interessantes übergehen, weil er es nicht der Mittheilung werth hält. Derjenige dagegen, welcher nur ein paar Tage sich dort befindet, wird aufzeichnen, was er wirklich sieht, und seine Mittheilungen werden daher vollständiger sein. Wenn er aber — und gewöhnlich kann er dies nicht unterlassen — den Versuch macht, Erklärungen zu geben, dann läuft die Sache gewöhnlich schlecht ab. Er kann dabei vollkommen aufrichtig sein und die Ansicht hegen, daß ein kurzer Aufenthalt ihm die Gelegenheit bietet, mehr zu beobachten, als die ältesten Kolonisten in Jahrzehnten erfahren haben. Die Erkenntniß, wie sehr er sich geirrt hat, wird ihm gewöhnlich nicht zu Theil, da er meistens sehr bald ein anderes Land besucht; er bemerkt selbst häufig nicht einmal, daß die erste Bedingung eines einigermaßen vertrauten Umganges mit den Eingeborenen eine genaue Kenntniß ihrer Sprache ist. Dazu kommen noch andere Ursachen, welche dazu beitragen, daß die in dieser Weise (nämlich durch Passanten) empfangenen Mittheilungen wenig zuverlässig sind; soweit wir uns ein Urtheil auszusprechen erlauben dürfen, hat Herr Romilly selbst sich in dieser Beziehung mit Ausnahme eines einzigen Falles in Acht genommen. Im ersten Kapitel nämlich erzählt er eine gar wunderbare Geschichte über das Auftreten des russischen Reisenden Miklucho Maklay in der Astrolabe-Bai, welche so sehr von dem abweicht, was Miklucho Maklay selbst über die Vorgänge berichtet, daß es unbegreiflich scheint, wie er zu der von ihm beliebten Darstellung gelangt ist. Abgesehen von diesem Schnitzer glauben wir, wie gesagt, das Buch als vollkommen vertrauenswürdig empfehlen zu können, wiewohl der Schwerpunkt desselben nicht in den mitgetheilten Thatsachen, als vielmehr in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Eingeborenen und Europäern liegt. Wir machen um so lieber auf das Buch aufmerksam, als es sehr lesbar geschrieben ist und manche Kapitel hinsichtlich der Darstellung über der gewöhnlichen Reiselitteratur stehen.

Daß Herr Romilly mit seiner Parteinahme für den Kannibalen, der seiner Ansicht nach erst durch europäischen Einfluß wirklich verwildert ist, während er vorher das, was uns an ihm mißfällt, gewohnheitsmäßig, ohne sich dessen bewußt zu sein, verübt hat, Anstoß erregen mußte, liegt auf der Hand; die Wahrheit hat eben häufig einen unangenehmen Klang. Doch auch abgesehen von subjektiven Ansichten enthält das Buch manchen schätzbaren Wink über den Umgang mit Leuten, die für uns ein besonderes Interesse besitzen, da ihr Gebiet jetzt zum Theil unter deutscher Hoheit steht.

Wir lassen daher einige Auszüge aus dem Buche Romilly's folgen, die wir so ausführlich geben, wie der Raum es erlaubt, ohne uns seiner Eintheilung des Stoffes anzuschließen.

II. Neu-Britannien und Neu-Irland.

Ueber die Bewohner der westlichen Hälfte Neu-Britanniens (Neu-Pommern) ist nur wenig bekannt; es sind tüchtige Leute, die viel mehr vom Typus der südöstlichen Papuas haben, als bei den Bewohnern der nordöstlichen Hälfte der Fall ist. Unter ihren Waffen muß die den Papuas unbekannte Schleuder zuerst genannt werden; in ihren Händen ist dies ein furchtbares Werkzeug; die Länge beträgt etwa 8 Fuß, ist jedoch je nach der Größe des Mannes veränderlich. Der Stein von der Größe eines kleinen Hühnereies wird mit den Zehen in die Schlinge gelegt und dann die Schleuder mit einer zierlichen Bewegung angezogen und um den Kopf geschwungen; der Stein fliegt gegen 200 Yards weit und besitzt auf die Hälfte dieser Entfernung solche Kraft und Sicherheit, daß eine der im Handel vorkommenden Musketen eine weniger gefährliche Waffe ist.

„Wide Bay" an der Südseite ist der erste Ort, wo Verkehr mit den Eingeborenen möglich ist; von hier bis zum Nordkap scheinen die Bewohner einem anderen Stamme als ihre westlichen Nachbarn anzugehören. Außer der größeren Aehnlichkeit mit den Papuas wird noch eine bei ihnen häufig vorkommende Verunstaltung der Hände und Füße erwähnt. Zwei Daumen an einer Hand wurden häufig beobachtet und an den Füßen vier bis sechs Zehen, welche nicht selten durch eine zähe Membran vereinigt sind. Albinos kommen häufig vor, gewöhnlich sind sie Idioten;

[1]) The Western Pacific and New Guinea. Notes on the Natives Christian and Cannibal with some account of the Old Labour Trade. By H. H. Romilly. London, John Murray, 1886.

sie haben meistens hellblaue oder rothe Augen und sind bei Tageslicht häufig blind, während sie bei Nacht nach der Behauptung der Eingeborenen sehr gut sehen können.

Weder Männer noch Weiber tragen irgend welche Kleidungsstücke. An der Blanche-Bai zeigte sich der Einfluß der wesleyanischen Missionare in der größeren Gesittung der Eingeborenen. Der größte Uebelstand, den man hier kennt, ist das schädliche Klima. Niemand entgeht mehr oder weniger starken Fieberanfällen, an denen auch die Eingeborenen in hohem Maße leiden. Am schlimmsten ist der April mit dem Wechsel der beiden Monsune; die Regen hören auf, die Sonne trocknet die Sümpfe aus und der Landwind verbreitet die daraus sich entwickelnden Malariadünste. Romilly erklärt, daß er selbst in Neu-Guinea, welches doch als sehr ungesund bekannt ist, nie so heftige Fieberanfälle beobachtet habe. Im Inneren des Landes ist die Bevölkerung der Wälder ziemlich dicht und kriegerisch; die Hütten werden immer auf den steilsten, unzugänglichsten Felsen erbaut. Die Eingeborenen des Inneren waren nicht so interessant, wie die der Küste; ihr fortwährender Kriegszustand ist Ursache, daß man keine Merkwürdigkeiten bei ihnen findet; mit ihren Brüdern an der See kommen sie nur in Berührung, um ihre Bedürfnisse, namentlich an Salz, bei denselben einzukaufen.

Dem Fremden wird der Verkehr mit den Eingeborenen dadurch sehr erschwert, daß es keine wirklichen Häuptlinge giebt; wenn auch der glückliche Besitzer einer großen Menge Muschelgeldes eines großen Ansehens genießt, so besitzt er darum doch noch keinen eigentlichen Einfluß auf seine Umgebung. Die alten Leute des Stammes wissen sich allerdings solchen zu verschaffen, indem sie auf den Aberglauben spekuliren. Es dürfte interessant sein, Romilly's Ansicht über den Duk-Duk [1]), das Mittel, dessen sie sich hierzu bedienen, zu vernehmen, da er sich eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt und ziemlich viel von den Ceremonien gesehen hat.

Der Duk-Duk ist ein Geist, welcher eine sichtbare und vermuthlich auch fühlbare Gestalt annimmt, und zu bestimmten Zeiten, wenn der Neumond sichtbar wird erscheint. Einen Monat vorher wird er von einem der alten Männer, denen er, wie es heißt, angehört, angekündigt. Zu den Vorbereitungen, welche getroffen werden müssen, gehört das Herbeischaffen von Lebensmitteln; diejenigen, welche sich bei der letzten Erscheinung des Geistes in dieser Beziehung nachlässig gezeigt haben, empfangen einen nachdrücklichen Wink hinsichtlich des ihnen vom Geiste drohenden Mißvergnügens und die Aufforderung, jetzt demselben kein neues Aergerniß zu geben. Am Tage vor der erwarteten Ankunft des Duk-Duk verschwinden die Frauen gewöhnlich oder bleiben doch in ihren Häusern; der Anblick des Geistes würde einer Frau unmittelbar das Leben kosten. Vor Tagesanbruch ist Alles am Seestrande versammelt; manche der jüngeren Männer sehen ziemlich ängstlich aus, denn sie haben in den nächsten 14 Tagen allerlei Unangenehmes durchzumachen und sie wissen, daß der Duk-Duk mit allen ihren im letzten Monat begangenen Fehlern sehr genau bekannt ist. Bei dem Erscheinen des ersten Lichtstrahles hört man Gesang und den Lärm von Trommeln vom Meere her; wenn es heller wird, sieht man fünf bis sechs unter einander verbundene Canoes, welche sich langsam der Küste nähern. Auf der Plattform, welche dieselben bedeckt, erblickt man zwei sonderbare Gestalten, die bekannten Erscheinungen der Duk-Duk, welche sofort ans Land springen, wo die Eingeborenen sich vor ihnen zurückziehen; denn eine zufällige Berührung könnte leicht einen Beilhieb nach dem Haupte des Unvorsichtigen zur Folge haben. Die beiden Ungeheuer tanzen um einander hin, wobei sie scharfe Schreie ausstoßen, die einzigen Töne, die man von ihnen hört; weiter belustigen sie sich bis zum Abend, um damit die Eingeborenen in Furcht zu versetzen. Unterdessen hat man ihnen im Laufe des Tages ein Haus gebaut, wohin die Geschenke an Lebensmitteln gebracht werden; sind die Duk-Duk mit denselben zufrieden, so drücken sie dies durch Schweigen aus, im entgegengesetzten Falle lassen sie unangenehmes Geschrei vernehmen.

Jetzt kommt ein sehr unangenehmer Augenblick für die jungen Männer; in zwei Reihen geschaart erwarten sie das Erscheinen der Duk-Duk, deren einer einen derben Stock, der andere eine schwere Keule trägt. Nachdem ein junger Mann einen tüchtigen Stockhieb erhalten, hat er sich so niederzubeugen, daß der zweite Duk-Duk ihm einen Keulenhieb auf das Gesäß appliciren kann. Uebrigens hat der Duk-Duk das Recht, jeden Mann sofort niederzuschlagen; Niemand wagt es in solchem Falle, den Körper zu berühren, die Geister nehmen ihn mit nach dem Walde. Frauen, welche sie im Walde antreffen, verschwinden spurlos. — Daß das Geheimniß des Betruges sorgfältig und mit großer Schlauheit gehütet wird, ist gewiß; nur dadurch erklärt sich die ungeheure Furcht, welche die Eingeborenen vor der Erscheinung haben. Selbst irgend ein Theil des Anzuges des Duk-Duk, welcher zufällig der Vernichtung entgangen, ist ein Gegenstand des Entsetzens. Auch auf Neu-Guinea kennt man den Duk-Duk; die Geister erscheinen da in viel größerer Zahl, manchmal 80 zugleich und wo möglich noch wunderbarer ausgeputzt; auch ihnen wird große Ehrfurcht bewiesen.

Wie man glaubt, hinterläßt der Duk-Duk bei seinem Besuche eine geschnitzte oder in Stein gehauene Figur, welche dem Orte, den die Geister besucht, Unheil bringen. Die Eingeborenen wagen es nicht, nach derselben zu suchen; sie freuten sich aber sehr, als Romilly mit einem Begleiter das Wagniß unternahm, wobei sie den Weißen allerlei Andeutungen machten, und ihre Befriedigung war groß, als drei in Kalkstein geschnittene, mit Moos bewachsene Figuren gefunden wurden, welche anscheinend aus Neu-Irland herrührten, da auf Neu-Britannien kein Kalk angetroffen wird. Romilly schließt seinen Bericht über diese Insel mit den auf die deutsche Niederlassung zielenden Worten: „Ob der zweifellose Reichthum des Landes gehoben werden wird, ist ein Problem, dessen Lösung man abwarten muß, und diese wird besonders davon abhängen, welche Art Leute zuerst als Pioniere in das Land kommen.“

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf Neu-Irland, wo Romilly einem Kampfe zwischen Eingeborenen und einem Kannibalenfeste beiwohnte; der Besuch fand im Jahre 1883 statt, als die Folgen des Verkehrs mit Europäern sich kaum geltend zu machen anfingen. Ein unternehmender Deutscher, Herr H., dessen Name in Romilly's Buche mehrfach mit Anerkennung genannt wird, hatte sich dort niedergelassen. Mit Hilfe dieses Herrn und seines Agenten gelang es Romilly, die Ostküste zu erreichen. Die Erlaubniß zur Landung im Dorfe des Häuptlings Nanati wurde gegeben, wo sich bald eine große Anzahl Eingeborener um die Besucher versammelte, die namentlich die beiden Weißen mit Neugier und Erstaunen betrachtete, und die Echtheit ihrer Farbe untersuchte.

Am nächsten Morgen war die Zahl der Versammelten schon bis auf 1500 gestiegen, ein sehr günstiger Umstand für Nanati, da während der mit Romilly angeknüpften Verhandlung die Schreckensnachricht von der Annäherung

[1]) Vergl. Schmeltz, Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. „Globus“, Bd. 41, S. 7, 24 und 39.

mächtiger Feinde eintraf; 25 Canoes, ein jedes mit 25 bis 35 Kriegern bemannt, die einen fürchterlichen Lärm machten, näherten sich der Küste. Auch die Vertheidiger trafen unter lautem Geschrei ihre Maßregeln; Romilly aber mit seinen sechs Salomon-Insulanern hielt sich zur Seite. Man ließ die Angreifer, obwohl man ihnen bei der Landung hätte Schaden zufügen können, ungehindert ans Land kommen, wo sie sich sofort in eine Linie schaarten. Jetzt standen die feindlichen Heere in langen Reihen einander gegenüber; jeder Einzelne führte einige kriegerische Bewegungen aus, schwang seinen Speer und schlug ihn gegen den Schild; dann tanzten zwei der Feinde aus ihrer Reihe hervor, denen zwei der Leute Nanati's entgegentraten. Die Absicht zu kämpfen lag ihnen noch fern, sie wollten nur ein Bischen prahlen. Wie es schien, kannten sie einander bei Namen und überhäuften sich gegenseitig mit Scheltworten, bis sie wirklich nichts Neues mehr vorbringen konnten; dann zogen sie sich zurück, ohne jedoch einander den Rücken zuzukehren. Fünf oder sechs Andere traten an ihre Stelle; endlich waren von jeder Partei 20 bis 30 vorgetreten, die gegen einander schimpften und die Heldenthaten hervorhoben, welche sie schon ausgeführt hatten und noch zu thun beabsichtigten; dabei bedienten sie sich manchmal so unanständiger Ausdrücke, daß die Feder dieselben nicht wiedergeben kann.

Endlich war auch Nanati vorgetreten und näherte sich seinem Gegner beinahe unmerklich; plötzlich fuhr sein Speer wie ein Blitz durch die Luft und wurde sofort durch fünf, sechs Lanzen, von Feindeshand geschleudert, erwidert. Es ist immer noch ein Scheingefecht; wiewohl 20, 30 Speere gleichzeitig die Luft durchschwirren, hat noch kein einziger getroffen; die wunderbare Geschicklichkeit der Eingeborenen hat sich auch hier bewährt. Doch nun fängt der Kampf an ernstlich zu werden; ein Mann liegt auf dem Boden, seine Brust ist von einer Lanze durchbohrt. Ein entsetzlicher Schrei auf beiden Seiten, hierauf einen Augenblick Handgemenge, dann öffnen sich die Reihen und sechs der Krieger Nanati's bringen die Leiche des gefallenen Feindes; sie übergeben sie den Frauen am Rande des Gehölzes und diese tragen den Körper zu ihrem Dorfe. Die paar Sekunden, welche das Handgemenge gedauert, hatten hingereicht, die Leiche so entsetzlich zu verstümmeln, daß sie keiner menschlichen Gestalt mehr glich; den Frauen aber schien der Anblick zu behagen und die Knaben, welche sich bei ihnen befanden, stießen immer wieder aufs Neue Speere durch den leblosen Körper. Der Streit wurde lebhafter und ausgedehnter, in immer kürzeren Pausen wurden Körper von gefallenen Freunden und Feinden zurück getragen, die, nachdem sie gefallen, mit den scharfen, hölzernen Schwertern gräßlich zugerichtet waren.

Langsam zog der Feind sich zurück, stärker und stärker wurde das Nachdrängen der Krieger Nanati's, bis endlich die Reihen der Fremden sich auflösten und in wilder Flucht dem Strande zueilten; mit Mühe glückte es ihnen, ihre Canoes zu erreichen und sich zu retten. Niemand hatte sich während des Streites um Romilly und seine Leute gekümmert; sobald ein Theil der feindlichen Boote entwischt war, drängte Alles nach dem Strande und ließ sie allein. Die zurückgebliebenen Canoes waren zum Theil neu und von wundervoller Arbeit, allerlei Vorräthe, Kriegshörner und Trommeln in Menge wurden in denselben gefunden.

Bei seiner Rückkehr nach dem Dorfe fand Romilly sechs Leichen der gefallenen Feinde, im Handgemenge abscheulich zerhackt, am Halse aufgehängt, so daß die Füße den Boden berührten; selbst die Salomon-Insulaner schienen der Ansicht zu sein, es sei schade, so gutes Fleisch so abscheulich zuzurichten. Die Frauen hatten indessen Feuer angemacht und kochten Wasser in großen Töpfen; dann wurde es mittels Schalen von Kokosnüssen über die Leichen gegossen und diese mit einem Bambumesser, ähnlich wie Schweine, geschabt. Das Haar wurde sorgfältig abgeschnitten und für irgend einen später zu verfertigenden Schmuck bewahrt. Alles dies war ganz ohne alle Ceremonien vor sich gegangen.

Man erwartete die Rückkehr der Männer; endlich erschienen sie, an ihrer Spitze Nanati, der anfänglich sehr erbittert schien, daß Romilly ihm nicht beigestanden hatte, sich aber endlich beruhigte. Jetzt fing der Schluß der Feierlichkeit an. Einer der Körper wurde auf eine Matte niedergelegt, ein alter Mann, der verschiedene Bambumesser in der Hand hatte, näherte sich der Leiche, trennte einige Theile ab, welche er den Frauen zuwarf, die sich um dieselben stritten und dieselben, nachdem sie kaum am Feuer erwärmt waren, verschlangen; der Kopf wurde abgeschnitten und das Fleisch losgelöst, während der alte Insulaner dem Gefallenen eine Leichenrede hielt, seine Thaten lobte, aber ihn seines Endes wegen verhöhnte; so verfuhr man auch mit den beiden anderen Leichen. Jedes Stück Fleisch wurde sorgfältig in ein starkes Blatt gebunden, die großen Knochen blieben unberührt und wurden später zu Lanzenschäften verarbeitet, die allerdings nicht zum wirklichen Gebrauch, sondern nur als Schmuck dienten.

Der Haufen der in Blätter gewickelten Fleischstücke hatte eine ansehnliche Höhe erreicht, als Nanati anfing, dieselben zu vertheilen. In jeden der vorhandenen Oefen wurde ein entsprechender Theil des Fleisches gelegt und mit heißen Steinen bedeckt. Die Knochen wurden in Matten gehüllt und weggebracht; nur die sechs Köpfe standen noch in einer Reihe. Romilly wurde gefragt, ob er hinsichtlich derselben besondere Wünsche hege, und als er dies verneint hatte, hieß es, dann wolle man mit ihrem Inhalt den „Sack-Sack“ verbessern. (Es sind dies ausgezeichnete Kuchen aus Sago und Kokosnuß.) — Das Fleisch in den Oefen mußte drei Tage kochen, bis die zähen Blätter beinahe verzehrt waren; dann wurde es gierig verschlungen, wobei der Kopf zurückgelegt wird, wie etwa ein Italiener Maccaroni schluckt; das Blatt wird an einem Ende geöffnet und der Inhalt mit der Hand in den Mund gedrückt. Der Dolmetsch erzählte: „Sie haben den Burschen drei Tage gekocht, bis er ganz zu Fett geworden ist.“ Tage lang, nachdem der Genuß vorbei ist, unterlassen es die Insulaner, sich zu waschen, um ja den Nachgeschmack nicht so schnell zu verlieren.

Romilly erklärt, nie einen so ekelerregenden Kannibalismus gesehen zu haben. Bei den meisten Eingeborenen, die demselben fröhnen, sind doch noch gewisse Gedanken mit demselben verbunden, die ihn in milderem Lichte erscheinen lassen, oder der Genuß des Menschenfleisches ist auf gewisse Familien oder Altersklassen beschränkt, oder endlich man bekennt sich nicht offen zu demselben. Nur auf den Neuen Hebriden, wo Menschenfleisch in getrockneter Form vorkommt, scheint es als eigentliches Nahrungsmittel betrachtet zu werden, und in Neu-Irland, wo Alle an dem Genuß desselben Theil nahmen, erklärten sie es für viel vorzüglicher als Schweinefleisch. Auch würde man auf keiner anderen der genannten Inseln einem weißen Manne erlaubt haben, einer solchen Scene wie der eben geschilderten beizuwohnen.

Der Nestorianismus in Asien[1]).

Chr. H. Vor einiger Zeit wurden in der Nähe von Pischpek durch den Topographen Andrijewski und in der Nähe von Tokmak durch Dr. Pojarkow nestorianische Begräbnißstätten entdeckt. Beide Herren veranstalteten Ausgrabungen und Herr N. Pantussow sandte eine Beschreibung der Stätten an die Archäologische Gesellschaft in St. Petersburg. Ferner wurden drei Grabsteine und 13 Photographien von Grabsteinen dem Professor Chwolson in St. Petersburg übersandt. Auf Grundlage dieser Materialien konnte der St. Petersburger archäol. Gesellschaft in der Sitzung am 26. März ein interessanter Bericht über die nestorianischen Begräbnisse im Gebiete von Semiretschinsk vorgelegt werden.

Die Entdeckung ist von großer Bedeutung. Zuerst fielen an jenen Steinen die Kreuzeszeichen auf, welche, an das Georgskreuz erinnernd, unbedingt christlichen Ursprungs sein mußten. Die Inschriften, welche von Specialisten enträthselt wurden, erwiesen sich als syrische und gehörten Nestorianern an, wobei zu bemerken ist, daß darunter auch Türken waren. Berücksichtigt man, daß bei Jahreszahlen Namen, welche die Nationalität, Stand, Beruf u. s. w. darthun, erhalten sind, so kann man hieraus bereits eine ganze Epoche des Christenthums im nördlichen Asien aufbauen. Bis jetzt waren derartige Denkmäler sehr selten; das einzige von Jesuiten in China aufgefundene Denkmal der Nestorianer ist angezweifelt worden. Historische Ueberlieferungen und die Zeugnisse von Reisenden haben längst schon auf eine einstige weite Ausbreitung der Nestorianer in Asien hingewiesen, aber eine sichere Bestätigung fehlte. Die gemachte Entdeckung erklärt viel: das thut der Bericht Chwolson's deutlich kund.

Bereits im Jahre 431 befinden sich Nestorianer in Syrien und Persien, sie übersetzen die heilige Schrift; im Jahre 541 organisiren sie sich in Edessa unter dem Bischof Jakob Sansal; sie erhalten den Namen der Jakobiten und übertragen die griechischen Schriften von Aristoteles und Plato. Dank ihrem Streben dringt die europäische Wissenschaft nach Arabien und die Klassiker überdauern in jenen Uebersetzungen das Mittelalter. Im Jahre 481 erscheinen die vertriebenen Nestorianer unter den Sassaniden in Persien; im Jahre 761 gründet ihr Patriarch in Bagdad unter den Chalifen eine Schule. Ueberall, wohin die Nestorianer vordringen, treten sie als gebildete Leute auf und verbreiten mit dem Christenthume auch die Aufklärung, übersetzen gelehrte Abhandlungen ins Arabische und machen die Mohammedaner mit der griechischen Wissenschaft bekannt. Als aufopferungsfähige Missionare dringen sie in dem Inneren Asiens nach Süden und nach Norden, durch keine asiatischen Völker und Reiche, durch keine Einöden, welche alle erdrücken, lassen sie sich abschrecken. Sie erscheinen in Turkestan, 420 bis 431 in Herat und Samarkand. Gleichzeitig dringen sie in China ein und verbreiten hier das Christenthum. Sie finden 913 ein Unterkommen bei den türkischen Seldschuken, kommen zu den Keraiten, zeigen sich bei Kuldscha und in den Kirgisen-Steppen. In dieser Zeitepoche haben sie ihren Aufenthalt in Merw, Herat, Samarkand, in Chambal, in Tangut, im westlichen Turkestan, bei den Uiguren. Das gewaltige uigurische Reich erstreckte sich südlich vom Altai, umfaßte die Mongolei und reichte bis zum Baikal und zum Amur. Die Nestorianer bringen den Uiguren Aufklärung und übermitteln ihnen das syrische Alphabet. Die Identität des uigurischen Alphabetes mit dem syrischen ist durch die neuen Orientalisten, speciell durch Radloff, vollständig erwiesen. So ist der Einfluß der Nestorianer auf die türkische und mongolische Welt im nördlichen Asien unzweifelhaft. Christliche Missionare, aus Griechenland vertrieben, verschwinden aus Europa und wirken in geographischer Ferne dort, wo den Griechen das Land der Barbaren lag. — Als die Griechen im 6. Jahrhundert aus dem fernen Osten stammende Türken gefangen nahmen, sahen sie zu ihrer Verwunderung auf der Stirn der Sklaven das tatuirte Zeichen des Kreuzes. Durch fremde Wohlthäter, so wurde mitgetheilt, sei ihnen das Zeichen aufgedrückt, um sie vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Kühne Reisende, Marco Polo, Plano Carpini, brachten Kunde aus unbekannten Welten und vom räthselhaften Reiche des Priesters Johannes. Wo lag dieses Reich? — In Tangut, in der Mongolei, an den Ufern des Ili? — — „Mariju-Juchannan, „Vater Johann", lautet die Inschrift eines Steines, der in Semiretschinsk gefunden, und daneben „Alexandros" die Inschrift eines anderen.

Die Anwesenheit von Christen in der mongolischen Residenz am Orchon wurde auch bestätigt durch Rubruquis, welcher daselbst am 5. April 1254 an der Spitze einer französischen Mission auftrat. Mit wehenden Fahnen schritten die Mönche in dem Stadtviertel der Sarazenen zum christlichen Tempel der Nestorianer; letztere kamen ihnen feierlich entgegen und führten sie in das Gotteshaus. Damals gab es in Karakorum 12 buddhistische Tempel, zwei Moscheen und eine christliche Kirche. Wie groß war die Verwunderung der europäischen Mönche, welche hier völlig unerwartet Angehörige der christlichen Kirche sahen: die einer bloßen Meinungsverschiedenheit wegen verjagten Christen hatten hier im fernen Osten vor jenem Throne, der die Welt erzittern machte, einen festen Platz errungen. Die Verjagten nahmen mit christlicher Milde die stolzen französischen Mönche auf, welche beim Chan als Gesandte erschienen waren. Damals waren unter den Frauen des Tschingis-Chan einzelne Christinnen, und der Beherrscher des Orients holte sich Rath bei den Nestorianern. — Noch Marco Polo fand im Beginne des 16. Jahrhunderts unter den Einwohnern der Stadt Kam-Ku im Lande der Tanguten viele nestorianische Christen.

Ueber die Anwesenheit der Nestorianer in China hat sich folgendes (chinesische) Zeugniß erhalten. In dem chinesischen Buche Kun-jui-tu' (Erdkunde) ist gesagt: Während der Regierung des Tschshin-Guan (T'ai-Dsun) kamen aus dem Reiche, welches in alter Zeit Da-zin heißt (das römische Reich, speciell Judaea) fremde Männer, welche heilige Bücher und Bilder mit sich führten. Es existirt ein von ihnen aufgerichtetes Denkmal, Zsin-zsäoljusin (Glaubenslehre), eine Inschrift auf Stein, welche man lesen kann. Die Fremden, deren Erscheinen hier gemeldet wird, sind nestorianische Missionare, welche um das Jahr 636 in die Stadt Tschan-An kamen und daselbst das Christenthum predigten. Das Denkmal ist eine Steininschrift, welche der Mönch Gingin im Jahre 781 unter der Regierung des

[1]) Nach dem Russischen von N. Jadrinzew („Oestliche Rundschau", 1886, Nr. 14.

Kaisers De-dsun anfertigte. Der Stein wurde im Jahre 1625 zufällig nahe der Stadt Sin-jan (Gebiet Schan-su) während der Regierung des Schen-jao-di (Tänki) aus der Erde gegraben. Es ist eine Marmortafel, 7 m lang und 3,5 m breit; am oberen Rande ist ein Kreuz regelrecht eingeschnitten, darunter eine aus chinesischen Schriftzeichen bestehende, mit syrischen Buchstaben untermischte Inschrift folgenden Inhaltes: „Der vollkommenste Schöpfer des Alls, Aloa (auf syrisch Gott), schuf zwei Geister und sichtbare Geschöpfe, und zuletzt den Menschen mit einer reinen Seele. Allein der erste Mensch wurde verführt und fiel; daraus entstanden falsche Gesetze und unwahrer Glaube. Darum nahm der allgütige Messias menschliche Gestalt an, wurde als der allerheiligste Mensch von einer reinen Jungfrau in Judaea geboren; ein bisher ungesehener Stern leuchtete bei seiner Geburt und führte die Könige, mit Gaben ihn zu verehren; es erfüllte sich das Gesetz und die Propheten. Ueber seine Thaten und Lehren haben wir 27 Bücher, in ihnen liegt der hoffnungvolle Pfad zur ewigen Seligkeit.“

Ferner ist daselbst aufgezeichnet, daß im neunten Jahre der Regierung T'ai-dsun's (Tschshin-guan's), d. h. 636 der Priester Olo-ben in die Stadt Tschan-an gekommen sei, um die wahre Lehre zu predigen; daß der Kaiser, nachdem er die neue Lehre fleißig geprüft hatte, der Wahrheit glaubte und im 7. Monde des Jahres 638 ein Gesetz zum Nutzen des Christenthumes erließ, und das bald darauf auf seinen Befehl in Inin ein christliches Kloster errichtet worden sei.

Ueber die weiteren Schicksale des Christenthumes in China berichtet uns die chinesische Quelle, daß der Nachfolger T'ai-dsun's in allen Provinzen Chinas Tempel zu errichten befahl. Im Jahre 690 während der Regierung der Kaiserin U-chon setzten buddhistische Mönche eine Christenverfolgung ins Werk; aber 742 zur Zeit des Kaisers Sjuan-dsun (713 bis 755) wurde das Christenthum wieder in China geduldet. Sein Nachfolger Su-dsun befahl abermals neue Tempel aufzubauen, und T'ai-dsun, dessen Herrschaft mit dem Jahre 763 beginnt, sandte sogar wohlriechendes Räucherwerk in die christlichen Tempel. De-dsun schließlich, während dessen Regierung jene Inschrift eingemeißelt ist (781), fuhr, dem Beispiele seiner Vorgänger folgend, fort, die Christen zu beschützen. Ueber das Schicksal des Denkmals bis 1625 wissen wir nichts. Der Kaiser Schen-jao-di (Tjänki), welcher über China herrschte, als das Denkmal entdeckt wurde, gab Befehl, dasselbe sorgsam in einem besonderen Tempel zu hüten, woselbst, 4 km von der Stadt Sin-jan-fu, es noch heute sich befindet.

Das Alter des chinesischen Denkmals wurde lange angezweifelt; man war der Meinung, die Jesuiten hätten es hergestellt; die Europäer konnten sich nicht mit der Idee befreunden, daß die Chinesen, Mongolen und Türken das Christenthum schon früher besäßen hätten.

Und nun haben die stummen Steine geredet, sie haben einen Theil des geheimnißvollen Vorhanges gelüftet. An der Stelle, wo einst das Reich der alten Türken stand, finden wir die Chronik einer Kolonie, die Geschichte von Klöstern und Bischöfen. Die syrische Schriftsprache, selbst in ihrer alten grammatischen Form, bietet hohes Interesse dar. Die Inschriften zeigen türkische Namen, türkisches Datum und die betreffenden Zeichen des Thierkreises, einen Drachen, Hasen, Affen, und daneben sind Inschriften mit Daten aus der Eroberungszeit Alexander's. „Dies ist das Grab Nongu's des Gläubigen“ — liest man auf einer Inschrift aus dem Jahre 1169 (855 n. Chr.), auf einer anderen, aus dem Jahre 1327, „das ist das Grab eines Sohnes des Kirchenvorstandes“. Und weiter 1389 das Grab des Geistlichen Maskut, das Grab des Gläubigen Son-do-jukaja 1618 (1307 n. Chr.), das Grab der lieblichen Julia, der Nichte des Bischofs Juchan (Johann). Es waren die nestorianischen Bischöfe offenbar beweibt. Eine bemerkenswerthe Inschrift ist die folgende: „1627 (1316 n. Chr.) das Jahr der Verfinsterung des Drachens: das ist das Grab Scherich's, eines berühmten Predigers, welcher alle Klöster erleuchtete, des Sohnes des Exegeten Peter, ausgezeichnet durch Beredtsamkeit, seine Stimme war stark wie eine Trompete. Der Herr wird den ehrwürdigen Geist nebst den Predigern und den Vätern erhalten; jeglicher Glanz wird ihnen zu Theil werden.“ So sind jene Inschriften beschaffen. Zeigen sie nicht ein lebendiges Bild jenes mannhaften Predigers inmitten der Tataren?

Die mittelasiatische Welt, kaum berührt von Europäern, ist bisher uns nur in abschreckenden Bildern erschienen; wir haben alle kulturellen Kennzeichen daselbst vermißt und die Befähigung der Asiaten zu einer moralischen und geistigen Wiedergeburt bezweifelt. Die Umwälzungen in Asien, die Eroberungen eines Tschingis-Chan, schlugen unsere Augen mit Blindheit und bedeckten alle früheren Ereignisse und Epochen mit einem blutigen Schleier. Wir vergessen dabei, daß hier in Asien eine neue Religion der anderen folgte, daß hier der Buddhismus erwuchs, daß hier das Christenthum in seiner rationalistischen Form einen Boden fand. Beweist das nicht, daß auch der asiatischen Welt mit ihren Völkern das Empfängniß gewisser sittlicher Ideen nicht fremd ist, daß auch hier jene Ideen sich einen Weg bahnten, als mächtige Apostel des Friedens und der Liebe auftraten? Vertriebene, unglückliche, als Ketzer verachtete Christen ziehen nach Osten, nach Syrien und Persien, werden auch hier verdrängt, wenden sich zu den Arabern, werden vom Islam weiter geschoben, dringen in das Innere Chinas, werden von dem Buddhismus verfolgt und verschwinden endlich in den Steppen des Tanguten-Landes, in die Tatarei und Mongolei. — Und Jahrhunderte vergehen und erst jetzt melden uns die Steine von dem Leben und Wirken, von der Thätigkeit jener Männer im fernen Osten!

Kürzere Mittheilungen.

Der Dscholan.

Eine selten werthvolle Arbeit in geographischer und historischer Beziehung ist G. Schumacher's Aufnahme und Beschreibung des Dscholan, der vulkanischen Landschaft im Süden des Hermon und im Osten des oberen Jordan, welche Heft 3 und 4 des neunten Bandes der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins“ füllt. Die bisher wenig bekannte Gegend wird uns dadurch mit einem Male in ihren ethnographischen und geographischen Verhältnissen, mit ihren zahllosen Ruinenhügeln, deren manche mit biblischen Ortschaften identificirt werden, mit ihren erloschenen Vulkanen und Schluchten vertraut und ist jetzt wohl der am besten bekannte Theil des Ostjordanlandes.

Der sogenannte steinige Dscholan, den Norden und Osten der Landschaft umfassend, ist eine überaus rauhe und wilde Gegend, bedeckt von Lavamassen, die den zahlreichen

Vulkanen entströmten und sich nach jeder Richtung hin ausgedehnt haben. Zum Landbau weniger geeignet, dient er um so mehr als Weidegrund für die zahlreichen Heerden der Beduinen und gilt als das Ideal eines solchen, als „Land der Frühweide". Wo immer zwischen den harten, kompakten Basaltmassen ein Fleck Erde sichtbar wird oder eine Ritze sich öffnet, entsproßt denselben zur Winter- und Frühlingszeit der üppigste Graswuchs und bietet den Rinderheerden der Beduinen bis in den Sommer hinein reichlich grünes Futter. Da dieser Theil des Dscholan überdies einen großen Reichthum an permanenten Quellen besitzt, so versengt auch der Hochsommer nicht alles Wachsthum, sondern es bleiben stets grünende Oasen um die Quellen. Wer zu zwei verschiedenen Jahreszeiten, etwa im August oder September und dann im Februar oder März, jene Gegenden bereist, der wird sich kaum mehr zu orientiren wissen: die nackten Steinmassen, die ihm im Sommer auf Schritt und Tritt hemmend im Wege lagen, die Wirkung der Sonnenstrahlen vermehrten und der Gegend einen eintönigen, düsteren Charakter verliehen, sowie die vielen Ruinenhaufen sind im Frühjahr von mehr als mannshohem Grase überwuchert; die Myrthe, die Eichenstauden ragen nicht mehr vereinzelt aus den Lavabrocken hervor, die Trümmerstätten sind verschwunden, das Land ist in ein wogendes Grün, in eine lachende Aue verwandelt, und nur das Straucheln des Reitthieres auf der unwegsamen Straße, das Erklimmen von neuen und immer neuen Felsblöcken und der Blick auf die charakteristischen, kegelrumpfförmigen Vulkanreihen bringen den Reisenden zur Gewißheit, daß es derselbe Dscholan ist, der nur in verändertem Kleide vor das Auge des Wanderers tritt.

Der Boden ist als Verwitterungsprodukt der vulkanischen Laven und zersetzten Aschen sehr ertragsfähig, und wie das wilde Gras, so gedeihen auch Weizen, Gerste, Erbsen, Linsen, Bohnen, das Kameelfutter Kursanne, weißer Mais und gelbes Welschkorn. Es wird daher auch jeder einigermaßen steinfreie Raum, namentlich von den Tscherkessen, aufgesucht und bepflanzt, ja selbst der Krater des mächtigen Tell Abu en-Neda wird besäet und soll die besten Erträge abwerfen. Dagegen ist der wahrscheinlich noch vor wenigen Jahrzehnten vorhanden gewesene dichte Baumwuchs (Steineiche) im steinigen Dscholan jetzt vernichtet.

Das interessanteste Merkmal der Landschaft ist aber die doppelte, stellenweise dreifache Vulkanreihe, welche sie in ihrer östlichen Hälfte zwischen 32° 56′ und 33° 13′ nördl. Br. in der Richtung NNW bis SSO durchzieht. Die bedeutendsten Krater sind der Tell el-Faras (240 m rel.) in der östlichen Reihe und der schon genannte Tell Abu en-Neda, der „thaureiche Hügel" (1257 m abs., 220 m rel.) in der westlichen, welcher das Grab des gleichnamigen mohammedanischen Heiligen trägt. Von dort aus genießt man Nachmittags eine herrliche Aussicht, während am Morgen dichte Nebelwolken dem Krater entsteigen und die ganze Umgebung bis gegen 10 Uhr Vormittags verdüstern. Die Bevölkerung blickt deshalb dankbar zu den Höhen des Tell hinauf, der ihr, wie sie glaubt, den fruchtbaren Thau liefert. Wenn er ausbleibt, so ist der verderbliche Ostwind im Anzuge.

Der südliche Dscholan, namentlich dessen südwestlicher Zipfel, die Zawije el-gharbije, ist steinfreier als der nördliche. Die Lavamassen verlieren sich immer mehr, und an ihre Stelle tritt der sich sandig anfühlende, dunkelbraune, fruchtbare Lavaboden, welcher sich auch im ganzen Hauran findet und nicht genug wegen seiner Fruchtbarkeit gelobt werden kann. Getreide (Weizen und Gerste), dann Mais und Sesam gedeiht hier in großer Menge, während es an Weideland fehlt und der Graswuchs im Sommer sehr bald verdorrt. Der Baumwuchs ist auf der Hochebene fast ganz ausgerottet, und nur an den Abhängen findet sich regere Vegetation. Da es an permanenten Quellen auf der Hochebene fehlt, so sind die Dörfer meist an den Rand des Plateaus gebaut, wo eben reichliche Quellen zu Tage treten. An Stelle der zeltenden Beduinen des steinigen Dscholan finden wir hier seßhafte Bauern, die sich in großen Dörfern niedergelassen haben und von dem herrlichen Boden so viel bebauen, als ihnen mittels ihrer primitiven Ackerbaugeräthschaften möglich ist. Viel gutes Land bleibt dabei brach liegen, da der Fellach nur so weit um sein Dorf herum zu pflügen pflegt, als er von seinem Hause aus in einem Tage bequem erreichen und bearbeiten kann. Wie mancher Hektar wartet hier auf rationellen Betrieb, wie leicht könnte in diesem weiten, gesunden Hochlande eine kolonisatorische Thätigkeit mit seltenem Erfolge entwickelt werden!

Außer den seßhaften Bauern (Fellachen) und den nomadisirenden Beduinen umfaßt die Bevölkerung des Dscholan (11 200 seßhafte Personen über 10 Jahre, 8300 Beduinen und Zigeuner und 5750 Beduinen, welche dort nur während der Weidezeit zelten) noch einige merkwürdige Völkerpartikel, nämlich zuerst im mittleren Dscholan einen großen Turkmenenstamm, Arab Turkman Teldschi. In Sitte und Benehmen wenig von den Beduinen verschieden und Muslimen wie jene, reden sie unter sich neben dem Arabischen eine dem Türkischen verwandte Sprache, sind etwas aufgeklärter, treiben Teppichindustrie, haben einen größeren, breiteren Wuchs und erfreuen sich einer gewissen Wohlhabenheit, die sie jedoch nicht hindert, als gewohnheitsmäßige und gewandte Bettler aufzutreten. Obwohl sie mit ihren Nachbarn auf ziemlich freundschaftlichem Fuße stehen, halten sie doch streng auf die Reinheit ihres Stammes. Sie haben sich außer in mehreren Winterdörfern in einigen Orten fest angesiedelt und wohnen dort allein für sich; diese Orte sind jedoch armselig und schmutzig wie die übrigen Fellachendörfer. Ihre Pferde sind von geschätzter Rasse und ihr Rindvieh gesuchter als das der Beduinen. Ueber ihre Vergangenheit konnte Schumacher aus ihrem Munde nur so viel erfahren, daß sie vor mehr als hundert Jahren aus der Nachbarschaft Rußlands, wohl vom Kaspischen Meere her, eingewandert seien.

In Folge des russisch-türkischen Krieges wanderten ferner Tscherkessen aus Bulgarien aus und kamen im Frühjahr 1878 ausgehungert und elend in Akka an, worauf ihnen die türkische Regierung Ländereien in Westpalästina, im Dscholan und Hauran anwies. Durch eisernen Fleiß und zähe Ausdauer gelangten sie bald zu einem gewissen Wohlstande, bauten Dörfer, bearbeiteten das Feld, trieben Viehzucht, dörrten Gras für den Winter und drängten die Beduinen aus ihrer Umgebung hinaus, so daß sie heute zwölf blühende, große Dörfer bei el-Kunetra, der Hauptstadt des Dscholan, und dieses selbst besitzen, die sich durch Reinlichkeit, Größe und solide Bauart vortheilhaft von den übrigen Fellachendörfern unterscheiden. In ihrem Verkehre mit Fremden sind sie zurückhaltend, schlau und wenig gastfreundlich, ja sogar als Räuber sehr gefürchtet. Ihre Tapferkeit und ihren Muth kennen die Beduinen zur Genüge; mehrmals schon kam es wegen der Weidegründe zwischen beiden zu ernsten Reibereien, bei denen jedoch die Beduinen in Folge ihrer schlechten Bewaffnung und ihrer geringeren Tapferkeit stets unterlagen. Die Folge war, daß sie den Einwanderern Feld und Weide räumen und sich zurück ziehen mußten, freilich mit dem Gelübde ewiger Feindschaft. Ein ernsthafter Zusammenstoß zwischen beiden Stämmen kann auf die Dauer nicht ausbleiben und er wird erfolgen — so schwören die Beduinen —, sobald sich ein tüchtiger Anführer unter ihnen gefunden habe. Als gute Muslimen sind die Tscherkessen der Regierung, die sie überdies als ihre Wohlthäterin anerkennen müssen, vollkommen gehorsam.

Außerdem wohnen im nordöstlichen Theile des Dscholan Drusen, in zwei Dörfern des Nordwestens, unweit Banijas, Ansairier, die vor Zeiten aus dem Norden Syriens eingewandert sind, und in der sumpfigen Ebene el-Bateha nordöstlich vom Tiberiassee einige Ghawarni oder Kubtijan, dieses Zigeunervölkchen unter den Beduinen; müssig

lungern sie umher und wetteifern an Trägheit mit ihren Büffeln, von deren Milch sie leben und deren Käse und Butter sie verkaufen. Die geradezu tropische Sonne wirkt erschlaffend auf dieses Völkchen, das unter allen Stämmen und Bewohnern des Dscholan auf der tiefsten Kulturstufe steht.

Woodthorpe's Reise in das Quellgebiet des Irawadi.

Das Januarheft 1887 der „Proceedings of the Royal Geographical Society" enthält eine Schilderung der Reise, welche Oberst Woodthorpe und Major Macgregor vom December 1884 bis zum April 1885 nach den Quellgebieten des Irawadi unternommen haben und deren Resultat vor allem das war, die Quellflüsse des Irawadi endgültig festgestellt zu haben.

Die Expedition bestand außer den oben genannten Herren aus dem Bezirksgouverneur M. Ogle, dem Geologen T. Digges La Touche und dem Arzt Dr. D. Grant nebst einer militärischen Bedeckung von 45 Mann Infanterie und 20 Mann Grenzsoldaten. Hierzu kamen noch die nöthigen Kulis und Eingeborenen zu verschiedenen Zwecken. Am 19. December erfolgte der Aufbruch von Sadija im nordöstlichen Assam. Zunächst führte der Weg am Dihing-River aufwärts nach dem Kamptidorfe Mung-Lung, wo ein Buddhistentempel und eine Schule unter Leitung eines Buddhistenpriesters sich befand und auch Papierfabrikation, wenn auch in bescheidenem Umfange, unter Benutzung eines Schlinggewächses betrieben wurde. Hierauf erreichten die Reisenden Indong. Hier wurde länger Halt gemacht, die Umgegend durchforscht und aufgenommen, sowie Depots errichtet. Der Verkehr mit den Eingeborenen war ein Vertrauen erweckender, und von weit und breit kamen sie herbei, um sich in dem eingerichteten Feldlazareth mit Arznei versorgen zu lassen. Am 12. Januar 1885 brachen die Reisenden wieder auf, nachdem sie für die Erhaltung der Depots in Indong Sorge getragen hatten. Der Weg ging durch dichten Wald nur mühsam vorwärts, weshalb auch die beabsichtigte Besteigung des 15000 engl. Fuß hohen Dapha Búm (letzteres Wort bedeutet soviel wie Berg) unterbleiben mußte. Drei Tage lang mußten dann die Reisenden längs des Dihing oder Diyung über Steintrümmer von der Größe eines Spielballes bis zu der eines kleinen Hauses oder an jähen Abgründen vorüber klettern und kamen öfters in die Lage, Raum für die Füße in die Felsen hauen zu müssen. Endlich geboten Regengüsse von einer Mächtigkeit, wie sie eben nur in diesem Gebiete vorkommen können, für weitere drei Tage Halt. Am 14. Februar wurde weiterhin Kumki erreicht, mit dem dortigen Häuptlinge Geschenke ausgetauscht und ihm zu Ehren, wie dies schon an früheren Orten geschehen war, ein Feuerwerk abgebrannt. In Kumki erfuhr Macgregor auch die Art der Bereitung des Pulvers, welches die Singphos zu ihren Steinschloßgewehren brauchen. Dasselbe ist ungekörnt und aus 70 Theilen Salpeter, 15 Theilen Schwefel und 15 Theilen Holzkohlen gemischt. Wegen des ersteren Umstandes verbrauchen die Singphos ungeheure Mengen Pulver bei jedem Schuß. Salpeter und Kohle gewinnen sie in ihrer Heimath, den Schwefel beziehen sie aus Assam und Birma. Von Kumki aus, dessen Umgegend aufgenommen wurde, machten die Theilnehmer der Expedition mehrfache Ausflüge nach den benachbarten 5000 bis 7500 Fuß hohen Berggipfeln, die allerdings bei der fast undurchdringlichen Beschaffenheit des Waldes immer mehrere Tage Zeit kosteten. Hierbei überzeugte man sich auch, daß selbst das Rhinoceros bis auf Höhen von 7000 Fuß emporsteigt, was bis dahin noch nicht beobachtet worden war. Der wilde Elephant steigt aber noch höher.

Am 8. März wurde Kumki verlassen, nachdem ein Depot errichtet war, und ostwärts weiter marschirt; nach fünf Tagereisen erreichte man die Quelle des Dihing, der hier, in nahezu 8000 Fuß Höhe, ein unbedeutender Bach ist, während er nahe seiner Mündung in den Brahmaputra eine Meile in der Breite mißt. Bei dieser Wanderung, die auch über ein ausgedehntes Plateau führte, auf dem vor etwa 100 Jahren die Mulliks gewohnt hatten, bis sie von den Kamptis und Singphos vernichtet oder zu Sklaven gemacht wurden, passirte man ausgedehnte Massen schmelzenden Schnees in etwa 7000 Fuß Höhe.

An der Quelle des Dihing trennten sich Woodthorpe und Macgregor sowie vier Soldaten von den Uebrigen, welche nach Kumki und von da nach Indong zurückkehrten, um die Kampti Shans und das Thal des Nam-Kiu, eines Quellflusses des Irawadi, zu besuchen, und dann über den Turong-River und die Patkoi-Kette zurückzugehen und wieder in Indong mit ihren Gefährten zusammenzutreffen. Der Weg führte zunächst noch aufwärts, bis man in etwa 9000 Fuß Höhe die Mokoshat-Berge und damit den höchsten Punkt des Passes erreichte. Die Aussicht war von hier aus schlecht, doch versicherte der Führer, daß man bei klarem Wetter im Osten den Irawadi und im Westen den Brahmaputra erblicken könnte. Dann ging es abwärts und man erreichte zunächst Langnu. Der Kampti-Häuptling nahm hier die Reisenden freundlich auf, namentlich als er hörte, daß sie von den sonst als Räuber gefürchteten Singphos in Kumki gut behandelt waren. Hier traf man auch einige Kunnungs, welche im Quellgebiete des Irawadi wohnen und besonders berühmt sind wegen ihrer Geschicklichkeit in der Verfertigung von Säbelklingen wie in der Kunst, Silber aus dem Erz auszuscheiden, das weiter im Nordosten am Nam-Tisán gefunden wird. Eine Erzprobe ergab späterhin bei der Untersuchung in Bombay 12½ Unzen Silber auf die Tonne Erz. Nach Passiren von Langdao, dessen Bewohner anfangs sich dem Durchmarsch durch ihr Land widersetzen wollten, erreichte man am 20. März den westlichsten Quellfluß des Irawadi, den die Singphos M'Li-Kha, die Kamptis Náni-Kiu nennen. Bei weiterer Erkundigung erfuhr man, daß ostwärts nach dem Ueberschreiten der T-chet Búm-Kette ein Fluß, der Nam-Tisán, in etwa drei Tagereisen erreicht werde. Hierauf käme man unter Ueberschreitung der Nogmún- oder Noikon-Kette, von welcher das erwähnte Silbererz stamme, nach fünf Tagereisen an den Nam-Dumai oder Phungmai. Alle diese drei Quellflüsse des Irawadi kämen von den schneebedeckten Nam-Kiu-Bergen im Norden und Nordosten. Zuweilen gehen von Langdao Handelsleute nach China (in der Kumptisprache Khé-Moung), das in einem Monat und acht Tagen erreicht wurde, um daselbst Opium zu kaufen, das hier billiger ist als das von Assam.

Nach der Rückkehr nach Langnu wurden die beiden Reisenden von dem Häuptling Lukún in Padao eingeladen, auch ihn zu besuchen. Sie folgten der Einladung und wurden feierlich und freundlich empfangen. Auch hier erfuhr man dasselbe über die östlichen Gebiete, wie oben erwähnt ist. Nach herzlichem Abschied sowohl von Padao wie von Langnu, dessen Radschah die Reisenden noch eine Strecke Weges zum Schutze gegen die Singphos begleiten ließ, überschritten dieselben die Patkoi-Kette in etwa 5000 Fuß Höhe, gingen am Turong, dem Oberlaufe des Kyendwen, entlang, hierauf den Loglai aufwärts und kamen am Nongyong-See vorüber. Nachdem dann die Patkoi-Kette wieder in 2860 Fuß Höhe überschritten und die letzten Hindernisse, die ein tiefer und reißender Strom noch bot, mit Hilfe der Gefährten in Indong beseitigt waren, langten die Reisenden wohlbehalten an letzterem Orte an.

Zum weiteren Anhalt diene die Angabe, daß die Strecke von Sadija bis Padao etwa 197 Meilen beträgt und bei günstigem Wege in etwa drei Wochen zurückgelegt werden kann.

Vor allem betonen sowohl Macgregor in seinem Berichte wie die Redner in der auf denselben folgenden Diskussion den enormen Niederschlagsreichthum in diesen Gebieten. Hieraus erklärt sich von selbst die Wasserfülle des

Irawadi, und es ist nicht nöthig, hierzu seine Zuflucht zu einer Verlegung von dessen Quellströmen nach Tibet zu nehmen. Im Gegentheil würde, wie mit Recht in der Diskussion erwähnt wird, ein Strom aus Tibet gar nicht solche Wassermassen mit sich führen können, da jeder nur einigermaßen mit dem tibetanischen Klima Vertraute zugeben muß, daß ein selbst 100 Meilen langer Fluß in Tibet nur ganz unbedeutende Wassermengen sammeln kann.

Das Resultat ist also, daß die großen Wassermassen, welche sich vor allem von März bis September an den wasserscheidenden Ketten Chaukan und Patkoi niederschlagen, westwärts durch den Dihing dem Brahmaputra, ostwärts durch den Nam-lung dem Irawadi und südwärts dem Kyendwen zugeführt werden, der unterhalb Mandalay gleichfalls mit dem Irawadi sich verbindet. Die Quellen des letzteren sind also jetzt als bekannt zu betrachten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Für die jungen Leute in Oud Beierland (Südholland) ist der Oktober wohl der bedeutungsvollste aller Monate. Die vier Sonntage desselben heißen Kijkdag, Kiesdag, Koopdag und Neemdag (Besichtigungs-, Kür-, Kauf- und Nehmtag). Am ersten Donnerstage im November nämlich ist die Kirmes, und der Name und die Bestimmung der vier vorhergehenden Sonntage steht mit derselben in der engsten Verbindung. Am Kijkdag wandern die jungen Burschen und Mädchen im besten Anzuge durchs Dorf; sie thun ganz fremd gegen einander, doch wird wohl manchmal ein verstohlener Blick gewechselt, bis der Kiesdag kommt. Dann haben die jungen Burschen ihre Wahl schon getroffen und man grüßt einander, wobei es bis zum Koopdag bleibt. Die jungen Leute nehmen dann den erwählten Mädchen die Taschentücher ab; wenn das Mädchen dies erlaubt, kann der Bursche sicher sein, daß er demselben nicht gleichgültig ist. Das Pfand wird bis zum Nehmtag bewahrt; dann bilden sich die Paare und ein Mädchen, welches sich das Taschentuch hat abnehmen lassen, wird sich nie weigern, mit dem, der es geraubt, zur Kirmes zu gehen. Die Eltern haben gewöhnlich nichts dagegen einzuwenden, weil das Verhältniß vorläufig nur während der Kirmes besteht; später wird dem jungen Manne in sehr einfacher Weise angedeutet, ob weiterer Verkehr erwünscht ist. Er giebt nämlich nach Ablauf der Kirmes seinem Mädchen einen Kuchen mit nach Hause und kommt am folgenden Sonntage zum Kaffeetrinken; bekommt er die Kruste, so braucht er sich nicht weiter zu bemühen, wird ihm aber ein Stück aus der Mitte angeboten, so darf er wieder kommen.

— Frankreich besitzt eine Reihe von kleinen Kohlenbecken, unter welchen dasjenige des Departement du Nord mit einer Produktion von 3 300 000 Tonnen für 1885 das wichtigste ist, um so mehr, als in diesem Departement zahlreiche industrielle Etablissements bestehen und die Lager noch lange nicht vollständig ausgenutzt worden sind. Die älteste Gesellschaft, diejenige von Anzin, besitzt auch die ausgedehntesten Concessionen. Nächst dem Kohlenbassin von Valenciennes im Departement du Nord ist dasjenige des Departement de la Loire (Saint Étienne und Rive-de-Gier) das bedeutendste in Frankreich. Seine Mächtigkeit beträgt etwa 1400 m und es enthält 30 Schichten. 1883 sind in Frankreich ungefähr 20 800 000 Tonnen Steinkohle und Anthracit und 580 000 Tonnen Braunkohle producirt worden. Diese Produktion deckt bei Weitem nicht den Consum in Frankreich, denn England liefert dorthin alle Jahre durchschnittlich 4 250 000 bis 5 000 000 Tonnen Kohle und Belgien 4 000 000 Tonnen. Daß Deutschland unter diesen Umständen mit England in Concurrenz treten wird, sei es über Rotterdam oder Antwerpen, ist nach einem französischen Berichterstatter nur eine Frage der Zeit.

Asien.

— Nachdem die britisch-russische Grenzkommission die ganze Nordgrenze Afghanistans von Persien bis zum Amu-Darja festgesetzt und versteint hat mit Ausnahme des östlichsten Endes, wo der Bezirk Cham-i-ab am Amu-Darja noch streitig ist, sind die britischen Mitglieder der Kommission auf verschiedenen Wegen durch Afghanistan nach Indien zurückgekehrt und haben reichliches Material gesammelt für die neue Karte von Afghanistan, welche Hauptmann St. George Gore ausarbeiten wird. Dieser verließ am 31. August am Oxus seine Gefährten zu dem Zwecke, über Herat durch das östliche Persien, über Birdschand, Kirman und Bender Abbas zurückzukehren und seine Route aufzunehmen. Eine der interessantesten Reisen, welche in Verbindung mit dem großen und für die Geographie so fruchtbaren Unternehmen der Grenzabsteckung ausgeführt worden ist, war diejenige der Hauptleute P. J. Maitland und M. G. Talbot gegen Ende des Jahres 1885; die Expedition zog durch den unbekanntesten Theil Afghanistans, nämlich am Herirud-Flusse aufwärts durch Hazaradschat, das Land der mongolischen Hazara, nach Bamian mit seinen wohlbekannten Felsbildern und von da nach Taschkurgan, Mazar-i-Scherif, Balch, Seripul, Maimana und Tscharschamba an einem östlichen Zuflusse des Murghab, wo sie wieder mit der Grenzkommission zusammentraf. Der erste Theil der Reise verlief auf dem geradesten Wege zwischen Kabul und Herat, dessen militärischer Werth den Afghanen einleuchtet; denn man hat versucht, denselben durchweg in eine Straße zu verwandeln, und bessert fortgesetzt an derselben herum, freilich ohne die Erfordernisse eines für Artillerie und Train fahrbaren Weges zu kennen und zu berücksichtigen. Sendungen von Waffen und Munition begegneten den Reisenden wiederholt. Das Hazara-Gebiet, durch welches die Straße führt, gleicht mehr den schottischen Hochlanden, als den wilden kahlen Bergen und steinigen Thälern, wie man sie sonst in Afghanistan trifft. Die Umrisse der Berge sind sanfter, und oft bedeckt dieselben eine tiefe Humusschicht, welche das Anpflanzen von Coniferen, Eichen und Rhododendren gestatten würde. Die Bevölkerung ist zahlreich, der Anbau von Gerste und Hülsenfrüchten ausgedehnt und die Zucht von Schafen und Ziegen bedeutend. Der Winter ist streng; um Mitte November beginnt der Schnee zu fallen und verschwindet nicht vor dem 21. März. Alsdann ist das Land wegen des tiefen Schmutzes und der angeschwollenen Flüsse 40 bis 60 Tage lang selbst für Fußgänger unpassirbar. Die Hazaras schildern die beiden Officiere, früheren Berichten entgegengesetzt, als einfach, gutmüthig, fleißig, leicht zu regieren, aber kriegsuntüchtig; ihre Weiber verdienen den an ihnen klebenden Ruf der Unsittlichkeit keineswegs. Vor der Thronbesteigung des Emirs herrschten in Hazaradschat beständige Fehden, so daß nur zahlreiche und wohlbewaffnete Schaaren von Afghanen das

Land zu betreten wagen durften. Da aber diese Unsicherheit nur eine Folge von Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen und nicht von Blutfehden, die dort unbekannt sind, waren, so war es leicht, unter dem lenkbaren, unwissenden und kindlichen Volke die Ruhe herzustellen. Blutrache ist unbekannt, Mordthaten und Diebstahl kommen selten vor. — Der weitere Weg führte über den Paß Bakkak Kotal in das obere Thal des Flusses von Balch nach Bamian und dann nordwärts in das Thal des Flusses von Khulm, wo sich in Haibak die beiden Reisenden trennten, Talbot, um das Thal des Flusses von Kunduz zu besuchen, Maitland, um nach Westen zurückzukehren. Merkwürdig ist die Gestaltung des Landes nördlich von Kuhi Baba; von dort bis Haibak dehnt sich ein weites, mit kleinen Gebirgszügen besetztes und von tiefen Thälern und Schluchten durchzogenes Hochland aus, welches im Norden (in der Breite von Haibak) durch eine bisher unbekannte Bergkette von beträchtlicher Höhe begrenzt wird. Dieselbe zieht in ostwestlicher Richtung und in einer Entfernung von 5 bis 12 englischen Meilen von den Städten Taschkurgan, Mazar-i-Scherif und Balch, scheint sich von Schibarghan im Westen bis Kunduz im Osten zu erstrecken und bildet eine scharfe Grenze zwischen der flachen Oxus-Niederung und Kohistan. — Maitland berührte dann die große Stadt Taschkurgan, unweit deren die Ruinen der früheren Hauptstadt Khulm liegen, dann Mazar-i-Scherif, die von reichem Kulturlande umgebene, aufblühende Hauptstadt des afghanischen Turkestan, weiter das ganz unbedeutende Balch, Seripul, Maimana, welches etwa zwei Drittel so groß ist wie Herat, und in einer offenen, angebauten und von niedrigen Bergen umgebenen Ebene liegt. In Tscharschamba, 43 englische Meilen westlich von Maimana, stieß Maitland dann zu der britischen Grenzcommission.

— England hat am 23. Januar 1887 den Hamilton-Hafen auf der südlich von Korea gelegenen Nan-hou-Gruppe wieder geräumt.

Afrika.

— Ein seit 12 Jahren in Chartum ansässiger Grieche ist von dort über Kassala und Massaua nach Suakin gelangt und hat Nachrichten über den ägyptischen Sudan mitgebracht, welche für zuverlässig gelten. Abdulla Chalifa ist danach zum Sultan ausgerufen worden und besitzt ein Heer von 300 000 Mann. Die Araber haben nicht die Absicht, Aegypten anzugreifen, wenn man sie unbehelligt läßt. Lupton Bey und ein deutscher Officier entkamen beim Untergange von Hicks Pascha's Armee und stehen jetzt nebst vielen ägyptischen Soldaten im Dienste der Aufständischen. Dampfer verkehren auf dem Nil, der Handel blüht und Lebensmittel sind in Menge vorhanden, ebenso wie Vorräthe an Gummi und Elfenbein, während Baumwollstoffe selten sind und zu fabelhaften Preisen verkauft werden. Die Aufständischen haben Gold- und Silbermünzen ausgegeben; nur Mohammedanern ist es erlaubt, Handel zu treiben. — England beabsichtigt, in Anbetracht des beruhigten Zustandes von Mittel-Aegypten die Handelssperre gegen den Sudan aufzuheben.

— Die vom Grafen Samuel Teleky organisirte Expedition nach Innerafrika, welche im Juni 1886 in Sansibar anlangte, ist im Januar 1887 nach dem Inneren aufgebrochen.

— Ein auffallender Widerspruch in zwei Staatsverträgen neueren Datums ist folgender. In der Generalakte der Berliner Konferenz (Kapitel I, Art. 1) beschließen u. a. Großbritannien und das Deutsche Reich, ihre guten Dienste bei den an der afrikanischen Küste des Indischen Oceans bestehenden Regierungen einzulegen, um deren Zustimmung zu dem Grundsatze der Handelsfreiheit (in dem Gebiete zwischen 5° nördl. Br. und der Zambesi-Mündung) zu erhalten. Keine zwei Jahre später aber macht sich Großbritannien in dem Abkommen über die ostafrikanischen Schutzgebiete und Interessensphären (vergl. oben S. 79) verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen des Deutschen Reiches mit dem Sultan von Sansibar, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salam und Pangani an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bezwecken. Welcher Vertrag soll nun gelten, der von 1885 oder der von 1886; gilt an der Suaheli-Küste Handelsfreiheit oder nicht?

— Die in Grootfontein (unter 25° südl. Br. nördlich von Bethanien im Groß-Nama-Lande gelegen) angesiedelten Boeren sind auf ihren Antrag nach Genehmigung des Kaisers unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden.

— Die neugebildete Brüsseler „Compagnie du Congo pour le Commerce et l'Industrie" fängt ihre Unternehmungen mit der Ausrüstung zweier Expeditionen an; die eine, aus Ingenieuren und Topographen bestehend, soll zwischen Matadi und Leopoldville die beste Route für eine Eisenbahn aufsuchen, die andere, an welcher Landwirthe, Geologen und Kaufleute theilnehmen, will mit Hilfe eines Dampfers den Congo und seine Nebenflüsse oberhalb des Stanley Pool untersuchen.

Südamerika.

— Am 25. Januar haben sich die Herren Dr. Karl und Wilhelm von den Steinen, Dr. Ehrenreich und Dr. Vogel in Bremen nach Südamerika eingeschifft, um im Quellgebiete des Schingu-Stromes die von Dr. Karl von den Steinen begonnenen und in seinem Reisewerke „Durch Central-Brasilien" (S. 327 f.) so warm empfohlenen ethnographischen Untersuchungen an den dortigen Indianerstämmen wieder aufzunehmen und weiter zu führen. Auch diesmal werden die Reisenden über Cuyabá ihr Arbeitsgebiet zu erreichen suchen.

Vermischtes.

— „Die Klimate der Erde", von A. Woeikof (2 Bde., Jena, H. Costenoble, 1887), ist eine durch den Verfasser selbst besorgte deutsche Ausgabe von dessen gleichbetiteltem und im Jahre 1884 in russischer Sprache erschienenem Handbuche. Wenn dasselbe auch im Ganzen genommen dem Hann'schen „Handbuche der Klimatologie" ebenbürtig zur Seite steht, so unterscheidet es sich von demselben doch im Einzelnen, sowohl was Behandlungsweise wie Abgrenzung des Stoffes betrifft. Der erste Theil enthält die allgemeineren klimatologischen Verhältnisse, während der zweite der speciellen Klimatologie gewidmet ist, sich aber von dem betreffenden Abschnitte des Hann'schen Werkes durch das Fehlen von Originalschilderungen über das Klima von Ländergebieten unterscheidet. Zu erwähnen ist ferner noch, daß der Verfasser die Klimatologie des europäischen wie asiatischen Rußland einen weiten Raum einnehmen läßt, wodurch wir über diese, sonst vielfach unbekannten Verhältnisse bessere Aufklärung wie bisher erhalten. Die angefügten Tabellen meteorologischer Elemente (Mittelwerthe) machen das Werk auch als Nachschlagebuch empfehlenswerth, wie auch die beigegebenen Diagramme und Karten, von denen die letzteren allerdings etwas sorgfältiger hätten reproducirt werden können, viel zur Erläuterung des Textes beitragen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VI.

Nachdem Marche seine häusliche Einrichtung in Puerto Princesa rasch beendet hatte, ging er sofort daran, seine Jagden in der Umgegend zu organisiren, um für seine Sammlungen einen guten Grundstock anzulegen. Gleich in den ersten Tagen gelang es ihm auch, einen bisher nicht beschriebenen Calao (Buceros) zu erlegen, welcher von M. Oustalet am Pariser Museum nach Marche getauft worden ist (Anthracoceras Marchei). Es ist ein großes, zu den Sperlingsvögeln gehöriges Thier, welches besonders durch seinen gewaltigen und sonderbar gestalteten Schnabel auffällt; derselbe besteht zum großen Theile aus einer sehr leichten und zelligen Masse; ohne das könnte sich der Vogel unmöglich im Gleichgewichte halten. Von anderen, schon früher bekannten Arten desselben Genus unterscheidet er sich durch die schwarze Färbung seiner Schwungfedern und die ganz weiße der Schwanzfedern. Selten lebt er einzeln, meist in Schaaren; man hört ihn schon von Weitem kommen. Sein Schrei gleicht einem heiseren Brüllen und tönt um so weiter, als er sich fast immer in den Gipfeln der höchsten Bäume aufhält. Sein Flug ist schwerfällig, und wenn er sich zuweilen auf die Erde niederläßt, so hüpft er wie ein Rabe; er frißt Alles, Früchte, Körner, Insekten, und soll selbst kleine Säugethiere, wie Mäuse, Ratten und dergleichen, nicht verschmähen.

In den großen Wäldern auf Palawan braucht man sich vor Raubthieren nicht zu fürchten; die einzige Katzenart, welche Marche antraf und tödtete, ist eine kleine, niedliche Tigerkatze mit sehr hübschem, gesprenkeltem Felle, welche den Menschen nur angreift, wenn sie in die Enge getrieben wird.

Am 16. Juni 1883 benutzte der Reisende die dargebotene Gelegenheit und begab sich an Bord des Kanonenbootes „Joló“ unter Schiffslieutenant Desolmes, welcher die Küste an der Bai von Honda (Ostküste) und der von Ulugan (Westküste) aufnehmen sollte. Auf dieser Strecke hatte der Gouverneur unlängst eine Anzahl von Militärposten errichtet, um die Verbindung zwischen beiden Meeren zu erleichtern und zu sichern. In die Bai von Honda mündet der Tapul-Fluß, welcher, wie gewöhnlich, von mächtigen Mangrovebäumen eingefaßt ist, deren verschlungene Zweige die Einfahrt schwierig machen. Der Fluß ist nur 2,84 km aufwärts für Boote schiffbar; 1 km von seiner Mündung findet sich am linken Ufer ein guter Wasserplatz.

Der Weg von Tapul nach Bahele am westlichen Meere war nichts als ein Pfad, welcher schon seit langer Zeit von den Tagbanuas der Westküste benutzt wird, um ihre wenigen Packen Harzes und spanischen Rohrs zum Verkaufe nach der Ostküste zu schleppen. Jetzt hat der Gouverneur zwischen beiden Punkten eine ordentliche Straße ausschlagen lassen. An ihrem Beginne liegt auf einem niedrigen Hügel ein cuartel (Postenhaus) für einige eingeborene Soldaten unter einem Sergeanten, 5 km weiter auf einem mit Bambus bewachsenen Plateau, 25 m über dem Meere, ein zweites, wo ein Officier mit dem größten Theile der zur Bewachung bestimmten Truppen steht; von da aus kann er leicht die beiden Endpunkte der Straße erreichen. Das Dorf Bahele am westlichen Meere besteht nur aus wenigen Hütten, in welchen die Soldaten des Postens wohnen.

Mitte September unternahm Marche einen anderen Ausflug zunächst nach der Insel Dumaran, welche unter

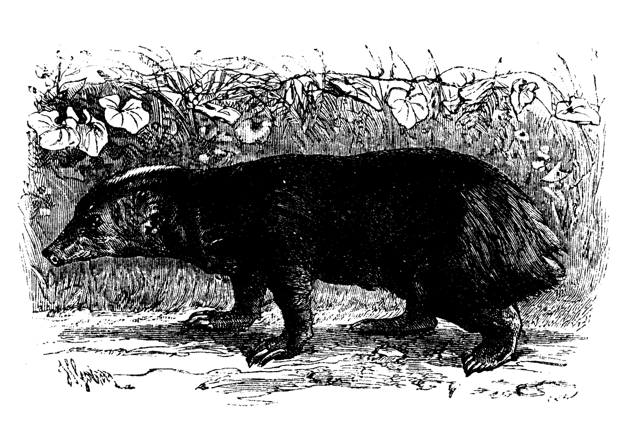
$10\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. vor der Westküste von Palawan liegt; diesmal konnte er die Ueberfahrt auf dem Kanonenboote „El Filipino", das der Schiffslieutenant Don Raphael de Bibenco befehligte, machen. Am Morgen des 15. September langten sie im kleinen Hafen Aracceli auf der Ostküste von Dumaran an; der Ort, welcher noch auf keiner Karte steht, ist auf flachem, ziemlich sumpfigem Boden erbaut, weshalb die Bewohner viel vom Fieber leiden und der Schiffsarzt sehr in Anspruch genommen wurde. Schlechtes Wetter hielt das Schiff hier einige Tage fest, so daß es an frischen Lebensmitteln zu mangeln begann; schließlich war man gezwungen, ans Land zu gehen und einige Hühner zu tödten, nicht ohne sie nachher ihren Eigenthümern zu bezahlen. Dadurch erst ließen sich dieselben bewegen, aus ihren Pflanzungen Allerlei herbeizuschaffen, nachdem sie vorher behauptet hatten, nichts zu haben.



Calao (Anthracoceras Marchei). (Nach dem Leben.)

Dumaran ist stellenweise von Bewohnern der weiter östlich gelegenen Insel Cuyo besetzt, welche dort Reis, Camote und Igname (Convolvulus batatas) anpflanzen. Die früher sehr ausgedehnten Pflanzungen sind aber vor einigen Jahren von Ratten derart verwüstet worden, daß die Insel fast ganz verödete. Erst seit Kurzem kommen wieder Leute von Cuyo, aber Anbau und Viehzucht sind noch von geringer Ausdehnung.

Am 21. September setzte das Schiff seine Reise nach Osten fort und zwar zunächst nach der zwischen Dumaran und Cuyo gelegenen, unbewohnten und unbebauten Insel Dalaganen, dann bei Camogon und Capnoyan, wo Besitzer aus Cuyo Rinderheerden unterhalten, vorbei nach Cuyo, wo in der kleinen Bai von Lugbuan Anker geworfen wurde. Ueber dem Dorfe dieses Namens liegt eine kleine, viereckige Festung mit 6 bis 8 m hohen Mauern, wo die Bewohner früher Schutz suchten, wenn die Malaien ihre Sklavenjagden veranstalteten.



Midaus. (Nach dem Leben.)

Die Insel Cuyo ist niedrig und bildet ein Plateau, welches drei kleine Berge, Bambuni, Aguado und Caimania trägt. Marche wollte deren Höhe bestimmen und machte mit dem nächstgelegenen, dem Caimania, den Anfang. Der Abhang, an welchem er hinaufstieg, war mit Steinen jeder Größe, von dem Umfange einer Faust bis zu dem eines großen Bruchsteines, besäet; auf der Spitze ragten ein paar Blöcke von Kegelgestalt empor. Der Ueberlieferung zufolge haben die ehemaligen Bewohner zu gewissen Zeiten (wahrscheinlich in der Ernte) nach diesem Berge Wallfahrten unternommen, wobei jeder einen Stein mitbringen und neben den Felsen auf dem Gipfel niederlegen mußte.

Am Tage nach der Besteigung erkrankte Marche und fühlte sich erst am 26. September etwas besser, so daß er der dringenden Einladung des Don Pedro Martinez folgen und sich in dessen Hause pflegen lassen konnte. Derselbe ist ein alter Fregattenkapitän, welcher dort von seiner Pension lebt, sich ein bequemes, fast luxuriöses Heim hergerichtet hat und sich mit Ackerbauversuchen abquält, die ihm nicht gelingen, weil es ihm an Arbeitskräften fehlt. Er scheitert an demselben großen Hindernisse, wie fast alle, welche in den Tropen Pflanzungen anlegen, an der Faulheit der Eingeborenen, welche noch schwieriger zu überwinden ist, als der Mangel an Handwerkern. Er hatte es zuerst mit Kakao, dann mit Tabak versucht; aber der Erfolg blieb aus, weil es ihm nicht glückte, einen festen Stamm von Arbeitern zu gewinnen.

Die Stadt Cuyo, auf der Westküste der Insel am Meeresufer gelegen, besitzt mehrere Straßen mit Holz- und Bambuhäusern, ist sauber, unterscheidet sich aber sonst nicht von anderen philippinischen Orten. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Calamianes, welche die Cuyos- und Calamianes-Inseln, Agutaia, Dumaran und den Norden von Palawan umfaßt. Für diesen ganzen Bezirk giebt es nur einen einzigen Arzt, der aber mit wenigen Ausnahmen die Insel Cuyo nicht verläßt.

Der Boden der Insel ist fast ganz unter Anbau, aber von geringer Güte, und da Niemand an Düngung denkt, liefert er nur geringe Erträge. Dagegen giebt es viel Vieh und Hühner, welche den einzigen Ausfuhrartikel nach den übrigen Inseln der Provinz und selbst nach Balabac bilden. Fauna und Flora von Cuyo sind arm.

Am 3. Oktober wurde die Heimfahrt nach Puerto Princesa angetreten, wo Marche alsbald seine Jagden wieder aufnahm und seine Leute nach allen Himmelsrichtungen aussandte. Unter der Beute befanden sich manche Seltenheiten, so ein Wildschwein, das von den auf den Philippinen sonst vertretenen Arten verschieden war, ein seit lange gesuchtes Schuppenthier (Varietät von Pholidatus Indicus) und der kleine Midaus, den alle Welt wie die Pest fürchtet. Derselbe ist so groß wie eine starke Ratte, hat einen Kopf, der beim ersten Anblick an ein Schwein erinnert, glattes Fell und statt des Schwanzes nur ein ganz kurzes

haarloses Anhängsel. Als Marche eines Tages von der Jagd heimkehrte, bemerkte er in der Nähe des Dorfes einen ekelhaften Geruch, der an Stärke zunahm, je mehr er sich seinem Hause näherte; drinnen aber wurde derselbe unerträglich, und als er nach dem Grunde fragte, wurde ihm von seinem Jäger Mariano jenes kleine, sich sträubende Thier an einer Schnur vorgeführt. „Da ist der bontoc, den Du kürzlich von den Tagbanuas verlangt hast," — meinte Mariano, — „Alle verlangten, ich sollte ihn laufen lassen; aber er ist zu schwer zu fangen!" Er hatte recht gehabt, als er ihn nicht laufen ließ, aber er hätte ihn tödten können; denn für das Vergnügen, ihn einige Minuten lebendig zu sehen, war die Wohnung für länger als einen Monat verpestet worden. Der Gestank des Thieres ist so



Mangrovebäume am Tapul-Flusse. (Nach einer Zeichnung des Lieutenants Berttoloty.)

durchdringend, unangenehm und andauernd, daß Marche sofort ein Bad nehmen, sich von Kopf bis zu Fuß umziehen und zu einem Freunde zum Abendessen gehen mußte.

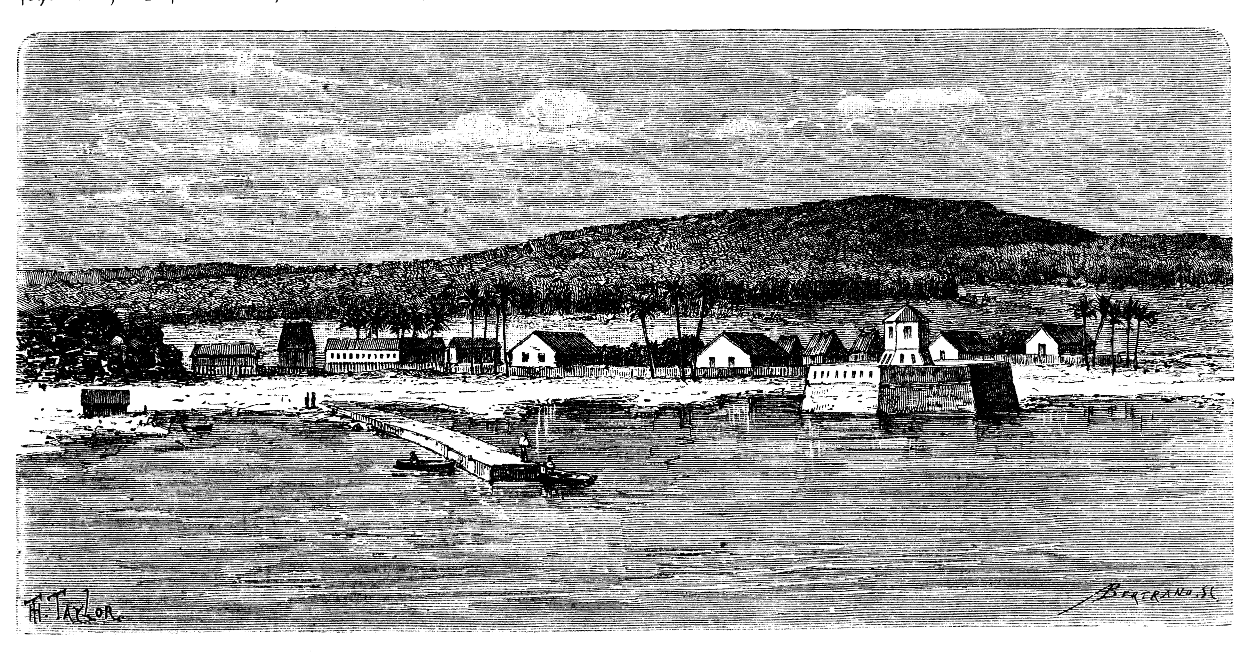
Am 2. November 1883 trat er eine neue dreiwöchentliche Reise auf dem Kanonenboote „El Filipino" an, welches jetzt von Don Alonzo Morgado befehligt wurde; die Fahrt, öfters von schlechtem Wetter gehindert und unterbrochen, ging an der Ostküste Palawans nach Norden hinauf und gab wiederholt Gelegenheit zu kleinen Ausflügen an Land. So am 18. und 19. November auf der Insel Maitiaguit, deren höchster Berg (140 m) bestiegen wurde. Die Vegetation ist dieselbe, wie auf Palawan; dagegen erbeutete Marche in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit zwei Vögel und ein Säugethier, welche in seiner Sammlung noch fehlten. Den berühmten weißen Affen, welcher dort vorkommen sollte, fand er jedoch nicht. Leider blieb das Wetter stürmisch, so daß der Reisende selten an Land gehen und das wenig seetüchtige Kanonenboot die Nordspitze der Insel Palawan nicht umsegeln konnte, sondern vielmehr nach Tay-Tay zurückgehen mußte. Nachdem es sich dort

verproviantirt hatte, landete es in einer kleinen Bai der Insel Icadambanuan, auf welcher man am folgenden Morgen kurze Zeit Jagd auf den weißen Affen machte, ohne mehr Glück zu haben, als auf Maitiaguit. Der zunehmende Sturm zwang die an Land Gegangenen, die Jagd abzubrechen und an Bord zurückzukehren, worauf das Boot in die hohe See ging und später bei der Insel Paly einen Zufluchtsort fand. Am 23. kehrte es nach Puerto Princesa zurück, wo Marche den December mit kleinen Ausflügen zubrachte.

Ein starker Dysenterie-Anfall zwang ihn, während der ersten Hälfte des Januar 1884 sich zu Hause zu halten, und später zur Erholung eine Seereise anzutreten, welche ihn nach Manila, nach den Inseln Balabac (südlich von Palawan), Sulu, Basilan, nach Zamboanga auf Mindanao und wieder zurück nach Sulu und Balabac führte. Balabac, wo er am 10. März zum zweiten Male eintraf, ist eine kleine, bis 400 m hoch ansteigende und an Bauholz sehr reiche Insel nördlich von Borneo, auf welcher die Spanier nur einen einzigen Punkt, an der Bai von Calandarang, mit Sträflingen und den dazu gehörigen Soldaten besetzt haben. Die Kolonie gedeiht aber keineswegs; die Kaserne, die beiden Hospitäler und das Haus des Gouverneurs sind von Holz, alt und verfallen, und das dort stationirte Kanonenboot ist in so schlechtem Zustande, daß es sich nicht auf die hohe See wagen darf.

Auf den Ausflügen, welche Marche von der Ansiedlung aus machte, stieß er auf ein kleines zierliches Moschusthier, welches sich nur auf der Insel Balabac findet und auf den Philippinen sonst unbekannt ist. Dagegen findet sich dasselbe Genus (Tragulus Kanchil) auf den malayischen Inseln, auf der Halbinsel Malacca, in Cochinchina und auf Pulo Condor. Seine Jagd ist, namentlich ohne Hunde, wegen seiner Kleinheit und Schnelligkeit, außerordentlich schwer; die Eingeborenen fangen es meist in Fallen, aber in der Gefangenschaft geht es sehr bald ein. Sein Fleisch ist sehr gut, wenn auch etwas weich.

Die nächste Excursion, welche Marche von Puerto



Balabac.

Princesa aus unternahm, richtete sich nach dem nahen Rio Yguahit, um die dort wohnenden Tagbanuas kennen zu lernen. Der Fluß, bei den Eingeborenen der „große Strom“ genannt, ist kaum $3^1/_2$ Seemeilen weit schiffbar; die letzte Meile fließt er zwischen Mangroven und Pandanus hin und wird erst weiter oberhalb, wo die bewaldeten Ufer höher werden, schiffbar. Dort, wo der erste Zufluß von links einmündet, liegt 3 m über dem Wasser das Haus eines Tagbanua-Häuptlings, welches, wie alle Eingeborenen-Hütten der Philippinen, auf Pfählen errichtet ist. Die Hütten sind klein und schlecht; die Bewohner liegen darin dicht auf einander, zusammen mit ihren Hunden und oft auch den Schweinen. Nicht immer hat die Behausung ein Dach; mitunter besteht sie nur aus einem einfachen Fußboden und darüber angebrachten Baumzweigen. In der Hütte eines Tagalen, Torres, welcher jene Gegend ausbeutet, schlug Marche für einige Tage sein Quartier auf.

Die Tagbanuas, oder nach ihrer Schreibweise Tabanuas, sind klein; man darf sie als Mischlinge zwischen Malayen und Negritos ansehen. Es gelang dem Reisenden, an 16 Individuen, darunter vier Frauen, anthropologische Messungen vorzunehmen, wenn auch unter Schwierigkeiten.

Sie besitzen eine Religion und Götter oder Geister in der Anzahl von vier; der erste ist der Himmelsgott Magnisda oder Nagabcaban. Der des Meeres, Poco, scheint ein guter Geist zu sein und wird bei Krankheiten angerufen; Sedumunadok, der Erdgott, steht den Ernten vor, und der vierte, Tabiacud, haust in der Unterwelt.

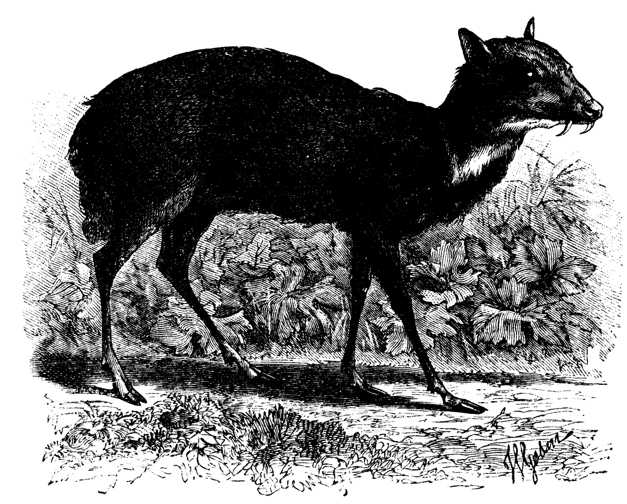
Es giebt zwei Arten von Priestern; die einen richten die Feste her und bringen die Opfer dar, die anderen sind mehr Heilgehilfen und sorgen für die Kranken. Die ersteren sind die echten Priester. Alljährlich nach Beendigung der Reisernte feiern die Tagbanuas ein großes Fest; auf den Ruf des Opferpriesters versammeln sich alle am Strande und bringen allerhand Lebensmittel mit. Dann bindet der Priester die mitgebrachten Hähne und Hühner mit den Beinen an Baumzweige und tödtet sie mit Stockschlägen; aber jedem Thiere darf er nur einen Schlag versetzen; geht derselbe fehl, so wird das Thier los-



Ein Priester der Tagbanuas opfert dem Gotte Poco. (Nach einer Skizze Marche's.)

gebunden und in Freiheit gesetzt. Der Gott Poco hat es nun unter seinen Schutz genommen, und Niemand darf es tödten. Die getödteten aber werden gekocht und verzehrt, worauf getanzt und dem selbst bereiteten Reisbranntwein kräftig zugesprochen wird. Gegen Mitternacht, wenn der Stern Buntala — wahrscheinlich der Jupiter — durch den Meridian geht, tanzt der Priester bis zur Mitte des Leibes ins Meer hinein, indem er ein mit Opfergaben für Poco bedecktes Bambusfloß von $1^1/_2$ m Seitenlänge vor sich her schiebt. Die Gaben bestehen in Reis, Fisch, gekochten Hühnern, verschiedenen mit Honig angemachten Speisen und vier lebendigen Kücheln von 4 bis 5 Tagen. Das Floß wird dann den Wellen überlassen, und ängstlich wartet man ab, wohin es treibt; als böses Vorzeichen gilt es, wenn es durch Wellen oder Wind wieder an den Strand zurückgetrieben wird, weil Poco alsdann das Opfer verschmäht und seine Verehrer strafen wird. Um so größer ist die Freude, wenn das Floß in der Ferne verschwindet, denn alsdann wird das Jahr ein glückliches sein.

Außerdem veranstalten auch reiche Leute Feste, welche mit Neumond beginnen und bis zum letzten Tage des abnehmenden Mondes dauern. Allnächtlich muß der Priester dann singen und tanzen, aber die Hauptfeier findet erst in der letzten Nacht statt, wo sich Alles, Wirth und Gäste, in Reisbranntwein berauscht.



Kleines Bisamthier (Tragulus Kanchil). (Nach dem Leben.)

Pfaufasan (Polypectron Napoleonis). (Nach dem Leben.)

Die Kinder empfangen erst im Alter von einem bis zwei Jahren, wenn sie gesund sind und zu gedeihen versprechen, einen Namen; sind sie kränklich, so erklären die Tagbanuas das für unnütz. Sie verheirathen sich sehr jung, mit acht oder neun Jahren; es herrscht Vielweiberei, aber nur bei den Reichen, denn der Bräutigam muß seinem Schwiegervater Geschenke im Werthe von 10 bis 50 und selbst 100 Franken machen. Im Dorfe Burlan findet die Vermählung unter folgenden Ceremonien statt. Dem mitten in der Hütte sitzenden Paare nähert sich der Priester, die linke Hand mit Kokosöl gefüllt; unverständliche Worte murmelnd, taucht er einen Finger in das Oel und zieht damit einen Strich auf dem Arme des Bräutigams von der Spitze des Zeigefingers bis zur Schulter und dann macht er dasselbe an der Braut, indem er nur den Strich bis zum Busen verlängert.

Der Mann wie das Weib müssen drei Jahre verwittwet bleiben oder, wenn sie sich vor Ablauf dieser Zeit wieder verheirathen wollen, entweder dem Priester oder der Familie des verstorbenen Theiles eine Entschädigungssumme zahlen. Wenn ein Mann, welcher mehrere Frauen besitzt, vor Ablauf der drei Jahre eine neue nimmt, so muß er den Eltern ebenso viel Geld zahlen, als er bei der Verheirathung mit der verstorbenen Frau entrichtet hat.

Wird ein Tagbanua auf längere Zeit krank, so holt man einen Priester, je nach dem Falle einen männlichen oder weiblichen. Dieser reibt die schmerzende Stelle mit der Hand und tanzt dreimal unter Anrufung des divato (Geist) um den Kranken herum, in Folge dessen der Geist in den Zauberer fährt und ihm die Macht zum Kuriren verleiht. Zunächst wirft nun der Zauberer den Geistern eine Hand voll Reis und eine Hand voll Glasperlen durchs Fenster zu, dann packt er ein Huhn bei den Beinen und tödtet es mit einem einzigen Stockschlage. Stirbt es sofort, so wird es weggeworfen, denn es gilt nun als mit allen Leiden des Kranken beladen; stirbt es nicht, so läßt man es für immer laufen. Das gilt aber als schlechtes Vorzeichen; denn alsdann hat der Divato das Opfer nicht angenommen und der Kranke muß sterben.

Die Todten werden in einem Sarge, der aus einem Baumstamme gehauen und hermetisch verschlossen wird, auf den Aesten eines Baumes

beigesetzt, zusammen mit ihren Waffen, Geräthschaften und werthvollsten Schmucksachen. Zuweilen wird über dem Sarge noch ein Strohdach errichtet.

Die Tagbanuas sind ein elendes Volk, die im Inneren der Insel Lebenden sind kaum oder gar nicht bekleidet. Die Weiber tragen um die Handgelenke Ringe von Kupfer oder Rotang, in den Haaren aber keinen Schmuck. Sie kauen Betel und sind meist sehr schmutzig und mit Hautkrankheiten afficirt. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr dunkel, die Haare schwarz, dicht und straff; die Erwachsenen sind sehr leicht behaart, Bart ist selten. Die Nase wird oft nur durch die Flügel und Nasenlöcher markirt. Als Waffen haben sie nur einige Lanzen, Bogen und Pfeile, manche auch Blasrohre. Ihre Schrift unterscheidet sich von der malayischen, nähert sich aber sehr derjenigen der Javanen von Pasangan; sie schreiben von oben nach unten und von rechts nach links. Derjenige, welcher dies dem Reisenden mittheilte und Proben schrieb, wollte den Namen seines Häuptlings nicht aufschreiben, weil dieser sein Schwiegervater war. In ähnlicher Weise weigerten sich einige Leute in Balabac, Marche ihren eigenen Namen zu nennen, so daß er ihn nur durch ihre Gefährten in Erfahrung bringen konnte. Doch sind das Ausnahmen.

Seinen Aufenthalt im Inneren der Insel Palawan benutzte Marche, um seine Jäger nach allen Richtungen hin auszusenden, und sie brachten ihm in der That einige interessante Thiere, darunter einen prachtvollen Vogel, den Polyplectron Napoleonis, vulgo Pfaufasan. Das Männchen hat das Gefieder eines Pfaus, ist aber nicht größer als ein kleiner Fasan und darum hundert Mal hübscher. Der Körper ist fast ganz metallisch grün gefärbt; auf dem Schwanze befinden sich zwei Reihen Augen wie beim Pfau, der Kopf ist grün und mit Weiß gefleckt; an den Beinen befinden sich je zwei Sporen. Das Weibchen ist kleiner und von Farbe grau, mitunter bräunlich. Ein Versuch, ihn lebend zu erhalten, mißglückte; er ging zu Grunde, indem er zu entfliehen suchte.

Die Lukokessa, die gynokratische Königin des Lunda-Reiches.

Von Dr. **Max Buchner.**

Unsere Abbildung zeigt die Lukokessa, von der einige Schandthaten erzählt werden sollen. Um sie gehörig einzuführen, sei zuerst flüchtig daran erinnert, wie es sich im Lunda-Reiche mit der Herrschergewalt überhaupt gefügt hat.

Bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts war Lunda, dessen damaliges Gebiet bloß die Gegenden zwischen dem Kalanii und dem Kassai umfaßte, eine reine Gynokratie. Da kam um die angedeutete Zeit herum von Osten her aus dem Lande des Mutombo mu Gurr ein schöner Jägersmann Namens Tschibind Irúng. Die eben regierende Königin, welche Luĕsch a Nkunt hieß, verliebte sich in den Fremdling, heirathete ihn und übertrug ihm die ganze Regierung. So wurde Lunda aus einer Gyno- eine Androkratie, und der jeweilige König führte den Titel Muatiamvo [1]).

Damit jedoch das frühere Regiment der Weiber, mit dem gar manche Interessen dritter und vierter Personen verknüpft waren, nicht für immer völlig erlosch, entstand neben der Würde des Muatiamvo als Gegengewicht und Ergänzung die Würde der Lukokessa. Beide haben ihre Hierarchien, die sich nur in den Spitzen berühren. Beide haben ihre Lehen und Dörfer, die bunt durch einander liegen, aber bloß je einer der beiden Gewalten Tribut entrichten. Es handelt sich also im Lunda-Reiche um zwei Staaten, die räumlich zwar in einander verflochten sind, in ihrer Wesenheit aber selbständig blieben.

Muatiamvo hat seinen Harem von 60 Weibern, und ebenso hat die Lukokessa ihren Harem von Männern, für den keine sichere Zahl angegeben werden kann, da die zügellose Gunst der holden Gebieterin sich über alle Freien und Sklaven Mussumbas erstreckt und bald dort und bald dahin sich wendet.

Als fest angestellten, so zu sagen legitimen Gatten darf sich bloß der Schamoana betrachten, ein ebenso ungeschlacht starker, als gutmüthig dummer Geselle sklavischen Standes, dessen Haupteigenschaft die Erhabenheit über die Schmerzen der Eifersucht sein sollte. Und doch scheint selbst Schamoana häufig genug an Anfällen des besagten schrecklichen Uebels zu leiden. Dieses Muster von Mannesstolz stellte sich mir in folgender Weise vor: „Siehe, ich bin zwar bloß ein Weib, aber ich bin das Weib einer ungemein hohen Person, weshalb ich reichlich Geschenke verdiene.“ Die Lukokessa, die selber gewöhnlich sehr einfach gekleidet geht, pflegt denn auch an seine mächtigen Glieder allen möglichen Putz zu hängen. Um die Hüften ein langes Stück kostbaren roth und blau geblümten Perkals, das in eine Menge dicker Falten zusammengebauscht ist und nach echter Lunda-Mode so tief unten über den Leibgurt fällt, daß der stattliche Bauch in ungeschmälerter Rundung zur Geltung kommt und die Schamhaare sichtbar werden; an Armen und Beinen mehrere Kilo rasselnder Messingspangen, am Halse ein Dutzend Schnüre der seltensten Glas- und Schmelzperlen, auf dem Kopfe eine eigenartige komplicirte Frisur aus thürmchenförmigen Zinken, die mit bunten Stickperlen überzogen sind: so steht Schamoana in ungeschickt selbstbewußter komisch wirkender Pose da. Seine Züge, breit und stark entwickelt, sagen weiter nichts als „gutmüthig, dumm, gefräßig und sinnlich.“

In sexueller Beziehung herrscht unter dem lustigen Völkchen Mussumbas überhaupt die größte Ungebundenheit. Nur die 60 oder 70 Weiber Muatiamvo's werden strenge auf ihre Sittsamkeit bewacht und riskiren den Kopf, wenn sie sich verfehlen. Doch dürften Fälle von milder Nachsicht selbst hier nicht undenkbar sein. Die Justiz der Neger ist eben keine unbeugsame, starr konsequente Göttin mit verbundenen Augen, sondern mehr eine feile Helferin des Hasses. Die Töchter des Königs sind ebenso freilebig wie alle anderen, und obenan in der Prostitution steht die holde

---

[1]) Ich schreibe Muatiamvo, weil man das Wort, welches aus Muata und Jamvo zusammengezogen ist, nie anders hört. Es ist eine Bildung wie unser „Herrgott“. M. B.

Königin Lukokessa. Von den Weibern der Ilolo (Vornehmen) heißt es zwar auch, daß man sich mit ihnen nicht einlassen dürfe, und mehrmals ergingen Warnungen in diesem Sinne an meine Mannschaft, aber ohne daß deshalb eine größere Zurückhaltung im Verkehre zwischen dieser und jenen bemerkbar gewesen wäre.

Marktweib und Hofdame sind in Mussumba Begriffe, die sich nicht unterscheiden. Gar viele adelige Frauenspersonen kamen täglich ins Lager, um Fleisch, Maniokwurzeln und Bohnen zu verkaufen und benutzten ihre gesellschaftliche Stellung nur dazu, die Konkurrenz des gemeineren Pöbels scheltend zu vertreiben. Da nun ihre Lebensmittelpreise gewöhnlich höhere waren, so zogen es meine Träger vor, drüben auf dem täglichen Markte einzukaufen, wenn nicht als Dreingabe erotische Gefälligkeiten angeboten wurden.

Diese großartige Liederlichkeit ist eine hervorstechende, charakteristische Eigenthümlichkeit der Lunda, und nicht zum kleinsten Theile beruht auf ihr der günstige Ruf, welchen sie bei den Händlern Angolas genießen. „Die Lunda sind gute Leute, machen niemals Milonga“ (Strafproceß für irgend ein Vergehen, der gewöhnlich mit einer Erpressung oder Raubthat endet). Kioko, Songo, Bangala und die anderen Stämme sind schon deshalb viel weniger beliebt und mehr gefürchtet, weil sie häufig bei dem geringsten Verdachte „Milonga“ machen. Hierher gehört denn auch, daß die Lunda, im Gegensatze zu allen anderen Stämmen, die ich gesehen, keinen Anstoß nehmen, ihre Frauen und Mädchen zuweilen auch öffentlich zu liebkosen. Dabei aber überschreiten auch sie fast niemals die bei unseren Landleuten erlaubten üblichen Grenzen.



Die Lukokessa nebst Dienerin und Neffen.

Wird nun bereits dem schwarzen Fremdlinge in Mussumba von Seiten des zarteren Geschlechtes das größte Entgegenkommen zu Theil, so ist dies noch in viel stärkerem Grade dem Europäer gegenüber der Fall. Der heftig begehrende Enthusiasmus für Alles, was aus Europa stammt, richtete sich in geradezu bedenklicher Art auch auf die Person des unseligen Weißen, den sein Schicksal dorthin verschlagen hatte. Die täglichen, meistens sehr unverblümten Anfechtungen delikater Natur trugen zwar nicht wenig zur Erheiterung des gedrückten Seelenzustandes bei, waren aber doch auch zuweilen recht lästig.

Ich hatte die Lukokessa noch gar nicht zu sehen bekommen, als sie mir sagen ließ, sie freue sich ungemein, denn sie habe schon längst den Wunsch, sich ein weißes Kind erzeugen zu lassen, als ob sich das ganz von selbst verstand. Während der ersten Monate mußte ich gar oft die hartnäckige Zumuthung, ich möchte doch zu ihr ziehen, zurückweisen, immer deutlicher, immer gröber, bis endlich die letzte Hoffnung zerstört war. Auch Muatiamvo's Töchter wollten sofort geheirathet sein und gaben sich viele Mühe, Künste der Bethörung zu üben. Und waren diese nach stundenlangem Herumsitzen durch ein kleines Geschenk endlich zum Gehen bewogen, so warteten nicht selten bereits andere Fräulein vor der Thür, um gleichfalls ihr Glück zu versuchen. Sie kamen dabei selten mit leeren Händen, sondern brachten gewöhnlich, um sich angenehm einzuführen, einen Teller Erdnüsse, ein paar Eier, ein paar Maiskolben, eine Ananas, drei oder vier Bananen oder auch ein Töpfchen Honig mit. Es störte sie aber durchaus nicht, wenn ihre Gaben ungenießbar waren, indem sie ganz richtig erwogen, daß sich das erst nachträglich herausstellen würde. So fand ich einmal, daß ich als Honig nur eine Portion alter Wachswaben, mit Wasser ausgelaugt, dankbar in Emfang genommen hatte. Da man von den Eingeborenen den Honig immer nur sammt den Waben erhält, so ließ sich das nicht sogleich erkennen. Als ich der betreffenden Prinzessin einige Tage später begegnete und ihre Gaunerei vorhielt, lachte sie voller Heiterkeit und frug spottend, ob ich das wohl auch schon aufgeschrieben hätte.

Eines Morgens ließ ich mir im Schatten des Hauses von Suse Luka, einem künstlerisch begabten Ambakisten und Träger, die Haare schneiden, was die Neugierde der Marktweiber, die gerade im Hofe sich befanden, so sehr anzog, daß sie sich vor mich hinhockten. Scherzweise warf ich ihnen etliche Haarbüschel zu, die mir auf den Rock gefallen waren, worauf unter großem Gelächter die eine erklärte, wenn ich ihr Haare von meinem Haupte schenken wolle, müsse ich auch einmal die Herablassung haben, ihr meine Liebe zu schenken. Ich war nicht wenig erstaunt über die Frechheit dieser gemeinen und durchaus reizlosen Person, solche unberechtigte Gelüste laut werden zu lassen, bis ich erfuhr, daß sie eine sehr hohe Dame, nämlich die Frau meines täglichen Freundes Nguff, also zweifellos erster Rangklasse war.

Um nun wieder auf die Lukokessa und ihre Wünsche zurückzukommen, sei noch über zweierlei Arten, wie jene Wünsche geäußert wurden, eine recht feine und eine recht grobe, kurz berichtet. Als bald nach meiner Ankunft die Lukokessa ihre alte Mutter, die Ginamoana, mir vorstellte, sagte sie gerieben lächelnd: „Schau sie dir wohl an, geschätzter Freund aus dem Lande der Weißen, denn ich hoffe, in wenigen Tagen schon wird sie dir Schwiegermutter sein.“

Ein anderes Mal, es war am 15. Februar 1880, ging ich, von meinem täglichen Jagdspaziergange zurückkehrend, über den weiten Residenzplatz, als von der anderen Seite her, an der Spitze eines größeren Gefolges, die Lukokessa erschien. Schon von Weitem winkte sie mir zu, stehen zu bleiben, und als ich ihre lebhaften Gesten nur mit einer Handbewegung erwiderte, ohne mich weiter aufzuhalten, weil ein Gewitter drohte, kamen ihre Mädchen gelaufen, ich möchte doch warten, die Lukokessa wolle mir die Hand reichen. Das that ich denn auch nach einigem Widerstreben.

Die erlauchte Dame war, wie schon öfter, betrunken, es kostete ihr Mühe, sich in ungebrochener Linie vorwärts zu bewegen. Kaum war sie meiner Hand habhaft geworden,

so rückte sie wieder mit unzüchtigen Anträgen heraus, dieses Mal gemeiner und unverhüllter als je. Nachdem sie zuerst mit dem Zeigefinger mich und dann sich selber angetupft hatte, was so viel hieß, wie „du und ich“, preßte sie als Symbol innigster Berührung ihre beiden Fäuste zusammen und verdeutlichte diese zarte Blumensprache noch mehr, indem sie ihren rechten Zeigefinger in die linke Hohlhand einführte. Da ich nicht geradezu ablehnte, sondern lachend wegging, schien darin eine Zustimmung gefunden zu werden und das ganze Gefolge klatschte entzückt über die reizende Schäkerei der huldvollen Königin und über die gute Aussicht für ihre Neigung. Namentlich der Musumbu (Dolmetsch, Sprecher), der schon mehrmals verrathen hatte, daß ihm viel an dem Zustandekommen der betreffenden allerhöchsten Verbindung lag, war hoch erfreut.

Ihrer Gemüthsart nach scheint die Lukokessa auffallend gut veranlagt zu sein. Dem mißtrauischen, rachsüchtigen Charakter des Muatiamvo Schanama gegenüber hat sie schon manchen blutigen Akt verhindert. Nach neueren Gerüchten soll sie sogar den Schanama selber aus dem Leben geschafft haben, weil dessen Absicht, die ganze Partei des vorigen Muatiamvo, seine ehemaligen Feinde, durch Anklagen wegen bösen Zaubers und Hinrichtungen zu vernichten, immer deutlicher hervortrat.

Das hindert nicht, daß die Kehrseite solcher unter Negerpotentaten gewiß sehr seltenen menschenfreundlichen Milde im Leben durch mörderische Gräuel, die nach ihrem Tode zur Feier der Bestattung sich abspielen werden, getrübt ist.

Zugleich mit ihr müssen dann der Schamoana und sämmtliche junge Männer sklavischen Standes, mit welchen sie einmal der Liebe genossen, ins Grab. Sobald sie den letzten Athemzug gethan hat, läßt Muatiamvo den Schamoana ergreifen, binden und vorführen. Schamoana sagt hierauf: „Herr, ich bin bereit, das Leben zu lassen. Vorher aber möchte ich alle die Anderen getödtet sehen, die meine Nebenbuhler gewesen sind.“ Damit beginnt er die ganze Liste, die sicher nicht klein ist, aufzuzählen, und Muatiamvo giebt Befehl, auch die Anderen alle zu binden und herbeizuschleppen. Die unseligen Opfer werden mit Bier und Palmwein betrunken gemacht, falls sie sich nicht selber schon in Voraussicht des Ereignisses betrunken haben, und einer nach dem anderen geköpft, ganz zuletzt der Hauptgatte Schamoana. Die Köpfe schmücken schließlich den Zug der Leiche und werden mit ihr begraben. Zugleich wird Seitens der höfischen Jünglinge der Trauer und dem Schmerze dadurch Ausdruck verliehen, daß sie hinaus in die Dörfer eilen, um über die nichts ahnenden, wehrlosen Landbewohner herzufallen, so viele Köpfe abzuschneiden, als sie erwischen können, und diese dann gleichfalls der todten Lukokessa zu opfern. So lange bis die Bestattung stattgefunden hat, ist die gesetzliche Ordnung aus Rand und Band und sind die kleinen Bauern der einsamen Gehöfte vogelfrei.

Bei vielen Naturvölkern besteht das Symbol der höchsten Trauer in solchen abscheulichen Vernichtungen. „Jetzt muß scho Alles hin werden“, sagt der Bayer.

Aus dem westlichen Stillen Ocean.

(Schluß.)

III. Der frühere Arbeiterhandel.

E. M. Der frühere Arbeiterhandel fand ohne Aufsicht von Seiten der Regierung statt. In Fidschi hatte man zum Schutze der Einwanderer einige ziemlich unwirksame Maßregeln getroffen, auf allen anderen Inseln aber war nichts Derartiges geschehen. Einer noch früheren Epoche gehört der sogenannte Sandelholz-Handel an, den wir gänzlich übergehen wollen. Was damals geschehen, wer könnte es sagen? Die Betheiligten bewahren, soweit sie noch leben, ein weises Schweigen; keine Autorität hatte Veranlassung, schmutziges Wasser aufzurühren, der letzte der Sandelholzhändler verließ vor mehr als 20 Jahren den Schauplatz seiner Thätigkeit.

Nun ist die Zahl der weißen Männer, welche länger als 20 Jahre im Stillen Ocean leben, sehr gering und dieselben sind im Allgemeinen nicht geneigt, über persönliche Erinnerungen zu sprechen. Auch bei den Eingeborenen ist die Erinnerung an diesen Handel erloschen; er gehört eben einem vergangenen Geschlechte an und seither ist so viel vorgegangen, was ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen hat; um nur eins anzuführen, so bestand damals noch keine Nachfrage nach Arbeitern, bestanden noch keine Plantagen in Fidschi und Queensland.

Die Anregung zum Arbeiterhandel gaben zwei Ereignisse, die beinahe gleichzeitig eintraten, die Entdeckung eines für Zuckerpflanzungen geeigneten Landstriches zu Mackay (Queensland) und der amerikanische Bürgerkrieg. Da durch den letzteren die Baumwollenausfuhr aus den Vereinigten Staaten unterbrochen war, stiegen die Aussichten der Pflanzungen auf Fidschi und anderen Inseln ganz ungeheuer und gleichzeitig die Nachfrage nach Arbeitskräften.

Anfänglich traten die Schattenseiten des Handels weniger hervor; es boten sich Freiwillige genug an, welche begierig waren, hinaus in die Welt zu kommen; ja manche traurige Geschichte wird von Schiffen erzählt, die gar zu viele Arbeiter an Bord nahmen. Die Neuen Hebriden, welche dieselben vorzugsweise lieferten, boten ein reiches Feld für die Thätigkeit der Agenten.

Man hatte viele Arbeiter nöthig, und man bekam sie — um Weiteres kümmerte man sich nicht. Ob nun der Wunsch der Bewohner der Neuen Hebriden, die Welt kennen zu lernen, gerade in der Weise, wie sie dies erwartet hatten, erfüllt wurde, muß man einigermaßen bezweifeln; viel Neues bot ihnen das Land, wohin sie kamen, nicht, wohl aber ein Leben voll schwerer Arbeit anstatt des süßen Nichtsthuns, an welches sie in ihrer Heimath gewöhnt gewesen waren. Doch anfänglich konnte dieser Umstand der Anwerbung von Arbeitern nicht hinderlich sein; Keiner kehrte zurück, um zu erzählen, wie es ihm in der Fremde ergangen. Bezahlung empfingen sie beinahe gar nicht, die Nahrung war so gut, wie die Verhältnisse es erlaubten, die Arbeit, wenn auch eigentlich nicht gar zu schwer, doch ungewohnt und darum drückend; das Heimweh raffte Viele dahin, eben wie dies auch jetzt noch, wo das Loos des einheimischen

Arbeiters sich unverhältnißmäßig besser gestaltet hat, der Fall ist. Ein Eingeborener, der einmal den Gedanken hat, daß er sterben muß, ist auch fest entschlossen zu sterben, und Nichts kann ihn davon zurückhalten, ausgenommen die Rückkehr in seine Heimath. Er weist die ihm gebotene Nahrung nicht zurück, aber er wird von Tag zu Tage schwächer, ohne Klage, ohne die Lippen anders zu öffnen, als nur den Wunsch auszusprechen, in seine Heimath zurückzukehren, und wenn dies nicht geschieht, stirbt er.

In Mackay-Land erstand bald Pflanzung an Pflanzung, immer mehr Arbeiter wurden nöthig; die Inseln des westlichen Pacific schienen die beste Gelegenheit zu bieten, sie zu bekommen.

Damit kam nun der erste dunkle Zug in die Sache: der Wetteifer zwischen Fidschi und Queensland, woran bis zu einem gewissen Punkte auch Neu-Kaledonien Theil nahm. Trotz der Vortheile, deren sich letzteres durch seine Lage erfreute, sind aber die Franzosen nie eigentlich populär gewesen.

Die für Fidschi und Queensland reisenden Kapitäne suchten sich gegenseitig bei den Eingeborenen anzuschwärzen: Jeder sagte, im Lande seiner Nebenbuhler seien die Eingeborenen furchtbar wild und die weißen Männer nicht besser, beide seien Menschenfresser, das Klima tödtlich u. s. w. Es hieß daher bald in den Neuen Hebriden und den Salomon-Inseln: Hie Queensland! Hie Fidschi!

Die Mannschaft der Schiffe focht gegen einander, prügelte sich vor den Augen der Eingeborenen systematisch durch und der Sieger erhielt die Anwartschaft auf die Rekruten. Wenn ein Schiff an einen Ort kam, wo noch kein anderes Schiff lag, wußte man nicht, zu welcher Partei die Eingeborenen gehörten. Letztere begaben sich dann zum Schiffe und, wenn sie nach empfangener Antwort schleunigst hinwegruderten, dann war sich die Bemannung bewußt, einen Fehler begangen zu haben, den sie schleunigst gut zu machen suchte, indem sie sich wieder auf hohe See begab, das Aeußere des Schiffes möglichst veränderte und nun wieder zurückkehrte, um auf die Frage der Eingeborenen ihre vorher angegebene Nationalität zu verleugnen, und sich jenen angenehm zu machen. Doch es wurden auch andere Wege eingeschlagen, die wohl noch weniger den Forderungen der Rechtlichkeit genügen konnten; so z. B. gehörte es zu den gewöhnlichen Mitteln, in einiger Entfernung vom Lande Kanoes zu übersegeln und die Mannschaft aufzufischen. Der eigentliche Werber war ein sehr gesuchter Mann; von der Weise, wie er es verstand, das Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben, hing der Erfolg des Unternehmens ab. Auch hierbei zeigte es sich, daß die Spekulation auf die Schwächen der Menschen das beste Mittel ist, sie zu leiten. Romilly widmet dem Andenken eines Werbers einige Seiten, welcher als solcher einen Ruf wie kein zweiter besaß, dabei sich aber immer weigerte, auch nur die geringste Gewaltmaßregel zuzulassen. Wo er bekannt war, suchte er die Lachlust der Eingeborenen durch seinen komischen Anzug und allerlei Kunststücke und Produktionen zu erregen. So erfrischte er sich vor ihren Augen manchmal mit einem tüchtigen Schluck Seewasser, d. h. das Wasser floß in einen wasserdichten Sack, den er unter seinen Kleidern verborgen hatte. Wenn er nicht bekannt war, landete er allein an der Küste, an irgend einer Stelle, wo er Rauch sah; dort setzte er sich still auf einen Stein und amüsirte sich damit, ein Zündhölzchen nach dem anderen anzubrennen. Gewöhnlich dauerte es nicht lange, bis einige schwarze Gesichter zwischen dem Gebüsch erschienen und sich immer mehr näherten, um das damals noch große Wunder aus der Nähe zu sehen. (Daß die Eingeborenen so viel Interesse zeigten, kann kein Erstaunen erregen, wenn man bedenkt, daß sie damals keine andere Weise, Feuer zu erzeugen, kannten, als durch anhaltendes Reiben zweier Hölzer.)

Nun erst schien er seine farbigen Freunde zu bemerken und beeilte sich, manchen Händedruck mit ihnen auszutauschen; vielleicht spazierte er dann zu ihrem Ergötzen ein Stück Wegs auf seinen Händen, kurzum, er fand irgend ein Mittel, sie zum Lachen zu bringen. So brachte er immer Rekruten mit und manchmal halfen ihm seine schwarzen Freunde noch, andere Landsleute herbeizurufen. Jeder Eingeborene bewahrte ihm eine freundliche Erinnerung und freute sich, ihn wiederzusehen. Dieser Mann bildete eine Ausnahme; andere Arbeiterschiffe aber gingen in ganz anderer Weise vor. Canoes zu übersegeln, war bald nicht mehr möglich, denn die Eingeborenen kannten die Gefahr und waren schlau genug, derselben aus dem Wege zu gehen. Ein gewöhnlicher Kunstgriff wurde es nun, sich den Schein eines Missionarschiffes zu geben. Wenn sie angerufen wurden, gaben die Händler in Menschenfleisch die Antwort: „Missionare“, bemühten sich auch wohl, ein Lied im Kirchentone recht langsam vorzutragen; dann setzte man die Luken offen und einige Blechbüchsen mit Biskuit in den Schiffsraum. Nach und nach kamen die Eingeborenen an Bord und gingen in den Raum, worauf man, wenn eine genügende Anzahl derselben sich dort befand, die Luken schloß. Diejenigen, welche sich noch auf dem Verdeck befanden, sprangen dann sofort über Bord und suchten so die Freiheit sich zu erhalten. Welcher Art nun auch die Kunstgriffe waren, so viel ist gewiß, daß die in dieser oder einer anderen Weise angeworbenen Arbeiter später immer sagten: „Die Weißen haben mich gestohlen.“ Bei vielen derselben ist allerdings der Gedanke, daß ihnen ein Unrecht geschehen, ganz und gar in den Hintergrund getreten, aber Niemand wird glauben, daß hierdurch die Beziehungen zwischen Eingeborenen und Weißen verbessert worden seien. Gesundheitsbestimmungen bestanden nicht; ein Schiff, welches heute 50 Mann transportiren dürfte, würde in jener Zeit 200 befördert haben und die Schiffe von Fidschi namentlich waren noch dazu entsetzlich schmutzig, so daß Todesfälle an Bord sehr häufig waren. Was man auch den Eingeborenen hinsichtlich der Dauer ihrer Dienstleistung versprochen haben mochte, man hielt sich nicht daran und nur Wenige wurden zurückgeschickt. Und auch diese sahen nur in seltenen Fällen ihre Heimath wieder, da man dafür sorgte, sie, ehe sie das Schiff verlassen hatten, wieder anzuwerben. Dies wurde folgendermaßen ins Werk gesetzt. Man behauptete keine genaue Liste der Arbeiter und ihres Vaterlandes zu besitzen, und so kam es, daß man regelmäßig die Leute, deren Dienstzeit abgelaufen war, überall, nur nicht in ihrer Heimath zu landen sich anschickte. Diese wußten sehr gut, welches Schicksal sie möglicher Weise bei einem fremden Stamme erwartete, und waren daher nothgedrungen bereit, sich wieder anwerben zu lassen. Doch kamen auch noch schlimmere Sachen vor. Es sind Fälle bekannt, daß man die Arbeit der Leute nicht länger gebrauchen konnte, sei es, daß sie zu alt, krank oder untauglich waren. Man zwang sie dann, 50 m von der Küste über Bord zu springen und dieselbe schwimmend zu erreichen; dort ereilte sie bald ihr Geschick von der Hand der Eingeborenen.

Andere Arbeiter wieder kamen aus dem Inneren des Landes, sie hatten vermuthlich die Küste noch nie aus einem Kanoe gesehen und konnten sie also auch nicht wieder erkennen, und bei dem besten Willen ihre Heimath nicht näher bezeichnen; Romilly berichtet von einem Falle, einen Eingeborenen von Erranange betreffend, der gar nicht im Stande war, die Stelle zu bezeichnen, wo er ans Land gesetzt zu sein wünschte.

Man war genöthigt, um die ganze Insel herumzusegeln und doch konnte er sich nicht erinnern. Endlich brachte man ihn in die Nähe der Missionsniederlassung, wo er vollkommen in Sicherheit war. So viel Mühe dürften sich allerdings die Arbeiterschiffe in der Regel nicht gegeben haben.

Immer wieder kommt Romilly darauf zurück, daß diese Zustände der Vergangenheit angehören, die er nur erwähnt hat, weil ihre Kenntniß zur Erklärung mancher Erscheinungen in dem Charakter der heutigen Generation von Eingeborenen nöthig ist; wiederholt spricht er es aus, daß die jetzt getroffenen Maßregeln, insofern sie zur Ausführung kommen, zur Sicherstellung der Eingeborenen genügen. Haben wir es hier mit einer reservatio mentalis zu thun, oder hat der eifrige Beamte, der Romilly zu sein scheint, da, wo er selbst Autorität auszuüben berufen war, jede Ausschreitung zu unterdrücken gewußt und hält er sich darum um so mehr für berechtigt, denjenigen, welche das nicht verstanden haben, einen verdeckten, aber darum um so schärferen Vorwurf zu machen? Wir wissen es nicht; aber es scheint festzustehen, daß auch heute noch Manches in Oceanien und besonders im Arbeiterhandel vor sich geht, was nicht vereinigt werden kann mit der Humanität, und wir möchten hier um so mehr darauf hinweisen, als die Werbegebiete jetzt beinahe alle unter deutschem Schutze stehen. Für jetzt beschränken wir uns darauf, ein schon gedrucktes Zeugniß, das Walter Coote's, anzuziehen [1]).

Er sagt mit dürren Worten: „Ohne unangenehme Vergleiche machen zu wollen, glaube ich behaupten zu können, daß die Mißbräuche bei dem Arbeiterhandel in Neu-Kaledonien am größten zu sein scheinen, da die französische Regierung sich um diese Angelegenheit gar nicht kümmert [2]). Der Arbeiterhandel befindet sich in einem schlechten Zustande, gleichgültig, ob er unter englischer oder unter französischer Flagge getrieben wird."

Der Arbeiterhandel ist einfach ein verkappter Sklavenhandel. Der Eingeborene versteht nichts von den Bedingungen, unter denen er angeworben wird, die Bezahlung, die er erhält, hat nur einen sehr relativen Werth und der Termin von drei Jahren, die er zu dienen hat, hat keinerlei praktische Bedeutung. Dazu kommt noch, daß ein großer Theil derjenigen Händler, welche mit Perlen, Tropang, Kopra handeln, auch eine scharfe Aufsicht nöthig hat, welche die Marine leider nicht ausübt; seither ist hierin allerdings Manches besser geworden. Coote giebt eine lange Liste von Uebelthaten der Eingeborenen gegen Weiße, eine Folge der erlittenen Gewalt. Wir zählen allein vom März bis zum November 1880 12 Fälle, in denen Schiffe oder Boote von den Eingeborenen angegriffen wurden und jedesmal wurden Menschen (Weiße und Farbige) getödtet. Die zweite Liste, durch den Missionar Neilson dem „Melbourne Argus" eingeschickt, ist länger. Leider tragen die mitgetheilten Thatsachen kein Datum, nur zwei, die ziemlich bezeichnend sind, führen wir hier an.

„Ein Schiff, welches im Arbeiter-Handel verwendet wurde, schickte ein Boot an Land; die Matrosen schleppten die Frauen mit Gewalt in dasselbe, worauf sie von den Männern erschlagen und gegessen wurden. Ein Kriegsschiff kam, um die Schuldigen zu strafen; der Kapitän, dem der Vorfall mitgetheilt worden war, forderte 25 Schweine als Buße, und als er diese nicht erhielt, verbrannte er das Eigenthum der Eingeborenen."

„Der weiße Mann, welcher den Arbeiter-Handel begann und welcher, wie ich glaube, der größte Schurke war, den ich je gesehen, erzählte mir, daß die Eingeborenen auf vielen Inseln ihre Kanoes zerstört hätten und nicht mehr zur See gingen, um nicht aufgefangen zu werden."

Dies möge genügen, um zu zeigen, daß trotz der Versicherung Romilly's noch Manches in dieser Beziehung zu geschehen hat; es würde uns zu weit führen, dies hier näher auseinanderzusetzen, weshalb wir zu seinem Buche zurückkehren, um an der Hand desselben die Eingeborenen und ihr Verhältniß zu den Weißen noch etwas näher zu betrachten.

Je mehr der Eingeborene des Stillen Oceans mit dem weißen Manne in Berührung kommt, desto weniger ist Annäherung zwischen beiden zu erwarten; dies ist ungefähr die These, die sich aus verschiedenen Betrachtungen Romilly's ergiebt. Es möge uns gestattet sein, diesen Satz noch etwas allgemeiner, als er es thut, zu begründen.

Es giebt wohl keinen durch die weiße Rasse im Allgemeinen im Umgang mit Naturvölkern in höherem Maße begangenen Fehler als Ueberschätzung der eigenen Person sowohl individuell wie auch als Mitglied der bevorzugten Rasse und Geringschätzung der dunkler gefärbten Mitmenschen, denen gegenüber sich mit wenigen Ausnahmen jeder Europäer als ein Wesen höherer Art betrachtet. Der Abstand, der ihn von jenen trennt, wächst in starker Progression, je nachdem sich der Weiße hinsichtlich seiner Bildung unter dem Durchschnittsniveau europäischer Civilisation im Allgemeinen befindet. Selbst in solchen Ländern, wo der Eingeborene eine auch äußerlich ganz angesehene Stellung erlangen kann, wie z. B. in Britisch- und Niederländisch-Indien, glaubt sich der jüngste Füsilier, der jüngste Leichtmatrose, selbst wenn er sich in der Strafklasse befinden sollte, einem solchen Eingeborenen, der vielleicht Oberstenrang besitzt, weit überlegen und sieht es eigentlich als eine erbärmliche Ungerechtigkeit des Schicksals an, welches ihn zwingt, jenem die militärischen Honneurs zu erweisen. Nun, da, wo geordnete Zustände herrschen, ist das Unglück ja eigentlich nicht groß, und beschränkt sich darauf, daß mancher Europäer sich das Leben unnöthig verbittert und keinen Versuch macht, sich seiner Umgebung zu nähern. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn der Abschaum der europäischen Bevölkerung das Heft in die Hände bekommt. Wehe, wenn sie losgelassen, wenn sie jede Laune an dem armen Naturmenschen, dem die Mittel zur Vertheidigung fehlen, auslassen können. Die Beach Combers, die Old Hands sterben aus, diejenigen, welche man in Australien nicht mehr haben will, finden auch kein Unterkommen mehr im Stillen Ocean; aber die Zeit ist noch nicht fern von uns, wo sie die Mehrzahl ausmachten. Keines Menschen Freund — vielleicht mit Ausnahme der amerikanischen Walfischfahrer — lebten sie nur ihren eigenen Interessen. Selbst da, wo diese sie zwangen, dem Eingeborenen gegenüber ihren gewaltthätigen Charakter zu unterdrücken, konnten sie keinen guten Eindruck auf jenen machen; alle schlechten Eigenschaften der Eingeborenen eigneten sie sich in hervorragendem Maße an. Vertreten sind solche Persönlichkeiten auch unter den heutigen Händlern noch, wenn auch vielleicht die veränderten Umstände sie zwingen, in ihrem Benehmen etwas vorsichtiger zu sein. Es war also keine gute Schule, die den Eingeborenen des Stillen Oceans in ihrem Verkehr mit den Weißen zu Theil wurde und gerade diese Naturmenschen mit ihrem in mehr-

[1]) Wanderings South and East. London 1883. The Western Pacific 1883.

[2]) Dies ist jetzt nicht mehr richtig; in einer Ministerial-Depesche vom 28. XI. 1883 sind die nöthigen Maßregeln wenigstens vorgeschrieben.

facher Beziehung gutmüthigen und freundlichen Wesen mußten hierdurch sehr leiden. Wir sind allerdings weit davon entfernt, das gelegentliche Verspeisen eines aus diesem Jammerthal in ein besseres Jenseits beförderten Mitmenschen gerade als Beweis einer besonderen Liebenswürdigkeit hinstellen zu wollen; aber wir sind insofern mit Romilly eins, daß manche Anthropophagen liebenswürdiger sind und größeres Vertrauen verdienen, als andere Stämme, welche hinsichtlich ihrer Nahrung weniger grausamen Gelüsten zugänglich sind.

So mancher Zug, den wir finden, spricht dafür, daß die Eingeborenen, wenn sie wirklich die grausamen heimtückischen Verräther wären, als welche man sie häufig hingestellt hat, denn doch aller Wahrscheinlichkeit nach den Weißen gegenüber ganz anders aufgetreten wären, als auch jetzt schon, meist aus guten Gründen, wohl einmal der Fall gewesen ist.

Der Eingeborene ist nicht so haßerfüllt, wie man vermuthen sollte, besonders weil er für eigenes Leid nur ein kurzes Gedächtniß hat. Den Mord eines Freundes, eines Verwandten würde er nimmer verzeihen, die Gelegenheit, ihn zu rächen, nie vorbeigehen lassen. Dagegen wird er, wenn die Menschenhändler ihn gewaltsam von der Heimath losreißen, in wenig Wochen alles Gefühl für das erlittene Unrecht — insofern er nicht zu den Stämmen gehört, welche an Heimweh sterben — verloren haben, wird in seinem Gefühl der Sicherheit gegenüber den feindlichen Stämmen, im Besitz der ihm neuen Kleidung, im Genuß reichlicher Nahrung ganz vergessen, daß er durch eine Gewaltthätigkeit in diesen Zustand gekommen ist. In dieser Beziehung ist der Arbeiterhandel nicht so schwarz, wie er aussieht; die Nachtheile muß man anderswo suchen. Trotzdem er sich also unter den oben angegebenen Bedingungen ziemlich leicht in seinen Zustand findet, fühlt er weder Liebe noch Haß für seinen Herrn, für seine neue Heimath. Mit demselben Geist, mit dem er die eigene Heimath verließ, kehrt er in dieselbe zurück. Seine Freunde stellen sich ein, sie nehmen ihm seine Handelswaaren, und dies macht er in Folge des dem Eingeborenen eigenthümlichen Gedankenganges seinem früheren weißen Herrn zum Vorwurf. Sein Haus, seinen Garten hat sich ein Häuptling zugeeignet, sein Weib hat irgend ein Stammgenosse zu sich genommen, er fühlt sich als Paria in seinem eigenen Volke und damit wächst sein Mißmuth, nicht gegen seinen Stamm, sondern gegen den weißen Mann.

Die Salomon-Insulaner sind, wie Romilly geradezu behauptet, eben durch die Civilisation, welche sie aus der Hand der Weißen empfangen haben, zu furchtbaren Wilden gemacht worden. Gutes haben sie nicht gelernt, es müßte denn das schreckliche Fluchen sein, in dem sie allen Insulanern und sogar jeder europäischen Nation überlegen sind. Was aber entsetzlicher ist und was den furchtbaren Haß gegen die Europäer erklärt, ist die Einschleppung europäischer Krankheiten. Wenn neuangeworbene Arbeiter in eine Kolonie gebracht werden, läßt man sie ärztlich untersuchen. Nach Ablauf ihrer Arbeitszeit erlaubt man ihnen, in ihre Heimath zurückzukehren, ohne sie einer solchen Untersuchung zu unterwerfen, und sie können ungehindert bis jetzt unbekannte Krankheiten unter ihren Stammgenossen verbreiten. Es ist wohlbekannt, wie schnell eine Krankheit, die bis jetzt bei einer Rasse der Eingeborenen noch nicht vorgekommen, bei derselben Feld gewinnt. Die Masernepidemie auf Fidschi, welche 40 000 Eingeborene wegraffte, ist ein hierher gehöriges Beispiel. In Neu-Guinea starben Tausende an den Pocken. Auf den Salomon-Inseln haben die Eingeborenen mancher Gegenden dem weißen Mann für andere, nicht weniger grausame Krankheiten zu danken. Bei einem Stamme auf Bougainville wurde jeder — gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind —, der angesteckt war, getödtet; eine strenge Maßregel, die allerdings nur bei einer wilden Rasse zur Ausführung gebracht werden konnte. Das Auftreten dieser Krankheit hat bitteren Haß gegen die Weißen erzeugt; die Wilden glaubten, diese Krankheit sei das Ergebniß eines wohlüberlegten Planes zu ihrer Vernichtung. Kann man nun noch glauben, daß sie weiße Leute in ihrer Heimath willkommen heißen werden?

Wir halten nach unserer Weise Quarantäne in den Kolonien; sie thun es nach der ihrigen. Würden unsere Quarantäne-Gesetze verletzt, wir würden uns genau ebenso wie die Salomon-Insulaner verhalten; wir würden keinen Augenblick anstehen, auf ein Boot, welches von einem verdächtigen Schiffe das Land zu erreichen suchte, zu feuern. In den Augen der Salomon-Insulaner sind alle Europäer mit dieser Krankheit behaftet. Diese Ansicht hat Romilly so häufig vernommen, daß man die Mittheilung als zuverlässig betrachten darf. Kann man sich nun wundern, daß der Eingeborene, der ein so heroisches Mittel auf seine Stammgenossen angewendet hat, damit die Krankheit nicht weiter verbreitet werde, nun auch zu einem ebenso heroischen Mittel greift, um den Europäer, dem er absichtliche Verbreitung Schuld giebt, daran zu hindern? Es wäre übrigens ungerecht, die Abnahme der einheimischen Rassen ausschließlich auf Rechnung des weißen Mannes zu schreiben. So finden wir auf den Salomon-Inseln, wo die Berührung doch nicht gerade so eng war, eine reißende Abnahme derselben, deren weitere Ursachen klar auf der Hand liegen. An vielen Orten, namentlich im nördlichen Theile der Gruppe, besteht die Gewohnheit, alle, oder beinahe alle Kinder gleich nach der Geburt zu tödten. Die Ursache dieser Maßregel ist gänzlich unbekannt. Man muß Kinder von anderen Stämmen kaufen, und zwar geschieht dies erst, wenn dieselben ein gewisses Alter erreicht haben. Beiläufig gesagt, erklärt sich hierdurch die sonderbare Erscheinung, daß man häufig Frauen sieht, welche Hunde oder Schweine an der Brust haben; manchmal saugen auch noch Kinder von vier bis fünf Jahren. Uebrigens tragen auch noch andere Gewohnheiten zur Verminderung der Bevölkerung bei; wenn der Sieger den Feind gänzlich überrascht hat, so tödtet er nicht nur die Kämpfer, sondern auch die Frauen und Kinder. „Wir wären Narren, wenn wir es nicht thäten", sagen die Eingeborenen; „einmal muß man doch Rache für sie nehmen; aber wie sollen sie Rächer bekommen, wenn wir ihnen die Frauen und Kinder tödten?" Nun tritt ein solcher Fall allerdings nicht leicht ein, da man ebenso leicht ein Wiesel im Schlafe, wie ein ganzes Dorf der Eingeborenen überfallen wird; wohl aber werden einzelne Frauen, die einem feindlichen Stamme in die Hände fallen, getödtet; sie könnten sonst ja noch möglicher Weise ein Paar Krieger gebären!

Bastarde werden beinahe überall gleich getödtet, möglicher Weise auch die Mutter. Da man im Allgemeinen wohl annehmen darf, daß beide Geschlechter an Zahl ziemlich gleich sind, so trägt die Vielweiberei dazu bei, daß manche Männer überhaupt keine Frau bekommen. Eine Frau hat selten mehr als zwei Kinder; würde sie Zwillinge bekommen, so würde sie dieselben aus Scham tödten. Trotz alledem würde immer noch ein ziemliches Gleichgewicht zwischen Geburten und Todesfällen bestehen, wenn die Europäer nicht erschienen wären. Uebrigens besteht im Norden der Salomon-Gruppe eine Gewohnheit, der zufolge Männer, die zu alt zum Fechten oder zum Arbeiten sind, oder sich nicht in irgend einer Weise

nützlich zu machen wissen, den Tod erleiden; sie und ihre Familien unterwerfen sich dem mit großer Ruhe. Frauen läßt man öfter alt werden; es scheint, daß man den großen Werth erkennt und schätzt, den sie dadurch besitzen, daß sie die jungen Leute von Zeit zu Zeit einmal ausschelten und zum Gefühl ihrer Pflicht zurückführen. Außerdem beschäftigen sie sich mit allerlei verborgenen Künsten. Nach Romilly spielen die alten Frauen eine große Rolle in dem Verkehre mit Naturvölkern, sie haben ihm viele gute Dienste bewiesen, und er hat es nie versäumt, ihnen Geschenke zu machen. Wenn eine alte Frau einen Fremden einmal „Kind“ genannt hat, darf man ihr vertrauen, und sie wird zu helfen suchen, wo und soweit sie nur kann. Mancher Zug aus dem Leben der Eingeborenen könnte noch beigebracht werden; wir wollen uns aber begnügen, noch eine Probe von eigenthümlichem Humor oder Sarkasmus, der auf Ugi, einer kleinen Insel südlich der Salomon-Gruppe, angetroffen wurde, anzuführen. Man fand da eine etwa 10 Fuß hohe eingeschnittene Figur; ein Engländer, angethan mit einem Paar roth und weiß gestreifter Beinkleider, blauem Hemde und Cylinderhut. Neben ihm steht ein Eingeborener, der ihm eine Taube zeigt, die auf seinem Kopfe sitzt. Der Engländer, welcher ein Gewehr hat, zielt in der entgegengesetzten Richtung, während er den Kopf umdreht, als ob er vor dem Schuß bange sei. Dieses Spottbild auf weiße Jäger ist nicht ganz ohne Berechtigung.

Die Bevölkerungsabnahme in Frankreich.

Ko. In Nr. 1 der diesjährigen „Revue d'Anthropologie“ macht G. de Lapouge den Versuch, die Bevölkerungsbewegung, besonders die geringe Zunahme oder selbst Abnahme der Seelenzahl in Frankreich aus ethnographischen Verhältnissen zu erklären. Die Thatsache selbst unterliegt keinem Zweifel. Im Jahrzehnt 1770 bis 1780 betrug die Anzahl der auf 10 000 Seelen entfallenden Geburten 380, in 1821 bis 1830 noch 309, in 1869 bis 1880 nur noch 245, und sie ist seitdem noch weiter gesunken; dagegen beträgt sie in Preußen 384, in Ungarn 416, in Rußland 504. So ist es kein Wunder, daß in den Departements, in welche keine Einwanderung stattfindet, die Bevölkerung bereits seit längerer Zeit stetig abnimmt, und in den Departements, in welchen eine Zunahme stattfindet, dieselbe von einer Art ist, welche einsichtsvolle Franzosen mit ernstlichen Besorgnissen für die Zukunft erfüllt. So in der Provence und in den an Deutschland und Belgien angrenzenden Departements. Hier dringen ganz geräuschlos Italiener, Deutsche, Vläminger in die verödenden Dörfer ein, zunächst als Arbeiter, die erst nur zur Erntezeit kommen, dann das ganze Jahr über bleiben und sich schließlich definitiv niederlassen. In vielen Landorten in der Nähe der Nordgrenze sind die Belgier schon zahlreicher, als die geborenen Franzosen, aber die Einwanderung ist auch in der Nähe von Paris deutlich zu spüren. So führt der Verfasser als Beispiel die Gemeinde Mitry-Mory an, welche in einer vorzugsweise ackerbauenden Gegend 28 km von Paris entfernt liegt. Es kommen dort auf 2018 Einwohner schon 208 Nichtfranzosen und zur Erntezeit steigt diese Zahl auf über 500. In vielen kleineren Dörfern hört man in der Erntezeit mehr Deutsch und Vlämisch sprechen, als Französisch. Die naturalisirten Fremden und ihre Nachkommen sind bei obiger Aufstellung als Franzosen gerechnet.

Vergleicht man die Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Departements, so kommt man zu sehr merkwürdigen Ergebnissen. In erster Linie sind es die Städte und besonders die größeren Städte, welche geradezu menschenverzehrend wirken und nur durch Einwanderung sich erhalten und wachsen. Aber auch in einigen Landdistrikten übertreffen die Sterbefälle die Zahl der Geburten. Von 1880 bis 1885 ist das in 41 Departements vorgekommen, in 12 davon jedes Jahr, in 10 fünfmal, in den anderen weniger regelmäßig. Lapouge theilt die unfruchtbaren Departements in drei Gruppen, die erste umfaßt den Südosten mit den Departements Var, Basses-Alpes, Vaucluse, Bouches du Rhone, Hérault, Drôme und Rhône, die zweite das Gebiet am Fuße der Pyrenäen: Haute-Garonne, Gers, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne und Lot; die dritte den Nordwesten, Manche, Eure, Seine-inférieure, Orne, Sarthe, Eure-et-Loir, Calvados, Seine-et-Oise, Oise, Seine, Seine-et-Marne, Marne, Yonne, Côte d'Or, Haute-Marne, Meuse. Wo keine Einwanderung stattfindet, nimmt die Bevölkerung ab und in 26 Departements ist sie heute thatsächlich geringer, als im Jahre 1836, in den Basses-Alpes um 17 Proc., in der Normandie um 11 bis 15 Proc., an der Garonne um 2 bis 11 Proc.

Diesen Departements gegenüber stehen Nord, Pas de Calais, die Bretagne, das Bergland in Centralfrankreich, Vogesen und Jura mit einem bedeutenden Ueberschuß an Geburten. Trotzdem nimmt auch in vielen dieser Departements die Bevölkerung in Folge der starken Ueberwanderung nach anderen Gegenden ab; in Cantal ist sie heute um 10 Proc. geringer als 1836, in Puy-de-Dôme um 4 Proc.

Vergleicht man die so erhaltenen Daten mit einer anthropologischen Karte von Frankreich, so sieht man, daß alle die Gegenden, in welchen eine reine unvermischte Rasse in größerer Menge beisammen wohnt, mag sie nun brachycephal oder dolichocephal sein, einen Ueberschuß von Geburten haben, während die von Mischlingen bewohnten Gebiete consumirend wirken. So verhalten sich die Massivs der Brachycephalen in der Bretagne und der Auvergne und die der blonden Dolichocephalen an der belgischen Grenze, während die Mischbevölkerung in den Thälern der Seine, des Rhône und der Garonne und in den Ebenen der Provence und der Normandie eine stetige Abnahme zeigt. Die Ursache für letzteres liegt zweifellos in Malthus'schen Ansichten und „self restreint“, aber woher der Unterschied gegen die reinblütigen Gebiete? Der Autor holt ziemlich weit aus, um die letzte Ursache endlich in einer allgemeinen „décadence“ des französischen Volkes, in dem zunehmenden Uebergewicht der Brachycephalen über die höher organisirten Dolichocephalen zu finden.

Während der ganzen Quaternärzeit war Frankreich von einer sehr dolichocephalen Rasse mit einem Index von durchschnittlich 72 bewohnt, welche sich durch einen sehr langen Zeitraum und über bedeutende geologische Umwälzungen hinaus erhielt. Auch in der neolithischen Zeit finden wir Dolichocephalen mit demselben oder wenig höherem Index, 72 in den Gräbern von Beaumes-

Chaudes (Lozère), 73 in den Steinkisten von Maupas (Vienne). Zu Beginn der historischen Zeit finden wir die blonden blauäugigen Gallier, etwas weniger dolichocephal, leptorhinisch, leptoprosop und zu ihnen wandern die derselben Rasse angehörigen Germanen und Normannen ein. Die Ritter des Mittelalters gehören zu diesem Stamme, die Miniaturen aus jener Zeit zeigen uns ausschließlich Blonde; unter den unzähligen historischen Porträts der Nationalbibliothek in Paris sind nur ganz einzelne Brachycephalen [1]). Die Abkömmlinge der französischen Ansiedler in Kanada, auf den Antillen, am Kap — die Boers sind thatsächlich zum großen Theil die Abkömmlinge französischer Flüchtlinge — weisen heute noch denselben Typus auf. In Frankreich selbst aber sieht man heute fast nur noch Menschen von mittlerer Größe, braun und brachycephal; die Dolichocephalen sind, die Departements im Norden ausgenommen, zu einer kleinen Minorität geworden und auch diese ist erheblich verändert. „Der Kampf zwischen den einheimischen (?) Dolichocephalen und den eingedrungenen Brachycephalen ist der Schlüssel zur Geschichte nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europas und selbst Indiens. In England, wo sich die Brachycephalen zu Ende der prähistorischen Zeit sehr vermehrt hatten, sind sie heute beinahe vernichtet; in Frankreich haben sie schließlich den Sieg davon getragen und nur noch eine dünne Schicht von Dolichocephalen, die von den Ureinwohnern oder den nordischen Einwanderern stammt, schwebt über der großen Masse der Brachycephalen. Der Aufschwung der englischen Macht, der Stillstand in der Entwickelung Frankreichs hängt damit zusammen. Betrachten wir die Brachycephalen und ihre geschichtliche Entwickelung genauer, so begreifen wir, daß ihr Charakter, obschon er ihnen zum Siege verholfen hat, sie für den Kampf ums Dasein unter den modernen Verhältnissen weniger geeignet macht und daß seine Uebertreibung bei den Mischlingen sie der Vernichtung weiht."

Woher die Brachycephalen gekommen sind, wagt der Autor nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls kann man sie nicht leicht in Beziehung zu den Autochthonen bringen, obschon die charakteristische Abflachung ihres Hinterhauptes an eine hereditär gewordene krankhafte Difformität zu denken erlauben würde. Wahrscheinlich sind sie die nächsten Verwandten der centralasiatischen Brachycephalen, aus Hochasien eingedrungen nach der Abtrocknung der russischen Ebenen, wahrscheinlich am Ende der Quaternärzeit. Sie brachten mit sich die asiatischen Hausthiere und Pflanzen und die höhere Civilisation der kuschitischen Rasse, und drängten die dünne dolichocephale Urbevölkerung nach Norden und Süden zurück. Geraume Zeit mögen sie als friedliche Ackerbauer und Städtebewohner in den eingenommenen Gebieten geherrscht haben, schließlich wurden sie von den aktiveren, kriegerischen Dolichocephalen, die nun auch bessere Waffen erhalten hatten, unterjocht und zwar so vollständig, daß die Geschichte uns nichts von ihnen zu melden weiß und nur die Archäologie uns zeigt, daß sie sich in Germanien und Gallien erhielten. Wahrscheinlich saßen sie als ackerbauende hörige Bevölkerung unter dem gallischen Kriegeradel. Cäsar's Kriege vernichteten die herrschende Kaste fast ganz, seinen Berichten nach fiel etwa eine Million im Kampfe, eine andere Million wurde als Sklaven verkauft. Fast nur die Brachycephalen blieben übrig, und Gallien war die ruhigste und am meisten romanisirte Provinz des römischen Reiches. Nur im Norden, wo sich mehr Dolichocephalen gehalten, zuckte es noch manchmal, aber alle Insurrectionen scheiterten an der Unmöglichkeit, die brachycephale Masse mit fortzureißen.

Aber im tiefen Frieden nimmt die Bevölkerung Galliens stetig ab; erst das Eindringen neuer dolichocephaler Elemente von Norden und Osten her, anfangs als langsame Infiltration, dann als geschlossene Einwanderung, schließlich als massenhafter Einbruch, giebt dem Lande einen neuen Aufschwung und wieder sind es Armeen blonder Riesen, welche den Ruhm Galliens nach allen Weltgegenden tragen. Aber das dolichocephale Element trägt auch die Waffen fast allein und es reibt sich dabei auf. Der Kern der dolichocephalen Ritterschaft fällt in den Kreuzzügen. Dann kommen der Kampf mit England, die Bürgerkriege, die Religionskriege, die Kriege Ludwig's XIV., der Revolution, des ersten Kaiserreichs; in ihnen allen spielt das dolichocephale Element die Hauptrolle und erleidet die schwersten Verluste. Die Kirche hilft endlich mit, die Croisaden im Süden, die Inquisition, die Austreibung der Hugenotten betreffen fast ausschließlich die Dolichocephalen, während die Brachycephalen ruhig und unbekümmert auf ihren Aeckern sitzen. Die Revolution vernichtete den letzten Rest; seitdem ist die kriegerische gallische Rasse erloschen. „Nous n'avons plus assez d'eugéniques et l'espoir d'en créer est chimère!" — Nicht als ob die brachycephale Rasse die Revolution gemacht habe, die Revolution und das „nivellement égalitaire" unserer Zeit sind nur die Sanktionirung bereits vollzogener anthropologischer Thatsachen, und die heutige politische und sociale Lage Frankreichs ist nur die natürliche Folge der Charakteranlage der zur Herrschaft gelangten Rasse.

Von den beiden Rassen entwirft Lapouge folgendes Charakterbild: „Der Brachycephale ist frugal, arbeitsam, mindestens sparsam, sehr klug und klar; es fehlt ihm nicht an Muth, wohl aber an kriegerischem Geist; er hängt am Boden und der Heimath; seine Pläne reichen nicht sehr weit, aber er arbeitet geduldig an ihrer Verwirklichung. Selten ist er eine Null, noch seltener ein Talent; voller Mißtrauen, ist er doch leicht mit glatten Worten zu ködern; er ist der Mann der Tradition und des gesunden Menschenverstandes; Fortschritt erscheint ihm unnöthig, er denkt nicht daran, sich über die Anderen zu erheben; er verehrt die Gleichmäßigkeit. In Beziehung auf die Religion ist er gern katholisch, in der Politik hat er nur eine Hoffnung, die der Protektion durch den Staat, und nur eine Tendenz, zu nivelliren, was ihn überragt, ohne sich selbst erheben zu wollen. Sein Interesse und das seiner nächsten Angehörigen erkennt er sehr wohl, wenigstens auf eine bestimmte Zeit hinaus, die Grenzen des Vaterlandes sind für seinen Blick häufig zu weit. Bei seinen Mischlingen ist der Egoismus noch durch den energischen Individualismus des Dolichocephalen verstärkt, das Gefühl für Familie und Rasse nimmt ab; eine stärkere Lüsternheit führt ihn zu allen Lastern, die man unseren Bourgeois vorwirft, und schließlich zum „self restreint", dessen Uebertreibung ihn ausrottet."

„Der Dolichocephale hat große Bedürfnisse und arbeitet unaufhörlich, um sie zu befriedigen; er versteht besser Reichthümer zu erwerben als zu bewahren, er häuft sie an und verliert sie mit derselben Leichtigkeit. Abenteuerlich aus Temperament, setzt er Alles aufs Spiel, und seine Kühnheit sichert ihm unvergleichliche Erfolge; er schlägt sich, um sich zu schlagen, aber nie ohne den Gedanken an einen Vortheil. Jedes Land ist sein, die ganze Erdkugel sein Vaterland. Seine Intelligenz durchläuft alle Grade von schwerfälliger

---

[1]) Zu diesen zählen merkwürdiger Weise fast alle Koryphäen der Schreckenszeit, Robespierre, Danton, Marat, Fouquier, Tinville, Santerre, Camille Desmoulins, Cambon, Pethion, Vergniaud, Manuel, auch Mirabeau, von Schriftstellern Montaigne, Pascal, Helvetius, Vincenz de Paula.

Dummheit bis zum Genie. Es giebt Nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen heißt für ihn ausführen. Nie läßt er sich mit Worten abspeisen. Der Fortschritt ist ihm ein Bedürfniß und er sucht viel mehr sich zu erheben, als Andere herabzudrücken. In religiöser Beziehung ist er Protestant, in politischer verlangt er vom Staate nur Achtung für seine Thätigkeit. Er erkennt auf weit hinaus sowohl seine persönlichen Interessen, als auch die seiner Familie und die seiner Rasse, und er fördert sie mit größter Kühnheit. Er hofft binnen Kurzem unbestrittener Herr der Erde zu sein, und seine schrankenlose Kühnheit, seine mächtige Intelligenz und sein Gefühl von Solidarität mit seiner ganzen Rasse geben ihm die größten Chancen auf Erfolg."

„So lange die Dolichocephalen den Kampf auf den Schlachtfeldern führten, konnten die Brachycephalen ruhig zusehen, wie sie sich unter einander ausrotteten. Heute ist der Kampf auf das ökonomische Gebiet verlegt und die Chancen sind andere. Man braucht kein Prophet zu sein, um die Niederlage der Brachycephalen und ihre allmähliche Ersetzung durch blonde Dolichocephalen vorauszusehen. Die friedliche Invasion der Belgier und der Deutschen, welche die zunehmende Verödung unserer Gefilde herbeiführt, ist nur die erste Episode in diesem Kampfe."

Der Autor sieht in seinem Pessimismus vielleicht zu schwarz, aber es ist nicht zu verkennen, daß bei einer Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse Frankreich, einst das volkreichste Land in Europa, mehr und mehr überflügelt wird. Heute steht es mit 38 Millionen Bewohnern ziemlich auf gleicher Stufe mit Oesterreich-Ungarn. Deutschland, England, die Vereinigten Staaten und Rußland übertreffen es weit; im Jahre 1900 wird es auch von Oesterreich und selbst von Italien überholt sein und den sechsten Rang unter den Großmächten einnehmen. Und dabei sind unter seinen Bewohnern heute schon über eine Million Fremder, ohne die flottirende Bevölkerung und die Naturalisirten mitzurechnen. Angesichts der Zahlen und in einer Epoche, wo im Kriege fast nur die Zahl noch eine Rolle spielt, kann man es weitschauenden französischen Patrioten nicht verargen, wenn sie sich schweren Herzens die Frage stellen: Wird Frankreich in 100 Jahren noch im Stande sein, die Massen fremder Volksstämme von seinen Grenzen abzuhalten, welche der Kampf ums Dasein unerbittlich aus ihrem zu eng gewordenen Vaterlande hinaustreibt? Ein anderer Franzose, der bekannte Anthropologe de Nadaillac, hat dieselbe Frage in einer vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Broschüre gestellt und hofft auf einen neuen Aufschwung; de Lapouge sieht für Frankreich unabwendbar dasselbe Schicksal heraufziehen, das Rom betraf, als Germanien für seine Bewohner zu enge geworden war.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. (Mit 455 Illustrationen. In 57 Heften à 75 Pf. Leipzig, Schmidt & Günther. 50. bis 57. Heft.) Dieses wiederholt von uns erwähnte Werk liegt jetzt vollständig vor, und wir können dasselbe mit vollem Rechte unseren Lesern empfehlen. Es ist die beste sachgemäße Schilderung unseres Nachbarlandes Frankreich, die in den letzten Jahren erschienen ist, und hat das Werk gerade jetzt für uns Deutsche das größte Interesse. Wir erhalten darin Aufschluß über die Produktionskraft, über die militärische Organisation, über den Handel, die Industrie &c. dieses Landes; das Werk „Frankreich" sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Asien.

— Die am 30. November (12. Dec.) 1886 stattgehabte officielle Eröffnung der Bahnstrecke von Merw bis Tschardshui (am Amu-Darja — auf bucharischem Gebiete) war von einer Reihe Festlichkeiten begleitet; um diesen beizuwohnen, waren aus der Stadt Buchara und aus anderen Theilen des Chanats die Einwohner nach Tschardshui geströmt. Bereits als die Schienen bis zur Ortschaft Kelte-Minare in die Nähe des Beginns der bebauten Zone gelangt waren, war der Beg von Tschardshui feierlich hinausgeritten, um den Chef der Arbeiter zu begrüßen. General Annenkow empfing ihn und seine Begleiter in seinem Waggon, setzte ihnen ein Frühstück vor und ließ den Zug dann weiter fahren, was einen außerordentlichen Eindruck auf die Bucharen machte. Als am 30. November (12. Dec.) der erste Bahnzug zur Station Tschardshui gelangt war, wurde der Chef des transkaspischen Gebietes nebst seinem Gefolge von 150 Personen, darunter auch Damen, vom Beg feierlich empfangen und gastlich bewirthet. Am Abend fand Ball und Nachtessen statt. Am 1. (13.) December machte General Komarow in Begleitung seiner Officiere und von sechs Chanen aus Merw dem Beg einen Besuch. Allerlei Spiele, Tänze, Wettrennen wurden veranstaltet, die Stadt besichtigt. Am 3. (16.) December wurden bei der Uferstation des Amu-Darja, 9 Werst (km) von Tschardshui zwei Dampfkutter „Alexander" und „Peter" und eine Schaluppe, welche man aus Usun-Ada herbeigeschafft hatte, in das Wasser gelassen. Der Beg und der vom Emir nach Tschardshui geschickte Ceremonienmeister waren unter den Ersten, welche die Schiffe bestiegen. Am Abend kehrten alle Betheiligten nach Merw zurück: in Tschardshui blieb eine Compagnie des Eisenbahn-Bataillons, das Verwaltungspersonal der Bahnstation und des Telegraphenbureaus und das Comtoir der russischen Transport-Gesellschaft. Die erste russische Festlichkeit an den Ufern des Oeu ist glücklich vorüber. („Nowoje Wrjemja", 1887, Nr. 3903.)

— Kein Land erfährt durch die neueröffnete transkaspische Eisenbahn größere Umwälzungen, als das heilige, früher so unnahbare Buchara, das ersieht man aus verschiedenen russischen Zeitungsnachrichten, welche die „Mail" vom 12. Januar 1887 zusammenstellt. So wird in Buchara eine Filiale der russischen Reichsbank eröffnet und Handlungshäuser daselbst mit staatlicher Unterstützung begründet. Fast eine Million Pud Baumwolle liegen in Buchara zur Versendung mit der Eisenbahn bereit, und in Tschardshui am Amu sind deren 100000 von Chokand eingetroffen; in Tschardshui selbst, wie in anderen Orten längs der Bahn, werden Dampfpressen für Baumwolle aufgestellt. Dem Baumwollenbau am Murghab und Amu wird überhaupt jetzt große Aufmerksamkeit zugewendet; aber amerikanische Unternehmer, welche dort Land kaufen wollten, wurden abgewiesen, denn Rußland will selbst das Geschäft machen. Die Umgegend von Moskau, das Centrum der russischen Baumwollfabrikation, war bisher immer noch auf ameri-

kanischen Rohstoff angewiesen; jetzt sind die Transportkosten der turkestanischen Baumwolle um fast 2/3 ermäßigt worden, so daß dieselbe mit der amerikanischen leichter concurriren kann. — Selbst die Batschas oder Tänzerknaben in Buchara sollen durch ein russisches Ballet von 30 Personen und 16 Musikern Concurrenz erhalten. Wichtiger ist, daß am 19. November 1886 in Buchara die Sklaverei endgültig aufgehoben worden ist. Schon 1873 hatte der Vater des jetzigen Emirs den öffentlichen Verkauf von Menschen untersagt, aber heimlich wurde das schändliche Geschäft ruhig weiter betrieben. Faktisch hatte ihm die Eroberung des Turkmenenlandes durch die Russen bereits den Todesstoß versetzt, indem sie dem Menschenraube in Persien ein Ende bereitete; nun ist die Thatsache auch officiell anerkannt worden. Uebrigens ist die Behandlung der Sklaven nie eine harte gewesen.

— Die spanische Regierung, in der Besorgniß, es könnten fremde Mächte den Versuch unternehmen, im philippinischen Archipel festen Fuß zu fassen, sucht alle jene Theile Mindanaos und der Insel Palawan oder Paragua, die nur nominell zu Spanien gehörten, durch militärische Occupation vor fremden Annexionsgelüsten zu sichern. Nachdem man gleich nach Auftauchen des Karolinenkonfliktes die Insel Sarrangani (del Este) und die Bai gleichen Namens besetzt hatte, beschloß am 24. September 1886 die Kolonialregierung, weitere Schritte zu unternehmen: auf der Westküste der Insel Paragua wurden die Orte Colasian und Malanut, an der Ostküste desselben Eilandes Tagbusao und Malihut besetzt, während auf Mindanao folgende Punkte zur Besitznahme auserkoren wurden: der Puerto Lebak zwischen der Bai von Sarrangani und der Mündung des Rio Grande de Mindanao, ferner der Pueblo Tucuran an der Bahía Illana und ein Punkt an der Mündung des Rio Maranding in den Panguil-Busen; diese letzterwähnten Orte sollen durch eine Straße mit einander verbunden werden, welche die bequemste Verbindung zwischen der Provinz Misámis und den Ländern an der Bahía Illana herstellen wird. Außerdem hat die Regierung den Pueblo Piapi (Puerto Malalag) am Busen von Davao mit einer Garnison bedacht, es soll dort später wegen des ausgezeichneten Hafens eine Flottenstation errichtet werden. Der Generalkapitän fordert in einer Proklamation alle auswanderungslustigen Bewohner der christlichen Provinzen des Archipels auf, an jenen eben erwähnten Plätzen sich niederzulassen: die Auswanderer erhalten Land und Ueberfahrt umsonst, auch werden sie von Staatswegen mit Aussaat und Ackerwerkzeugen unterstützt und für sechs Jahre von der Zahlung des Tributes (d. h. der Kopfsteuer) befreit. B.

— Im Herbst 1886 wurde von der centralasiatischen Handelskompagnie N. Kudrin u. Co. eine Karawane mit russischen Waaren nach Tibet abgefertigt, das der erste Versuch des russischen Handels ist, in jenes so schwer zugängliche Land einzudringen. Nach den letzten Nachrichten hat die Karawane Kaschgar bereits glücklich passirt und ihren Weg in das Gebiet des Dalai-Lama weiter fortgesetzt. Die centralasiatische Handelskompagnie beabsichtigt, wenn der erste Versuch gelingt, in Tibet ein Comtoir zu gründen; sowohl in Aschabad und Merw, als auch in den persischen Städten Kutschan und Meschhed bestehen solche bereits. Im Allgemeinen geht der Handel mit russischen Waaren nicht schlecht. Der Emir von Buchara hat der Gesellschaft unentgeltlich ein Stück Land am Ufer des Amu-Darja in der Nähe der Eisenbahnstation Tschardshui zugewiesen, damit daselbst eine Baumwollenpflanzung angelegt werden könne. Der geschenkte Landstrich, 8 Werst (km) lang und 4 Werst (km) breit, hat etwa einen Werth von einer Million Rubel. Im März soll mit der Aussaat begonnen werden. Herr Kudrin macht jetzt sehr energisch Propaganda für die Anlage von großartigen Baumwollpflanzungen in der russischen Besitzung Central-Asiens und verspricht sich davon große Handelsvortheile.

(„Nowoje Wrjema", 1886, Nr. 3885.)

Afrika.

— Die Tuareg haben sich der als Salzmarkt und Durchgangspunkt der Karawanen wichtigen Stadt Ghat bemächtigt, die Hälfte der etwa 40 Mann starken türkischen Besatzung niedergemacht und die andere Hälfte gefangen genommen. Dies geschah, weil die Türken einige Tuareg wegen Plünderung von Karawanen gefangen genommen und deren Freilassung verweigert hatten. Der türkische General-Gouverneur von Tripolitanien hat 500 Reiter zur Wiedereroberung der Stadt abgeschickt.

— Ein Italiener Robecchi, welcher trotz der Abmahnungen des italienischen Consuls in Kairo das gefährliche Wagstück einer Durchwanderung der Libyschen Wüste von Kairo nach Tripoli unternommen hatte, ist ohne große Schwierigkeiten nach der Oase Siwah gelangt. Unterwegs hat er den wenig bekannten, etwa 2000 Köpfe starken Stamm der Senegras kennen gelernt; derselbe lebt in der gebirgigen Küstengegend, die er vollständig beherrscht, und behauptet, über See dorthin gekommen zu sein. Robecchi will seine Herkunft von einem, vor ein paar Jahrhunderten dort gescheiterten italienischen Fischer ableiten. In Siwah herrscht trotz des fruchtbaren Bodens in Folge der Trägheit der Einwohner gar kein Leben; das Oberhaupt der Oase widersetzte sich Robecchi's Weiterreise, so daß er vielleicht umkehren muß.

— Stanley, welcher am 27. Januar in Alexandria eintraf, hat in Kairo mit den Behörden, die ihm ihre volle Unterstützung leihen, sowie mit Dr. Schweinfurth und Dr. Junker konferirt. Er neigt dazu, zum Entsatze von Emin-Pascha den Weg Congo aufwärts einzuschlagen, welcher ihn am schnellsten zum Ziele bringen würde, nämlich bereits gegen Mitte Juni. Die Entscheidung darüber wird indessen erst in Zanzibar erfolgen. Der Zweck des ganzen Unternehmens besteht einzig und allein darin, Emin-Pascha Munition, Proviant, Stoffe u. s. w. zuzuführen; wenn derselbe alsdann seine Provinz zu verlassen wünscht, so wird ihm Stanley seine Begleitung nach der Küste anbieten.

— Dr. Pechuel-Loesche brachte die Nachricht nach Europa (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 256), daß der Ngami-See ausgetrocknet sei, welche Mittheilung ihm von Händlern und wandernden Boern gemacht worden war. Dr. Schinz, welcher kürzlich drei Wochen an seinen Ufern sich aufhielt, kann diese Angabe nicht bestätigen; der See ist noch „voll", nimmt aber stetig an Größe ab. Der Okawango fließt auch nicht, wie Pechuel-Loesche nach den ihm gewordenen Informationen berichtete, in den Zambesi, sondern in den Ngami-See; der Tamalakan dagegen in dessen Ausfluß, den Botletle.

— Nachdem die Howas an Frankreich eine Kriegsentschädigung von 10 Millionen Francs bezahlt haben, ist die Hafenstadt Tamatave von den Franzosen geräumt worden, und es bleibt vor derselben nur ein Schiff stationirt. Zwischen Tamatave und der Hauptstadt Antananarivo ist ein Telegraph in Bau.

(**Schluß der Redaktion:** 4. Februar 1887.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VII.

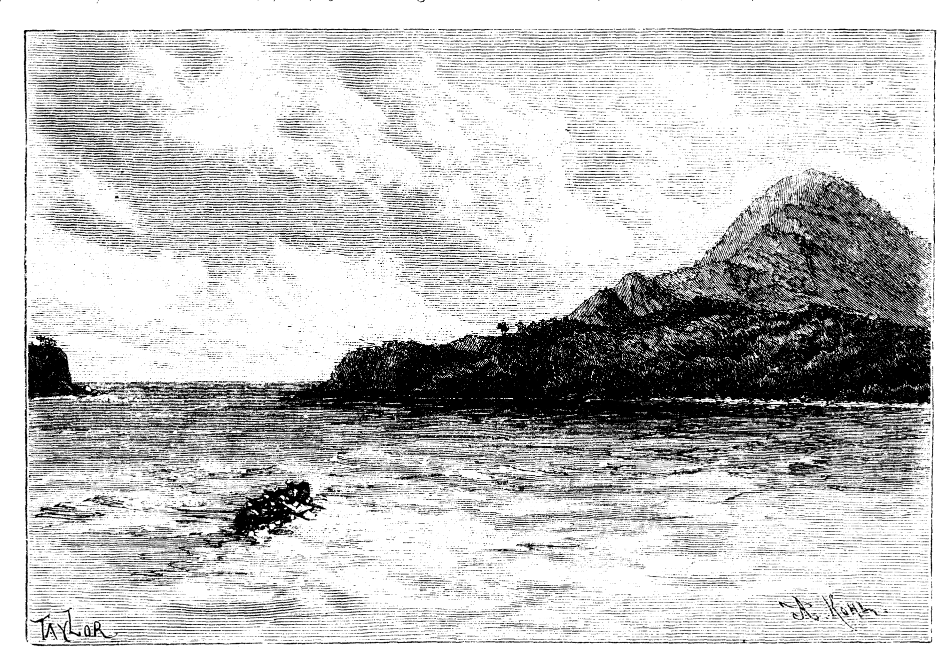
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Lieutenants Berttoloty.)

Am 21. April 1884 verließ Marche Puerto Princesa in einer Piroge, um sich nordwärts nach Tapul und von da quer durch die Insel nach der Ulugan-Bai an der Westküste zu begeben. Bis 10 Uhr Abends setzten sie, unser Reisender und der junge Lieutenant Berttoloty, ihre Fahrt längs der Küste der Honda-Bucht fort und landeten dann, um zu übernachten, sie selbst im Boote, ihre Leute auf dem feuchten Sande des Strandes. Am folgenden Morgen konnte die Fahrt erst um 10 Uhr bei eintretender Fluth fortgesetzt werden, da die Ebbe das Boot auf dem Trockenen gelassen hatte, und um 4 Uhr Nachmittags erreichte das schlecht gebaute und stark überfüllte Boot sein Ziel. Der 23. April ging damit hin, das Gepäck und die mitgenommenen Lebensmittel über die schmalste Stelle der Insel Palawan hinüber nach dem Posten Bahele auf der Westküste zu schaffen, wozu, da es an Trägern gebrach, ein dreimaliges Kommen und Gehen erforderlich war. Am Morgen des 24. April langten sie an der Ulugan-Bai an, welche nach Norden offen und deshalb während des Nordostmonsuns wenig sicher ist. In die Ufer der Bai schneiden mehrere kleinere Buchten ein, in welche Wasserläufe münden, in die eine der Bahele-Fluß, in die zweite an der Westküste der von den Reisenden so genannte Westfluß, und in die dritte an der Ostküste der Nord- und der Südfluß. Mehrere Inselchen und eine kleine schmale Insel von einer Seemeile Länge, von den Spaniern dort Rita genannt, liegen in der Bai. Die Einfahrt in letztere ist leicht; im Nordosten wird dieselbe von der Piedras-Spitze, im Nordwesten von den vier kleinen Camugyan-Inseln markirt. Wenn man mitten zwischen diesen beiden Punkten einfährt und sich dann genau östlich hält, gelangt man in den innersten Theil der Bai und kann bei 16 Faden Tiefe vor Anker gehen.

Die Bai ist so zu sagen nicht bewohnt, trotz aller gegentheiligen Behauptungen; während seines ganzen Aufenthaltes bemerkte Marche nur zwei Eingeborene, welche sich bei seiner Annäherung rasch flüchteten, und außerdem traf er nur noch zwei bis drei, aber unbewohnte Hütten an. Etwas weiter landeinwärts soll es noch einige armselige Rancherias von Tagbanuas geben, die aber nur aus wenigen Familien beständen.

Sein Hauptquartier schlug Marche in einem Posten (Cuartel) an einer Bucht der Westküste der Bai, gegenüber der Südspitze der Insel Rita, auf. Derselbe, von dem früheren Gouverneur errichtet, liegt auf einem niedrigen Hügel, besitzt aber nur einen Brunnen, dessen Wasser während der Trockenzeit schlecht und ungesund ist. Doch sorgte der in Bahele stationirte Officier für Zufuhr trinkbaren Wassers und bewahrte den Reisenden dadurch vor der stets drohenden Dysenterie. Am 25. April begann dann Marche mit der Erforschung der Bai. Da es früh am Tage war, so hoffte er, Wild zu treffen; aber er sah nur einige Tauben und Affen, die sich außer Schußweite befanden; halbwegs vom Posten aber stieß er auf ein seit einigen Tagen verlassenes Lager von Tagbanuas. Es sind das sehr ursprüngliche Behausungen: ein umgebogener Baum, zwei oder drei

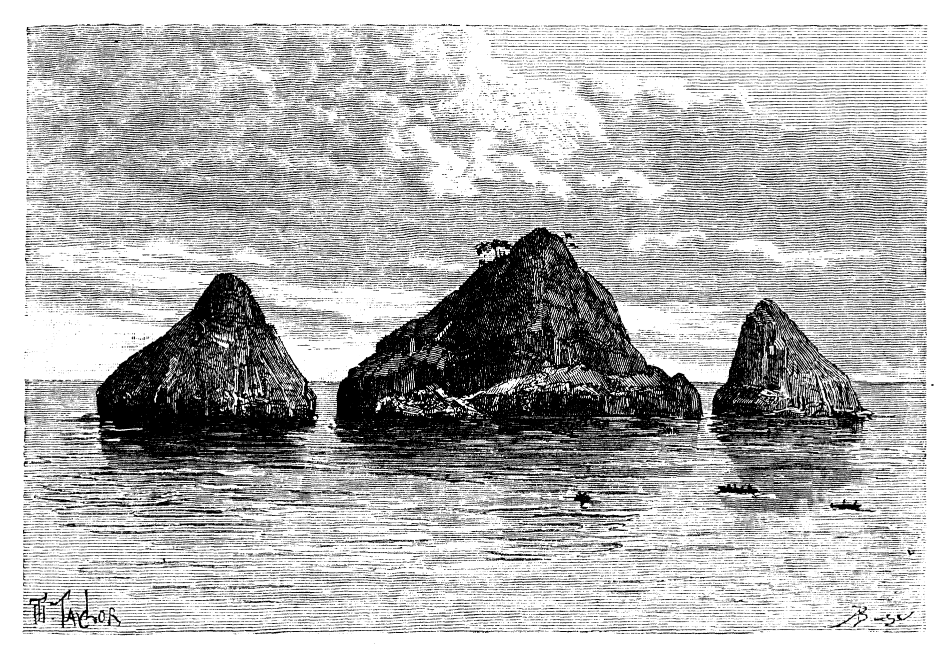
kreuzweise in die Erde gesteckte Pfähle, darüber einige Blätter von der Nipa-Palme, und das Haus ist fertig. Aehnliche Bauten zur Aufnahme von Pilgern und Fischern hatte Marche vor Jahren an der Fetisch-Spitze am Ogowe gesehen. Nach einem kurzen Marsche erreichte er die Mündung des kleinen Flusses Coihulo und fuhr denselben in seiner banca (Piroge) hinauf. Derselbe sollte weit in das Land hinein schiffbar sein, aber nach wenig mehr als



Die Insel Rita.

1 km mußte man umkehren, da es an Wasser und Platz für das Boot fehlte.

Am nächsten Tage wurde ein Fischen von taclobon (Tridacne) veranstaltet, welche hier in gewaltiger Größe, bis über 2 m, vorkommen sollte. Die Schalen dieser Muschel, groß und klein, dienen als Weihkessel; gewöhnlich hält sie sich auf Korallenbänken auf, wo man sie mit guten Augen sieht, wie sie unbeweglich und halb geöffnet an die

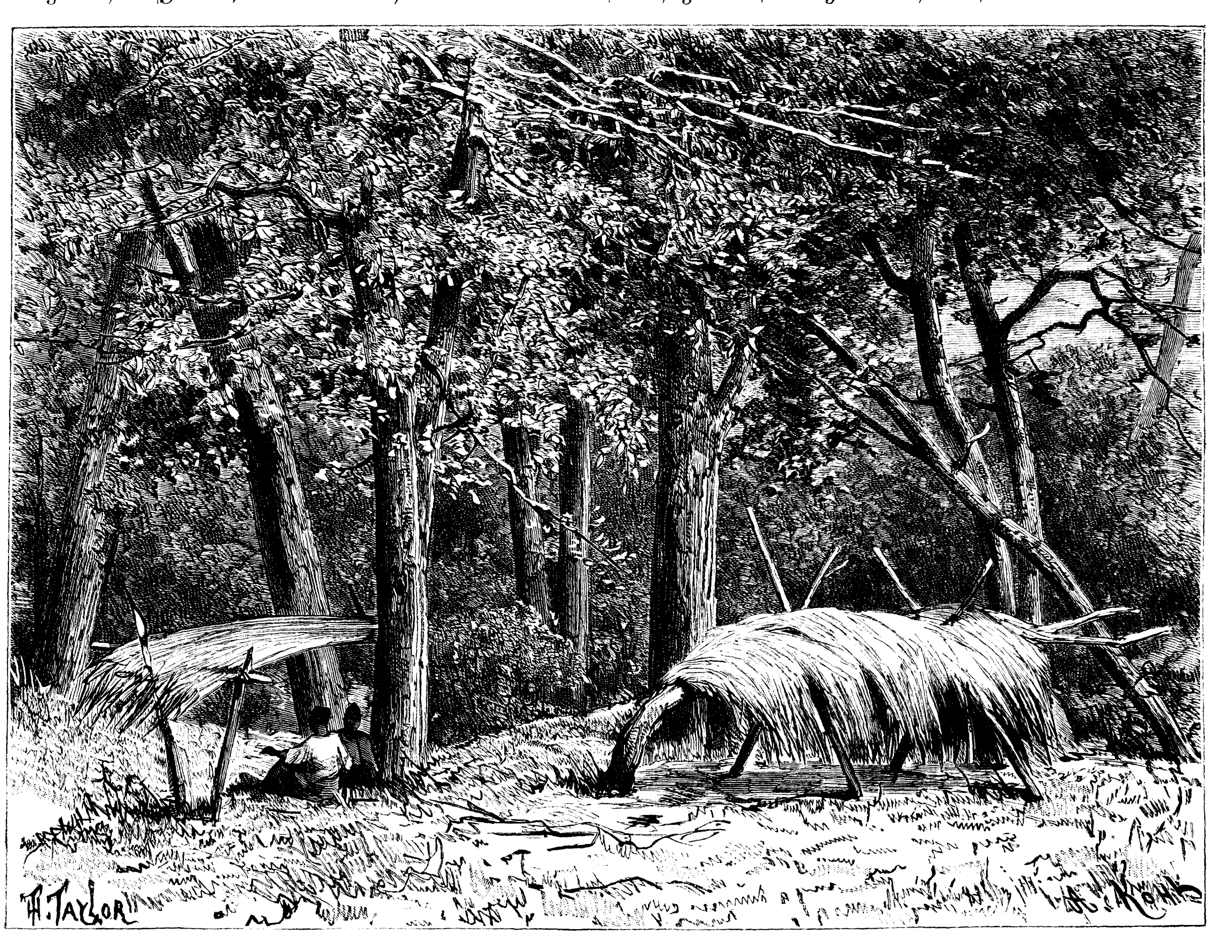


Camugyan-Inseln.

Madreporen ringsum angewachsen scheint. Sobald man ein solches Thier bemerkte, tauchte einer der Leute hinab und holte es in den Armen an die Oberfläche, wo die anderen es ihm abnahmen. Es war dem Reisenden dabei nicht nur um die Muschelschalen zu thun, er wollte vielmehr auch für seine Leute Mundvorrath gewinnen, denn das Fleisch, obwohl etwas lederartig und keineswegs appetitlich aussehend — es ist grünlich und schwarz und gelb marmorirt — läßt sich immerhin essen und wurde von den durchaus nicht wählerischen Begleitern Marche's nicht ver-

schmäht. Als etwa ein Dutzend dieser Muscheln, deren kleinste 80 cm breit war, gefangen waren, wurden sie an den Strand gelegt, wo sie bald ihre Schalen öffneten. Alsbald versuchte der Jäger Mariano, der, aus dem Inneren von Luzon stammend, nichts vom Meere verstand, aber sehr lüstern nach Fleisch war, von einer der Muscheln zu essen und streckte seine Hand nach der größten aus. Zum Glück riß ihm einer seiner Gefährten die Hand zurück, denn schon klappte das Thier seine Schalen zusammen und hätte ihm unfehlbar die Hand zerquetscht. Zwar glaubte Mariano nicht daran und ließ sich erst überzeugen, als man ihm die Probe mit einem Stück Holz vormachte. Am selben Tage verschwand eines der beiden mitgebrachten Zicklein, entweder durch ein Krokodil oder durch eine Boa; beide Thiere sollen in jener Gegend häufig sein.

Am 28. April und den folgenden Tagen wurden alle Winkel und Ecken der Bai untersucht, ohne andere Bewohner als zwei sofort verschwindende Menschen zu finden. Einige Tage später wurden dieselben von den Soldaten des Postens beim Fischen in einer kleinen Bucht überrascht und gefangen genommen; sie waren nur mit etlichen Lumpen bedeckt und gaben an, sie seien Tagbanuas. Doch hielt Marche sie für flüchtige Sträflinge, die aus dem Presidario entsprungen waren. Im Inneren der Insel sollen auch Aetas, welche von den Tagbanuas Até genannt werden, sowie Buayanans vorkommen; doch konnte Marche die Richtigkeit dieser Angaben nicht verificiren.



Verlassenes Lager der Tagbanuas.

Trotz vielfacher Kreuz- und Querzüge kehrte der Reisende von diesem Ausfluge nur mit einer sehr geringen Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen nach Puerta Princesa zurück.

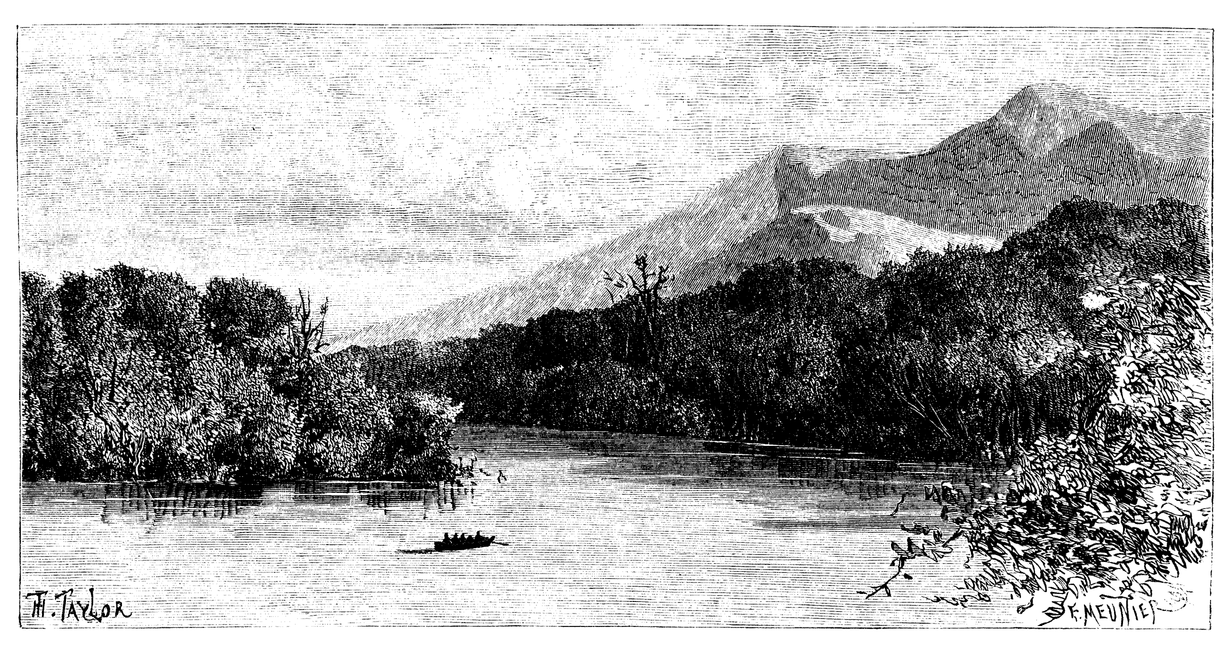
Am 4. Juni machte er sich von Neuem auf, um den Calamianas-Archipel (nordöstlich von der Nordspitze Palawans) zu untersuchen; derselbe besteht aus drei oder vier Hauptinseln, 30 kleineren und einer Anzahl von Klippen. Die Hauptinseln sind Busuanga, die nördlichste, Calamianas oder Culion, Peñon de Coron östlich von letzterer, und Linacapan im Süden. Nach dieser Inselgruppe heißt eine ganze Provinz, welche außerdem den Norden von Palawan und den Cuyo-Archipel, wo der Gouverneur residirt, umfaßt. Am 5. Juni landete Marche in Culion, dem Hauptdorfe der gleichnamigen Insel, wo der Pfarrer, zugleich der einzige Spanier, seinen Wohnsitz hat. Die Eingeborenen der Gruppe sind Tagbanuas, die in zwei Gruppen zerfallen, nämlich unabhängige, welche ihrem ursprünglichen Glauben treu geblieben sind, und christlich gewordene, die in Dörfern vereinigt sind. Von den ersteren haben sich zwar einige taufen lassen, aber sie bleiben trotzdem in ihren Wäldern. Auch diejenigen, welche in Dörfern ein Haus haben, halten sich dort so wenig als möglich auf; abgesehen von Sonn- und Feiertagen ist Alles verlassen und Jeder wohnt auf seiner Pflanzung.

Padre Pablo Navarro nahm den Reisenden freundlich auf, ließ Tagbanuas kommen zur Vornahme von anthropologischen Messungen und machte ihnen gegenüber den Dolmetscher. Aber trotz seines großen Einflusses auch auf die heidnischen Tagbanuas konnte er Marche's Unter-

suchungen doch nicht so erleichtern, als dieser gewünscht hätte; trotz der verhältnißmäßig hohen Belohnung, welche er bot, konnte er doch nur wenige Leute messen. Solche, welche Tagbanua zu schreiben verstehen, fand er hier nicht, sondern nur einige Greise, welche sich erinnerten, Schreibverständige gekannt zu haben. Diese Tagbanuas sind behaarter als ihre Genossen auf Palawan; die Behaarung im Gesichte ist dünn, aber an anderen Körpertheilen dichter. Sie feilen sich die Schneidezähne der oberen Kinnlade ab, so daß diese nach innen geneigt erscheint; fast alle haben außerdem Zahnprognathismus. Diese Tagbanuas scheinen den Haupttypus jener Gegenden zu bilden; ihr Ursprung muß in sehr alte Zeit fallen. Wenn auch wenig zahlreich, so sind sie doch an jenen Küsten weit verbreitet und haben sich wohl bis nach Luzon hin ausgedehnt, wo sie sich mit anderen Rassen vermischten. Sie leben in einem halb wilden Zustande, erkennen die Regierung an, aber halten sich verborgen, um keinen Tribut zahlen zu müssen.

Ein Ausflug nach der Nordostküste der Insel brachte Marche nach der Pflanzung des dort reich begüterten Indiers Doroteo. Diese Indier, Besitzer von bebauten Ländereien und Heerden, stammen nicht aus der Gegend, sondern kommen aus Süden und bilden eine einzige Familie, deren jedes Mitglied sein eigenes Interesse verfolgt. Neben zwei Chinesen beutet diese Familie allein Land und Leute aus. Culion und noch ein anderes Dorf dieses Archipels, Busuanga, sind übrigens die beiden einzigen Orte auf den Philippinen, wo Marche die Trunkenheit im höchsten und letzten Grade zu Gesicht bekommen hat.

Am 18. Juni Morgens schiffte er sich in dem panco (Kutter) des Pfarrers nach Busuanga auf der gleichnamigen Insel ein, fuhr bei den Inseln Prindenon und Culion vorbei und dann in nordnordwestlicher Richtung zwischen zahlreichen Inseln und Klippen hindurch nach dem Flusse Busuanga, dessen Einfahrt durch große Sand- und Schlammbänke versperrt wird. Der Fluß ist an der Mündung nur 200 m breit und kaum zwei Seemeilen aufwärts schiffbar. Das kleine Dorf Busuanga liegt an seinem Ufer etwa eine Meile von der Mündung; wenige Jahre zuvor war es von Moros (Malayen) zerstört worden. Die



Mündung des Flusses Coihulo in die Ulugan-Bai.

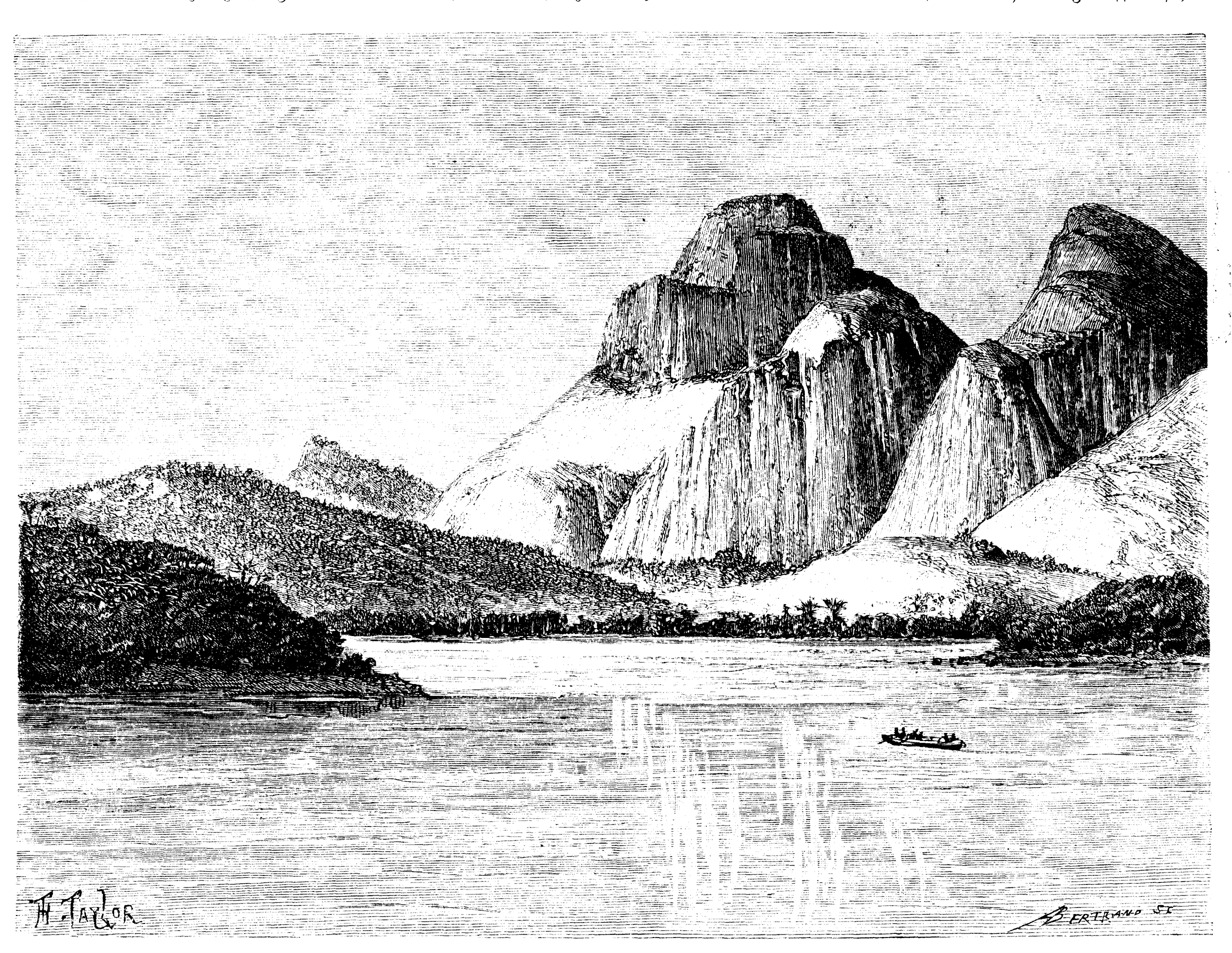
Bewohner hatten sich in die auf einem Hügel über dem Dorfe gelegene cota (Befestigung) geflüchtet, welche nur von einer 2 m hohen Pallisade aus allen möglichen Hölzern umgeben war — und darin hat sich bis jetzt noch nichts geändert. Nun stiegen die Moros auf die nächsten Bäume und Häuser, schossen einen Theil der Eingeborenen, welche zu ihrer Vertheidigung nur wenige Lanzen und viele Steine hatten, nieder und nahmen die übrigen gefangen.

In einer sehr großen, ja fast zu geräumigen Hütte quartierte Marche sich ein; leider aber waren die Mauern niemals vollendet worden und die als provisorische Fenster eingesetzten Blätter hatte der Wind entführt, so daß der Reisende fast wie unter freiem Himmel lebte, keine Annehmlichkeit bei den damals herrschenden sintfluthartigen Regengüssen. Das hinderte aber den schwer betrunkenen Eigenthümer der Bude, einen Indier, nicht, dafür einen übertriebenen Miethspreis zu fordern. Marche schickte ihn fort und hieß ihn wiederkommen, wenn er nüchtern wäre; aber dieser Zustand trat in der nächsten Zeit nicht ein und so mußte Marche bei seiner Abreise den geforderten Preis bezahlen.

Am 24. Juni unternahm er eine Fahrt in das Innere der Insel, um eine ehemalige chinesische Ansiedelung aufzusuchen. Um 6 Uhr Morgens wurde in einer banca aufgebrochen; drei Stunden später war eine schöne Ebene am rechten Ufer des Flusses erreicht und nach einem weiteren Marsche von etwa 2 km ein kleiner, 90 m hoher Hügel, welcher noch Reste früherer Besiedelung zeigen sollte. Derselbe war vollständig kahl, steinig, mit Gras und Nepenthes bedeckt und ziemlich steil, so daß seine Ersteigung eine Viertelstunde dauerte. Oben aber fand sich nichts als Scherben von chinesischen Porcellantellern und Stücke eines hölzernen Pfeilers. Die Ansiedelung war an einer Stelle gelegen, wo vorzügliche Schwalbennester und Trepang vorkommen; auch Perlen sollen sich dort finden. Am nächsten Tage wurde eine Fahrt auf dem Meere nach Norden unternommen, um Muscheln zu fischen; aber wegen des schlechten Wetters konnten die Leute nur einige Baletes (Trepang, Seegurken) heraufholen. Am 27. Juni fuhr Marche den durch die starken Regen der letzten 14 Tage sehr angeschwollenen Strom hinauf, so weit es möglich war. Bis

10 Uhr ging dies ohne Hinderniß von Statten und man konnte sich fortgesetzt der Ruder bedienen; dann aber mußte man die Banca mit einer Piroge vertauschen und zu Stangen greifen, und diese Art Schiffahrt waren die Leute nicht gewohnt, so daß man kaum 300 m weiter kam, wo der Fluß durch Sandbänke und die Bäume am Ufer versperrt war. Für westafrikanische Neger wäre ein weiteres Fortkommen ein Kinderspiel gewesen, aber für Indier war es ein Ding der Unmöglichkeit. Ungern mußte Marche sich an das rechte Ufer begeben und seinen Weg zu Lande fortsetzen, der sehr bald durch Bambus versperrt wurde; Waldmesser und Axt mußten zu Hilfe genommen werden, um Bahn zu brechen. Um 11 Uhr stieß man auf einen Pfad, dem man in nordnordöstlicher Richtung bis zu einer Ebene folgte, auf welcher sich Reste einer verbrannten Hütte befanden. Um Mittag aber machte der fortdauernde Regen und der schlüpferige Boden den Weitermarsch so mühsam, daß man vorzog, zu den Booten zurückzukehren.

Am 29. Juni um 4 Uhr Morgens begab sich Marche nach Malbato im Südosten der Insel; er mußte über Meer dahin fahren, da er Niemanden gefunden hatte, der nüchtern gewesen wäre und ihm als Führer durch das Innere gedient hätte. Malbato ist eine Hacienda im Besitze des Don Bernardo Ascanio, eines ehemaligen spanischen



Berggruppe auf den Calamianas-Inseln.

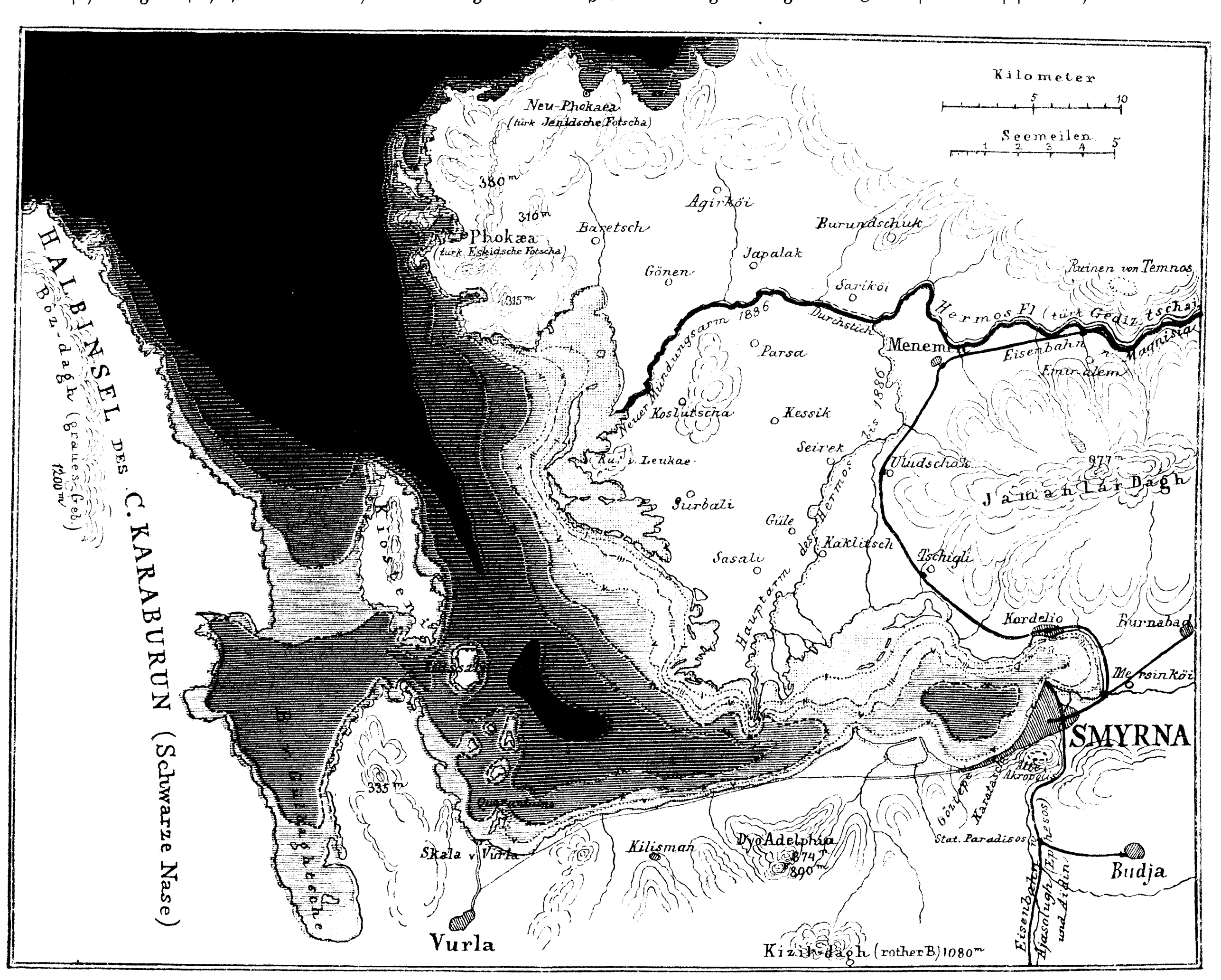
Marineofficiers, welcher den Reisenden auf einige Zeit zu sich eingeladen hatte und ihm seine Leute für das Jagen und Sammeln zur Verfügung stellte. Das Wohnhaus liegt am Fuße zweier kleinen Hügel am oberen Ende einer Ebene, welche sich unmerklich zum Meeresstrande hin absenkt. Dort wurde Marche festgehalten, zuerst durch die Regengüsse, welche drei Monate lang fast ohne Unterlaß herabstürzten, und dann durch Fieber; aber Dank seinem liebenswürdigen Wirthe vermochte er trotzdem eine schöne Sammlung von Pflanzen und Nutzhölzern zusammen zu bringen. Don Bernardo veranstaltete auch mehrere Jagden auf Wildschweine und Hirsche, aber es kam nur ein einziger alter Eber, mehrere Thiere und Kälber, aber kein ausgewachsener Hirsch zum Schuß. Erst nach Marche's Abreise gelang es, einen solchen zu erlegen; Don Bernardo ließ ihn präpariren und schenkte ihn dem Pariser Museum.

Der Hacendero besitzt große Heerden halbwilder Rinder und früher auch viele Schafe und Ziegen, unter denen aber die Krokodile der kleinen Wasserläufe und die zahlreichen Pythonschlangen in den Wäldern gründlich aufgeräumt hatten. Doch gelang es nicht, eines Sauriers habhaft zu werden, so viel Fallen auch in den Flüssen und am Meerufer gestellt und mit dem Lieblingsfraße der Krokodile, lebenden Hunden nämlich, versehen wurden. Die mißtrauischen Ungethüme gingen nicht auf den Köder und schwammen verächtlich daran vorbei. Nur ein einziges Mal biß eines an, aber es schleppte Hund und Falle zusammen fort.

Veränderung im Mündungsgebiete des Flusses Hermos in Kleinasien.

Von **Heinrich Kiepert.**

Das Phänomen der Küstenveränderung durch Entstehung neuen Schwemmlandes an großen Flußmündungen hat schon im Alterthum griechische Naturbeobachter um so mehr beschäftigt, je erheblichere Beispiele davon ihre Heimath auf beiden Seiten des Aegäischen Meeres darbot. Das stellenweise ungewöhnlich schnell fortschreitende Anwachsen des Neulandes hatte sogar zu starken Uebertreibungen der Volksanschauung verführt, die nur durch die damalige Unkenntniß der vorliegenden Meerestiefen zu erklären sind, wie wenn z. B. ein angeblicher Orakelspruch angeführt wird, nach welchem die durch den Fluß Pyramos im südöstlichen Kleinasien angesetzten Landmassen einst die Felsufer von Cypern erreichen sollten! — ebenso hat sich die Prophezeihung nur zum kleinsten Theile vollzogen, daß der größte Fluß des europäischen Hellas, der Acheloos, die sämmtlichen seiner Mündung vorliegenden Felsinseln landfest machen werde.



Golf von Smyrna. (Maßstab 1 : 400 000.)

Weit energischer aber haben im Bereiche des Aegäischen Meeres die ostwestlich strömenden Gewässer Kleinasiens ihre Mündungen umgestaltet und dadurch mehrere im Alterthume, ja theilweise noch bis ins Mittelalter blühende Hafenstädte völliger Verödung preisgegeben, ein Schicksal, welches auch der einen an ihre Stelle getretenen modernen Großstadt bis vor kurzem, wenn auch erst in weiter Ferne, drohte.

Nach Lauflänge und Wasserfülle bilden diese vier anatolischen Flüsse zwei verschiedene Paare: nur den westlichen Randbergen des centralen Hochlandes von Kleinasien entspringend, stehen der erste und dritte in der Folge von Nord nach Süd, **Kaïkos** und **Kayster**, hinter den beiden anderen sehr zurück; auch hat jener, in einen ziemlich breiten Busen verlaufend, das einst an seiner Mündung gelegene Eläa, die alte Hafenstadt von Pergamon, nur um etwa

$2\frac{1}{2}$ km hinter sich gelassen, während der ein enges zwischen Bergreihen eingeschlossenes Mündungsthal durchströmende Kayster die ehemalige, noch in späterem Mittelalter benutzte Hafenbucht von Ephesos auf 7 km Länge (oder mit einem Alluvium-Areal von etwa 20 qkm) ausfüllt und dadurch die volkreiche und glänzende Handelsstadt der Vernichtung zugeführt hat.

Ungleich bedeutender sind natürlich die von den beiden größeren, aus dem inneren Hochlande Kleinasiens herabkommenden Flüssen, dem Hermos und Mäander, durch die mitgeführten Erdmassen in ihren Mündungsgebieten bewirkten Ablagerungen. Früher schon als Ephesos ist dessen einst noch weit seemächtigere Rivalin Miletos und sind vor derselben nach zwei kleinere, höher am Flusse gelegene ionische Städte, Myus und Priene, dem Schicksal der Zuschüttung ihrer Wasserverbindungen verfallen und ist der einst oberhalb Milets, aber weit unterhalb der Mäandermündung tief ins Festland einschneidende und dadurch seitwärts von der Bewegung des Alluviums liegende latmische Golf in einen Landsee verwandelt worden; ein warnendes Beispiel desjenigen Geschickes, welches auch dem Mündungsgolf des Hermos bei längerer Vernachlässigung der Abhilfe in nächster Zukunft gedroht hätte.

Der Hermos, wie wir ihn Kürze halber zweckmäßig mit seinem jetzt wieder auflebenden antiken Namen nennen mögen [1]), ist der einzige unter diesen Westflüssen Kleinasiens, der durch mehrfachen Wechsel seiner Mündungsarme ein förmliches Delta ins Meer hinausgeschoben und dadurch die gute Hälfte des Areals des ursprünglichen Meerbusens zugeschüttet hat. Daß die ganze Küstenebene, welche er nach seinem Austritte aus dem letzten Gebirgsdurchbruche zwischen Magnesia [2]) und Menemén durchfließt, in einer Arealausdehnung von mehr als 350 Quadratkilometern dem Meere abgewonnen ist, wußten die Alten schon ebenso gut; der römische Polyhistor Plinius, wie gewöhnlich ältere griechische Autoren ausschreibend, giebt uns dafür zwei Daten von der oberen (östlichen) und unteren (westlichen oder maritimen) Grenze des Alluvialgebietes: an dieser bezeichnet er die Hügelkette von Leukä als eine ehemalige, landfest gewordene Insel, an jener die Stadt Temnos — deren Ruinen auf den Vorhöhen der Berge nördlich vom Engpasse des Flusses vor einigen Jahren Prof. Ramsay wieder aufgefunden hat — als vor Zeiten an der Mündung des Hermos gelegen. Die Richtung auf Leukä oder noch etwas nördlich davon ist die durch die ostwestlich verlaufende Flußrinne des ganzen unteren Hermosgebietes natürlich gegebene, aber nachdem die Anschüttungen des Flusses jenes Ziel erreicht

Mündung des Gediz-tschai.
(Maßstab 1 : 80 000.)

[1]) Allerdings war derselbe seit Jahrhunderten nur den Gelehrten bekannt, unter dem Volke verschollen und nach türkischer Weise durch eine, von einer Stadt im Quellgebiete des Flusses übertragene Benennung: Gediz-tschai, „Fluß von Gediz“, ersetzt; seit jedoch das Griechenthum nicht nur in der jetzt ganz überwiegend griechischen Großstadt Smyrna, sondern selbst schon in den kleineren Orten der näheren und weiteren Umgebung auch sprachlich eine dem hinsiechenden Osmanenthume überlegene Macht geworden ist, strebt es naturgemäß durch die Mittel der Presse und der Schule nach einer Wiedereinsetzung der klassischen Namen in ihre historischen Rechte.

[2]) Im Kärtchen ist der allbekannte klassische Name nach jetziger griechischer Aussprache Magnisia geschrieben, die türkische Schreibweise lautet Maghnîßa, gesprochen Mánißa.

hatten, mußten seine Gewässer durch das festere Gestein der vorliegenden einstigen Insel abgelenkt werden, um nun allmählich in südwestlicher und südlicher Richtung die flacheren Theile des Golfs von Smyrna auszufüllen. Den ferneren Wechsel dieser verschiedenen Mündungen, das allmähliche Vorschieben des Küstensaumes zu verfolgen, ist bei dem völligen Mangel positiver Angaben während fast zweier Jahrtausende nicht möglich; auch aus neuerer Zeit liefern die noch zu Anfang unseres Jahrhunderts überaus ungenauen Seekarten (z. B. die französischen von Gauttier) keinen genügenden Anhalt. Zuverlässige Daten für die Horizontalformen wie für die Tiefenverhältnisse haben erst die 1836 bis 1837 ausgeführten Vermessungen der britischen Marine unter Capitän Rich. Copeland und Lieutn. Thomas Graves ergeben; ihre Karte Nr. 1523, Gulf of Smyrna, zuerst publicirt 1844, dann 1873, 1880, 1882, 1885 berichtigt, der wir unser Kärtchen wesentlich entlehnt haben, zeigt deutlich das immer mehr beschleunigte Anwachsen des Alluviums in südlicher Richtung, also direkt auf die nicht mehr weit entfernte Südküste des Golfes zu. In der vergrößerten Skizze der bisherigen Hauptmündung (in fünffachem Maßstabe des Uebersichtskärtchens) sind die ein halbes Jahrhundert aus einander liegenden Angaben der ersten und der neuesten Ausgabe der Seekarte so mit einander vereinigt, daß die Linien gleicher Tiefe von 1, 3, 5 Faden (zu je 6 engl. Fuß), soweit sie von einander abweichen, für die ältere Epoche in vollen, für die jüngste in punktirten Linien erscheinen, die differirenden Ziffern für größere Tiefen (ebenfalls in Faden) aus jener Zeit in Klammern gesetzt, die in der letzten Correctur (1885) dafür eingesetzten unterstrichen erscheinen, so daß also z. B. an den im Jahre 1837 zu 17 resp. 21 Faden gemessenen Stellen die Tiefe zuletzt auf 5 und 6 Faden reducirt erscheint [1]). Es ergiebt sich daraus ein Vorrücken derselben, für größere Schiffahrt unzureichenden Tiefe südlich von der Flußmündung um etwa 2000 Fuß in 50 Jahren, ein Zurückdrängen des praktikabeln Fahrwassers gegen die zwar ebenfalls flache, aber vor neuem Alluvium gesicherte Südküste des Golfes, eine allmähliche Verschlammung des immer schmaler werdenden Schiffahrtskanales, welche bereits seit länger als einem Jahrzehnt wiederholte Nachhilfen durch Ausbaggern des Grundes nöthig gemacht hat. Zwar zeigen die Ziffern, sofern sie auch heute noch Geltung

[1]) Alle übrigen nicht besonders markirten Ziffern unseres Kärtchens finden sich in sämmtlichen successiven Ausgaben des englischen Originals unverändert; doch läßt sich wohl zweifeln, ob die betreffenden Tiefen für die „small corrections“ nochmals nachgemessen worden sind: wenigstens befremden die stehen gebliebenen Tiefen von 20 und mehr Faden ganz dicht neben den in den neueren Ausgaben auftretenden Untiefen von 5 Faden und weniger. Ueberhaupt darf man die auf Correcturen und Nachträge bezüglichen Randnoten solcher Seekarten nicht zu buchstäblich nehmen, zumal was die Landseite betrifft. Wenn es von dieser auch nächst der unmittelbaren Küstenlinie vorzugsweise die unveränderlichen und schon in der ersten guten Vermessung fixirten Bergspitzen sind, welche dem Seefahrer als unentbehrliche Marken dienen, so gehören doch darunter nicht weniger die der Veränderung stark unterworfenen menschlichen Anbauten an der Küste, welche wir gerade in dem uns hier als Quelle dienenden Blatte keineswegs gebührend berücksichtigt finden. Daß aber selbst die von einem solchen Centralpunkte der Handelsbewegung, wie Smyrna ist, ausgehenden und tagtäglich von Seeleuten während ihres Aufenthaltes im Hafen be-

beanspruchen, immer noch auf $2^1/_2$ km Breite respektable Tiefen, aber dennoch hätte voraussichtlich ein halbes Jahrhundert Fortdauer des bisherigen Zustandes genügt, die Einfahrt in die an sich hinreichend tiefe und von der Nord-, Ost- und Südseite keiner Gefahr ausgesetzte Hafenbucht von Smyrna für tiefer gehende Fahrzeuge unmöglich zu machen. Und das würde genügen, um dem wichtigsten Emporium des noch bestehenden osmanischen Reiches den Todesstoß zu geben; es bedürfte dazu nicht erst der Fortsetzung jener Landanspülung bis zu isthmusartiger Verbindung der Nord- und Südküste und der Verwandlung der Smyrnaer Bucht in einen Landsee, wie es jener bei Milet am Mäander geworden ist.

Eine solche Gefahr des zum wenigsten zeitweiligen Verlustes einer der Haupteinnahmequellen des so eminent geldbedürftigen Staatswesens mußte selbst türkische Lethargie endlich aufschrecken und zu irgend einer Abhilfe bewegen, wozu die Kräfte und die Autorität der europäischen Colonie und des griechischen Handelsstandes von Smyrna allein nicht ausreichten. Der einfachste Weg war von der Natur selbst durch die deutlichen Spuren der einstigen Bildung des Hermos-Deltas vorgezeichnet: die aus den, die Nordseite des unteren Flußlaufes begleitenden Bergen nur in der Regenzeit abfließenden Gewässer fanden bisher ihren Ausweg zur Meeresbucht zwischen Leukä und Phokäa durch ein breites, im Sommer trocken liegendes Bett, welches selbst in der Vorzeit einen Mündungsarm des Hermos gebildet haben muß. Eine direkte Verbindung desselben mit dem bisherigen Stromlaufe bei Menemén war durch einen nur 6 km langen Durchstich in völlig ebenem Alluvialboden zu bewirken[1]) und diese Arbeit ist mit einem Kostenaufwande von angeblich 50 000 türk. Pfund (935 000 Mark) im Frühling und Sommer v. J. (1886) ausgeführt worden. Der Fluß hat mithin, wie ich mich schon auf der Eisenbahnfahrt im Oktober überzeugen konnte, sein bisheriges nach Süden gerichtetes Bette, das ich im September 1841 nur mittels einer Fähre hatte passiren können, und wo ich ihn noch 1870 längs der Bahn hatte strömen sehen, verlassen oder nur an einzelnen Stellen stehende Pfützen darin zurückgelassen und ergießt sich nunmehr, seiner ältesten Richtung folgend, direkt westlich in eine Bucht, deren flachere Theile er allerdings in ähnlicher Weise ausfüllen wird, deren Außenseite jedoch, wie die Niveaulinien des Kärtchens zeigen, zu so bedeutenden Tiefen absinkt, daß eine Gefahr auch nur der Verengerung des Fahrwassers in dieser Richtung für viele Jahrhunderte nicht zu befürchten ist.

Erheblich genug ist immerhin diese hydrographische Veränderung, um inskünftige auf jeder correcten Karte selbst kleineren Maßstabes (beispielsweise Karten der ganzen Continente) ersichtlich gemacht werden zu müssen.

---

nutzten Eisenbahnen nicht auszuschließen waren, hat das hydrographische Amt selbst anerkannt durch Eintragung wenigstens der ältesten jener Linien: in der Ausgabe von 1874 (wahrscheinlich auch in früheren, die uns nicht zu Gebote stehen) finden wir die seit 1864 eröffnete, südlich nach Ephesos führende Bahn eingetragen, obwohl sie nur mit ihrem Smyrnaer Hauptbahnhofe das Meer selbst berührt. Ist es nun aber consequent, daß alle übrigen seit jener Zeit eröffneten Linien auch noch in der neuesten Ausgabe fehlen? nicht nur die Zweigbahnen nach den Vororten Sevdiköi, Budja, Burnabad, sondern selbst die schon 1868 fertiggestellte Hauptbahn nach Norden (Menemén-Magnesia), welche von Smyrna aus 14 km unmittelbar am Strande entlang geht. Zur ersten Station hat sie den Ort Kordelion, wo ich im Jahre 1841 erst ein paar Fischerhütten und Kaffeebuden traf, der aber seither zu einer Villenstadt von mehr als 5000 Einwohnern (wovon nur die kleinere Hälfte Smyrnaer Sommergäste) erwachsen ist und in ununterbrochener halbstündlicher Dampfboot-Verbindung mit Smyrna steht. Auch Abends kann dieser Ort vom Smyrnaer Quai aus, in heller Gasbeleuchtung strahlend, dem Auge nicht entgehen: was soll nun der englische Seefahrer im Hafen denken, der ihn auf seiner Karte vergeblich sucht und an seiner Stelle nicht einmal den allbekannten Namen, sondern nur eine leere Küstenlinie findet! Ganz dasselbe gilt vom südlichen Ufer der Hafenbucht, wo die seit einigen Jahren bis zu halbstündiger Länge von der Stadt aus vorgeschobenen und beständig durch Neubauten sich erweiternden, durch Tramway mit der Stadt verbundenen Villenvorstädte Karatasch („Schwarzstein") und Göztepe („Augen-", d. i. Aussicht-„Hügel") von der Karte einfach ignorirt wurden (nur daß in der neuesten Ausgabe das sehr unorthographische Keostepe als Name der Bucht erscheint); als doppelten Fehler zeigt sie an dieser Stelle die längst eingegangene alte Quarantäne und ignorirt dafür die Verlegung derselben nach der 32 km westlich von Smyrna entfernten kleinen Insel, welche einen Theil der alten Stadt Klazomenä trug, ein Name, der sogar officiell neuerdings anerkannt wird. Selbst die Planzeichnung der Stadt selbst, so klein sie in dem Maßstabe der Seekarte ausfällt, ist fehlerhaft: die zusammenhängenden Häusermassen sind darin seewärts durch die aus- und einspringenden Linien der unregelmäßigen Bauten begrenzt, die noch bei meinem vorletzten Besuche 1870 vom Meere bespült wurden, als doch schon der gewaltige Bau begonnen und stellenweise fertig gestellt war, durch welchen eine französische Aktiengesellschaft der Wasserseite von Smyrna erst ein großstädtisches Aussehen geschaffen hat. Die Seekarte enthält zwar die Außenlinie dieses Quaidammes, ignorirt aber die faktische Ausdehnung der Stadt nach dieser Seite durch Bebauung der breiten dem Meere abgewonnenen und durch Aufschüttung trocken gelegten Zone.

[1]) Vergeblich bemühte ich mich, von diesem neuen Mündungsarme eine, gewiß existirende, specielle Planzeichnung zu erlangen, doch für den vorliegenden Zweck einer starken Verkleinerung genügte auch die nur in allgemeinen Zügen, aber in sehr großem Maßstabe ausgeführte Skizze auf einer Specialkarte der Smyrna-Cassaba (über Menemén führenden) Eisenbahn, deren Einsicht ich der Gefälligkeit des Direktors derselben, Mr. Kemp, verdanke; da dieses Mündungsgebiet gänzlich unterhalb des von der Bahn selbst berührten Terrains liegt, hat die Verwaltung derselben natürlich kein Interesse an den Details der dort ausgeführten Arbeiten.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

I.

Vor wenigen Monaten hat der verdienstvolle Madagascar-Reisende Alfred Grandidier in einer öffentlichen Sitzung im Institut de France eine sehr beachtenswerthe Rede über die madagassischen Volkselemente gehalten und hierbei als Curiosum erwähnt, daß die Litteratur über die Insel Madagascar heute etwa 1500 Bücher und Broschüren umfaßt. Es macht das schon eine kleine Bibliothek, und man sollte glauben, daß wir über das Gebiet jener großen afrikanischen Insel, jenes merkwürdigen Wunderlandes, von welchem uns bereits schon der venetianische

Reisende Marco Polo berichtet, eine genaue Kenntniß besitzen.

Und doch ist das Gegentheil der Fall und herrschen in Europa noch in der Gegenwart die sonderbarsten und widersprechendsten Meinungen hierüber.

Durchmustert man die Litteratur, so findet man, daß die Kompilation überwiegt und gerade die neuere Litteratur im Allgemeinen wenig Fortschritte zu verzeichnen hat, an Werth der älteren vielfach nachsteht.

Auffällig sind die Widersprüche in der Beurtheilung von Land und Volk. Während Viele entzückt sind von der schönen Insel, wurden Andere von der Natur im Ganzen kühl gelassen. Während einige Autoren von dem einnehmenden, sympathischen Wesen der begabten Madagassen bezaubert sind, lassen andere an denselben keinen guten Faden und sehen in denselben den Ausbund von Verlogenheit, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Grausamkeit und Immoralität.

Ja, wir wissen noch nicht einmal genau, welche Herkunft und anthropologische Stellung den Madagassen angewiesen werden muß, bis heute bildet diese Insel das Hauskreuz der Anthropologen, und man sprang in der neueren Zeit von einem Extrem zum anderen. Aus diesem Grunde dürften die nachfolgenden Erörterungen nicht ganz ohne Interesse sein.

Madagascar ist zweifellos eine höchst originelle Welt, in welcher die merkwürdigsten Gegensätze vorkommen. Ist ja schon der Boden voller Kontraste. Ausgedehnte Küstenebenen wechseln mit einer gewaltigen Gebirgswelt. Reich bewässerte Gegenden finden sich neben völlig dürren Regionen. Während auf weiten Gebieten der Boden mit einer gewaltigen Pflanzendecke geschmückt ist und hier wohl das Maximum der organischen Entwickelung auf unserem Globus erreicht wird, kommen ebenso viele trostlose Steppengebiete vor, deren Boden eine zwar originelle, aber kümmerliche Vegetation aufweist. Aehnliche Gegensätze finden wir bei den Menschen. Neben völlig dunkeln Rassenelementen giebt es solche, welche an die hellen kaukasischen Völker streifen. Während einige Stämme unschön und abstoßend sind, giebt es wiederum andere, deren Schönheit unsere Bewunderung verdient. In manchen Gegenden sah ich die Leute starren vor Schmutz, in anderen Gegenden dagegen fand ich eine musterhafte Reinlichkeit und einen fast pedantischen Sinn für Ordnung vor, eine so ansprechende und behagliche Häuslichkeit, daß ich aufs Angenehmste überrascht wurde.

Bei einigen Völkern begegnet man einer ausschweifenden Lebensweise und ziemlich lockeren sittlichen Begriffen, bei anderen wiederum Nüchternheit und Sittenstrenge. Meist sind die Eingeborenen gastfrei und nehmen den Fremden liebenswürdig auf, daneben soll es aber auch Stämme geben, deren Gebiet der Fremde nicht ohne Gefahr betreten darf und welche durchaus ungastlich sind.

Die Stämme des Westens führen ein freies und ungebundenes Leben und sind Halbnomaden, während in Central-Madagascar die Howa geregelte staatliche Einrichtungen besitzen und diese Autorität unbedingt anerkennen müssen; auch haben sich bei ihnen verschiedene gesellschaftliche Schichten ausgebildet.

Daß bei diesen Gegensätzen die Urtheile der Reisenden vielfach abweichen, ist einleuchtend. Daß der Madagasse vielorts ein origineller Kauz ist und nicht selten die wunderlichsten Vorurtheile und abergläubischen Meinungen erkennen läßt, muß ebenfalls zugegeben werden, und dem Reisenden können daher gewisse Regeln nicht oft genug wiederholt werden. Man muß diese Vorurtheile schonen, mit humanem Auftreten wird man auch hier, wie bei vielen primitiven Völkern, nie fehlgehen können und wird dann den Madagassen willig, dienstfertig und im Ganzen recht sympathisch finden, während er bei barscher Behandlung zu einem sehr unangenehmen Gesellen werden kann. Ich lernte aus eigener Anschauung die Völker im Osten, im Inneren und im Westen kennen.

So verschieden im Einzelnen der physische und geistige Charakter der zahlreichen Stämme zu sein pflegt, so läßt sich sofort ein gemeinsamer Zug dieser Volkselemente erkennen — es ist eine durchschnittlich bedeutende Intelligenz, welche mich wiederholt frappirt hat. Damit Hand in Hand geht ein nicht ungewöhnliches sprachliches Talent und eine oratorische Begabung, die dem Reisenden oft einen eigenartigen Genuß verschafft.

Es wird nicht schwer sein, eine Erklärung für die relativ hohe geistige Begabung der Madagassen zu finden. Wir müssen annehmen, daß Inselgebiete im Allgemeinen ziemlich spät vom Menschen besiedelt wurden. Erst mußten sich die Kontinente bis zu einem gewissen Grade mit menschlichen Individuen anfüllen, bevor ein Ueberschuß dieses Menschenmaterials an die Inselwelt abgegeben wurde. Erst wenn die socialen Bedingungen nicht mehr zusagten und drückend zu werden begannen, wurde die Migration als natürliches Correctiv benutzt. Naturgemäß wird vorwiegend der begabtere Theil eines continentalen Volkes auswandern. Es gehört zu diesem Schritte eine gewisse Initiative, es kommt der Kampf mit neuen Elementen, namentlich mit dem Meere, hinzu, welcher seinerseits wieder als treibendes Element dient, die auswandernden Individuen müssen unter gänzlich neuen Bedingungen ihren Kampf ums Dasein aufnehmen und sich denselben anschmiegen können. Daher die Thatsache, daß selbst unter primitiveren Völkern die Inselbewohner den Kontinentalen, namentlich den Binnenländer, an geistiger Beweglichkeit übertreffen.

Aus welcher Region sind nun die heutigen Eingeborenen von Madagascar hergekommen? Ist es ein einziges Gebiet, sind es verschiedene Gebiete, denen die madagassischen Stämme ursprünglich angehörten? Hier sind die Ansichten getheilt und stehen gerade in der Neuzeit wieder im Vordergrunde der Diskussion, ohne daß eine genügende Klarheit erzielt werden konnte. Ich will versuchen, an der Hand der objectiven Kritik und auf Grund eigener Anschauungen die verschiedenen Hypothesen zu prüfen.

Es scheint mir, daß die bestehende Verwirrung in der Beurtheilung der anthropologischen Verhältnisse des Madagassenvolkes hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß man sich nicht immer klar bewußt war, welche methodischen Grundsätze ausschlaggebend sind.

Man hat mit vielem Scharfsinn die Sitten und Gebräuche der Madagassen mit denen anderer Völker verglichen, die Art ihrer Bekleidung verwerthet und die sprachlichen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt. Allein das sind im Grunde doch alles Momente, welche erst in zweiter Linie in Berücksichtigung gezogen werden dürfen. Sitten und Gebräuche können im Laufe der Jahrhunderte wechseln, eine ursprünglich vorhandene Sprache kann von einer späteren Invasion verdrängt werden; *in erster Linie sind es einzig morphologische Thatsachen*, welche bei Bestimmung der anthropologischen Stellung eines Volkes den Ausschlag geben.

Prüfen wir aber diese morphologischen Thatsachen, so sind sie dürftig genug.

Bei dem abergläubischen Charakter der Madagassen und bei ihrer großen Verehrung für die Verstorbenen hält es schwer, Schädel von Eingeborenen zu erlangen. Die

wenigen, nur durch Zufall bisher nach Europa gelangten Exemplare haben nur einen sehr relativen Werth, da vielorts eine starke Vermischung verschiedener Elemente stattfindet und man zum Mindesten über größere Serien von Rassenschädeln verfügen muß.

Vollständigere Sammlungen von Photographien existiren ebenfalls nicht. Bei ihrer Herstellung muß man wiederum möglichst unvermischte Individuen auslesen. Wer aber die zahllosen Vorurtheile des Volkes gegen eine solche geheimnißvolle Beschäftigung kennt, wird bald genug die Erfahrung machen, wie schwer es ist, die Leute von ihren Vorurtheilen abzubringen. Gerade die Frauen, welche im Allgemeinen den Rassentypus getreuer vererben als die Männer, sind nur sehr schwer zu bewegen, vor dem photographischen Apparate stehen zu bleiben. Wir haben z. B. noch keine gute Abbildungen der schön gebauten Sakalavenvölker in West-Madagascar, und es kostete mich zuerst außerordentliche Mühe, gute Typen zu bekommen. Freundliches Zureden und Geschenke bewogen einzelne Personen, sich wenigstens den Vorgang bei der Aufnahme anzusehen und sich zu überzeugen, daß Alles mit natürlichen Dingen zugeht; erst nach und nach willigten sie ein, sich vor die Camera hinzustellen, und ich gelangte schließlich in den Besitz guter Typen aus West-Madagascar.

Auf den ersten Moment ist es naheliegend und naturgemäß, den Ursprung des Madagassenvolkes in dem benachbarten afrikanischen Kontinente zu suchen; ist er doch von der großen Insel nur durch die verhältnißmäßig wenig breite Straße von Mozambique getrennt.

Ein einheitlicher Charakter und eine afrikanische Affinität der Madagassen wird in der neueren Zeit mit aller Entschiedenheit von den Engländern Crawfurd und Staninland Wake angenommen und theils durch rein körperliche Eigenschaften, als auch durch gemeinsame Züge in der Lebensweise, in den politischen und religiösen Begriffen und abergläubischen Vorstellungen begründet. Wake neigt insbesondere zu der Ansicht, daß die Madagassen mit dem Südafrikaner nähere Beziehungen haben.

Dieser Ansicht treten aber andere Autoren entgegen, welche zwar an dem einheitlichen Ursprunge der verschiedenen Stämme (abgesehen von zufälligen Beimischungen und den sehr fraglichen Resten einer Urbevölkerung) festhalten, aber eine malayische Herkunft annehmen.

Mit besonderer Wärme vertritt in der neuesten Zeit der Engländer James Sibree diese Ansicht. Sein Werk über Madagascar, im Ganzen objektiv gehalten, erörtert im Einzelnen die Gründe, welche gegen eine afrikanische Affinität sprechen, leidet jedoch an dem Mangel, daß der Autor zu wenig Gewicht auf morphologische Gründe legt und ihm die wichtigen Stämme im Norden und Westen von Madagascar zu wenig bekannt sind.

Es ist allerdings richtig und gewiß nicht ohne Interesse, daß die Sprache des mächtigen Howastammes über die ganze Insel verbreitet und überall verstanden wird. Diese Sprache, darüber kann kein Zweifel sein, ist nicht afrikanisch, sondern nahe verwandt mit den malayischen Sprachen, welche im malayischen Archipel und bei den Polynesiern gesprochen werden. Ein Freund, welcher lange in der Südsee gelebt hat, war überrascht von der großen Aehnlichkeit einiger ihm von mir vorgelegter madagassischer Wörter mit den in der Südsee gebräuchlichen Bezeichnungen.

Diese linguistische Thatsache spricht nun allerdings dafür, daß das malayische Rassenelement auf Madagascar eine sehr wesentliche Rolle spielt. Die Einheit der Sprache beweist jedoch noch keineswegs die Rasseneinheit des ganzen Volkes.

Nehmen wir z. B. an, die Geschichte der benachbarten Inseln Réunion und Mauritius sei völlig verloren gegangen und ein Anthropologe hätte die Aufgabe, die dortigen Volkselemente zu analysiren. Er fände dort eine einheitliche Sprache, ein Französisch mit der specifisch kreolischen Aussprache und den eigenthümlichen kreolischen Wendungen. Diese Sprache wird vom französischen Kreolen, vom Mulatten, vom Kaffer, vom Araber, vom Indier und vom dort lebenden Chinesen verstanden und gesprochen. Dennoch müßte ein Anthropologe gar bald die verschiedenen Rassenelemente herausfinden. Ein ähnlicher Proceß hat sich vielleicht vordem auf Madagascar abgespielt, wenn uns auch historische Dokumente gänzlich fehlen.

Immerhin ist nicht zu vergessen, daß die Dialekte der einzelnen Stämme sehr stark von einander abweichen und z. B. die Sakalaven des Westens die Sprache der Zanzibarleute und der Schwarzen von Mozambique mit Leichtigkeit erlernen.

Das Vorkommen einer allgemein verbreiteten malayischen Sprache auf Madagascar könnte man sich vielleicht in folgender Weise erklären: Die Malayen sind verhältnißmäßig spät nach dem westlichen Madagascar ausgewandert. Sie fanden dort bereits Volksstämme vor, welche sie vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit nach und nach beherrschten, und namentlich als begabtes Handelsvolk kamen sie in verschiedene Gebiete. Bei dem Wanderleben der Madagassen mußte sich eine gemeinsame Sprache als Bedürfniß herausstellen. Der einfache Bau und der Wohlklang des Malayendialektes mußte das Ohr der übrigen Madagassen, welche sprachlich ganz ungewöhnlich begabt sind, ansprechen und gewann nach und nach die Oberhand.

Aber James Sibree unterschätzt entschieden die afrikanischen Affinitäten. Er sagt, daß die Madagassen nur Pflanzenfasern für ihre Bekleidung verwenden. Das ist aber nicht ganz genau. Im Inneren sah ich einzelne Betsimisaraka, Mützen aus Lemurenfellen, tragen und ein zuverlässiger Beobachter, welcher häufig nach dem Südwesten kam, sagte mir, daß ein Stamm Mützen aus Ochsenfellen trage, an welchen Ochsenschwänze befestigt sind. Die Farben und Dessins der Gewebe, welche die Frauen mancher Stämme anfertigen, haben gar keinen malayischen Charakter. Die Sakalaven im Westen fertigen Holzschnitzereien an und ich besitze prachtvoll gearbeitete Holzlöffel mit Zeichnungen, welche echt afrikanische Motive erkennen lassen.

Bei dieser Gelegenheit mag auch noch die Thatsache Erwähnung verdienen, daß der Eingeborene einen sehr bewußten Unterschied zwischen dem malayischen Element und dem Nicht-Malayen macht. Ueberall, wo ich hinkam, fand ich diese Unterscheidung des Howa vom übrigen Element, das in Bausch und Bogen als „Malgasche“ bezeichnet wird. Hier gewinnt ein allgemein verbreitetes Volksgefühl einen prägnanten sprachlichen Ausdruck, dem eine wohlbegründete Thatsache zu Grunde liegen muß.

Ob man eine afrikanische, ob man eine orientalische Herkunft befürworte, ich kann mich in keinem Fall zur Einheit im Ursprunge des Madagassenvolkes bekennen.

Der einzige Forscher, welcher den genannten Thatsachen Rechnung trägt und meiner Meinung nach der Wahrheit am nächsten kommt, ist der französische Reisende Alfred Grandidier. Sein langer Aufenthalt in verschiedenen Gebieten der großen Insel befähigte ihn, besser als seine Vorgänger, über die Bevölkerung ein zuverlässiges Urtheil abzugeben.

In einer unlängst in Paris gehaltenen Rede, deren Abdruck im „Journal officiel“ vom 27. Oktober 1886 mir vorliegt, spricht er sich nunmehr eingehend über die Herkunft der madagassischen Volkselemente aus.

Grandidier hebt bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit voller Schärfe den Gegensatz zwischen den in Central-

madagascar und an einigen Küstenplätzen ansässigen Howa und den übrigen Madagassen hervor, deren Wohnsitze mehr an der Peripherie der Insel liegen. Für ihn besteht eine wahrnehmbare ethnographische und anthropologische Kluft zwischen beiden, und er läßt nur den Howa als ächten Malayen gelten.

Ich freue mich, von Grandidier ein Resultat ausgesprochen zu finden, das von mir ebenfalls und zwar völlig unabhängig in Madagascar gewonnen wurde und dem ich fast am gleichen Tage wie Grandidier öffentlichen Ausdruck in einer vorläufigen Reisepublication verlieh. Diese erfreuliche Uebereinstimmung beweist, wie klar im Grunde die Thatsachen liegen müssen.

Grandidier hält es für wahrscheinlich, daß die Howa aus dem Gebiet von Java oder wenigstens aus jener Region eingewandert sind, während er vermuthet, der übrige Theil der madagassischen Bevölkerung entstamme dem Gebiete von Indochina. Nach den interessanten Parallelen in Sitten und Gebräuchen, sowie in religiösen Anschauungen findet er Anklänge an die Bewohner des indochinesischen Gebietes.

Hier weichen nun meine Ergebnisse ab. Ich fühle allerdings die zahlreichen Züge der „Malgaschen", welche auf den Osten hin zu deuten scheinen, wohl heraus, aber viele Bräuche und Volksanschauungen können sich gelegentlich völlig unabhängig an verschiedenen Punkten der Erde entwickeln, Manches mag importirt sein; aber Beziehungen zur afrikanischen Welt sind doch ebenso sehr verbreitet. Die sicherste Richtschnur bleiben in zweifelhaften Fällen doch die rein morphologischen Verhältnisse, der physische Charakter der Stämme ist am wenigsten wandelbar.

Gelangt man nach dem Westen von Madagascar, so wird das afrikanische Gepräge der Bewohner doch sehr in die Augen fallend und ihre körperlichen Beziehungen zu den festländischen Bewohnern der Küste von Mozambique und Zanzibar sehr groß.

Scheinbar stehen die Stämme an der Ostküste, insbesondere die Betsimisaraka, weit ab, haben sich auch vielfach mit dem malayischen und kaukasischen Element vermischt, aber sie werden durch die im Norden lebenden Antakaren doch in unleugbarer Weise mit den afrikanischen Westmadagassen verknüpft.

Sachalin und seine Verbannten[1]).

I.

Am 14. (26.) Mai verließen wir mit dem Schiffe „Kostroma" Wladiwostok, auf dessen Rhede wir eine Woche verweilt hatten. Das bisher warme und klare Wetter veränderte sich am Tage der Abreise plötzlich, und als wir den Ussuri-Golf passirten und in das Japanische Meer hineinfuhren, kamen wir in einen starken Nebel; die Temperatur sank von 15° auf 10° R.

Am Morgen des 16. (28.) Mai näherten wir uns zwei japanischen Inseln: Rubinsiri (Refunsiri) und Riinsiri. Letztere ist fast unbewohnbar; sie besitzt einen kegelförmigen, 5352 Fuß hohen Berg, welcher theilweise mit Schnee bedeckt war. Auf der ersteren größeren Insel, welche grüne Wälder erkennen ließ, wohnen Ainos und Japaner. Wir fuhren an den Inseln vorüber in die Meerenge La-pérouse; der Leuchtthurm von Crillon an der Südspitze von Sachalin wurde sichtbar. An einigen hochgelegenen Stellen der Küste von Sachalin sah man mitten im Grünen noch Schnee liegen. Hinter dem Leuchtthurme beginnt der Aniwabusen, welcher tief in das südliche Ende Sachalins einschneidet und in dessen Mitte der Posten Korsakowsk liegt. Dort warfen wir Anker, $2^1/_2$ bis 3 Werst (Kilometer) vom Ufer entfernt.

Korsakowsk (auch Korsakowa genannt) ist im Jahre 1869 gegründet worden; die ersten Ansiedler waren 25 Familien aus dem Gouvernement Tobolsk. Der Ort ist umgeben von Gesträuch und kleinen Bäumen; der Wald, welcher früher die benachbarten Höhen bedeckte, ist niedergehauen, um Bauholz zu gewinnen. Die Gebäude sind ohne Ausnahme hölzerne und stehen in zwei Reihen, so daß eine Art von Straße gebildet wird. Hier befindet sich die Verwaltung des Postens, eine Kirche und auch ein Laden, dessen Besitzer, Zeller, von den Einwohnern Korsakowsks ganz unglaubliche Preise für seine Waaren nimmt. Zu beiden Seiten der Straße liegen zerstreut die Häuser des Militärkommandos und die Ansiedelungen der Strafarbeiter (Katorshnije[1]), sowohl derjenigen, welche bereits den Termin der Strafarbeiter hinter sich, oder auch derjenigen, welche die entsprechende Zeit im Gefängniß verbracht haben. Die Ansiedelung mit ihren Gemüsegärten und Feldern erinnert an ein großes russisches Dorf. An dem einen Ende des Ortes liegt auf einem großen Platze das viereckige, aus Holz erbaute Gefängniß; es besteht aus vier Flügeln, welche einen Hof umschließen, und hat an den Ecken Thürme. Die Räume können bis 1000 Arrestanten beherbergen; sie sind hoch, aber schlecht ventilirt und haben wenig Licht. Im Allgemeinen ist das Gefängniß nicht sehr solide gebaut und fordert bereits an vielen Stellen Stützen; ein Zaun fehlt noch.

In einem der Thürme wohnt der Henker, ein früherer Katorshnik, welcher hier nur als Prügelmeister fungirt. Er ist von den Strafarbeiten befreit, bekommt von den Arrestanten freiwillige Gaben, genießt das Vorrecht, das Gefängniß verlassen zu dürfen, jedoch nur um Ruthen zu sammeln. Bei diesen Spaziergängen versorgt er sich reichlich mit Branntwein; trotz der allerstrengsten Aufsicht, trotz der strengsten Strafe wird dennoch Branntwein im Geheimen verkauft; man versteckt ihn auf dem Kirchhofe oder am Boden des Flüßchens. Der Henker selbst unterliegt wegen seiner Trunksucht gleichfalls der Körperstrafe, wie es gerade damals sich ereignete. Doch mußten die Gefängnißaufseher selbst die Exekution vollstrecken, weil keiner der Strafarbeiter sich dazu bereit fand; alle fürchteten nämlich die Rache des Prügelmeisters.

---

[1]) Nach einem Briefe von A. Schtscherbak in der „Nowoje Wrjema" 1886, Nr. 3818 und 3873.

[1]) Ein nach Sibirien verbannter und zur Zwangsarbeit verurtheilter Verbrecher heißt russisch „Katorshnik" oder „Katorshnij", von „Katorga", die schwere Zwangsarbeit.

Hier in Korsakowsk mußte die für das Gefängniß bestimmte Ladung, aus Salzfleisch, Mehl, Grütze, Zucker, Pelzen, Eisen, Kupfer und landwirthschaftlichen Werkzeugen bestehend, ans Land geschafft werden, ferner von den 518 Arrestanten, welche sich an Bord der „Kostroma" befanden, 319 ausgeschifft werden; der Rest war für Duë und Alexandrowsk bestimmt.

Früh am Morgen des 17. (29.) Mai war das ganze Ufer bedeckt mit grau gekleideten Leuten; ebensolche Graukittel befanden sich in den Booten, welche die Ladung des Schiffes ans Land befördern sollten. Das Abladen ging sehr schnell vor sich, weil der Dampfkutter die Boote hin und zurück schleppte. Die Ausschiffung der Strafarbeiter sollte zuletzt erfolgen. Zwischen den auf dem Schiffe befindlichen Gefangenen und denjenigen, welche auf den Booten waren, wurden bereits Unterhandlungen eingeleitet. „Wie ist die Verpflegung auf Sachalin?" „In welchem Posten ist der Aufenthalt am besten?" „Wie sind die Aufseher?" Hier und da fanden sich Landsleute, welche über ihre weit entfernte Heimath redeten!

„Wir sind todte Leute — nun und damit basta!" sagte einer der Gefangenen; als er mich bemerkte, bat er um Papier zu einer Cigarette.

Während der Ladungsarbeiten wurden die dabei beschäftigten Arrestanten von den Gefängnißaufsehern bewacht. Es waren das Soldaten, aber größtentheils noch unerfahrene, welche wenig auf das achteten, was um sie herum geschah. Einige Arrestanten lauerten nur auf eine günstige Gelegenheit, den im Geheimen bei der Schiffsmannschaft gekauften Spiritus oder Rum bei Seite zu schaffen. Der verbotene Handel wurde aber bald entdeckt: es fand eine allgemeine Inspektion und Untersuchung der Wohnräume der Matrosen und Heizer statt und der gefundene Branntwein wurde zum Besten der Lazarethe auf Sachalin confiscirt und die Ertappten mit Entziehung einer Monatsgage bestraft.

Um 9 Uhr Abends war die Ausschiffung der Waaren und die Ablieferung der Arrestanten beendigt. Zur Aufnahme der abgeladenen Vorräthe waren zwei Scheunen am Ufer erbaut; in der Nähe der einen steht ein Schuppen, unter welchem ein Kutter gebaut wird; auch eine Windmühle ist daselbst vertreten, doch wird sie wenig benutzt, weil die Ernten sehr gering sind und genug Mehl zu Schiffe herbeigeschafft wird.

Die Zahl aller Verschickten und Strafarbeiter in Korsakowsk beträgt 1000; außer diesen giebt es an Ansiedlern und solchen Arbeitern, welche bereits frei sind und im Posten oder in dessen Nähe wohnen, etwa 350, darunter gegen 50 Mann, welche wegen Schwäche, Krankheit und hohen Alters von der Arbeit befreit sind; ferner 83 Frauen, sowohl der Ansiedler, als der Verschickten, als auch einzelne Verschickte — alles zusammen 1533. Das Militärkommando ist 210 Mann stark; zur Verwaltung des Postens gehören der Chef des Bezirkes und dessen Kanzlei (ein Sekretär und einige Schreiber), der Gefängnißaufseher und dessen Gehilfe, der Inspektor der Ansiedelung, die Officiere des Militärkommandos, zwei Aerzte und deren Feldscheerer, die Priester u. s. w. Mit allen diesen, sowie den betreffenden Familien der Beamten beträgt die Zahl der Einwohner in Korsakowsk etwa 1800; von den gelegentlich anwesenden Eingeborenen, wie Ainos, Orotschonen und Giläken, ist dabei ganz abgesehen.

Die Arbeiten der Strafgefangenen bestehen hauptsächlich in Erbauung der Kronshäuser und im Fällen und Herbeischaffen des Holzes zum Bau. Ferner beschäftigen sie sich gegenwärtig mit der Herstellung eines Durchhaues zum Zwecke einer telegraphischen Verbindung zwischen Korsakowsk und Alexandrowsk und weiter mit der Herstellung einer fahrbaren Straße zwischen den beiden genannten Orten. Alexandrowsk, das Centrum der Verwaltung Sachalins, ist ca. 700 Werst (Kilometer) von Korsakowsk entfernt. Augenblicklich giebt es gar keinen Weg zwischen den beiden Posten: dichte Wälder trennen beide Orte. Eine Kommunikation der genannten Posten unter einander ist nur im Sommer zu Wasser möglich, falls gerade die Schiffe der sibirischen Flotte die Fahrt machen. Im Winter reist man im höchsten Falle der Noth mit Hunden, doch erfordert eine derartige, sehr gefährliche Reise etwa vier Wochen. Die äußerst schwierige Kommunikation ist nicht ohne Einfluß auf das hiesige Gerichtsverfahren. In Korsakowsk z. B. sitzt im Gefängnisse in Einzelhaft ein Verbrecher, welcher bereits vor Jahresfrist zum Tode verurtheilt worden ist; aber die Bestätigung des Urtheils durch den Generalgouverneur von Sibirien ist noch nicht eingetroffen. Der Verbrecher ist bereits so weit gekommen, daß er selbst bittet, man möge ihn doch sobald als möglich hängen, um nur der peinlichen Erwartung der Todesstunde ein Ende zu machen.

Im Bezirk von Korsakowsk giebt es nur eine Straße, welche vom Posten zu den nächstgelegenen Ansiedelungen Solowjewka und Mitzulowka hinführt und an deren Fortsetzung gearbeitet wird. Die Straße zieht sich längs der Meeresküste hin, dicht an den Bergen. Ihre Herstellung auf steinigem Grunde hat den Strafgefangenen viel Mühe gemacht, zumal wenn man die ungeeigneten Instrumente derselben dabei berücksichtigt. Die Leitung der Arbeiten hatte der Chef des Korsakowsker Bezirks, E. Belij, ein noch junger, aber sehr energischer Mann. Außer der genannten Beschäftigung müssen einzelne Strafgefangene noch die Rolle von Bediensteten in der Verwaltung selbst übernehmen.

Die unmittelbare Aufsicht über die Gefangenen und ihre Arbeiten haben die Gefängnißaufseher; auf 20 Gefangene kommt ein jüngerer und auf 40 ein älterer Aufseher. Während der Arbeiten im Walde begleiten Soldaten die Gefangenen, insbesondere diejenigen, welche gefesselt sind (Fesseln, insbesondere Fußfesseln, werden von Flüchtlingen und rückfälligen Mördern getragen). Da aber das in Korsakowsk befindliche Militärkommando sehr gering (210 Mann) und sehr stark in Anspruch genommen ist, so kann die militärische Begleitung nur schwach sein; sie ist deshalb nicht im Stande, Fluchtversuche zu verhindern. Zahlreich werden die Fluchtversuche, sobald neue Arrestanten hinzugekommen sind. Allein die meisten derartigen Versuche enden damit, daß die Flüchtlinge ins Gefängniß heimkehren; einerseits zwingt sie dazu der Hunger, andererseits können sie nicht übers Meer nach Japan oder Winters über den gefrorenen Tatarischen Golf auf das Festland; in jedem Falle bietet die Flucht kolossale Schwierigkeiten dar.

Die Flüchtlinge belästigen durch ihr Stehlen und Rauben die vorhandenen friedlichen Ansiedler ganz außerordentlich; die Bewohner des 40 Werst von Korsakowsk entfernten Dorfes Tschibisani haben sich aus diesem Grunde schon entschlossen, nach dem Amur-Gebiete überzusiedeln, wozu ihnen bereits die Genehmigung von Seiten der Obrigkeit ertheilt worden ist.

Ist die zu Zwangsarbeiten festgesetzte Frist der Einzelnen abgelaufen, so heißen sie Ansiedler und erhalten geeignete Plätze, um sich Wohnungen zu errichten; man giebt ihnen ein Stück Land, eine Waldparcelle, um Bauholz zu gewinnen, einiges Vieh und landwirthschaftliche Werkzeuge. Außerdem erhält jeder Ansiedler, und wenn er verheirathet ist, auch seine Frau und seine Kinder, ein bis zwei

Jahre lang eine Unterstützung in baarem Gelde; für Kinder werden z. B. drei bis vier Rubel (sechs bis acht Mark) monatlich gezahlt.

Das Erbauen eines Hauses, das Bearbeiten eines Stückes Land ist für den Ansiedler ein schweres Stück Arbeit, weil er meist allein ist. Hat er aber endlich ein Hüttchen, hat er einen Gemüsegarten, welcher die dringendsten Bedürfnisse befriedigt, so ist er beruhigt; wegen der Geldunterstützung fühlt er sich nicht veranlaßt, seine Wirthschaft auszudehnen, im Gegentheil. Ich sah bei einigen Ansiedlern nur sehr kleine Korn- und Kartoffelfelder, obgleich die Kartoffeln hier reichlich tragen; es waren alles Ansiedler, denen eine Unterstützung gezahlt wurde. Nur wenig davon entfernt waren ansehnliche Getreide- und Kartoffeläcker; ihr Besitzer stand auf eigenen Füßen, er bekam keine Unterstützung mehr. Die Mehrzahl der Ansiedler in Sachalin aber wird von der Regierung unterstützt; von 2182 Menschen 70 Proc. Der Fortschritt und die Entwickelung der Landwirthschaft wird aber auch gehemmt durch die Bestimmnng, daß jeder Strafgefangene, nachdem er seine Zeit abgearbeitet hat, sich mit Ackerbau beschäftigen muß und kein Recht besitzt, vor Ablauf einer bestimmten Zeit Sachalin zu verlassen. Am 1. Januar 1885 waren — nach gemachten Erhebungen — von 4900 Gefangenen und Ansiedlern auf der ganzen Insel nur etwa 60 Proc. zum Ackerbau geeignet. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Mehrzahl der befreiten Arrestanten keine Weiber hat, wodurch die Führung einer Wirthschaft sehr erschwert wird. Freilich kommt es vor, daß die Verwaltung einzelne Fleißige durch das Gestatten einer Civilehe mit einer Strafgefangenen oder einer Verschickten gewissermaßen belohnt; aber das sind sehr seltene Fälle.

Unter den Ansiedlern leben auch meistens solche Strafgefangenen, welche ihre bestimmte Zeit im Gefängnisse verlebt haben, aber dennoch täglich zur Arbeit gehen müssen und nur die von Kronsarbeit freie Zeit für sich verwenden können. Uebrigens ist alle von den Gefangenen ausgeführte Arbeit — ausgenommen die Beschaffung des Holzes im Winter — keineswegs eine so schwere, als gewöhnlich unter „Katorga“ (Zwangsarbeit) verstanden wird.

Kürzere Mittheilungen.

Noch ein Wort über die Herkunft der Bohne.

Von Dr. R. A. Philippi in Santiago.

In dem Aufsatz „Ueber die Herkunft der Bohne“ („Globus“, Bd. 50, S. 72) wird die Behauptung aufgestellt, daß die Gartenbohne in Amerika einheimisch sei, wie Wittmack zuerst gefunden hat, der sich namentlich auf Acosta's historia natural i moral de las Indias beruft. Ich erlaube mir noch mehrere Beweise dafür anzuführen und einige Angaben der Schriftsteller zu berichtigen.

Molina sagt in seinem Versuche einer Naturgeschichte von Chile (deutsche Uebersetzung, S. 108): „Der Degul, Phaseolus vulgaris. Schon vor der Ankunft der Spanier bauten die Einwohner verschiedene Arten von Ficebohnen, welche von den europäischen nicht sehr verschieden sind. Unter diesen ist eine mit geradem Stengel, welche von ihnen cuditmeto genannt wird, und 13 schlingende Arten, unter welchen besonders merkwürdig sind: die Pallari, Phaseolus Pallar, welche beinahe einen Zoll lange Samen haben, und die Borrichetti, Phaseolus Asellus, deren Samen sphärisch und auf der Oberfläche uneben sind.“

In dieser Angabe Molina's ist Wahres mit Irrthümlichem vermischt, was man bei ihm entschuldigen muß, da er auf seinem Transporte von Chile nach Europa ja alle seine Handschriften verloren hatte, und das Werk über seine Heimath fast 20 Jahre, nachdem er diese hatte verlassen müssen, aus dem Gedächtniß schrieb. Ich will zunächst die Irrthümer über Phaseolus pallar und Phaseolus asellus berichtigen. Phaseolus pallar **wird, gegenwärtig wenigstens, in Chile nicht angebaut**, sondern nur ab und an in Gärten als eine Curiosität gezogen, wie etwa auch Dolichos sesquipedalis und Phaseolus multiflorus. (Die kurze botanische Beschreibung desselben, die Molina gegeben hat, ist ganz falsch, wie ich schon in der Botanischen Zeitung Nr. 43, Oktober 1859 gezeigt habe.) Ich muß jetzt glauben, daß der Pallar identisch mit Linné's Phaseolus lunatus ist. Die Borrichetti, italienische Schreibart für das spanische burriquito, zu Deutsch „Eselchen“, Phaseolus asellus, findet man jetzt selten; die Bohnen sind beinahe kugelig, eselsgrau, woher der Name, aber **glatt**, nicht unebener als andere Bohnen auch sind; es sind diese Eselchen eine Varietät von Phaseolus nanus, der Kruppbohne. **Nur die Kruppbohne wird in Chile angebaut**, und zwar in zahllosen Varietäten und in Menge, da sie die Hauptnahrung des Volkes in den nördlichen und mittleren Provinzen Chiles ausmacht, und auch bei keiner Mahlzeit der reicheren Chilenen eine Schüssel mit Bohnen fehlt. In den südlichen Provinzen, Valdivia und Chiloe, treten die Regen so früh ein, daß man kaum die nöthigen Bohnen für die Aussaat des nächsten Jahres ernten kann, und tritt als Hauptnahrungsmittel die von den Spaniern eingeführte Erbse und die Saubohne an die Stelle der Kruppbohne. „**Schlingende Bohnen**“, wie Molina behauptet, **werden von den Chilenen nicht angebaut**, nur die fremden Gärtner ziehen die Stangenbohne, Phaseolus vulgaris. Was Molina mit seinen 13 schlingenden Arten sagen wollte, ist mir rein unverständlich, vielleicht hat er dabei auch an die Zierpflanze Phaseolus caracalla, Phaseolus multiflorus, Dolichos lignosus etc. gedacht; wahrscheinlicher ist mir, daß er hat sagen wollen, man baut in Chile eine kletternde Bohne und 13 Arten, die nicht klettern.

Die chilenische Bohne ist, wie gesagt, die Kruppbohne, Phaseolus nanus. Ihr chilenischer Name Degul ist, wie so manche einheimische Namen [1]), jetzt so gut wie verschwunden, und hat den fremden Namen porroto und frejol (spr. Frichol), Platz gemacht. Ich bin nicht im Stande, anzugeben, woher der Name frejol, der offenbar einerlei mit frijol und frisol ist, herstamme, aber der Name porroto ist offenbar das peruanische Wort purutu oder purrutu, womit die Bohne in Peru bezeichnet wird. Diesen Namen erwähnt auch nach den alten Schriftstellern Brehm im „Inkareich“ S. 86, und ist es wohl erlaubt, zu vermuthen, daß Chile die Kruppbohne von Peru erhalten hat, und vielleicht erst, nachdem die Inkas das nördliche Chile bis zum Maulaflusse erobert hatten. Der Umstand, daß die Bohne in Peru und Chile einheimische Namen führt, ist ein sehr gewichtiges Argument für die Ansicht, daß dieses Gewächs auch einheimisch ist, denn alle

[1]) So kennt man jetzt die Acacia Cavenia nur unter dem Namen „espino“, Dornstrauch, und nicht mehr unter dem einheimischen Namen „Caica“, den ich nie gehört habe.

von den Europäern eingeführten Thiere und Pflanzen führen die fremden, wenn auch verstümmelten Namen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, den Versuch zu machen, nachzuweisen, daß Cucurbita melopepo Pers. oder Cucurbita mammeata Mol. (im Texte der deutschen Uebersetzung steht mammellata) peruanischen Ursprungs ist[1]). De Candolle sagt schon (Origine des plantes cultivées, p. 204): „Die historischen Angaben widersprechen der Meinung nicht, daß Cucurbita pepo (womit er Cucurbita melopepo vereinigt) amerikanischen Ursprungs sei, ohne sie jedoch zu unterstützen." Auf der vorhergehenden Seite sagt er, es sei unmöglich, zu wissen, was Molina unter seiner Cucurbita mammeata gemeint habe. Dies ist ganz richtig, wenn man bloß die lateinische Diagnose Molina's berücksichtigt; allein für Jemand, der im Lande lebt, ist es nicht so schwer. Molina sagt im Texte: „Die Frucht ist beständig sphäroidalisch, an der Spitze hat sie eine große runde Warze, das Fleisch ist sehr milde und süß, beinahe wie von den Bataten (Ipomoea batatas), welche camote genannt werden." Diese Beschreibung stimmt, sollte ich meinen, genau mit Cucurbita melopepo Persoon (oder Cucurbita maxima turbaniformis Ahlefeld) überein. Sonderbar ist, daß Molina den chilenischen Namen nicht anführt, der zapallo ist. In dem in Madrid 1873 erschienenen Werke von D. Buenaventura Arago „Tratado completo del cultivo de la huerta" heißt es S. 279: „Der zapallo genannte Kürbis stammt aus Südamerika; er hat sich sehr gut in Galicien acclimatisirt. Nach einem gleichzeitigen Schriftsteller war der erste, welcher ihn gezogen hat, José de Villamil, ein Gutsbesitzer in Mondongo." Ueber den Namen zapallo (sprich Szapalljo) ist zu bemerken, daß derselbe nur in Südamerika bekannt ist, und man dies Wort vergebens im Wörterbuche der spanischen Akademie und den Taschenwörterbüchern sucht, es fehlt ebenfalls in Colmeiro's Curso de botánica, welches Buch die amerikanischen Pflanzennamen in großer Vollständigkeit aufführt. Sehr merkwürdig ist, daß der Name in Peru capallu (sprich Kapallju) heißt, (s. u. A. auch Brehm a. a. O.) und diesen Namen hat auch Colmeiro, und zwar „Capallu de Chile", S. 361; es hat sich also der Laut k, der wohl der ursprüngliche ist, in den des scharfen s verwandelt, ähnlich wie der Gallier diesen Laut ganz allgemein in „sch" verwandelt hat, z. B. cantus chant, campus, champ, castellum château, carmen charme, caro chair, canis chien, caballus cheval, cannabis chanvre, etc. etc., ein Beweis mehr, daß man von der heutigen Aussprache nicht auf die ursprüngliche schließen darf wie noch kürzlich wieder bei Gelegenheit der Aussprache des Altgriechischen geschehen ist.

[1]) Daß die Kürbisse aus Amerika stammen, ist durch Asa Gray und Wittmack wahrscheinlich gemacht worden. Red.

Zur Tiefseeforschung.

Ko. Gelegentlich der Veröffentlichung der ersten Abtheilung der Mollusken, welche der Dampfer „Blake" 1877 bis 1880 in den westindischen Gewässern gesammelt hat, macht Dall einige interessante Bemerkungen über die Tiefseefauna, welche weitere Verbreitung verdienen.

Die reichste Ausbeute an Seethieren liefert nicht die eigentliche Abyssalregion, sondern der Raum zwischen dieser und der Litoralzone. Dall begrenzt die letztere mit der Linie, welche die untere Grenze der Algenvegetation bezeichnet; sie liegt durchschnittlich in einer Tiefe von hundert Faden; die eigentliche Abyssalregion dagegen läßt er mit der Tiefe beginnen, in welcher die warmen Strömungen nicht mehr fühlbar sind und die Temperatur sich unverändert auf 40° F. hält. Schon Graf Pourtalès fand in dem Zwischenraume, den Dall die Archibenthalregion nennt und der ungefähr der Kontinentalregion von Agassiz entspricht, am jähen Abhange der Floridariffe seine besten Arten; dieselbe Erfahrung machte der „Challenger" an der bekannten Stelle vor St. Thomas, der „Albatroß" der Fischkommission am Außenabhang bei Marthas Vineyard, der „Blake" am Kap San Antonio und bei Grenada. Die Ursache mag zum Theil im wärmeren Wasser liegen, aber es müssen auch andere Ursachen mitwirken; jedenfalls ist es sehr interessant, daß die Fauna der Archibenthalregion nur selten direkt von der benachbarten Litoralfauna abgeleitet werden kann, wenn schon immer ein guter Theil aller Arten irgendwo noch lebend vorkommt. Zieht man eine Linie vom Kap Hatteras nach Madeira, so finden sich von den Arten, welche oberhalb der Tausendfadenlinie vorkommen, etwa 42 Proc. auch irgendwo lebend in seichterem Wasser, und der Procentsatz würde wahrscheinlich erheblich höher ausfallen, wenn die Litoralfauna der Tropen genauer bekannt wäre. Eigenthümlich sind nur wenige Gattungen. Es scheint fast, als ob die Grenze nach unten schärfer sei als nach oben; Arten, die sich von 80° bis 45° F. wohl fühlen, können die Grenze von 40° nicht überschreiten. Es hängt das allem Anschein nach mit dem Einfluß der Kälte auf die Embryonalentwickelung zusammen, wie ihn die Beobachtungen von Brooks und Ryder bei den Austern nachgewiesen haben; eine geringe Erniedrigung tödtet die Keime, eine selbst bedeutende Erhöhung beschleunigt nur die Entwickelung. Hat nun die Archibenthalfauna irgendwo, wo die Bedingungen günstig sind, die Litoralzone erreicht, so kann sehr leicht durch eine temporäre kalte Strömung die Verbindung unterbrochen werden und wir haben dann zwei weit getrennte Kolonien, deren ehemaliger Zusammenhang sich nicht immer mehr nachweisen läßt. Die Strömungen bringen an solche steile Abhänge überreichliche Nahrung und bewirken die nöthige Mannigfaltigkeit, wie sie für die Entwickelung einer reichen Fauna nöthig ist.

Die Tiefseefauna ist zwar bei weitem weniger mannigfaltig wie die Archibenthalfauna, aber doch immer verschiedenartiger, als man bei der völligen Gleichmäßigkeit der Ablagerungen über weite Strecken hin annehmen sollte. Finden sich auch keine Steine, so wissen sich die Arten, welche feste Stellen zur Anheftung brauchen, in anderer Weise zu helfen. Kleine Patelliden, wie Lepetella und Cocculina, heften sich an die chitinösen Röhren von Hydroidpolypen und die lederartigen Röhren von Anneliden; Capulus setzt sich an die langen Stacheln von Seeigeln, und wenn der Raum nicht mehr ausreicht, sondert er eine kalkige Scheibe ab, die zur Anheftung ausreicht. Leere Muschelschalen finden sich übrigens in diesen Tiefen selten, da die Kohlensäure sie rasch auflöst. In dem Neste, das sich Modiola polita Verrill. spinnt, suchen immer noch eine ganze Anzahl anderer Thiere Zuflucht. Bei dem vollständigen Mangel aller Vegetation kommen natürlich im Tiefwasser fast nur Arten vor, welche sich von thierischen Stoffen nähren, aber sie sind doch nicht eigentliche Räuber, denn von der Oberfläche fallen fortwährend so viel Reste abgestorbener Thiere herab, daß sie genügende Nahrung ohne Kampf finden. Das ist von ungeheurer Wichtigkeit für die Evolution der Arten, denn sie brauchen viel weniger Schutzwaffen[1]) und haben in Folge dessen auch schwächere Angriffswaffen. Schnecken, welche andere Arten anbohren, sind darum äußerst selten; was sich von lebenden Thieren nährt, gehört zu den Toxoglossen, welche ihre Beute durch einen giftigen Biß betäuben. Farbe und Skulptur haben ihre Bedeutung im Kampfe ums Dasein verloren, sie treten daher auch in der Entwickelung zurück; stachlige Arten, wie in der Litoralzone, finden sich kaum, wohl aber haben

[1]) Einige Arten der Gattung Murex haben die Stacheln und Krausen, durch welche sich ihre Verwandten und Vorfahren im seichteren Wasser auszeichnen, allerdings bewahrt, aber dieselben sind so dünn und zerbrechlich geworden, daß sie häufig schon beim Heraufholen des Thieres zerbrechen und ihm im Kampfe ums Dasein kaum mehr von Nutzen sein können, es handelt sich also um eine einfache Vererbung.

die meisten eine merkwürdig entwickelte feine Skulptur. Viele sind völlig farblos, aber es kommen doch auch zahlreiche gefärbte Arten vor und unter diesen sind auffallend häufig solche mit quadratischen braunen oder rothen Flecken.

Indeß ist die Variabilität ungeachtet der gleichmäßigen Verhältnisse für zahlreiche Arten wieder nicht unbedeutend. Manche allerdings, die von Hause aus „inflexible“ sind, bleiben sich durch alle Meere hindurch völlig gleich, andere dagegen sind innerhalb der Artgrenzen äußerst veränderlich. Es mag das auch mit dem Zurücktreten des Kampfes ums Dasein zusammenhängen, mit welchem auch der Zwang zur Entwickelung in einer bestimmten Richtung wegfällt und der individuellen Variation der breiteste Spielraum gelassen wird.

Die Forschungen des „Blake“ boten den Vortheil, daß bei ihnen ein ziemlich begrenztes Gebiet scharf und in allen seinen Tiefenzonen durchgearbeitet wurde; so konnte man sich überzeugen, daß die Scheidung der einzelnen Zonen durchaus nicht so scharf ist, wie man gewöhnlich annimmt; manche Arten reichten von den Küstenriffen von Florida bis zur Tiefe von 4000 m. Für Geologen interessant ist die, übrigens schon früher von Agassiz veröffentlichte Thatsache, daß vor Havana in über 800 m Tiefe die Drake eine ganze Menge Schalen von cubanischen Landschnecken heraufbrachte, gemischt mit Blättern von allen möglichen Arten, Alles vollkommen gut erhalten, also eine Süßwasserschicht mitten in einer Tiefseebildung.

Die zuerst von Agassiz so sanguinisch ausgesprochene Hoffnung, in der Tiefsee die charakteristischen Arten früherer geologischer Epochen lebend zu finden, ist auch durch den „Blake“ nicht erfüllt worden. Während im Jura und selbst noch in der amerikanischen Kohlenformation sich Vertreter von Binnenschneckenarten finden, die von den heute lebenden kaum specifisch verschieden sind, klafft in der marinen Fauna zwischen Kreide und Eocän noch immer eine weite unausgefüllte Spalte. Nur Pleurotomaria, von der zwei Exemplare erbeutet wurden, könnte in diesem Sinne gedeutet werden. Auffallend groß ist dagegen die Anzahl der Arten, welche seither nur fossil aus dem Pliocän und selbst dem Miocän der südatlantischen und der Golfstaaten bekannt waren, und sie würde noch viel bedeutender sein, wenn die Tertiärlager von Florida, Alabama und Louisiana genauer erforscht wären. Es wiederholt sich also hier ganz dieselbe Erscheinung, wie auf der Ostseite des Atlantischen Oceans, in dessen Tiefe sich die zuerst aus Calabrien und Sicilien und aus dem englischen Crag fossil beschriebenen Arten in immer größerer Anzahl lebend gefunden haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die **Rebenkrankheiten in Frankreich** stehen dort noch sehr im Vordergrunde des Interesses. Planchon resumirt in einem Artikel den Stand der Dinge. Hiernach hat man die Erfahrung gemacht, daß sandiges Terrain der Phylloxera sehr ungünstig ist, so daß man jetzt, wo thunlich, die seit Jahrhunderten vernachlässigten Distrikte aufsucht, in deren öde gelegenem Sandboden Reben angelegt werden. Dort, wo die Terrainverhältnisse es gestatten, erzielt man auch durch längeres Unterwassersetzen der mit Reben bepflanzten Grundstücke sicheren Erfolg. Die sehr kostspielige Anwendung von Schwefelkohlenstoff und Schwefelalkalien bleibt auf besonders werthvolle Pflanzungen beschränkt. Als erprobtes Mittel hat sich auch die Anpflanzung derjenigen amerikanischen Reben erwiesen, welche nicht von der Reblaus angegriffen werden; auf diese werden die edleren französischen Sorten gepfropft. Auch nicht unbeträchtliche Verwüstungen hat gerade in dem letzten Jahre der gefürchtete Pilz Peronospora viticola angerichtet, dessen Mycel im Blattgewebe wuchert. Als wirksam dagegen hat sich die Bespritzung der Stöcke mit Kupfervitriol- und Aetzkalklösung erwiesen.

— Die **präglaciale Existenz des Menschen im nördlichen Wales** ist durch die sorgsamen Ausgrabungen des Dr. Hicks, die auf Kosten der „Association for the advancement of Science“ in den Jahren 1885 und 1886 in der Höhle von Caë Gwyn vorgenommen wurden, über jeden Zweifel erhoben worden. Unter einer knochenführenden Schicht von 20 Fuß Dicke fand man im Sande einen sorgsam bearbeiteten Feuersteinsplitter. Daß diese Schichten präglacial oder allerhöchstens interglacial sind, kann gar keinem Zweifel unterliegen; sie sind sogar abgesetzt worden vor der großen Senkung, welche die heute 400 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Grotten von Nordwales der Einwirkung des Meerwassers aussetzte. Selbst Boyd Dawkins, einer der entschiedensten Gegner der Annahme präglacialer Menschen, hat angesichts der Resultate des Dr. Hicks seinen Widerspruch aufgegeben.

— Im **Kreise Bachmut** (Gouv. Jekaterinoslaw) befinden sich **Lager von Zinnobererzen**, zu deren Bearbeitung jetzt eine Gesellschaft sich gebildet hat. Das aus jenem Erze gewonnene Quecksilber ist so rein, daß es dem spanischen, in der Sierra Morena gewonnenen nicht nachsteht. Die Zinnoberlager befinden sich genau im Centrum des Kreises, 26 Werst (km) von der Stadt Bachmut an der Wasserscheide der in den nördlichen Donetz mündenden Flüsse Kriwoi Torez und Bachmutka bei der Station Nikitowka an der Kursk-Charkow-Azower-Eisenbahnlinie. Die nöthigen Schachte sind bereits gebaut, Schmelzöfen hergestellt, ebenso Wohnungen für die Arbeiter; die Arbeiten selbst haben schon begonnen. Man rechnet darauf, 10 000 Pud Erz (160 000 kg) und daraus Quecksilber im Werthe von einer Million Rubel jährlich gewinnen zu können.

— Während des Jahres 1886 haben sich gegen 5000 **russische Pilger**, Männer und Weiber, in Odessa eingeschifft, um Jerusalem, den Athos und andere heilige Orte zu besuchen. Es sind das vorzugsweise Bauern aus den südlichen Gouvernements; besonders zahlreich erschienen sie, wie gewöhnlich, im Herbst nach Beendigung der Ernte.

Asien.

— Dr. **Aitchison**, der von der englischen Regierung der **afghanischen Grenzkommission** als Naturforscher beigegeben war, hat eine reiche Pflanzensammlung angelegt und besonders denjenigen vegetabilischen Erzeugnissen des persisch-afghanischen Gebietes große Aufmerksamkeit geschenkt, welche Handelsartikel nach Indien und anderen Ländern bilden. Die Kommission verließ Quettah im September 1884. Man wendete sich von da südwestlich nach Nuschki und hierauf nordwestlich durch Nord-Beludschistan zum Helmand-Fluß, der in etwa 63° östl. L. berührt wurde. Auf dieser Tour und auf der weiteren nordwärts bis Kuhsan (etwas nordwestlich von Herat) wurde nicht viel von Bedeutung gesammelt. Dagegen ergab der Landstrich zwischen ungefähr

59° und 64° östl. L. und 34° und 37° östl. Br. (mit Herat nahe der südöstlichen und Meschhed nahe der nordwestlichen Grenze) eine Ausbeute von 800 Arten in 10 000 Exemplaren. Diese Sammlung war das Ergebniß der Arbeit eines Jahres. Sie enthält aber keine Pflanzen aus der oberhalb 5000 Fuß gelegenen Zone und beschränkt sich im Wesentlichen auf die Pflanzen der Ebene, die auch ökonomisch wichtiger sind. Praktisch am wichtigsten sowie am charakteristischsten für die Physiognomie der Vegetation sind die Umbelliferen. Einige von ihnen erreichen eine riesige Größe, und mehrere geben werthvolle Gummiharze, welche im Handel als Ammoniakgummi, Galbanum, Asa foetida ꝛc. bekannt sind. Unter anderen vegetabilischen Produkten sei noch eine gelbe Farbe erwähnt, welche in großer Menge nach Indien importirt wird und von einer noch nicht beschriebenen Art des Rittersporns (Delphinium) stammt. Ein anderes Färbematerial liefern die Wurzeln einer Prunus-Art, welche dadurch merkwürdig ist, daß sie keine Kronenblätter hat; dieselben werden durch die blumenkronartig gefärbten Kelchblätter ersetzt.

— Topographische Arbeiten der Engländer in Asien. Die geographischen Aufnahmen der der Afghanischen Grenz-Commission beigegebenen Officiere erstrecken sich nach „Nature" über rund 100 000 engl. Quadratmeilen Landes. Sehr fleißig sind die indischen Topographen in Oberbarma gewesen. Hauptmann Hobson's Karte in 14 Blatt, nach allen vorhandenen Materialien bearbeitet, ist bereits erschienen, ebenso eine Reduktion davon im Maßstabe von 16 Miles auf den Zoll. — Diejenige Abtheilung, welche kürzlich die Aufnahme der andamanischen Inseln vollendet hatte, hat unter Major G. Strahan am 19. November 1886 Calcutta verlassen, um die Aufnahme der Nicobaren zu beginnen.

Afrika.

— Nach neunjährigem Zögern der marokkanischen Regierung ist es jetzt endlich dem neuen britischen Vertreter gelungen, die Legung eines Telegraphenkabels zwischen Tanger und Gibraltar durchzusetzen. Die Arbeiten sind bereits im Gange.

— Ein kaum glaublicher, aber vom „Mouvement Géographique" (1887, S. 14) bestätigter Vandalismus ist in Kairo von dem englischen Major Mantell begangen worden. Während der Sechziger und Siebziger Jahre hatten ägyptische Officiere unter Gordon, Gessi, Mason, Purdy, Colston, Pront u. A. in den oberen Nilgebieten und im Sudan, besonders in Sennar, Darfur und Kordofan, fleißige Landesaufnahmen ausgeführt, die zum größten Theil noch gar nicht veröffentlicht worden sind. Die Elaborate wurden auf der Citadelle von Kairo in den Bureaus des egyptischen Generalstabes aufbewahrt, von wo man sie später in einen Saal der sogenannten Abtheilung für sudanesische Angelegenheiten im Kriegsministerium überführte. Als nun im Juni 1886 diese Lokalität für Zwecke der britischen Okkupationsarmee benöthigt wurde, beauftragte General Hallam Parr den Aufbewahrer der Karten, Major Mantell, die Lokalität zu räumen und bei diesem Anlasse vieler daselbst aufbewahrter unnützer Schriftstücke sich zu entledigen. Major Mantell ließ nun durch seinen Diener den größten Theil der seiner Obhut anvertrauten Papiere und darunter auch die werthvollen Karten verbrennen. Einige Tage später wollte General Hallam Parr eine Sudankarte benutzen und entdeckte den großen Verlust. Major Mantell wurde zur Strafe für sein Versehen erst kürzlich seiner Stellung als Archivdirektor des ägyptischen Generalstabes enthoben und nach England abberufen. Seine Barbarei hätte freilich eine strengere Strafe verdient; aber ein Theil der Schuld fällt auch auf die englischen Behörden, welche es nur allzu sehr lieben, geographische Aufnahmen „sekret" zu halten. Möge der traurige Vorfall ihnen wenigstens für die Zukunft zur Lehre dienen.

— Der Sultan von Zanzibar hat auf seine Ansprüche auf das Kilimandscharo-Gebiet zu Gunsten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verzichtet und sich bereit erklärt, diesen Verzicht auch den Häuptlingen jenes Gebietes mitzutheilen. Bekanntlich fällt der Nordabhang jenes Gebirges und ein Theil der Landschaften Taveta und Dschagga in die englische Interessensphäre, und daran kann jener Verzicht nichts ändern; doch hatte sich Großbritannien bereit erklärt, seinen Einfluß beim Sultan geltend zu machen zu Gunsten eines freundschaftlichen Uebereinkommens über das Kilimandscharo-Gebiet. — Der Sultan ist außerdem der Congo-Akte beigetreten, jedoch mit dem Vorbehalte, daß er sich damit nicht ohne weiteres dem Grundsatze der Handelsfreiheit unterwirft; dieselbe soll vielmehr nur insoweit Anwendung finden, als er seine Zustimmung ertheilen wird.

— Im „Mouvement Geographique" (IV, Nr. 3; 30. Januar 1887) ist ein Brief von G. Schweinfurth abgedruckt, wonach derselbe in Kairo Dr. Junker's Karten vom Welle-Flusse studirt hat und die auch von Junker jetzt getheilte Ueberzeugung hegt, daß der Welle nur der Oberlauf des großen rechtsseitigen Congo-Zuflusses Ubangi (Mobangi) sein kann. — Gerade das Umgekehrte berichtet dagegen Raffray, jetzt französischer Consul in Zanzibar (Compte rendu der Pariser Soc. de Géogr., 1887, Nr. 2, S. 63); ihm zufolge wäre Junker der Ansicht, daß der Welle in den Tsad-See fließt. — Die Entscheidung darüber hängt von der geographischen Breite des untersten Punktes ab, welchen Junker am Welle erreichte; dieselbe giebt Schweinfurth zu 3° 13′ 10″ N. an, Raffray verlegt sie zwischen 5° und 6° N. Letzterer wird sich wohl geirrt haben.

— Am 8. Februar verließ Savorgnan de Brazza Bordeaux, um sich nach Westafrika, Französisch-Congo, einzuschiffen. Auf einem Abschiedsfeste in Paris erklärte er unter Anderem, er halte darauf, nur französische Waaren im „Congo" einführen zu lassen. — Dagegen ist daran zu erinnern, daß der ganze Süden und Osten der Kolonie zum Freihandelsgebiete gehört; Frankreich aber scheint dem Vorgange des Deutschen Reiches und von Großbritannien zu folgen und sich um die Beschlüsse der Berliner Congo-Konferenz wenig mehr zu kümmern.

— Ingenieur Thiel, das letzte Mitglied der Flegel'schen Niger-Expedition, welches sich noch in Westafrika befand, ist von dort, wo er die Interessen der Afrikanischen Gesellschaft nach dem Tode Flegel's in erfolgreicher Weise wahrgenommen hat, nach Abwickelung der Geschäfte glücklich nach Deutschland zurückgekehrt.

Australien.

— Mitte November 1886 wurde von Thursday Island (in 10° 33′ südl. Br. und 142° 10′ östl. v. Gr.), dem Hauptorte der in der Torresstraße betriebenen Perlfischerei, ein Kabel nach Cape York, der Nordspitze der Kolonie Queensland, gelegt. Von dem Hafenorte Cooktown in 15° 27′ südl. Br. und 145° 25′ östl. v. Gr., bis wohin von Brisbane aus telegraphische Verbindung besteht, ist die Legung eines Landtelegraphen nach Cape York im Gange.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VIII.

Eines Tages, als Marche bettlägerig war, erschien sein Jäger mit der Meldung, daß am Rande des Gehölzes eine mächtige Schlange liege, die eben einen Ochsen verschlungen habe; da ihm die Nachricht begreiflicher Weise verdächtig vorkam, befahl er dem Jäger, ihm das Thier zu bringen. Und wirklich sah er, wie eine Stunde später ein fast 7 m langer Python von einem vor Angst schnaubenden Büffel an einem Stricke in den Hof geschleift wurde. Um ihn zu tödten, kleidete er sich an und stieg in den Hof hinab; die Schlange maß höchstens 40 bis 45 cm im Umfange, während der Bauch riesig aufgetrieben war. Marche's Leute hatten sie, während sie gerade verdaute, gefunden und ihr ohne Gefahr eine Schlinge um den Hals legen und sie herbei schleppen können. Der Reisende ließ sie an Hals und Schwanz festbinden, machte dann mit seinem Secirmesser einen tiefen Einschnitt am Halse und zerbrach ihr zuletzt, ohne daß sie sich dabei besonders stark bewegte, mit Hammer und Stemmeisen die Wirbelsäule. In ihrem Leibe fand man ein vollständig erhaltenes, zwei bis drei Monate altes Kalb, dessen Beine unter den Leib gebogen waren. Die Haut der Schlange befindet sich jetzt im Pariser Museum; das Fleisch wurde zertheilt, mit Strychnin versehen und zum Vergiften der Krokodile ausgelegt. Das Mittel schien gewirkt zu haben, denn von da an sah man in der Umgegend keine Saurier mehr.

Am 24. Juli hatte Marche Gelegenheit, 19 Agutaïnos beiderlei Geschlechts zu messen; dieselben bewohnen in einer Anzahl von 1000 bis 1200 die sehr arme Insel Agutaya im Cuyo-Archipel. Zur Erbauung von Hütten und Booten müssen sie das Holz weit herholen; ihr Viehstand ist gering und degenerirt zusehends, und ihre schönen Pflanzungen von Kokospalmen hat ein vaguio (Taifun) vollständig verwüstet. Aber trotz der Armseligkeit ihrer Insel hängen sie sehr an derselben und wandern nicht aus, trotzdem Inseln, wie Busuanga, ihnen mehr besitzloses Land bieten, als sie bebauen können. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fangen von Trepang und winzig kleinen Krabben, die in der Sonne getrocknet und an Indier und Chinesen verkauft werden. Peinigt sie der Hunger zu arg, so verdingen sie sich wohl auf einige Tage zur Arbeit, aber sobald sie sich etwas erholt und einiges Geld verdient haben, so kaufen sie Reis dafür und kehren auf ihre Insel zurück. Ihr Typus ist ziemlich regelmäßig und unterscheidet sich von demjenigen der Tagbanuas der Calamianas-Inseln; er scheint sich unvermischter erhalten zu haben; obwohl sie zum Cuyo-Archipel gehören, sprechen sie doch das Tagbanua der Calamianas.

Vier Tage später bekam der Reisende endlich auch fünf Tagbanuas, darunter ein Weib, von nahem zu sehen; von ihren Stammesgenossen in anderen Theilen des Archipels unterscheiden sie sich in nichts.

Am 20. August 1884 wurde, da besseres Wetter eingetreten war, ein Ausflug nach dem Norden der Insel Busuanga unternommen, und zwar in einem guten Boote, das ihm sein stets hilfsbereiter Wirth zur Verfügung stellte. Zuerst wurde beim Dorfe Coron gelandet und dort eine warme Schwefelquelle besucht, dann bei Coron Viejo auf der Insel Peñon de Coron, in deren Quarzitfelsen zahlreiche Höhlen und Spalten den Meerschwalben zum Bauen ihrer eßbaren Nester Gelegenheit bieten. Bewohnt

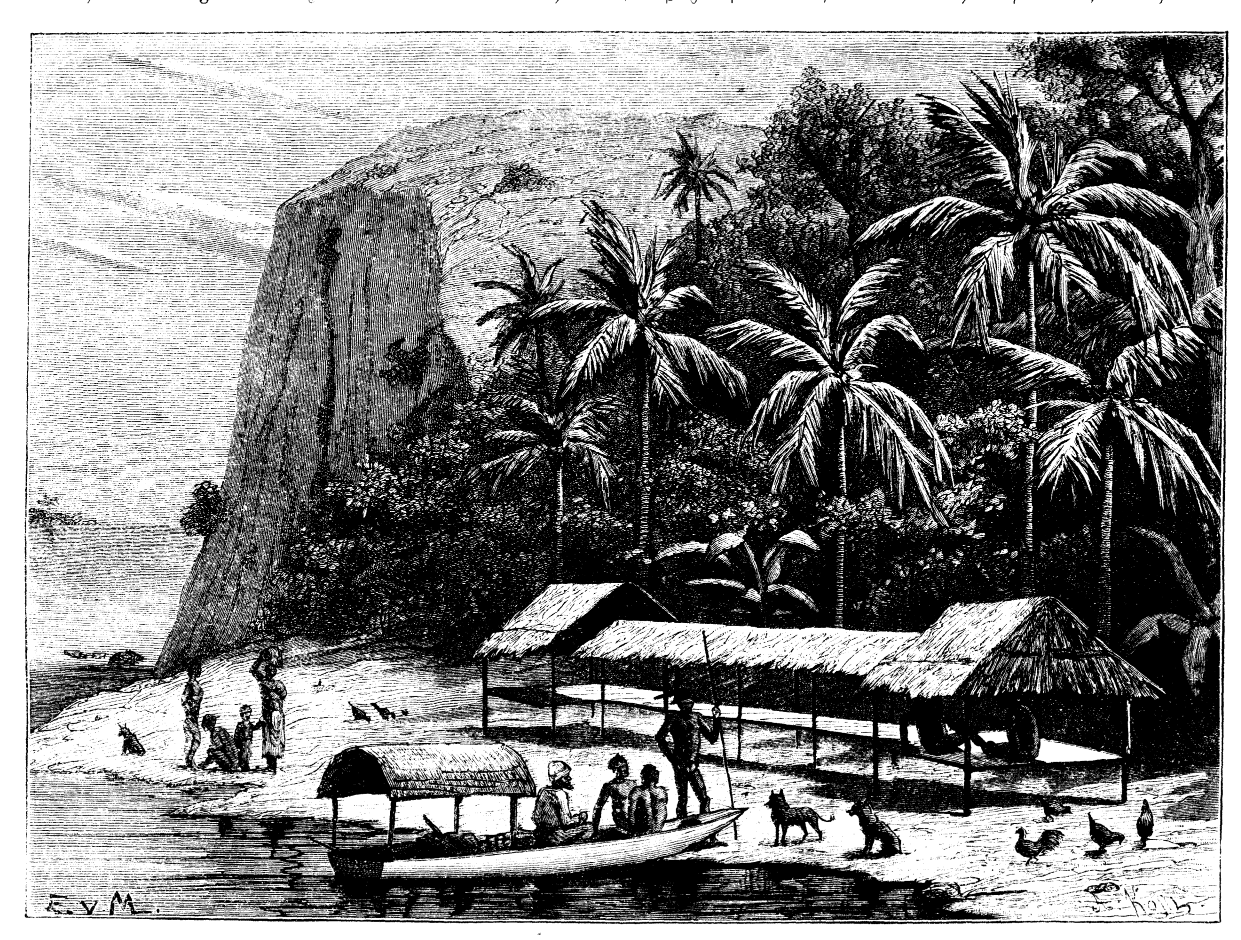


Erbeutung eines lebenden Python. (Nach einer Skizze von A. Marche.)

ist die Insel von Tagbanuas in wildem Zustande; dieselben errichten sich Hütten, die halb offen und nur wenig über den Erdboden erhöht sind, viele leben auch in den Höhlen. Im Inneren giebt es mehrere kleine Seen, deren größter nach Angabe der Eingeborenen mit dem Meere in Verbindung steht; sein Wasser ist brackig, wird aber trotzdem von jenen getrunken. Leider ist der Zugang zum See für gewöhnlich ziemlich schwierig und bei Regenwetter sogar gefährlich und selbst für die Eingeborenen unmöglich, denn er führt über die Berge und stellenweise an tiefen Abgründen hin, wo man Hände und Füße gebrauchen muß, um vorwärts zu kommen.

An der Bai, wo Alt-Coron einst gelegen hat, fand Marche nur einige elende Hütten und kaum ein halbes Dutzend scheuer Tagbanuas. Es ist zu verwundern, daß diese Leute so arm sind und daß dabei nur sie allein die eßbaren Schwalbennester sammeln, die in Manila zu vier und zwei Mark die Unze verkauft werden; auch Trepang fischen sie, wovon manche Arten bis zu vier Mark das Stück verkauft werden. Die Tagbanuas werden eben von Chinesen und Indiern aufs Schamloseste ausgebeutet; dieselben liefern ihnen Reis und etwas Zeug auf Abschlag und halten sie so in einem steten Schuldverhältnisse.

Am Tage nach seiner Ankunft in Coron untersuchte Marche zwei Grotten in den senkrecht abstürzenden Klippen am Ostende der Bucht, welche menschliche Gebeine enthalten sollten. Diese Angabe erwies sich auch als wahr. Er ließ zuerst einen seiner Leute hinaufklettern, welcher die



Tagbanua-Hütten auf der Stelle des früheren Dorfes Coron. (Nach einer Skizze von A. Marche.)

größte Mühe hatte, die Mündung der untersten Grotte zu erreichen; als er oben war, wurde ihm ein Seil zugeworfen, mit dessen Hilfe Marche ihm folgen konnte. Hier fand er drei Schädel, darunter zwei gut erhaltene, und Knochen, die aber bereits dermaßen zerfallen waren, daß er sie nicht mitnehmen mochte. Aus der oberen Höhle brachte der Diener dann noch weitere zwei Schädel. Auch Reste von Särgen, Seemuscheln und durchbohrte Steine, die zum Beschweren von Wurfnetzen, wie sie noch heute dort im Gebrauche sind, gedient haben müssen, fanden sich vor. Diese Grabstätte mußte ziemlich alt sein, denn von Eisen fand sich keine Spur, sondern nur Scherben von Thongefäßen, wie sie die Eingeborenen noch jetzt anfertigen.

Nachdem eine Anzahl ähnlicher Grotten untersucht war, ohne jedoch eine Ausbeute geliefert zu haben, gelangte man an eine große Grotte; aber da das Wetter plötzlich stürmisch wurde, mußte man schleunigst umkehren; erst einige Tage später konnten ihr an 20 Schädel, Gefäße, ein paar Messerklingen, ein Lanzenholz, ein Bogen und dergleichen mehr entnommen werden. Die Tagbanuas hatten gesehen, wie Marche diese Begräbnißgrotten betreten hatte; da er aber seine Funde vorsichtiger Weise in Säcke gepackt hatte, so glaubten sie nur, daß er ihren Vorfahren einfach einen Besuch abgestattet hätte. Später erzählten sie Marche's Leuten, daß die Todten über seinen Besuch erfreut, die folgende Nacht mit Tamtam-Schlagen und Trommeln verbracht hätten. Die einfachste Erklärung dieses Glaubens

sucht der Reisende darin, daß sich der Wind in den Höhlen verfängt und darin lautes Getöse hervorbringt.

Am 26. August nach Malbato zurückgekehrt, untersuchte er am 27. die Insel Mayao-Payao, wo die Tagbannas der Insel Busuanga fast alle ihre Todten begraben; dieselbe liegt unfern von Malbato nahe der Nordspitze von Peñon de Coron und wird von einer Gruppe felsiger Berge gebildet, die bis zum Meeresstrande herab von einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Fast alle Gräber liegen an einer kleinen, sandigen Bucht unter Bäumen zerstreut, wo sie nur schwer zu finden sind, da kein äußeres Merkmal mehr ihre Stelle bezeichnet; nur bei zweien oder dreien waren die Pfähle noch vorhanden, welche die als Dach dienenden Blätter getragen haben. Andere Gräber sind von Grund aus von Schweinen umgewühlt worden, und vielfach haben auch Tabun-Vögel den Sand aufgescharrt, um ihre Eier hinein zu legen. Daß Marche viel mehr Eier als Schädel fand — nämlich drei und ein ziemlich gut erhaltenes Skelett —, machte weniger ihm als seinen Leuten Freude, denn letzteren eröffnete sich damit die Aussicht auf schmackhafte Eierkuchen.

Endlich entdeckte er in den ersten Tagen des September eine wahrhaftige Begräbnißstätte der Tagbannas auf der Insel Dibatac, bei welcher er schon mehrere Male vorbeigefahren war. Dieselbe unterschied sich durchaus von allen anderen, welche er bis dahin untersucht hatte, und gab ihm die Antwort auf eine Frage, die ihn schon lange beschäftigt hatte, nämlich, welche Processe die in den Grotten oder in der Erde gefundenen Skelette vorher wohl durchgemacht haben mögen. Dort nämlich waren die Leichname nackt auf einer Art Tragbahre ohne Füße zwischen zwei Baumästen an Rotang aufgehängt, nur mit einem leichten Blätterdache überdeckt. Neben ihnen lagen die Geräthe und Waffen, welche sie bei Lebzeiten gebraucht hatten. Wenn nach längerer oder kürzerer Zeit die Rotangstricke verfault und die Knochen zu Boden gefallen sind, so werden sie gesammelt, in kleine Holzsärge oder große Gefäße gethan und in Höhlen und Grotten beigesetzt. Diese Art der Bestattung muß früher auf den Philippinen ziemlich allgemein im Gebrauche gewesen sein, wenigstens im Norden des Archipels, und ist erst nach Ankunft der Europäer und Ausbreitung des Katholicismus verschwunden. Bei den Igorroten im Centrum von Luzon wurden die Todten zwischen Felsen gelegt; die Negritos begraben sie in ihren Hütten oder zuweilen, wie in Bataan in der Sierra de Mariveles, legen sie sie in einer Höhle nieder; auf Mindanao und anderswo werden sie unter Felsen oder dichtbelaubten Bäumen niedergelegt.

Untersuchung einer Höhle. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

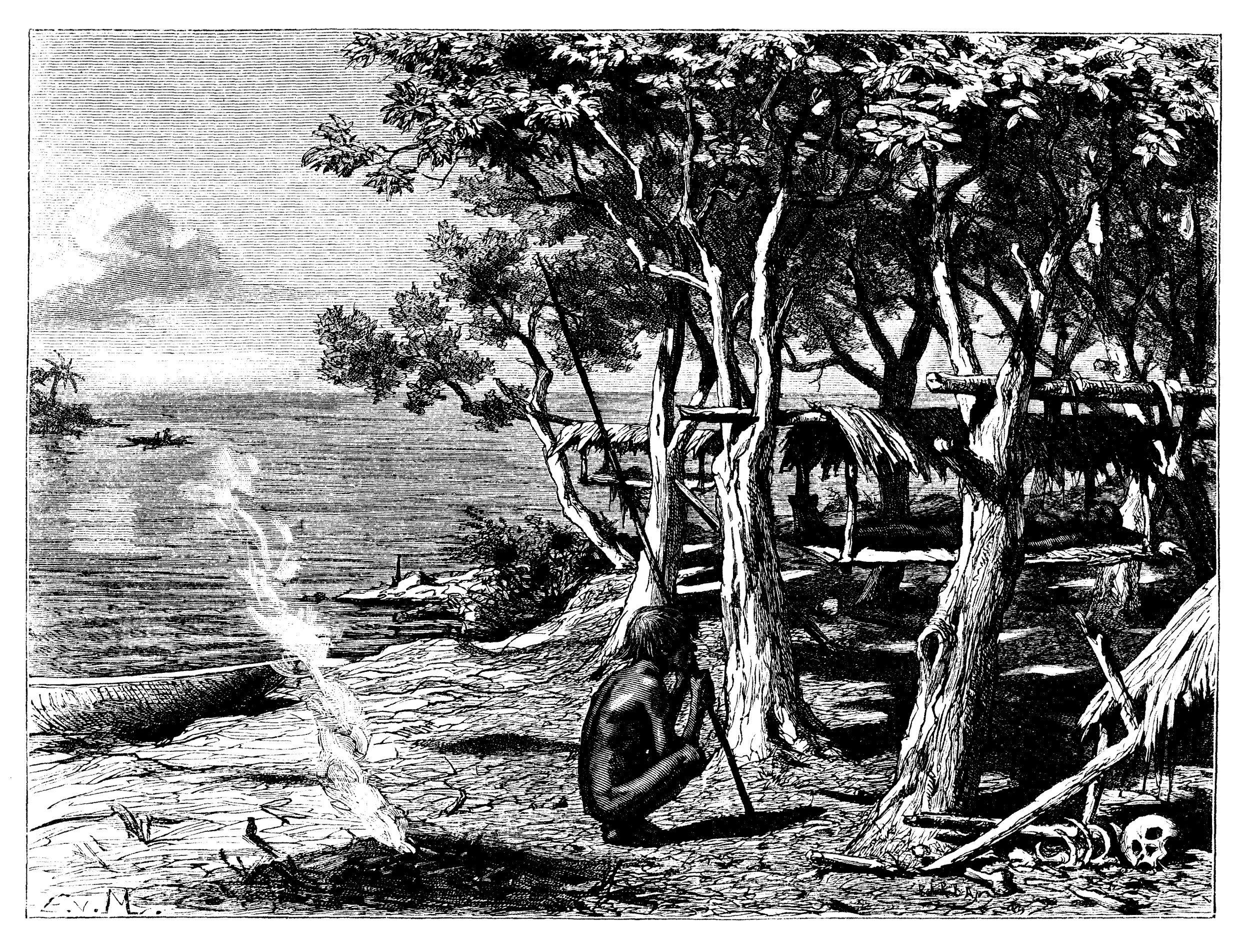
Am 15. und 16. September unternahm Marche auf einem Büffel einen Ritt in das Innere der Insel; aber theils der Umstand, daß das Reiten auf Büffeln zu den unangenehmsten Arten der Fortbewegung gehört, theils heftige Regengüsse beeinträchtigten diesen Ausflug. Die Gegend, stellenweise anmuthig, ist im Ganzen ziemlich einförmig; häufig sind Ebenen von allen Größen, welche fast alle die Form eines mehr oder weniger geschlossenen Hufeisens haben und von Bergen, welche selten über 200 m ansteigen, eingeschlossen sind. Alle Thäler von Circusform haben in der Mitte meist eine Depression, so daß sie zur Berieselung vorzüglich geeignet sind. Die Berge sind von den Eingeborenen zum größten Theile des Baumwuchses beraubt, denn alljährlich holzen dieselben neue Strecken Waldes nieder, um ihren Bergreis zu säen. Enge, wenig oder gar nicht erhöhte Pässe setzen diese Ebenen mit einander in Verbindung. Die Insel wird von zahlreichen Wasserläufen durchschnitten und enthält auch zwei kleine Seen; obwohl fruchtbar, ist sie fast gar nicht angebaut, weil es an Menschen fehlt oder richtiger, weil die Eingeborenen zum Arbeiten zu faul sind. In den Ebenen findet man ziemlich viel Vieh, das zumeist Don Ascanio, dem Wirthe des Reisenden, gehört. Derselbe besitzt über 2000 Stück, und sein Bestand vermehrt sich, trotzdem Krokodile und Boas viel Jungvieh vernichten. Die Ausfuhr der Calamianas besteht hauptsächlich in Vogelnestern und Trepang, dann in Wachs, Schildpatt und wenigen Perlen von schlechtem Wasser. Wenn sich die Eingeborenen nicht der Trunksucht ergäben und so faul wären, so könnten sie alle reich sein, denn bei wenig Bearbeitung bringt die Erde in Ueberfluß hervor. Mit Manila steht die Gruppe durch einen kleinen Dampfer in Verbindung, welcher monatlich einmal in Culion anläuft.

Am 7. Oktober nahm Marche endlich von seinen Wirthen, die ihn länger als drei Monate auf das Gastlichste beherbergt und gepflegt hatten, Abschied und begab sich in einem Boote nach Culion. Ein Windstoß aber zerriß das Segel und hilflos trieben sie die Nacht hindurch umher; zum Glück erblickten sie den nach Manila bestimmten Dampfer, als es hell wurde, und Marche wurde mit seinen Leuten von ihm aufgenommen und glücklich am folgenden Tage in Manila abgesetzt.

Am 27. Oktober befand er sich wieder in Jolo (Sulu)

und erhielt dort die Erlaubniß, am 30. sich an Bord des Kanonenbootes „Samar“ zu begeben, um die erst seit wenigen Jahren annektirten Inseln Siassi, Tawi-Tawi, Bongao ꝛc. im Südwesten des Sulu-Archipels zu besuchen.

Am 11. März 1877 hatten Spanien, Großbritannien und das Deutsche Reich ein Protokoll unterzeichnet, welches Spanien das Recht zusprach, die zum Sulu-Archipel gehörigen Tawi-Tawi-Inseln in Besitz zu nehmen. Die Insel Bongao oder Bongalao wurde als der erste zu befestigende Punkt bezeichnet. Zu diesem Zwecke wurden gegen Ende Januar 1882 vier Kriegsschiffe und ein Transportschiff mit drei Compagnien Soldaten und einer Abtheilung Genietruppen Lebensmitteln und Materialien zur Erbauung eines Forts abgeschickt; Befehlshaber war Schiffskapitän Don Rafael de Aragon, mit der Auswahl und Befestigung geeigneter Punkte war der Ingenieur-Hauptmann Don José Maria de Coro beauftragt. Wegen der zahlreichen Klippen und starken Strömungen in jenen noch wenig erforschten Meeren, welche ein Fahren bei Nacht unmöglich machen, ging die Reise ziemlich langsam von statten; am 26. Januar Abends langte man vor Bongao an, das am westlichen Ende der Tawi-Tawi-Gruppe liegt; es bietet, von Norden gesehen, einen ähnlich kahlen, öden Anblick dar, wie der Felsen von Gibraltar, ist aber im Inneren mit dichter Vegetation bedeckt. Die Arbeiten begannen nach einer kurzen Recognoscirung sofort; ringsum waren Truppen ausgestellt, um gegen einen etwaigen



Begräbnißstätte der Tagbanuas auf der Insel Dibatac. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Ueberfall geschützt zu sein; denn ein solcher wurde befürchtet, trotzdem die Insel selbst vollkommen unbewohnt sein soll. Wenige Tage darauf kamen in einer langen Reihe von Booten, die schon im Voraus mit spanischen Fahnen geschmückt waren, Häuptlinge von den Nachbarinseln, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Die Eingeborenen derselben treiben nur gerade so viel Ackerbau, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen; es fehlt ihnen an Allem, vom Gelde haben sie keinen Begriff, und für ihre Eier, Früchte und Geflügel nehmen sie nur Stoffe, Spiegel und andere Kleinigkeiten. Gegen Ende Februar war das Blockhaus, welches 40 bis 50 Personen bergen kann, beinahe vollendet und empfing den Namen Cristiania. Schon vorher, am 14. Februar, war die englische Fregatte „Comus“ vor der neuen Ansiedlung erschienen und hatte sich von dem Stande der Dinge unterrichtet, ehe sie ihre Fahrt nach dem nördlichen Borneo fortsetzte. Großbritannien und das Deutsche Reich hatten sich in dem oben erwähnten Protokoll im Interesse ihres Handels und ihrer Unterthanen vor allem die Rechte der meistbegünstigten Nationen gesichert; beide Mächte hatten alle dem Handel im Sulu-Archipel etwa sich darbietenden Hindernisse möglichst zu beseitigen und von der spanischen Occupation möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht, ohne sich irgend welche Lasten, wie Spanien, aufzubürden. Bald nach der Besitzergreifung kam in Bongao ein gewisser Paulino Aussagua mit seinem ganzen Stamme an, und nach einigen Verhandlungen gingen alle diese Moros, Männer und Weiber, darunter sogar die Familie



Malbato. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

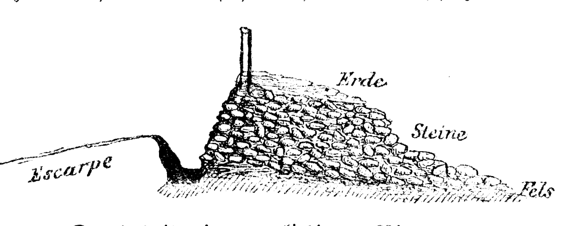
eines Häuptlings, an Land, um ein Dorf zu gründen. Man wies ihnen dazu einen Ausläufer der Insel an, wo sie alsbald an die Aufstellung von Hütten gingen und die spanische Flagge aufhißten.

Am 30. Oktober 1884 Morgens verließ also Marche auf dem Kanonenboote „Samar“ die Rhede von Jolo und langte um Mittag vor dem auf der Insel Siassi (südlich von Sulu) erbauten Fort an.

Ringmaueranlagen vom Hartgebirge und der Kemmersberg bei Wachenheim in der Pfalz.

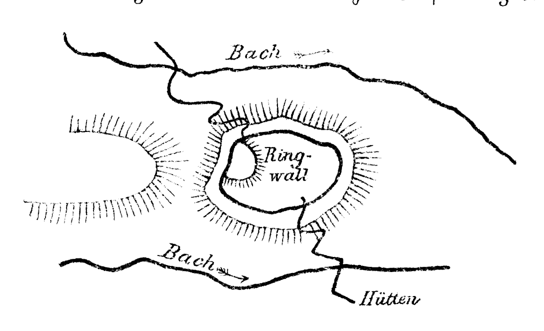
Von Dr. C. Mehlis.

Der Hang des Hartgebirges von Grünstadt bis Landau gehört zu den fruchtbarsten Geländen im Rheinlande. Weinberg an Weinberg erstreckt sich daselbst und Fruchtbaum an Fruchtbaum erhebt sich hier. Zu gleicher Zeit bedingte die Ergiebigkeit des Bodens seit ältester Zeit eine besonders starke Ansiedelung. Zeugen dieser Kolonisation sind die vielen geschliffenen Steinwerkzeuge am Rande des Hartgebirges, welche die Museen zu Dürkheim und Speyer bergen. Ja ganze Friedhöfe aus der neolithischen Zeit hat man hier angetroffen, so den von Monsheim, welchen Altmeister Lindenschmit, und den von Kirchheim a. d. Eck, welchen der Verfasser dieser Zeilen untersucht hat [1]).



Durchschnitt eines neolithischen Ringwalles.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß die in grauester Vorzeit hier eingewanderte Bevölkerung nicht von den feuchten und sumpfigen Niederungen längs des Rheinufers, sondern von den sonnigen Vorhöhen und den ihnen sich anschließenden Plateaus, welche die Diluvialzeit gebildet hat, Besitz ergriffen hat. Ohne Zweifel gehörten ferner diese ersten Kolonisatoren, welche in den Friedhöfen zu Monsheim und Kirchheim als friedliche Ackerbauer begraben liegen, dem großen Volke der Indogermanen an, welche im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Vortruppen bereits bis zum Rheinthale vorgeschoben hatten. Dies beweist die Identität der rheinischen Steingeräthe mit denen der Pfahlbauten längs der Alpen, die gleiche, mit weißen Pasten ausgelegte Ornamentation der Gefäße, ferner das Vorkommen der Kupferbeile, wie sie von Trojas Höhen bis nach dem fernen Iberien vorkommen rc. [2]). Auch hatten diese ersten Siedler sich nicht mehr in einzelnen Familien ständig hier niedergelassen, sondern, wie Monsheim und Kirchheim beweisen, bereits in organisirten Gemeinden, in Dorfschaften.



Idealer Grundriß eines neolithischen Ringwalles.

Bezeichnend für den Kulturgrad dieser ersten Einwanderer in das Rheinland ist die Fürsorge für die Sicherheit. Wie ihre Brüder in den Alpen, welchen die abgeschlossenen Flächen der Seen zur Verfügung standen, dort ihre Zufluchtsorte mit großer Geschicklichkeit errichteten, so fanden diese Bergesanwohner zu gleichem Zwecke die Vorhöhen des Gebirges heraus. Sie wählten hier in der Pfalz die im Walde versteckten, und doch eine weite Umschau bietenden Höhen des Hartgebirges, welche sich direkt über ihren Hütten erhoben, und umzogen dieselben ringsum mit den Steinblöcken, welche das Gebirge bot. Ob diese ersten Indogermanen dabei bereits so kunstreich zu Werke gingen, wie die Gallier zu Cäsar's Zeiten [1]), indem sie Balken zwischen die einzelnen Lagen der Steine der Länge und Breite nach einzogen, muß bezweifelt werden. Dieser Fortschritt gehört wohl einer späteren, der Hallstätter und der la-Tène-Zeit an. Es genügte für die Urzeit, einen rohen Wall aus Steinblöcken zu thürmen und auf diesem Pallisaden zu errichten. Vor dem Walle ergab sich ein Graben von selbst; das dort ausgehobene Material diente zur Verstärkung des Walles und bot den Pallisaden festen Halt. Selbstverständlich machte man die Außenseite des Walles so steil als möglich. (Vergl. Zeichnung 1.)

Solche Wälle oder, von ihrer Gestalt genannt, solche Ringmauern finden sich nun am Rande des Hartgebirges und der Vogesen in großer Anzahl. Fast über jedem Städtchen erhebt sich ein solches mit Wall und Graben umzogenes kleines oder größeres Refugium. Hier seien angeführt [2]): 1) der Wall auf dem Donnersberge, 2) die „Heidenmauer“ bei Dürkheim, 3) Wallreste auf der Limburg, 4) Wall auf dem Ebersberge, 5) „Heidenlöcher“ bei Deidesheim, 6) Königsberg bei Neustadt, 7) Orensberg bei Landau, 8) „Walstedter Schlößchen“ bei Klingenmünster, 9) „Heiden-

[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie“, 3. Bd., S. 101 bis 126, „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 5. und 7. Abth., S. 35 bis 42.

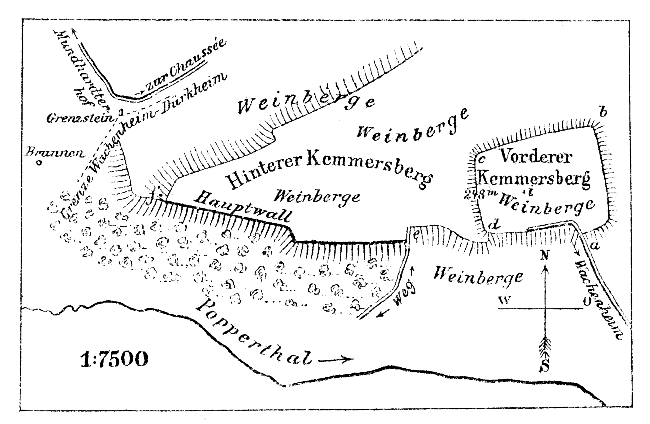
[2]) Vergl. die gehaltreiche Schrift von Dr. M. Much: „Die Kupferzeit in Europa“, 1886, besonders S. 152 bis 172.

[1]) Vergl. Cäsar: „de bello gallico“ VII, 23.

[2]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 8. Abth., archäologische Karte.

schuh“ am Treitelsberge. Selbstverständlich wurden, wie oben angedeutet, solche Volksburgen auch in späteren Zeiten, so besonders in der la-Tène-Zeit [1]), ferner in der unruhigen Periode der Völkerwanderung, erbaut. Die „Heidenmauer“ bei Dürkheim wurde ferner ohne Zweifel umgebaut und verstärkt in der la-Tène-Zeit, während ihre Gründung in die neolithische Periode fällt. Der „Heidenschuh“ am Treitelsberge, ein Absatzwall, der nur eine Seite gegen den Berg zu hat, wurde nach seiner Quadermauer, welche römische Technik verräth, erst in der Zeit des 4. bis 5. Jahrhunderts erbaut, ebenso die vom Verfasser entdeckte Heidelsburg hinter Waldfischbach im Westriche und der kleine Burgwall am Fuße des Glaskopfes oberhalb Kirn a. d. Nahe. In Zeiten der Noth wurden alte Anlagen wieder aufgesucht und neu befestigt; waren solche nicht vorhanden, konstruirte man tumultuarisch auf der nächstgelegenen Bergkuppe neue Refugien.

Aber jede Zeit muß innerhalb des Walles ihre Spuren hinterlassen haben. Die neolithische Periode hinterließ geschliffene Steinwerkzeuge und Topfreste roher Art, die Hallstätter Eisen- und Bronceartefakte von besonderer Art, die la-Tène-Zeit ihre gewundenen Fibeln. Die römische Periode ließ uns Denkmäler mit Inschriften zurück, wie in den mittelrheinischen Refugien von der Mosel und in der Pfalz, zu Neumagen, auf der Heidelsburg [2]), auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach [3]), ferner glänzendes samisches Geschirr, Münzen, Waffen 2c. Aus der Völkerwanderungsperiode blieben uns nur schlechte blaß rothe Töpferwaaren, Münzchen von Konstantin und den Arkadiern, endlich aus der Zeit der Hunneneinfälle und Normannenzüge bergen diese Wälle derbe gebranntes, mit Riefen versehenes Geschirr und rohe Eisengeräthe. So bietet jede Zeit ihre charakteristischen Funde! Schwierig wird nur die Unterscheidung, wenn die Objekte mehrerer Zeiten sich im Sande gemengt und gemischt haben, wie z. B. auf der „Heidenmauer“ bei Dürkheim [4]).



Plan des Kemmersberges.

Ein zehntes Refugium derart am Ostrande des Hartgebirges hat der Verfasser dieser Zeilen erst vor Kurzem untersucht. Möge ihm der geneigte Leser also dorthin folgen, wo auf sonnigen Hängen die feinsten Trauben der Pfalz reifen, wo Limburg und Wachenburg mit ihren gebrochenen, aber noch stolzen Thürmen herniederschauen auf das edle Rebengefilde von Dürkheim und Wachenheim, wo die Hart mit ihren waldigen Kuppen und Rücken eng grenzt an die zum Rhein hinabführenden, fruchtbaren Terrassen. Von Dürkheim aus bemerkt man gegen Süden dicht neben dem Bergfried der Wachenburg einen breiten nach W und O ziemlich steil abfallenden Bergrücken. Im Westen trennt ihn eine starke Rippe des hier weißgrauen Buntsandsteines von niederen Kuppen, welche nach SW zum Popperthale sich senken; im Osten stürzt der Berg — Kemmersberg genannt — gleichfalls von Natur ziemlich steil ab. Nach Süden zu geht es im jähen Hange zum Popperthale hinab; nur nach Norden führt eine flachere Böschung zu einem Thälchen, welches zwischen Kemmersberg und dem Flaggenthurmberg gen Friedelsheim nach Osten hin abwässert. Auf dem Rücken zwischen den genannten zwei Höhen liegt im NW des Kemmersberges der früher zum Kloster Seebach gehörige Mundhardterhof. Im Winkel zwischen diesem Einzelhofe und dem Kemmersberge findet sich ein wohlgemauerter Brunnen, welcher das ganze Jahr hindurch wohlschmeckendes Wasser liefert. Am Südostfuße des Kemmersberges führt ein steiler Pfad hinab zwischen Weinbergen zum Popperthale und zum alten kurpfälzischen Städtchen Wachenheim, das jetzt noch zum Theil im Schmucke der Mauern prangt, welche Merian's Hand im Bilde vollständig uns hinterlassen hat. Die Wachenheimer unterscheiden einen vorderen und einen hinteren Kemmersberg; der vordere liegt nach O zu und ist im W durch die von N nach S ziehende Sandsteinrippe abgeschlossen, der hintere erstreckt sich nach W in zwei Terrassen. Alte Leute in Wachenheim nennen den Kemmersberg auch Königsberg; die östlichen Weinberge heißen „Königsbingert“. Die Felsrippe, welche eine Meereshöhe von 248 m hat, wird nach den vielen Raben (pfälzisch: Krappen), die sich dort Abends sammeln, Krappenkopf genannt.

Das ganze Terrain, welches der Kemmersberg mit seinen Weinbergen einnimmt, war nun zu einem Rückzugsplatze in alter Zeit wie geschaffen. Von den zwei Siedelungsplätzen, Wachenheim und dem Mundhardterhofe, ist es dort nur durch ein tiefes Thal, das Popperthal, hier nur durch eine Mulde getrennt. Der vordere Kemmersberg ist durch die Natur nach fast allen Seiten befestigt. Sein oberstes Plateau a-b-c-d, welches eine Länge von 120 m und eine Breite von 80 m hat, umziehen jetzt auf allen Seiten hohe, theilweise senkrecht angelegte, theilweise abgeböschte Mauern aus gestoßenen Steinen und aus Blöcken und Geröll bestehend. Nach W zu bildet der Krappenkopf einen natürlichen Wall, dessen höchste Spitze mindestens 6 m hoch über das nach W stark abfallende Terrain emporragt. Nach N zu sind die Spuren einer alten Befestigungsanlage noch deutlich sichtbar, während nach S neuere Weinbergsmauern ältere Anlagen zuzudecken scheinen. Nach O zu dürfte eine gerade durchgehende Abtheilungslinie eines Rebfeldes den alten Abschluß des Refugiums verdecken. Als Verfasser dieser Zeilen nun, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, das von Natur und Menschenhand angelegte Oblongum durchschritt, fand er — bei i — mitten im Weinbergssande liegend das Fragment eines prächtigen Steinhammers. Erhalten ist der Theil, welcher die 3,8 cm breite Schneide, sowie das kunstvoll hergestellte Bohrloch enthält. Das Fragment ist noch 6 cm lang, ebenso dick und 4 cm breit. Das Gestein besteht aus grünlichem Diorit, welcher in der Gegend nicht vorkommt. Setzen wir hier

---

[1]) Vergl. „Correspondenzblatt d. deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1886, Nr. 2, „zur Zeit der Erbauung der mittelrheinischen Ringmauern“.

[2]) Vergl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, S. 61 bis 87.

[3]) „Ausgrabungen des historischen Vereins der Pfalz“, 1886, S. 28 bis 46.

[4]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 2. Abth.

dazu, daß die Sammlung des Dürkheimer Alterthumsvereins mehrere hier und in der Nähe gefundene, geschliffene Steinwerkzeuge birgt. Den Südrand des nach W abgedachten Plateaus des hinteren Kemmersberges umschließt eine in Zwischenräumen noch gut erhaltene Wallmauer. Nach einem bei e eintretenden Wege kommt ein ca. 50 m langes Stück, dann nach einem Intervall ein 30 m langes Fragment, welchem nach abermaliger Unterbrechung ein 60 m langer, 2 bis 4 m hoher und entsprechend breiter Wall folgt. Auf 40 m Länge besteht derselbe durchweg aus ansehnlichen Steinblöcken, welche in den unteren Lagen deutlich geschichtet sind. Der ganze Kemmersberg war nun früher Eigenthum der Wachenheimer Gemeinde, welche vor einem Menschenalter den vorderen Theil versteigern und parcelliren, im Jahre 1864 dasselbe mit dem hinteren Theile thun ließ. Bei den damaligen Rodungen müssen wohl einzelne Schutthaufen, besonders die kleineren, hier an den Rand des Walles geschafft worden sein, allein die ganze Anlage des Walles zwischen e und f rührt unmöglich von diesen landwirthschaftlichen Arbeiten her. Die Grundlage desselben, besonders das letzte Stück mit den gewaltigen Blöcken, sowie die ganze Ecke bei f wurde nach unserer Prüfung in grauer Vorzeit als Theil einer Befestigungsarbeit geschaffen, welche, nach den Spuren in den Linien a—b und e—f zu schließen, einstmals das ganze Plateau des vorderen und hinteren Kemmersberges oder Königsberges umschlossen hat[1]). An der Quelle am Fuße des Ebersberges holten die Flüchtlinge von Alt-Wachenheim unter dem Schutze des Walles auf dem hinteren Kemmersberge ihr Trinkwasser. Vom Thale herauf führte nur ein Zugang, den gerade beim letzten Abschnitte des Aufstieges (a) ein Vorsprung der alten Befestigungsanlage in besonderen Schutz nahm. Das Kernwerk der ganzen Anlage bildete der steilere vordere Kemmersberg. Nach der Form dieses Forts, welches 120 : 80 m = 3 : 2 im Oblongum angelegt und mit der Schmalseite dem Feinde zu sich kehrend den Grundsätzen römischer Fortifikation entspricht, ist es nicht unmöglich, daß dieser Platz auch zur Römerzeit als specula = Warte und refugium = Schutzplatz benutzt wurde. — Nach den Terrainverhältnissen im Ganzen und den Resten der Befestigung im Einzelnen im Bunde mit dem Steinhammer und den übrigen neolithischen Fundobjekten von dieser Stelle müssen wir als Schlußresultat aussprechen, daß hier auf dem Kemmersberge seit der neolithischen Zeit ein Refugium bestand, in welchem die Bevölkerung der Umgegend beim Nahen von Feinden ihre Zuflucht nahm[1]). Zur Römerzeit mag man den vorderen Kemmersberg noch besonders stark befestigt haben. Die Alt-Wachenheimer hatten einen solchen Rückzugsplatz um so nothwendiger, als ihre Stadt ursprünglich auf freiem Felde ohne Mauern im Frühmittelalter jedem Angriffe beutegieriger Horden offen lag. Wachenheim oder Uuachenheim erscheint nun als „Villa“ schon in Urkunden des Jahres 766 und 868[2]). Da nun die noch in Trümmern bestehende Wachenburg aus historischen und archäologischen Gründen höchstens erst im 11. Jahrhundert erbaut worden sein kann, so war mit Sicherheit von der fränkischen Zeit bis zum 11. Jahrhundert herein die Bewohnerschaft von Wachenheim auf den Schutz des Kemmersberges angewiesen. So lange wirken die Anregungen und Anlagen der Vorzeit und Urzeit nach! Erst anno 1341 ward Wachenheim mit Graben und Mauern umgeben[3]). Bis in die Neuzeit erhielt sich jedoch rechtlich die Bedeutung des alten, allen gemeinsamen Vertheidigungsplatzes. Der Kemmersberg blieb bis Mitte dieses Jahrhunderts Eigenthum der Gemeinde Wachenheim und so jedem Bürger zugänglich. Während der Kemmersberg aber früher der ganzen Gemeinde zum Schirm gedient hat, diente er ihr zuletzt nur noch zu Nutz und jetzt ist auch dies dahin — nur die disjecta membra zeugen noch vom alten Refugium!

[1]) Für eine prähistorische Anlage spricht auch das dichte, feine Moos, welches bei f in den unteren Lagen des Walles wie bei der Dürkheimer „Heidenmauer“ sich vorfindet.

[1]) In der pfälzischen Litteratur kennt nur A. Becker diese Anlage; er bezeichnet sie als Ringmauer „in nächster Nähe gegen Süden bei Wachenheim“; vergl. „die Pfalz und die Pfälzer“, 1858, S. 224.

[2]) Vergl. Codex Laureshamensis, Tom. II, N. 2171 und Acta academiae Theodoro-Palatinae, Tom. III, p. 264.

[3]) Vergl. Widder: „Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rheine“, 1786, 2. Th., S. 328. „daz er und sin (des Pfalzgrafen Rudolf) Erben Wachenheim vesten und buwen sullnt, mit Graben und mit Muren umgebe“ ꝛc. Die Urkunde liegt auf dem Bürgermeisteramte zu Wachenheim mitsammt dem interessanten Insiegel.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

II.

Es mag nun eine Schilderung einiger der wichtigsten Stämme folgen; ich halte mich dabei an diejenigen, welche mir aus eigener Anschauung näher bekannt wurden.

Der Stamm der Howa.

Im Sinne der Ethnographen bezeichnet man mit dem Namen Howa das malayische Volkselement, welches zur Zeit die Herrschaft über die Insel besitzt und die Centralprovinz Imerina, sowie einige Küstenplätze bewohnt. Der Madagasse braucht jedoch diese Bezeichnung in viel engerem Sinne und versteht unter Howa den freien, aber nicht adeligen Theil der Malayen, also etwa den bürgerlichen Mittelstand.

Das Howavolk ist in der jüngsten Zeit vielfach genannt und zeitweise in den Vordergrund der Ereignisse getreten, wozu namentlich die Verwickelungen mit Frankreich beigetragen haben. Die Urtheile über die Howa lauten äußerst verschieden. Hören wir dieselben zunächst an:

Der Madagascar-Reisende Audebert sagt in einer unlängst erschienenen Schrift, daß ihre geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt, ihre Geschicklichkeit in mehreren Zweigen der Industrie bemerkenswerth, ihre moralischen Eigenschaften aber sehr geringe sind.

„Der Howa vereinigt in sich alle Laster der anderen Völkerschaften Madagascars, sein Blick hat etwas Falsches und Unstätes, Gefühle der Freundschaft und Hochachtung sind ihm unbekannt; die Sucht nach Gewinn wird bei ihm zur förmlichen Leidenschaft. Wo er seiner Herrschaft sicher ist, tritt er grausam und herzlos auf ꝛc."

Ungefähr ein ähnliches Bild hat der ehemalige Minister und Deputirte von Réunion, de Mahy, in der französischen Kammer entrollt, als es sich um die Genehmigung des Friedensvertrages handelte und mit echt südlicher Lebhaftigkeit hat er sich vernichtend über den Volkscharakter der Howa ausgedrückt.

In vollem Gegensatze hierzu giebt ein so competenter und ruhiger Beobachter, wie Alfred Grandidier, folgende Charakterzeichnung der Howa: „Ihr Geist ist mißtrauisch, aber das Volk ist der Aufmerksamkeit würdig. Die Howa sind mäßig und ausdauernd bei der Arbeit. Sie haben ein angeborenes Gefühl der Achtung für ihre Vorgesetzten, eine strenge Disciplin, und sind ihren Oberhäuptern bedingungslos ergeben. Ihre Vaterlandsliebe ist aufrichtig und nie vergißt ein Howa das Dorf, in welchem er geboren ist. Das sind Eigenschaften, welche nicht gewöhnlich sind und ihnen verdanken sie ihr Uebergewicht über die übrigen Madagassen."

Dieser Autor betont, daß die Howa Sympathie verdienen und daß sie für die Zukunft des Landes von großer Bedeutung werden können.

Ich kann nicht in die vielfachen Verdammungsurtheile einstimmen und muß nur bestätigen, daß die Howabevölkerung mir im Ganzen einen guten und sehr sympathischen Eindruck gemacht hat.

Die äußere Erscheinung des Howa hat etwas, was dem Fremden Interesse einflößt. Die Männer sind mittelgroß, doch findet man auch stattliche Figuren von kräftigem und muskulösem Bau. Manche Individuen sind auffallend hochbeinig. Die Kopfbildung ist brachycephal oder höchstens mesocephal, die schön gewölbte Stirn stark vortretend, so daß, da das Kinn meist gerundet zu sein pflegt, die Köpfe mancher Howa im mittleren Alter fast kugelig erscheinen. Die nicht allzu großen Augen sind etwas tiefliegend, die Farbe nicht schwarz, sondern dunkelbraun bis kastanienbraun. Einmal sah ich einen Howa mit blauen Augen; in diesem Falle haben wir es aber mit einer seltenen Ausnahme zu thun, oder, was wahrscheinlicher ist, es hat sich eine Howafrau an einem englischen Clergyman „versehen".

Der Blick verräth Intelligenz, hat bei vielen Howa etwas Unruhiges, bei manchen aber auch etwas sehr Treuherziges. Die Nase ist gerade und stumpf, oder stark vortretend und adlerartig gebogen. Der Mund ist etwas groß, die Lippen jedoch nicht übermäßig aufgeworfen. Das Haupthaar ist schlicht, vollkommen schwarz, bei vielen Howa jedoch gelockt, aber niemals kraus. Der Bartwuchs ist vorhanden, aber spärlich. Häufig wird ein Schnurrbart, zuweilen auch ein Backenbart getragen. Hände und Füße sind wohlgeformt, die Finger jedoch kurz. Die Hautfarbe der Howa ist sehr verschieden. Manche sind hell, andere auffallend dunkel.

Im Ganzen erinnern die Männer sehr an den Europäer und verrathen nicht immer den Malayen. Manche Physiognomien glaubte ich als Süddeutsche, als Süditaliener oder Ungarn taxiren zu müssen, da eine große Variabilität besteht; vielfach trifft man auch echte Malayenköpfe.

Anders verhält sich die Sache bei den Frauen. Dem Gesetz entsprechend, nach welchem sich der Rassencharakter in weiblicher Linie viel getreuer vererbt als in männlicher Linie, kann man über die malayische Abstammung der Howafrauen keinen Augenblick in Zweifel sein. Ihre kohlschwarzen, glatten Haare werden nach Art europäischer Frauen gekämmt und zu zwei im Nacken aufgebundenen Zöpfen geflochten oder auf verschiedenen Feldern vertheilt, zu Zöpfchen angeordnet und schneckenartig aufgerollt. Zur Zeit der Trauer werden die Haare offen getragen. Ein Autor bemerkt, daß er bei einigen Howafrauen eine schräge Stellung der Augen bemerkt habe. Diese Angabe ist entschieden zutreffend und mehrmals haben solche Frauen mich an Chinesinnen erinnert.

Im Ganzen sind es sehr gracile und bewegliche Geschöpfe, welche ziemlich pfiffig in die Welt hinausschauen. Sie haben etwas Ansprechendes in ihrem Wesen, wenn man auch eigentliche Schönheiten unter ihnen nur selten findet. Mit zunehmendem Alter neigen sie wie die Männer vielfach zur Fettleibigkeit. Männer wie Frauen kleiden sich nach europäischer Art und entwickeln in der Wahl der Farben einen auffallend feinen Geschmack. Der ärmere Howa trägt ein Lendentuch, eine Jacke aus grobem Palmzeug und eine Lamba als Ueberwurf. Als Kopfbedeckung dient ihm ein breitkrämpiger Hut aus Reisstroh oder eine Strohmütze. Die Frauen tragen auf der Reise einen geschmackvoll mit rothen oder blauen Seidenbändern garnirten Strohhut.

Der Trunkenheit wenig ergeben, nimmt der Howa nicht allzu große Mengen von Spirituosen zu sich, in besseren Howafamilien sind Weine und Biere beliebt. Dagegen ist er dem Genuß von Tabak sehr ergeben und trägt ihn in Bambudosen stets bei sich. Der Tabak wird selten geraucht, sondern in gepulverter Form mit einer geschickten Handbewegung zwischen Unterlippe und Schneidezähne gebracht und gekaut.

Der Howa besitzt, darüber kann kein Zweifel sein, einen hohen Grad von Intelligenz und eine Schärfe des Verstandes, eine Richtigkeit im Urtheil, die oft geradezu verblüffend wirkt.

Daß er anfänglich sehr zu Mißtrauen geneigt ist, das kann ich nur bestätigen. Es ist dies aber kein moralischer Defekt; der Howastamm hat mit großer Umsicht nach und nach die Herrschaft in Madagascar erlangt und ist sehr eifersüchtig auf seine erlangte Macht. Daß er dem Europäer gegenüber, dessen Ueberlegenheit ihm nicht entging, oft Grund zum Mißtrauen hat, wer wollte ihm dies zum Vorwurf machen?

Eine große Geschmeidigkeit ist ihm nicht abzusprechen, es hängt das mit den gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen in Madagascar eng zusammen. Seine Findigkeit und sein diplomatisch sehr fein angelegtes Wesen hat gewiß, wer wollte das leugnen, den Europäern schon viel zu schaffen gemacht und geht man die Geschichte dieses Jahrhunderts durch, so sieht man, wie er bald die Franzosen, bald die Engländer begünstigte, von beiden Gewinn zog für seine geistige Entwickelung, im richtigen Moment aber beide mit langer Nase abziehen ließ, wenn er Uebergriffe befürchten mußte.

Gewiß ist es auch ein günstiges Zeichen und ein Beweis der Weitsichtigkeit, daß der Howa die Branntweinpest aus seinem Wohngebiet fern zu halten sucht, da es ihm nicht entgehen konnte, welche Verwüstungen dieselbe unter einigen Madagassenstämmen angerichtet hat.

Daß der Howa im Allgemeinen heuchlerisch und verschlagen sei, ist sicher unrichtig. Wenn er sein anfängliches Mißtrauen abgelegt hat, so wird er offener, und es ist nicht schwer, in ihm einen zuverlässigen Freund zu gewinnen. Er ist dann ein liebenswürdiger Gastwirth und die Gastfreiheit wird bei den Howa sehr allgemein geübt. Die Howa-

träger, welche mich auf einer Reise ins Innere begleiteten, waren sehr ausdauernd und anstellig; obschon ganz ohne Bildung, zeigten dieselben viel natürlichen Anstand und waren immer heiter und willig in der Arbeit.

Daß auch unter den Howa Ausnahmen vorkommen, ist selbstverständlich. Wollte man aber ein objectives Bild des Europäers zeichnen, so fände man neben viel Licht auch sehr viel Schatten.

Der Trieb nach Erwerb ist beim Howa stärker ausgesprochen, als bei allen anderen Madagassenstämmen. Daher widmet der freie bürgerliche Howa sich mit Vorliebe dem Handel und entwickelt hierin vieles Geschick. Daß zuweilen dieser Erwerbstrieb in Habsucht ausartet, wird dieselbe Ursache haben wie bei allen anderen auf Erwerb bedachten Völkern und ich glaube, daß ihr die Habsucht der kaukasischen, speciell der europäischen Völker in keiner Weise nachsteht.

Auffallend ist die oratorische Begabung vieler Howa, von welcher ein nicht allzu sparsamer Gebrauch gemacht wird. Dem Gaste werden dann auch häufig Toaste ausgebracht. Die angenehm klingende, vokalreiche Sprache, dieses Italienische der südlichen Halbkugel mit den überschwenglichen, echt orientalischen Bildern giebt allerdings ein vortreffliches Hilfsmittel der Beredtsamkeit ab.

Mit besonderer Vorliebe pflegt der Howa die Musik. Auf Reisen, namentlich auf Stromfahrten, singen die Begleiter, um sich die Arbeit zu erleichtern, wobei einer als Improvisator dient.

An einheimischen Musikinstrumenten ist die originelle Bambusguitarre oder Valiha häufig im Gebrauch, welche auf einem Bambusinternodium als Resonanzboden 15 bis 20 Bambussaiten besitzt. Die Saiten werden mit einem scharfen Messer aus der Oberfläche des Bambusrohres herausgehauen und mit Stegen aus den getrockneten Fruchtschalen von Brehmia spinosa gespannt. Ich hörte wiederholt den Productionen auf der Valiha zu und das Instrument hat einen angenehmen und weichen Klang. Daneben wird die Violine und die Flöte nicht ohne Geschick gespielt. Ein mit Trompeten versehenes Musikcorps hörte ich die Marseillaise ganz correct blasen; ich habe bei uns Dorfmusikanten schon schlechter blasen hören.

Während des letzten Krieges componirten die Howa sogar eine eigene Nationalhymne, die ich mehrmals spielen hörte und die wenigstens das Trommelfell nicht allzu sehr belästigt. Als Handwerker entwickelt der Howa ein bemerkenswerthes Geschick. Die aus Palmfasern, Baumwolle oder Seide hergestellten Gewebe sind sehr regelmäßig gearbeitet. In den als Lamba bezeichneten Ueberwürfen treten uns oft sehr gewählte Farbencombinationen entgegen. Die Zeichnungen enthalten weder Motive aus dem Pflanzenreiche noch aus dem Thierreiche, sondern stellen eckige Figuren dar. Schmiede, Schuhmacher, Strohflechter und Hornarbeiter liefern brauchbare Arbeiten, welche europäischen Vorbildern nachgeahmt sind.

Daß eine europäische Kultur bei diesem Volke vielfach Einzug gehalten, ist bekannt und man muß gestehen, daß ihm dieselbe nicht schädlich wird, sondern veredelnd wirkt. Der Howa ist auf dem besten Wege, sich aus seinen barbarischen Zuständen herauszuarbeiten und auf die Stufe eines civilisirten Volkes hinüberzuschreiten. Dieser Entwickelungsproceß ist zwar noch nicht und noch lange nicht vollendet, aber er wird weiter gehen und viele barbarische und grausame Gebräuche, wie die Anwendung des Giftordals, sind bereits verschwunden. Daß bei der Einführung europäischer Einrichtungen Manches noch komisch wirkt, ist naturgemäß.

So ist die Schöpfung einer Armee nach europäischem Muster zum Theil nur Farce und die Herren Howa-Obersten und Howa-Generäle machten mir trotz ihrer Würde, mit welcher sie auftreten, doch mehr den Eindruck kostümirter Affen, die auf unseren Jahrmärkten sich produciren. Wunderbar bleibt immerhin, wie dieser Volksstamm seit Beginn dieses Jahrhunderts so gewaltige Erfolge und eine so ausgedehnte Macht erlangen konnte.

Dieser Erfolg ist nur zwei Faktoren zu verdanken, zunächst seiner geistigen Begabung und dann der erstaunlichen Meisterschaft in der Kunst des Gehorchens. Ein Volk, das nicht gehorchen kann, wird niemals die Kunst des Herrschens lernen. Aber Subordination, unbedingte Anerkennung der Autorität — hierin ist der Howa Meister. Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, Widersetzlichkeit gegen die Befehle der herrschenden Parteien wird schonungslos gezüchtigt und die Geschichte um die Mitte dieses Jahrhunderts beweist, daß dann der Howa auch vor Grausamkeit nicht zurückschreckt. Diese Disciplin, richtig geleitet, muß aus einem Volke Großes schaffen.

Im Ganzen genommen verdient dieses sympathische und gastfreie Volk, dessen bildsamer Geist für europäische Kultur so leicht empfänglich ist, unsere Beachtung. Manche Härten und halbbarbarische Sitten wird es bald abstreifen und nicht auf die Stufe der Barbarei zurücksinken. Es wird früher oder später seine Macht gänzlich an die Europäer abtreten müssen, aber es wäre eine verfehlte Politik, sich mit diesem Element zu verfeinden.

Das Volk der Betsimisaraka.

An der Ostküste von Madagascar bis zum Urwaldgürtel wohnen Völker, welche man als Betsimisaraka bezeichnet. Es dürfte am richtigsten sein, als ihr Verbreitungsgebiet den Raum zwischen dem 15. bis 20. Grade südlicher Breite anzunehmen. Im Norden gehen sie nicht über die Bai von Antongil hinaus. Obschon sie an der häufig besuchten Ostküste wohnen, berichten die neueren Werke auffallend wenig von den Eigenthümlichkeiten der Betsimisaraka.

Ich kam oft mit diesem Volke in Berührung und führte in ihrem Gebiete eine größere Reise ins Innere aus, habe aber im Allgemeinen einen sehr bemühenden, ja peinlichen Eindruck gewonnen. Hier lernte ich so recht die fluchwürdigen Wirkungen kennen, welche die Laster der civilisirten, aber verdorbenen europäischen Elemente auf gutmüthige afrikanische Rassen auszuüben vermögen.

Dies Volk war seit langer Zeit in erster Linie dem Einfluß aller möglichen Abenteurer ausgesetzt, vermochte auch dem Alkohol nicht Widerstand zu leisten und ist auf dem besten Wege, zu Grunde zu gehen.

Der physische Charakter weicht von dem des Howa ganz bedeutend ab, und wenn in vielen Werken angegeben wird, daß dieser Stamm dem Howavolke nahe stehe, so ist das unrichtig und kann sich nur auf die Farbe der Haut beziehen, welche beim Betsimisaraka ein lichtes Sepienbraun darstellt, zuweilen aber auffallend hell ist.

Nun muß in Berücksichtigung gezogen werden, daß der Howa häufig Betsimisarakafrauen heirathet und die Nachkommen auffallend stark die väterlichen Merkmale in Kopfbildung, sogar in Behaarung vererbt erhalten; dann haben europäische Seeleute an der Ostküste viele Spuren hinterlassen, da die Betsimisarakafrauen längst in dem Rufe stehen, dem europäischen Element sehr leicht zugänglich zu sein.

Nimmt man aber dieses Volkselement in unvermischtem Zustande, so verräth die krause Behaarung, die starke Ent-

wickelung der Backenknochen und der Lippen, die Bildung der Nase, welche breit und häufig eingedrückt erscheint, das schwarze Auge mit den kräftigen Augenbrauen bald genug die afrikanische Herkunft.

Die Männer waren ursprünglich kräftig gebaut und zeigen in ihren Gliedern ein schönes Ebenmaß. Im Inneren begegnete ich wahren Riesengestalten und ein schöner Schlag wohnt an der Bai von Antongil und auf der Insel St. Marie. Angeblich sollen letztere semitisches Blut besitzen, was mir aber keineswegs glaubwürdig vorkommt.

Der Rumpf ist auffallend lang und der Brustkasten gewaltig entwickelt. An dem brachycephalen oder mesocephalen Kopfe ist das kurze und spitze Kinn sehr charakteristisch. Der Bartwuchs ist spärlich. Im Küstengebiet sind die Leute stark degenerirt und von kleiner Statur.

Von den Betsimisarakafrauen läßt sich kein anziehendes Bild entrollen. Es giebt unter ihnen einzelne recht ansprechende Erscheinungen, und ein alter Howa, welcher mit einer solchen Frau in glücklicher Ehe lebte, gedachte mir gegenüber mit Wärme des guten Charakters und der häuslichen Tugenden seiner verstorbenen Frau, aber das sind seltene Ausnahmen. Die Mehrzahl macht einen abstoßenden und widrigen Eindruck. Es sind meist kleine, sehr behende Geschöpfe, deren niedere Stirn, vorstehende Backenknochen und auffallend großer Mund den Physiognomien das Gepräge niedriger Dignität verleiht. Die zu lebhaften, oft dreisten Augen sind nie recht klar, die Formen eckig, namentlich die Schultern auffallend spitz. Der Hals ist über Gebühr lang, so daß ich mich oft wunderte, wie die copiösen Reismengen ihren Weg in den Magen finden können. Dazu kommt, daß diese Frauen eine geschmacklose Haartracht besitzen. Ihre Frisur besteht aus großen Haarknoten, welche auf viereckige Haarfelder so vertheilt sind, daß auf dem Oberkopfe 4, auf dem Hinterkopfe 6 bis 8 Knoten sitzen. Die äußeren Reize werden selten durch Schmuck zu heben versucht. Die Frauen bekleiden sich mit einem Stück Palmzeug, aus Rofiagarn gewoben, und erscheinen oft recht schmutzig. Auch ihre Haut ist oft mit einer Kruste von schwer zu bestimmender Herkunft bedeckt. Der Betsimisaraka besitzt ein gutmüthiges Naturell und dem Weißen, dem „Waza“ gegenüber ein fast unbegrenztes Gefühl der Verehrung. Wie der Howa ist er gastfrei und tritt der Fremde vor ein Haus, um auszuruhen, so reichen ihm die Insassen die Hand mit den Worten: „Finata mosé!“ Dann besehen sie neugierig seine Einrichtung, sein Gepäck, holen eine saubere Binsenmatte zum Ausruhen und einen mit Reis gefüllten Sack als Sitz. Unter sich sind die Leute sehr verträglich und zu Eltern und Verwandten konnte ich eine große Zuneigung erkennen.

Eine Schwäche ist sein abergläubisches Wesen, das mich oft in die größte Verstimmung und Verlegenheit versetzte. Gewisse Gegenstände bezeichnet er als unantastbar, als „fady“. Wer als Naturforscher reist, begegnet beim Sammeln ernsten Schwierigkeiten, denn man weiß niemals, was der Madagasse als „fady“ ansieht.

Einen großen Lemuren des Waldes, den schwarzen Babakota (Indris brevicaudatus) verehrt er als seinen Vorfahren, und als ich ein solches Thier durch einen Schuß erlegt hatte, drohte mir der Dorfälteste mit Kündigung der Gastfreiheit, wenn ich das Thier in sein Dorf trage. Ich fand im Inneren von Madagascar recht anziehende Legenden, welche die Phantasie dieses Volkes erfunden, um die Verehrung dieses Halbaffen zu begründen.

Eine barsche Behandlung verträgt der Betsimisaraka nicht, sein sanfter und gutartiger, aber reizbarer Charakter will gerechte und freundliche Behandlung erfahren.

Zwei Schwächen haben dieses vordem mächtige Volk der Betsimisaraka dem Ruin entgegengeführt. Zunächst ist es zu geschlechtlichen Ausschweifungen geneigt und in den größeren Küstendörfern herrscht ein ziemlich lockeres Leben. Die Familienbande sind nicht allzu fest, was der Eheherr schon bei der Eingehung einer Ehe andeutet. Es besteht nämlich eine Ceremonie der Trauung, die Paare erscheinen mit lose zusammengeknüpften Ueberwürfen und dann trennt der Mann mit einer Handbewegung die lose verbundenen Lambas, um symbolisch anzudeuten, daß die Ehe wieder gelöst werden kann.

Die zahlreichen Ausschreitungen haben eine starke Verbreitung venerischer Leiden im Gefolge und sind die Hauptursache, daß auffallend wenig Kinder erzeugt werden.

Dann ist das Volk dem Schnapsgenuß sehr stark ergeben. Wenn ich im Inneren des Landes weder ein Huhn, noch ein Ei, noch ein Stück getrocknetes Fleisch aufzutreiben vermochte, so fand ich doch im elendesten Urwalddorfe noch Rhum vor.

Die Kreolen von Mauritius und Réunion haben seit langer Zeit die Ostküste von Madagascar mit ihrem schlechten Fabrikat berieselt und die gutmüthigen Schwarzen damit dem Ruin entgegengeführt. In den Küstendörfern kann man jeden Abend die Schnapsbuden von Männern und Weibern dicht belagert sehen und bei den Klängen der Ziehharmonika herrscht da das richtige schnapsverlotterte Leben.

Es ist dies sehr zu bedauern, da der Betsimisaraka sonst arbeitsam ist und für den zukünftigen Plantagenbetrieb billige und brauchbare Arbeitskräfte liefern könnte. Wenn nicht in Bälde solide europäische Kolonisten die noch vorhandenen guten Elemente retten, so geht dieser Stamm dem völligen Untergange entgegen.

Sachalin und seine Verbannten.

II. (Schluß.)

Nachdem das Schiff „Kostroma“ das Ausladen beendigt, lichtete es seine Anker, verließ den Aniva-Busen und wandte sich längs des Tatarischen Golfs zu dem etwa 658 Werst (Kilometer) entfernten Posten Alexandrowsk. Nebliges Wetter und heftiger Wind aus Nordwesten zwangen uns am 19. Mai bei Alexandrowsk vorbeizufahren und an der entgegengesetzten Seite in der Bucht de Castries vor Anker zu gehen und günstigere Witterung abzuwarten. De Castries ist ein kleiner Posten mit einer Telegraphenstation: hier stehen 45 Mann, darunter der Kommandochef und der Telegraphenchef mit zwei Telegraphisten; die Soldaten sind größtentheils verheirathet. Sieben Werst davon ist ein Leuchtthurm, wo

ein Inspektor und fünf Matrosen wohnen. Der Posten ist durch ein Telegraphenkabel mit Sachalin und zwar mit Alexandrowsk verbunden, und im Sommer sind hier Lootsen stationirt, welche die Kauffahrer nach Nikolajewsk am Amur begleiten.

Am anderen Tage (20. Mai) wurde das Wetter klar, der Seegang ließ nach und wir konnten nach Alexandrowsk hinüber dampfen. Alexandrowsk liegt in einem engen Thale inmitten waldbedeckter Berge, deren Gipfel Schnee zeigen, auf einem kleinen Hügel, drei Werst vom Ufer. Dicht auf der steil ins Meer abfallenden Anhöhe erhebt sich ein Leuchtthurm.

Ein schwacher Kanonenschuß meldete den Einwohnern in Alexandrowsk die Ankunft des Schiffes und des Chefs der Insel. Mit Musik und Reden wurden die Landenden begrüßt und beglückwünscht. Den Gegensatz zu dieser feierlichen Begegnung bildeten die finstern Gesichter der hierher geschickten Zwangsarbeiter und der Arrestanten des Dampfschiffes. Bereits in Korsakowsk hatten die Unglücklichen vernommen, daß sie nach Duë und Alexandrowsk transportirt werden sollten; hier sei, so hatte man ihnen erzählt, die Arbeit schwerer, die Obrigkeit strenger, und das hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Die Kranken lagen still auf ihren Betten, kaum achteten sie auf das, was ihre Pfleger ihnen sagten.

Einzelne der Verschickten schreiben Briefe in die Heimath (nach dem bestehenden Gefängnißreglement müssen dieselben der Gefängnißverwaltung offen übergeben werden; sie werden durchgelesen und dann befördert); darin sind persönliche Eindrücke sowie Schilderungen der Reise enthalten. Ein Brief (aus Korsakowsk) lautet: „Wir sind in ein tiefes Grab gekommen; nur kahle Berge, finstere Wälder, tiefe Meere sind zu sehen; verschiedene Thiere, wilde Menschen (Ainos und Giläken). Im April war es sehr heiß; im Mai mußten wir unsere Pelze anziehen, denn wir sind ins Eismeer gekommen."

Ein (früherer) Bauer des Gouvern. Kaluga schreibt: „Ich kann es kurz sagen, daß ich nicht über meine eigene Lage, sondern über Euch, meine Frau und meine Kinder, bekümmert bin. Wir sind gesättigt und bekleidet und leiden weder Hunger noch Kälte. Ihr Armen müßt aber viel ausstehen, deshalb wünsche ich, daß meine liebe Frau sich darum bemühe, auch hierher geschickt zu werden."

Solcher Briefe giebt es viele.

Das Liegen vor Anker bei Alexandrowsk ist mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden. Der Ankergrund ist schlecht; schon ein leichter Wind erzeugt hohen Seegang, und das Schiff läuft Gefahr, ans Ufer geschleudert zu werden; deshalb müssen die ankommenden Schiffe stets unter Dampf stehen, um jeden Augenblick die Möglichkeit zu haben, den gefährlichen Platz zu verlassen. Unter Hilfe zweier Bugsir-Kutter und einer Anzahl Barken wurden die zu Zwangsarbeit Verurtheilten und ein Theil der Ladung ans Ufer geschafft. Der Transport der Ladung vom Ufer bis in die Magazine wird durch eine Pferdeeisenbahn sehr erleichtert.

Alexandrowsk existirt als Posten erst einige Jahre; es ist so angelegt, wie Korsakowsk, nur in beträchtlich größerem Maßstabe. Die Gebäude sind alle aus Holz; außerdem giebt es eine Art Erdhütten, in welchen eine Anzahl der Zwangsarbeiter wohnt. Die Räume sind eng, dunkel, fast ohne Ventilation und zum Wohnen sehr schlecht. Ein Theil der Zwangsarbeiter wohnt in einer alten Kaserne; der Bau eines neuen Gefängnisses (Pavillonsystem) ist noch nicht beendigt. Durch den Posten fließt die Alexandrowska, welche von dem Gebirge herabkommt. Baumstämme werden auf ihr geflößt, und das Wasser treibt eine Getreidemühle und eine Dampfsägemühle. Daneben befindet sich eine Drechslerei und andere Handwerksräume. Zwei Werst von Alexandrowsk liegt die kleine Ansiedelung Korsakowskj, welche mit Alexandrowsk durch eine Eisenbahn verbunden ist. Die kleinen Waggons werden von je vier Zwangsarbeitern in Bewegung gesetzt, indem sie an den vier Ecken stehen und mit Stangen stoßen. Warum hier eine Eisenbahn eingerichtet ist, während es an den allergewöhnlichsten Straßen und Verkehrswegen auf der Insel fehlt, ist nicht zu verstehen.

Die Zahl der Zwangsarbeiter im Gebiete von Alexandrowsk mit Einschluß des Posten Duë beträgt 2000. Ihre Arbeiten können in drei Kategorien getheilt werden. Ein Theil der Arbeiter beschäftigt sich mit dem Fällen von Bäumen, mit dem Fortschaffen des Holzes und dem Aufbau von Häusern. Die Zahl der Häuser nimmt schnell zu, die Häuser aber, aus feuchtem frischem Holze erbaut, trocknen zwar sehr schnell aus, bekommen jedoch Risse und Spalten und sind stets der Reparatur bedürftig. Zu dieser Kategorie von Arbeiten müssen einzelne specielle Verrichtungen gerechnet werden: Tischlerei, Drechslerei, Schmiedehandwerk und Töpferei. Ein zweiter Theil der Arbeiter ist thätig bei der Herstellung der schon erwähnten Telegraphenlinie und einer Poststraße zwischen Alexandrowsk und Korsakowsk; der hierzu erforderliche Durchhau der Wälder ist sehr schwierig und verlangt viele Arbeitskräfte; zudem kann man nur im Sommer und Herbst arbeiten.

Der dritte Theil der Zwangsarbeiter ist zur Förderung von Steinkohlen in den Gruben von Duë, 10 Werst von Alexandrowsk, bestimmt. Duë liegt am Flüßchen Choindshi, nahe dem Meeresufer; der Posten wurde 1857 eingerichtet, als das hier befindliche Steinkohlenlager entdeckt wurde. Im Jahre 1858 wurde der erste Ansiedler (ein Zwangsarbeiter) nach Duë geschickt; dem ersten folgten 1862 noch acht andere und so wurde weiter fortgefahren, so daß jetzt gegen 400 Arbeiter in der Grube beschäftigt sind. Doch ist die Arbeit nicht schwer, da die Kohle sehr oberflächlich liegt. —

Die Steinkohlengruben sind von der Regierung einer privaten Compagnie zur Ausnutzung übergeben; doch hat erstere dabei nur einen sehr geringen Vortheil und die Leistungen der Zwangsarbeiter werden sehr gering veranschlagt. Das geht aus folgenden Zahlen hervor: Innerhalb acht Jahren (von 1877 bis 1885) sind 2 575 701 Pud (1 Pud = 16 Kilo) gewonnen worden. Die Zahlung an die Regierung beträgt 186 032 Rubel. Der durchschnittliche tägliche Arbeitslohn ist für einen Arbeiter auf etwa 20 Kopeken (= 40 Pfennig) zu berechnen, eine Summe, welche zur Erhaltung eines Zwangsarbeiters nicht hinreicht. Im Allgemeinen wird sehr langsam und träge gearbeitet; das militärische Kommando ist nicht zahlreich; im Bezirk von Alexandrowsk stehen nur 300 Mann, ebenso viel etwa im Bezirk von Timenewsk. Auf der ganzen Insel Sachalin giebt es nur etwa 900 Mann Soldaten, von denen die meisten zum Aufseherdienste verwendet werden; die übrigen versehen den militärischen Wachdienst. In Folge der unzureichenden Beaufsichtigung der Arbeiter ist Trunksucht, Kartenspiel, Streitigkeiten sehr häufig.

Ansiedelungen giebt es wenig: im Bezirk von Alexandrowsk sind 7, auf der ganzen Insel, d. h. in drei Bezirken, 25 vorhanden. Verkehrsstraßen zwischen den einzelnen Ortschaften giebt es fast gar nicht. Erst jetzt macht man den Anfang, Straßen zu bauen.

Der Ackerbau macht geringe Fortschritte; abgesehen von verschiedenen anderen Ursachen sind die klimatischen Bedingungen ungünstig: der Frühling ist spät, die Kälte tritt plötzlich ein, es fällt sehr viel Regen und Schnee; überdies

sind die Ansichten über das Klima auf Sachalin sonst so einander widersprechend, daß Niemand sich danach richten kann. Nur der Anbau von Kartoffeln hat Erfolg. — Die Viehzucht ist auch noch in schlechtem Zustande, obgleich die Bedingungen zu ihrer Entwickelung sehr gute sind. Im Jahre 1885 zählte man gegen 1300 Stück Vieh (Kühe, Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen) auf 2182 Ansiedler. Haus-Geflügel wird wenig und nur zum Bedarf der Beamten gezüchtet. — Von Gewerben und ähnlichen Beschäftigungen ist kaum die Rede. Mit Fischerei beschäftigen sich die Japaner, deren Interessen ein in Korsakowsk lebender Vicekonsul wahrnimmt. Die Gewinnung des sogenannten Meerkohls betreibt außer den Japanern und Chinesen ein russischer Kaufmann Semenow, doch beschäftigt er nur 40 Zwangsarbeiter, aus denen er ein Artell (Genossenschaft) gebildet hat. Salz ward bisher noch von den Chinesen und Japanern gekauft. Es ist zwar ein Versuch gemacht worden, in Alexandrowsk Salz zu gewinnen, doch erwies es sich als schlecht. — Kürzlich sind auch Petroleumquellen auf Sachalin entdeckt worden, doch gehört deren Ausbeutung noch der Zukunft an.

Die Sterblichkeit auf Sachalin ist — nach officiellen Berichten — nicht beträchtlich. Im Jahre 1885 starben 2,2 Proc. von 7265 Menschen (die auf Sachalin lebenden Eingeborenen sind dabei nicht mitgerechnet); Kranke aber giebt es sehr viel, insonderheit unter den Zwangsarbeitern im Bezirk von Alexandrowsk, welche alle den Eindruck von sehr anämischen Menschen machen; dabei leiden viele an Rheumatismus, Bronchitis, Darm- und Magenkatarrh und leichteren Fiebern — der Grund vieler Erkrankungen ist einestheils in den schlechten Behausungen, der schlechten Beschaffenheit der Gefängnisse, anderentheils in der schlechten ungenügenden Kost zu suchen. Jeder Zwangsarbeiter bekommt drei Pfund Brot täglich und einmal eine warme Fleisch- oder Fisch-Speise. Diejenigen Arbeiter, welche bereits aus dem Gefängniß entlassen sind und außerhalb wohnen, befinden sich unvergleichlich besser daran.

Vielleicht wäre es zweckmäßiger, wenn die außerordentlich harte und überaus schwierige Bearbeitung des Bodens zum Zwecke des Ackerbaus, welche heute den Ansiedlern obliegt, gerade von den Zwangsarbeitern ausgeführt würde, welche jetzt in den Steinkohlengruben von Duë beschäftigt sind. Hier könnte man mit Bequemlichkeit jene Ansiedler verwenden, von denen die meisten gar nicht zur Feldarbeit brauchbar sind.

Am 21. Mai hatten wir mit Abladen begonnen; am 25. Mai war alles beendigt; dann lichteten wir die Anker, um nach Wladiwostock zurückzukehren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das endgültige Ergebniß der Volkszählung vom 1. December 1885, welches für das gesammte Deutsche Reich, die Einzelstaaten und deren größere Verwaltungsbezirke nunmehr veröffentlicht wird, weicht im Großen und Ganzen von den bereits im April v. J. bekannt gewordenen vorläufigen Ermittelungen nicht wesentlich ab. Damals war für das Reich eine Bevölkerungszahl von 46 840 587 festgestellt, während jetzt die Zahl der ortsanwesenden Einwohner auf 46 855 692 berechnet ist. Es wurden also bei genauer Aufarbeitung der Zählkarten noch 15 105 Personen neu ermittelt. An dem Zugange nehmen alle Staaten theil mit Ausnahme von vier Kleinstaaten, in denen das vorläufige Resultat höher gewesen, und von Mecklenburg-Strelitz und Lübeck, in denen das definitive Resultat mit dem vorläufigen übereinstimmt. Die Staaten des Deutschen Reiches, nach ihrer Einwohnerzahl geordnet, folgen sich so: Preußen 28 318 458 Einwohner, Bayern 5 420 199, Sachsen 3 182 003, Württemberg 1 995 185, Baden 1 601 255, Elsaß-Lothringen 1 564 355, Hessen 956 611, Mecklenburg-Schwerin 575 152, Hamburg 518 620, Braunschweig 372 452, Oldenburg 341 525, Sachsen-Weimar 313 946, Anhalt 248 166, Sachsen-Meiningen 214 884, Sachsen-Coburg-Gotha 198 829, Bremen 165 628, Sachsen-Altenburg 161 460, Lippe 123 212, Reuß j. L. 110 598, Mecklenburg-Strelitz 98 371, Schwarzburg-Rudolstadt 83 836, Schwarzburg-Sondershausen 73 606, Waldeck 56 575, Reuß ä. L. 55 904 und Schaumburg-Lippe 37 204 Einwohner. Das männliche Geschlecht zählt in Deutschland 22 933 659, das weibliche 23 922 033 Personen; letzteres überwiegt also ersteres um nahezu eine Million, und zwar sind in allen deutschen Staaten mit Ausnahme des kleinsten (Schaumburg-Lippe) mehr Frauen als Männer vorhanden. Seit 1880 hat in Deutschland die Zahl der Männer um 748 226, die der Frauen dagegen um 873 405 zugenommen. (A. Z.)

— Die „Verhandlungen des sechsten Deutschen Geographentages zu Dresden“ (herausgegeben von H. Gebauer. Berlin 1886, D. Reimer) enthalten unter ihren 12 größeren Abhandlungen und Referaten Vielerlei, was Interesse erregt. Petri sprach über die Erschließung Sibiriens, Naumann über seine Landesaufnahme Japans, von François über seine Reisen im Congobecken, Leipoldt, welchem jedoch Neumayer scharf opponirte, über die Erhebung des Meeresspiegels an den Festlandsküsten, welche er für viel geringfügiger erklärt, als man aus Pendelbeobachtungen hat schließen wollen (nämlich durchschnittlich 13 bis 14 m anstatt 1000 m und mehr). Matzat und Schneider behandelten Gegenstände des geographischen Unterrichts, Hahn die Küsteneintheilung und -entwickelung im verkehrsgeographischen Sinne, Egli ein Kapitel aus der Entwickelungsgeschichte der geographischen Namenkunde. Am anziehendsten ist wohl Paul Lehmann's Vortrag über „Kant's Bedeutung als akademischer Lehrer der Erdkunde“, welcher des großen Philosophen geographische Anschauungen und Erklärungsversuche im Einzelnen vorführt und als den besten Abschnitt aus seinen Vorlesungen denjenigen über das Meer bezeichnet. Sein Leben lang hat Kant über Wind und Wetter nachgedacht, ist aber, trotz mancher guter Gedanken, über die Irrthümer, die gleich in seiner ersten Abhandlung enthalten sind, nicht hinausgekommen. In anthropologischen Dingen wird Kant als ein Vorläufer Darwin's erklärt, nicht wegen einzelner hingeworfener Bemerkungen, sondern wegen seines bewußten Forschens, und die Abhandlung gipfelt in dem Ausspruche, daß die Vertreter der Erdkunde auf unseren Universitäten in Kant den Mann zu begrüßen haben, der nach gründlicher Vorbereitung als erster mit Erfolg daran ging, die Geographie zu einer lebensfähigen akademischen Disciplin zu gestalten.

— In der letzten Generalversammlung der Sektion „Klagenfurt“ des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins berichtete Bergrath Ferdinand Seeland, wie wir der „N. Fr. Pr.“ entnehmen, über die von ihm am 3. Okt. v. J. unternommenen Messungen auf dem Pasterzen-Gletscher, die für die Gletscherkunde interessant und von großem Werthe sind. Da der Gletscher an jenem Tage ganz

schneefrei war, glückte es Herrn Seeland, von den im Jahre 1882 bei der Hofmannshütte quer über den Gletscher bis an die Glocknerbasis in einer Geraden geschlagenen Pflöcken sechs und von den im Jahre 1884 gesetzten Steinen zwei aufzufinden. In den verflossenen vier Jahren ist der erste Pflock um 121,5 m (das ist mit 3,5 mm Geschwindigkeit in der Stunde), der zweite um 162 m (4,6 mm), der dritte um 175,5 m (5 mm), der vierte um 192,3 m (5,5 mm), der fünfte um 201,5 m (5,8 mm) und der sechste um 198,6 m (5,7 mm) thalabwärts gewandert. Von den beiden Steinen ist während zwei Jahren der eine um 104,2 m (5,9 mm), der andere um 100,7 m (5,8 mm) abwärts getragen worden. Nach diesen Ergebnissen (in der Richtung vom nördlichen Gletscherrande gegen die Mitte zu) berechnet sich die mittlere Geschwindigkeit der Gletscherbewegung bei 4 bis 5 Grad Gletscherneigung per Stunde auf 5,23 mm oder per Tag auf 125,1 mm. Am langsamsten wanderte der erste Pflock (Randpflock). Auch die Marken über das Gletscherschwinden wurden eingemessen und neue gezogen. Das durchschnittliche Schwindmaß der verflossenen sieben Jahre beläuft sich auf 5,1 m. Am Elisabethfels, wo die Gletschersohle frei liegt, ist nun keine weitere Messung möglich. Dafür zog Bergrath Seeland oben nächst der Hofmannshütte und unter der Franz-Josephs-Höhe je eine Marke, damit auch das Schrumpfen des oberen Gletschers genauer verfolgt werden könne. Auch die Pflöcke und Steine wurden an ihren Plätzen belassen, um zur ferneren Beobachtung zu dienen.

— Pola, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Studie. (Mit vier Tafeln, enthaltend Ansichten und Pläne, Wien, Gerold's Sohn, 1886, 93 S.), ist eine ausführliche, gelungene, von kundiger Hand verfaßte Darlegung aller für die Stadt bedeutsamen Faktoren in fünf Kapiteln. Besonders ansprechend ist das zweite Kapitel, das die Geschichte der Stadt enthält; das dritte Kapitel bietet einen Einblick in die verschiedensten Verhältnisse der Stadt und bespricht offen und frei die vorhandenen Mängel. Als den Thatsachen entsprechend müssen wir die Widerlegung der landläufigen Anschauung, Pola sei ein wahrer Fieberherd, auf Grund statistischer Angaben bezeichnen; im vergangenen Jahre hatte es von allen österreichischen Städten nächst Trient die geringste Sterblichkeitsziffer (25,1 pro Tausend). Der Zweck der Schrift geht dahin, für die Erhebung des wichtigen Kriegshafens Pola zur Landeshauptstadt von Istrien zu plädiren.

Asien.

— Dem russischen Reisenden Ogorodnikow wurde in Meschhed mitgetheilt, daß sich sowohl in der Nähe dieser Stadt, als auch in verschiedenen Theilen Chorassans Zinngruben befänden. Nun macht Berthelot in der „Revue Scientifique“ darauf aufmerksam, daß schon Strabon (Buch 15, c. 724) im Lande der Dranger, das an das heutige Chorassan angrenzte und selbst einen Theil des südlichen Chorassan umfaßte, das Vorkommen von Zinn erwähnt. Lassen sich dort wirklich Zinnminen nachweisen, welche schon seit dem Alterthume in Betrieb sind, so ist die Frage, woher das Zinn zu den altägyptischen und assyrischen Broncen stammte, gelöst.

— Ueber den Verlauf von Bunge's Polar-Expedition meldet die Zeitung „Sibir“ nachträglich auf Grund eines Briefes vom 6. Mai v. J.: Am 24. April verließ Bunge Aidshergaid; auf der Großen Ljächow-Insel traf er mit Baron Toll zusammen und beide setzten am 29. April ihre Reise gemeinschaftlich fort. Am 1. Mai befanden sie sich auf der Kleinen Ljächow-Insel —, begaben sich dann nach der Insel Kotelnj und erbauten daselbst zwei Provisions-Niederlagen, eine auf der westlichen, die andere auf der östlichen Seite der Insel. Am 6. Mai kehrten alle Schlitten, ausgenommen drei, welche auf der Insel blieben, nach dem Festlande zurück. Die auf der Insel befindlichen Vorräthe reichen bis Ende November aus, doch ist der Termin der Rückkehr der Reisenden schon auf Ende des Oktobers festgesetzt. — Nach den letzten Nachrichten war Baron Toll bereits in Irkutsk eingetroffen. Dr. Bunge wurde daselbst erwartet.

— Herr Fransz, Beamter des Bureaus für inländische Angelegenheiten zu Makasser (Celebes), hat kürzlich eine Reise nach den unabhängigen Staaten des Inneren gemacht, welche vier Wochen dauerte. Der Zweck derselben war, hinsichtlich des Vorkommens von Metallen Sicherheit zu erlangen. So weit bekannt, ist Fransz der erste Europäer, welcher so tief ins Innere vorgedrungen ist, und in der letzten Zeit vor seiner Rückkehr beunruhigte man sich seinetwegen, da seine Abwesenheit so lange dauerte. Seiner Mittheilung nach haben ihn die Eingeborenen gut empfangen, und ihm auch Stellen nachgewiesen, wo Kupfer, Zinn und andere Metalle vorkommen. Angeblich wird auch Gold angetroffen, doch wollten sie ihm die Fundstellen nicht bezeichnen. Das als Probe mitgebrachte Kupfererz enthielt beinahe 95 Proc. reines Kupfer.

— Ueber die wenig bekannten Inselgruppen zwischen Mindanao, den Molukken und der Minahassa, insbesondere über die Sangir- und Talauer-Inseln und deren Bewohner giebt Dr. S. J. Hickson einige Notizen im „Journal of the Anthropological Institute of Great Britain“. Er hat einige Tage in Manganitu auf Groß-Sangir zugebracht und sowohl von dem Radschah, als von dem deutschen Missionar Steller, welcher seit 28 Jahren dort wirkt, sehr werthvolle Aufschlüsse über die Insel und ihre Bewohner erhalten. Das Haus des Radschah war aus Bambus gebaut und lag etwa 20 bis 30 Schritte entfernt von der Straße, welche, wie überall auf Sangir, sehr gut gehalten war; es bestand im Inneren aus einem großen Raume, von dem aber durch mannshohe Scheidewände eine Anzahl Schlafzimmer abgetrennt waren; die Wände waren mit Koffo bedeckt, einem Zeug, das die Fürstin, die Tuwan Bohki, meistens selbst gewoben hatte. Der Radschah hatte sich einen ingeniösen Zeitmesser eingerichtet; zwei englische Bierflaschen mit der Mündung gegen einander und etwas vulkanischer Sand gaben eine Sanduhr ab, die genau eine halbe Stunde lief, daneben waren 12 Stöckchen an einen Rotang gereiht, und alle halbe Stunde hatte die Wache, welche die Sanduhr umdrehte, eines derselben hinüber- oder herüberzuschieben, und wenn alle 12 beisammen, somit sechs Stunden vergangen waren, meldete sie es durch einen Schlag auf den Gong. — Die Insulaner sind kühne Seefahrer und haben seetüchtige Boote, die bis zu 100 Mann halten; sie sind etwas kleiner, als die Bewohner der Minahassa, ihr Haar ist schwarz und straff. Im Gegensatze zum Minahassa gilt hier noch Mutterrecht; der Mann geht in die Hütte der Frau und wird Mitglied ihrer Familie, auch wenn er in ein anderes Dorf heirathet; trotzdem muß er einen ganz erheblichen Preis für die Frau zahlen, der bei vornehmen Familien bis zu 30 Sklaven, jeder im Werthe von 45 Gulden holl., steigt. Ob im Falle einer Scheidung, die oft genug vorkommt, der Preis zurückgegeben wird, sagt der Autor nicht, aber die Kinder bleiben der Mutter, bis sie selbst entscheiden können. Im Falle des Ehebruchs hat der Schuldige die Buße an die Verwandten der Frau zu zahlen, der Mann hat keine Ansprüche. Die Talauer-Inseln und das noch entfernter gelegene Nanusa zeigen zwar in ihrer Bevölkerung starke Beimischung des Sangir-Elementes, scheinen aber doch einen eigenen Grundstock von Bevölkerung zu haben, welcher sich durch langes, welliges Haar auszeichnet. Hier findet man noch die großen, für mehrere hundert Bewohner eingerichteten Häuser, bei denen sich aber der Reisende überzeugen konnte, daß sie nicht von Anfang an so groß angelegt, sondern durch allmählichen Anbau so geworden waren. Je mehr aber eine Insel schon vom Verkehr berührt wurde, um so kleiner waren die Häuser; in Toroena und Manganitu, die sich schon eines erheblichen Handelsverkehres erfreuen, konnten sie nur noch 10

bis 20 Personen fassen. Die großen Häuser sind eben verhältnißmäßig leichter und billiger zu bauen, als eine entsprechende Anzahl kleiner. In der Wohnung des Radschah von Karatong auf Nanusa sah der Reisende eine ganze Anzahl kleiner geschnitzter Boote von der Decke herabhängen, die als Opfergaben gegen Krankheiten dienten; es gelang ihm, dieselben zu kaufen, und wahrscheinlich haben die Nanusaner geglaubt, dabei ein ganz besonders gutes Geschäft zu machen und ihm die Krankheiten gleich mit zu verkaufen. Die Sangiresen haben das Tabu oder, wie sie es nennen, Pilih, wie die Polynesier; wer es verletzt, wird zum Sklaven gemacht, denn die Sklaverei dauert unbeschadet der holländischen Oberherrschaft noch immer fort; von den drei „Königreichen", in welche Groß-Sangir zerfällt, Tabukan im Westen, Taruna und Manganitu im Osten, ist sie nur in dem letztgenannten unter dem Einflusse Steller's nach und nach in Abnahme gekommen. Raubzüge, wie früher, scheinen allerdings nicht mehr stattzufinden. Das Land macht übrigens im Ganzen entschieden Fortschritte und führt namentlich viel Kokosnüsse aus; eine Insel nach der anderen wird in den Bereich des Verkehres gezogen und es ist für die Anstellung ethnographischer Forschungen selbst auf den abgelegeneren Inseln die höchste Zeit. Von Interesse ist, daß die Sengiresen keine Wocheneintheilung kennen, sondern für jeden der 28 Monatstage einen besonderen Namen haben.

Afrika.

— Die nach dem deutsch-britischen Abkommen unter deutsche Oberhoheit fallende Küste des Witu-Landes ist Mitte Januar auch formell in Besitz genommen worden: Die deutsche Flagge wurde gehißt am 12. Januar bei Kipini, am 15. Januar bei Mkonumbe, am 17. Januar am Nordende der Mandabucht und am 19. Januar bei Mokowo. Die Inseln Manda und Pata wurden gleichzeitig dem Sultan von Sansibar zugesprochen. — Zwischen Portugal und dem Sultan von Sansibar ist ein Grenzstreit ausgebrochen. Ersteres scheint, und zwar mit vollem Rechte, die Küste bis zum Kap Delgado nordwärts zu beanspruchen, während das deutsch-britische Abkommen mit Beiseitelassung der früheren portugiesischen Rechte das Stück von der Tungi-Bucht bis zum Kap Delgado dem Sultan zuspricht.

— Die bereits todt gesagte Expedition des österreichischen Afrikareisenden Holub ist in hilflosem Zustande in Schoschong in dem unter britischem Protektorate stehenden Betschuanenlande eingetroffen. Zwischen dem Bangweolo-See und dem Sambesi wurde ihr Lager während Holub's Abwesenheit von den Eingeborenen überfallen und einer seiner weißen Begleiter ermordet.

— Kapitän Paiva d'Andrade hat den Oberbefehl über eine neue portugiesische Expedition von 40 Mann übernommen, welche, von der Ostküste bei Schiluane oder Sofala ausgehend, dem Laufe des Sabi-Flusses folgen soll, um den Kraal des verstorbenen Umzeila und die Ruinen von Zimbabye zu besuchen. Die Rückkehr wird wahrscheinlich über Sena und längs des Zambesi erfolgen. Ein Engländer, welcher jene Gebiete schon bereist hat, wird die Expedition begleiten.

— Ueber den Untergang des „Pioniers" der deutschen Kolonialpolitik, F. A. E. Lüderitz, kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Er war im Mai 1886 nach Südafrika gekommen, um nochmals den unteren Oranjefluß in Bezug auf seine Schiffbarkeit zu untersuchen; das geschah Ende September und Anfang Oktober. Dann begab er sich am 20. Oktober über Land nach der südlich von der Oranje-Mündung gelegenen Alexanderbai und begann von dort aus in Begleitung seines Steuermanns Steingröver in einem schlecht ausgerüsteten und ungenügend verproviantirten Boote die Küstenfahrt nach Angra Pequena. Seitdem fehlt von den beiden Reisenden jede Spur.

Australien.

— Ein australischer Landbesitzer, Mr. Hubert de Castella, weist in einem Buche „John Bull's Vineyard" auf die Kolonie Victoria hin, als dasjenige Land, welchem nach dem Rückgange des Weinbaues in Frankreich die erste Rolle hinsichtlich der Weinproduktion zufallen müßte. In Victoria finde sich gerade diejenige Combination von Boden und Klima, welche für die Erzeugung feiner und gesunder Weine die geeignetste sei. Es sind hier mindestens zwei bestimmte Zonen für den Weinbau zu unterscheiden: der lange Landstrich zwischen dem Murray und der Dividing Range, wo die Sonne heiß und Frost unbekannt ist, und das Land zwischen der Dividing Range und dem Meere, mit einer niedrigen, aber gleichmäßigeren Temperatur. Der erstere Strich erzeugt die schwereren, letzterer die leichteren Weine. Mr. de Castella's eigene Besitzung liegt in einem Thale, das von den Plenty- und Dandenong-Ketten eingeschlossen und von dem Yarra-Yarra bewässert wird. Hier wachsen die Weine, welche mit dem Preise des deutschen Kaisers ausgezeichnet wurden, die Sauvignons, Carbinets, Hermitages, Rieslings. Wenn schlechte Weine producirt werden, so ist die Hauptursache die Leichtigkeit, mit der die Traube gezogen und der Wein hergestellt werden kann. Die Versuchung, Wein zu machen, ist für Jeden, der nur ein paar Acres Land hat, unwiderstehlich. Kein eingeführtes Thier oder Gewächs gedeiht in Australien so gut wie der Wein, nicht einmal das Kaninchen und der Sperling. Die Stecklinge werden in Entfernungen von 6 bis 10 Fuß in den Boden gesetzt und nach drei Jahren tragen sie Trauben, aus denen Wein gekeltert werden kann. Wenn in vollem Tragen, ergiebt ein Acre 300 bis 500 Gallonen. Keine thierische Feinde, kein Frost, kein Regen ist zu fürchten. Die Phylloxera erschien allerdings vor einigen Jahren im Geelong-Distrikte, aber die angegriffenen Reben wurden sogleich zerstört und die verderblichen Eindringlinge vernichtet.

Südamerika.

— Chaffanjon, Professor in Guadeloupe, welcher auf seiner ersten Reise in Venezuela 1885 den Rio Caura, einen südlichen Zufluß des Orinoco, bis zu seiner Quelle, und den mittleren Orinoco erforscht hat und vom französischen Unterrichtsministerium mit einer zweiten Mission nach dem Oberlaufe dieses Stromes betraut worden ist, hat im Verlaufe derselben zuerst den Rio Caroni (südlicher Zufluß des Orinoco) und die Umgebung von Ciudad Bolivar besucht, alsdann den Lauf des Orinoco bis Caïcara durch astronomische Bestimmungen festgelegt und, wie er angiebt, endgültig berichtigt, und ist nach vielen Mühseligkeiten Mitte Oktober 1886 in San Fernando, wo der Atabapo in den Hauptfluß mündet, angelangt. Von dort hat er eine Reihe astronomischer Beobachtungen und naturwissenschaftliche Sammlungen nach Frankreich gesandt und andererseits Verbindungen mit den Moquiritares-Indianern angeknüpft, den Nachbarn der wilden Guaharibos, welche unmittelbar an den Orinoco-Quellen, Chaffanjon's letztem Ziele, hausen. Durch verständiges ruhiges Vorgehen hofft er die Feindseligkeit der Guaharibos, welche alle Fremden tödten sollen, zu überwinden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

IX. (Schluß.)

Kaum hatte die „Samar" vor Siassi Anker geworfen, so kamen auch sofort sämmtliche männlichen Europäer, die dort stationirt waren, in einem Boote herangefahren; der Befehlshaber der „Samar" stellte den Reisenden seinen Landsleuten vor und diese beeilten sich, ihm ihre Dienste anzubieten. Der Gouverneur von Siassi wollte ihn sogar in sein Haus aufnehmen, aber Marche lehnte ab, da ein naturwissenschaftlicher Sammler mit seinem ganzen Apparate seinen Wirthen, zumal bei engen Raumverhältnissen, leicht lästig fällt. So miethete er sich das obere Stockwerk eines noch unvollendeten Hauses und ersetzte die fehlenden Wände durch Matten. — Der dortige Gouverneur hat es durch Güte und Festigkeit verstanden, die Eingeborenen anzulocken und zur Anerkennung seiner Autorität zu bringen. Wenn man von dem nahen Sulu kommt, wo Alles in Waffen starrt, erstaunt man, die Officiere hier in Siassi unbewaffnet umhergehen zu sehen; in der That ist seit der Besetzung der Insel noch keine einzige Blutthat vorgekommen. Die Eingeborenen scheinen auch mehr furchtsam als gewaltthätig zu sein und wenig Fanatismus zu besitzen. Das zeigt sich z. B., wenn ein Deportirter entspringt, wie das während Marche's Anwesenheit geschah. Der Gouverneur ließ allen Dorfhäuptlingen mittheilen, daß derjenige, welcher ihn zurückbrächte, eine Belohnung erhalten würde. Aber der Entsprungene konnte mehrere Tage sich der Freiheit erfreuen, indem er sich mit Gewalt Lebensmittel verschaffte. Auch übernachtete er bei den Eingeborenen, welche nicht einmal den Versuch machten, ihn zu fangen, wiewohl er als Waffe nur ein schlechtes Messer besaß und ihnen außer ihren Kriß auch einige Flinten zur Verfügung standen. Um den Mann zu fangen, erbaten sie sich zuletzt Leute vom Gouverneur, da sie selbst sich nicht an ihn herantrauten.

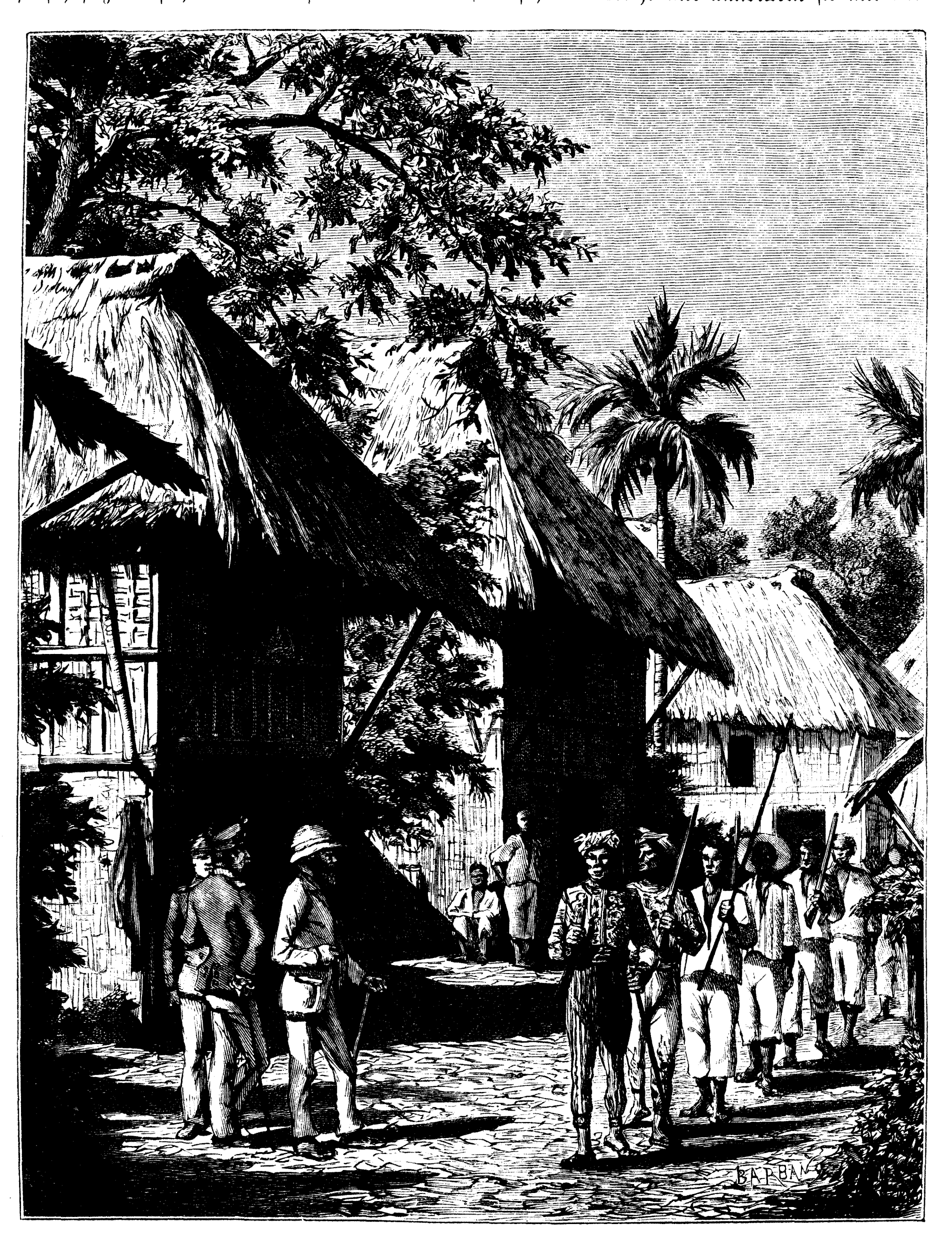
Im Mittelpunkte der Insel Siassi erhebt sich in Stufen ein Berg, dessen Höhe Marche zu 395 m fand; derselbe trägt die höchsten Bäume auf der sonst wenig bewaldeten Insel. Vom Meeresstrande an bis zum Gipfel des Berges ist dieselbe fast ganz von den Eingeborenen abgeholzt und mit Yams und Reis bestellt worden. Die Wohnungen sind gruppenweise zerstreut und stets neben kleinen Gebüschen erbaut, in welchen die Todten begraben werden, und welche in die sonst kahle Ebene reizende Abwechselung bringen. Die Gräber haben meist länglich viereckige Gestalt und sind 40 bis 50 cm hoch; oben sind zum Schutze Steine darauf gelegt und unten zieht sich eine flache Wasserrinne herum. Ein flacher Stein oder ein oben roh geschnitzter Pfahl bezeichnet die Stelle, wo der Kopf liegt. Das Grab selbst ist etwa 1 m tief; die Leiche liegt aber nicht senkrecht unter dem Hügel, sondern in einer seitwärts angebrachten Nische.

Ueber sonstige Gebräuche konnte Marche mit Hilfe des Regierungsdolmetschers und in Anwesenheit des Gouverneurs von einem Pandita einige Erkundigungen einziehen.

Die Jünglinge heirathen, sobald sie beschnitten worden, die Mädchen, wenn sie mannbar sind. Die Heirath wird zwischen den Eltern verabredet; diejenigen des jungen Mannes geben denen der Braut Sklaven, Reis, Hausgeräth und Zeuge, besonders von weißer Farbe, welche zum Einhüllen der Gestorbenen dienen und von den Lebenden bei den Trauerfeierlichkeiten getragen werden. An dem zur Hochzeit bestimmten Tage versammelt der Bräutigam einige Freunde und läßt den Pandita kommen, der sich an ihrer Spitze

nach dem Hause der Braut begiebt, wo letztere inmitten ihrer Verwandten und Freunde wartet. Nun entfernt sich die Braut und die übrigen setzen sich, um die Interessenfrage zu besprechen; ist alles geordnet, so ergreift der Pandita die Hand des Bräutigams, der sich erhebt und, von einigen Freunden begleitet, seine Braut aufsucht, umarmt und zu der Gesellschaft zurückführt. Damit ist die Ceremonie beendet und es beginnt ein Festmahl, dessen Kosten der Bräutigam bestreitet.

Die Bewohner von Siassi haben Aerzte, welche Panum oder Bate heißen; aber auch der Pandita giebt sich oft mit der Heilkunst ab. Bei dem Tode eines Mannes wird der Pandita, bei demjenigen einer Frau die Pakil gerufen; diese waschen die Leiche und umwickeln sie mit etwa 10 m weißen



Eingeborene von Siassi. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

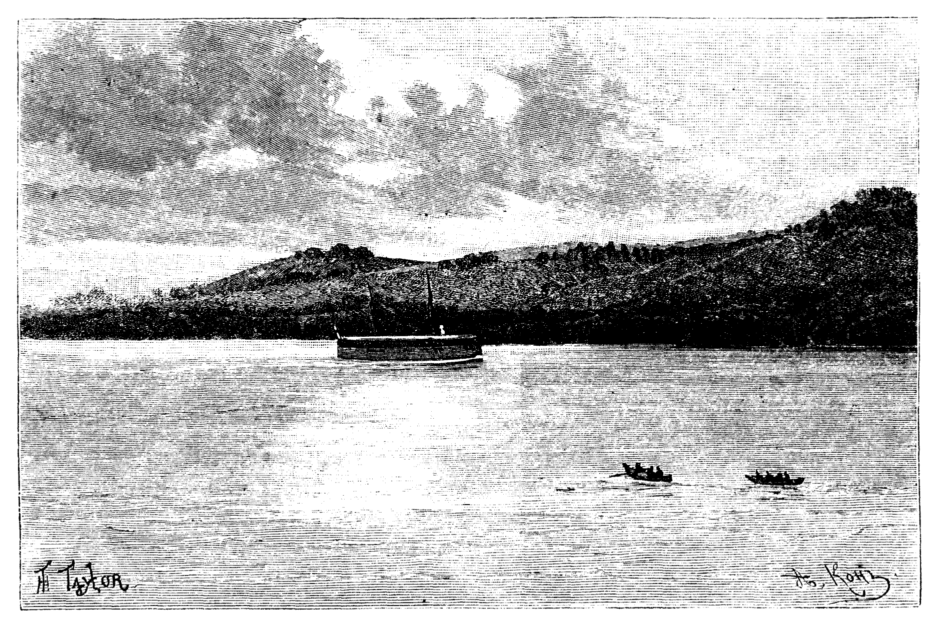
Stoffes, worauf sie in das oben beschriebene Grab gelegt wird, angeblich mit dem Kopfe nach Norden. Indessen hat Marche gefunden, daß diese Regel nicht immer befolgt wird. Sobald sich das Grab geschlossen hat, begeben sich die Anwesenden in das Haus des Todten, feiern dort ein Fest und bringen Speisen, wahrscheinlich Reste vom Festmahle, auf das Grab. Sieben Tage lang wird letzteres bewacht, ebenso bei den Tagbanuas, welche so verhindern, daß Wildschweine die Leiche auswühlen und fressen. Am 3., 7., 20., 40., 100. und 1000. Tage wird dem Todten ein Erinnerungsfest gefeiert; um diese Tage zu zählen, befestigt man einen hohlen Bambu an der Wand der Hütte und wirft täglich einen kleinen Stein oder irgend einen Fruchtkern hinein.

An Markttagen beobachtete Marche stets, daß die Eingeborenen sich versteckten, um zu essen; einige baten sogar um die Erlaubniß, sein Haus betreten zu dürfen, um ungesehen ihre Mahlzeit einnehmen zu können. Den Grund dieser Sitte hat der Reisende trotz vielfachen Herumfragens bei kundigen Leuten nicht in Erfahrung bringen können.

Der Hauptmann und Gouverneur der Insel Siassi hat unter seinen Befehlen einen Lieutenant, einen Unterlieutenant, etwa 20 Soldaten und die Strafgefangenen; außerdem ist ein Kanonenboot dort stationirt. Der Gouverneur bewohnt das einzige steinerne Gebäude auf der Insel; dasselbe steht in Verbindung mit dem zinkgedeckten Blockhause, dessen unteres Stockwerk aus Stein, dessen oberes aus Holz erbaut ist, und welches den Molo beherrscht. Letzterer dient dem 200 m weiter landeinwärts gelegenen Dörfchen, das damals etwa 20 Häuser in einer langen Straße zählte, als Landeplatz. Links von jener Straße liegt der Marktplatz und die galera, eine aus Pfählen gebildete Umzäunung; der Markt wird meist unter freiem Himmel vor einem Schuppen gehalten, welcher ebensowohl den Zuschauern bei den Hahnenkämpfen, als den Verkäufern bei Regen dient. Auf dem Platze selber aber liegen einige Gräber, welche man beim Abholzen des Gebüsches verschont hat; die Eingeborenen benutzen sie heute als Tische und Bänke.

Wie im ganzen philippinischen Archipel, so sind auch auf Siassi die Eingeborenen leidenschaftliche Spieler. Um ihre Schulden bezahlen zu können, verpfänden sie den Chinesen, mit denen sie in Geschäftsverbindung stehen, Alles, was sie besitzen, selbst ihre Waffen und zuweilen auch ihre Weiber und Kinder. Die Zinsen betragen $12\frac{1}{2}$ Proc. wöchentlich, und wenn das Pfand am festgesetzten Tage nicht eingelöst wird, so behält es der Pfandleiher als sein Eigenthum.

Am 20. November unternahm Marche mit zweien der spanischen Officiere eine Fahrt nach der westlich von Siassi gelegenen Insel, welche auf den Karten Lapac heißt, von den Eingeborenen aber Pandami genannt wird. Ein nordsüdlich verlaufender Kanal von kaum 1 km Breite trennt beide Inseln. Lapac ist von unregelmäßiger Form, 5 Seemeilen lang, 3 Seemeilen breit. Auf der nördlichen und der südlichen Spitze erhebt sich je ein Berg, ersterer 220 m, letzterer 250 m hoch und von fast kegelförmiger Gestalt. Der Boden der Insel scheint ziemlich fruchtbar zu sein und ist wie auf Siassi zum großen Theil abgeholzt. Auf einem Abhange wurde damals in 150 m Höhe ein einstöckiger fester Thurm aus Ziegeln erbaut, von dessen Spitze man einen weiten Blick über das umliegende Meer



Die Insel Lapac. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

und seine Inseln genießt. Die Fauna dieser kleinen Eilande ist ziemlich einförmig; doch fand Marche immerhin einige interessante Species.

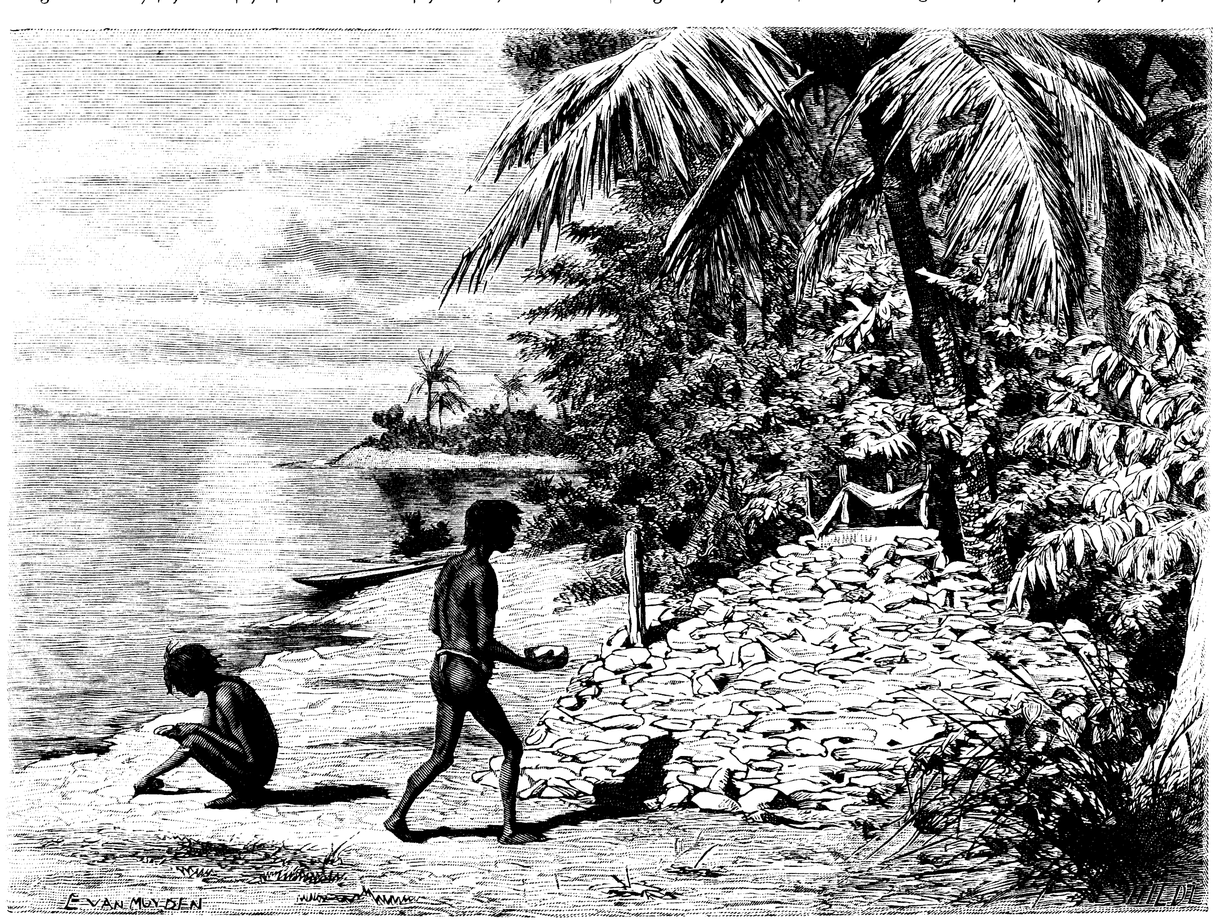
Am 29. November konnte Marche auf dem Kanonenboote „Paragua" eine Fahrt nach Tawi-Tawi antreten, an dessen nordwestlicher Küste beim Posten Tataan das Boot vor Anker ging. Die dortige Rhede wird zwar durch die kleinen Inseln Tataan und Simalaac geschützt, ist aber bei Seewind wenig sicher. Der Posten, auf einem Abhange der Dromedario-Berge gelegen, beherrscht zwar das Meer nach Norden und Nordwesten, ist aber nach der Landseite hin, also nach Süden und Südosten, durch den Bergabhang vollständig maskirt und, weil die Luft dort keinen Zutritt hat, feucht und ungesund. Trotz aller Bemühungen verschiedener Officiere ist es nicht gelungen, Eingeborene zur Erbauung eines Dorfes neben dem Posten zu bewegen; dieselben zeigen sogar einen gewissen Widerwillen, von den Nachbarinseln her frische Fische zu bringen. Am nächsten Tage setzte das Schiff seine Fahrt längs der Küste von Tawi-Tawi und von Sanga-Sanga fort und ankerte an der Südspitze der Insel Bongao vor dem gleichnamigen Fort und Dorfe. Die dort stationirten Officiere nahmen den Reisenden freundlich auf und einer derselben, Don José Vidal, begleitete ihn gleich am nächsten Tage auf einem Ritte um die Insel herum. Unterwegs trafen sie auf das Grab des berühmten Heiligen Pandita Said, welches das Ziel von Wallfahrten ist. Es besteht aus einem großen Haufen Steine, auf dessen Spitze ein Viereck von Holz und Zweigen sich befindet; seitwärts davon ist ein Pfahl ohne Inschrift oder Schnitzwerk befestigt. Jeder Pilger fügt einen weiteren Stein zu dem Haufen hinzu, spricht seine Gebete und entfernt sich dann.

Dann wurde der Ritt fortgesetzt bis zu dem Fuße der Klippen, welche am Anfange des Meeresarmes zwischen Bongao und Sanga-Sanga liegen; dort kehrten sie um. Inzwischen aber war die Fluth gekommen, so daß die Pferde oft durch das Wasser waten mußten, und die Reiter bei der Kleinheit der Thiere zuweilen ein Sitzbad nahmen. An einer Stelle war das Wasser sogar so tief, daß sie sich von ihren Leuten einen Weg durch das Gebüsch am Ufer

schlagen lassen mußten; diese freilich bewegen sich lieber von Baum zu Baum fort aus Furcht vor den hier anscheinend sehr zahlreichen Kaimans.

Am 3. December begab sich Marche mit dem Gouverneur von Siassi nach der im Süden gelegenen Insel Simonor, um deren Bewohner an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dieselben scheinen von malayischer Race zu sein, obwohl sie dunkler sind als die Malayen von Malacca und Borneo. Ihre Hütten sind, wie überall in Oceanien, auf Pfählen erbaut. Sie leben in Polygamie und sind sehr schmutzig. Ihr Begräbnißplatz enthält rechteckige Gräber von gut zugehauenen Steinen und ist von Baumstämmen und Steinhaufen umgeben; einige der Grabsteine tragen malayische Inschriften in arabischen Charakteren. Marche fand dort einige Leute, welche malayisch sprechen konnten, aber konnte aus ihnen nur wenige Angaben über ihre Sitten und Gebräuche herauslocken. Die Insel Simonor ist niedrig, sumpfig, wenig bewaldet und ohne süßes Wasser und dabei dennoch die volkreichste von allen Eilanden in jenen Gegenden.

Am 8. December kehrte Marche nach Sulu zurück, schiffte sich dort am 26. December nach Palawan ein und langte am 30. dort an. Am 1. Januar 1885 befand er sich wiederum an Bord des von Lieutenant Basabru befehligten „Joló“, um die Nordspitze von Palawan zu umfahren und dieselbe zu erforschen. Aber einige Stunden nach der Abfahrt von Puerto Princesa zerbrach das Schiff unglücklicher Weise an einer Felsbank seine Schraube, und



Grab des berühmten Pandita Said auf der Insel Bongao. (Nach einer Zeichnung von A. Marche.)

damit hatte auch die Fahrt ihr schnelles Ende erreicht; Marche sollte nun einmal trotz wiederholter Versuche dieses Ziel nicht erreichen. Unter Segel konnten sie noch den Ankerplatz von Tapul erreichen, wo sie mehrere Tage blieben, um günstigen Wind abzuwarten, welcher sie in südwestlicher Richtung nach Puerto Princesa führen sollte. Am 15. versuchten sie bei einer leichten Brise die Korallenbänke zu passiren, aber der Seegang draußen war zu stark und zwang sie, hinter die flachen Inseln der Bai von Honda zurückzukehren. Endlich war Marche des längeren Wartens überdrüssig, ließ sich und seine Leute ans Land setzen und wanderte längs des Ufers, freilich oft bis zum Gürtel im Wasser, seinem Ziele zu. Seine Leute waren wieder wegen der Kaimans in großer Angst; aber ebenso sehr fürchteten sie eine Rochenart, deren langer, biegsamer Schwanz mit einem spitzen und oft ziemlich langen Dorn bewehrt ist. Nach Aussage der Eingeborenen soll eine Verwundung durch denselben tödtlich sein: jedenfalls erzeugt sie heftiges Fieber. Nach $2^1/_2$ Stunden Wanderns erreichte man endlich einen sandigen Strand und noch eine gute Stunde später an dem Vorgebirge Caligaran einen Fußpfad, welcher sie in $1^1/_2$ Stunden nach Puerto Princesa brachte. Das Waten im Wasser und unter einer brennenden Sonne blieb nicht ohne nachtheilige Wirkung auf den Reisenden; heftige Leberschmerzen zwangen ihn, nach Manila zurückzukehren und von dort die Heimreise anzutreten. Am 25. April 1885 betrat er in Marseille den heimathlichen Boden, wohl zufrieden mit der reichen naturwissenschaftlichen Ausbeute seiner Kreuz- und Querzüge.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

III. (Schluß.)

Die Sakalaven.

Ihr Wohngebiet ist die Westküste von Madagascar, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Sakalavenstämme zu den interessantesten Völkerschaften nicht nur der Insel, sondern des ganzen Ostens von Afrika gehören.

Eine zuverlässige anthropologische Darstellung fehlt uns bis zur Stunde und über ihr geistiges Wesen und ihren wahren Charakter wird man aus den vorhandenen Werken nicht klug. Die Urtheile lauten vorwiegend sehr ungünstig, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts standen sie im Rufe gefährlicher Seeräuber und mußten von den Europäern energisch gezüchtigt werden, weil sie den Kanal von Mozambique unsicher machten. Mir war ferner in Erinnerung, daß der hoffnungsvolle Reisende Dr. Rutenberg aus Bremen im Lande der Sakalaven ermordet wurde und das Alles erschien mir nicht gerade einladend, dieser Gegend einen längeren Besuch zu widmen. Ich hatte ursprünglich die Absicht, im Norden zu bleiben und wurde nur durch Zufall ins Gebiet der Sakalaven verschlagen.



Junge Sakalaven. (Nach einer Photographie des Verfassers.)

Ich hatte dies nicht zu bedauern, denn wenn mich jemals die Schönheit der Natur und die ganze Urwüchsigkeit eines wenig bekannten Volksstammes entzücken konnte, so war dies in dem Wunderlande von Madagascar der Fall.

Der Sakalave ist schwieriger zu behandeln als der Madagasse und verlangt schon eine Vertrautheit im Umgange mit primitiven Völkern. Daß ein Neuling hier in kritische Situationen kommen kann, ist durchaus nicht zu leugnen. Trotzdem muß ich behaupten, daß der gefürchtete Charakter der Sakalaven nicht so schlimm ist, als man ihn darstellt. Es ist nicht zu vergessen, daß vielorts, besonders im Süden, der handeltreibende Araber aus Neid diese Völker gegen die Europäer aufgehetzt hat.

Mich persönlich hat der Charakter dieser Leute sehr angesprochen.

Ihre Lebensweise ist eine halb nomadische, sie haben in ausgesprochenster Weise alle guten und alle schwachen Seiten eines Nomadenvolkes.

In Gang und Haltung hat der Sakalave etwas Stolzes. Demüthigungen und Beleidigungen wird er nie ertragen. Anstrengende Arbeit oder Abhängigkeit von seinem Herrn ist nicht seine Sache, dazu ist er viel zu selbstbewußt. Daher konnte er auf den französischen Besitzungen im Kanal von Mozambique auch nie zur Plantagenarbeit herangezogen werden.

Das körperliche Aussehen dieses Volkes ist ein überraschend gutes; selten wird man so viele schöne und kräftige Gestalten bei einem äthiopischen Volke antreffen.

Die Männer sind fast nie unter Mittelgröße und verhältnißmäßig schlank gebaut. Die Kopfbildung wird als mesocephal bis brachycephal bezeichnet, was aber unrichtig ist, da oft ausgesprochene Langköpfigkeit vorkommt. Das Gesicht ist viel länger als beim Ostmadagassen und zeigt nicht selten einen feinen Ausdruck. Es ist fast bartlos, die Stirn ist ziemlich stark gewölbt, die Augenbogen etwas vortretend, die Augen schwarz, die Behaarung kraus und meist kurz geschoren. Die Nase ist nicht immer platt und bei manchen Individuen vortretend und gerade, aber niemals gebogen. Der Mund ist ziemlich groß und von kräftigen Lippen umgeben. Daß eine schiefe

Stellung der Zähne vorkommt, wie Hildebrandt angiebt, ist nicht richtig.

Als Bekleidung tragen die Männer ein weißes, blaues oder rothes Maskattuch um die Lenden und im Winter eine Flanelljacke.

Die Knaben sind zart und doch kräftig gebaut, voll Leben und stets zu nichtsnutzigen Streichen aufgelegt. Es sind wahre Quecksilbernaturen, denen es immer ein Hauptvergnügen machte, mich auf die Jagd zu begleiten und sich außerordentlich anstellig bewiesen.

Dem Fremden gegenüber ist der Sakalave freundlich; er ist auch gastfrei. Eine gewisse Verschlagenheit läßt sich aber nicht verkennen; fragt man ihn über etwas aus, so giebt er mit der größten Seelenruhe ausweichende Antworten. Er betreibt an der Küste Fischfang, baut seinen Reis und weidet seine Rinderheerden. Zu Hause überanstrengt er sich nicht, erwartet ruhig den Reis, den ihm die Frau bereitet, und nachher den Untergang der Sonne. Einzelne betreiben die Töpferei und verfertigen hübsche, mit Graphit überzogene Wasserkrüge, andere schnitzen aus Holz recht geschmackvolle Reislöffel, aber im Ganzen steht das Handwerk auf sehr primitiver Stufe.

Dagegen lebt der Sakalave mit Vorliebe der Schiffahrt und ist hierin unglaublich verwegen. Seine langen und schmalen Boote sind mit riesigen Auslegern und großen viereckigen Segeln versehen.

Eine höchst originelle Erscheinung bieten die Sakalavenfrauen dar. Wer diese auffälligen Gestalten mit ihrem fast phantastischen Haarputz und ihren blitzenden Augen zum ersten Mal erblickt, wird sich sagen, daß eben nur solche afrikanische Schönen ein Geschlecht von verwegenen Seeräubern erzeugen konnten.



Ein Sakalavenmädchen.
(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

Sie sind auffallend groß und nicht selten von einer Plastik des Körpers, wie man sie in germanischen Landen allenfalls in Bayern antrifft. Die Hautfarbe ist völlig schwarz, die Formen durchschnittlich viel edler, als man sie sonst bei afrikanischen Frauen antrifft, und es giebt unter ihnen viele wirkliche Schönheiten. Die Gesichtszüge sind im Ganzen recht angenehm und nur die platte afrikanische Nase verhindert, daß man ihnen nicht allgemein das Attribut tadelloser Gesichtsbildung geben kann.

Das schwarze, feurige Auge der Sakalavenfrau bildet ihre Stärke, es ist bei edleren Gestalten nicht selten nach Art der orientalischen Frauen mandelförmig geschlitzt. Auf die Pflege des Haares wird große Sorgfalt verwendet und die Toilette füllt die meisten freien Stunden aus. Bessere Frauen wechseln ihre Haartracht oft zweimal im Tage. Die Betsimisarakafrisur wird fast nie getragen. Entweder wird das reiche Haartoupée gescheitelt und in zahlreiche, dochtartige Zöpfchen geflochten, welche am Ende offen sind und horizontal abstehen oder die Zöpfchen endigen in Kugeln.

Zuweilen wird eine Art Haarkappe geflochten, indem die Flechten in bogenförmigen Leisten nach hinten verlaufen, oder es werden zahlreiche wallnußgroße Kugeln gerollt.

Die Formen sind voll und gerundet, die Hände und Füße meist sehr zierlich gebaut.

Als Bekleidung dient der Simbu, d. h. ein farbiges Tuch, welches als Ueberwurf benutzt wird. Derselbe muß großblumige Zeichnungen, lebhafte rothe und weiße Farben und einen breiten Rand besitzen. Ein zweites Baumwolltuch wird um die Lenden geschlungen. In der Anordnung der einfachen Bekleidung verräth sich ein guter Geschmack.

Die vornehmsten Frauen gehen stets barfuß. Schmuck ist außerordentlich beliebt und den Hals zieren Perlschnüre und schwere silberne Ketten. Die Finger sind mit Ringen oft dicht besetzt. Schwere silberne Armbänder prangen an den runden und vollen Armen.

Diese koketten Wesen schwärzen auch die Lider der Augen und bemalen das Gesicht mit weißen oder gelben Tupfen und Sternchen. Ein großer Spiegel gehört natürlich zum Inventar der besser situirten Sakalavenfrauen, und sie besehen sich darin mit ungemeinem Wohlgefallen.

Sie machen übrigens ihrer großen Reinlichkeit wegen, die sich nicht allein in ihrer Bekleidung, sondern auch in ihrer häuslichen Einrichtung ausspricht, einen ungewöhnlich guten Eindruck.

Ihr phantasievolles Wesen ist ein heiteres und gutmüthiges. Sie lieben die Geselligkeit und Musik. Wenn sie den Tag über mit vielem Fleiß ihr Hauswesen besorgt und den bequemen Hausherrn mit Reis versorgt haben, finden sie sich am Abend in Gruppen zusammen und lassen ihre fröhlichen Lieder ertönen. Die wüsten Gelage, denen man im Osten so häufig begegnet, sind hier jedoch selten üblich.

Die Wohnungen sind im Allgemeinen ziemlich groß und die Pfahlbaudörfer nehmen sich recht malerisch aus.

Natürlich giebt es ärmliche und reichere Häuser, aber ein gutes Haus nach dortigen bürgerlichen Begriffen macht einen überraschend wohlthuenden Eindruck. Die Umgebung ist sauber gekehrt, im Inneren herrscht überall Ordnung. Der Boden ist mit sauberen Matten bedeckt, die Wände mit weißem Baumwollzeug ausgeschlagen. Ein Paradebett ist

mit Moskitovorhang versehen und mit bunten Decken belegt. Darauf sind saubere Kopfkissen bis an die Decke hinauf aufgestapelt, auf einem Tischchen sind Gläser, Tassen und möglichst viel Fayence aufgestellt. Ein Spiegel darf natürlich nicht fehlen, im Schlafraum steht ein einfacheres Bett und einige Kisten mit Tüchern und Werthsachen — kurz, man fühlt sich recht behaglich in diesen ansprechenden Wohnräumen. Daß die moralischen Verhältnisse bessere sind, als im Osten, geht aus dem schönen Aussehen des Volkes und dem größeren Reichthum an Kindern hervor.

Auffallend ist die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern; ich sah eine Frau ihr Kind im Stiche lassen, um ihre plötzlich erkrankte alte Mutter zu pflegen. Im Gegensatz zu vielen südlichen Frauen verblühen diese Gestalten auffallend langsam, sie bewahren ihre Schönheit, soweit man bei Schwarzen davon reden kann, und ergrauen sehr spät.

Seltsame Gebräuche herrschen bei Traueranlässen. Ich kam zufällig in ein Dorf, in welchem eine wohlhabende Persönlichkeit plötzlich verstarb. Man gestattete mir die Besichtigung des Trauerhauses, bemerkte mir aber, daß ich zwei Flaschen Rum als Todtenopfer mitbringen möchte, und dieser Obolus eines Weißen die Ehre des Todten ganz besonders erhöhe.

Die Leiche wurde kurz nach dem Tode in weiße Tücher gehüllt und neben derselben Töpfe mit Räucherwerk aufgestellt. Die Wohnung war dicht erfüllt mit Klageweibern, welche den ganzen Tag Trauergesänge absangen. In einem zweiten Hause zerflossen die männlichen Verwandten in Thränen und wurden von Klageweibern getröstet. Im Hofe spielte eine Howamusik, bestehend aus zwei Violinspielern und zwei Trommlern. Ein fetter Ochse wurde abgeschlachtet, die vier Füße auf einen Sandhaufen gestellt und die Leidtragenden mit Fleisch und Reis reichlich bewirthet. Am folgenden Morgen wurde die Leiche in aller Frühe hinausgetragen. Die Grabstätten werden im Sakalavenlande durch weiße Fähnlein bezeichnet und neben dem Kopfe leere Flaschen und ein Teller mit Reis aufgestellt.

Das begabte Volk der Sakalaven besaß vordem die Herrschaft über den größten Theil von Madagascar, ist aber heute vom Howa unterjocht, ohne jedoch sich zu fügen. Die Howaherrschaft ist eine fast rein nominelle. Wären die Stämme geeinigt und würden sie nicht in zahlreiche kleine Königreiche zerfallen, so wären sie auch heute noch völlig unabhängig. Einige Gebiete von Nordwesten haben sich unter französischen Schutz begeben und sind gegenwärtig sehr unzufrieden, daß sie durch den unlängst abgeschlossenen Friedensvertrag wiederum den Howa preisgegeben wurden.



Eine Sakalavenfrau. (Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

Die Antakaren.

Sie bewohnen den äußersten Norden der Insel und sind bisher sonst nur dem Namen nach bekannt. Sie gelten als ein kriegerisches und muthiges Volk, welches einst wohlhabend war, aber gegenwärtig ziemlich verarmt ist.

Ich lernte dieses Volk auf meiner Reise nach Vohemar und Diego Suarez kennen. Körperlich weicht der Antakare etwas vom Sakalaven ab und ist noch größer und kräftiger gebaut als dieser. Er stellt ein vermittelndes Glied zwischen ihm und dem Betsimisaraka dar.

Das charakteristische kurz-spitze Kinn des Betsimisaraka ist auch beim Antakaren ausgebildet, der Kopf mesocephal. Einzelne Frauen fallen durch ihre bedeutende Körpergröße auf. Ihre Haartracht ist derjenigen der Sakalavenfrauen ähnlich. Die Leute wurden mir als geistig begabt und gutartig geschildert. Ihre Gebräuche bei der Bestattung von Leichen sind diejenigen der Sakalaven, mit denen sie offenbar nahe verwandt sind. Da die neuen französischen Erwerbungen in diesem Gebiete liegen, so wird man bald Näheres erfahren können.

Zum Schlusse mag noch die Frage der Urvölkerung und die Zeit der Einwanderung der heutigen Madagassen näher berührt werden.

Da uns historische Dokumente vollständig fehlen, so ist man hier auf Hypothesen angewiesen und ich möchte hier auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen, welcher bisher noch nicht ins Auge gefaßt wurde und doch ungemein nahe liegt.

Wie bekannt ist, besaß die Insel Madagascar einst straußartige Vögel von ungewöhnlicher Größe, welche flugunfähig waren. Solchen Formen, die ihr Flugvermögen eingebüßt haben, begegnete man ja vielfach auf insularen

Gebieten. Der venetianische Reisende Marco Polo berichtete im 13. Jahrhundert zum ersten Mal von diesem seltsamen Vogel Rukh. Er kommt heute nicht mehr vor, in den Traditionen der heutigen Madagassen sind ebenfalls keine Andeutungen für die Existenz dieses Vogels zu erkennen, und man bezweifelte dessen Existenz. Als aber zu Beginn der fünfziger Jahre der Kapitän Abadie ein ungeheures Ei nach Europa brachte und Grandidier später Knochenreste auffand, konnte über das einstige Vorkommen solcher Riesenvögel kein Zweifel mehr bestehen.

Daß sie zu Marco Polo's Zeiten noch gelebt haben, erscheint heute in hohem Grade wahrscheinlich, oder sie waren damals zum Mindesten kurz vorher verschwunden. Nun sehen wir an verschiedenen Punkten der Erde mit dem Auftreten der Menschen solche flügellose Vögel sehr rasch verschwinden, im Kampfe ums Dasein unterliegen. Der Mensch und seine Hausthiere richten sie oder ihre Eier zu Grunde.

In historischer Zeit sahen wir dieses Schauspiel auf Mauritius, wo der Dodo (Didus ineptus) verschwand; auf Réunion, wo der Dodo einst wohl auch lebte und die Gallinula gigantea verloren ging; auf Rodriguez, wo der Solitaire (Didus solitarius) dem Andringen des Menschen erlag; auf Neuseeland, wo die Moas sich verloren und die Kiwis dem Untergange geweiht sind. Warum soll dasselbe Schauspiel sich nicht auch auf Madagascar vollzogen haben?



Ein Sakalavendorf an der Westküste Madagascars. (Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

Die Annahme liegt doch sehr nahe, daß der Vogel Rukh, der berühmte Aepyornis maximus, der Invasion afrikanischer Völkerschaften nicht lange Stand zu halten vermochte, und wir werden mit Grund annehmen können, daß eine stärkere Besiedelung von Madagascar erst etwa um das Jahr 1000 n. Chr. herum erfolgte.

Daß damit die Angabe einer Urbevölkerung von der Insel zweifelhaft erscheint, bedarf keiner besonderen Begründung.

Daß die Howa aus dem Gebiet ihres ursprünglichen Wohnsitzes erst sehr spät nach Westen vordrangen, ist ziemlich sicher. Es finden sich in den Legenden der Madagassen vielfach Anhaltspunkte hierfür und noch zu Flacourt's Zeiten waren die Howa den Europäern unbekannt. Das malayische Element befindet sich wohl erst seit wenigen Jahrhunderten auf der Insel Madagascar.

Vorläufige Resultate der zu Ende 1886 in Transkaukasien vorgenommenen Volkszählung.

Das soeben abgelaufene Jahr 1886 war für die Bevölkerungskunde des Kaukasus von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Behufs der im neuen Jahre einzuführenden allgemeinen Wehrpflicht für die christliche Bevölkerung des Landes und Erhebung einer entsprechenden Geldabgabe von den mohammedanischen Glaubensgenossen ward in Transkaukasien und einem bedeutenden Theile Ciskaukasiens eine Volkszählung vorgenommen. Nicht gezählt wurden im letztgenannten Landestheile die Kosaken des Terek- und Kuban-Gebietes, da unter ihnen alle waffenfähigen Leute auf Grundlage der Landesorganisation ausnahmslos persönlich dem Kriegsdienste lebenslänglich obliegen müssen und aus diesem Grunde einer beständigen Registration unterliegen; ferner erstreckt sich die Volkszählung im Gouvernement Stawropol und dem Terek- und Kuban-Landstriche nicht auf Bauern, Bürger und sonstige Civilbevölkerung russischer Abstammung (wie auch nicht auf die denselben gleichgestellten deutschen Kolonisten), da solche alle schon früher zur allgemeinen Wehrpflicht mit den übrigen Bewohnern des Reiches herbeigezogen worden waren.

Wenngleich die Resultate dieser Volkszählung des Kaukasus, da solche erst am 1. bis 13. Januar 1887 abgeschlossen werden sollte, noch nicht einmal aus allen Landestheilen an höchster Stelle in Tiflis eingelaufen sind, so erlaubt uns doch eine genaue Einsicht in die Zahlenangaben der bislang gezählten Dörfer und ein Vergleich derselben mit den Daten der Volkszählung des Jahres 1873 schon jetzt einen Ueberblick über die heutigen Bevölkerungsverhältnisse in Transkaukasien zu entwerfen.

Die Bearbeitung der Angaben der Kirchen- oder Moscheen-Bücher über den Civilstand der Bevölkerung des Gouvernements Tiflis für die Jahre 1875 bis 1880 (excl.), die im 1885 erschienenen LX. Bande des vom kaukasischen statistischen Comité herausgegebenen „Ssbornik sswédenyi o kawkase" (Archiv für Kunde des Kaukasus) mit Karte und zahlreichen graphischen Darstellungen zu einem genauen und möglichst anschaulichen Bilde der Bewegung der Bevölkerung jenes Gouvernements für einen Zeitraum von 5 Jahren nach den verschiedenen ethnischen Elementen zusammengestellt wurden, ergaben im Mittel aller Völkerschaften eine natürliche Bevölkerungszunahme von 1,5 Proc. jährlich [1]).

Wenn wir dies für das Gouvernement Tiflis — somit für einen ausgedehnten und in topographischer wie ethnischer Beziehung sich durch die größte Mannigfaltigkeit auszeichnenden Landestheil — geltende Mittel auf die übrigen Provinzen Transkaukasiens ausdehnten, so könnten wir für den 13 jährigen Zeitraum, der seit der letzten Volkszählung im Lande verstrich, eine Bevölkerungszunahme von 20 Proc. erwarten. Und wirklich blieben nur das Gouvernement Tiflis mit einem Zuwachse von etwa 19 Proc. und das von Kutaïs gar mit einem von ungefähr 17 Proc. hinter dieser Erwartung zurück — was in der sehr bedeutenden Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Gegenden seine Erklärung findet. Aehnliche Verhältnisse walten im Daghestan und im Sakataler Bezirke ob. In den übrigen Gouvernements aber vermehrte sich die Einwohnerzahl: im Bakuschen um 24 Proc., im Eriwanschen um 26 Proc. und im Elisabethpoler gar um 33 Proc. im Laufe der beregten 13 Jahre.

Diese Volkszählung in Transkaukasien ergab für die 5 Gouvernements von Tiflis, Elisabethpol, Eriwan, Baku und Kutaïs (außer den Landstrichen von Kars und Daghestan, dem Sakataler und Tschernomorskij- oder Schwarzen-Meer-Distrikte) mit einer Zunahme der Seelenzahl von etwa 23 Proc. für 13 Jahre ein recht befriedigendes Resultat. Bemerkenswerth ist hierbei noch, daß diese bedeutende Bevölkerungszunahme vornehmlich auf die zum Theil von Tataren bewohnten Landestheile Transkaukasiens kommt, was im völligen Widerspruche mit dem Hinschwinden dieser Nationalität in der Türkei dasteht. Ja bei einer eingehenden Betrachtung der Zahlenangaben für das Gouvernement Eriwan, von wo schon eine bedeutende Menge Daten aus den der Volkszählung unterworfenen Dörfern vorliegt, stößt man auf die höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß in einigen Kreisen die tatarische Bevölkerung sogar eine weit bedeutendere Vermehrung aufweist als die mit ihr in derselben Gegend untermischt lebende armenische. So stieg in der erwähnten 13 jährigen Periode im Nachitschewanischen Kreise die christliche Bevölkerung bloß um 19 Proc., während sich die Seelenzahl der dortigen Tataren um 26 Proc. vermehrte, im Neubajaseter Kreise die Christen (Armenier und Russen) um 35 Proc., während die Mohammedaner (Tataren) gar um 42 Proc. stiegen, endlich im Alexandrapoler Kreise 27 Proc. Armenier (und einige Griechen) gegen 32 Proc. der Mohammedaner (Tataren nebst einigen Kurden).

Wenngleich der jüngsten Volkszählung Transkaukasiens noch einige Mängel anhaften mögen, namentlich hier und da aus Furcht vor einer Erhöhung der zu leistenden Abgaben manche Leute sich der Registrirung entzogen haben, während andererseits eine unverhältnißmäßige Steigerung der Bevölkerung (wie z. B. im Dschewader Kreise des Bakuschen Gouvernements bis zu der ganz unglaublichen Höhe von 58 Proc.) einen Beweis von noch größerer Verheimlichung von abgabenpflichtigen Einwohnern bei der Zählung von 1873 liefert, so muß das Resultat der neuesten, noch nicht ganz vollendeten Aufnahme als ein recht befriedigendes und die erwiesene Steigerung der Bevölkerung als sehr bedeutend bezeichnet werden. Die augenfälligste und wahrhaft erfreuliche Verbesserung erweist sich in Betreff der größeren Genauigkeit bei Erhebung des Religionsbekenntnisses. Auf eine Unterscheidung der Mohammedaner, je nachdem sie der Sekte der Ssunniten oder Schiiten angehören, ist heutzutage unvergleichlich mehr Rücksicht genommen worden, als bei allen früheren Zählungen.

Tiflis, den 12. (24.) Januar 1887.

N. v. Seidlitz.

[1]) Diesem Mittel von 1,5 Proc. entspricht auch der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle bei den Armeniern, während sich die Russen um 2,8 Proc., die Deutschen um 2,7 Proc., die Griechen wie die Osseten um 2,3 Proc., die eigentlichen Grusier (Kachetiner und Kartalinier) um 1,2 Proc., die Chewssuren nur um 0,9 Proc., endlich die wenigen Tataren des Gouvernements Tiflis (wohl wegen mangelhafter Registrirung in ihren Moscheen-Büchern) bloß um 0,4 Proc. vermehrten. S. a. a. O. Seite 440.

Ueber die Flora von Ceylon, besonders in ihrer Beziehung zum Klima.

(Vortrag von Henry Trimen, gehalten auf der Versammlung der British Association am 7. September 1886.[1])

I.

F. M. Indem ich einen kurzen Abriß über die Flora der tropischen Insel Ceylon gebe, wünsche ich, die Aufmerksamkeit besonders auf die innigen Beziehungen zu lenken, die zwischen ihr und den klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes bestehen. Zu diesem Zwecke will ich zunächst auf gewisse Thatsachen hinweisen, die sich auf die Physiographie von Ceylon beziehen und, so viel ich glaube, nicht allgemein bekannt sind. Denn für den gewöhnlichen Reisenden bedeutet „Ceylon" nur einen Theil der Insel, jenen Theil nämlich, welcher den Süd-Westen derselben einnimmt und beträchtlich weniger als ein Viertel des ganzen Landes ausmacht. Hier finden sich die Häfen von Colombo und Galle, die schön gelegene Stadt Kandy, der heilige Adam's Pic, das Sanitarium von Nuwara Eliya und die Bergdistrikte, wo die europäischen Pflanzer ihre Häuser haben, und endlich das ganze Eisenbahnsystem. Dies ist das Ceylon des englischen Kapitalisten und Pflanzers, des Dichters und des Touristen; es ist ein reiches, sonniges Land, mit ewigem Sommer, nie versiegenden Strömen und einer zahlreichen Bevölkerung, für die das Leben leicht und die Natur freigebig ist. Aber es giebt noch ein anderes und größeres Ceylon, von dem man in England wenig weiß, das aber den ganzen Norden und Osten nebst Theilen des Inneren und des Westens der Insel umfaßt. Da ist das Land dicht mit düsterem Dschungel bedeckt, die Bevölkerung ist spärlich und die Kultur in den meisten Gegenden nur gering und von künstlicher Bewässerung abhängig. Hier, in diesen großen Strichen schönen, aber eintönigen Waldes, welche sich quer durch die ganze Insel hinziehen, liegen die Ueberreste der großen Städte der Vergangenheit, deren riesige und imposante Trümmer, vom Dschungel halb überwachsen und begraben, über den Waldbäumen emporragen. Abgesehen von den Regierungsbeamten, besuchen nur wenige Engländer, hier und da ein Sportsman, ein Naturforscher oder Alterthumskundiger, dieses Land, aber in einem Bericht über die physischen Verhältnisse der Insel muß es geziemende Berücksichtigung finden.

Die auffallenden Unterschiede zwischen diesen „zwei" Ceylons sind gänzlich durch das Klima und besonders durch den Regenfall verursacht. Auf einer Karte, welche die Vertheilung des Regenfalles nach Zollen durch verschiedene Nüancen einer Farbe veranschaulicht, erkennt man sofort die bedeutende Ueberlegenheit, welche den besprochenen südwestlichen Theil vor der übrigen Insel auszeichnet. Dies erklärt sich aus der Gestaltung des Landes; die hohe, waldbekleidete Abdachung der Gebirgsmasse erhebt sich bis zu über 7000 Fuß (dahinter liegen noch höhere Berge), und empfängt die volle Wirkung des mit Feuchtigkeit beladenen Südwest-Monsuns, der hier von Ende Mai an vier bis fünf Monate des Jahres hindurch weht. Besonders während des Juni und Juli fällt eine außerordentliche Menge Regen über diesen Theil, namentlich in der Bergregion um den Adam's Pick, wo an einigen Stellen über 200 Zoll im Jahre fallen. Wenn wir jedoch vom Regenfall sprechen, so müssen wir wohl bedenken, daß der jährliche Regenfall, als Ganzes genommen, uns nur wenig Aufschluß über das wirkliche Klima verschafft. Es ist die Vertheilung des Regens über das ganze Jahr, welche so großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit, besonders in tropischen Ländern, hat; und in diesem begünstigten Theile giebt es kaum längere regenlose Perioden. Eine vier- oder sechswöchentliche Trockenheit im Februar, März oder April ist das Aeußerste, aber diese währt selten ununterbrochen; während des übrigen Theiles des Jahres treten in fast jeder Woche häufige Regenschauer auf.

Ganz verschieden verhält sich der andere Theil der Insel; der Südwest-Monsun, welcher dem zugewandten Theile Ceylons so großen Segen bringt, ist jetzt seiner Feuchtigkeit beraubt und wird zu einem trockenen Winde während seines übrigen Laufes durch die Insel; und zu der Zeit, wo die Westprovinz und das Bergland mit Feuchtigkeit gesättigt sind, herrscht an den anderen Orten eine zehrende Dürre, welche gewöhnlich bis zum Eintritt des Nordost-Monsuns im Oktober währt. Dieser Wind bringt der ganzen Insel Regen; es ist keine Böschung des Gebirgsplateaus in jener Richtung vorhanden, und während der drei oder vier Monate, wo er über die Insel bläst, erhalten alle Theile Ceylons mehr oder weniger reichlichen Regen. In vielen Gegenden des Nordwestens und Ostens fällt er jedoch nur während eines sehr kurzen Zeitraumes, und im übrigen Theile des Jahres herrscht Trockenheit, obgleich so der jährliche Betrag auf recht günstige Verhältnisse zu deuten scheint, sind doch letztere nicht vorhanden, da das Land einige Wochen hindurch vollständig unter Wasser steht und während des ganzen Restes des Jahres unter der Dürre leidet. Wir sehen also, wie wichtig es ist, klar zu erkennen, daß hinsichtlich des Regenfalles Ceylon zwei verschiedene klimatische Regionen besitzt, welche als die feuchte und die trockene bezeichnet werden mögen und die durch eine hohe Gebirgsmasse getrennt oder verbunden sind. In dieser Hinsicht ist Ceylon ein Abbild oder eine Fortsetzung der vorderen indischen Halbinsel, welche auf der westlichen oder Malabar-Küste und der östlichen oder Coromandel-Küste ganz dieselben klimatischen Verschiedenheiten aufweist infolge der scharfen Scheide, welche die im Kap Comorin endenden Westghats bilden.

Wir werden jetzt, wenn wir uns zur Flora von Ceylon wenden, darauf vorbereitet sein, in den beiden scharf bezeichneten klimatischen Distrikten eine sehr verschiedene Vegetation zu finden.

Ueberblicken wir zuerst den allgemeinen Charakter der Pflanzenwelt des feuchten Niederlandes. Jedem, der mit tropischer Vegetation nicht vertraut ist, versetzt der erste Anblick der Städte Colombo und Galle in Erstaunen und Bewunderung. In erster Linie treten die Palmen hervor,

[1]) Mit einigen Kürzungen übersetzt aus „The Journal of Botany", Oktober, November 1886.

vor Allem natürlich die Kokospalme; aber auch die kleinere und vielleicht schönere Arecapalme und die federige Jaggery- oder Kitulpalme (Caryota urens) sind fast nicht minder zahlreich. Dasselbe gilt von den Massen gelbstämmiger Bambus (Bambusa vulgaris, var.) und den Cycadeen (Cycas circinalis). Alle diese Vegetationstypen sind wesentlich außereuropäisch; ebenso die Fruchtbäume, welchen das Auge allenthalben begegnet. Wir haben von Früchten die großen, stacheligen Jak-Früchte, die von Stamm und Zweigen des Baumes (Artocarpus integrifolia) herabhängen, die kleinere Brotfrucht (Artocarpus incisa), die Mangos, Custard-Aepfel[1]), Papaws[2]), Mangostanen[3]), Muskatnüsse, Akajunüsse und andere. Die Compounds und Gärten der Eingeborenen leuchten im Schmuck der Flamboyante-Bäume (Poinciana regia), Lattichbäume (Pisonia morindifolia), zahlreicher „Crotons“ (Codiaeum) und glänzend gefärbter Schlingpflanzen (Petraea, Clerodendron, Ipomoea etc.). Doch ist es natürlich kaum nöthig zu sagen, daß bei Weitem der größere Theil der Bäume und Sträucher, welche alle diese Pracht hervorrufen, keineswegs in Ceylon einheimisch sind. Die meisten der eben genannten und andere bekannte Bäume, wie der Guajawa, die „Country-Almond“ (Terminalia Catappa), der Blimbing (Averrhoëa Bilimbi), die Tamarinde, der Pferderettigbaum (Moringa pterygosperma) sind exotischen Ursprungs und durch den Menschen eingeführt. Ohne Zweifel sind einige bereits vor sehr langer Zeit eingeführt worden, wie der Jak aus Indien und die Arekapalme von der Malayischen Halbinsel; aber viele sind jüngeren Datums und stammen aus Westindien oder dem tropischen Amerika. Die Bäume, welche man gewöhnlich bei den Buddha-Tempeln findet, sind eine besondere Bemerkung werth, da auch sie, sonderbar genug, meist fremden Ursprunges sind. Der bekannteste von ihnen ist der „Bo-tree“ (Ficus religiosa), an und für sich ein Gegenstand der Verehrung, da unter ihm der in Beschauung versenkte Siddartha zum Buddhismus gelangte. Ich habe niemals einen dieser Bäume unter Verhältnissen angetroffen, welche darauf schließen ließen, das er einheimisch wäre, und es ist möglich, daß der alte Baum zu Anurdhapura, welcher 288 v. Chr. aus Indien gebracht wurde und der noch von Tausenden von Andächtigen besucht wird, der Stammvater aller Feigenbäume in Ceylon ist.

Da die Darreichung von Blumen auf den Altären ein hervorragender Bestandtheil des einfachen Gottesdienstes der Buddhisten ist, so sind meist solche Bäume in der Umgebung der Tempel angepflanzt, welche geeignete, gelbe oder weiße und wo möglich wohlriechende Blüthen haben. Von diesen ist die Plumeria acutifolia am gewöhnlichsten und allgemein bekannt unter dem Namen „Tempelbaum“. Da dieselbe unzweifelhaft aus Südamerika stammt, so kann sie nicht in älterer Zeit eingeführt worden sein; sie wurde wahrscheinlich von den Portugiesen mitgebracht, doch habe ich nirgend eine Angabe darüber finden können. Die Blumen haben einen köstlichen, aber etwas betäubenden Geruch; Samen werden in Ceylon niemals angesetzt. Ein anderer Lieblingsbaum in den Tempel-Compounds ist Cochlospermum Gossypium mit sehr glänzenden gelben Blüthen, ohne Zweifel von Indien eingeführt. Die gewöhnlichen Unkräuter, welche an den Wegen wachsen und unbebaute Plätze bedecken, sind von ähnlichem Ursprunge. Es gehören dahin der Cactus (Opuntia Dillenii), die gelbe Turnera (T. ulnifolia), das „Wunder von Peru“ (Mirabilis), die hübsche Thunbergia alata, die rosafarbene oder weiße Vinca rosea, die Allamanda und hundert andere, unter denen die ubiquistische Lantana aus Westindien und eine schöne Sonnenblume aus Mexiko (Tithonia diversifolia) sich besonders hervorthun. Alles sind Fremdlinge und bei Weitem der größere Theil stammt aus der Neuen Welt; viele sind erst ganz vor Kurzem eingeführt worden. Diese Einwanderung eines ganzen Heeres halbstrauchiger Unkräuter aus Westindien in die östlichen Tropen ist eine bemerkenswerthe Thatsache. Sie hat es bewirkt, daß die Vegetation der cultivirten Küstengegenden des ganzen Tropengürtels einen einförmigen Charakter erhalten hat, und es würde jetzt in vielen Fällen nicht möglich sein, den Ursprung vieler Arten nach ihrer heutigen Vertheilung auch nur vermuthungsweise zu bestimmen; im Allgemeinen kann indessen ihre Geschichte ohne viel Schwierigkeit durch die botanischen Abhandlungen des 16. und 17. Jahrhunderts hindurch verfolgt werden. Die Urbarmachung des Landes giebt diesen Fremdlingen die Gelegenheit sich anzusiedeln. Ein Land wie Ceylon, das im Naturzustande mit Wald bedeckt ist, besitzt keine einheimische Art, welche fähig wäre, mit jenen fremden Bewohnern des offenen Landes und der Ebene in Wettbewerb zu treten, und wenn diese daher eingeführt werden, so stellt sich ihrer Ausbreitung kein Hinderniß entgegen. Die Schnelligkeit, mit der einige Nutz- und Zierpflanzen aus der Neuen Welt nach der Alten eingeführt worden sind, ist geradezu überraschend. Die Portugiesen kamen zuerst nach Java im Jahre 1496, vier Jahre nach der Entdeckung Amerikas, und nach Ceylon im Jahre 1505. 1520 segelte Maghellan direkt von Süd-Amerika nach den Philippinen. Amerikanische Pflanzen wurden sofort dort eingeführt, und von diesen Inseln aus erhielten die anderen östlichen Tropengegenden viele der jetzt so zahlreichen Pflanzen.

Es wird nicht nöthig sein, viel mehr über diese exotischen Arten zu sagen, welche natürlich bei einer Betrachtung der wirklichen Flora des Landes unberücksichtigt bleiben müssen. Sie sind besonders in dem erwähnten niederen, feuchten Distrikte so häufig. Ohne Zweifel war dieser ganze Theil von Ceylon einst mit dichtem Walde bedeckt; aber dieser ist jetzt größtentheils verschwunden und das Land ist dicht bevölkert. Das tiefer gelegene Land ist meist der „Paddy-“ (d. h. Reis-) Kultur gewidmet, und die höher gelegenen Theile dazwischen werden von Dörfern eingenommen, deren Lage man immer an cultivirten Bäumen, wie den hohen Kokos, Brotfruchtbäumen und Jaks, und besonders an den weißen Blumenblättern der Kakuna (Aleurites triloba) erkennt, welche ursprünglich auf den Inseln des Stillen Oceans einheimisch ist und ihres Oeles wegen (das indessen vom Kerosin schnell verdrängt wird) viel gezogen wird. Zierbäume, welche man oft in den Dörfern sieht und die wie einheimische ausschauen, sind noch Cananga odorata oder der Ilang-Ilang-Baum und der Champak oder Sapu (Michelia Champaca), beide mit köstlich duftenden gelben Blüthen. In solchen Dörfern findet man auch gewöhnlich die prächtige Talipot-Palme (Corypha umbraculifera), sicher die stattlichste der ganzen Palmenfamilie. Es ist sehr schwierig zu entscheiden, ob sie in Ceylon einheimisch ist oder nicht. Ihrem Auftreten nach möchte man das letztere behaupten, denn sie wird jetzt niemals im wirklichen Zustande angetroffen, und ist gewöhnlich angepflanzt, da ihre Blätter zur Herstellung von Decken aller Art und, in Streifen geschnitten, als Schreibmaterial Verwendung finden. Indessen wird sie anderswo nur noch in Malabar und dort unter ähnlichen

[1]) Anona muricata.
[2]) Anona triloba.
[3]) Garcinia Mangostana.

Verhältnissen gefunden; und ich bin geneigt, sie für eine ursprünglich einheimische, möglicher Weise lokale und seltene Bewohnerin unserer Tiefland-Wälder zu halten, welche durch die Kultur vor der Ausrottung bewahrt wurde.

II.

Einige Reste des Urwaldes sind noch in den Landstrichen zwischen Radnapura und Galle vorhanden; der ausgedehnteste davon ist der „Single Rajah“. Hier trifft man die interessante ursprüngliche Flora dieses Theiles von Ceylon noch unverändert an. Die Zerstörung des Waldes ist durch jenes indolente und kurzsichtige Kulturverfahren der Einwohner, welches unter dem Namen „Chena“ bekannt ist, hervorgerufen worden, ein Verfahren, welches seit ältester Zeit angewendet und fortgesetzt wurde, und bei dem man um einer einzigen Ernte eines elenden Getreidegrases willen (wie z. B. des Kurakkan, Eleusine Coracana) den Baumwuchs von Jahrhunderten opferte. Infolge dieses unvernünftigen Systems giebt es jetzt in nicht wenig Distrikten des ursprünglich fruchtbaren Landes weite Strecken trockenen, steinigen und absolut werthlosen Landes, welches nur mit einer dichten Decke von Lantana mixta bedeckt ist, jenem merkwürdigen Unkraute der Neuen Welt, das zu seinem Gedeihen weiter nichts als ein genügend warmes und feuchtes Klima nöthig zu haben scheint. Ich habe den genauen Zeitpunkt der Einführung dieser Pflanze nach der Insel nicht ermitteln können, aber er liegt wahrscheinlich zwischen 1820 und 1830. Unzweifelhaft wurde sie als Gartenzierpflanze eingeführt und setzte sich sogleich, wie in anderen Theilen der östlichen Tropen, als ein alles überwucherndes Unkraut auf den offenen Flächen fest. Ihr Gebiet ist jedoch in Ceylon durch das Klima scharf abgegrenzt; sie geht nicht über die feuchte Region und über eine Höhe von etwa 3500 Fuß hinaus; innerhalb dieser Grenzen ist sie jedoch die häufigste Pflanze. Andere, ähnlich verödete Landstrecken sind meilenweit mit einem kleinen einheimischen Bambu, dem „Bata-li“ der Singhalesen (Ochlandra stridula) bedeckt, welcher eine Lieblingsnahrung des Elephanten bildet.

In den Gründen des „Singhe-Rajah“ und der anderen Wälder des feuchten Unterlandes sind die Bäume sehr hoch und stehen dicht beisammen, so daß kein Sonnenlicht eindringen kann; der Boden ist zu einem großen Theile mit Wasser bedeckt und es herrscht eine merkwürdige Stille und Abwesenheit thierischen Lebens. Die Bäume gehören hauptsächlich zu den Familien der Dipterocarpeen, Rubiaceen, Sapotaceen, Ebenaceen und Euphorbiaceen, und zu den Gattungen Semecarpus, Memecylon, Eugenia und Ficus; ihre feuchten Stämme sind mit Farnen, Moosen und Orchideen bedeckt und umflochten von Schlingpflanzen, wie Freycinetia und Arten von Calamus, kletternden Farnen, wie Lindsaya repens, Stenochlaena palustre, und den Bärlappgewächsen, während das Laub des großen Ophioglossum pendulum gleich ellenlangen grünen Seidenbändern von den Bäumen herniederhängt. Zwei interessante und merkwürdige schlanke Baumfarne wachsen in diesen heißen dunsterfüllten Wäldern, Cyathea Hookeri und C. sinuata; und die am meisten bewunderte Orchidee Ceylons, Dendrobium Maccarthiae, schmückt im Mai an einigen Stellen die Bäume mit ihren lieblichen Blumen. Auf dem Boden wuchern zahlreiche Farne und schöne, Schatten und Feuchtigkeit liebende Dauerkräuter aus den Familien der Zingiberaceen, Gesneriaceen, Rubiaceen, Orchideen und anderen, sowie aus der merkwürdigen Dilleniaceengattung Acrotrema, den Primeln dieser ceylonischen Wälder. Unter den Nutzholzbäumen ist der werthvollste Diospyros quaesita, der Calamander (ein corrumpirtes Wort, welches aus dem singhalesischen Namen „Kalu-médiriya“ entstanden ist), welcher eine Art gefleckten oder gestreiften Ebenholzes liefert, das für Möbel und feine Tischlerarbeiten sehr gesucht ist, und der Nédun (Pericopsis Mooniana), welcher noch reichlichere Verwendung zu den genannten Zwecken findet. Beide Bäume sind Ceylon eigenthümlich.

Die einheimische Vegetation hat sich in merkwürdiger Weise auch an ein Paar Stellen erhalten, welche die „Chena“ nicht hat erreichen können, nämlich auf den steilen Gipfeln einiger der kleinen isolirten Gneisfelsen, welche über den südlichen Theil des Distriktes verstreut sind, wie z. B. der Hiniduma oder Haycock und die Nillowe-Hügel. Es ist nur ein kleiner und steiler Raum auf den Spitzen dieser Felsen, aber hier finden sich eine Anzahl merkwürdiger Arten zusammengehäuft, welche nur auf Ceylon vorkommen und in mehreren Fällen jetzt auf die wenigen Quadratmeter jener isolirten Punkte beschränkt sind.

Und dies führt mich darauf, einen der merkwürdigsten Züge der Flora von Ceylon zu erwähnen, nämlich die große Zahl von Arten, welche der Insel eigenthümlich oder, wie die Botaniker sagen, daselbst endemisch sind.

Etwa 800 Arten (beinahe 30 Proc.) der ganzen Zahl, welche man hier findet, kommen, soweit bekannt ist, nirgends sonst auf der Erde vor. Das ist in Anbetracht der geographischen Lage Ceylons und seiner Beziehungen zu Indien eine wirklich erstaunliche Thatsache, welche einige interessante Schlüsse über den Ursprung unserer Flora zu ziehen erlaubt; ich habe darüber an anderer Stelle ausführlicher berichtet (Journal of R. Asiatic Soc. Ceylon Branch. Vol. IX, p. 139—159). Ich erwähne dies jetzt hier, weil die ausgezeichnetsten und charakteristischsten dieser endemischen Pflanzen fast ganz auf die feuchte Südwest-Region beschränkt sind, welche mithin sowohl hinsichtlich ihres Klimas wie ihrer Flora einen ganz eigenthümlichen Charakter trägt. Die oben erwähnte Baumvegetation der Wälder besteht fast ganz aus endemischen Arten und nicht wenigen endemischen Gattungen. Mit Rücksicht auf diese ist es eine weitere bedeutsame Thatsache, daß sie weit näher mit den Pflanzen der Malayischen Halbinsel und Inseln verwandt sind, als mit der Flora des südlichen Indien. Man erkennt dies besonders daran, daß Arten der für die malayische Flora charakteristischen Familie der Dipterocarpeen in diesem Theile von Ceylon außerordentlich reichlich vorkommen.

Der niederen feuchten Region, von welcher hier die Rede ist, können auch noch die niedrigeren Berge der centralen Gebirgsmasse bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß angeschlossen werden. Ueber diese Höhe hinaus findet man nur noch wenig Paddy-Kultur, und keine Kokos- oder Arekapalmen. Die charakteristische Flora der Berge selbst beginnt kaum unterhalb 5000 Fuß und wir haben so zwischen 3000 und 5000 Fuß eine Zone, die einen Uebergangscharakter trägt. Vor der englischen Besetzung des Königreiches Kandy im Jahre 1815 befand sich diese ganze Zone wie alles oberhalb derselben vermuthlich in völligem Naturzustande, unbebaut und unbewohnt; erst einige Jahre nachher legten die Pioniere der Kaffeekultur die ersten Breschen in den damals noch unversehrten Urwald der Berge. Wie rasch und bis zu welcher weiten Ausdehnung die Lichtung der Wälder fortschritt, ist wohlbekannt; in unglaublich kurzer Zeit waren Hunderte von Quadratmeilen unergiebigen waldbekleideten Berglandes in lichte Kaffeepflanzungen umgewandelt, Straßen wurden ge-

baut, Häuser errichtet, und eine zahlreiche Bevölkerung von Europäern und indischen Kulis zusammengebracht. Durch diese Entwickelung britischer Thätigkeit litt besonders der Waldgürtel zwischen 3000 und 5000 Fuß; selbst die Bergkämme innerhalb dieser Grenzen wurden nicht geschont, alle wurden abgeholzt, und gegenwärtig ist nur noch sehr wenig Wald vorhanden, die einzelnen übrig gebliebenen Flecke verdanken ihre Erhaltung entweder ihrer Lage auf steilen Abhängen, oder dem Umstande, daß sie einer der religiösen Körperschaften der Buddhisten gehören und daher unverkäuflich sind. Ein Ergebniß dieser Lichtung des Waldes ist gewesen, daß die Flora des Tieflandes von der eigentlichen Bergflora, die oberhalb 5000 Fuß beginnt, jetzt schärfer abgesetzt erscheint, als es ursprünglich der Fall war. Eigentlich ist der Uebergang ein ganz allmählicher; aber es giebt jetzt keinen Punkt, wo derselbe gut verfolgt werden kann, ausgenommen an den Südwest-Abhängen des Adam's Pik, wo auf den niedrigeren Bergen noch einige größere Waldstrecken übrig geblieben sind. Auf den Kaffeepflanzungen (die jetzt rasch zu Thee- und Chinapflanzungen werden) besteht kaum noch eine einheimische Vegetation; ein Heer von Allerweltspflanzen, die aus warmen Ländern stammen, hat ihre Stelle eingenommen. Die auffälligsten davon sind einjährige Compositen, deren einige außerordentlich häufig sind: White-weed (Ageratum conyzoides), Spanish-Needle (Bidens composita), Gnaphalium indicum und Erigeron linifolius. Die paar Waldreste zeigen eine sehr große Mannigfaltigkeit von Arten; charakteristische Bäume sind die Duns (Doona ceylanica, D. Gardneri ꝛc.), Angehörige einer Ceylon eigenthümlichen Gattung von Dipterocarpeen. Dieselben haben einen schlanken Stamm und eine sonnenschirmartige Blattkrone; ihre Erscheinung erinnert stark an die Stein-Pinie Italiens. Viele Balsaminenarten (Impatiens) und andere, eine feuchte Atmosphäre liebende Pflanzen sind hier zu finden. Es war dies einst die große Region für epiphytische Orchideen und ist noch jetzt der besondere Wohnort einer prächtigen epiphytischen Schlingpflanze, der Kendrickia, welche die Bäume mit Massen großer rosafarbener Blüthen bedeckt, während zwischen den todten Blättern unten die großen gloxiniaähnlichen Blumen der auf Wurzeln schmarotzenden Christisonia glühen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der eigentlichen Bergregion über, d. h. jener Zone, welche oberhalb 5000 Fuß liegt. Die Wahl dieser Höhe ist natürlich ganz willkürlich, aber sie giebt ganz gut die untere Grenze unserer speciellen Bergpflanzen an und ist praktisch geeignet, da sie als diejenige Höhe festgesetzt worden ist, über welche hinaus jetzt kein Waldland von der Regierung verkauft wird.

Ausgenommen eine Anzahl mit Gras bewachsener Strecken sind alle Berggipfel (die höchsten erreichen fast 8400 Fuß) mit Wald bekleidet. Das Klima ist im Allgemeinen sehr feucht und der Wald hat besondere Eigenthümlichkeiten. Alle Bäume sind immergrün, meistens ziemlich klein, haben hartes Holz und wachsen sehr langsam; sie stehen dicht bei einander und bilden einen sehr düsteren Dschungel; ihre Blätter sind großentheils klein, rundlich, weich, dick und lederartig. Die Zahl der Arten ist sehr groß, und einige Gattungen sind in vielen Arten vertreten, z. B. Eugenia, Calophyllum, Litsaea, Actinodaphne, Gordonia, Elaeocarpus, Simplocos. Das dichte Unterholz wird zumeist von geselligen Pflanzen gebildet, welche den Singhalesen unter dem Namen „Nilu“ bekannt sind. Dies sind Arten der Gattung Strobilanthes; die meisten von ihnen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie erst nach mehreren (fünf, sechs oder sieben) Jahren Blüthe und Frucht bringen und alsdann absterben. Gegen Ende ihrer Wachsthumsperiode bilden ihre unzähligen, eng zusammenstehenden, geraden Stämme von 6 bis 10 Fuß Höhe ein fast undurchdringliches Dickicht. Mehrere Arten zwerghafter oder halbkletternder Bambus treten in ähnlicher Weise auf und sind dem Vordringen ebenso hinderlich. Die Baumstämme sind immer feucht und oft träufelt das Wasser an ihnen hernieder; große Massen von Usnea [1]) und Meteorium [2]) hängen in malerischer Unordnung von den Zweigen herab, während die Borke die Wohnstätte vieler Haut-Farne, Lebermoose und Orchideen ist. Die meisten der epiphytischen Orchideen sind Ceylon eigenthümlich; sie sind zahlreich, aber wenige tragen Blüthen von einiger Größe oder auffallender Schönheit. Ueberhaupt ist Ceylon zwar reich an Orchideen (über 150 Arten oder 5 Proc. der ganzen Flora), aber sie spielen in dem allgemeinen Vegetationsbilde nur eine geringfügige Rolle. Farne sind auch zahlreich in diesen Bergwäldern, und die endemische Alsophila crinita, sicher der schönste Baumfarn des Ostens, ist sehr gewöhnlich; ihr Stamm erreicht eine Höhe von 20 bis 25 Fuß, unter günstigen Bedingungen sogar noch mehr. In diesem Jahre sind schöne Exemplare davon zum ersten Mal mit Erfolg nach England eingeführt worden.

Der besondere Reiz aber, den die Bergflora auf den englischen Botaniker ausübt, liegt in den kleineren Blumen, welche diese Flora mit der heimischen verbinden. Diese gehören häufig englischen Gattungen an und Pflanzen, wie Butterblumen, Anemonen, Veilchen, Brombeeren, Fingerkraut, Calamintha, Karde, Heidelbeeren erfreuen das Auge und erwecken unsere Sympathie. Es muß betont werden, daß in Ceylon nichts, was einer alpinen Flora nahe käme, existirt; jene Typen des gemäßigten Europa stehen ihr am nächsten und sind hier mit vielen Bergpflanzen des Ostens untermischt, die nicht in den westlichen gemäßigten Gegenden vorkommen, wie Arten von Osbeckia, Sonerila, Hedyotes, Exacum und Strobilanthes.

Im Gegensatze zu der Vegetation des Unterlandes zeigt diese Bergflora keine besondere Verwandtschaft mit der malayischen, während sie thatsächlich mit der Flora der Nilgiris sehr eng verwandt ist. Der Pidurutalága, der höchste Berg Ceylons, und der Dodabetta in den Nilgiris sind noch nicht 400 Miles von einander entfernt. Indessen ist es eine merkwürdige Thatsache, daß mehr als die Hälfte der Arten der ceylonischen Berge nicht in den Nilgiris oder anderen Bergen der indischen Halbinsel vorkommen, sondern dort endemisch sind, und wahrscheinlich erstreckt sich ein noch größerer Theil der Nilgiri-Arten nicht bis nach Ceylon. 200 Arten sind beiden Gebirgen gemeinsam; ziemlich alle gehören zu denselben Gattungen, die für beide Regionen fast identisch sind. Man kann daher die gegensätzlichen Behauptungen aufstellen, daß die Floren sich sehr ähnlich, und daß sie sehr verschieden von einander sind. Wenn wir einen gemeinsamen Ursprung für diese beiden Bergfloren annehmen oder eine von der anderen ableiten, so muß, nach den vorhandenen Verschiedenheiten zu urtheilen, seit ihrer Trennung ein Zeitraum verflossen sein, innerhalb dessen sich unter den verschiedenen Bedingungen neue Arten, aber nicht neue Gattungen entwickeln konnten.

Man kann von den Bergen Ceylons nicht Abschied nehmen, ohne einige Worte über die „Patanas“ zu sagen. Dies sind offene inmitten der Wälder liegende Grasflächen, welche oft eine große Ausdehnung erreichen; sie haben den

---

[1]) Bartflechte.
[2]) Ein Moos.

Charakter offener Downs und sind den Savannen der westlichen Tropen ähnlich. Die Patanas sind nicht auf die höchsten Regionen beschränkt, da sie bis zu 2000 Fuß herab zu finden sind; aber sie sind am charakteristischsten in der eigentlichen Bergregion entwickelt und besonders auf der östlichen, trockenen Seite, in der Provinz Uva. Die Vegetation besteht hauptsächlich aus groben, hohen Gräsern, die zu den Gattungen Andropogon, Anthistiria, Pollinia, Garnotia und Arundinella gehören und in Büschen gedrängt beisammen wachsen, so daß sie das Reiten und Gehen gefährlich und ermüdend machen. In einer bestimmten Jahreszeit indessen findet man eine Menge zarter und schöner Blumen zwischen dem hohen Grase. Zahlreich sind darunter erdbewohnende Orchideen (unter welchen die schöne Narcissen-Orchidee, Pachystoma speciosum, mit ihren großen, nickenden, gelben Blumen sehr auffällig ist), Blauglöckchen (Wahlenburgia), Immortellen (Helichrysum und Anaphalis), Enzian (Gentiana quadrifaria, Swertia ceylanica) und das prächtige, purpurfarbene Exacum macranthum. Auch giebt es viele niedrige, strauchartige Leguminosen, Rubiaceen und Melastomaceen mit prächtigen Blüthen, aber von Bäumen sind die Patanas fast ganz frei. Auf den hoch gelegenen Patanas ist der einzige Baum der gemeine Rhododendron (R. arboreum), dessen zahlreiche Büschel scharlachfarbener Blumen auf den Bergabhängen leuchten, während auf den niederen Höhen besonders Careya arborea (ziemlich unpassend „die Patana-Eiche“ genannt) und der Nelli (Phyllanthos Embelica) die Patana-Bäume bilden.

Eine merkwürdige Erscheinung, welche jedem Reisenden in den Bergen auffällt, ist die scharfe Grenzlinie zwischen Wald und Patana; sie ist so scharf bestimmt, daß es kaum möglich erscheint, die Natur allein könnte sie hergestellt haben. Die Thatsache erklärt sich vermuthlich so, daß im Laufe der Zeit ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den beiden Floren sich hergestellt hat, so daß jetzt keine die andere beeinträchtigen kann; die Patana-Pflanzen vermögen nicht in dem dichten, schattigen Walde zu gedeihen, während dem Samen der Waldbäume auf dem eng bestandenen Graslande niemals eine Möglichkeit zur Entwickelung geboten wird. So weit die Beobachtung lehrt, wird dieses Gleichgewicht jetzt ohne Aenderung aufrecht erhalten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei R. Lechner in Wien ist der 6. Band der „Mittheilungen des k. k. militär-geographischen Institutes“, welches augenblicklich unter allen bestehenden wohl den ersten Platz einnimmt, erschienen. Derselbe enthält in seinem officiellen Theile den Bericht über die Leistungen sämmtlicher Abtheilungen in der Zeit vom 1. Mai 1885 bis Ende April 1886, sowie den Bericht über die in das Präcisionsnivellement Oesterreich-Ungarns einbezogenen meteorologischen Beobachtungsstationen. Der nichtofficielle Theil bringt Studien über die Erzeugung galvanoplastischer Druckplatten vom Frhrn. von Hübl, Untersuchungen über die Schwere im Inneren der Erde vom Major von Sterneck und eine Abhandlung über die Projectionen der wichtigsten österreichischen Generalstabskarten vom Major Hartl.

— Das physikalische Haupt-Observatorium in St. Petersburg hat angeordnet, daß an der Murmanischen Küste (Halbinsel Kola) bei Tiriberki eine meteorologische Station errichtet wird; es kann dort das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung beobachtet werden.

— Im Kreise Stawropol (Gouv. Samara) hat man sehr interessante Nachrichten über das Verschwinden bedeutender Flüsse gesammelt, welche früher den Kreis von Stawropol nebst Umgebung bewässerten; auch die Veränderungen der Bodenverhältnisse fanden dabei Berücksichtigung. Eine Anzahl Flüsse, welche auf einer Karte von Samara aus dem Ende der sechziger Jahre verzeichnet sind, Chmeljewka, Tscholna, Grjäsnucha, Karmana u. s. w., sind jetzt verschwunden. Auch der Fluß Tscheremschan, von welchem Pallas noch im Jahre 1786 schrieb, daß „dieser tiefe und beträchtlich lange Fluß zwischen bewaldeten Ufern dahinziehe“, droht zu verschwinden. Gegenwärtig ist der Tscheremschan beim Dorfe Chrjäschewka ganz ausgetrocknet; die Ufer beginnen einzustürzen, so daß die Dorfeinwohner genöthigt sind, ihre Häuser abzubrechen und an einer anderen Stelle wieder aufzubauen. Ein Versuch, der gemacht worden ist, die Ufer zu befestigen, ist nicht gelungen.

— Am 2. (14.) December 1886 wurde um 12 Uhr Mittags in der Nähe von Wetljänka am linken Wolga-Ufer die Leiche eines vor sieben Tagen verstorbenen Lamas der Kalmücken verbrannt. Der Termin der Verbrennung war von den Gelungen (Priestern) auf Grund ihrer heiligen Bücher festgesetzt. Vom Todestage an bis zum Verbrennungstage befand sich die Leiche im „Churul“ (Tempel), sitzend auf einem besonders dazu hergerichteten eisernen Stuhle, an welchem sie mit Draht befestigt war. Die Verbrennung ging auf folgende Weise vor sich: Um 12 Uhr Mittags wurde die Leiche mit dem Stuhle von den Gelungen aus dem Tempel heraus zwei Mal um den Tempel herumgetragen, dann auf einen offenen Platz niedergesetzt und in einen viereckigen aus Steinen aufgebauten Behälter von etwa einer Sashen (2,1 m) Höhe hineingeschoben. Derselbe hatte die Form eines Ofens, war hohl, oben offen und besaß unten ein Zugloch. Im Inneren befanden sich einige eiserne Stangen, um den Kopf und den Rumpf der Leiche zu halten. In den Ofen wurden 1½ Faden (etwa 4½ Raummeter) Holz und zwei Gefäße mit Butter hineingeschoben. Nachdem Alles hergerichtet war, begann ein Chor der Tempelmusik zu spielen und nun wurde das in dem Ofen befindliche Brennmaterial mittels eigens zu diesem Zwecke angefertigter und gefärbter Holzspähne angezündet. Das Holz und die Butter brannten mit außerordentlicher Heftigkeit und in kurzer Zeit war die Leiche vollkommen verbrannt. Als das Feuer am heftigsten war, so daß der Ofen glühte, traten die frommen Gelungen und Kalmücken an den Ofen heran und beugten ihre Häupter. Die Menge des zusammengeströmten Volkes war sehr groß, darunter auch viele Russen, besonders Kosaken aus dem benachbarten Wetljänka; viele der Anwesenden weinten. Die Person des Lama gilt den Gelungen und Kalmücken für heilig. Der verstorbene Lama war sehr gutmüthig und wohlthätig nicht nur gegen Kalmücken, sondern auch gegen Russen gewesen, viele Erwachsene und Kinder lebten auf seine Kosten, und nie schlug er einem etwas ab, sondern half Allen.

(„Nowoje Wrjema“, 1887, Nr. 3900.)

Asien.

— Von Dr. A. W. Jelissejew, welcher von Alexandrette aus Kleinasien bis zum Schwarzen Meere durchwandert

hat, sind folgende Nachrichten eingelaufen. Unter dem 15. (27.) December 1886 schrieb er: „Ueber das Taurus-Gebirge oft durch Schnee wandernd, habe ich von Aintab über Besne und Malatia endlich das Herz Anatoliens, Charput, erreicht. Ich bin in der glücklichen Lage gewesen, viel anthropologische Beobachtungen zu machen und habe im Gebirge von Dersim zwei Kurdenstämme aufgefunden, welche Gog und Magog heißen.“ In einem späteren Briefe heißt es: „Mein Ziel ist erreicht; ich habe Kleinasien von Meer zu Meer durchschnitten; am 28. December 1886 (9. Januar 1887) bin ich bei Samsun am Ufer des Schwarzen Meeres angelangt. Ich bin — abgesehen von den großen Schwierigkeiten — mit den Resultaten meiner Wanderung zufrieden. Ein Theil meiner Sammlungen ist mir von den Kisilbaschen geraubt; wenngleich die Hälfte ihnen wieder abgenommen wurde, so verlor ich doch alle meine Kleider. Das läßt sich verschmerzen; aber die türkische Regierung, weil sie mich für einen militärischen Spion hielt, der mit der Aufnahme einer Karte betraut sei, hat mir böse mitgespielt. In Tokat wäre ich fast ins Gefängniß gekommen; man machte förmlich Jagd auf mich, durchsuchte meine Sachen, confiscirte einige gedruckte Karten und nahm mir ein Heft meiner Tagebücher weg. Von Siwas aus reiste ich unter Bedeckung von vier Gensdarmen, welche die Weisung hatten, mir das schriftliche Aufzeichnen meiner Marschroute nicht zu gestatten. So wurde ich als „verdächtig“ durch Samsun geleitet. Wenn ich hier nicht einen russischen Konsul getroffen hätte, so weiß ich nicht, was sie mit mir gemacht hätten. Eine Klage über die mir zu Theil gewordene schlechte Behandlung habe ich bei der russischen Gesandtschaft in Konstantinopel eingereicht. Ich werde noch eine Exkursion zu den Ruinen Trojas machen und dann den Mainos-See besuchen, um mich nach russischen Kolonien umzusehen. Ende Januar hoffe ich sicher in St. Petersburg zu sein.“ („Nowoje Wrjema“, 1887, Nr. 3908.)

— Eine sehr bemerkenswerthe Sammlung von Waffen, Pferdegeschirren, Hausgeräthen u. s. w. mittelasiatischer Völker, Perser, Afghanen, Beludschen, Seistaner und anderer ist nach St. Petersburg gebracht worden. Dieselbe soll zunächst öffentlich ausgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht und dann größtentheils dem Orient-Museum überwiesen werden. Unter anderen Seltenheiten enthält sie 188 verschiedene musikalische Instrumente.

— General Arzischewsky ist nach St. Petersburg gereist, um bei der Regierung zu beantragen, daß die Astrachanschen Kosaken im Gebiete der Achalteke am Atrek längs der persischen Grenze angesiedelt würden. Gegenwärtig versehen daselbst die turkmenischen Milizen den Wachtdienst. Das Land am Atrek ist von guter Beschaffenheit und zur Bearbeitung sehr geeignet.

— Es ist der russischen Regierung das Projekt einer etwa 230 Werst (km) lange Pferde-Eisenbahn von Aschabad bis Meschhed eingereicht worden, dessen Urheber der Kaufmann S. K. Nikolajew ist, welcher jüngst Persien und Turkestan bereist und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es unumgänglich nothwendig sei, jene beiden großen Märkte durch ein schnelleres Kommunikationsmittel zu verbinden, als eine Chaussee bietet. Die Fahrgeschwindigkeit auf der Chaussee ist nicht groß, und für Saumthiere ist der harte Grund einer Chaussee nicht so bequem als der weiche Sand; überdies kommt der Transport mittels einer Pferdebahn etwa um 50 Proc. billiger zu stehen, als der Transport auf einer Chaussee. Von Meschhed aus wird es leicht sein, den russischen Waaren eine gute Absatzquelle auf den persischen Märkten zu verschaffen und die englischen Waaren allmählich zu verdrängen.

— N. M. Jadrinzew, der bekannte Herausgeber der „Oestlichen Rundschau“ („Wostotschnoje Obosrenije“) arbeitet gegenwärtig an einer ethnographischen Karte von Sibirien. Dieselbe soll nicht nur ein Bild des gegenwärtigen Zustandes Sibiriens darbieten, sondern auch diejenigen Veränderungen illustriren, von welchen im Laufe der Zeit die dortige Bevölkerung betroffen worden ist.

— In Wladiwostock ist eine „Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebietes“ gegründet worden, Präsident derselben ist Herr Busse.

— Im Januar 1887 beabsichtigte der Agent der russischen freiwilligen Flotte, der Theehändler Sensinow, in Moskau eine Ausstellung verschiedener aus Kamtschatka und den Kommandeur-Inseln exportirter Waaren zu veranstalten. Bis jetzt vermittelte den Verkehr mit Kamtschatka allein das Dampfschiff „Kamtschatka“ des Kaufmanns Philippäus, welcher von der russischen Regierung für die regelmäßigen Fahrten zwischen den Häfen Kamtschatkas und des Amurgebietes eine Unterstützung bekam. Der ganze Handel mit Kamtschatka war in seinen Händen, fremde Waare beförderte er nicht. Im Jahre 1886 wurde aber jene Linie der freiwilligen Flotte übergeben und seit dieser Zeit senden die Amur-Kaufleute viel Waaren nach Kamtschatka, weil sie sich davon große Vortheile versprechen. Es wird vorherrschend Tauschhandel getrieben und vor allem Pelzwerk und Fischbein eingetauscht. Philippäus tauschte früher seine Waaren gegen theure Biber- und Seehundsfelle ein, schaffte das Pelzwerk nach England und ließ es daselbst verauktioniren, so daß es von dort als ausländisches Pelzwerk nach Rußland eingeführt wurde.

— Ein chinesischer Student der Rechtswissenschaft hat um die Naturalisation als Niederländer nachgesucht; die indische Regierung hat jedoch den Rath gegeben, diese Bitte nicht zu genehmigen, da sie fürchtete, daß bei Bewilligung zu viel Gesuche eingereicht werden würden.

Afrika.

— Der berühmte Löwentödter der Provinz Constantine Ahmed ben Amar hat vor Kurzem das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, nach welchem er seit 26 Jahren gestrebt hat: er ist mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt worden. Und diese Auszeichnung ist gewiß besser verdient, als hundert andere. Denn Ahmed ben Amar hat mehr Löwen getödtet, als Jules Gérard, über 200 Stück, so viel, daß die arabischen Bureaus ihm statt der üblichen 100 Francs für jedes Löwenfell nur 50 zahlten, um ihr Budget nicht zu sehr zu belasten. Da ein Löwe jährlich etwa für 10 000 Francs Vieh zerreißt, so hat Ahmed ben Amar durch die Erlegung jener mehr als 200 Bestien seinem Heimathslande eine gewaltige Summe erspart, 20 Millionen Francs, wenn man annimmt, daß jeder getödtete Löwe noch 10 Jahre länger hätte leben können, was nicht übertrieben ist.
(„Indépendant de Constantine.“)

— Stanley's Expedition zum Entsatze Emin-Pascha's hat sich am 24. Februar in Sansibar eingeschifft und hofft am 9. März Kapstadt zu erreichen. Sie besteht jetzt aus 9 Europäern, 61 Sudanesen, 13 Somalis, 3 Dolmetschern, 620 Sansibarern, dem bekannten Tippu Tip und 40 seiner Leute. Boten sind mit Briefen über Land nach Uganda und den Stanley-Fällen gegangen. Tippu Tip's Soldaten sollen sich von Kasongo und dem Tanganika-See Congo-abwärts nach den Stanley-Fällen begeben, um dort mit ihrem Führer zusammenzutreffen. Drei Tage nach seinem Eintreffen bei den Fällen will Stanley nach dem Albert-Njansa und Wadelai aufbrechen. Wenn nur nicht Tippu Tip ein doppeltes Spiel treibt!

Inseln des Stillen Oceans.

— Alfred Marche hat am 19. December 1886 die ihm vom Unterrichtsministerium übertragene Reise nach den Marianen-Inseln angetreten.

— Die Presbyterianer haben auf das Missionswerk auf den Neu-Hebriden, welches fast ausschließlich von ihnen geleitet wird, bis Ende 1886 nicht weniger als 180 000

Pfd. St. verausgabt. Es wurden 9000 Eingeborene zum Christenthume bekehrt und 50 000 mehr oder weniger civilisirt. Leben und Eigenthum sind auf den 16 Inseln der Gruppe, auf welche sich die Thätigkeit der Missionare erstreckt, gesichert.

Nordamerika.

— Die Zahl der nach Nordamerika auswandernden russischen Staatsangehörigen wächst stetig; nach einem Berichte des russischen Generalkonsuls in New-York waren es im Jahre 1885 16 835. Die Mehrzahl sind Juden, die übrigen sind Polen und Finländer; eigentliche Russen sind sehr wenig darunter. Die meisten der russischen Auswanderer verlassen das Russische Reich ohne Erlaubniß, d. h. ohne Paß. Ihre Lage in Amerika ist anfangs sehr beklagenswerth, aber bald finden sie Arbeit; die allerärmsten werden zurück geschickt. Die Juden bleiben in den großen Städten des Ostens; selten gehen sie nach Westen, weil der Handel sie mehr anzieht als die Landwirthschaft.

— Professor J. P. Iddings von der Geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten hat einen Bericht über die unter dem Namen „Glasberg" bekannte „Obsidianklippe im Yellowstone Park" veröffentlicht. Diese Klippe ist etwa eine halbe Meile lang und 150 bis 200 Fuß hoch und beinahe ganz aus einer dem künstlichen Glase ähnlichen Masse zusammengesetzt. Die Glaslage ist am Fuße 75 bis 100 Fuß dick, die poröse und bimssteinähnliche Oberfläche ist theilweise zerstört. Die Farbe des Glases ist theils schwarz, theils braun, hellroth und purpurroth, theils olivengrün; von der Sonne beschienen, bietet die Klippe einen in wunderbarer Farbenpracht wechselnden Anblick.

— Die vom Peabody-Museum schon seit einigen Jahren fortgesetzten Ausgrabungen in den großen Mounds auf der Terrasse des Little-Miami-Thales in Ohio haben in diesem Jahre ganz besonders interessante Resultate ergeben. Man kannte seither wohl die Verbrennungsplätze und zahlreiche, aus gebranntem Thon gebildete Altäre, zum Theil recht complicirte Bauten, aber man hatte in denselben nur dann und wann einmal ein Skelett gefunden, offenbar einem besonders angesehenen Manne angehörend, welchem die Ehre widerfahren war, innerhalb des heiligen Bezirkes begraben zu werden. Die reichlich gefundenen Kunstgegenstände zeigten sämmtlich Brandspuren und waren zweifellos auf den Scheiterhaufen geworfene Todtengaben. Von den Gräbern des eigentlichen Volkes, wie sie eine offenbar zahlreiche Bevölkerung erforderte, hatte man noch nichts gefunden. Nun sind die Herren Dr. Metz und F. W. Putnam in dem die Hügel umgebenden Walle auf diese Gräber gestoßen und haben innerhalb zweier Wochen 18 davon mit erhaltenen Skeletten und außerdem tiefe, mit Brandresten gefüllte Gruben und Löcher aufgedeckt, deren Inhalt ein ganz neues Licht auf die Sitten und Gebräuche der Mound builders wirft. Die Gräber sind in sehr verschiedener Weise angelegt, bald mit Steinen ausgesetzt, bald nicht, aber niemals in der Weise mit Platten zugedeckt, wie die Steingräber in Tennessee, und meistens ziemlich flach. Die Ausgrabungen werden eifrig fortgesetzt und eine größere Veröffentlichung über dieselben wird erst nach ihrer Beendigung erfolgen.

Südamerika.

— Der Goldertrag in Surinam betrug nach dem neuesten Kolonialberichte im Jahre 1885: im oberen Surinam 667 078 g, in Saramaca 56 207 g, an der Marowijne 22 603 g, in Summa 745 897 g. Nach dem für die Ausfuhr festgestellten Werth von 136¼ Gulden per Gramm betrug also die Ausbeute 1 016 284,66 Gulden. Die Ausfuhr betrug 1885 903 039 g im Werthe von 1 331 774 Gulden; der Werth der gesammten Goldausfuhr bis zum Schlusse des Jahres 1885 7 524 501 Gulden; in den ersten vier Monaten 1886 betrug die Ausfuhr 169 008 Gulden.

— Unter dem Titel „Ueber das Alter einiger Theile der südamerikanischen Anden" hat C. Ochsenius einen Aufsatz in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft veröffentlicht, welchen wir hier nicht unbesprochen lassen dürfen, weil derselbe neben seinem vorwiegend geologischen Inhalte auch das Gebiet der Ethnographie berührt. Der Verfasser glaubt den südamerikanischen Cordilleren oder wenigstens Theilen davon ein nicht höheres geologisches Alter als das quartäre (im Gegensatze zu der gewiß älteren Küstencordillere) zuerkennen zu dürfen und behauptet sogar, daß die Umgebung des Titicacasees mit diesem selbst erst in historischer Zeit auf ihre jetzige Höhe von 4000 m gelangt sei. Ochsenius führt aus, daß die großartigen Ruinen der alten Incahauptstadt Tiahuanaco am genannten See gar keine andere Erklärung zulassen, daß die künstlerisch bearbeiteten, kolossalen Monolithen dort nicht in jener Höhe bearbeitet und noch weniger dahin transportirt werden konnten, daß es undenkbar sei, daß die sehr civilisirten Incakaiser ihr Emporium in einer jetzt fast unbewohnbaren Hochebene angelegt hätten ꝛc. Der Verfasser zeigt dann weiter in Uebereinstimmung seiner Ansicht mit den Beobachtungen, daß noch Repräsentanten der pacifischen Fauna im Titicacasee leben, analog dem Vorkommen von arctischen Robben am Baikalsee, weist auf die Wahrscheinlichkeit jugendlicher Bildung von gewissen Bergzügen in den chilenischen Cordilleren und auf die denselben entstammenden Salzabsätze hin, die den Chilesalpeter begleiten und stellenweise auf nutzbarem Humusboden ruhen, führt als Beispiele neuer Erhebungen die durch von Koenen konstatirte des Harzes neben anderen aus der Schweiz an und belegt so seinen Ausspruch allerdings mit Thatsachen, die keine andere Deutung zulassen.

Ganz unabhängig von diesem ist der Geolog Steinmann auf seinen letzten Reisen in Südamerika zu fast gleichem Resultate gelangt. Derselbe kleidet seinen Ausspruch nur insofern anders ein, als er glaubt, das Oceanniveau müsse seit Ende der Kreidezeit sich um 4000 m dem Erdcentrum genähert haben.

Brieflich erläutert uns Dr. Ochsenius noch seine Anschauung dahin, daß er annehmen müsse, die eigentliche Andenkette sei submarin längst vorhanden gewesen, aber so geblieben bis zur Quartärperiode. Er leitet aus diesem Umstande zugleich das Fehlen (beziehungsweise minimale Auftreten) des Chlors in den Gasexhalationen der Cordillerenvulkane ab, bringt damit das räthselhafte Auftreten der sogenannten metamorphischen Porphyre der Anden in Verbindung, berichtet von einem jüngst gemachten Funde von Blattabdrücken anscheinend diluvialer Pflanzen in Potosi, die jetzt nicht mehr da wachsen können, und zweifelt an einem so großen Massenverlust unseres Planeten seit der Kreidezeit, wie solcher nach Steinmann stattgefunden hat, weil eine derartige Volumen- und Gewichtsverminderung der Erde doch Einfluß auf deren Rotationsgeschwindigkeit habe äußern müssen. Jedenfalls ist die vorstehend kurz skizzirte Anschauung ebenso interessant und neu als beachtenswerth; ihr Urheber gilt für einen competenten Kenner der naturhistorischen Verhältnisse des südamerikanischen Westens.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

I.

Der „Globus“ hat bereits im vorigen Bande (S. 42) einige Auszüge aus dem interessanten Reiseberichte Nordenskiöld's gebracht, welcher, wie alle von F. A. Brockhaus herausgegebenen geographischen Werke, reich illustrirt und in würdiger Ausstattung erschienen ist[1]). Im Folgenden geben wir noch einige weitere Mittheilungen aus demselben, sowie Illustrationsproben, wobei wir besonders den beschreibenden Theil ins Auge fassen.

Früh am 2. Juni 1883 sichtete die „Sofia“ Land; der bedeckte Himmel gestattete keine astronomische Bestimmung und wegen eines heftigen Sturmes, den das Schiff am vorhergehenden Tage bestanden, konnte man sich nicht unbedingt auf das Besteck verlassen. Es dauerte daher einige Zeit, nachdem man mehrere Stunden an der Küste Islands entlang gefahren war, ehe man sich endlich orientirt hatte; kurz vor Mittag lief die „Sofia“ in den richtigen Fjord ein und $2\frac{1}{2}$ Stunden später warf sie im Eskifjord Anker. Hier machte man die erste Bekanntschaft mit den kleinen isländischen Pferdchen, welche trotz ihrer unansehnlichen Figur ihres Gleichen hinsichtlich der Ausdauer suchen und dabei sowohl auf dem Moore als dem Eise, an steilen Abhängen und der Ebene sicher auf den Füßen sind und tiefe, oft breite und reißende Ströme kräftig und gut durchschwimmen.

Am 4. Juni wurde der Anker gelichtet und der Steven nach Reykjavik gewendet, wo man am 6. Juni bald nach der Mittagsstunde eintraf, um gleich am 7. Juni einen Sturm zu bestehen, der es dem Schiffe schwer machte, sich zu halten, und den Reisenden die Gelegenheit zu größeren Ausflügen benahm, ihnen dafür aber Veranlassung gab, sich mit den, namentlich für den Skandinavier höchst interessanten Einwohnern eingehender zu beschäftigen. Am 10. Juni war der Dampfer geheizt und alles zur Abreise fertig, als die Feder eines der Taschenchronometer sprang, welchen Schaden jedoch ein „Uhrenschmied“ in kurzer Zeit und um mäßigen Preis wieder gut machte; während dieses Aufenthaltes erhielt Nordenskiöld Nachricht von einer angeblich aus dem Jahre 1558 herrührenden Karte, die bei näherer Untersuchung jedoch sich als eine alte, auf Pergament gedruckte holländische Seekarte erwies. Erst um 10 Uhr Abends wurde nun die Reise angetreten; am 12. Juni des Vormittags um 5 Uhr zeigte sich Land, gerade voraus, und die Wache im Mastkorbe meldete: „Kein Eis, klares Wasser bis zum Strande.“ Man dampfte frisch weiter, aber das Land wollte nicht kommen; „es ist ein Zauberland“, meinte einer der Lappen; infolge einer Luftspiegelung waren die hohen Küstenberge, schon während sie noch unter dem Horizonte des Fahrzeuges lagen, klar und deutlich sichtbar; das vorliegende Eis dagegen war unsichtbar.

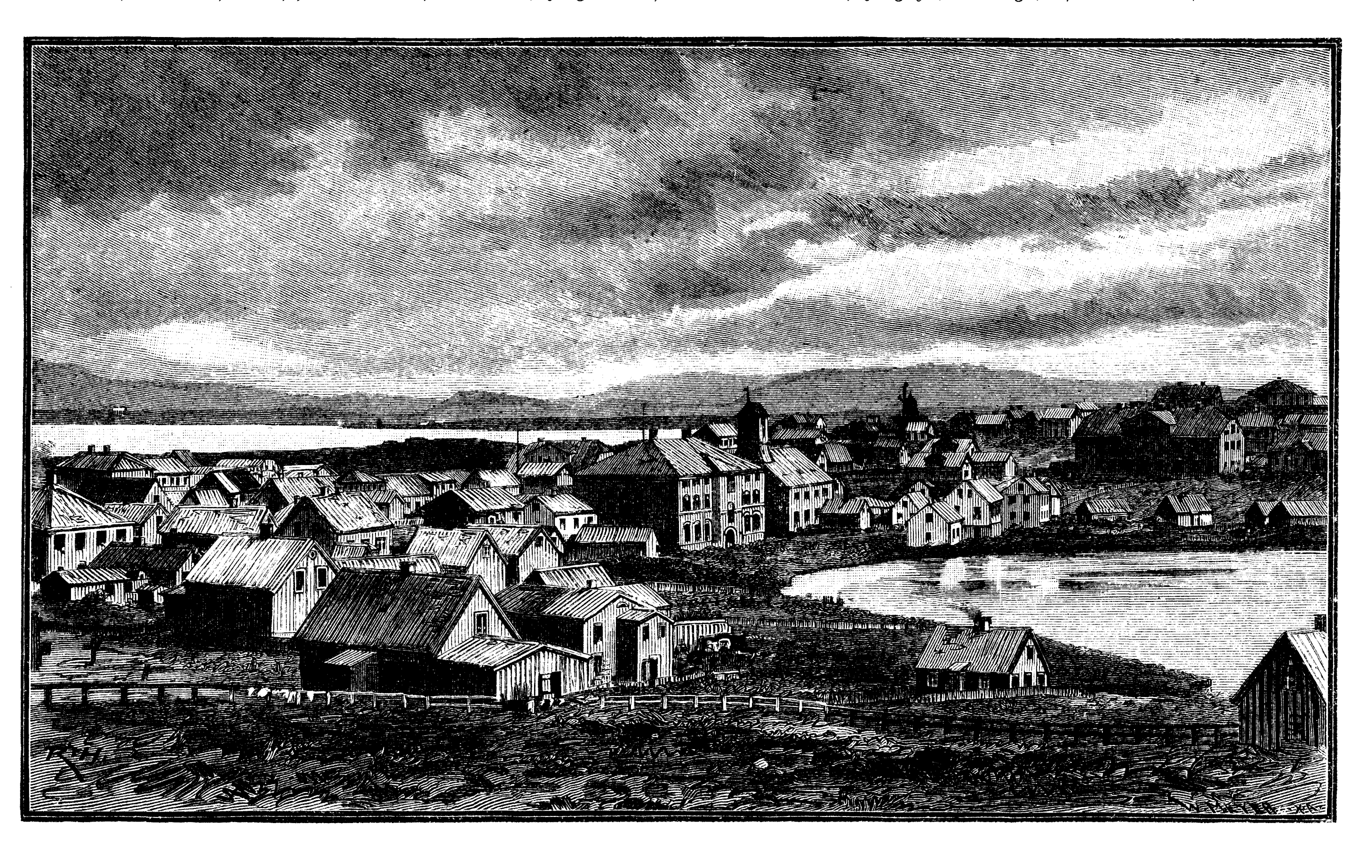
Bei dem Näherkommen nahm die Luftspiegelung ab; die Berge schienen zu sinken, das Eis aber wurde sichtbar und um ein Uhr hieß es: „Undurchdringliches Eis dicht an Steuerbord.“ Am äußeren Rande war das Eis stark zerbröckelt, ein Stück weiter hinein fingen große Eisschollen an, Eisberge waren nicht sichtbar; da es zwecklos gewesen wäre, das Eis zu forciren, wurde die Reise längs desselben

[1]) Grönland. Seine Eiswüsten im Inneren und seine Ostküste. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition, ausgeführt im Jahre 1883 von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld. Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

nach SW fortgesetzt. Auch am 14. Juni wiederholte sich eine Luftspiegelung ähnlich der vom 12. Juni; am 15. Juni passirte die „Sofia“ Kap Farewell und am 16. Juni sichtete man Land, zugleich aber eine Menge großer, prachtvoll geformter Eisberge. Am 17. Juni lootste ein kleiner, der grönländischen Handelsgesellschaft gehöriger Schooner den Dampfer nach Julianehaab. Schon während er sich noch im Treibeis befand, wurde er von zahlreichen Kajaken begrüßt. (Siehe die Beschreibung dieser zierlichen Fahrzeuge „Globus“ Bd. 50, S. 43.)

Dieser Theil der grönländischen Südwestküste ist nur selten schon im Frühsommer direkt vom Meere aus zugänglich. Meistens nämlich ist er von einem Eisbande gesperrt, welches eine nordwestliche Fortsetzung des Eisbandes an der Ostküste Grönlands bildet und das erst weit nach Norden hin verschwindet, weshalb die Fahrzeuge, welche an der Südwestküste anzulaufen wünschen, einen bedeutenden Umweg nach Norden machen müssen, um eine offene Wasserrinne zu finden, durch welche sie dann nach Süden segeln. Es gelang der „Sofia“ jedoch ohne Schwierigkeit, das Eisband zu durchbrechen und am 17. Juni im Hafen von Julianehaab vor Anker zu gehen.

Die Kolonie liegt etwas südlich von den Kryolithgruben bei Ivigtut, von wo eine Seeverbindung mit Europa und Amerika unterhalten wird. Es wurde also sofort ein Kajakexpreß dorthin expedirt, um die glückliche Ankunft der „Sofia“ zu melden; derselbe kam jedoch zu spät an. Die Flottille, welche die Verbindung mit Europa und Amerika besorgte, hatte im Jahre 1883 viel Unglück gehabt; eines dieser Schiffe war in der Nähe der Küste vom Eise besetzt worden, welches dann bei starkem Winde so um das Fahrzeug zusammengepreßt wurde, daß letzteres

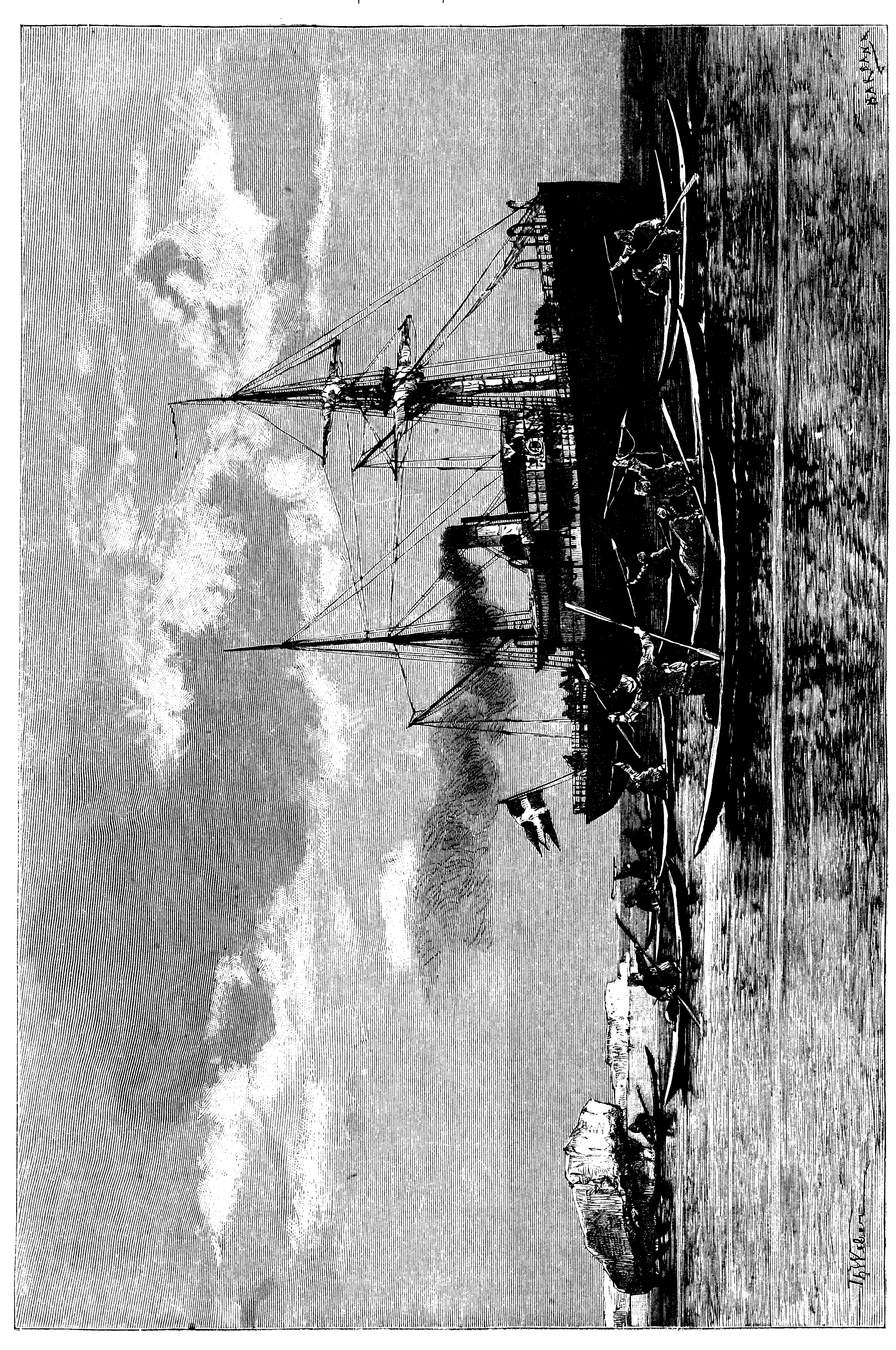


Reykjavik, von Nordosten gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

leck wurde. Nachdem die Mannschaft vergebens versucht hatte, dasselbe durch Pumpen trocken zu erhalten, verließ sie das Schiff, zog die Boote über das Eis ins offene Wasser und ruderte nach der Kolonie Friedrichsthal. Bald nachher näherte sich ein mit 16 Eskimos bemanntes Boot dem Schiffe. Sie hatten sich auf die Begegnung sehr gefreut, da sie bei solcher Gelegenheit immer einige Geschenke empfangen, und ihr Erstaunen, das Schiff leer zu finden, wurde beinahe noch von ihrer Enttäuschung übertroffen.

Unerfahren, wie sie waren, sahen sie keine Gefahr darin, sich in dem Schiffe häuslich einzurichten, und überlegten dann, wie sie die herrliche Beute nach der Kolonie bringen sollten. Sie hatten Glück. Als der Eisdruck nachließ, hatten sie schon so viel Wasser ausgepumpt, daß das Fahrzeug flott wurde und sie es nach Friedrichsthal bringen konnten. Hier war inzwischen der Kapitän und die Mannschaft des verloren geglaubten Schiffes angekommen und das Erstaunen war groß, als das Schiff ankam, noch größer aber, als man die Eskimos fand, welche an Bord die Herren spielten. Sie hatten sogar das Sternenbanner zerschnitten und zu Halstüchern verwendet, so daß der Kapitän bei seiner Begegnung mit der „Sofia“ den seemännischen Gruß nicht erwidern konnte.

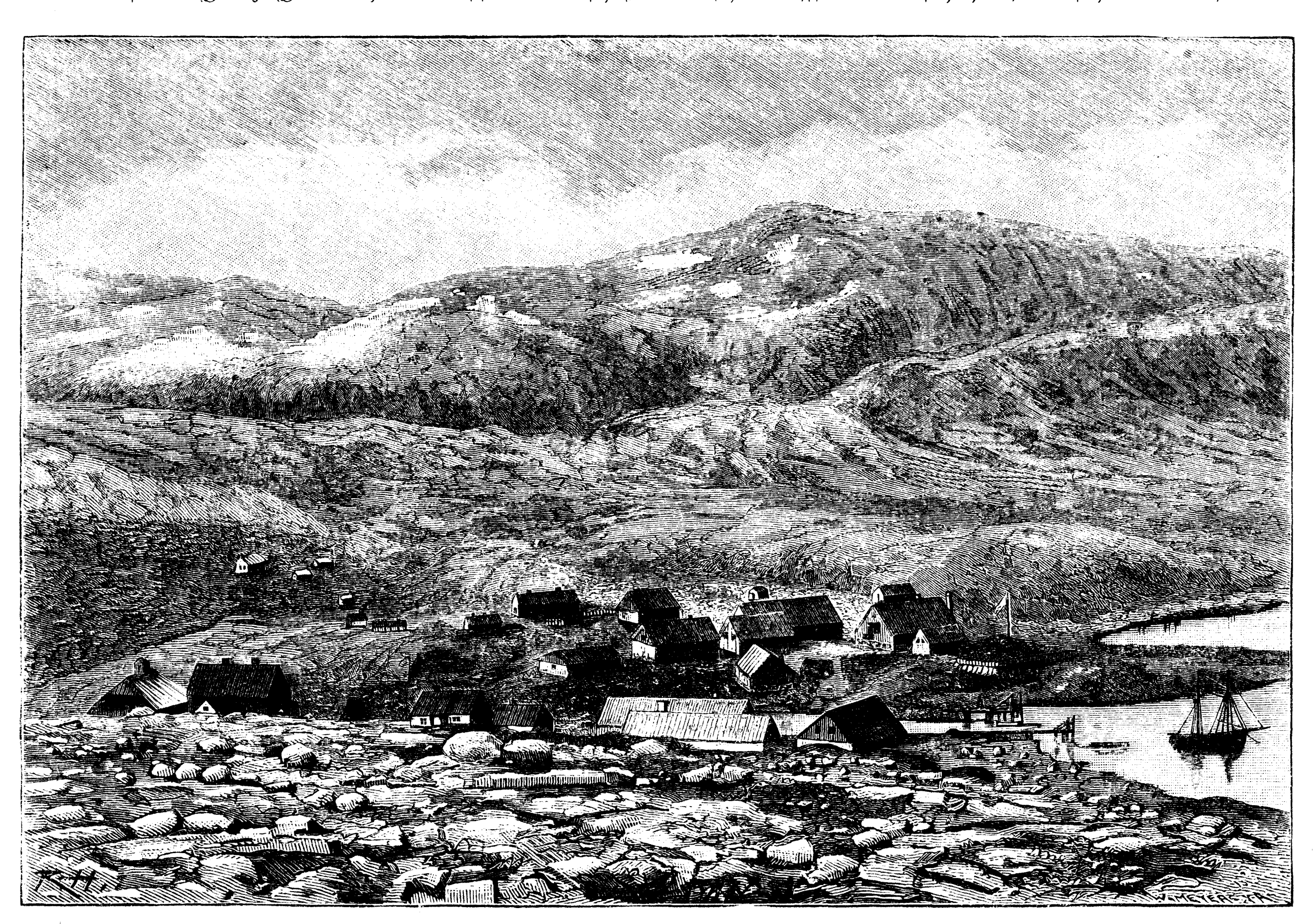
Von Julianehaab machten Nordenskiöld, Dr. Nathorst und Herr Kalthoff in der Dampfschaluppe einen Ausflug nach einem gleich nördlich von der Kolonie gelegenen Fjord, der den sich häufig wiederholenden Namen „Kanjerdluarsuk“ (innerster Fjordsarm) trägt. Die Reise dorthin war sehr interessant; anfangs dampfte die Gesellschaft um die Halbinsel, auf welcher Julianehaab liegt, zwischen unzähligen Eisbergen hindurch, die mit ihren großartigen, marmorweißen oder himmelblauen, oft palast- oder festungs-



Eskimos begrüßen die Ankunft der „Sofia".

ähnlichen Formen die umgebende, im Uebrigen nur aus Meer und kahlen Klippen gebildete Landschaft in das prachtvollste arktische Festgewand kleideten. Sie dämpfen jede Spur von Seegang und bilden eine eigenthümliche Art von Seezeichen, indem alle Untiefen in einem mit Eisbergen bestreuten Meere schon von weitem durch größere oder kleinere, darauf gestrandete Eisblöcke angedeutet werden. Eine andere Gefahr aber bedroht das kleinste Boot, wie das größte Schiff. Wehe dem Fahrzeuge, welches bei dem Kentern eines Eisberges in der Nähe ist, wobei seine Masse zerfällt oder „kalbt", d. h. wobei größere oder kleinere Eisblöcke von demselben herabfallen. Daß die Gefahr in dem Augenblicke, als die Gesellschaft sich dort befand, nicht gering war, daran wurde sie von Zeit zu Zeit durch das dumpfe, kanonenschußartige Getöse erinnert, welches dann und wann gehört wurde und die hohe vereinzelte Woge, die sich ganz unvermuthet über die sonst beinahe spiegelglatte Meeresfläche ihren Weg brach, und die Thürme und Zinnen der nicht zu fest gestrandeten Eismassen zu einem langsamen, majestätischen Gruße zwang.

Der Ort, den man besuchte, ist einer der interessantesten Mineralfundorte, über den sich Nordenskiöld folgendermaßen äußert: „Er enthält das natronreichste Silikatgestein, welches wir kennen. Die meisten Geologen dürften annehmen, daß dasselbe in glühender geschmolzener Form aus dem Inneren der Erde hervorgebrochen sei. Ich für meinen Theil glaube, daß man hier stark veränderte Ueberreste sehr alten vulkanischen Tuffsteins vor sich habe, der sich in einem stark



Die Kolonie Julianehaab. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

salzhaltigen (chlornatriumhaltigen) oder möglicher Weise auch sodahaltigen Binnensee angesammelt hat. Wie dies sich nun auch verhalten möge, so ist es sicher, daß das fragliche Gestein eine Menge seltener, von den Mineraliensammlern hochgeschätzter und für die Wissenschaft wichtiger Mineralien enthält. Das eigenthümlichste derselben ist der Eudialyt, ein rothbraunes oder kirschfarbiges Silikat, welches etwa 15 Proc. Zirkonerde enthält, die übrigens beinahe nur in einem ganz seltenen Mineral, Zirkon oder Jargon, vorkommt, dessen edle Varietäten in alten Zeiten als Edelsteine hoch geschätzt waren. Noch findet diese Erdart keine andere praktische Verwendung als zum Beschlagen der Kalkcylinder bei der Darstellung des Drummond'schen Kalklichtes, und die Industrie kann deshalb nur einige wenige Gramm desselben pro Jahr verbrauchen. Wenn aber dieser Stoff einmal eine umfassendere Anwendung findet und wenn keine neue Fundorte eines reichlich zirkonhaltigen Minerals entdeckt werden, so wird Kangerdluarsuk ein für die Industrie nicht unwichtiger Mineralfundort werden."

Auch die Jagd lieferte den Zoologen reichliche Ausbeute an Vögeln und nach der Landung auch Schneehühner für den Koch. Die Eskimolootsen waren vor Erstaunen außer sich über die Sicherheit, mit welcher Herr Kalthoff die Vögel im Fluge schoß. Im Inneren des Fjords hatten eine Menge Eskimofamilien ihre Sommerzelte für Jagd und Fischfang aufgeschlagen; da sie keine Gäste erwarteten, waren Männer, Frauen und Kinder ihrer Gewohnheit nach sehr unsauber gekleidet. Doch wie überall, so besaß auch hier das schöne Geschlecht Mittel zum Putze. Einige Zeit nachdem die Gesellschaft am äußersten nördlichen Ende

des Fjords ihr Zeltlager errichtet hatte, kam nämlich ein Umiak, hauptsächlich mit Frauen beladen, welche sich in der Nachbarschaft niederließen. Dieselben waren sorgfältig gekleidet und einige Halbblut-Mädchen mit ihren braunen Augen und gesunden, vollen, beinahe europäischen Zügen waren ziemlich hübsch. Der reine Eskimotypus ist jedoch äußerst häßlich und zwar, wie behauptet wird, sogar in den Augen der Eingeborenen selbst. Auch die beiden Lappländer, welche Nordenskiöld begleiteten, hatten diesen Ausflug mitgemacht; die Eskimos merkten sofort, daß dieselben einer anderen Rasse als die Europäer angehörten, und sahen sie für Landsleute an. Einer der jungen Lappländer war anfangs hierüber ziemlich unzufrieden, nachher aber, vielleicht in Folge der Zaubermacht von einem Paar brauner Augen, fand er sich in die Verwandtschaft und wurde später allen in Seehundsfell gekleideten Schönen gegenüber ein artiger und ritterlicher Cavalier. Der Vorrath an Fischen war hier so reich, daß man erst den Topf aufs Feuer setzen und dann das Boot aussenden konnte, um den Dorsch zu fangen, der gekocht werden sollte; es gab hier ganze Haufen, die der Wogenschwall an den Strand geworfen hatte, und im Inneren des Fjords war die ganze Bucht mit einer dicken Schicht von Angmaset (Laich) bedeckt, so daß dies in einiger Entfernung wie ein richtiges Lager von feinem, grauweißem Sande aussah.

Das Wetter wurde infolge des beständigen Regens sehr unangenehm; dies hatte jedoch das Gute, daß die gefährliche Mückenpest, welche das Leben in Grönland verbittert und manchen Tag, für den Neuling wenigstens, jede Arbeit im Freien beinahe unmöglich macht, weniger empfunden wurde. Diese kleinen Thiere sind geradezu giftig, was wahrscheinlich darauf beruht, daß sie, wenn ihnen nicht Gelegenheit



Grönländische Frauen und Kinder aus Julianehaab. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

geboten wird, in Menschenblut zu schwelgen, sich auf die Abfallhaufen in der Nachbarschaft der Kolonien, wo stets ein reichlicher Vorrath von verfaulten animalischen Stoffen vorhanden ist, und auf Bakterienherde mannigfacher Art niederlassen. Wenn man einmal gründlich von diesen Mücken zerstochen ist, scheint man völlig gegen das Gift geschützt zu sein. Wie es heißt, sollen derartige Mückenschwärme die Ursache des Scheiterns der schwedischen Kolonisationsversuche im heutigen Pennsylvanien gewesen sein.

Am 20. Juni kehrte die Dampfbarkasse nach der Kolonie zurück, von Kajakleuten begleitet, welche ihre Kunst im Rudern und im Werfen der Harpune zeigten; einer derselben, welcher eine halbe Flasche Branntwein, die er mit seinen Kameraden theilen sollte, hinter einander ausgetrunken hatte, zeigte wo möglich eine noch größere Behendigkeit als die anderen. Am 21. Juni früh erreichte die Gesellschaft die Kolonie, um noch an demselben Tage Abends gegen 7 Uhr nach herzlichem Abschiede die Anker zu lichten. Der Weg wurde innerhalb der Scheren nach der ungefähr 100 Seemeilen von Julianehaab belegenen Grubenkolonie Ivigtut angetreten, wo Kohlen und verschiedene andere Vorräthe für den Bedarf der „Sofia“ gelagert waren. Während der Nacht dampfte das Schiff zwischen Eisbergen hin, deren einer immer prachtvoller als der andere war; die See war glatt, das Wetter still, die Lufttemperatur so lind wie die einer Juninacht in Schweden. In einiger Entfernung von Julianehaab erblickte man einen blauen, wagerechten Wall ohne Sprünge und Risse zwischen den Bergen; es war das Inlandeis, welches man beim Segeln längs der Westküste nur an wenigen Stellen erblickt. Die Umrisse des Landes sind denen der Scheren in Norwegen durchaus ähnlich. Dieselben kahlen, nach oben rauhen und

zersplitterten, weiter unten vom Eise abgerundeten Gneisberge, durch enge Thäler und tief in das Land einschneidende Fjorde unterbrochen, treten uns in beiden Ländern entgegen. Nur Wald fehlt hier gänzlich. Wenn man das milde grönländische und das kältere norwegische Klima berücksichtigt, so kommt man leicht auf den Gedanken, daß die Waldlosigkeit hier hauptsächlich darauf beruht, daß die abgehärteten Baumarten des Nordens noch keine Gelegenheit gehabt, sich auch über diesen Theil des Erdballs zu verbreiten.

Am 2. Juni um 11 Uhr Vormittags ankerte die „Sofia" in dem Hafen von Ivigtut mit dem Backbordanker und 90 Klaftern Kette. Man sieht hieraus, daß der Hafen Manches zu wünschen übrig läßt; dies ist bei den an vortrefflichen Häfen so reichen Küsten Grönlands etwas Ungewöhnliches. Die Wahl des Ankerplatzes ist aber durch die Lage des Bergwerks bedingt worden, welches seit einigen Jahrzehnten betrieben wird und den Anlaß zur Anlage einer Grubenkolonie in Grönland gegeben hat.



Die Kolonie Ivigtut. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Wir übergehen die ältere Geschichte dieses Bergwerks, um den Faden der Erzählung erst bei den ernstlichen Versuchen, welche zum Betriebe gemacht wurden, aufzunehmen. Dieselben gingen vom Kommerzienrath Jakob H. Lundt aus, welcher 1850 nach Grönland abging und nach glücklicher Reise mit einer Ladung Erzproben und fünf Tonnen Graphit nach Europa zurückkehrte. Letzterer, in geologischer Hinsicht sehr merkwürdig, wurde zu hart gefunden und konnte den erwarteten hohen Preis nicht erzielen. Im Jahre 1851 wurde der Versuch wiederholt, man wollte eine Kupferader in der Nähe von Julianehaab ausbeuten; auch dies war nicht lohnend und die 1853 bis 1854 auf Kupfer angestellten Schurfarbeiten hatten keinen Erfolg. 1854 kehrte einer der Theilnehmer Lundt's an der ersten Reise, der Engländer Taylor, zurück, um nach Zinnerz und silberhaltigem Bleiglanz zu suchen; er entdeckte allerdings mehrere mineralogisch interessante, doch technisch unwichtige Minerale; die Ausbeute an Erz war nur unbedeutend und ging noch durch Schiffbruch verloren. Dennoch, trotzdem die Hoffnung, schwere Metalle in lohnender Weise ausbeuten zu können, getäuscht wurde, entstand damals der eigentliche Grubenbetrieb und zwar auf eine Gesteinsart, deren Werth vorher völlig übersehen worden war, nämlich den Kryolith oder Eisstein.

Eine Dorfhochzeit in Südpersien.

Von Dr. Otto Stapf.

An der Karawanenstraße, welche mit Ueberkreuzung des südiranischen Randgebirges von Buschir nach Schiras führt, liegt in einem großen, malerischen Bergkessel das Dorf Daescht-aerdschin [1]), das seinen Namen möglicher Weise von den hier häufigen Mandelsträuchern, welche der Art Amygdalus leiocarpa (perf. aerdschin) angehören, erhalten hat. Der Kessel entspricht einem gewaltigen Querbruch durch zwei parallele Ketten. Am südlichen Ende der Längsaxe des Kessels verbinden sanft geschwungene, eichenbewaldete Höhen die Gipfel des Kuh-i-Bungi und des Kuh-i-Moudaeh. Ueber sie führt die Straße im Kotael-i-pir-i-zaen, d. h. Paß der alten Frau. Gegenüber am Nordende der Axe liegen die viel niedrigeren, buschigen Hügel, über welche die Straße im Passe Zin-i-saefid, d. h. „weißer Sattel" (nach den anstehenden weißen Gypslagern so genannt) den Kessel von Daescht-aerdschin verläßt. Gegen Südosten ist dieser von der langen Felsenmauer des Kuh-i-Bil begrenzt, im Nordwesten von ihrem Gegenstücke, der mächtigen Mauer des Kuh-i-Schah Salmon und den leichtbewaldeten Gehängen des Kuh-i-Bungi, dessen Felsenkrone das Thal beherrscht. Zwischen dem Kuh-i-Bungi und Kuh-i-Tscheng, einem schmalen, steil aufragenden Grate, der sich an den Kuh-i-Schah Salmon anschließt, führt der selten begangene Tang-i-Kaeldu heraus. Der Tang ist eine Schlucht, die einer großartigen Spalte entspricht, welche die Antiklinale des Kuh-i-Bungi und Kuh-i-Tscheng der Länge nach zerrissen hat. Der tiefste Theil des Kessels befindet sich in der südlichen Hälfte, welche bis auf schmale Ufersäume an den Längenseiten von einem schönen Gebirgssee eingenommen wird. Der See hat keinen sichtbaren Abfluß. Doch besteht in der Bevölkerung der Glaube, daß sein Wasser unterirdisch in den See von Kasrun abfließe. Im Frühling tritt er, durch die Schmelzwasser der umgebenden Höhen reichlich gespeist, weit aus und überschwemmt einen mehr oder weniger großen Theil der nördlichen Kesselhälfte. So bleibt nur ein kleiner Theil des Thalgrundes als nutzbarer Boden übrig.

Im Süden und Südwesten reichen die Eichenwälder des Kuh-i-Pir-i-zaen bis ans Ufer herab, der Nordwestsaum ist bald schmälere, bald breitere Kiessteppe, die nur während des Frühjahres eine gute Weide abgiebt. Das steile Gelände unterhalb der Felsmauern des Kuh-i-Bil ist von dichtem Buschwalde bedeckt. Nur im Nordosten legen sich sumpfige, bis in den Sommer hinein grüne Wiesen vor den See und an sie schließen sich gegen den Kuh-i-Bil einige Weizen- und Gerstenäcker. Die Hauptmasse des Wassers erhält der See, abgesehen von den oberflächlich abfließenden Schmelzwassern, durch die Quellen des Schah Salmon, welche in außerordentlichem Reichthume am Fuße des Kuh-i-Schah Salmon hervorbrechen. Mächtige Platanen und Weiden baden ihren Fuß in dem krystallklaren Wasser und breiten ihr schattiges Dach über ein kleines Imamzadeh (Heiligengrab). Oberhalb der Quellen liegt auf einem flachen Schuttkegel aufgebaut und von einem sprudelnden Bergwasser durchrauscht, das Dorf Daescht-aerdschin.

Seine Häuser oder Hütten sind ärmlich und sehr einförmig gebaut. Ein kleiner Hof, über dessen rohe Mauern man gewöhnlich hinüberblicken kann, birgt ein großes Holz- und Reisigbündel für den Küchenbedarf, einige Geräthe für den Feldbau, im Frühjahre und Vorsommer auch Haufen von Grünfutter, entweder für das eigene, beim Hause zurückgelassene Vieh oder zum Verkauf an durchziehende Karawanen. Abends und des Nachts beherbergt er auch die von der Weide zurückkehrenden Thiere; denn der Dörfler fürchtet in diesen Bergen nicht ganz mit Unrecht noch immer den Löwen und den Panther.

An die Rückseite des Hofes schließt sich das niedere Haus an, dessen Mauern aus roh behauenen Steinen aufgeführt und vorzüglich mit Gyps beworfen sind. Eine kleine Thür führt in das rauchgeschwärzte Innere, welches in zwei, seltener in mehreren, mitunter wohl auch nur in einer einzigen Räumlichkeit die Feuerstelle und die Schlafstellen birgt. Das Beschränkte und Ungemüthliche dieser Behausung machen es begreiflich, daß die Bewohner in der wärmeren Jahreszeit lieber den Hof oder das flache Dach aufsuchen. Im Hofe spielen die Kinder, nähen, stricken, melken, kochen die Frauen, im schattigen Winkel schläft der Hausherr, wenn ihn nicht etwa gerade nöthiger Bedarf zur Arbeit zwingt. Wird es kühler, dann steigt er auf das Dach, um mit seinen Freunden zu schwatzen, zu rauchen und nach den Karawanen auszuschauen, die allenfalls vorüberziehen. Im Sommer wird dann hier bei einbrechender Nacht für ihn und seine Familie auch das Lager aufgeschlagen. Im harten Winter freilich, der im November beginnt und bis in den März hinein dauert, sind die Dorfleute in ihre Hütten gebannt und wärmen sich am Feuer des eingeholten Geästes und Reisigs, an welchen es hier im Gegensatze zu den meisten Theilen Persiens nicht fehlt. Nur selten ziehen jetzt Karawanen vorbei und stören die Männer aus ihrem langen Müßiggange auf, während den Frauen nach wie vor die gesammte Hausarbeit und nun auch die Pflege des Viehes aufgebunden ist. Für dieses aber kommen nun schlimme Tage. In engem Raume liegt es eingepfercht und auf die kümmerliche, dürre Weide der herbstlichen Steppe folgt die Fütterung mit Stroh, dem nur manchmal eine Hand voll von dem Kraut der Kumah oder der Bojah, jenen köstlichen Futterpflanzen des persischen Hochgebirges, beigegeben wird.

Das Dorf zählt kaum 50 bis 60 Hütten. Es ist die einzige Ortschaft in dem weiten Kessel. Nur etwas südlich von der Mündung des Tang-i-Kaeldu steht noch ein kleines Karawanserai, in dem etliche Leute hausen. Im Frühjahre und im Herbste, wenn die Nomaden von den Küstenstrichen landeinwärts auf ihre Sommerlager ziehen, weilen sie gern eine kurze Zeit in dem Thale. Dann sieht man an dem Seeufer ihre schwarzen Haarzelte aufgeschlagen und des Nachts die großen Wachtfeuer brennen. Im Uebrigen ist mit wenigen Ausnahmen das Bergland in weitem Umkreise

[1]) Sprich ae wie das englische a in „hand", ä wie das englische a in „water", ou wie das englische ou in „house" und z wie das französische z in „zèle".

den Dörflern von Daescht-aerdschin überlassen Zu diesen Ausnahmen gehören einzelne Gärten im Tang-i-Kaeldu und eine Sommerweide auf dem südlichen Abhange des Kuh-i-Bil, das Saerhad-i-Kaluni. Die ersteren gehören zu dem Dorfe Abdui am Südfuße des Kuh-i-Bungi, die letztere beziehen die Bewohner von Kaluni, Nachbaren der Abdui-Leute. Auch Daescht-aerdschin hat Gärten im Tang-i-Kaeldu und auf dem Kuh-i-Schah Salmon. In ersteren wird besonders Wein gebaut. Hier und da steht zwischen den Reben wohl auch ein Obstbaum. Auf dem Kuh-i-Schah Salmon findet man dagegen nur wenige Weinstöcke, wohl in Folge der hohen Lage (bis über 8000 Fuß), um so mehr aber Aepfel-, Birnen-, Pfirsich- und Mandelbäume. Der Zustand der Gärten, die an den Gehängen in schmalen Terrassen angelegt sind, ist jedoch ein erbärmlicher, der der vollständigsten Verwilderung. Der furchtbare Ruin, in dem sich das ganze Land befindet, zeigt sich eben auch in den von Natur aus begünstigten Theilen in erschreckender Weise. Die hohe Lage Daescht-aerdschins (über 7000 Fuß) macht das Beziehen eigener Sommerweiden, sogenannter Saerhads, wie sie z. B. das früher erwähnte Kaluni hat, wohl überflüssig, aber trotzdem ist der Viehstand ein sehr geringer. Eine Schaar Pferde weidet auf den Sumpfwiesen am See, das spärliche Rindvieh, eine zierliche Rasse mit kleinem Kopfe und kleinem Höcker am Widerrist, wird in das Gehölz getrieben, Schafe und Ziegen suchen ihr Futter im Steppensaume, auf den felsigen Berggehängen und den nächsten Kuppen des Kuh-i-Schah Salmon. Weite Strecken im Gebirge mit reichlichen Futterkräutern bleiben unbenutzt, nirgends wird der Boden gepflegt, die paar Aecker ausgenommen, die der persische Pflug oberflächlich genug umwühlt. Auch der Reichthum des Sees, der eine Menge schmackhafter Fische ernährt, bleibt unausgebeutet. Kein einziges Boot befährt den See und die Fische haben von dem Menschen nur dann zu fürchten, wenn sie sich in einen schmalen Arm oder Bach verirren, wo er sie mit der Hand fangen oder aufspießen kann.

Nur eine Leidenschaft ist über all dem Jammer einem Theile der Perser dieser Berge geblieben, die Lust zur Jagd. Sie rüttelt ihn aus seiner Trägheit auf und ihr zu Liebe erträgt er Anstrengungen und Entbehrungen, die er um seines Anwesens willen nie auf sich nehmen würde. Gerade darum ist aber der Wildstand jenes Gebirges bereits arm. Steinbock und wildes Schaf sind selten und die Gazelle, die sich von den Ebenen hereingeflüchtet, erliegt auch hier mehr und mehr den Nachstellungen des Jägers. Das übrige Wild ist äußerst rar, wie Löwe und Panther, oder er achtet es nicht, wie den gutmüthigen, scheuen Bären, das Wildschwein oder die Hyäne.

Aber gerade diese Seite im Charakter des Daeschtaerdschiners, die Jagdlust, macht ihn zum schlechten Bauern. Das unstete Treiben des Jägers und die ruhige, an die Scholle gebundene Arbeit des Landmannes vertragen sich nicht.

Zu der Aermlichkeit, die den Bewohnern dieses Thales aus der allgemeinen Lage ihres Landes und der eigenen Indolenz erwächst, kommt noch ein Uebel, das dem sumpfigen Nordufer des Sees entsteigt. Schon im Frühling, wenn das so viel heißere Kasrun oder Schiras noch kaum vom Fieber heimgesucht sind, holt es sich in dem hoch und kühl gelegenen Alpendorfe seine Opfer und hält bis zu dem beginnenden Winter so heftig an, daß die Station des anglo-indischen Telegraphen während dieser Zeit verlassen werden muß.

Das ist das Land, in dem der Daescht-aerdschiner Bauer haust, unbekümmert um seine Pflege, genügsam mit einem kärglichen Ertrage, ohne Fortschritt und fast ohne Hoffnung auf Besserung; fast ohne Hoffnung, denn ganz ist sie ihm doch nicht verloren. In dem Einflusse, den das englische Weltreich besonders in diesem Theile Persiens auf die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit ausübt, sieht er trotz aller Indolenz, in die er versunken ist, die Macht, die ihm vielleicht noch einmal Rettung und bessere Zeiten bringen kann.

Es war am Abend des 17. Mai 1885, als ich von Abdui durch den Tang-i-Kaeldu kommend den Thalkessel von Daescht-aerdschin betrat. Die tiefstehende Sonne beleuchtete noch die Felsmauern des Kuh-i-Bil. Seine höchsten Kuppen trugen Schneeflecken, deren abfließendes Wasser in rauschenden Fällen über die senkrechten Wände niederstürzte, um sich in dem Buschwalde, der den See entlang zieht, zu verlieren. Der stolze Gipfel des Kuh Maudach war noch tief herab in sein Winterkleid gehüllt. An seinem Fuße und bis hin zum Kotael-i-Pir-i-zaen und darüber hinaus stand der Eichenwald in der Tiefe in frischem Grün, nach der Höhe zu bleicher und bleicher werdend, bis endlich nur mehr ein leichter gelber Schimmer von Blüthenkätzchen und aufbrechenden Blattknospen über dem Stamm- und Astwerk lag. In hellem Blau lag der See vor uns. Schilfmassen und erhöhte Wiesentheile ragten wie Inseln heraus. Die Wiesen prangten im üppigsten Grün, in welches Tausende von schwefelgelben Pedicularis-Aehren goldene Bänder und Flecken zeichneten. Wir ritten durch die graue, mit jungen Gräsern und kleinen Kräutern zwischen stechenden Büschen besetzte Kiessteppe dem Dorfe zu, das hinter den Bäumen der Schah Salmons-Quellen verborgen lag. Von den Wasserfällen kam das Rauschen zu uns herüber, die Quellen fielen mit ihren fröhlichen Stimmen ein, mitten darein aber klang der Ton einer jubilirenden Pfeife und die wirbelnden Schläge einer Trommel. Ich hatte zwei Wochen vorher in einem Dorfe bei Schapur wandernde Gaukler getroffen und erwartete nun, sie hier wieder zu finden. Allein meine Diener erkannten die Weise gleich und riefen mir zu: „Aerussi mikunend", „Da giebt es Hochzeit!"

Noch bevor wir das Dorf erreichten, trat eine Pause ein. Ich ritt nach der Telegraphenstation, welche wenige Minuten jenseits des Dorfes an der Straße liegt. Mr. Smith, Inspektor des anglo-indischen Telegraphen, von meiner Ankunft bereits unterrichtet, nahm mich aufs Liebenswürdigste auf und wies mir ein Zelt vor dem Stationsgebäude, das eben im Umbau begriffen war, an.

Inzwischen fing es zu dunkeln an und rasch war die Nacht hereingebrochen. Unterdessen begann wiederum die Musik, und Pfeife und Trommel klangen noch stundenlang fort. Meine Diener hatten Recht gehabt, es war ein Hochzeitsfest, das im Dorfe gefeiert wurde.

Das herrliche Wetter, welches der folgende Tag brachte, bestimmte mich, einen Ausflug nach dem Buschwalde zu machen, wo ich reiche Ausbeute erwartete. Früh brachen wir auf, aber schon klang es wieder vom Dorfe herüber, wo sich auf dem Dache eines Hauses eine Schaar von Mädchen in rothen Kleidern nach dem Takte der Musik im Reigen drehte. Das ging so mit Unterbrechungen den ganzen Tag fort und auch noch tief in die Nacht hinein. Mittlerweile hatte Mr. Smith für sich und mich eine Einladung zu dem Feste für den nächsten und letzten Abend erwirkt. Ungefähr um $8^1/_2$ Uhr Abends brachen wir auf, von unseren Dienern mit großen Papierlaternen, Fanus, geleitet; denn es herrschte bereits tiefste Finsterniß und andererseits hoben möglichst große Fanus unser Ansehen. Zum Schutze gegen die Hunde, welche allenthalben kläffend aus den Höfen hervorfuhren, waren wir mit Stöcken be-

waffnet. Das Festhaus lag ungefähr in der Mitte des Dorfes. Es war von der gewöhnlichen Bauart, und obwohl es einem der wohlhabenderen Männer gehörte, nicht besser, als die meisten anderen Häuser des Dorfes. Die Mauer des Hofes war in schlimmem Zustande. Im Hofe und außerhalb desselben, soweit man über die Mauern hereinblicken konnte, war wohl mehr als die Hälfte der Dorfbevölkerung, Männer und Frauen und Kinder, versammelt. Als wir am Mauerthor angekommen waren, empfing uns der Bräutigam, welcher heute im Hause des Schwiegervaters die Honneurs zu machen hatte, und führte uns vor die Thür des Hauses, wo zwei Stühle für uns bereit standen. Von hier aus konnten wir das Fest, welches ohne alle Störung seinen Fortgang nahm, gut überblicken. In der rechten Hälfte des Hofes brannte ein großes Reisigfeuer, dessen Flammen hoch aufschlugen. Rechts in der Ecke neben der Thür saßen die Musiker, ein Pfeifer, welcher auf einer Art Schwegelpfeife blies, und ein Trommler. Ihnen gegenüber in der anderen Ecke derselben Hälfte stand eine Schaar meist junger Männer, und außerhalb der niederen Mauer eine Menge Frauen und älterer Männer. Die linke Seite des Hofes nahmen ebenfalls zahlreiche Gäste beiderlei Geschlechtes ein, während im Hintergrunde fast ganz verborgen Frauen und Mädchen saßen. Als wir eintraten, tanzten eben die Mädchen, welche ich Tags vorher auf dem Dache tanzen gesehen hatte, um das Feuer. Es waren deren 21 in verschiedenem Alter von 13 bis 15 Jahren bis auf 8 bis 9 Jahre herab. Sieben von ihnen, die größten, reichten sich die Hände, die anderen tanzten jede für sich. Die meisten trugen rothgeblümte weite Hosen, welche bis an die Knöchel reichten und so zusammenfielen, daß man sie für Röcke halten konnte, rothe kurze Hemden und darüber einen um Kopf, Hals, Brust und Schulter geschlagenen weißen Schal. An dem Hemde hingen, sowie an dem Schal, oft Silberplättchen, Münzen und anderer Schmuck. Die meisten hatten über dem Schal noch ein rothes Käppchen auf dem Haupte oder einen rothen Schal, welcher nach rückwärts in einen Knoten geschlungen war und über den Nacken herabfiel. Andere trugen einen aus schwarzen Haaren geflochtenen Strick, der den Schal wie ein Kranz zusammenhielt und hinten herabhing. Die bloßen Füße waren mit Pantoffeln bekleidet. Namentlich die größeren Mädchen waren auch nach unserem Geschmacke hübsch zu nennen, während die kleineren theilweise zu derbe Gesichtszüge oder zu volle und zu roth gefärbte Wangen hatten. Der Tanz bestand in einem Vor- und Rückwärtsschreiten nach dem Rythmus der Musik. Zugleich bewegten sie sich dabei von links nach rechts; sie neigten den Körper in bescheidenen Wendungen und Biegungen und diejenigen, welche für sich tanzten, schwangen in jeder Hand ein kleines rothes Tuch. Das Ganze sah sehr hübsch aus und zeugte von vielem Gefühl für Takt und Musik. Der Tanz dauerte ziemlich lange. Dann lösten Männer die Mädchen ab. Es tanzten deren gewöhnlich nur zwei, seltener drei. Ihr Tanz war im Gegensatze zu demjenigen der Mädchen wild und zügellos. Sie trugen ihr alltägliches Gewand. Sie sprangen in großen Schritten, mit Stöcken und Gerten in den Händen, um das Feuer, sich einander verfolgend; schließlich aber ging es immer darauf hinaus, daß einer den anderen zu schlagen suchte. Ein besonderes Spiel war folgendes. Es sprangen zwei Männer um das Feuer. Der eine hatte zwei Stöcke, der andere nur einen. Sie verfolgten tanzend einander. Plötzlich kehrte sich der Vordermann, welcher die zwei Stöcke trug, um und tanzte, mit beiden Füßen zugleich springend, nach rückwärts; der andere suchte nun einen Augenblick zu erhaschen, in dem sein Geselle nicht Acht hatte und schlug gegen seine Füße, während dieser rasch die beiden Stöcke vor sich haltend ihm entgegensprang, so daß sie fest auf einander prallten. Dann sprang gewöhnlich ein anderer für diesen oder jenen ein und das Spiel wiederholte sich, reichlich von Gelächter und Scherzen der Umstehenden begleitet. Nachdem auch dies zu Ende war, erschien ein Luti, d. h. ein Gaukler oder Spaßmacher, welchen der Vater der Braut aus Nadoun, einem großen Gebirgsdorfe nördlich von Kasrun, hatte kommen lassen. Es war ein etwa 40jähriger Mann von kräftiger, untersetzter Gestalt mit rothgefärbtem Haar und Bart. Er trug die hier allgemein üblichen weiten indigoblauen Hosen, darüber einen schwarzen Rock und einen Mantel, der oben scharlachroth, unten braun war. Auf dem Haupte saß ihm ein ganz ungeheuerlicher Turban. Sein Spiel begann damit, daß er zunächst mit den Musikanten, die fortpfiffen und trommelten, Scherzreden wechselte. Dann begann er zu tanzen. Er hielt einen Stock in der einen, einen Kranz aus Stricken in der anderen Hand. Der Tanz, wenn man von einem solchen sprechen kann, bestand in komischen Bewegungen im Takte der Musik, in Gliederverrenkungen, Kopfschütteln, im Zucken der Achseln und der Gesäßhälften und dergleichen. Ab und zu sprang er auf den Trommler zu und schlug mit dem Stocke auf seine Trommel, worauf wieder Wechselreden fielen, welche meist das schallende Gelächter der Zuhörer hervorriefen. Dann begann das Spiel von Neuem oder es ward von kurzen Gesängen der Musikanten unterbrochen. Einige Male fielen auch die Frauen und Mädchen, welche ganz verborgen im Hintergrunde der linken Hofhälfte saßen, singend ein. Die Lieder, welche sie sangen, hatten schöne, aber ungemein traurige Weisen, so daß man sich eher zu einer Begräbnißfeier, als zu einem Hochzeitsfeste versetzt denken konnte. Die Stimmen waren von überraschender Reinheit und voll Wohlklang. Um so merkwürdiger war es, wenn dann diese Lieder plötzlich mit einem wiehernden Jubel endigten. Ab und zu ertönte auch aus den Reihen der zuhörenden Frauen und Mädchen Beifallsgeschrei, das stets in eine Art Gesang von gellenden, hohen Tönen ausklang. Später begann von Neuem das Spiel des Luti. Daran nahmen nun auch einzelne Burschen aus der geladenen Gesellschaft Theil. Der Luti zog dabei nach und nach alle seine Kleider bis auf die Hose aus. Dazwischen wiederholte sich immer wieder das Verrenken der Glieder, das Wiegen des Kopfes u. s. w. Dann zog er einen Burschen an sich und wusch ihm pantomimisch mit den schmutzigsten Dingen den Kopf, was den hellen Jubel der Leute hervorrief. Ein anderes Mal ahmte er das Schusterhandwerk nach und zwar mit vielem Geschicke; dann nahm er wieder einen Knaben, band ihm die Füße und schlang den Strick über seinen Nacken, so daß der Junge kopfabwärts über seiner Brust hing, was ihm nun Gelegenheit gab, nach Herzenslust auf ihn loszutrommeln. Diese Späße und die schließlich in maßlose Schamlosigkeit ausartende Mimik fanden jedesmal den lärmenden Beifall der Zuschauer, die Frauen mit eingeschlossen, die sich auch an dem Aergsten nicht stießen.

Endlich trat eine Pause ein, welche wir benutzten, um uns dem Bräutigam zu empfehlen, der von all den Feierlichkeiten schon sehr erschöpft schien und wohl seine Gäste, die er fort und fort mit Thee und Kaffee bedienen mußte, längst verwünschte. Nun, auch für ihn schlug die Stunde der Erlösung. Am Morgen des nächsten Tages hörten wir noch einmal das helle Tönen der Pfeife und den Trommelschlag und sahen nochmals die Mädchen auf dem Dache ihren Reigen tanzen. Dann ward es still. Der Bräutigam hatte seine Braut, welche die drei Tage über

in ihrem Elternhause eingeschlossen gehalten worden war, bekommen und in das Dorf zog wieder die Ruhe bescheidener Alltäglichkeit ein. Die jugendlichen Tänzerinnen trugen noch mehrere Tage ihre schönen rothen Kleider, aber sie gingen nun in ihnen an ihre Werktagsarbeit, trieben das Kleinvieh aus dem Hofe, schöpften Wasser aus dem Bache in die ledernen Schläuche — oder aber sie standen müßig vor dem Hause, auch wohl in den Gassen und auf dem Schutt der nächsten Steppe. Denn die schwerste Arbeit beginnt ja hier zu Lande für das Weib, wenn es seinen heiligsten Beruf zu erfüllen anfängt, wenn es Frau und Mutter wird. Und trotz alle dem wohnt in den Felsen über den Schah Salmons-Quellen ein Geist, zu dem das Weib wandert und dem sie opfert, wenn sich dieses ihr hartes Loos nicht schnell genug erfüllt.

Wenn man von den Quellen des Schah Salmon den in kleinen Treppenabsätzen ansteigenden Felsen hinaufklettert, gelangt man mit einiger Mühe zu einer Höhle, wie sie deren in größerer Anzahl in der gewaltigen Felswand bestehen. Diese Höhle hat aber etwas Besonderes für sich. Es ist die Wohnung eines den Frauen guten Geistes oder vielleicht ist der Fels selbst ein Fetisch. An den Vorsprüngen des Gesteins hängen, auf dem Boden der Höhle liegen rothe und blaue Streifen des Stoffes, aus dem die Gewänder der Frauen gemacht sind, Stücke von Schnüren, Schellen, wie sie die Maulthiere tragen, und allerlei seltsame Dinge, dergleichen man auch draußen an einzelne geheiligte Bäume hingehängt findet. Mädchen, welchen die Ehe zu lange ausbleibt, und Frauen, denen der Kindersegen versagt ist, klettern hierher und hängen und legen ihre Opfergaben hin.

Unter der Decke des Islam ist bei der Bevölkerung dieser Bergländer noch manches Stück des uralten Geisterglaubens erhalten geblieben, und es kann uns nicht wundern, wenn er sich am stärksten in der Seele des Weibes behauptet, dem der Islam nichts zu hoffen gab.

Ueber die Flora von Ceylon, besonders in ihrer Beziehung zum Klima.

III. (Schluß.)

[Wir haben jetzt kurz die botanischen Verhältnisse betrachtet, welche für die feuchten Gegenden Ceylons charakteristisch sind; es bleibt uns noch übrig, über die großen nördlichen und östlichen Landstriche, wo, wie erwähnt, der Regenfall sowohl in seinem jährlichen Betrage geringer, als auch mehr oder weniger auf eine bestimmte Zeit des Jahres beschränkt ist, ein paar Bemerkungen zu machen. An den trockensten Plätzen, wie z. B. zu Manaar im NW und Hambantota im SO, herrscht während des weitaus größten Theiles des Jahres Regenlosigkeit; der sämmtliche Regen, 33 beziehungsweise 38 Zoll betragend, fällt im Laufe eines Monats während des Nordost-Monsuns. Nirgends überschreitet die Regenhöhe 60 Zoll, aber in den centralen Theilen ist der Regen etwas besser vertheilt, da ihnen der Südwest-Monsun noch einigen Nutzen bringt. Das Land ist im Allgemeinen sehr flach; nur ein paar Gneiskuppen, die aus dem Walde aufsteigen, unterbrechen seine Einförmigkeit. Der Wald, der das ganze Land bedeckt, hat ganz das Aussehen, als ob er seit der frühesten Zeit unberührt geblieben sei. Aber man erkennt, daß dies kaum der Fall gewesen sein kann. Es ist unmöglich, die singhalesischen Berichte ganz unberücksichtigt zu lassen, nach welchen zu der Zeit, als der Sitz der Regierung sich in verschiedenen Gegenden des Nordens oder des Centrums von Ceylon befand, diese Gegenden dicht bewohnt und in ausgedehntem Maße cultivirt waren, zumal jene Berichte in den weithin umhergestreut liegenden, staunenerregenden Ruinen von Städten, Tempeln, Wasserleitungen und Tanks eine Stütze finden. Es wird erzählt, daß dieses jetzt trockene und unproduktive Land einst so reich war, daß es die Kornkammer Indiens genannt wurde; es muß dies nach meiner Ansicht in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera gewesen sein, da auf diese Zeit so viele der großen Ruinen von religiösen Bauten und Bewässerungsanlagen zurückgeführt werden müssen. Bei aller Rücksichtnahme auf die orientalische Uebertreibung müssen wir, wie ich glaube, doch diesen Ueberlieferungen etwas Glauben schenken. Die moderne Erfahrung lehrt uns, daß der Boden, wenn nur für beständige Bewässerung gesorgt ist, Bedeutendes zu leisten vermag; er ist nach meiner Ansicht in vielen Gegenden ergiebiger, als in den durch Regen mehr begünstigten Theilen der Insel. Wenn dann die Wasserwerke, deren Größe und geschickte Construction uns mit Staunen erfüllt, jemals gut arbeiteten, so mag ein bedeutender Theil des Landes unter Cultur und sehr fruchtbar gewesen sein. Aber außer den Ruinen dieser riesigen Werke können wir jetzt keine Anzeichen einer einstigen starken Bevölkerung auffinden; alles bedeckt ununterbrochen der Wald. Die Frage ist von großem Interesse, denn wenn das Land wirklich von einem zahlreichen und thätigen, reisbauenden Volke besetzt war, so müssen wir annehmen, daß der verhältnißmäßig kurze Zeitraum von 1000 Jahren oder noch weniger ausreichend gewesen ist, um eine ursprüngliche Waldvegetation über einen großen Landstrich auszubreiten. Ich glaube, daß mehrere Gegenden Indiens ähnliche Probleme darbieten. Wahrscheinlich war aber niemals in Ceylon zu irgend einer Zeit oder während einer längeren Periode eine größere Strecke Landes abgeholzt und bebaut worden. Es ist aus den Berichten der Eingeborenen wohlbekannt, daß die Bevölkerung durch die häufigen Einfälle von Süd-Indien her beständig aus einem Bezirk in den anderen getrieben wurde und sie müssen daher ihre Felder stets nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit der Bebauung wieder verlassen haben. Die Rückkehr der natürlichen Waldvegetation wird damals um so rascher haben stattfinden können, als noch nicht jene von auswärts eingeführten tropischen Unkräuter vorhanden waren, die jetzt so schnell von dem offenen Lande Besitz nehmen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der Wald dieser trockenen Gegenden Ceylons immer grün ist, wodurch er sich von dem der meisten ähnlichen Landstriche Süd-Indiens unterscheidet.

Vielleicht der auffallendste Zug dieses großen trockenen Waldgebietes ist seine Monotonie. Dieselbe ist nicht etwa die Folge einer Armuth an Arten, im Gegentheil sind diese

sehr zahlreich, aber die Vegetation als Ganzes ist über große Strecken hin sehr einförmig. Die Bäume sind gewöhnlich nicht sehr groß, was zum Theil daher kommt, daß die besten Bäume weggeholt worden sind, denn hier wie in anderen Theilen der Kolonie hat die Regierung mit ihrem Lande und was darauf steht, schlecht gewirthschaftet, und statt von den Zinsen vom Kapital gelebt. Einige der größten Arten liefern auch das werthvollste Bauholz, wie das Satin-wood (Chloroxylon Swietenia), die „Halmilla“ oder Trincomale-Holz (Berrya Ammonilla) und das „Pau“ (Mimusops hexandra); Ebenholz (Diospyros Ebenum) ist auch ein gemeiner Baum, wird aber nicht so hoch. Andere charakteristische Bäume sind: Wira (Hemicyclia sepiaria), wohl der auf weiten Strecken am meisten vorwaltende Baum, Walmora (Gleniea zeylanica), Wewerane (Persea semecarpifolia), Kohomba (Azadirachta indica), Goda Kirilla, die indische Ulme (Holoptelea integrifolia), Mi (Bassia longifolia), Ehela (Cassia Fistula) und sehr viele andere. Das Unterholz ist gewöhnlich dicht, und besteht aus strauchigen Arten der Aurantiaceen und der Gattungen Memecylon (die für alle Gegenden Ceylons sehr charakteristisch ist), Bauhinia, Phyllanthus, Croton, Maba, Ixora ꝛc. Kletterpflanzen sind verhältnißmäßig selten; am charakteristischsten sind Arten von Derris, Ventilago, Jasminum und Vitis. Bambus sind selten und Palmen fehlen ganz. Außer nach den großen Regen sind nur wenige krautartige Pflanzen zu sehen und die Abwesenheit von einigermaßen ansehnlichen oder hell gefärbten Blumen trägt sehr zu dem düsteren Charakter des Waldes bei. Die Blumengärten dieses Gebietes sind die Oberflächen und Ränder der Tanks, welche eine schöne und eigenartige Vegetation besitzen. Die allgemeine Dürre verhindert zumeist das Auftreten von Farnen und abgesehen von einem halben Dutzend der verwegensten Arten giebt es keine. Die kleineren Feuchtigkeit liebenden Orchideen sind gleichfalls abwesend, statt ihrer findet man aber mehrere der größeren und schöneren auf den Bäumen, wie Vanda Roxburghii, V. spathulata und Saccolabium guttatum.

Gegen die Küste hin wird der Boden sandiger und der höhere Wald verschwindet und macht einer halb-littoralen Strauchvegetation Platz. Verkrüppelte dornige Dickichte von „Andara“ (Dicrostachys cinerea) und Arten von Acacia, Carissa, Zizyphus, Gmelina, Azara ꝛc. bedecken das Land und sind geschmückt mit kletternden Arten von Ipomoea, Asparagus, Asclepiadeen, Cucurbitaceen und Weinreben. Diese Vegetation geht in die wirkliche Küstenflora über.

Die Pflanzen dieses ganzen, trockenen Gebietes von Ceylon sind im Wesentlichen diejenigen der Karnatik- und Coromandel-Küste des gegenüberliegenden indischen Continents. Fast alle Arten sind identisch, und es besteht eine weit größere Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Ländern, als zwischen den beiden klimatischen Bezirken von Ceylon selbst. So weit die Flora in Betracht kommt, möchte man glauben, daß die Abtrennung Ceylons vom Hauptlande geologisch recent ist; selbst die wenigen in dem zuletzt besprochenen Theile von Ceylon endemischen Arten sind alle mit den continentalen nahe verwandt und deutlich von diesen oder von gemeinsamen Vorfahren abzuleiten. Dabei ist hier das malayische Element, welches im südwestlichen Ceylon so vorherrschend auftritt, fast ganz abwesend.

Ich könnte diese Skizze der Flora von Ceylon noch weiter ausführen und Einiges berichten über die Vegetation der Flußufer und der großen trümmerhaften Tanks, der Meeresküste, der Kokosnuß-Haine und der Mangrove-Sümpfe, aber Ceylon zeigt in dieser Beziehung kein besonderes Gepräge. Die Floren der tropischen Seeküsten sind einander merkwürdig ähnlich; ohne Zweifel werden viele Samen direkt durch die Wellen und Strömungen herangeführt, und dies ist möglicher Weise mit der Kokosnuß selbst der Fall gewesen, deren ursprüngliche Heimath noch immer eins der ungelösten Probleme der Pflanzengeographie bildet.

Zum Schluß noch einige Worte über die Botanische Abtheilung der Kolonialregierung. Man kann, glaube ich, mit Recht sagen, daß keine andere englische Kolonie ein so vollkommenes System von botanischen und Versuchs-Gärten besitzt, wie Ceylon, und ich kann jetzt hinzufügen, daß ihre Anlage auf dem Grundsatze beruht, jedes der erwähnten klimatischen Gebiete zu seinem Rechte kommen zu lassen.

Das Centralinstitut bildet der wohlbekannte Botanische Garten in Peradeniya, etwa 4 Miles südlich von Kandy, der Hauptstadt der Centralprovinz. Dieser Garten liegt durchschnittlich 1540 Fuß hoch, gehört also dem höheren Theile des feuchten Unterlandes an. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwa 77° F. und der Regenfall, welcher sich auf etwa 200 Tage vertheilt, 85 Zoll. Ein solches Klima eignet sich für alle Pflanzen der feuchten Tropengegenden der Erde, mit Ausnahme einiger der rein äquatorialen Arten, für welche unsere Nächte zu kalt sind. Für diese interessanten Pflanzen besitzen wir indessen einen kleinen Garten bei dem Dorfe Heneratgoda, der fast im Niveau des Meeres und etwa 12 Miles von Colombo nach dem Inlande zu liegt. Die mittlere Jahrestemperatur ist hier um mehrere Grade höher als in Peradeniya, der Regenfall ist beinahe derselbe. In diesen Gärten können natürlich Pflanzen eines gemäßigten Klimas in befriedigender Weise nicht cultivirt werden; für diese besteht ein dritter Garten in den Bergen, 5800 Fuß hoch, am Fuße einer „Hakgala“ genannten Felsmasse. Dieser Garten ist vom Urwald umgeben; hier können mit Erfolg die meisten Pflanzen der warm-gemäßigten Klimate gezogen werden, mit Ausnahme derjenigen, welche viel Regen und Bewölkung nicht vertragen können. Die Pflanzen der trockenen gemäßigten Klimate kommen nirgends in Ceylon gut fort; doch ist für Arten der trockenen tropischen Gebiete ein Versuchsgarten zu Anuradhapura, der alten Hauptstadt im trockenen Norden der Insel, eingerichtet worden. Viele Pflanzen der indischen Halbinsel, welche in Paradeniya und Heneratgoda nur schlecht gedeihen, finden hier ein geeignetes Klima. Ein fünfter Garten ist ganz kürzlich zu Badulla, der Hauptstadt der Provinz Uva, im Osten der Insel, auf einer Höhe von 2000 Fuß hergerichtet worden.

Man sieht hieraus, daß die Regierung von Ceylon den Nutzen voll erkannt hat, welcher der Kolonie (die ja eine reine Ackerbaukolonie ist) aus einem im großen Maßstabe organisirten botanischen Departement, als einem Förderungsmittel für den materiellen Wohlstand des Landes, erwächst. Meine Absicht bei der Darlegung dieser Verhältnisse ist indessen, Sie auf die dadurch gebotene reichliche Gelegenheit zur Ausführung botanischer Untersuchungen hinzuweisen und die ernstliche Hoffnung auszudrücken, daß diese Gelegenheit von englischen Studenten noch häufiger benutzt werden möchte.

Kürzere Mittheilungen.

Die Gewitter in Mitteldeutschland.

Die „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S." für das Jahr 1886 enthalten u. A. eine größere Abhandlung über „Die Gewitter in Mitteldeutschland", von Dr. R. Aßmann. Die Grundlagen zu dieser, im wesentlichen die Jahre 1881 bis 1884 umfassenden Untersuchung hat der Verfasser während der mehrjährigen Leitung des „Vereins für landwirthschaftliche Wetterkunde zu Magdeburg" gesammelt. Im Ganzen befanden sich auf dem 42 437 qkm umfassenden Beobachtungsgebiete obigen Vereins 247 Stationen, die regelmäßig Berichte über Gewitter einsandten. In der Verwerthung dieser Beobachtungen schließt sich der Verfasser eng an die gleichen Untersuchungen von Prof. W. v. Bezold für das Königreich Bayern an und sind demgemäß auch die beigefügten Tabellen eingerichtet. Vor Allem ist es ihm darum zu thun, die Beziehungen der Gewitter zu den hauptsächlichsten meteorologischen Elementen festzustellen, und bedient er sich hierzu besonders der kontinuirlichen Beobachtungen der Registririnstrumente auf der „Wetterwarte" zu Magdeburg. Hinsichtlich der Beziehung zwischen Gewitter und Luftdruck ergiebt sich danach, daß die kurzen und plötzlichen Druckschwankungen des Barometers in einem ursächlichen Zusammenhange stehen mit Gewittern und stärkeren Niederschlägen (den „stillen Gewittern" im Volksmunde), und beide nur als verschiedene Erscheinungsweisen desselben Vorganges zu betrachten sind, daß jedoch ferner nicht alle Gewitter und starken Niederschläge von Druckschwankungen begleitet sind, und daß endlich diese Schwankungen in den meisten Fällen einem eng umgrenzten Keile hohen Luftdruckes entsprechen, welcher in eine sekundäre Depression eingeschoben und von der deutschen Seewarte mit der treffenden Bezeichnung „Gewittersack" belegt worden ist. Mit dieser Beziehung zwischen Gewitter und Luftdruck steht in ursächlichem Zusammenhange diejenige zwischen Gewitter und Wind, die sich dahin äußert, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Gewitter eine Drehung des Windes stattfindet, welche in Mitteldeutschland bald mit, bald gegen die Sonne erfolgt, daß aber eine Disposition zum häufigeren Auftreten von Gewitterstürmen in obigem Gebiete nicht vorhanden zu sein scheint, indem in den Jahren 1881 bis 1884 nur Gotha das Maximum von fünf derartigen Phänomenen zu beobachten Gelegenheit hatte. Hinsichtlich der Bewölkung ergiebt sich, daß Gewitter und Cirren ausnahmslos zusammen gehören, was eine weitere Stütze für die Wirbelnatur der Gewitter bildet. Die relativ geringe Höhe der Cirren bei Gewittern ist ferner ein Beweis für die Ansicht von Prof. Sohncke[1]), nach welchem vor dem Gewitter die Isothermfläche 0° abnorm tief liege. Zwischen Gewitter und Niederschlag besteht ferner der Zusammenhang, daß Gewitter ohne Niederschläge selten und besonders dann am Beginne einer Gewitterperiode auftreten, daß wolkenbruchartige Gewitterregen sowie Hagelfälle hauptsächlich die im Lee befindlichen Nord- und Ostseiten der Gebirge Mitteldeutschlands heimsuchen und erstere nur vereinzelt auch im Tieflande sich vorfinden. Die Gewitterhäufigkeit folgt endlich in genauer Uebereinstimmung mit den Untersuchungen von Bezold's dem Gange der Lufttemperatur in der Weise, daß das Verhältniß der letzteren zur Normale der maßgebende Faktor ist. Außerdem erleidet aber die Gewitterhäufigkeit eine Verspätung in Bezug auf den Eintritt höchster normaler Temperatur. Die hierauf folgende Statistik der in Mitteldeutschland beobachteten Gewitter ergiebt für die Jahre 1881 bis 1884 im Ganzen 10 749 Gewittermeldungen und 10 225 Gewittertage, die fast durchweg je ein Maximum im Mai und Juli zeigen. Die Blitzschläge endlich, zu deren Statistik für die Jahre 1875 bis 1884 20 Versicherungsgesellschaften und Banken bereitwilligst das Material geliefert hatten, weisen, wie bereits vielfach constatirt worden ist, eine erhebliche Zunahme auf. Im Ganzen wurden 2416 Ortschaften von 3432 Blitzschlägen in obigem Zeitraume betroffen, von denen 1301, also 42 Proc., zündend waren, namentlich zeichnete sich das Jahr 1884 durch 660 Blitzschläge gegenüber 200 Blitzschlägen im Jahre 1878 aus. In fünfjährige Mittelwerthe vereinigt, ergiebt sich im zweiten Quinquennium gegenüber dem ersten eine Zunahme von 52,8 Proc. für die Blitzschläge überhaupt, denn es ist im Weiteren erfreulicher Weise zu constatiren, daß nur die Zahl der nicht zündenden Blitzschläge erheblich zunimmt. Auf acht beigefügten Tafeln finden sich graphische Darstellungen der markantesten Fälle von Barometerschwankungen bei Gewittern, wie sie von dem Sprung'schen Barograph auf der Magdeburger Wetterwarte aufgezeichnet worden sind, ferner Darstellungen der fünftägigen Wärmemittel und Temperaturnormale für Magdeburg in Verbindung mit der Anzahl der Gewittermeldungen in Mitteldeutschland, und endlich der Anzahl der für die einzelnen Tagesstunden eingelaufenen Meldungen über den Ausbruch von Gewittern. Eine neunte Tafel bringt kartographisch die Vertheilung der in den Jahren 1874 bis 1884 in Mitteldeutschland verhagelten Ortschaften, ausgedrückt in Procenten der in den einzelnen Kreisen vorhandenen Ortschaften, zur Anschauung.

[1]) L. Sohncke, Der Ursprung der Gewitterelectricität und der gewöhnlichen Electricität der Atmosphäre. Jena 1885.

Die Insel Guadalupe.

Ko. Unter den wenigen Inseln, welche der pacifischen Küste Amerikas in einiger Entfernung vorgelagert sind, nimmt neben dem Archipel von Revilla Gigedo die unter dem 29. Grade nördl. Br. gelegene, zu Mexico gehörige Insel Guadalupe durch ihre Größe und ihre Entfernung vom Festlande eine hervorragende Stellung ein. Sie wurde nur einmal, im Jahre 1875, von einem Naturforscher, dem Botaniker Dr. E. Palmer, betreten, welcher eine Reihe eigenthümlicher Pflanzen dort entdeckte. Sein Bericht ist wenig bekannt geworden, und es erscheint darum nicht überflüssig, hier einen Auszug aus den Mittheilungen zu geben, welche der californische Botaniker Edward L. Greene über einen kurzen Besuch der Insel im Jahre 1885 macht[1]).

Greene besuchte die Insel von San Diego aus in einem kleinen Segelschiff, welches die Fahrt in ca. 50 Stunden machte. Die Insel erscheint als ein ringsum gegen 2000 Fuß hoch steil abfallendes Tafelland, dem nur an einer Stelle ein niederer Strand vorliegt, welcher eine Landung gestattet. Hier kampiren seit 1884 in einer Reihe von niederen Lehmhütten die einzigen ständigen Bewohner der Insel, eine Abtheilung mexicanischer Soldaten, welche die Regierung von Untercalifornien dorthin stationirt hat, um dem Unwesen amerikanischer Jagdpartien zu steuern, welche die Insel verwüsteten und die verwilderten Ziegen auszurotten drohten. Ein steiler Zickzackpfad führt von da hinauf auf die Hochfläche, welche von einem um etwa tausend Fuß höheren

[1]) In „Bull. Acad. California" I. 1884—1886, p. 214.

Rücken durchschnitten wird, dessen Gipfel sich bis über 3000 Fuß erheben. So kahl die vulkanischen Felsen der Abhänge sind, so lieblich ist die Hochfläche mit ihren ausgedehnten Grasebenen, ihren Cypressenwäldern und mehreren vorzüglichen Quellen. Der Botaniker trifft hier gleich auf eine überraschende Flora; die vier Pflanzen, welche das zwei bis drei Fuß hohe Gestrüpp zusammensetzen (Senecio Palmeri, Sphaeralcea sulphurea, Hosackia ornithopus und Convolvulus macrostegius) sind der Insel eigenthümlich. Auch die Cypressen an der Hauptquelle, unter denen die Reisenden das Lager aufschlugen, bilden eine eigene Art (C. guadelupensis), gut verschieden von den beiden californischen. Früher bedeckte sie den größeren Theil des Plateaus, wenigstens dessen Nordhälfte; Greene fand abgestorbene Stämme in Menge umherliegend und nur wenig Nachwuchs. Auch die Ceder, eine Varietät der californischen Art (Juniperus californica var. osteosperma), welche noch bei Palmer's Besuch Haine von großer Ausdehnung in der Mitte der Insel bildete und früher anscheinend die ganze Südhälfte der Insel bedeckte, fand Greene bis auf wenige Exemplare vernichtet und nur noch ein Stück auf einem überhängenden Felsen im Südosten zeigte kräftigen Wuchs und trug Früchte. Menschen können an dieser Verwüstung nicht Schuld sein, denn die Insel ist unbewohnt, auch sah man keine Spur von Feuerwirkung. Möglicher Weise haben ein paar trockene Jahre hinter einander die alten Bäume zum Absterben gebracht, während die massenhaft vorhandenen verwilderten Ziegen schon dafür sorgen, daß kein Nachwuchs aufkommt. In der Umgebung der Hauptquelle, wo die Garnison täglich ihr Wasser holen läßt und häufig Jäger rasten, von wo sich deshalb die Ziegen zurückgezogen haben, war die Vegetation auffallend üppiger, als auf dem Reste der Insel. Das Jahr, in welchem Greene die Insel besuchte, 1885, war ganz ungewöhnlich trocken und die ganze Südhälfte der Insel erschien als eine sonnverbrannte Wüste fast ohne ein grünes Blatt; aber drei Fuß hohe Triebe vom vorigen Jahre bewiesen, daß 1884 hier ebenso regenreich gewesen war, wie in Untercalifornien. Die höhere Nordhälfte der Insel leidet übrigens weniger von der periodisch wiederkehrenden Trockenheit, da sie fast immer von schweren feuchten Nebeln umlagert ist.

Guadalupe scheint im Ganzen ein kälteres Klima zu haben als selbst Mittelcalifornien, eine natürliche Folge seiner den Winden und der arktischen Meeresströmung ausgesetzten Lage. Trotzdem gedeiht in den Schluchten eine Palme mit eßbaren Früchten, der einzige tropische Zug in der Vegetation. Die übrigen Waldbäume sind eine Varietät der Kiefer von Monterey (Pinus insignis var. binata) und eine stattliche Eiche (Quercus tomentella), welche der Insel eigenthümlich ist. Auch sie ist im Aussterben begriffen.

Die Fauna besteht außer den wilden Ziegen besonders aus unzähligen Mäusen und kaum weniger zahlreichen verwilderten Katzen, stattlichen wohlgenährten Exemplaren, die man fast in jedem Busch aufstöbert. Außerdem fällt ein Zaunkönig durch seine Häufigkeit und sein merkwürdig zahmes, zutrauliches Wesen auf. Vögel sind überhaupt recht zahlreich, doch hat sich Greene mit ihnen nicht näher beschäftigt. Die Reptilien scheinen nur durch eine kleine Eidechse vertreten, von Schlangen, die auf den küstennäheren Inseln sich sehr unangenehm bemerklich machen, fand Greene während achttägigen eifrigen Sammelns keine Spur.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zwei eng zusammengehörige, nur aus äußeren Gründen getrennt erschienene Arbeiten von Dr. Gustav Berndt („Der Föhn, ein Beitrag zur orograph. Meteorologie und comparativen Klimatologie". Göttingen 1886, VIII. und 346 S., 10 Tafeln, und „Der Alpenföhn in seinem Einfluß auf Natur und Menschenleben". Gotha 1886, 66 S. mit 1 Tafel, Ergänzungsheft 83 zu „Petermann's Mittheilungen") versuchen die Gesammtheit der in einer weit zerstreuten Literatur niedergelegten Erfahrungen über eine besonders interessante meteorologische Erscheinung übersichtlich zu vereinigen. Sie bleiben nicht, wie das von einem ähnlichen Grundgedanken geleitete große Werk von Dollfuß-Ausset (Matériaux pour l'étude des glaciers), bei einer unorganischen Sammlung der Quellen stehen, sondern unterwerfen die mitunter sehr umfänglichen Auszüge daraus einer streng systematischen Ordnung, einheitlicher Darstellung, welche bisweilen durch glückliche Verknüpfung vereinzelter Beobachtungen zu selbständigem Werthe sich erhebt. Das gilt ganz besonders von der höchst verdienstlichen Abhandlung, welche zum ersten Male von den gesammten Wirkungen des Föhns auf die anorganische Natur, wie auf die organische Schöpfung (Luftwärme, Feuchtigkeit, Schneedecke, Verwitterung, Verbreitung, Entfaltung, Fruchtertrag der Pflanzen, Verhalten der Thiere, Wanderzug der Vögel, Menschenleben) ein vollständiges Bild entwirft[1]). Auch die Lücken der Kenntniß, z. B. die erstaunliche Unsicherheit über die Einwirkung der Windrichtungen auf Beförderung oder Hemmung des Vögelzuges sind darin gebührend klar gelegt. Der größere in Göttingen erschienene Band ist ein Thesaurus der sorgfältig zusammengetragenen Schilderungen des Föhns, seiner räumlichen und zeitlichen Vertheilung, seiner Vorzeichen und seiner mannigfachen, lange scharf umstrittenen meteorologischen Physiognomie. Unter der Fülle der aufgeführten Begleiterscheinungen sind die seismischen eine Zugabe von zweifelhaftem Werthe. Bedeutend erhöht wird die Brauchbarkeit dieser zusammenfassenden Arbeit, der es nie an lebendigem begeistertem Interesse, selten an richtiger Einsicht, aber vielfach an der rücksichtslosen Energie in der Unterdrückung des Nebensächlichen gebricht, durch die Aufnahme zahlreicher Karten aus den theilweise schwer zugänglichen Quellenschriften. Die Verarbeitung der fremden Forschungsergebnisse wird mehrfach nicht unangenehm unterbrochen durch eigene mit Liebe ausgeführte Naturschilderungen des Verfassers. Sein Werk ist eine zweifellos willkommene Uebersicht der bis heute gesammelten Erfahrungen über den Föhn. Die Physik dieses Windes bleibt geflissentlich ausgeschlossen. J. Partsch.

— Uns liegen zwei neue Bändchen der „Europäischen Wanderbilder" (Orell Füßli u. Co., Zürich) vor, Nr. 111 bis 113, „Die badische Schwarzwaldbahn" und Nr. 114 bis 116, „Lugano", beide von J. Hardmeyer verfaßt und dadurch ausgezeichnet, daß sie besonders die Geschichte der durchwanderten Landschaften berücksichtigen. Beide Gegenden, der liebliche Schwarzwald und das großartige Seegebiet im Süden, haben in früheren Zeiten entsetzlich zu leiden gehabt; jenem war Oesterreich ein Stiefvater, diesem die Urkantone, die ihre Landvögte über den Gotthard herübersandten. Aber diesen menschlichen Jammer vergißt der Wanderer heute über der herrlichen Natur, die dem Leser J. Weber's Künstlerhand in überreichlich eingestreuten Bildern vor das Auge führt. Von kulturhistorischem Interesse ist

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 50, S. 203.

die Schilderung des Rittes, welchen 1682 der Basler Rathsherr Fäsch in Regierungsangelegenheiten nach Lugano unternahm; interessant die Schilderung der Weingrotten am Luganer See, die vor den Ortschaften draußen an die Berghänge hingebaut sind, oft in langen Reihen, wie bei Mendrisio, Capolago, Melide, oft in kleinen Gruppen, oft auch vereinzelt längs der Straßen in seitwärts sich öffnenden Erdfalten und an kühlen Bachrunsen. „Das Gebirge hier herum ist zerrissen, zur Zertrümmerung geneigt, so daß sich am Fuße der Berge zahlreiche Schutthalden, Trümmerhaufen gebildet haben, welche von Spalten, Lücken und Gängen durchzogen sind. Diese durchdringen in mannigfacher Verzweigung das Innere des Berges. An solche Trümmerhalden hin sind die tessinischen Keller gebaut, denn den Gängen und Spalten entströmt mit Ungestüm die kühle Luft des Berges, welche sich mit derjenigen im Freien ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Die hintere Mauer wird an den Felsen hingebaut, und oft wird letzterer etwas abgeschrotet, so daß auch ein Theil der beiden Seitenmauern ihn berührt. Da, wo der Luftzug dem Berge entströmt, werden runde Löcher, Windlöcher, frei gelassen. Eine vordere Wand schließt den Raum ab. So ist ein Keller geschaffen, wie er zweckmäßiger nicht gewünscht werden kann. Schon am Schlüsselloch macht sich, wenn wir die Hand hinhalten, der Luftzug spürbar. Treten wir aber aus der Tageshitze in die Grotte ein, so fühlen wir uns von eisiger Kälte umfangen, so bedeutend ist der Temperaturunterschied. Den 29. Juni 1771 fand Saussure, daß bei einer Temperatur der äußeren Luft von 21° R. die Temperatur einer Grotte von Caprino auf $2^1/_3$° stand. Bei 24° C. der äußeren Luft konstatirte Lavizzari am Windloch eines Kellers eine Temperatur von 4°, in der Mitte des Kellers von 5°. Daß der zur Verderbniß leicht geneigte tessinische und piemontesische Wein sich in solchen, beinahe eiskalten Räumen vortrefflich hält, ist natürlich. Natürlich ist es aber auch, daß man sich zur heißen Jahreszeit gern an diese kühlen Weinquellen hinbegiebt, dort ganze Tage sich aufhält und des Lebens freut. Darum bringt denn auch der Kellerbesitzer gewöhnlich über der Grotte ein Zimmer mit kleiner Küche an, ja oft eine richtige kleine Wohnung. Da oft ein Keller hart am anderen liegt, so daß sich die Nachbarn zusammenfinden können, da ferner bei jeder Kellerkolonie Wirthschaften für die Bedürfnisse des allgemeinen Durstes sorgen, so entsteht, besonders an schönen Sonntagen, bei den Grotten ein munteres Leben, das bei der heiteren, dem verderblichen Uebermaß abgeneigten Art und dem natürlichen Anstande des hiesigen Volkes selten in rohes Treiben und in völlerisches Gelage ausartet. Laut zwar, überlaut geht es oft zu, allein gemein nie . . . . .“

— E. Rivière machte kürzlich der Pariser Akademie im Anschlusse an frühere Mittheilungen seine Untersuchungen über die Reptilien und Fische bekannt, die er in den Höhlen von Mentone gefunden hat. Die Reptilien gehören den beiden Gattungen Bufo (Kröte) und Rana (Frosch) an. Ersteres ist ein Thier von beträchtlicher Größe; es gehört zu einer Art, die nicht mehr in Frankreich existirt und hinsichtlich seiner Größe der Bufo agua Süd-Amerikas nahe steht. Rivière hat ihr den Namen Bufo vulgaris spelaeus gegeben. Die Fische bestehen aus sieben verschiedenen Arten: einer fossilen, Strophodus, einem Jura-Hai, und sechs noch existirenden: Adlerfisch (Sciaena aquila), Thunfisch, Wolfsbarsch (Labrax lupus), Lachs, Forelle und ein Conger oder Aal. Es sind theils See-, theils Süßwasserfische. Unter letzteren giebt es solche, welche nur in beträchtlicher Entfernung von den Höhlen von Mentone gefischt werden. Diese Thatsache läßt auf Wanderungen oder Handelsbeziehungen der prähistorischen Höhlenbewohner schließen. Im Ganzen hat Rivière in den vom quaternären Menschen bewohnten sechs Höhlen von Mentone über 800 000 Stücke (Knochen, Zähne, Hörner und Geweihe) gefunden, — eine ungeheure und bis jetzt vielleicht einzig dastehende Zahl, ferner von wirbellosen Thieren 39 000 Stück, also im Ganzen etwa 840 000 Stück. Die Thiere, von denen dieselben herstammen, gehören zu 282 verschiedenen Arten, was gleichfalls eine beträchtliche Zahl ist für eine einzige Wohnstätte des quaternären Menschen. Diese 282 Arten vertheilen sich in folgender Weise: 111 Wirbelthiere (davon 60 Säuger, 42 Vögel, 2 Reptilien, 7 Fische) und 171 wirbellose Arten, davon 1 Annelide, 168 Molusken und 2 Polypen.

— Im Decemberhefte des „Bollettino“ der Italienischen Geographischen Gesellschaft behandelt Prof. L. Bodio die italienische Auswanderung, welche er in zwei Arten, die dauernde und die zeitweilige, scheidet. Letztere, welche wesentlich periodischen Charakters ist, umfaßt 80 000 bis 100 000 Personen jährlich, meist Maurer, Steinmetzen, Kanalarbeiter und dergleichen aus Piemont, Lombardei und Venetien, welche im Frühling nach Oesterreich, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Corsica ꝛc. auf Arbeit ziehen und im Herbst zurückkehren. Die eigentliche, dauernde Auswanderung ist in den letzten 20 Jahren von weniger als 20 000 auf etwa 80 000 jährlich gestiegen und geht von den oben genannten Landschaften des Nordens, von Ligurien und Theilen Süditaliens fast ausschließlich nach der Argentinischen Republik und einigen anderen Theilen der Neuen Welt. Die Auswanderer, welche über Genua, Neapel und Palermo oder Marseille, Bordeaux und Havre in die Fremde ziehen, sind zu 60 bis 80 Proc. erwachsene Männer, Weiber und Kinder befinden sich in der Minorität. Es sind darunter alle Stände vertreten, unter den Auswanderern nach der Argentinischen Republik vorzüglich aber die Landleute. Im Jahre 1885 gingen 57 827 nach der Argentinischen Republik, 15 485 nach den Vereinigten Staaten, 12 311 nach Brasilien und 1477 nach Uruguay. Die Hauptgründe für das Auswandern scheinen zu sein Armuth, der Wunsch, seine Lage zu verbessern, und direkte Aufmunterung seitens solcher Freunde und Verwandten, welche in Amerika vorwärts gekommen sind. Nur sehr wenige der Ausgewanderten kehren jemals zu dauerndem Aufenthalte in ihr Mutterland zurück.

Asien.

— Für das laufende Jahr 1887 sollen von Seiten der k. Russ. Geogr. Gesellschaft folgende Expeditionen ausgerüstet werden: J. P. Kusnetzow wird im Anschlusse an die vom geologischen Departement angeregte Regierungsexpedition den nördlichen Ural bereisen, um die dortige Flora zu untersuchen. Fürst Massalsky, welcher bereits früher das Gebiet zwischen dem Schwarzen Meere bis zum Gouvernement Eriwan besucht und erforscht hat, wird seine Studien in Transkaukasien fortsetzen. Er will Pflanzen sammeln, daneben aber auch auf ethnographische Materialien seine Aufmerksamkeit richten. Seine Reise soll etwa acht Monate, von Februar bis zum September, dauern.

— Der Ingenieur J. M. Woropaj war abgesandt worden, um die Gegend zwischen dem Ob und dem Nördlichen Eismeere mit Rücksicht auf eine zu erbauende Eisenbahn zu untersuchen. Er ist vor Kurzem nach St. Petersburg heimgekehrt, nachdem er vom Ob über den Ural durch die Bolschesemsker Tundra gewandert ist. Aus der Beschreibung und den Karten geht hervor, daß sowohl der Boden als auch die klimatischen Verhältnisse dem Bau einer Eisenbahn günstig sind. Seine Reisenotizen werden in Kürze veröffentlicht werden.

— Der vorläufige Bericht über die wissenschaftliche Expedition, welche im vorigen Jahre Chorassan und Transkaspien besuchte, ist in St. Petersburg der Regierung übergeben worden. Aus dem Referate des Ingenieurs Kanschin ist zu ersehen, daß durch die Expedition entdeckt worden sind: Lager von Glaubersalz in der Oase von Merw, Kochsalz bei Akrabat an der afghanischen Grenze, Salpeterhügel bei Imambaba, räthselhafte Höhlen in der Oase von

Pend, kolossale Lager von Magnet- und Brauneisenstein und Bleierzen in Chorassan. In Transkaspien sind gefunden: Halotrichit im Kören-dagh, Bleierze bei Karakala, Naphta in den Bergen von Keljät, Gyps bei Krasnowodsk, Naphta bei Tscheleken u. a. m. Eine große Menge geologischer, zoologischer, botanischer und ethnographischer Gegenstände, alle hoch interessant, wurden gesammelt. Die Resultate der Expedition sollen in vier Bänden herausgegeben werden; ein besonderes Interesse wird der vierte Band haben, in welchem eine Beschreibung des Landstriches vom Kaspischen Meere bis zum Amudarja enthalten sein wird.

— Sakit Latah (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 376) scheint weit über die Grenzen des malayischen Archipels und der Philippinen hinaus häufig vorzukommen. F. Jagor spricht in seinem 1873 erschienenen Werke „Reisen in den Philippinen" (S. 130 und 131) von dem Vorkommen der Krankheit auf den genannten Inseln und sagt ferner: „In R. Maak's Reise nach dem Amur (S. 83) heißt es: „Nicht gerade selten leiden auch die Maniagrer an einer höchst sonderbaren Nervenkrankheit, mit welcher wir schon gründlich bekannt waren durch die Beschreibung vieler Reisenden [1]). Man begegnet dieser Krankheit bei der Mehrzahl der wilden Völker Sibiriens, sowie auch bei den dort angesiedelten Russen. Im Gebiete der Jakuten, wo dieses Leiden sehr häufig vorkommt, sind die damit Behafteten, sowohl bei den Russen als bei den Jakuten, unter dem Namen Emiura bekannt; hier aber (d. h. in dem Theile Sibiriens, wo die Maniagri wohnen) werden dergleichen Kranke von den Maniagrern „Olon", von den Argurischen Kosaken „Olgandshi" genannt. Die Anfälle der von mir hier besprochenen Krankheit bestehen darin, daß ein daran leidender Mensch, wenn er in Schrecken oder Bestürzung geräth, unbewußt und oftmals ohne das geringste Schamgefühl alles nachahmt, was vor ihm geschieht. Wird ein solcher Mensch geärgert, so geräth er in eine Raserei, die sich dadurch äußert, daß er ein wildes Geschrei ausstößt, auf andere Weise wüthet und sich sogar mit einem Messer oder irgend einem anderen Gegenstande, der ihm gerade in die Hände fällt, auf diejenigen stürzt, die ihn in diesen Zustand versetzten. Bei den Maniagrern leiden vorzugsweise Frauenspersonen an dieser Krankheit, besonders sehr alte; übrigens sind mir auch Beispiele von Männern bekannt, welche damit behaftet waren. Bemerkenswerth ist, daß die von diesem Leiden heimgesuchten Weiber dessen ungeachtet kräftig waren und sich in allen übrigen Beziehungen einer guten Gesundheit erfreuten."

— Es bereist jetzt eine chinesische Kommission Hinterindien, die Straits Settlements und die niederländisch-indischen Besitzungen, um an Ort und Stelle Erkundigungen über die Verhältnisse einzuziehen, in denen ihre Landsleute leben. Anfänglich hatte sich die niederländisch-indische Regierung dem erwarteten und angekündigten Besuche gegenüber nicht gerade freundlich benommen und erklärt, in ihren Besitzungen könne von Unterthanen des Kaisers von China keine Rede sein. Jetzt ist die Kommission, aus einem General und einem höheren Staatsbeamten bestehend, in Deli angekommen und hat mit den Behörden die nöthigen Höflichkeitsbesuche gewechselt; die Mitglieder schienen über die Verhältnisse sehr gut orientirt zu sein und die Fragen, die sie hauptsächlich interessiren, beziehen sich auf den Grundbesitz der Chinesen und die Anstellung chinesischer Konsuln.

Afrika.

— Die katholischen Missionare in Harar, darunter Taurin Cahagne, der apostolische Vicar der Gallas, welche nach der Ermordung der Porro'schen Expedition dort ein stets bedrohtes Leben führten, sind nach vielen Verlusten und Leiden nach der Küste entkommen, Dank der Vermittelung des französischen Konsuls in Zeila. Bald darauf, im Januar d. J., erschien König Menelik von Schoa, nahm die Stadt, welche seit der Wiederherstellung des Emirats ein Centrum des mohammedanischen Fanatismus geworden war, ein und verjagte den Emir, welcher nach Ogaden flüchtete. Der Haß der Abessinier gegen die Stadt und ihre Herrscher ist schon mehrere Jahrhunderte alt; doch wurde der Ort nicht geplündert und die dortigen Europäer geschont.

— Im Oktober 1886 hat der bekannte Missionar Grenfell in seinem Dampfer „Peace" den See Leopold II., welchen Stanley 1882 entdeckt hatte, von Neuem befahren. Durch den Kassai (Kwa) und den Mfini gelangte er in den See und befuhr ihn von S nach N.; er fand ihn mit der Beschreibung Stanley's übereinstimmend, nur um 20 Längenminuten falsch niedergelegt. Die Kanäle, welche den See nach Stanley's Annahme mit dem nördlicher gelegenen Mantumba-See verbinden sollten, waren dagegen nicht vorhanden, und so mußte Grenfell auf demselben Wege wieder zurückkehren.

— Ob wir nach Flegel's Tode noch eine zusammenhängende Darstellung der so interessanten Verhältnisse in den Haussastaaten von Sokoto und Gandu im Nordwesten bis Adamaua im Südosten hin erhalten werden, ist wohl sehr fraglich. Vielleicht wird aber diese Lücke einigermaßen durch seine Begleiter auf seiner letzten Reise ausgefüllt werden, obschon diesen nicht die langjährige Erfahrung ihres vortrefflichen Leiters und Anführers zur Seite stand. Von Interesse ist jedenfalls die Reise, welche die Herren Staudinger und Hartert von Loko am Benuë 1885 bis 1886 nach Sokoto und Gandu auf bisher unbetretenen Pfaden unternommen und in Vorträgen vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde beschrieben haben. Die Reise hatte den Zweck, dem Oberhaupte sämmtlicher Haussareiche, dem in Wurnu residirenden Sultan von Sokoto, Briefe und Geschenke des Deutschen Kaisers zu überbringen und seine Erlaubniß zur Bereisung Adamauas zu erwirken. Dieser Zweck wurde zwar erreicht, aber ein Erfolg durch Flegel's Tod und die Auflösung der Expedition vereitelt. Von Interesse ist, daß der eine der beiden Haussa, welche Flegel mit nach Deutschland brachte, sich den Reisenden gegenüber als ein „arger Betrüger und Intriguant erwies" und ihnen „auf der ganzen Reise ein Hinderniß anstatt eine Hilfe war". Das war der Dank für die zuvorkommende Aufnahme, die er in Deutschland gefunden hatte. Staudinger und Hartert hatten sich bei dem Sultan von Sokoto, welchem die übrigen Haussakönige von Saria, Kano, Katschena, Samfara, Gombe, Bautschi u. s. w. und selbst der von Gandu tributär sind, einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen. Derselbe erklärte, sein Land stände den Deutschen offen zu Handel und Wandel, an jedem Platze seines Reiches müsse ihnen Grund zum Bauen von Häusern und Faktoreien gegeben werden, und keiner seiner untergebenen Könige dürfe ihnen in irgend einer Weise hinderlich sein. Er erklärte ausdrücklich, daß er keinen Zoll seines Landes an die Engländer verkauft habe, ebensowenig habe er denselben Monopole gewährt; seine Märkte seien frei für alle Völker.

— Mit größerem Eifer als die Beamten der Association Internationale Africaine und des Congostaates sind die Franzosen daran gegangen, den ihnen zugefallenen Theil des Congobeckens und Westafrikas bekannt zu machen. So enthält das letzte Heft des Bulletin de la Soc. de Géogr. (1886) die sehr detaillirten und auf zahlreiche astronomische Beobachtungen gestützten Aufnahmen des Schiffslieutenants L. Mizon vom Ogowe (1 : 100 000) und seiner Landreise nach der Küste des Atlantischen Oceans (1 : 500 000). Dieselben sind bereits auf Major de Lannoy's trefflicher Karte von Afrika (Blatt 39, Ausgabe von 1884) benutzt. Noch viel bedeutender sind die astronomischen und topographischen

[1]) Vergl. A. Erman, „Reise um die Erde durch Nord-Asien", Abthl. I, Bd. 3, S. 191.

Arbeiten des Fregattenkapitäns Rouvier, welcher mit Lieutenant Liebrechts und Hauptmann Massari zusammen die Grenze zwischen dem Congostaate und den französischen Besitzungen zu bestimmen hatte. Seine Arbeiten beziehen sich besonders auf den Kuilu, den unteren Congo und den Alima; sie beruhen auf 79 Breiten und 71 Längen und werden in 11 Kartenblättern und 26 Plänen von der Umgebung wichtiger Punkte veröffentlicht werden. Ein Uebersichtsblatt wird vielleicht schon in zwei bis drei Monaten erscheinen. Wenn man diese Rührigkeit auf französischer Seite sieht und andererseits bedenkt, daß vor Kurzem auch der letzte Sendbote unserer „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" heimgekehrt ist, so ist die Befürchtung nur allzu begründet, daß die leitende Stelle, welche deutsche Afrikaforschung bisher einnahm, nunmehr auf unsere westlichen Nachbarn übergehen wird.

— Am 3. März erklärte im englischen Unterhause der Sekretär für die Kolonien, Sir H. Holland, daß das Goldküsten-Protektorat kürzlich um zwei Gebiete vergrößert worden sei: 1) das kleine Gebiet Krikor, 20 engl. Miles lang, 6 Miles breit, östlich vom Volta gelegen, zwischen Awoonah und Afloo, die bereits unter englischem Schutze stehen; 2) um das Königreich Sefwhi im Nordwesten des Protektorates, südlich an das Reich Gaman (Gyaman) grenzend. Hier kam es der englischen Regierung darauf an, die Freiheit der wichtigen durch jenes Land führenden Handelsstraßen zu sichern; englische Kaufleute hatten dies als dringend nothwendig bezeichnet. Die Bedingungen, unter welchen der Schutz verliehen worden ist, sind Freiheit der Handelsstraßen und Aufhören der Sklaverei; dagegen ist England nicht verpflichtet, das Land bei feindlichen Angriffen von Eingeborenen zu vertheidigen.

Australien.

— Nach dem am 1. Mai 1886 in Queensland aufgenommenen Census, wie er jetzt endgültig revidirt ist, belief sich die Bevölkerung auf 322 853 Personen, von welchen 190 344 männlich und 132 509 weiblich waren. Es ergiebt dies gegen den Census vom 3. April 1881 eine Zunahme von 109 328 oder 51,20 Proc. Die in der Kolonie anwesenden Chinesen zählten 10 500, darunter nur 56 Frauen, die Polynesier oder Kanaken 10 165 (9178 männlichen und 987 weiblichen Geschlechts). Die Eingeborenen sind mit 11 906 angesetzt, man schätzt aber ihre Gesammtzahl auf mindestens 20 000. In der Kolonie waren 148 162 geboren; aus Großbritannien stammten 127 780; aus den übrigen europäischen Staaten, meist aus Deutschland, 20 941; aus Amerika 1328; aus Asien 11 764; aus Afrika 205; aus Polynesien 10 135; aus dem malayischen Archipel 1177; auf der See wurden 845 geboren u. s. w. Dem religiösen Bekenntnisse nach gehörten 113 065 zur englischen und 76 112 zur katholischen Kirche, 37 765 waren Presbyterianer, 17 383 Methodisten, 7189 Congregationalisten, 8425 Baptisten, 5947 primitive Methodisten, 21 451 Lutheraner, 3008 andere Protestanten, 711 Juden, 21 457 Mohammedaner und Heiden u. s. w.

— Die Goldfelder Victorias lieferten im Jahre 1885 den bisher geringsten Ertrag von 735 218 Unzen im Werthe von 3 040 872 Pfd. St. Damit steigert sich der Gesammtertrag der Goldfelder in dieser Kolonie seit ihrem Dasein (34 Jahre) auf 53 759 203 Unzen im Werthe von ca. 215 036 812 Pfd. St. Mit dem Goldsuchen waren Ende 1885 im Ganzen 26 192 Personen, darunter 2238 Chinesen, beschäftigt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Unter Leitung des Freiherrn von Schleinitz macht die Erforschung der Küste von Neu-Guinea (Kaiser-Wilhelms-Land) rasche Fortschritte; die letzten Hefte der „Nachrichten für Kaiser-Wilhelms-Land" enthalten darüber mehrere Karten, welche von dieser emsigen Thätigkeit Zeugniß ablegen, so eine Skizze des Huon-Golfes, welchen Schleinitz vom 7. bis 13. Oktober 1886 untersuchte. Finsch hatte diesen Theil als hafenlos bezeichnet, während Schleinitz eine ganze Reihe vorzüglicher Häfen und mehrere Flußmündungen entdeckte und untersuchte. Sie erhielten folgende Namen: Braunschweiger-Hafen, Württemberger-, Baden-, Hessen-, Sachsen-, Nassau-, Bayern-Bucht und Preußen-Rhede, ferner Stein-, Nassau-, Franziska-, Markham- und Adler-Fluß. Die Nordostecke des Huon-Golfes nahm auf einer Fahrt vom 1. bis 19. November 1886 Hauptmann Dreger auf, ebenso die Küste von der Iris-Spitze (östlich von der Astrolabe-Bai) bis zur Mündung des Kaiserin-Augusta-Flusses und die Purdy-Inseln. Zuletzt wurde noch ein Theil der Südküste von Neu-Britannien aufgenommen und auch dort die Existenz bisher unbekannter guter Häfen festgestellt. — Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Fleiß in der Erforschungsarbeit des Landes, wie ihn die Neu-Guinea-Compagnie entwickelt, vortheilhaft von dem Vorgehen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft absticht.

— Vulkanische Ausbrüche auf der Nordinsel von Neu-Seeland kommen immer von Neuem vor. An der Westseite des Paeroa Range hat sich wieder ein mächtiger Geiser gebildet, welcher kolossale Massen Schlamm auswirft, die bereits ein Areal von sieben Hektar Land sechs Fuß hoch bedecken.

— Nach dem Census vom 28. März 1886 zählte Neu-Seeland ohne die Eingeborenen eine Bevölkerung von 578 283, von welcher 312 115 dem männlichen und 266 395 dem weiblichen Geschlechte angehören. Einbegriffen sind 4540 Chinesen und 4957 Mischlinge. Es ergiebt dies gegen den Census vom 3. April 1881 einen Zuwachs von 88 350. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 41 432, d. i. 22 765 männl. und 18 667 weibl. Auf die Nordinsel entfielen 31 676 männl. und 17 711 weibl. und auf die Südinsel 1089 männl. und 956 weibl. Seit dem Jahre 1881 haben sich die Eingeborenen um 2511 vermindert. Wie der Census ausweist, gehören zu den bevölkertsten Städten auf der Nordinsel: Auckland mit 37 205 und mit Vorstädten 65 000 Seelen; Wellington, Hauptstadt, mit 27 833, Napier mit 7680; Wanganui mit 4901; Grahamstown mit 4444; New Plymouth mit 3093; Onehunga mit 2842 und Gisbome mit 2194; auf der Südinsel: Dunedin mit 23 243 und mit Vorstädten 45 611; Christchurch mit 15 265 und mit Vorstädten 29 655; Nelson mit 7315 und mit Vorstädten 10 900; Oamaru mit 5662; Invercargill mit 5212 und mit Vorstädten 8939; Littleton mit 3996; Timaru mit 3754; Greymouth mit 3133; Hokitika mit 2687; Port Chalmers mit 2235 und Westport mit 2859 Einwohnern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

II.

Der Kryolith hatte seit langer Zeit schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Eingeborenen auf sich gezogen. Innerhalb der Gelehrtenwelt wurde das Mineral 1799 zuerst bekannt, und Berzelius gab im Jahre 1823 eine vollständig richtige Analyse desselben; durch Giesecke, welcher die Fundstätte 1809 besuchte, erhielt man eine genauere Kenntniß über die Art des Vorkommens dieses Minerals. Er beschrieb die Kryolithmasse als ein mächtiges, in Granit eingeflößtes Lager von verwittertem, rauhem Ansehen, mehr oder weniger zu Tage liegend, in einer Länge von 100 Klaftern von Südost nach Nordwest und in einer Breite von 50 Klaftern. Erst in neuerer Zeit hat das Mineral durch die Versuche, welche Sainte Claire Deville 1855 bis 1860 machte, um das 1828 entdeckte Aluminium im Großen darzustellen, eine technische Bedeutung gewonnen; die Hoffnung, in dem Eisstein Grönlands ein kostbares Metall gefunden zu haben, verwirklichte sich aber nicht, denn die Eigenschaften des neuen Metalls machten es unmöglich, für dasselbe eine so umfassende Verwendung zu finden, wie man erwartet hatte. Größeren Erfolg hatten die schon seit 1849 gemachten Versuche, aus dem Kryolith Soda und verschiedene in der Färberei gebrauchte Beizmittel darzustellen. Die Gesellschaft hat seit einer Reihe von Jahren bedeutende Massen des Steines gebrochen und, wie man sagt, nach Amerika ausgeführt.

In Ivigtut wurde die Expedition sehr freundlich empfangen; dadurch, daß weder Beamte noch Arbeiter dort verheirathet sind, sowie durch die zahlreichen Schiffe, welche im Sommer dort anlegen, und durch die rastlose industrielle Thätigkeit, empfängt die Kolonie ein ganz eigenthümliches Gepräge.

In möglichster Eile wurden die Vorräthe der „Sofia" ergänzt, um die geplante Eiswanderung sobald als möglich antreten zu können. Am 23. Juni des Abends erfolgte der Aufbruch.

Bis zur Höhe von Frederikshaab war das Meer dicht mit Treibeis bedeckt, so daß man nur langsam vorwärts kam, dann folgte ziemlich eisfreies Wasser längs der Küste. Am 26. Juni gelangte man in die ausgedehnten Scheren, welche die Küste südlich von Egedesminde umschließen. Vergebens signalisirte man nach einem Lootsen und wegen der Gefahr, die das Schiff zwischen den Klippen lief, dampfte man aus den Scheren und setzte Kurs nach Godhavn, welches auf der Südküste der Insel Disko liegt.

Godhavn ist der Hauptort des nordwestlichen Grönland, einen Werth als Handelsstation besitzt der Ort kaum noch, dagegen zeichnet er sich durch seine Lage aus. Die eigentliche Kolonie ist auf einem, von Hochwasser umflossenen Vorsprung von niedrigen Gneisfelsen angelegt, welche eine Fortsetzung der Gneisformation bilden, auf der die wagerechten, mehrere tausend Fuß mächtigen schwarzen Basaltbetten der Disko-Insel ruhen. Von den die Kolonie umgebenden Höhen sieht man nach drei Seiten das offene Meer in seiner ganzen Pracht, gegen Norden die in phantastischen Formen zersplitterten schwarzen Basaltfelsen der Disko-Insel, gekrönt mit einem Dache von ewigem Schnee und Eis. Am 28. Juni wurde der Anker wieder gelichtet und die Reise nach Osten [zu längs der südlichen Küste von Disko

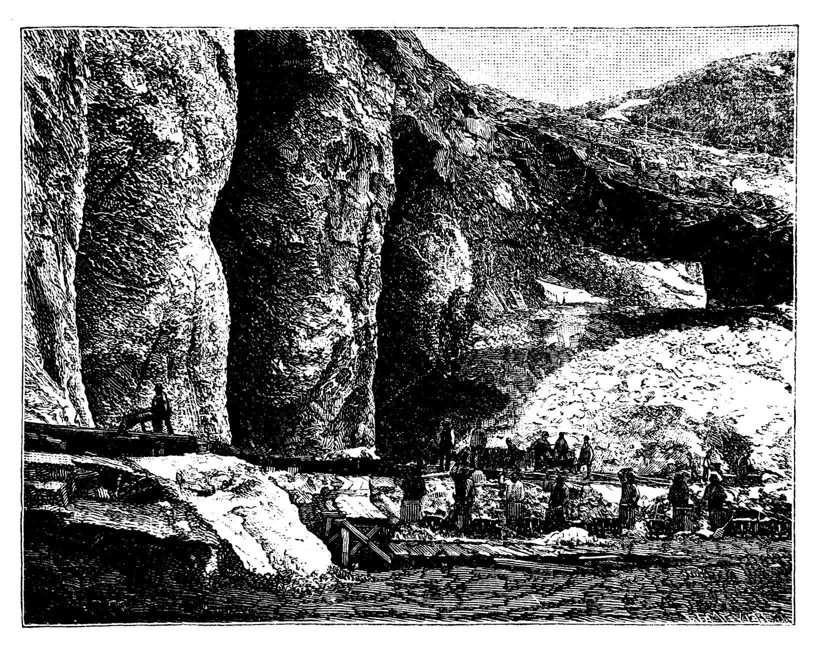
angetreten; bei herrlichem Wetter hatte man Gelegenheit, die ganze Großartigkeit der umgebenden Natur zu bewundern. Fern im Osten zeigte sich die blauweiße wagerechte Fläche des Landeises, welches man nach wenigen Tagen aufzusuchen beabsichtigte; im Norden lagen die schwarzen Basaltklippen von Disko und rund um die „Sofia“ ein spiegelglattes Meer, besäet mit Hunderten von Eisbergen, deren prachtvolle Formen durch Luftspiegelung noch mehr verschönert wurden. Inseln unter dem Horizont waren manchmal in zwei Bildern sichtbar, wobei das eine sich umgekehrt zeigte; die Eisberge erschienen doppelt und dreifach und senkrecht verzogen. Dabei veränderten sie unaufhörlich ihre Formen; ihre Thürme und Zinnen hoben und senkten sich, und gingen in neue Bilder über, den vorigen ganz ähnlich, nur umgekehrt. Dann aber blies ein kalter Luftzug über das Meer und der ganze Wunderbau verschwand; man sah nur noch einen in der Ferne treibenden Eisberg, der aber in der nächsten Minute wieder zu wachsen schien, worauf sich die ganze Erscheinung wiederholte, um manchmal nach einem einzigen Augenblicke wieder zu verschwinden.

Nachdem Nordenskiöld die Herren Nathorst und Hamberg auf der östlichen Küste der Disko-Insel gelandet hatte, kam er selbst am 29. Juni vor Egedesminde vor Anker. Schon am 30. Juni setzte er die Reise nach dem Aulaitsivik-Fjord fort. Es ist dies ein 130 km langer und in seinem mittleren Laufe sehr schmaler, beinahe flußähnlicher Fjord, der sich im Inneren wieder zu einer bedeutenden Meeresbucht erweitert. Durch die Form dieses Fjords und die Ebbe und Fluth der Davisstraße entstehen in der schmalen Einfahrt starke und in ihrer Richtung wechselnde Strömungen. Die Einfahrt ist tief und ziemlich frei von Untiefen; gefährlich aber wird die Passage durch die großen, vom Landeise heruntergefallenen Eisblöcke, die von den Strömungen hin- und hergetrieben werden und den Eingang oft ganz zudämmen, bei welcher Gelegenheit das Wasser im inneren Fjord oft schnell um 10 Fuß und noch mehr steigt. Die Fahrt ging glücklich von statten und ohne schweren Unfall ankerte die „Sofia“ am 1. Juli in einem kleinen vortrefflichen, von allen Seiten geschützten Hafen, der von 600 bis 1000 Fuß hohen Gneisfelsen umrahmt ist; von einem derselben stürzt ein schöner Wasserfall herab, dessen Wasser die Temperatur von 12,5° hat.

Dieser „Sofiahafen“ schien so ruhig und sicher, daß die ganze Bemannung mit Ausnahme einer einzigen Schiffswache den Auftrag erhielt, an Land zu gehen und in den ersten Tagen der Eiswanderung an dem Transporte der Ausrüstung der Expedition die Höhen hinan Theil zu nehmen. Als das Schiff unter beständigem Lothen durch die seichte Einfahrt in den Hafen gedampft war, hatte man einige kleine Felseninseln passirt, welche unzähligen Eiderenten zum Nistplatze dienten. Bisher waren diese Inseln infolge ihrer Lage von Plünderung verschont geblieben, jetzt aber hatte ihre Stunde geschlagen; 1147 Eier und ein ansehnlicher Vorrath Dunen wurden eingesammelt; auch für den Naturforscher boten diese von zahlreichen Parasiten bewohnten Nester eine reiche Ausbeute. Die Eiderente nämlich legt, wie der Jäger sagt, in große aus „lebendigen Dunen“ gebaute Nester und „lebendig“ sind sie, im wahren Sinne des Wortes; ein jedes Nest bildet einen Mikrokosmos.

Gleich nach der Ankunft im Hafen begannen die Vorbereitungen für die Eiswanderung, obwohl auch die geologische Untersuchung des Hafens nicht vergessen wurde.

Am 2. Juli war alles beendet, es wehte ein trockener Föhn aus Südost, welcher geradeswegs vom Inlandeis kam und der Mannschaft als ein sicherer Beweis für das Vorhandensein eines schöneren Landes hinter dem kalten Saume des Inneneises galt, eine irrige Ansicht, welche Nordenskiöld indessen zu zerstören sich hütete. Nachdem im Laufe des folgenden Tages die Vorbereitung für die Eiswanderung beendet und die für den Landtransport bestimmten Karren, Zelte u. s. w. aus Land gebracht waren, brach die Expedition um 6 Uhr Nachmittags nach der Stelle auf, welche am vorhergegangenen Tage zum Ausgangspunkte für die eigentliche Expedition ausersehen worden war. Der Abstand zwischen dem Strande und dieser Stelle betrug, mit Hinzurechnung der Umwege, nur 3 bis 4 km; die schwer beladenen Karren aber bergan und bergab über unebenen, steinigen Boden und über einen tiefen und weichen Moosteppich zu schleppen, war so beschwerlich, daß das Ziel erst am nächsten Tage, dem 4. Juli, erreicht wurde. Die Stelle war unterhalb eines kleinen Binnensees gelegen, dessen Ufer an einer Seite durch einen steilen Abhang des Inlandeises gebildet wurde. Das Wasser von einer großen Zahl größerer und kleinerer Gletscherflüsse vereinigte sich in diesem Binnensee zu einem bedeutenden Flusse, welcher bei dem Verlassen des Sees einen kleinen Wasserfall bildet. Auf der anderen Seite des Flusses nahm die äußerst unbedeutende Randmoräne des Binneneises ihren Anfang. Es war nicht schwer, das Eis hier zu ersteigen. Die für den Landtransport mitgenommenen Karren wurden am Eisrande zurückgelassen und das Gepäck auf die Schlitten geladen und dann noch einige Kilometer auf einem in Folge der Unebenheiten sehr schwierigen Terrain zurückgelegt. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli schlug die Expedition zum ersten Mal ihr Lager auf dem Eise auf.



Der Kryolithbruch bei Ivigtut. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Auf diesem Zuge war Nordenskiöld von Dr. Berlin, Herrn Kjellström, dem Steuermann Johannesen, zwei Matrosen, zwei Polarjägern und zwei Lappen begleitet; in den ersten Tagen hatte sich auch der Direktor und einige Herren aus Ivigtut mit ihren Eskimos angeschlossen. Am 5. Juli zeigte es sich, daß es ganz unmöglich war, den Weg in gerader östlicher Richtung fortzusetzen. Es erwies sich sogar als nothwendig, den Weg, den die Expedition gekommen, wieder bis zur Nähe des Eisrandes zurück und dann am Eisabhange entlang gegen Norden und Nordosten zu gehen, bis man einen einigermaßen gangbaren Weg in das Innere antraf. Das Eis war von tiefen Spalten und Schluchten durchschnitten, die aber mit Leichtigkeit passirt wurden. Nachdem ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt war, wurde das Lager in 290 m Seehöhe aufgeschlagen. Die Eskimos wollten die Reise nicht fortsetzen, sie waren der Gefahren und Beschwerden einer Eiswanderung schon überdrüssig, obwohl dieselbe eigentlich noch mehr einer gemüthlichen Jagdpartie glich. Eine am 6. Juli Morgens vorgenommene Recognoscirung ergab, daß weiteres Vordringen in östlicher Richtung unmöglich sei, und es wurde vorgeschlagen, einen Tag lang der Richtung nach Norden zu folgen und dann erst sich nach Osten zu wenden. Um die „Sofia" nicht allzulange in Tasiusarsoak aufzuhalten, wurde der Beschluß gefaßt, die zur Umkehr bestimmte Abtheilung nur noch diesen einen Tag bei der Expedition zu behalten; da ein Freigehender den von einem Schlittenzieher in acht Stunden zurückgelegten Weg leicht in einer Stunde macht, sollten alle nicht zur Untersuchung des Eises bestimmten Personen gleich nach beendetem Tagemarsche zum zweiten Lagerplatze zurückkehren. Demnach wurde alles Ueberflüssige gleich dort zurückgelassen und das ganze weiter mitzunehmende Gepäck auf sechs Schlitten geladen.



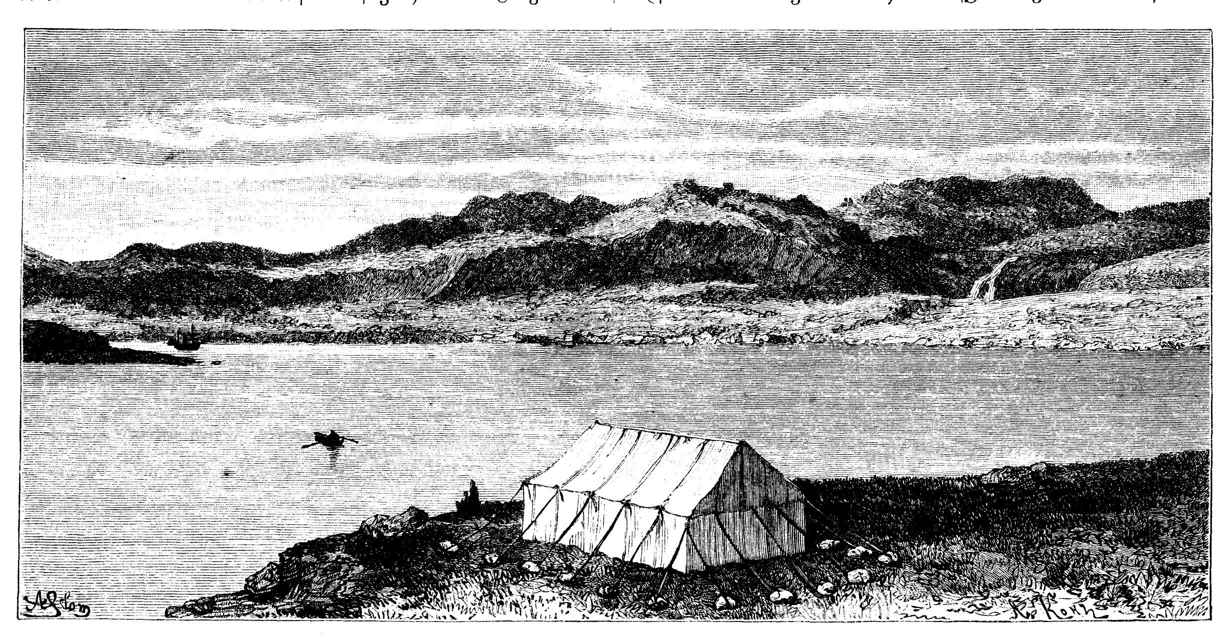
Egedesminde. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Das Eis war äußerst schlecht. Nachdem man mit den schwer beladenen Schlitten ein kleines Stück marschirt war, sah Nordenskiöld ein, daß es für die Hauptpartie, wenn ihre Begleiter sie verlassen, nahezu unmöglich sein würde, die ganze auf 50 Tage berechnete Ausrüstung auf einmal fortzuschaffen. Der Proviantvorrath wurde daher um 1/5 verringert, d. h. auf 40 Tage berechnet, ebenso alles, was nicht absolut nothwendig war, an einer leicht auffindbaren Stelle — falls man sagen darf, daß eine solche auf dem Eise vorhanden — zurückgelassen. Gleich am ersten Marschtage hatte man Gelegenheit, die Sicherheit zu bewundern, mit welcher der Lappe Lars zwischen den Tausenden, einander vollkommen gleichen Eishügeln den Weg wiederzufinden wußte, den er ausgekundschaftet hatte. An Stelle eines Alpenstockes trug er eine Bärenlanze, die zahlreiche Merkmale von den Zähnen der damit bereits erlegten Bären aufwies. Alles in allem hatte Lars mit Kugel und Lanze 25 Landbären getödtet; leider wurde die so feurig herbeigewünschte Gelegenheit, seine Kunst zu erproben, ihm hier nicht zu Theil.

Der Aulaitsivik-Fjord.

Am 6. Juli wurde der dritte Lagerplatz erreicht, wo nach eingenommenem Abschiedsmahl die Trennung stattfand. Jeder Mann führte Schlafsack, Filzdecke und Kautschukmatratze mit sich; ebenso waren Reservekleider und Schuhe, Blasebälge zum Aufblasen der Matratzen, ein Zelt und allerlei Jagd- und Küchengeräthe vorhanden. Daß die nöthigen Hilfsmittel zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche das Eis

bieten konnte, sowie manche andere nothwendige Artikel nicht fehlten, braucht nicht gesagt zu werden. Erwähnung verdient hier vielleicht noch, daß nur Spirituskochapparate verwendet wurden. Nordenskiöld sagt hierüber Folgendes: „Die Apparate, deren ich mich diesmal zum Kochen bediente, waren viel zweckmäßiger als die Kochapparate für Petroleum, Talg oder Thran, welche ich früher bei Expeditionen angewendet hatte. Zwar giebt der Spiritus



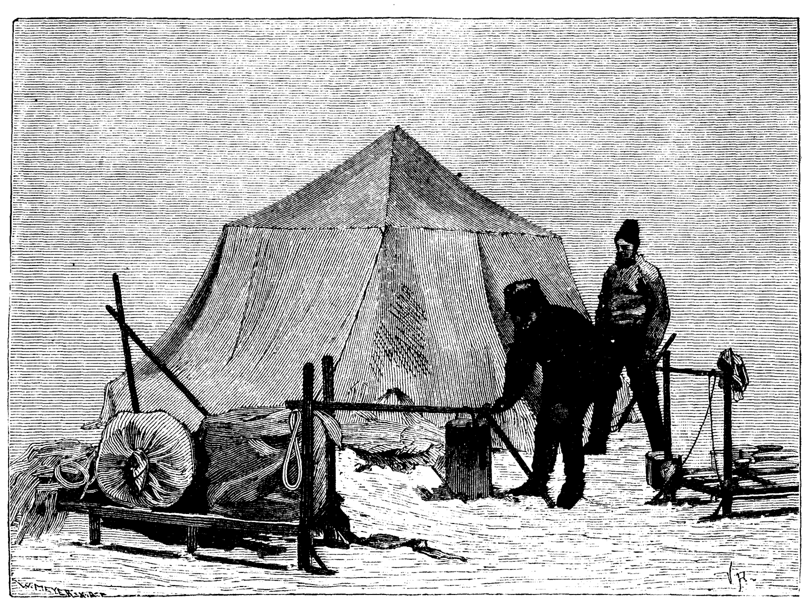
Der Sofiahafen, von dem Zeltplatze der Grönländer gesehen. (Nach einer Zeichnung von L. Möller.)

theoretisch weniger Wärme als die gering sauerstoffhaltigen Fette oder die sauerstofffreien Kohlenwasserstoffe, dafür aber hat man bei Anwendung desselben nicht den Wärmeverlust, den die Bildung von Ruß und übelriechenden Destillationsprodukten herbeiführt. Der Spiritus ist als Brennmaterial außerdem leicht handlich und das Kochen mit demselben im Zelte ohne Gefahr zu bewerkstelligen.“ Die Speiseordnung war einfach genug. Es gab Morgens: Kaffee, ein großes Maß per Mann, Brot, Butter und Käse; Mittags: 42 ccm Branntwein, Brot mit Schinken, Corned Beef oder Sardinen; Abends: Fleischkonserven. Zuweilen trat eine kleine Abwechselung ein; darauf, daß einige der Mannschaft Teatotaller waren, hatte man nicht gerechnet; man konnte ihnen keinen Ersatz für den Branntwein geben, den sie nicht genossen.

Zweiter Lagerplatz auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

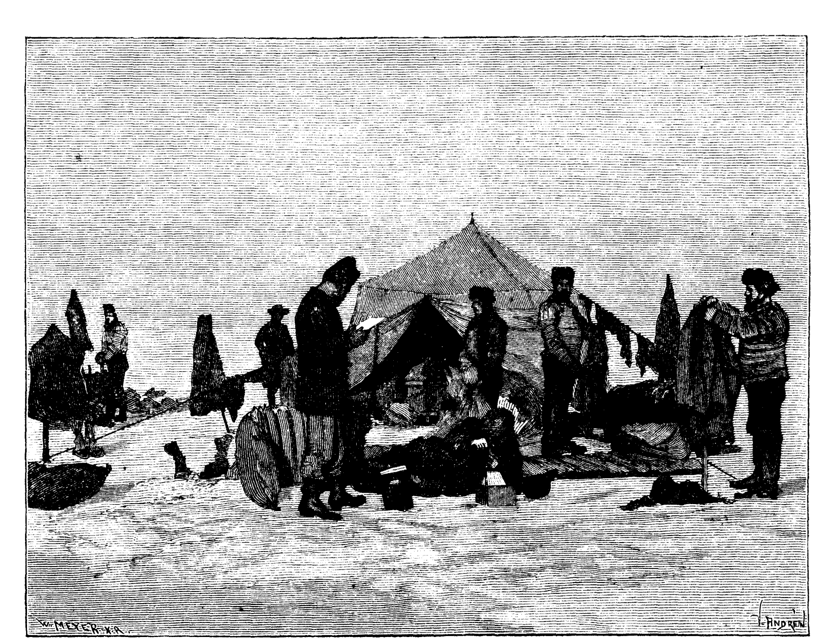
Morgens um 8 Uhr wurde geweckt, eine halbe Stunde später war der Kaffee und der dazu gehörige Imbiß aufgetragen. Bald nach Ablauf der Mahlzeit hatte man aufgepackt und die Reise wurde angetreten. Mittags wurde eine möglichst kurze Rast gehalten, damit der eisige Wind die schweißtriefenden Eiswanderer nicht zu sehr abkühlte. Wenn am Abend Halt gemacht war, wurde das Zelt schnell aufgeschlagen, dann vertheilte sich die Mannschaft, um die verschiedenen Arbeiten, die ihr aufgetragen waren, auszuführen. Man konnte dabei allerlei seltsame Scenen bewundern, so z. B. wenn ein Matrose einen Leck an seinem Bette bemerkt hatte und denselben durch Eintröpfeln von geschmolzenem Kautschuk oder gar mit Heftpflaster zu verstopfen suchte. Die großen Unannehmlichkeiten, die aus solchem, selbst unbedeutenden Leck hervorgehen, sind klar; die Abtheilung, in welcher derselbe sich befindet, fällt nämlich zusammen, so daß der auf demselben ruhende Körpertheil sich während der Nacht einer gar innigen Berührung mit dem Eise erfreut.

Ein Glück war es zu nennen, daß die Matratzen Zwischenwände besaßen, ähnlich wie die Kriegsschiffe in wasserdichte, nicht mit einander in Verbindung stehende Abtheilungen getheilt sind. Die Vorbereitung des Nachtquartiers geschah etwa folgendermaßen: wenn die Matratzen mit Luft gefüllt waren, wurden sie auf dem Boden des Zeltes neben einander gelegt; das Abendessen wurde hierauf mit gutem Appetit verzehrt, dann zog man die Segeltuchstiefel aus, hängte sie auf die Zeltstange zum Trocknen, legte die Oberkleider ab, Stroh in den Schlafsack und nach anfänglich lebhaftem, dann immer matter werdendem Geplauder schlief man den Schlaf des Gerechten.



Das Kochen auf dem Eise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Obwohl die ganze Ausrüstung nur etwa 20 Ctr. wog, ein Gewicht, das man auf ebenem Wege oder über eine Eisfläche mit Leichtigkeit hätte ziehen können, bot der Transport auf dem unebenen Terrain der Eiswüste große Schwierigkeit; man mußte anfänglich den Weg dreimal machen, um Alles fortzuschaffen und legte daher auch am 7. Juli nur 4, am 8. $4^1/_2$, am 9. 4 km zurück. Besondere Schwierigkeit bot der Uebergang über die unzähligen reißenden Flüsse, die man zu passiren hatte. Oft nöthigten dieselben zu weiten Umwegen, oder der Uebergang wurde auf einer aus Alpenstöcken improvisirten Brücke bewerkstelligt.

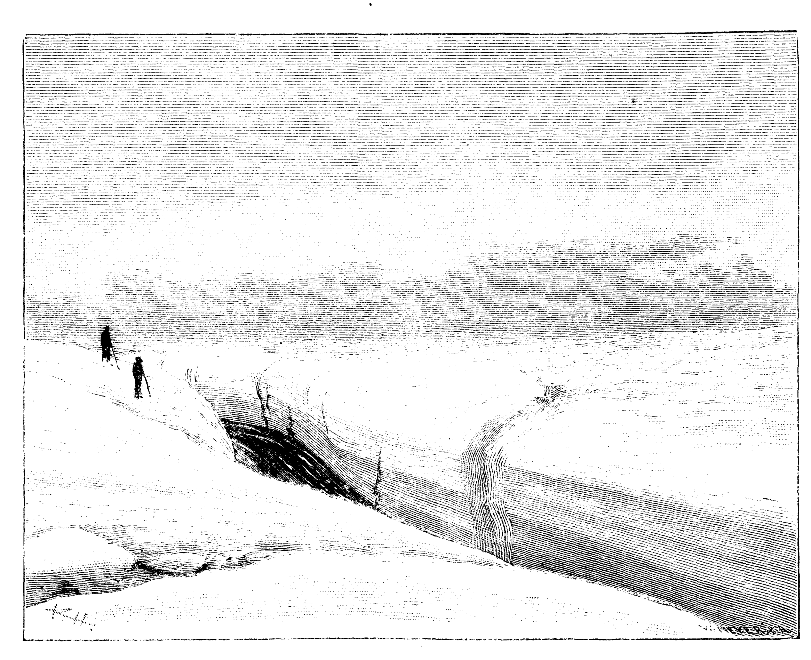


Ortsbestimmung auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Mehrmals im Tage bemerkte man Renthierknochen. Hinsichtlich des Inlandeises machte Nordenskiöld folgende Unterschiede: 1. Die unansehnliche *Randmoräne*, insofern man die von Steinen, Lehm und Eis gebildete Einfassung noch Moräne nennen kann; mit Ausnahme einiger größerer Steine wird sie vom Wasser wieder weggespült. 2. Ein ziemlich gleichmäßiger *Eisabhang*, der von einem dünnen Lehmlager bedeckt und von beschwerlichen, aber wenig gefährlichen Klüften durchschnitten ist. 3. *Gipfeleis*, niedrige Höhenzüge, bis zu 20 Fuß hohe Eisgipfel und Kamine tragend, steil abfallend, dicht an einander gedrängt, oft durchschnitten von ungeheuren Klüften und mit Schlitten kaum zu passiren. 4. *Höckereis*. Ebensolche Höhen, bedeckt mit ziemlich dicht stehenden, zwei bis sechs Fuß hohen, an der einen Seite ziemlich reinen und abgerundeten, an der anderen Seite steileren und von dem Kryokonit grauer gefärbten Eishöckern, die dem Schlitten kaum Raum zur Durchfahrt lassen. 5. *Gleichmäßige Senkungen*, schalenförmig, oft mit einem See in der Mitte; die Oberfläche war auch zuweilen von den unter Nr. 4 beschriebenen, jedoch weiter von einander entfernten Höckern eingenommen. Das Eisfeld war von unzähligen Flüssen durchzogen, von denen viele wasserreich und reißend und kaum weniger gefährlich waren, als die bodenlosen Klüfte. 6. *Schneebreiebenen*. Weiter im Inneren über den 13. Ruheplatz hinaus, in einer Höhe von 1100 bis 1200 m, war das eigentliche Eis erst von einer dünnen Schneeschicht, dann von einem tiefen Schneebreilager bedeckt, das besonders in den Senkungen schwer zu passiren war. Aus dem Breie ragten häufig Hügel von schneebreifreiem oder mit trockenem Schnee bedecktem Eise hervor. 7. *Trockene Schneewüsten*. Diese begannen etwa 50 km östlich vom letzten Zeltplatz in einer Höhe von 1000 m über dem Meere und schienen dem Terrain ähnlich zu sein, welches Nordenskiöld und Palander früher auf dem Inlandeise des Spitzbergischen Nordostlandes

passirt hatten. Es war der unerwartete Wassermangel, welcher den Lappen später auf ihrer Schneeschuhfahrt gegen Osten die größte Schwierigkeit bereitete.

Die Auswahl der Zeltplätze war manchmal recht schwierig, da man kaum eine Ebene fand, die nicht auch voll von Schmelzlöchern war. Seit dem 9. Juli wurden alle Schlitten auf einmal transportirt, und daher mehr als der doppelte Weg ($9^1/_2$, 10 und 11 km in den nächsten Tagen) zurückgelegt. Am 11. Juli passirte man einen Fluß, über den man jedoch wieder zurückgehen mußte, da er nur der Nebenfluß eines anderen noch größeren war. Lars wurde auf Recognoscirung ausgeschickt und da er lange ausblieb, hegte man schon Befürchtungen, er möge in einen der versteckten Gletscherbrunnen gestürzt sein. Er kam jedoch glücklich zurück und hatte auch einen guten Weg gefunden, der längs eines bedeutenden Flusses nach Osten führte. Derselbe war weiterhin tief in ein Bett eingesenkt, welches das strömende Wasser aus dem Eisfelsen ausgewaschen hatte; das Flußbett ähnelte dem hier abgebildeten, war jedoch wilder und zerrissener. Das rechte Flußufer war mehrfach mit rothem Schnee bedeckt und in dieser Gegend wurde verschieden gefärbtes Eis beobachtet, worunter jedoch rothes und gelbbraunes selten waren.



Fluß auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

I.

E. E. Ein seltsames Mißgeschick hat bis heute die Afrika-Unternehmungen der Italiener verfolgt. Von den zahlreichen Forschungsreisen in den dunklen Welttheil, die im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte von Italien ausgegangen sind, hat noch keine ein Resultat geliefert, das den auf sie verwendeten ungeheuren Anstrengungen und Opfern auch nur einigermaßen entsprochen hätte; gar viele aber sind als vollständig gescheitert anzusehen.

Es würde schwer zu entscheiden sein, worin der eigentliche Grund dieses andauernden Mißlingens zu suchen ist: ob allein in einem zufälligen Zusammentreffen ungünstiger Umstände, oder in dem verhängnißvollen Festhalten an irrigen Voraussetzungen seitens der Veranstalter der Expeditionen, oder gar in einer gewissen Ungeeignetheit der Reisenden selber. Vielleicht wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die auffallende Erscheinung als das Ergebniß dieser drei gemeinsam wirkenden Faktoren betrachtet.

Die von der italienischen geographischen Gesellschaft im Jahre 1876 ausgesandte Expedition nach Aequatorial-Afrika, über deren Schicksale und Ergebnisse Antonio Cecchi's jüngst zu Rom erschienenes Reisewerk[1]) berichtet, hat keine Ausnahme von der Regel gemacht. Auch sie hat das vorgesteckte Ziel bei weitem nicht erreicht; und wenn es auch zweien ihrer Mitglieder, Chiarini und Cecchi, schließlich gelungen ist, nach jahrelangem Ankämpfen gegen Widerwärtigkeiten, Gefahren und Leiden aller Art bis an die Nordgrenze von Kaffa und somit in ein bis dahin nur von d'Abbadie 1843 besuchtes Gebiet vorzudringen und dasselbe wissenschaftlich aufzunehmen, so ist dieser Erfolg eben viel zu schwer erkauft und zu theuer bezahlt worden. Mit weit weniger Beschwerden, mit geringerem Kraftaufwande, auf kürzerem Wege und in kürzerer Zeit hätte wahrscheinlich ganz dasselbe erreicht werden können.

Daß trotz dieses unbefriedigenden Verlaufes der Expedition Antonio Cecchi mit seinem Berichte über dieselbe doch einen sehr werthvollen Beitrag zur Afrika-Kunde geliefert hat, ist eine erfreuliche und schon vielfach anerkannte Thatsache. Ohne Frage gehört diese „Neue Odyssee“, wie Cesare Correnti das Buch treffend bezeichnet, zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiselitteratur erschienen ist. Die lebhafte, trotz aller Ausführlichkeit nie weitschweifige Schilderung des von den Mitgliedern der Expedition Erlebten und Erduldeten trägt durchweg ebenso das Gepräge der Wahrheit, wie die Einzelheiten, die uns über die Natur der durchreisten Landstriche und ihrer Bewohner mitgetheilt werden. Und sind auch viele von diesen Einzelheiten, wie

[1]) Da Zeila alle frontiere del Caffa. Viaggi di Antonio Cecchi, pubblicati a cura e spese della Società Geografica Italiana. Roma 1886.

z. B. die Schilderungen der Somali, des Landes und Volkes von Schoa und noch manches Andere, heute bereits ziemlich allgemein bekannt, so möchten wir sie doch schon um der Vollständigkeit des Berichtes willen in Cecchi's Werk nicht missen.

Ein Anderes wäre es vielleicht mit mehreren Kapiteln des Buches, die in eingehender Weise die ältere und neuere, religiöse und politische Geschichte von Abessinien und Schoa behandeln. Sie passen nicht recht in den Rahmen der eigentlichen Reisebeschreibung und wären deshalb als Anhang zu dem dritten, rein wissenschaftlichen Theile des Werkes besser am Platze gewesen. Auch ohne alle Rückblicke auf die Vergangenheit empfängt der Leser durch Cecchi's frische, anschauliche Schilderungen ein lebendiges Bild der verworrenen und unsicheren Zustände, die in jenen trotz „Christenthum" und Islam noch immer halbbarbarischen Ländern herrschen und geherrscht haben.

Wenn aber neben den erwähnten Vorzügen noch etwas dem Cecchi'schen Buche in unseren Augen eine ganz besondere Bedeutung verleiht, so ist es der Umstand, daß dasselbe — freilich nur im Sinne des alten Spruches, nach dem die Fehler und Versehen unserer Nächsten unsere besten Lehrmeister sein sollen — eine Menge von unbeabsichtigten, aber darum nicht minder nützlichen Winken und Warnungen enthält, die wir so manchem jugendlichen Heißsporn unter unseren Afrikareisenden zur Beherzigung empfehlen möchten.

Es wird hoffentlich nicht lange währen, bis wir eine auch weiteren Kreisen zugängliche deutsche Bearbeitung des trefflichen Werkes erhalten; einstweilen theilen wir unseren Lesern an der Hand des Originals nachstehend das Wichtigste über den Gang und die Ergebnisse der Reise mit.

Am 8. März 1876 verließ der Dampfer, an dessen Bord sich die Mitglieder der lange und sorgfältig vorbereiteten Expedition befanden, den Hafen von Neapel. Marchese Orazio Antinori, der bekannte Zoologe, der schon zu verschiedenen Malen Aegypten und das nördliche Abessinien bereist hatte, war zum Leiter des Unternehmens bestimmt worden; in seiner Begleitung befanden sich der Geologe Dr. Chiarini und der Ingenieur-Hauptmann Martini Bernardi. Der auf Grund eingehender Studien entworfene Reiseplan setzte als erstes Ziel das Königreich Schoa fest, den südöstlichen Theil des abessinischen Hochlandes; denn Abessinien und nur Abessinien war ja nach der damals zuerst ausgesprochenen und seitdem trotz aller bösen Erfahrungen vielfach festgehaltenen Ansicht der italienischen Geographen „die einzige Pforte, durch welche Europa ohne Hinterlist und ohne Blutvergießen in den afrikanischen Kontinent eindringen konnte". Von Schoa aus sollten die Reisenden dann die Erforschung der noch völlig unbekannten Regionen im Nordosten und Osten des Viktoria-Nyanza in Angriff nehmen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Aden langte die Expedition in den ersten Tagen des April in Zeila an, dem jetzt unter ägyptischer resp. englischer Herrschaft stehenden Hafenorte an der Südwestküste des Meerbusens von Aden. Hier wurde unter vielen Schwierigkeiten, die der Hauptsache nach allein auf den bösen Willen des Emirs von Zeila, des berüchtigten Abu-Bakr-Pascha, zurückzuführen waren, eine Karawane für den Marsch nach Schoa zusammengebracht. Am 19. Juni konnte dieselbe endlich aufbrechen — aber leider fingen schon mit den ersten Marschtagen die Prüfungen und Widerwärtigkeiten an, gegen welche die Reisenden nun wochenlang ebenso unermüdlich wie erfolglos anzukämpfen haben sollten. Der eingeborene Karawanenführer und seine Leute machten bald kein Hehl mehr daraus, daß sie die Fremden und ihre ganze Habe lediglich als gute Beute betrachteten. Drohungen, nicht weiter gehen und die Reisenden ihrem Schicksale überlassen zu wollen, wechselten in naturgemäßer Folge mit täglich neuen, unverschämten Forderungen ab, und was sich einmal auf diese Weise nicht erlangen ließ, das wurde einfach gestohlen. Zu dieser beständigen aufreibenden Plage kam noch allerhand anderes kleines Mißgeschick, und so konnte es geschehen, daß, als die Expedition gegen Ende Juli an der Grenze von Schoa anlangte, sie von ihrem ganzen reichen Vorrathe an Geld und Tauschwaaren fast nichts mehr besaß. Es war eine kritische Lage. Sollte das ganze Unternehmen nicht schon jetzt, vor seinem eigentlichen Anfange, ein Ende finden, so mußten neue Mittel zur Weiterreise beschafft werden. Schnell entschlossen, ließ demnach Antinori den Hauptmann Martini mit einer nach der Küste ziehenden Karawane nach Zeila zurückkehren, damit er von dort möglichst ohne Verzug sich nach Rom begeben und mit dem Berichte über das Geschick der Expedition zugleich die Bitte um fernere Unterstützung überbringen könne. Antinori selbst und Chiarini aber gingen weiter nach Litsche, der damaligen Hauptstadt von Schoa, wo sie, vom König Menilek, wie von ihrem dort ansässigen Landsmanne, dem Bischof Massaja, in jeder Weise unterstützt, die Zeit bis zu Martini's Rückkehr zu verweilen gedachten. Während sie sich hier der wissenschaftlichen Aufnahme der Gegend nach Kräften widmeten, Sammlungen anlegten, Sprachstudien trieben, und daneben schon in vorsichtig diplomatischer Weise den König zur Abtretung eines Stück Landes für die beabsichtigte Stationsanlage zu bestimmen suchten, war man daheim in Italien eifrig bemüht, ihnen die nöthige Hilfe zu verschaffen. Auf die erste Enttäuschung, welche die Nachricht von dem Mißgeschick der Expedition verursacht hatte, war ein allgemeines thätiges Interesse für die Weiterförderung des Unternehmens gefolgt, und so sah sich die geographische Gesellschaft, Dank zahlreicher freiwilliger Beiträge, bald in den Stand gesetzt, für die Beschaffung einer neuen, in viel großartigerem Maßstabe gehaltenen Ausrüstung Sorge zu tragen. Der Winter 1876 bis 1877 verging mit diesen Vorbereitungen, die bis in alle Einzelheiten reiflich überlegt und zum großen Theil von Martini als Sachverständigem geleitet wurden. Daß dabei trotzdem vielfach mit mehr Eifer und gutem Willen als praktischem Verständniß und Einsicht zu Werke gegangen und der Expedition dadurch manche unnütze Schwierigkeit bereitet wurde, war ein Mißgeschick, daß sich erst durch seine Folgen zeigen sollte und das zunächst Niemand für möglich gehalten hätte. Im Gegentheil! Als gegen Ende Februar alles fertig und zur Einschiffung bereit war, herrschte in den betheiligten Kreisen die feste Ueberzeugung, daß die sehr ansehnliche Summe, welche die neue komplicirte Ausrüstung gekostet hatte, in durchaus zweckentsprechender Weise verwendet und von dieser Seite eben alles gethan worden sei, was den Reisenden ihre Aufgabe erleichtern könnte.

In der ersten Woche des März, gerade ein Jahr nach der Abreise Antinori's und seiner Gefährten, schiffte sich in Livorno die zweite Abtheilung der Expedition ein. Sie bestand aus Martini, dem neu hinzugetretenen Mitgliede, Kapitän Antonio Cecchi, den die geographische Gesellschaft mit der Ausführung der astronomischen, geodätischen und meteorologischen Arbeiten betraut hatte, und aus drei italienischen Dienern.

Im Hafen von Alexandrien verließen die Reisenden den Rubattino-Dampfer, den sie bisher benutzt hatten, um sich an Bord der „Scilla" zu begeben, des italienischen Kriegsschiffes, das sie nach Zeila bringen und zu ihrem Schutze einige Zeit im dortigen Hafen verweilen sollte.

Ein mehrtägiger Ausflug nach Kairo, den Martin und Cecchi von Alexandrien aus unternahmen, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg. Sie erhielten zwar die nachgesuchte Audienz beim Chedive, doch zeigte derselbe sich durchaus nicht geneigt, auf ihre Bitte einzugehen und ihnen den Sohn des Emirs von Zeila oder einen anderen seiner Beamten als zuverlässigen Begleiter für den Marsch nach Schoa beizuordnen. „Seit der Ermordung Munzinger's und seiner Leute durch die Mudaito-Afar habe man ägyptischerseits den Versuch aufgegeben, die Straße nach Schoa durch Militär zu schützen; deshalb dürfe jetzt einem ägyptischen Beamten auch keinerlei Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Reisenden auf jener Straße auferlegt werden" — das war die Antwort, mit der sich Cecchi und Martini wohl oder übel begnügen mußten.

In Aden, wo Martini unter der sachkundigen Beihilfe des dortigen italienischen Consuls noch größere Ankäufe in allen denjenigen Arten von Tauschwaaren machte, die für den Verkehr mit den Somali- und Gallastämmen nothwendig sind, schloß sich der Expedition noch ein neuer Gefährte für die Reise nach Schoa an: ein französischer Kapuziner, Pater Alexis, der zur Unterstützung des Bischofs Massaja nach Litsche abgeordnet war. In seiner Begleitung verließ man am 15. April Aden. Tags darauf ging die „Scilla" im Hafen von Berbera vor Anker, dem besten und für den Handel bedeutendsten Hafenplatze der ganzen Somaliküste. Von dieser Bedeutung war jetzt freilich nicht viel zu merken. Oede und wie ausgestorben lag der Hafen selber und die ihn im Halbkreise umgebende elende Ortschaft. Der große Verkehr der aus dem Inneren kommenden Karawanen, der die stehende Einwohnerzahl der Stadt regelmäßig fast um das Doppelte vermehrt und durch die im weiten Umkreise errichteten Zelte der Fremden auch ihren Umfang verdoppelt, findet nur in den Monaten vom Oktober bis März statt. Die von den Karawanen hergeführten Waaren sind vorzugsweise Kaffee, Elfenbein, Straußfedern, Rinderhäute, Gummi, Myrrhen, Af (die zähe Rinde einer Asclepias-Art, die zur Anfertigung von Stricken verwendet wird), Butter in Schläuchen aus Ziegen- und Gazellenhaut, Talg und Fett, endlich lebende Schafe und Ziegen. Was dagegen eingeführt und meist direkt eingetauscht wird, sind englische und indische Baumwollenstoffe, wollene und seidene Tücher und Shawls, Reis, Durrha, Pfeffer, Zimmet, Salz vom Rothen Meer, Kupfer in Barren und Stücken, englisches Eisen, Zinn, Messing, Draht, Glasperlen u. s. w. Nur von den an der Küste ansässigen Somali, die meist als Händler, Lastträger oder Kameeltreiber leben, wird die Bezahlung in baarem Gelde, dem allgemein verbreiteten Maria-Theresienthaler (4 Mark 21 Pfennig nach unserem Gelde) gern angenommen. Bis vor wenigen Jahren lag in Berbera, wie in den anderen Somalihäfen, Zeila, Elterad, Kerrem, Medsched, Bender Fadid u. s. w., der Handel fast ausschließlich in den Händen von Banjanen, welche die verhandelten Waaren von Eingeborenen auf großen Barken nach Aden bringen ließen. Jetzt befinden sich in Berbera mehrere Niederlassungen europäischer Handlungshäuser, und auch in Zeila haben sich, seitdem es unter ägyptischer, dann britischer Herrschaft steht, einige griechische und armenische Kaufleute angesiedelt, die anscheinend gute Geschäfte machen, nicht zum wenigsten durch den heimlich betriebenen Verkauf von Spirituosen, von denen sie sich trotz des strengen Einfuhrverbots monatlich je 50 bis 60 Liter unter dem durchsichtigen Vorwande zu verschaffen wissen, dieselben nur zum eigenen Gebrauch als nothwendiges Schutzmittel gegen die schädlichen Einflüsse des ungewohnten Klimas zu verwenden.

Nach allem, was Cecchi über den Handel des Somali-Landes in Erfahrung zu bringen vermochte, scheint derselbe übrigens keineswegs so „sehr unbedeutend und wenig versprechend" zu sein, wie ihn der französische Reisende Révoil schildert. In den Jahren 1877 bis 1878 hat beispielsweise allein die Ausfuhr aus den Häfen der Somali-Küste jährlich eine Summe von etwa 150 000 Pfd. St. repräsentirt.

In Berbera verweilten die Reisenden nur so lange, bis die Kameele, die hier für Rechnung der Expedition schon im Voraus angekauft worden, glücklich auf großen Barken der Eingeborenen nach Zeila eingeschifft waren. Die langen, zeitraubenden Unterhandlungen, die hierfür erforderlich waren, bereiteten die Reisenden schon auf das vor, was ihrer bei dem Zusammenbringen der Karawane in Zeila noch wartete.

Dank ihrer Ankunft auf dem italienischen Kriegsschiffe ließ die Aufnahme, welche die Expedition bei dem Gouverneur der Stadt fand, weder an Ehrenbezeigungen noch an Freundschaftsversicherungen etwas zu wünschen übrig. Die Erinnerung an die empörende Art und Weise, mit der er Antinori und seine Gefährten behandelt, und an die bedeutenden Summen, die er von ihnen erpreßt hatte, schien Abu Bakr jetzt doch einigermaßen zu beunruhigen, und so bemühte er sich, eine diensteifrige Liebenswürdigkeit zu entfalten, die in ihrem Uebermaß leider nur ebenso lästig wie verdächtig war. Aber wenn man sich auch bald nicht mehr darüber zu täuschen vermochte, wie wenig seinen großen Worten zu trauen, und wie gleichgültig ihm die Angelegenheiten der Reisenden waren, so durfte man es doch nicht mit ihm verderben. Seine Abgeneigtheit, der Expedition Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen, konnte sich gar zu leicht in den Wunsch verwandeln, ihr zu schaden — und die Macht dazu hätte er besessen. Er hatte seinen jetzigen Posten schon bekleidet, als Zeila noch unter der unmittelbaren Herrschaft des Sherifs von Mecca stand, und galt deshalb auch so lange schon den Somali als geistliches und weltliches Oberhaupt. Unter den Afar, denen er durch seine Geburt angehörte, erfreute er sich ebenfalls des größten Ansehens, und so war er in der That, wie er gern zu verstehen gab, recht eigentlich Herr der gefährlichen Straße nach Schoa. Daß er Dank seinem guten Einvernehmen mit den Oberhäuptern jener Stämme den Weg von Zeila nach Schoa einmal in nur 10 Tagen zurückgelegt hatte, war ein Beweis seiner Macht, auf den er sich viel zu gute that.

Unter diesen Umständen blieb den Reisenden nichts übrig, als sich mit Geduld in alle die Unannehmlichkeiten zu fügen, die ihnen sein beständiges Zögern und Hinhalten, sowie das doppelte Spiel, das er augenscheinlich trieb, bereitete. Das peinliche Bewußtsein, in der gröbsten Weise übervortheilt zu werden, verließ sie weder bei dem Ankauf der für die gewaltige Masse des Gepäcks noch weiter erforderlichen Kameele, noch bei dem Abschließen der Contrakte mit dem zahlreichen Karawanenpersonal. Es waren unerfreuliche Wochen, welche die Expedition hier zubringen mußte, in einer Umgebung, die an Reizlosigkeit nicht leicht ihresgleichen finden dürfte. Auf einer flachen, sandigen Halbinsel belegen, besteht die armselige Stadt zum größeren Theil aus den eingezäunten Flechtwerkhütten (Zeriben) der Somali; die wenigen steinernen Wohngebäude und Moscheen, die zwischen jenen liegen, sind aus dem schlechtesten Material, leicht zerbröckelnden und unregelmäßig zugehauenen Madreporenstücken, erbaut. Die Sandwüste, die sich hinter der Stadt ausbreitet, weist aber auf 10 km im Umkreise weder Baum noch Strauch auf.

Am 15. Mai war endlich alles zum Abmarsch bereit. Wenige Tage zuvor hatte Abu Bakr ein sogenanntes Salam abgehalten, eine Versammlung aller Mitglieder der Karawane, wobei er, auf einem Steinhaufen sitzend, Martini und Cecchi an seiner Seite, den in großem Halbkreise aufgestellten Kameeltreibern, Führern, Aufladern, Wärtern und Dolmetschern ihre Pflichten während der Reise eingeschärft und ihnen schließlich noch allen einen Eid der Treue abgenommen hatte. Das Ganze wurde mit vieler Würde und Feierlichkeit abgemacht und bei dem Ernst, mit dem die Schwarzen ihre Eidesformel von unveränderlicher Treue und Ergebenheit sprachen, überkam es Cecchi in der That wie ein Gefühl angenehmer Sicherheit, eine so freundlich gesinnte, zuverlässige Begleitung zu haben. Was es mit dieser Freundschaft und Zuverlässigkeit auf sich hatte, sollte sich bald zeigen.

Es war wie der Auszug eines Heeres und leider eines sehr undisciplinirten Heeres, als die Expedition Zeila verließ. Die 120 Kameele und 10 Maulthiere erforderten ein Personal von etwa 100 Leuten, dazu kamen die drei europäischen Diener, zwei Dolmetscher und mehrere Führer, endlich die aus zwölf Kameelen und zehn Treibern bestehende kleine Karawane des Pater Alexis. In dem trockenen Bett des bei Zeila mündenden Flusses Tokoscha ging es zunächst nur wenige Stunden in südwestlicher Richtung bis zu der ersten Station, Tokoscha, wo bei den im Flußbett gegrabenen Brunnen Halt gemacht wurde. Nach dem langen Entbehren allen Grüns war die hier vorhandene nicht gerade üppige, aber doch frische Vegetation, in der neben einigen Akazien, Ficus und Salvadora persica namentlich Asclepias obesa reich vertreten war, ein wohlthuender Anblick, ebenso erfreulich, wie das so lange nicht gehörte Gezwitscher der unzähligen, in den Bäumen nistenden Vögel. Leider sollten bei dieser ersten Rast schon die ersten Schwierigkeiten anfangen. Von den über Gebühr belasteten Kameelen (man hatte, um die Masse des Gepäcks überhaupt fortzubringen, beim Aufbruch sogar die eigentlich als Reserve mitzunehmenden Thiere beladen müssen) konnten mehrere schon nicht mehr weiter, und dazu bezeigten die Leute bei der Vertheilung der ausbedungenen Rationen an Tabak und Datteln eine Unzufriedenheit, die sich in lautem Murren und allerhand Drohungen äußerte. Es blieb nichts übrig, als Boten nach Zeila zu senden, um noch einige Kameele zu kaufen und zugleich den Pascha um seine Vermittelung anzugehen. Ein unerwünschter zweitägiger Aufenthalt war die Folge hiervon, doch wurde während desselben durch die Dazwischenkunft eines Sohnes von Abu-Bakr wenigstens der Friede mit den Leuten wieder hergestellt.

Das angebliche Aussterben der Indianer von Nordamerika.

Darüber sind auf beiden Seiten des Oceans schon viele Klagelieder gesungen worden. Auch über die Ursachen jener betrübenden Erscheinung sind tiefsinnige Untersuchungen angestellt und viele Flugschriften und Bücher gedruckt worden, in welchen die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten und das Verhalten des Volkes gegen die hochbegabten und einst so „edlen" Ureinwohner Amerikas in den schwärzesten Farben geschildert wurden. Die Thatsache, daß die Indianer im Aussterben begriffen sind und mit dem letzten Büffel auch der letzte Indianer sterben werde, wurde als unbestreitbar vorausgesetzt. Aber gerade diese angebliche Thatsache ist es, die neuerdings von einer Reihe der bestunterrichteten Männer in Zweifel gezogen und für eine Fabel erklärt wird. Die neueren Forscher sind übereinstimmend zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Indianer Nordamerikas weder zur Zeit der Entdeckung des Kontinents, noch zu irgend einer späteren Zeit so zahlreich gewesen sind, als man früher auf das Gerathewohl angenommen hatte, und viele Gründe liegen vor für die Annahme, daß die Zahl der Indianer sich seit vielen Menschenaltern so ziemlich gleich geblieben und auch jetzt, wenn nicht in der Zunahme, so doch auch nicht in der Abnahme begriffen ist.

Natürlich fehlt es für die älteste Zeit bis tief in das 18. Jahrhundert hinein an verläßlichen Nachrichten über die Kopfzahl der auf weiten Gebieten zerstreuten zahlreichen Indianerstämme. Die erste eigentliche Statistik derselben ist die von Thomas Jefferson vom Jahre 1782, die man den Jefferson-Census der Indianer zu nennen pflegt. In seinen Aufzeichnungen, die sich auf die besten damaligen Berichte stützen, fehlen allerdings die Namen mehrerer bedeutender, besonders solcher Stämme, die im Süden und Südwesten lebten und noch leben (z. B. der Apachen, der Utes, der Pueblos, die noch jetzt so viel von sich reden machen), während darin eine beträchtliche Anzahl von Stämmen aufgeführt wird, die gänzlich verschwunden und deren Namen sogar vergessen sind. Auch beruhen die Angaben der Kopfzahl zum größten Theile auf Schätzungen von Missionaren und Indianerhändlern. Immerhin ist es von Interesse, den Jefferson-Census und den entsprechenden Census des Indianer-Commissärs von 1887 hier neben einander zu stellen:

	1782 Jefferson's Census		1887 Indian Commissioners Census
Cowegatchies	100		
Connasedagoes, Cohunnewagoes	300		
Orondoes	100		
Abenakies	350		
Little Alkonkins	100		
Michmacs	700		
Amelistes	550		
Chalas	130		
Nipissins	400		
Algonkins	300		
Roundheads	2500		
Missasagues	2000		
Christeuaux-Kris	3000		
Assinaboes	1500	Assinaboines	1688
Blancs oder Barbus	1500		
Mohocks	160		
Oneidas	300	Oneidas	1800
Tuscarrors	200	Tuscaroras	415
Onondagoes	260	Onondagas	484
Cayugas	220	Cayugas	172
Senecas	1000	Senecas	2919
Aughguagahs	150		
Nanticoos	100		
Mohiccons	100		
Conoles	30		
Saponnis	30		
Munsies	150		
Delawares oder Linnelinoples	750	Delawares	41
Summa	16 980	Summa	7519

1782 Jefferson's Census		1887 Indian Commissioners Census	
Transport	16 980	Transport	7519
Shawnees	300	Shawnees	855
Mingoes	60		
Wyandots	300	Wyandottes	264
Mwightwees	250		
Miamis	300	Miamis	58
Outanoons	300		
Plankisha	400	Plankasha	207
Sioux of the Woods, Sioux of the Eastern Sioux	10 000	Sioux	29 716
Ajaones	1100		
Panis, White	2000		
Panis, freckled	1700	Pawnees	998
Padoucas	5000		
Grands caux	1000		
Kansas	1600	Kansas oder Kaw	203
Osages	600	Osages	1582
Missouris	3000		
Arkansas	2000		
Caonitas	700		
Shakirs	200		
Kaskaskias	300		
Piorias	800	Peorias	144
Ponteotamies	450	Pottawatamies	1056
Ottawas	300	Ottawas, Chippewas	16 816
Chippewas	5900		
Mynonamies	550	Menominees	1306
Ouisconsings	550		
Kickapous, Otagamies, Mascoutens, Miscothins, Outimacs, Musquakies	4000	Kickapoos	567
Cherokees	3000	Cherokees	25 000
Chickasaws	500	Chickasaws	6 000
Catawbas	150		
Chacktaws	6000	Choctaws	19 000
Upper Creeks, Lower Creeks	3000	Creeks	14 000
Natchez	150		
Alihamous	600	Alabamas	297
		Nicht namhaft gemachte Stämme	125 040
Total	69 040	Total	247 761

Die Tabelle lehrt, daß die meisten der Stämme, die jetzt noch unter den alten Namen existiren, jetzt zahlreicher sind als vor 100 Jahren, was sich allerdings in einzelnen Fällen nicht bloß aus der Unvollständigkeit der Berichte Jefferson's, sondern auch aus der späteren Vereinigung mehrerer Stämme unter dem Namen des Hauptstammes erklären mag. Die Sioux, die vor 100 Jahren als einer der mächtigsten Stämme galten, sind es heute noch und zeigen eine bedeutende Zunahme. Großen Werth kann man allerdings dem Jefferson'schen Census und dem Vergleiche der beiden Tabellen nicht beilegen.

Wie steht es nun mit den Censusaufnahmen der neueren Zeit? Die folgende Tabelle giebt darüber Aufschluß:

Jahr	Indianer-Bevölkerung	Jahr	Indianer-Bevölkerung
1860	250 000	1870	289 778
1864	294 574	1871	350 000
1865	295 574	1872	265 990
1866	295 774	1873	295 084
1867	295 899	1874	275 000
1869	298 528	1875	298 963

Jahr	Indianer-Bevölkerung	Jahr	Indianer-Bevölkerung
1876	265 151	1882	259 632
1877	250 809	1883	265 565
1878	250 864	1884	265 369
1879	252 897	1885	259 244
1880	258 127	1886	247 761
1881	261 851		

Die flüchtigste Prüfung lehrt, daß auch diese Berichte unverläßlich sind und zum großen Theile auf Schätzung beruhen. Es ist z. B. undenkbar, daß die Zahl der Indianer von 1870 bis 1871 um 61 000 zugenommen und von 1871 bis 1872 um 85 000 abgenommen habe, worauf dann wieder im nächsten Jahre eine Zunahme von 30 000 folgte, während für spätere Jahre die Zahlen so wenig von einander abweichen, daß man vermuthen könnte, die verschiedenen Censusaufnehmer hätten sie von einander abgeschrieben. Die Zunahme und Abnahme an Anzahl stimmt auch nicht zu dem Census der Geburten und Todesfälle, der seit 1874 aufgenommen und folgendes Ergebniß zeigt:

	Geboren	Gestorben	Zuwachs
1874	2152	1490	662
1875	1989	1601	388
1876	2401	2215	196
1877	3442	2781	661
1878	2941	2219	722
1879	2352	2025	327
1880	3430	2020	1410
1881	2339	1959	350
1882	2998	2478	520
1883	4751	4508	243
1884	4069	3787	282
1885	4145	3754	391
1886	4419	3929	490

Dies zeigt einen fortdauernden, in keinem einzigen Jahre unterbrochenen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. Dabei ist bemerkenswerth, daß das Verhältniß bei den verschiedenen Stämmen verschieden ist. In 54 Agenturen zeigt sich ein Ueberschuß der Geburten, in 37 ein Ueberschuß der Todesfälle. Die Zunahme findet nach dem Berichte, dem wir hier folgen, statt bei den noch ganz wilden (d. h. nomadisirenden) Stämmen und bei denjenigen, welche die meisten Fortschritte in der Civilisation gemacht haben. Der Uebergangszustand vom Nomadenthum zur Ansässigkeit ist also den Indianern am meisten schädlich.

Was man auch von der Unverläßlichkeit des amtlichen Census des Indianer-Bureaus und dem Schätzungswerthe der alten Berichte denken mag — Beweise für das angebliche Aussterben oder gar das rasche Aussterben der Indianer liegen nicht vor. Es scheint im Gegentheil, daß sie sogar unter der Verwaltung des Indianer-Bureaus und seiner Agenten nicht zu Grunde gehen, sondern sich annähernd in ihrer bisherigen Kopfzahl behaupten — was sicherlich ein starker Beweis ihrer Lebensfähigkeit und Unverwüstlichkeit ist. Auch nach weiteren hundert Jahren werden noch Indianer reinen Blutes von den jetzt bekannten Stämmen in beträchtlicher Zahl vorhanden sein, wenn auch das Mischblut in Folge des Seßhaftwerdens der Indianer und der in nicht ferner Zeit zu erwartenden „Oeffnung" des Indianer-Territoriums für weiße Ansiedler mehr und mehr überwiegen wird.

Nekrologe.

— Bedford Trevelyan Pim, englischer Marinekapitän und Forschungsreisender, geboren in Bideford, Devon, am 12. Juni 1826, gestorben 30. September 1886. Er trat 1842 in die Marine und machte 1845 bis 1851 im „Herald" eine Reise um die Welt, während deren das Schiff Nachsuchungen nach Sir John Franklin anstellte. An solchen betheiligte er sich auch fernerhin, namentlich 1852 bis 1853 unter Sir Edward Belcher, während welcher Expedition er von dem einen der Schiffe, „Resolute" im Osten nach dem „Investigator" im Westen über das Eis hin wanderte. Dann nahm er Theil am Krim- und am chinesischen Kriege, beschäftigte sich 1859 mit der Suezkanal-Frage, später mit derjenigen einer Eisenbahn durch Nicaragua, wo er selbst 1863 Aufnahmen machte. Als er 1870 verabschiedet wurde, wurde er Jurist, saß von 1874 bis 1880 im Parlamente und reiste in den letzten Jahren viel in Amerika. Er schrieb folgende Werke: „An Earnest Appeal to the British Public on behalf of the missing Arctic Expedition" (1857); „The Gate of the Pacific" (1863); „The Negro and Jamaica" (1866); „Dottings on the Roadside in Panamá, Nicaragua, and Mosquito" (1869).

— Ernest Desjardins, Professor am Collège de France, geboren 1823, gestorben in Paris 23. Oktober 1886. Seine Hauptarbeiten bezogen sich auf die alte Geographie, wie „La Topographie du Latium", die „Géographie ancienne de l'Italie", die „Géographie de l'ancienne Gaule" und eine unvollendete Ausgabe der Tabula Peutingeriana. Seit 1861 las er an der Ecole Normale Supérieure über Geographie.

— Henri Jordan, ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Königsberg i. Pr., geboren zu Berlin am 30. September 1833, gestorben zu Königsberg i. Pr. am 10. November 1886. Er war einer der besten Kenner des alten wie des neuen Rom und wohlbekannt als Verfasser einer noch unvollendeten „Topographie der Stadt Rom im Alterthume" (Berlin, seit 1871).

— Am 29. November 1886 starb in Singapur im 53. Lebensjahre William Cameron, Forschungsreisender und Geologe der Regierung der Straits Settlements. Dort hatte er sich nach einem wechselvollen Leben in England und Australien niedergelassen und war wegen seiner praktischen Kenntnisse in Mineralogie und Geologie, sowie seiner Reiselust mit verschiedenen Aufträgen betraut worden. Zuletzt hat er im Auftrage der Regierung unbekannte Theile der einheimischen Staaten der Halbinsel Malakka erforscht. Mit der Sprache und den Sitten der dortigen Malayen und Sakies war er sehr vertraut und hatte großen Einfluß auf dieselben.

— Sir Thomas Douglas Forsyth, englisch-indischer Staatsmann, geboren 1827 zu Birkenhead, gestorben 17. December 1886 zu Eastbourne. Unter den verschiedenen Missionen, zu welchen er verwendet wurde (nach St. Petersburg, Ostturkestan, Barma), sind geographisch die wichtigsten die beiden nach Ostturkestan gewesen, jene von 1870, wo er nur bis Jarkand gelangt, und namentlich die von 1873 bis 1874. Auf letzterer schloß er mit Jakub Beg, dem Herrscher von Ostturkestan, einen für England günstigen Vertrag; wichtiger noch aber waren die wissenschaftlichen Resultate, welche seine Begleiter (Stoliczka, Bellew, Trotter, Biddulph, Gordon &c.) über Ostturkestan, den westlichen Himalaja und Pamir heimbrachten und in dem „Report of a mission to Jarkand in 1873 etc." (Calcutta 1875) verarbeiteten.

— C. George, englischer Marinekapitän, geboren 14. September 1809 in Limehouse, starb am 2. Januar 1887. Während seiner Dienstzeit von 1828 bis 1854 war er fast beständig mit Küstenaufnahmen in Amerika, dem Stillen Ocean, China und Irland beschäftigt, zeichnete sich 1841 im chinesischen Kriege aus und trat dann 1857 als Curator der Kartenabtheilung in die Dienste der Royal Geographical Society, die er erst nach 20 Jahren wieder wegen Augenschwäche verließ. Auch durch Berechnen von Beobachtungen und Unterweisung von angehenden Reisenden machte er sich verdient, nicht minder durch Erfindung des seinen Namen tragenden doppelten Sextanten und des künstlichen Horizontes.

— Stone Pascha (Charles Pomroy Stone), geboren 30. September 1824 zu Greenfield in Massachusetts, gestorben 24. Januar 1887 zu New York. Er absolvirte die Militärakademie in Westpoint, wurde 1845 Officier und 1861 während des Secessionskrieges Brigadegeneral der Freiwilligen, wurde des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt, aber im August 1862 freigesprochen. 1864 trat er aus der Armee der Vereinigten Staaten und 1870 in die Dienste des Chedive, um dessen Heer zu reorganisiren. Als Chef des Generalstabes organisirte er jene wissenschaftlichen Expeditionen, welche die ägyptische Regierung im Sudan ausführen ließ, und deren kartographische Resultate kürzlich so schmählich vernichtet worden sind. Nach den Briefen und Berichten Gordon Pascha's veröffentlichte er „Provinces of the Equator. Summary of letters and reports of His Excellency the Governor-General" (Cairo 1877); auch war er Mitbegründer und Vorsitzender der Kairiner geographischen Gesellschaft. 1883 kehrte er nach New York zurück und überwachte dort in seinen letzten Lebensjahren den Bau des Fundamentes für die Bartholdi'sche Freiheitsstatue.

— Oberst Sir John Underwood Bateman Champain, geboren 22. Juli 1835, gestorben 1. Februar 1887 in San Remo, einer der englischen Officiere, die sich um die Legung des indo-europäischen Telegraphen (durch Persien) die meisten Verdienste erworben haben.

— A. W. Moore, Sekretär im India Office, starb, 47 Jahre alt, am 2. Februar 1887 in Monaco. Er war ein großer Bergsteiger und hat im Jahre 1866 mit Douglas W. Freshfield zusammen die ersten Besteigungen des Kasbek und Elbrus ausgeführt.

— Sir Charles M. Mac Gregor, englischer Generalmajor, geboren 12. August 1840 in Agra (Indien), gestorben Anfang Februar 1887. Er trat mit 16 Jahren in das indische Heer und kämpfte während des indischen Aufstandes, in China, Nepal und Abessinien. 1875 unternahm er eine erfolgreiche Reise durch Chorassan, welche er in „Narrative of a journey through the province of Khorassan" 1879 beschrieb. Der „Globus" hat dieses Werk in Bd. 36, S. 151, 168, 183 und 200 ausführlich besprochen. 1877 erforschte er unter großen Entbehrungen mit Hauptmann Lockwood zusammen die unwirthlichen Wüsten von Balutschistan von der Küste bis zum Helmand hin und beschrieb sie in „Wanderings in Balochistan" (London 1882). 1878 bis 1880 nahm er mit Auszeichnung Theil am afghanischen Feldzuge. Sein Tod wird in militärischen Kreisen als ein schwerer Verlust für England empfunden.

— In der Nacht vom 3. auf den 4. März 1886 starb in Hamburg der erste Vorsitzende der dortigen geographischen Gesellschaft, der präsidirende Bürgermeister Dr. Gustav Kirchenpauer. Er war am 2. Februar 1808 in Hamburg geboren, studirte Jura und hat sich außer im politischen Leben namentlich durch naturwissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Baluba und Bakuba.

Zwischen 4° und 7° südl. Br. und den Flüssen Kassai und Lomami, deren Erforschung fast ausschließlich deutschen Reisenden zu danken ist, sitzen die zuerst von Pogge und Wißmann besuchten Baluba und nördlich von ihnen die Bakuba. Ueber beide Stämme haben wir neuerdings vom Stabsarzt Dr. L. Wolf ausführlichere Mittheilungen (in den Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. 14, S. 79 bis 95) erhalten, denen das Folgende entnommen ist.

Noch vor circa 15 Jahren hielten sich die Baluba, welche Wolf für „ein für die Civilisationszwecke scheinbar sehr geeignetes Volk" erklärt, streng abgeschlossen von ihren Nachbarvölkern; sie waren als kriegerische Anthropophagen verrufen und lebten auch unter sich in Streit. Kalamba Mukenge, sein Bruder Kasongo und seine Schwester Sangula wollten jedoch mit den Nachbarvölkern in Verkehr treten und das Land dem Handel eröffnen. Alle Aelteren waren aber mehr oder weniger dagegen, und die Folge davon war ein mörderischer Bürgerkrieg, aus welchem schließlich die Jungen siegreich hervorgingen. Fast alle alten Männer und Weiber wurden erschlagen oder im Lulua ertränkt, und deshalb sieht man auffallend wenig betagte Leute. Die überlebenden Alten flüchteten auf das rechte Lulua-Ufer, und dort existirt noch jetzt südlich von Tschingange eine Niederlassung, in der ausschließlich alte Männer und Frauen leben. Kalamba trat alsbald in eifrige Handelsbeziehungen zu den Kioque und Bangala, von denen er nun für Elfenbein und Sklaven möglichst viele Gewehre und Pulver zu kaufen suchte. Er unterwarf sich mehrere schwächere Häuptlinge und begründete so sein Reich. Es wurde der Hanf- (Riamba in der Baluba-Sprache) Kultus eingeführt, und Sangula, die Schwester Kalamba's, wurde die Hohepriesterin desselben. Alle Unterthanen Kalamba's sind eifrige Hanfraucher. Der Hanf gilt als Mittel gegen alle Unbilden. Es finden sich bei den Baluba auch Anklänge an den Glauben einer Seelenwanderung. So wurden Wolf und seine Gefährten gleich bei ihrer Ankunft als früher verstorbene Häuptlinge und Verwandte Kalamba's bezeichnet und mit deren Namen belegt; die schwarze Farbe hätten sie in dem großen Wasser Kilunga, aus welchem nach ihrer Ansicht alles ihnen Unbekannte und Außergewöhnliche kommt, verloren. Diese angebliche Verwandtschaft ist den Reisenden nicht selten nützlich gewesen.

Die Baluba sind kriegerisch und eignen sich besonders für den Aufklärungsdienst. Sobald Lager bezogen wird, pflegen sich unaufgefordert gleich kleine Abtheilungen nach allen Richtungen zu zerstreuen, und vor Ablauf einer Stunde hat man genaue Berichte über die nächste Umgebung und deren Bewohner. Alle Befehle für den folgenden Tag werden in der Nacht bekannt gegeben. Der Häuptling tritt aus seiner Lagerhütte an ein großes Feuer und ruft: „Moio", was Leben, Gesundheit bedeutet, worauf alle Anwesenden mit demselben Rufe antworten und so ihre Aufmerksamkeit zu erkennen geben. Jedes einzeln gesprochene Wort des Häuptlings wird von Allen wiederholt und dazwischen in die großen, bis 1 m Umfang messenden Riambapfeifen, die aus Kürbissen gefertigt sind, geblasen. Eine solche Scene, die sich gewöhnlich nach Mitternacht abspielt, mit den nackten, am ganzen Körper tatuirten und bemalten Gestalten, macht einen unvergeßlichen, wild kriegerischen Eindruck und verfehlt auch nicht, oft anderen Volksstämmen eine heilsame Furcht einzuflößen.

Nördlich von den Baluba sitzen zunächst, durch weite Urwälder von ihnen getrennt, die den Bakuba tributären Bakete, welche im Interesse ihres Elfenbein-Zwischenhandels zwischen beiden Stämmen eine scharfe Grenzsperre ausüben; dann folgen weiter nördlich die Bakuba, welche Dr. Wolf im December 1884 besuchte und nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten näher kennen lernte. Er blieb vier Wochen in Ibanschi bei ihrem Herrscher, der stets den Namen Lukengo führt, und verkehrte zuletzt sehr freundschaftlich mit ihm. In einer großen offenen Halle mit kunstvoll aus den Rippen der Raphiapalme gearbeitetem Dache pflegte er bei Wolf's Besuchen zwischen zwei mächtigen, schon halb verwitterten Elephantenzähnen zu sitzen, die zur Hälfte in die Erde gegraben waren. Kriegs- und Waffentänze wurden ihm zu Ehren aufgeführt und zwar gewöhnlich Mittags in der stärksten Sonnengluth, bei denen der Lukengo selbst, trotz seines Körpergewichtes von über zwei Centnern, vorzutanzen pflegte. Beim Abschiede beschenkte er Wolf reich mit Elfenbein und ethnologischen Gegenständen und lud ihn dringend ein, wiederzukommen.

Die Bakuba sind Urbilder von schön und kräftig gebauten Wilden. Ihre Bekleidung besteht ausschließlich aus einheimischen, aus Palmfasern kunstvoll gewebten Hüfttüchern, die sie ebenso wie ihre Finger- und Zehennägel roth zu färben pflegen. Allgemeines Stammeszeichen ist das Fehlen der beiden oberen Schneidezähne, die beim Eintritt der Mannbarkeit mit Holzklöppeln herausgeschlagen werden. Ihrem Lukengo sollen sie eine auch äußerlich ausgesprochene Verehrung, wie sie Wolf bei anderen Stämmen nicht gefunden hat. Beim Tode eines Familiengliedes pflegen sie Sklaven zu tödten, deren Zahl sich nach dem Stande und Reichthum des Verstorbenen richtet. Als der Vater des jetzigen Lukengo starb, sollen tausend Menschen geopfert worden sein.

Sonst stehen die Bakuba kulturlich und wirthschaftlich im Verhältniß zu ihren Nachbarvölkern auf einer hohen Stufe. Mit besonderem Geschick verfertigen sie kunstvolle Stoffe und Matten aus der Palmfaser; auch die Waffen sind mit großer Sorgfalt und Kunstfertigkeit gearbeitet, und alle ihre Sachen tragen den Stempel des Eigenartigen und Ursprünglichen. Ihre Dörfer sind regelmäßig angelegt, mit zierlichen Häusern, geraden Straßen und großen freien Plätzen; die von den Frauen bestellten Felder sind gut gehalten, das Land ist fruchtbar und dicht bevölkert, dabei aber doch reich an Elephanten, Büffeln, Wildschweinen, Antilopen, Affen und Vogelwild.

Die Ureinwohner des Landes sollen die Batua, die vielbesprochenen afrikanischen Zwerge, gewesen sein. Die Bakuba erzählen, daß sie selbst von Nordwesten her eingewandert sind, während die Baluba bestimmt von sich angeben, aus Südosten gekommen zu sein. Dadurch erklären sich denn auch die scharfen Gegensätze zwischen beiden Völkern. Die Batua wurden von den Bakuba unterjocht oder versprengt und sollen sich angeblich noch in einzelnen, zerstreut liegenden Ortschaften unvermischt erhalten haben. Wolf hat derartige Ansiedelungen besucht. Die Erwachsenen beiderlei Geschlechts hatten in einem Dorfe 140 bis 145, dagegen in einem anderen nur 130 bis 135 cm durchschnittlich größte Körperlänge und waren regelmäßig gebaut. Sie trieben keinen Ackerbau, lebten nur von der Jagd und pflegten für Fleisch andere Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse einzutauschen. Ihre Sprache ist von derjenigen der Baluba wesentlich verschieden; ihre Bewaffnung besteht aus Bogen, Pfeilen, Speeren und Messern, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind.

Tristan d'Acunha.

Vor Kurzem erschien ein Blaubuch, welches sich mit der Tristan d'Acunha-Gruppe beschäftigt; wie es scheint, sind die dazu gehörigen Inseln wohl mit die ablegensten Flecke der Erde. Sie liegen unter 37° 6′ südl. Br. und 12° 2′ westl. L. Gr. und demnach am nächsten bei Süd-Afrika, entfernt von der großen Straße der Dampfer, und nur selten werden sie von englischen Kriegsschiffen besucht, von denen sie jedoch, was ihre Proviantirung betrifft, vollständig abhängig sind. In dem vorliegenden Blaubuche wird eine über 10 Jahre sich erstreckende Korrespondenz mitgetheilt. Während dieser Zeit wurde die Gruppe sechs oder sieben Mal von Kriegsschiffen besucht, deren Kommandanten jedesmal einen Bericht einschickten.

Aus denselben ergiebt sich, daß die Bewohner in der größten Harmonie mit einander leben. Nur ein kleiner, zwischen dem Meere und den Felsen gelegener Theil der Insel ist für den Ackerbau geeignet; dieser Strich hat nur drei engl. Meilen Länge und eine Breite von 500 Yards bis 1/2 Meile. Dort ist auch das Dorf gebaut; der übrige Theil der Insel ist an der Küste mit steilen, durchschnittlich etwa 2000 Fuß hohen Basaltklippen umgeben, die sich oben abflachen und den Albatrossen zum Aufenthalte dienen; auf diesem Plateau erhebt sich der manchmal mit Schnee bedeckte Berg.

Da wo das Land bearbeitet wird, wächst eine Grassorte, die mit dem englischen Grase große Aehnlichkeit besitzt, sehr üppig; nur wenig Arbeit ist hier nöthig. Da die Arbeit nur leicht ist, sind die Bewohner im Stande, verhältnißmäßig große Heerden zu halten (300 Rinder, 200 Schafe) und viel Gemüse anzupflanzen. Dieses Leben, frei von schwerer Arbeit und manchmal durch den Besuch von Schiffen unterbrochen, ist für die Eingeborenen trotz der Einsamkeit ganz erträglich. Als die „Wolverene“ 1876 dorthin kam, fand sie keine Streitigkeiten; Verbrechen und Störungen der Ordnung waren seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Nur von den Bewohnern anerkannte, aber ungeschriebene Gesetze und Gewohnheiten können dies erklären. So wird z. B. das Land im Kommunalbesitze gehalten, doch wenn Jemand einen Theil desselben zu bebauen wünscht, dann hegt er diesen Theil ein, der nun als ihm und seinen Kindern gehörig betrachtet wird, so lange er ihn bepflanzt; hört er aber auf ihn zu bebauen, so wird er wieder allgemeines Eigenthum. Alle Lebensmittel und Erzeugnisse des Landes, die an Schiffe verkauft werden, sind als Eigenthum der Gemeinde zu betrachten; der Ertrag, seien es Kleider, Geld oder Lebensmittel, wird nach dem Hause Peter Green's, des ältesten Bewohners, gebracht. Dieser Peter William Green ist ein in der Nähe von Rotterdam geborener Holländer, der am 4. Oktober 1836 die Insel als Schiffbrüchiger betreten hat; er ist jetzt beinahe 80 Jahre alt und hat sein neues Vaterland nicht wieder verlassen; als ältester der Bewohner übt er über seine Mitbürger eine große Macht aus.

Um zu verhüten, daß bei der hierauf vorgenommenen Vertheilung und der Lieferung der Vorräthe der Eine oder Andere unbillig behandelt werde, kommt jede Familie hinsichtlich der Lieferung ihrer Erzeugnisse an die Reihe. Einmal ist es Jeremias Green, dann Cornelius Cotton, welcher die ankommenden Schiffe bedient. Individueller Gewinn ist jedoch nicht ausgeschlossen und darum wird manchmal ein Privatmarkt eröffnet, unter der Bedingung jedoch, daß dadurch kein Einfluß auf die für die Schiffe nöthige Menge geübt wird. Schafe, Kartoffeln, Robbenfelle, Häute von wilden Katzen u. s. w. dürfen frei verkauft werden. Wenn, was selten der Fall ist, Streitigkeiten entstehen, entscheidet Peter Green. Kommt zufällig ein Kriegsschiff in die Nähe, so wird auch Tristan d'Acunha besucht und solche Gelegenheiten werden von den Bewohnern benutzt, um die Kinder taufen zu lassen, während der Schiffsarzt über den Gesundheitszustand Bericht erstattet.

Manchmal wird Vieh nach St. Helena ausgeführt; dasselbe ist klein, aber liefert gutes Fleisch, welches für 35 Pfennige pro engl. Pfund verkauft wird. Für Schafe im Gewichte von 50 bis 60 Pfund werden nur 20 Mk., für Gänse 5 Mk. pro Stück gefordert. 1858 war beinahe die ganze Bevölkerung nach der Kap-Kolonie versetzt worden; seitdem haben die übrigen sich so vermehrt, daß 1876 schon wieder beinahe 100 Menschen auf der Insel lebten.

Die Arbeit auf derselben ist ganz freiwillig und auf zwei Tage in der Woche beschränkt (zu vier bis fünf Stunden). Wenn ein Schiff auf die Rhede kommt, hört jede Arbeit auf den Feldern vollständig auf. Ueber die Bewohner selbst und ihre Gewohnheiten, namentlich ihre Reinlichkeit, ist das Urtheil der verschiedenen Besucher sehr verschieden; der eine Kommandant urtheilt günstig, der andere sehr ungünstig.

Es ist nicht leicht für ein Boot, sich der Insel ohne Gefahr zu nähern, so daß, wenn ein Kriegsschiff dorthin beordert wird, es stets ein leichtes Boot mitnehmen muß. Doch finden solche Besuche im Allgemeinen nur selten statt. Einmal wollte die Regierung der Vereinigten Staaten den Bewohnern ein Geschenk machen in Anerkennung der guten Dienste, welche dieselben Schiffbrüchigen geleistet; doch sie mußte zur Ueberbringung des Geschenkes die Vermittelung der englischen Regierung nachsuchen. Ein anderes Mal wurde durch die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums eine Person ausgeschickt, welche dort als Missionar und Lehrer fungiren sollte; sie mußte acht Monate auf St. Helena warten, ehe sich eine Reisegelegenheit fand. Natürlich haben unter solchen Verhältnissen die Bewohner wohl einmal Mangel an Lebensmitteln und es macht der englischen Regierung große Sorge, ihnen das Nöthige zukommen zu lassen. Man hat sogar den Vorschlag gemacht, Alle nach der Kap-Kolonie zu versetzen. Trotz alles Elendes müssen sie von Krankheiten wenig zu leiden haben, Alle werden alt und junge Kinder sterben nur selten.

Gebräuche der Aymara.

Ch. N. Zu den in Bd. 50, S. 238 erwähnten Gebräuchen der Aymara-Indianer einen kleinen Nachtrag.

Bei ihrer ausgesprochenen Neigung zu Trinkgelagen frischt die indianische Rasse, wenn während einiger Zeit Anlässe zu Festlichkeiten gefehlt haben, irgend eine selbst erdachte Ceremonie auf, um ihrer Leidenschaft fröhnen zu können. Zu derartigen Festivitäten gehört das Abschneiden der Haare der Säuglinge — die Indianerinnen säugen, nebenbei gesagt, die Kinder bis ins dritte und vierte Jahr.

Der Vorgang besteht darin, daß die Taufpathen des Kindes und sonstige Freunde und Verwandte von den Eltern auf einen bestimmten Abend eingeladen werden, wo sich Alle in der Hütte der Gastgeber versammeln; meistens nur Indianer, hier und da auch die die Dorfaristokratie bildenden Mestizen; in seltenen Fällen sogar der Ortspfarrer. In der Mitte des Raumes steht ein großer mit einem Tuch bedeckter Tisch, auf dem sich eine silberne Schale befindet. In der Schale liegt eine Scheere und daneben steht eine Flasche und ein silberner Becher.

Zum Beginn der Feierlichkeit schüttet man dem Kinde einen tüchtigen Schluck Branntwein ein. Wie begreiflich, erhebt es ein mörderisches Geschrei; dessen ungeachtet fährt man aber fort, es zu plagen und zum Kauen eines Mundvolls von Kokablättern zu zwingen. Die Eltern reichen dem Angesehensten unter den Anwesenden einen Becher voll Branntwein, damit er das Abschneiden der Haare vornehme, worauf jener nach Leerung des Bechers zuerst die Worte spricht: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, sei guter Christ, gehorsamer Sohn; sei arbeitsam und reich und besitze viele Schafe, Ochsen und Lamas.“ Dann schneidet er einen Büschel Haare ab und legt ihn zugleich mit einem

Geldgeschenk in die Schale. Einige das Dogma wenig respektirende Mestizen sagen: „Im Namen des Vaters, in demjenigen des Sohnes und in demjenigen des heiligen Geistes", was eine große Ketzerei ist, die von der Kirche in der Person des Arius verdammt wurde, die Jene aber gedankenlos aussprechen und dazu noch hier und da in Gegenwart von allerdings wenig gebildeten Priestern, die über einen so ungeheuren Fehler schweigend hinweggehen.

Die anderen Geladenen wiederholen die gleiche Ceremonie und bringen ihre Geldspende dar, je nach ihren Verhältnissen. Sind nun 15 bis 20 Thaler bei einander, so werden sie zu Spirituosen verausgabt. Das Endergebniß ist ein lärmendes Gelage, bei welchem unter den Klängen von Seiteninstrumenten und Pfeifen ein Rundtanz aufgeführt wird, indem sich Alle bei den Händen fassen, und der Kreis sich unter tausend Kapriolen um ein oder zwei in der Mitte tanzende Paare beiderlei Geschlechtes dreht. Aber bald bringt die Trunkenheit Unordnung in die Reihen. Die einen verirren sich in seligem Taumel auf die Straße, andere aufs Feld, ohne indeß die Labsal spendende Quelle für lange aus den Augen zu verlieren, bis Uebersättigung und der anbrechende Tag dem Treiben ein Ziel setzen.

Auch bei der Verheirathung einer jungen Indianerin wird ihr von der Pathin ein Büschel Haare auf beiden Seiten über der Stirn abgeschnitten, zum Zeichen, daß sie nunmehr in den Ehestand tritt.

In einigen wenigen Ortschaften soll auch das derecho de primera noche (le droit du Seigneur) noch aus der Inca-Zeit her gewissen Dorfältesten gebühren. — Weil gerade von der Nacht die Rede ist, so sei noch ein Aberglaube erwähnt, dem zu Folge der Indianer bei Nacht kein Zimmer, keinen Raum auskehren will, weil sonst Armuth einziehen würde. Hören sie Nachts den Schrei der Nachteule oder das klägliche Heulen eines Hundes, so stirbt Jemand im Hause.

Auch die Sympathie ist ihnen nicht unbekannt. Um Jemand von Warzen zu befreien, nehmen die Indianerinnen fünf Maiskörner, welche sie spalten und mit deren Inneren sie die Warzen fünfmal bestreichen, indem sie einen Spruch dabei hermurmeln. Die Körner werden dann in einen dunkeln Winkel vergraben, damit sie verfaulen — das Gleiche geschieht mit den den Kindern ausfallenden Zähnen; man verscharrt sie in einen Winkel, damit den Kindern schöne Zähne nachwachsen. — Zum Schluß einen hübschen Gedanken, der so recht ihr ursprüngliches Wesen zeichnet, bevor sie durch den Schnaps ihrer gegenwärtigen Degradation zugeführt wurden: werden rohe Kartoffeln zu dick abgeschält, so sagen sie: choque hachiua = die Kartoffel weint.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In jüngster Zeit sind einige Arbeiten über Theile der deutschen Sprachgrenze erschienen, auf welche wir hier kurz hinweisen wollen. Zunächst behandelt Dr. Ludwig Schlesinger in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (Bd. II, Heft 1) „die Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens" nach der Zählung vom 31. December 1880. Danach besteht die Bevölkerung Böhmens aus 37,11 Proc. Deutschen, 62,83 Proc. Tschechen und 0,05 Proc. anderen. Beide Völker leben jedes für sich in compacten Massen zusammen; es ist falsch, zu glauben, daß es ein großes Gebiet gäbe, innerhalb dessen Deutsche und Tschechen unter einander gemischt wären. Die Sprachgrenze läßt sich vielmehr überall mit scharfer Genauigkeit ziehen; neben den beiden großen, rein nationalen Gebieten kommen zwar noch einzelne Sprachzungen, Sprachinseln und gemischte Ortschaften vor, aber keine gemischte Zone. Von den 13 184 Orten in Böhmen sind rein deutsch 4304, rein tschechisch 8473, gemischt nur 407, und davon sind gemischt deutsch 299 (mit 159 299 Deutschen und 47 445 Tschechen) und gemischt tschechisch 108 (mit 62 605 Deutschen und 256 546 Tschechen). In Bezug auf Einzelheiten verweisen wir auf die kleine Broschüre selbst, die man vollständig ausschreiben müßte, wollte man alles Wichtige mittheilen; zur Illustration kann, natürlich nur im Allgemeinen, die Held'sche Sprachenkarte der westlichen Kronländer von Oesterreich (Petermann's Mitthl. 1887, Tafel 2) dienen. — Auf eigenen Beobachtungen und Wanderungen beruht „die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen von Constant This" (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), das erste Heft einer neuen Sammlung der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen". This nimmt als Sprachgrenze die Linie, bis zu welcher französisches Patois nach Osten reicht; Orte in der Nähe dieser Linie, in welchen kein Dialekt, sondern nur eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, erklärt er für „im Keime deutsch", ob mit Recht, mag dahingestellt sein. Die Sprachgrenze, wie er sie verständiger Weise auch kartographisch darstellt, wird durch Gebirge und Höhen, große Wälder und Seen gebildet; Wasserläufe wirken dabei nicht mit, wohl aber der frühere Mangel an bequemen Verkehrswegen. Dies verfolgt der Autor ausführlich von Ortschaft zu Ortschaft, vergleicht auch seine Resultate namentlich mit den Feststellungen des elsaß-lothringischen statistischen Bureaus, beziehungsweise mit den 1872 durch die Behörden veranstalteten Ermittelungen, und giebt die wenig erheblichen Abweichungen. Das Ganze ist eine dankenswerthe, mühsame Arbeit.

— Oxford ist der Aufforderung der „Royal Geographical Society" gefolgt und hat beschlossen, eine Lectorstelle für Geographie zu errichten. Cambridge will dasselbe thun, nur daß dort die „R. Geographical Society" die Hälfte der Kosten zu tragen hat.

— In den Sitzungen der Societa española de Historia national ist ein lebhafter Kampf über die angeblich prähistorischen Bilder von Menschen und Thieren entbrannt, welche in der Höhle von Altamira bei Santillona del Mar aufgefunden worden sind. Die Kunstverständigen unter den Mitgliedern, welche die Zeichnungen an Ort und Stelle gesehen haben, sind einstimmig der Ansicht, daß sie nicht prähistorisch, sondern das Werk eines in einer modernen Kunstschule gebildeten Künstlers sind; sie haben auch den Nachweis geliefert, daß ein solcher vor einigen Jahren in einem der Höhle nahe gelegenen Dorfe Villeggiatur gehalten. Da aber einige Alterthumsforscher sehr entschieden opponiren, soll eine Kommission zur eingehenden Prüfung der Angelegenheit ernannt werden.

Asien.

— Die Nachricht über die centralasiatischen Reisen des Mr. Carey, welche der „Globus" in Bd. 50, S. 207 brachte, erfährt jetzt durch das Märzheft der „Proceedings of the R. Geographical Society" eine Bestätigung und Erweiterung. Mr. Carey ist danach indischer Civilbeamter und benutzte einen zweijährigen Urlaub zu einer Reise nach Hoch-

asien auf eigene Kosten; ihn begleiteten Andrew Dalgleish, der bekannte englische Handelspionier in Ostturkestan, ferner einige Ponytreiber und persönliche Diener. Im Mai 1885 verließ er Indien, gelangte nach Ladak in Kaschmir, von dort ostwärts an den Mangtsa-See im nördlichen Tibet und nordwärts nach Kiria in Ostturkestan. Dieser von Europäern noch nicht zurückgelegte Weg bewegte sich zumeist in Höhen von 16 000 Fuß über dem Meere und stieg in einem Passe bis zu 19 000 Fuß an. Von Kiria ging es westlich nach Chotan, wo gerade Prschewalski's Expedition auf ihrer Heimkehr lagerte; doch fand ein persönliches Zusammentreffen beider Reisenden nicht statt. Carey bildete hier eine Kameelkarawane und zog nun längs des Flusses von Chotan durch Wüsten bis zu dessen Mündung in den Tarim, längs des Tarim bis Sarik und dann wieder durch Wüsten nach Schah-jahr und Kutschar am Südfuße des Tiën-schan. Stellenweise folgte er hier Prschewalski's Routen, doch meist zog er über ganz jungfräuliches Terrain. Weiter ging es am Tarim abwärts, die Städte Kurla und Karaschar wurden besucht und zuletzt der Lob-See mit seiner elenden Bevölkerung erreicht. Februar bis April verweilte die Expedition in Tschaklik südlich des Sees, am Fuße des Nordabfalles des tibetischen Hochlandes und brach am 30. April 1886 nach Süden auf. Seitdem hat man noch nichts wieder von ihr gehört, nimmt aber an, daß sie in der guten Jahreszeit das nördliche Tibet durchwandert hat und zum Winter nach Ostturkestan zurückgekehrt ist, von wo sie zum kommenden Sommer nach Indien zurückkehren dürfte. In seinen Briefen rühmt Carey stets das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen, sowohl der Nomaden des nördlichen Tibet, wie der Mohammedaner in Ostturkestan, und das loyale Verhalten der chinesischen Beamten, für welche ihnen die Pekinger Regierung einen Paß ausgestellt hatte, während Prschewalski mit Eingeborenen wie Mandarinen wiederholt in Konflikt gerathen ist.

Afrika.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft sprach am 25. Februar d. J. Dr. Max Buchner über Acclimatisation in Tropengegenden. Der Vortragende besprach dieses Thema, wie wir der „Allg. Ztg." entnehmen, hauptsächlich mit Rücksicht auf das Fieber, dem gegenüber alle anderen Gefahren des Tropenklimas zurücktreten, und begründete seine Darlegungen auf seine mehrjährigen Erfahrungen in Tropenländern, hauptsächlich in Afrika. Nach einer approximativen Schätzung des Hrn. Dr. Buchner bezüglich der Verheerungen, welche das Tropenklima unter den Europäern anrichtet, würden nach dreijährigem Aufenthalte 5 Proc. todt sein, 10 Proc. wegen Krankheit nach Hause zurückkehren, 20 Proc. einen dauernden Nachtheil an ihrer Gesundheit erleiden, der Rest die Gefahren glücklich überwinden. Die Frage, wodurch das Fieber bald stärker, bald schwächer auftritt, muß mit dem Hinweise auf meteorologische Verhältnisse beantwortet werden. Der Malaria-Keim, wahrscheinlich ein Pilz, der aber noch nicht sicher festgestellt ist, scheine ebenso wie der Typhus-Keim im feuchten Boden zu gedeihen, der bei Austrocknung aber in die Luft geführt und so in den Organismus aufgenommen werde. Daher sei auch der beständige Wechsel zwischen Feuchtigkeit und Austrocknung des Bodens dem Erwachen und Gedeihen der Epidemien besonders günstig. Man hat geglaubt, daß das Fieber nur in den Niederungen herrsche, das ist aber unrichtig, es seien im Gegentheil manche Höhenlagen Afrikas berüchtigter als die Küsten. Neger seien ebenso disponirt wie die Europäer für die Erkrankung, allein die dunklen Rassen erschienen dem Vortragenden widerstandsfähiger als die hellen. Einen weiteren Einfluß auf die Erkrankungsfähigkeit im günstigen Sinne habe die Elasticität und Thätigkeit des Geistes, während niedere Klassen, namentlich Matrosen, häufig erkrankten. Daher glaubt der Vortragende, daß die Kolonisation durch Bauern ein gewagtes Experiment wäre, zumal da die Durcharbeitung des Bodens entschieden ungünstig wirke, wie dies durch den Baumwollenbau in Unterägypten gezeigt wurde. Körperliche Anstrengungen, wie die Strapazen der Reise, und namentlich ungenügende Ernährung mit frischen Viktualien, wie sie selbst in besseren Faktoreien häufig getroffen wird, haben einen entschieden schädigenden Einfluß. Ja sogar jeder Wechsel auch zu besseren äußeren Verhältnissen scheint die Disposition zur Erkrankung zu vermehren. Redner glaubt, daß mit der Hebung des Komforts auch die Gesundheitsverhältnisse sich bessern würden, und dies sei auch der Hebel für die Besserung der Verhältnisse. Das weniger geregelte Leben in den Kolonien spielt wohl eine Rolle bei der Häufigkeit der Erkrankungen, aber wohl kaum so sehr, wie gewöhnlich angenommen wird, nur der Genuß starker Alcoholica äußert ungünstige Folgen, ist aber bei dem lauen Wasser der Cisternen, die oft im Schwemmgebiete von Ebbe und Fluth liegen, kaum ganz zu meiden. Es wird also bei Berücksichtigung aller dieser Momente wohl der Einzelne im Stande sein können, sich den Tropen anzupassen, aber nie wird eine Massenacclimatisation, d. h. eine Anpassung der Rasse, möglich sein, schon deshalb nicht, weil das europäische Weib schwer unter dem Klima leidet und die Fortpflanzung aufhört. Auch Mischung mit dem Negerstamme wird keine Veränderung dieser Verhältnisse erzeugen, da der Mulatte noch geringere Widerstandskraft besitzt als jedes seiner Eltern. Der Vortragende schließt also mit dem Satze, daß es keine Acclimatisation im eigentlichen Sinne giebt.

— Mr. Last hat, wie er unter dem 6. December aus Quelimane schreibt, drei Monate auf die Untersuchung der Namuli-Berge in Ostafrika verwendet (vergl. oben S. 110). Er hat dieselben fast rings umwandert, fand es aber unmöglich, einen der beiden Gipfel des Hauptberges zu erreichen. Bergsporne von 2000 Fuß Höhe und darüber erstrecken sich nach allen Seiten, und darüber erheben sich jäh die beiden Kegel. Bevor Last das Gebiet verließ, ging er am Lukugu-Flusse hinauf bis zu dessen Quelle, welche westlich vom Namuli am Nordfuße des Berges Pilani liegt. Die ganze Gegend war wohl bewässert und fruchtbar, aber sehr spärlich bevölkert. Leider ist der Lukugu, die Hauptwasserader dieses vielversprechenden Landes, wegen seiner zahlreichen Stromschnellen und Wasserfälle selbst für Boote nicht zu befahren, und seine Mündung ist für Küstenfahrer durch eine Barre vollständig versperrt.

— Kapitän Bove's Bericht über den Congo, welchen er im Auftrage der italienischen Regierung im vorigen Jahre besucht hat, lautet keineswegs ermuthigend. Er behauptet, daß der Handel im Verfall begriffen sei, und bestätigt die schlimmsten Dinge, welche der amerikanische Konsul Tisdel früher vorgebracht hat.

— Dem Berichte des Don Francisco Quiroga über die Expedition zur Erforschung des Weges von den spanischen Posten an der Saharaküste nach der Oase Adrar (in Anales Soc. Españ. Hist. Nat. XV) entnehmen wir folgende Notizen [1]: Die Expedition verließ den Posten Rio de Oro am 16. Juni und erreichte am 10. Juli den Brunnen el-Anisch am Ostrande der Sebcha von Yyil unter 22° 28′ nördl. Br. und 9° 9′ 15″ westl. L. von Madrid. Dort trat ihnen Ahmed ben Mohammed Uld-el-Aidda, der Scheich von Adrar-et-Tmarr, entgegen und zwang sie zur Rückkehr. Auch ein Versuch, westlich durch Adrar-Suttuf vorzudringen, wurde vereitelt und die Expedition mußte in gerader Richtung durch das Gebiet der Uled-Delim, der Uled Bu Sba, der Meydhzuf, der el Sidi Mohammed und der Yahia Ben Otman nach ihrem Ausgangspunkte zurückkehren. Die spanischen Forscher haben also trotz aller entgegenstehenden Behauptungen spanischer Journale das eigentliche

[1] Vergl. „Globus", Bd. 50, S. 287.

Adrar nicht besucht, noch weniger dort Handelsverbindungen angeknüpft. Dagegen sind ihre wissenschaftlichen Forschungen von großem Interesse. Rio de Oro liegt auf einer von den Arabern Dajla genannten Halbinsel, deren höchster Punkt, dicht am Atlantischen Ocean liegend, auf 29 m ansteigt, unter dem Namen Tarf l'Eserak oder Ciprès grande eine wichtige Landmarke für die kanarischen Fischer an dieser flachen Küste. Ein sandiger Isthmus von nur 2 bis 3 m Meereshöhe verbindet die Halbinsel mit dem Festlande; in ihm liegen aber einige erhöhte Stellen von derselben Beschaffenheit wie die Halbinsel. Fließendes Wasser ist nicht vorhanden, auch keine Rambla mündet in die Bucht. Das Trinkwasser wird aus dem Brunnen Tanurta bezogen, welcher auf der Höhe der Halbinsel in einer ziemlich ausgedehnten Einsenkung liegt. Der höhere Theil der Halbinsel wird von marinem Tertiär gebildet, welches stellenweise von den Resten quaternärer Schichten überlagert wird; es hat also hier eine negative Niveauveränderung in verhältnißmäßig neuerer Zeit stattgefunden. Landein erstreckt sich dasselbe Tertiär bis zum Brunnen von Terguefchtemt, welcher in 73 m Meereshöhe liegt; dann folgen offenbar quaternäre Thonschichten mit zahlreichen fossilen Helices, über welche wir leider nichts Näheres erfahren; sie brechen in 166 m Höhe plötzlich ab an einer Verwerfung, welche krystallinische Schiefer an die Oberfläche bringt und offenbar den Rand des afrikanischen Kontinentes zur Tertiärzeit bezeichnet. Hier legt sich also eine 100 km breite, in neuerer Zeit gehobene Zone um das alte afrikanische Massiv, das von hier ab bis zum fernsten erreichten Punkte ausschließlich aus Granit und Gneis besteht. Der höchste Punkt erreicht 345 m. Die Sebka ist in Granit ausgetieft und senkt sich steil bis zu 150 m Meereshöhe ab. Kreideformation wurde auf der ganzen Strecke nicht beobachtet, nur an einer Stelle traten in einer Verwerfung des Granits paläozoische Schichten zu Tage, die aber sicher nicht devonisch sind. Die Sebka von Yyil, auf welche so manche Theorien und Hoffnungen gebaut wurden, ist eine ca. 150 m tiefe Einsenkung von elliptischer Form, etwa 30 km lang und 8 km breit, in welcher sich das Regenwasser sammelt und beim Verdunsten eine Salzschicht zurückläßt. Sie liegt 370 km von der Küste entfernt und scheint keine größeren Zuflüsse zu haben, auch nicht im Winter. Auch ein Zusammenhang mit anderen Einsenkungen scheint nicht zu existiren. — Flora und Fauna des durchreisten Gebietes sind ärmlich, schließen sich aber mehr an die des marokkanischen Küstenlandes an, als an die der Centralsahara; die einzige Landschnecke gehört zur nordafrikanischen Gruppe Macularia; die beobachteten Säugethiere, Meriones Shawi, Bifa lerotina, Gazella dorcas, Oryx leucoryx sind echte Saharaformen. Die in Rio de Oro gesammelten Meeresmollusken sind europäisch, doch mit starker Beimischung von Senegalformen. Ko.

Nordamerika.

— Montana hat einen schrecklichen Winter zu bestehen gehabt, und das Vieh hat furchtbar gelitten. Unterm 9. Februar wird aus Butte gemeldet: Seit 10 Tagen zeigt das Thermometer 40 bis 60° unter dem Gefrierpunkte. Aus Fort Assinboine, sowie aus den Forts Shaw und Benton kommt die Nachricht, daß das Vieh tausendweis von der Kälte weggerafft wird. Die Berichte aus Fort Benton äußern schwere Besorgnisse bezüglich des Bedarfs an Heizholz, welches mehr und mehr rar wird; viele Familien haben jetzt schon keins mehr. Auf die Hoffnung, das Vieh zu retten, hat man ganz verzichtet; von nun an muß Alles dem Schicksale überlassen werden. Das Gras liegt unter zwei bis drei Fuß Schnee; Männer, welche ihre Viehheerden nach Tausenden zählten, und deren Vermögen sich vielleicht auf eine Million Dollars bezifferte, werden blutarm wieder ganz von vorn anzufangen haben. Auch viele Menschenleben hat diese außerordentliche Winterkälte gekostet; mehrere Postkutschen sind zu Grunde gegangen und Streifkorps sind daran, nachzusehen, ob von ihnen noch etwas gerettet werden kann. — Weiter wird aus Fort Keogh gemeldet, daß die erste Hälfte des Januar die größte Kälte seit dem Winter 1880 bis 1881 gebracht habe. Vom 7. bis 9. Januar sei das Quecksilber in den Thermometern gefroren gewesen. Am Weihnachtstage setzte ein „Blizzard" ein, der 10 Tage ununterbrochen andauerte und den feinen Schnee vor sich hertrieb, bis der Boden mit Schnee 16 bis 18 Zoll tief bedeckt war. Dann setzte eine furchtbare Kälte ein und das Quecksilber fiel von — 4° am 4. Januar auf — 58° am 9. Januar. Am 6. stand es auf — 29°, am 7. auf — 40°, am 8. auf — 53°, am 9. auf — 58°; dann kam der „Chinook", der warme Wind von der Pacific-Küste über das Felsengebirge und am 10. Januar stand das Quecksilber auf + 35°, in 24 Stunden ein Temperaturunterschied von über 90°. — Spätere Nachrichten aus den Vieh-Ranches besagen, daß die Verluste noch größer sind, als man anfangs annahm. Wie aus Butte gemeldet wird, sind mindestens 25 Menschen seit Neujahr umgekommen, und von dem Vieh sind von 50 bis 75 Proc. erfroren und verhungert. Die Counties Custer, Meagher, Chouteau und Yellowstone verlieren mindestens 300 000 Stück Vieh zum Durchschnittspreise von 30 Dollars das Stück. Die Banken in Helena werden gegen anderthalb Millionen, die sie Viehzüchtern vorgestreckt haben, einbüßen. Die Verluste der Schafzüchter sind ungeheuer. Gebr. Hay in Geyser Springs verloren eine Heerde von 40 000 Stück in einem Blizzard. Ein Hirt Namens Peterson trieb am Maple Creek eines Morgens eine Heerde von 3000 Stück aus. Ein Blizzard brach los und die Heerde flüchtete. Peterson folgte ihnen und wurde am anderen Morgen inmitten von einigen hundert Stück gefunden. Die übrigen waren umgekommen. Peterson's Hände und Füße mußten amputirt werden. In Fort Benton kosten Kohlen 50 Dollars pro Tonne, Petroleum 5 Dollars die Gallone, Mehl 10 Dollars der Sack. Kartoffeln sind nicht zu haben, und wenn man sie mit Gold aufwiegen wollte.

— Ueber eine eigenthümliche Methode, Kopfweh und Gliederschmerzen zu behandeln, berichtet Corbusier im „American Antiquarian". Wenn ein Tonto oder Apache heftigen Schmerz empfindet, wendet er sich an einen Medicinmann. Dieser nimmt eine Klapperschlange, die er dazu unterhält, faßt sie mit Daumen und Zeigefinger fest hinter dem Kopfe und wickelt sie dem Patienten um den Kopf oder um das Glied, in welchem er Schmerz empfindet, während er sie gleichzeitig durch einen bestimmten Gaumenlaut veranlaßt, ihre Klapper zu schütteln. Genügt das nicht, um den Schmerz zu beseitigen, so steckt er der Schlange eine Portion gelben Blüthenstaub in den Rachen und läßt denselben eine Zeit lang darin, während er den Bauch der Schlange streicht; dann wird der Blüthenstaub auf den schmerzenden Theil eingerieben und soll unfehlbar den Schmerz beseitigen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

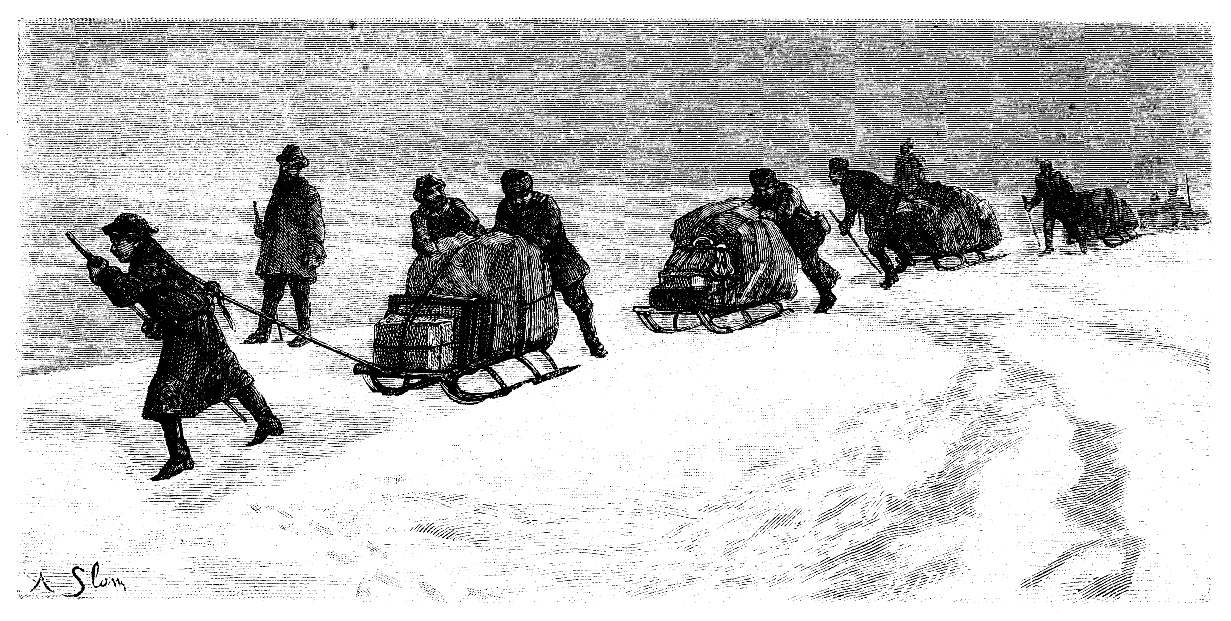
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

III.

Der Weg längs des Ufers wurde anfänglich ziemlich schnell zurückgelegt, doch schon nach 4 km hörte der gute Weg auf. Man kam in eine sehr unwegsame Eisregion, die von höchst eigenthümlichen schmutzfarbenen Rinnen durchschnitten wurde. Noch am 12 Juli, zwischen dem achten und neunten Lagerplatze, sah man Grashalme und Spuren anderer grönländischer Pflanzen auf der Oberfläche des Schnees; anfänglich glaubte man, sie seien aus dem Inneren des Landes dorthin geweht. Doch es zeigte sich bald, daß dies nicht der Fall sein konnte, da man östlich vom 9. Lagerplatze nie mehr Blätter antraf. Mit Ausnahme einiger Vögel, die man auf dem Rückwege sah, waren ein kleiner, auf verschiedenen Arten der Eisalge lebender Wurm, sowie einige durch den Sturm von dem Lande hierher verschlagene Fliegen die einzigen Vertreter der Fauna. Schon kurze Zeit, nachdem man den Rand des Eises verlassen hatte, fand man keine Steine mehr auf demselben; jedoch war es von ganz feinem Lehmschlamm (Kryokonit) in großer Menge bedeckt. Man erreichte schnell eine ansehnliche Meereshöhe; sie betrug am 3. Tage 332 m, am 4. 390 m, am 5. 417 m, am 6. 449 m, am 7. 533 m, am 8. 598 m, am 9. 771 m. Von hier an wurde der Horizont durch das Eis gebildet, so daß es infolge der Luftspiegelung schien, als ob man in einer flachen, schalenförmigen Senkung marschirte. Der Weg lieferte keine besondere Kennzeichen mehr, so daß die Führer sich auf dem Rückwege zu verirren fürchteten; dies erfüllte sich jedoch nicht, sie fanden vielmehr den Weg mit großer Sicherheit wieder auf. Die mit Hilfe des Schrittzählers gemessene Weglänge war um 50 bis 100 Proc. größer als die durch astronomische Bestimmung gemessenen Distanzen. Anfänglich war das Wetter sehr schön, der fortwährende Sonnenschein schädigte aber die Augen und verbrannte die Haut, welche dann abfiel. Am 12. Tage hatte man 1014 m Höhe erreicht. Am 13. Juli fing es an zu regnen und man fühlte sich glücklich, als man bei der 12. Mittagsrast ferne dunkle Bergspitzen zu erkennen glaubte; bald aber erkannte man die Täuschung, es war nur der Wiederschein kleiner, weiter östlich in der Eiswüste gelegener Seen. Die Beschreibung der folgenden Märsche gab Nordenskiöld Gelegenheit, seine Ansicht über den Ursprung des Kryokonitstaubes näher zu erörtern; hinsichtlich dieser hochinteressanten Frage erlauben wir uns auf das Buch selbst zu verweisen. In den nächsten Tagen hob sich das Eis bis zu 1261 m; es fing an ebener und der Weg besser zu werden. Die Wanderung wurde jedoch noch immer durch die zahlreichen Schmelzgruben erschwert; dagegen fingen die Flüsse an seichter und weniger reißend zu werden. Die Reisenden passirten verschiedene Seen, deren einige im Winter nicht auszutrocknen schienen, denn man sah an verschiedenen Stellen mehrere Fuß dicke Blöcke an den Ufern hinaufgeschraubt, was sich nur dadurch erklären läßt, daß noch eine bedeutende Wasserfläche vorhanden war, als die Wasseransammlungen sich mit neuem Eise bedeckten. Die Seen sind oft ringförmig, und die Ufer bildeten damals Schneemoräste, die mit beladenen Schlitten schwer zu passiren waren. Bereits am 21. Juli war die Höhe von 1510 m erreicht; anfangs war der Weg noch vortrefflich, dann aber wurde er so schlecht, daß man in einem wassergetränkten Schneebrei watete, durch

den man die Schlitten nur mit Mühe weiter bringen konnte. Schon am 21. Juli war es schwer, eine trockene Stelle für das Zelt zu finden und am 22. glückte es gar nicht mehr; in einer anderen Jahreszeit wäre der Weg hier außerordentlich gut gewesen. So sah Nordenskiöld sich genöthigt, die Weiterreise aufzugeben und nur die Lappen auf Schneeschuhen möglichst weit nach Osten vordringen zu lassen; die Leute selbst baten um die Erlaubniß, ihren Ausflug auf drei bis vier Tage ausdehnen zu dürfen. Am Ende jeder dritten Meile sollten sie dabei den Barometerstand verzeichnen, von Proviant durften sie mitnehmen, was sie wollten. Am 22., etwa um 3 Uhr Morgens, brachen die Lappen auf. Die Zurückbleibenden fanden bei vorgenommener Inventur, daß sie noch für 22 Tage Lebensmittel hatten; man sah übrigens auch ein, daß der Zustand unhaltbar wurde, und am 24. trat die Expedition den Rückweg nach dem 17. Lagerplatze an; an demselben Tage Mittags kamen die Lappen nach 57 stündiger Abwesenheit zurück, Mangel an Trinkwasser und Brennmaterial zum Schneeschmelzen hatte sie zur Umkehr genöthigt; die zurückgelegte Entfernung schätzten sie auf 230 km; der Endpunkt des Weges lag 1947 m über dem Meeresspiegel. Eine eigenthümliche Erscheinung, die an den Lappen beobachtet wurde, möge hier erwähnt sein. Nordenskiöld sagt: „Die sonst wenig lebhafte Phantasie der Lappen scheint während des Schlafes in beständiger Thätigkeit zu sein; sie sprachen oft von ihren Träumen, und Lars, der übrigens die personificirte Ernsthaftigkeit war, brach oft im Traume in lautes, gellendes Lachen aus.“ Am 25. Juli wurde der Rückweg angetreten; er war nicht sehr beschwerlich; die Flüsse waren meistens ausgetrocknet, die Eishügel bereiteten weniger Hindernisse, dagegen hatten die Gletscherspalten an Tiefe zugenommen. Am 31. Juli bekam man Land in Sicht, welches am 3. August erreicht wurde. Man marschirte dann unter Zurücklassung des größten Theiles der Ausrüstung nach dem Sofiahafen, wo sich die mit der Bewachung der Vorräthe betrauten Eskimos sehr erfreut zeigten. Man trennte sich nun in zwei Abtheilungen, deren eine die niedrige aber breite Landzunge überschritt, um dann nach Ikamint und Egedesminde zu gelangen, während die



Zugordnung. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

andere in einem größeren Boote über Kangaitsiak zurückkehrte.

Im Anschluß an dieses Kapitel theilt Nordenskiöld den Bericht über eine eigenthümliche Episode, eine Wettfahrt auf Schneeschuhen, mit. Ihm selbst nämlich war es bedenklich vorgekommen, die Angabe, daß die Lappen in 57 Stunden 460 km zurückgelegt hätten, zu veröffentlichen, und um in dieser Sache Sicherheit zu erlangen, hatte Dr. Dickson einen Wettlauf auf Schneeschuhen vorgeschlagen. Derselbe sollte am 3. April 1884 stattfinden; die Bahn hatte eine Länge von 10,3 schwed. Meilen oder 110 km, welche im Hin- und Rückweg über größtentheils ebenes Seeeis, doch auch über verschiedene Landzungen gemacht werden mußte; es war den Bewerbern freigestellt, beliebige Ruhepausen zu machen, doch wurde die Dauer derselben nicht in Rechnung gebracht. Der Sieger hat die Bahn in 21 Stunden und 22 Minuten durchlaufen, so daß die Leistung der Lappen, welche Nordenskiöld auf seiner Grönland-Reise begleiteten, dadurch noch in den Schatten gestellt wird.

Hoch interessant ist der Bericht, welchen im sechssten und siebenten Kapitel Professor A. G. Nathorst über die Untersuchungen im Waigat und den weiter nach Norden belegenen Theilen des Landes erstattet, Untersuchungen, welche er während Nordenskiöld's Wanderungen auf dem Binneneise ausgeführt hatte. Wir müssen einen Theil desselben übergehen und nehmen den Faden der Erzählung mit der Beschreibung der Landung nördlich von Kap York wieder auf. Trotzdem Hans Hendrik, der erfahrene Lootse — der Begleiter Elissa Kent Kane's und Charles F. Hall's, der in den Berichten unrichtig Hans Christian genannt wird — vor der Annäherung warnte, beschloß Professor Nathorst den Versuch zu machen, obwohl er sich seiner schwierigen Stellung als Unterbefehlshaber vollkommen bewußt war. Nach mancher Schwierigkeit fand man jenseits der Conical Rock genannten Insel eine Bucht, die eisfrei war und sich nach Osten auszudehnen schien. Man ging daher dort vor Anker und bemerkte bald, daß man sich einer Eskimoniederlassung gegenüber befand, mit deren Bewohnern man bald Bekanntschaft machte, obwohl die Ankunft der Fremden anfangs einige Unruhe erzeugte. Bei

der Landung wurden sie von einem alten, in Bärenfell gekleideten, Koludat genannten Greise empfangen. Er lachte die Gesellschaft an, was von Hans Hendrik erwidert wurde. Das Völkchen, das man da antraf, schien noch keine Fortschritte in der Civilisation, wie Roß sie beschreibt, gemacht zu haben. Es waren braune, kräftige Gestalten, mit langem herabhängendem Haar, und bei einzelnen bemerkte man auch lange, dünngesäete Barthaare. Die Zelte der Eingeborenen waren klein und niedrig und aus Seehundsfellen zusammengenäht. Um dieselben herum waren die Hunde angebunden, welche zu Schlittenreisen und im Nothfalle auch als Nahrung gebraucht werden. Es ist wunderbar, wie diese Leute, trotz ihrer geringen Hilfsmittel, in wünschenswerthem Wohlbefinden gedeihen können. Die runden, sonnenverbrannten Backen, die starken, untersetzten Gestalten legten hinreichendes Zeugniß für ihre Stärke, Gesundheit und Ueberfluß an Lebenskraft ab. Ihre Zahl ist übrigens sehr gering und nimmt immer mehr ab.



Ansicht vom Binneneise. Auf den Strand eines Inlandsees aufgeschraubte Eisblöcke. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Während Nordenskiöld's Abwesenheit auf dem Binneneise hatte übrigens seinem Schiffe in dem nach demselben benannten Sofia-Hafen große Gefahr gedroht. Die Bemannung der „Sofia“ hatte in den ersten Tagen an der Eiswanderung theilgenommen, war jedoch am 6. Juli nach dem Schiffe zurückgekehrt, um nach Godhavn zu gehen und ihre weiteren Aufträge auszuführen. Dem Schiffsjournale zufolge lichtete das Schiff am 8. Juli, nachdem die vorgeschriebenen Vorräthe an Land gebracht waren, um 10 Uhr

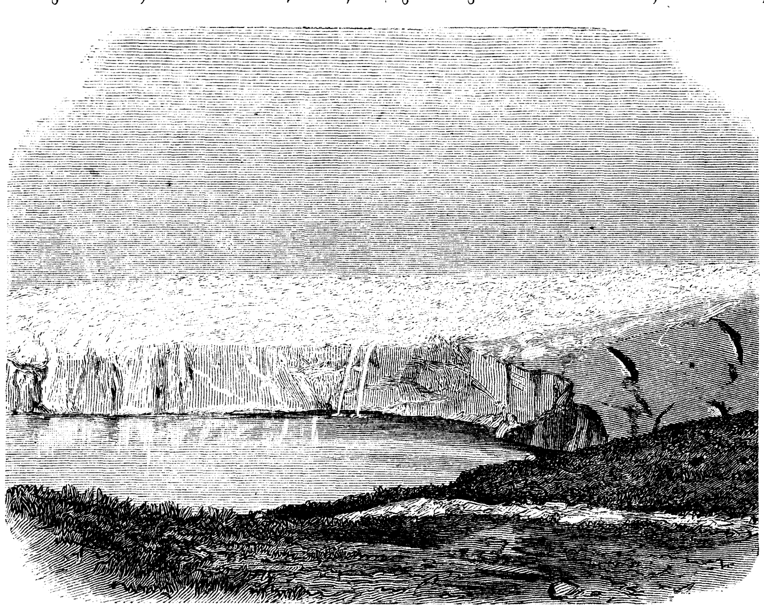


Abfahrt der Lappen vom 18. Zeltplatze. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Abends den Anker, um die Bai zu verlassen, aber die ganze vorliegende Bucht war voller Eis; erst gegen ein Uhr gelang es dem Schiff, sich frei zu machen. Da jedoch die Unmöglichkeit erkannt wurde, sich hier durch zu arbeiten,

hielt man es für das Räthlichste, in den Sofiahafen zurückzukehren und dort Veränderungen in der Lage des Eises abzuwarten. Jetzt erst hörte man, daß das Inlandeis in den letzten Tagen verschiedene Male gekalbt hatte, d. h. es waren größere Eisblöcke von dem Eisrande herabgefallen oder dadurch von ihm abgebrochen worden, daß das Meerwasser diese Stücke von den äußersten, in dasselbe hinausreichenden Theilen des Eises in die Höhe hob. Dies geschah auch am 8. Mittags wieder, wo eine große Fluthwelle in den Hafen eindrang und das Wasser um zwei Fuß stieg. Die Eismassen, die sich vom Inlandeis gelöst, hatten die „Sofia“ jetzt ganz eingeschlossen. Am 11. Juli kalbte das Inlandeis wieder, und das Wasser stieg diesmal um 6 bis 8 Fuß; die in das Meer hinaus sich ausdehnende Eismasse schien in der Mitte geborsten zu sein und hob sich zu einem furchtbaren Rücken empor. Am 12. Juli endlich beschloß der Führer der „Sofia“, Kapitän Nilsson, einen neuen Versuch zu machen, das Eis zu forciren. Allein nach ein paar Stunden saß das Schiff vollständig im Eise fest, und zwar nahe dem Sunde, welcher den inneren Meerbusen Tasiusarsoak mit dem Aulaitsivik-Fjord verbindet und durch welchen unglaublich gewaltsame, durch das Fluthwasser verursachte und nur zur Zeit des Stromwechsels passirbare Wirbelströme laufen. Es gelang zwar durch abwechselndes Vor- und Rückwärtsgehen durch den Sund zu kommen, aber zu spät, um den Stromwechsel benutzen zu können; das Wasser strömte bereits mit größter Geschwindigkeit aus dem Fjorde heraus und führte große Eisberge und Eisfelder mit sich, welche die „Sofia“ gegen das Land zurückdrängten. Nur ein glücklicher Zufall konnte sie aus ihrer verzweifelten Lage retten. Ein großer Eisberg riß das Eisfeld, an welchem das Schiff festsaß, mit sich fort und befreite es; die noch immer heranstürmenden Eismassen nahmen mehr und mehr ab, und um ein Uhr, 6 Stunden nach dem Aufbruche, dampfte das Schiff in fast eisfreiem Wasser dahin.

Am 23. August kam die „Sofia“ mit der wieder vereinigten Expedition an Bord gegenüber Julianehaab an, wo man, von der Station auf das Bereitwilligste unterstützt, die Vorräthe ergänzte und am 24. August weiter dampfte, um im Inneren des Igaliko-Fjords der Stelle einen Besuch abzustatten, wo der Hof Erich's des Rothen, Brattahlid, gelegen haben soll. Der Name Igaliko deutet schon darauf hin, daß hier eine Niederlassung gestanden haben muß; er bedeutet nämlich „Essenkochen“ oder „Kochplatz“. Die Grundmauern, welche man da fand, deuten auf ein Haus, welches kleiner ist, als die gewöhnlichen Bauernhütten in Schweden. Alterthumsreste finden sich übrigens in den meisten Fjorden des südwestlichen Grönlands. Dieselben lassen sich etwa folgendermaßen unterscheiden: a) Niedrige, häufig in dem Grasteppich verborgene Grundmauern, 4 bis 6 m breit, in der Länge aber je nach der Zahl der Wohnräume verschieden. Die Mauern sind etwa 1 m dick, ohne Mörtel zusammengesetzt, mit kleinen Thüren, und ohne Fenster; der Flur besteht aus Lehm und Schutt, auf dem man oft Holzkohlenstücke, manchmal auch Ueberreste von Brettern antrifft. b) Ueberreste von Kirchen. c) Ringförmige Mauern, gewöhnlich nur von unbedeutendem Durchmesser. d) Ringförmige Steinpflasterungen von wechselndem Umfange. e) Einfriedigungen, Steinwahrzeichen 2c. f) Begräbnißplätze in der Nähe früherer Kirchen; die Leichen sind manchmal noch von Resten von Wollenstoffen umgeben und liegen oft in Holzkisten, die mit Holznägeln, manchmal auch mit eisernen Nägeln zusammengefügt sind. Solche Ruinen liegen größtentheils in den inneren, jetzt unbebauten Fjordthälern, wo allerdings bedeutendere Weideplätze gefunden werden, da doch vermuthlich der Haupterwerb der Bevölkerung in Jagd und Fischfang bestanden haben wird. Und nun zurück zu dem vermeintlichen Brattahlid.



Binnensee am Rande des Inlandeises. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Auf einem, aus der Ebene Igaliko sich erhebenden 45 Fuß hohen und aus einem Felsen bestehenden Hügel mit einem steilen, 2 bis $2^1/_2$ m hohen Absatze auf der nordöstlichen Seite fand man die Grundmauern eines an der äußeren Seite 16,3 m langen und 6,6 m breiten Gebäudes; die eine Wand wird von einem senkrechten Felsenabsatz gebildet, die anderen Wände sind aus kolossalen Sandsteinblöcken aufgeführt. Auf Grund dieses Befundes und unterstützt durch eine, wie Nordenskiöld meint, irrige Etymologie hat man in diesen Ruinen Brattahlid zu finden vermeint, jenen Hof, wo Erik der Rothe sich niedergelassen, wo Leif, der eigentliche Entdecker des Weinlandes und somit auch Amerikas, gewohnt und von wo später so manche der Entdeckungsfahrten ausgegangen sind, von denen die Sagas erzählen. Der Igaliko ist jedoch aus einem anderen Grunde merkwürdig; es wird hier Viehzucht und etwas Ackerbau getrieben, Gewerbe, welche den eigentlichen Eskimos vollständig fremd sind.

Auf der Rückreise nach Julianehaab beobachtete man eine eigenthümliche Erscheinung. Bei gutem Wetter und ruhiger See dampfte die „Sofia“ über den schmalen Fjord; plötzlich bemerkte man einen scharf begrenzten, etwas gelblichen Schein. Als derselbe das Schiff erreichte, sah es aus, als schwämme dasselbe in einem Meere von Feuer oder von geschmolzenem Metall; ungeachtet das Schiff 4 bis 6 Knoten Fahrt hatte, verschwand das Licht bald am Horizont. Leider war die Zeit zu kurz, es mit dem Spectroskop zu untersuchen oder eine Wasserprobe zu nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührte der Schein nicht von der Phosphorescenz eines

am Schiffe vorbeischwimmenden Fischzuges her. Ein Nordlicht war an dem dicht bewölkten Himmel nicht zu entdecken. Die Eskimos berichteten, daß ein in der Nähe mündender Gletscherstrom eine dünne Schicht Lehmwasser an der Oberfläche des Fjord ausbreite, und sie glaubten, daß dieser Umstand mit der großartigen, nie vorher von ihnen gesehenen Erscheinung in Verbindung stehe. „Dieses merkwürdige Naturphänomen können unsere Gelehrten nicht erklären", wiederholt Nordenskiöld aus dem Schiffstagebuche der „Sofia".

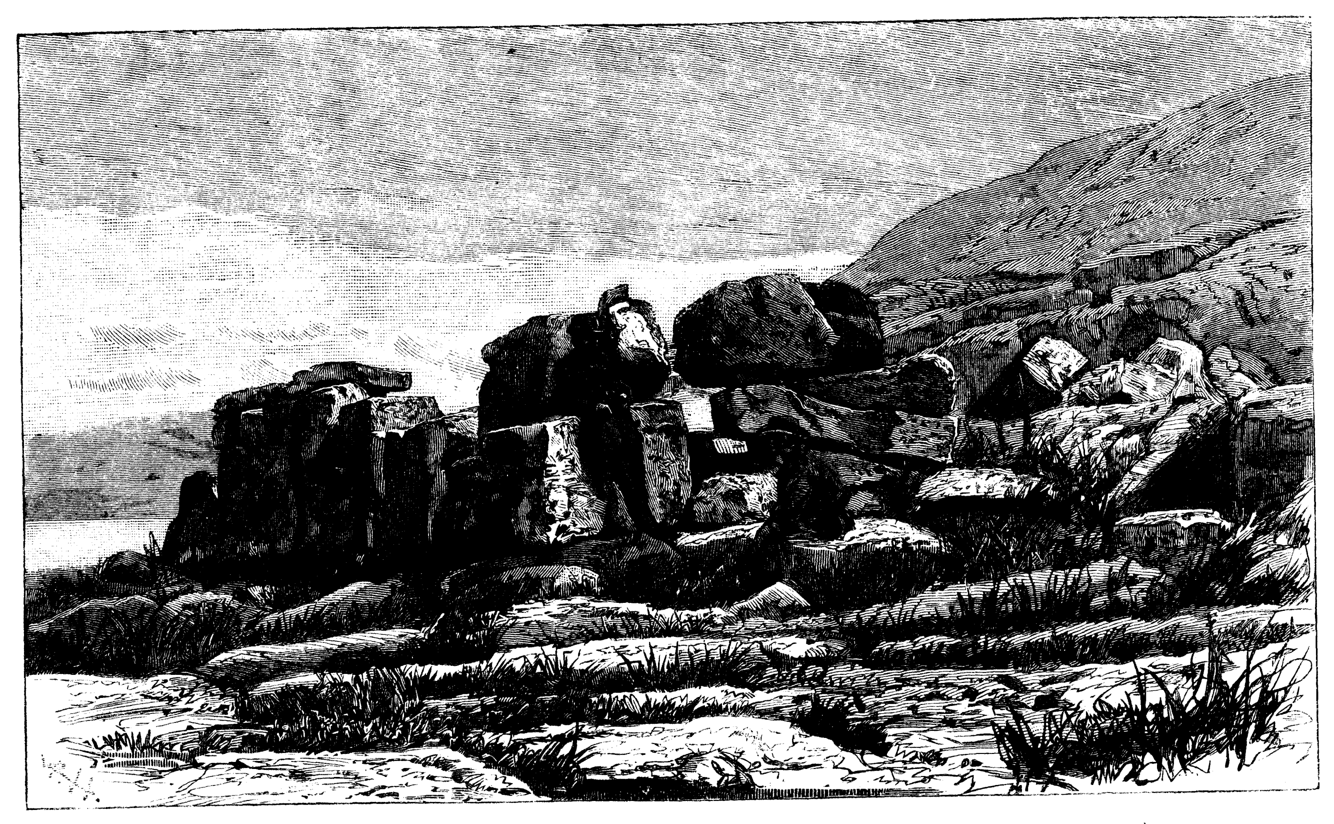
Am 26. August ging die „Sofia" von Julianehaab ab und am Nachmittage warf sie im Hafen bei Friedrichsthal Anker, wo nach Aussage der Missionare europäische Schiffe nie vorher vor Anker gelegen haben.

Der Empfang durch den leider seither verunglückten, durch seine Reisen an der Ostküste Grönlands bekannten Pastor Brodbeck war sehr freundlich. Derselbe erklärte sich auch für den Fall, daß ihm die Erlaubniß dazu ertheilt werde, bereit, die Expedition zu begleiten; während dieselbe eingeholt wurde, blieb die „Sofia" in Friedrichsthal und benutzte diesen Aufenthalt, um die Kessel zu reinigen, welche Operation wie gewöhnlich durch Eskimos vorgenommen wurde. Nordenskiöld giebt an dieser Stelle seines Buches verschiedene Mittheilungen über die Niederlassungen auf der Ostküste Grönlands und erwähnt namentlich, daß die Bevölkerung nördlich vom 65. oder 66. Breitengrade zahlreich sein und einer anderen Menschenrasse angehören solle.



Der Eskimo Koludat. (Nach einer Photographie.)

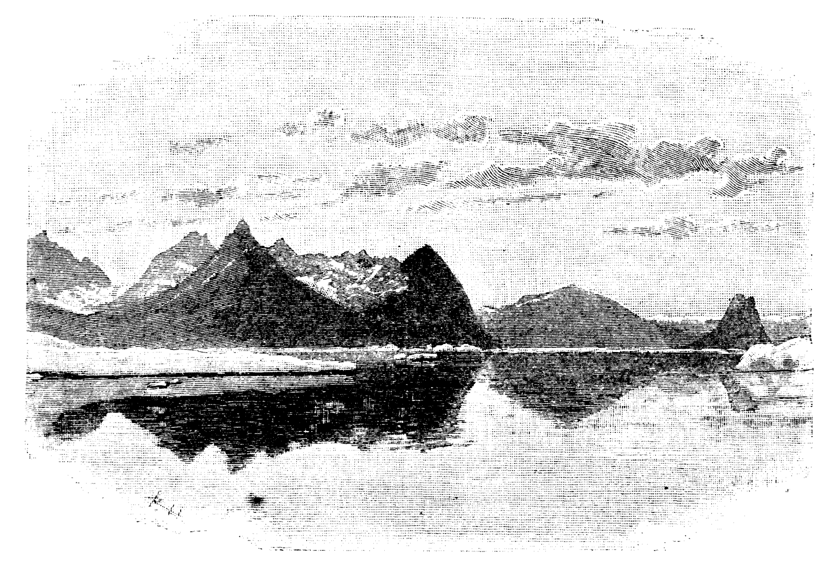
Nachdem die Antwort gekommen war, daß Pastor Brodbeck die „Sofia" nach der Ostküste begleiten dürfe, und die Reisegesellschaft vereinigt war, lichtete die „Sofia" am 29. August Mittags den Anker. Bei herrlichem stillem Wetter, auf vollkommen glattem, mit zerstreuten Eisstücken bedecktem Wasser dampfte sie, anfangs ohne nennenswerthe Eishindernisse, an dem südlichsten dänischen Handelsplatz Pamiagdluk vorbei und in dem von hier nach Nordost gehenden Sunde nach der Stelle Kungmiut, wo die Sunde Ikek und Ikaresak einander kreuzen. Die Natur war hier äußerst großartig. Die schmalen Sunde waren von hohen Bergen umgeben, welche zu unzähligen zackigen, jetzt nahezu schneefreien und oft ruinen- und festungsartigen Bergspitzen verwittert waren, zwischen denen hier und da die blauweiße Krone eines weiter im Lande liegenden Gletschers hervorleuchtete. Zwischen den Bergen und auf deren Abhängen sah man einzelne grünende Matten und am Fuße derselben dehnte sich die enge, spiegelblanke Wasserfläche des Sundes aus, die mit größeren und kleineren weißen, azurblauen und meergrünen Eisstücken bestreut war. Unter diesen sah man hier und da einen riesengroßen Eisberg, der durch die Strömungen in der Tiefe des Meeres in einer ganz anderen Richtung als das gewöhnliche Treibeis fortgetrieben wurde. Ein solcher zermalmte und schob alles kleinere in seinem Wege liegende Eis auf die Seite und ließ so ein eisfreies Kielwasser hinter sich, das sich jedoch da, wo das Eis dichter war, bald aufs Neue schloß. Weiterhin wurde das Eis dichter und dichter; es bestand hauptsächlich aus ziemlich grobem Meereis, zwischen dem auch hier und da ein großer Eisberg seinen eigenen Weg ging. Um jede Gefahr zu vermeiden, hielt die „Sofia" die Mitte des Fahrwassers, doch wurde das Eis bald undurchdringlich. Man suchte nun offeneres Wasser am nördlichen Strande, um, wenn das Schiff nicht weiterkommen konnte, einen einigermaßen sicheren Ankerplatz zu gewinnen, und dort eine Aenderung in der Lage des Eises abzuwarten. Dies glückte jedoch nicht. Die Sunde bei Kap Farewell sind nämlich von einem wilden, in spitzige Bergkegel zersplitterten Berglande umgeben, das bei dem Besuche der „Sofia" mit Ausnahme von einigen größeren, noch in den tieferen Thälern zwischen den Bergspitzen liegenden Schnee- und Eisfeldern schneefrei war. In das Meer sich absenkende Gletscher wurden nicht bemerkt, ebensowenig irgend welches Inlandeis, welches übrigens nach den Berichten von Lieutenant Holm in Südgrönland, wenigstens bis zur Höhe von Julianehaab, fehlt. Die Ufer der Sunde scheinen übrigens für das Ankern zu jählings in die Tiefe zu gehen, und das Ankern wird außerdem noch dadurch unmöglich, daß mit den starken Ebbe- und Fluthströmungen hier beständig große Eisstücke hin- und her-, selbst dicht an den Strandklippen vorbeitreiben. Da man also in der eingeschlagenen Richtung weder nach der Ostseite des Landes gelangen, noch auch einen sicheren Ankerplatz finden konnte, um eine Besserung der Lage des Eises abzuwarten, suchte man durch den nach Süden gehenden Sund Ikaresak wieder hinauszukommen. Doch auch hier stieß man auf Eis, und da es schon anfing dunkel zu werden, wurde es nöthig, Schutz für die Nacht zu suchen. In Er-



Das vermeintliche Brattahlid, von Nordosten gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Die Kolonie Friedrichsthal. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

mangelung eines besseren Platzes fand man denselben in der am Nordostende des Fjord gelegenen Bucht Kangerdludsiak, wo die Ufer allerdings so steil abfallen, daß man mit Mühe nur ganz in der Nähe des Landes mit 20 bis 30 Klafter Tiefe Anker werfen konnte und gleich wieder durch große, am Strande entlang treibende Eisstücke den Platz zu verlassen genöthigt war. Dies wiederholte sich mehrere Male während der jetzt völlig hereingebrochenen Nacht, wobei das Schiff jeden Augenblick Stößen der hin- und hertreibenden Eisberge, sowie der Gefahr ausgesetzt war, auf eine der im Fahrwasser liegenden Klippen zu stoßen. Doch konnte die „Sofia" bei Tagesanbruch ihre Fahrt unbeschädigt fortsetzen.



Strandpartie am Ikek-Sunde. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

II.

Bald nach Mitternacht wurde am 19. Mai der Marsch fortgesetzt. Immer dicht an dem trockenen Bette des Tokoscha hinhaltend, kam man zunächst über ein langsam ansteigendes Terrain, auf dem die spärliche Vegetation nur aus verkümmerten Mimosen, Elephantenbäumen und halbvertrockneten Gräsern bestand. Zwei isolirte, etwa 200 m hohe Berge zur rechten Seite des Weges wiesen einen offenbar vulkanischen Charakter auf. Ihr schwarzes Gestein zeichnete sich scharf auf dem weißen Sande der Ebene ab. Während der Nachtstunden ging der Marsch ohne Beschwerden vor sich, aber am Tage, wo mit der Sonnenhitze zugleich der glühende, den heißen Sand emporwirbelnde Wind seine Wirkung that, war das Vorwärtskommen für Menschen wie Thiere eine schwere Aufgabe. An zwei Stationen, wo Wasser vorhanden sein sollte, waren die Brunnen ausgetrocknet. Nach achtstündigem Marsche war aber der Durst so groß, daß der Vorschlag des Karawanenführers, ohne weiteren Aufenthalt sogleich nach der sechs Stunden entfernten nächsten Station Danan zu gehen, auf keinen Widerspruch stieß. Mit Aufbietung aller Kräfte und, weil nur das ersehnte Ziel im Auge, in einer gleichmäßigen Ordnung, wie man sie bisher noch nicht erreicht hatte, ging die Karawane vorwärts. Endlich zeigte sich in der Ferne das üppige Grün, welches das Vorhandensein von ausreichendem Wasser verkündete, und noch ehe man an die Brunnen gekommen war, begegnete man, zum ersten Male in den fünf Tagen seit dem Aufbruche von Zeila, Eingeborenen, die mit großen Heerden von Schafen und Kameelen sich hier aufhielten. Um den bald hinter Tokoscha zurückgelassenen Nachtrab, einige Führer mit den erkrankten und den in Zeila neu angekauften Kameelen, zu erwarten, wurde beschlossen, hier ebenfalls eine längere Rast zu machen. Das Lager wurde in der Nähe einer Quelle aufgeschlagen, weit genug von den zahlreichen, halbkugelförmigen Zelten der Somali, um eine gegenseitige Belästigung vermeiden zu können. Leider nützte diese Vorsorge nicht viel. Die zuerst harmlose Neugier der Eingeborenen verwandelte sich bald in die unverschämteste Zudringlichkeit und offenbare Raublust. Die Nacht über mußten die Reisenden ihr Lager bewachen und, um die immer wiederkehrenden frechen Diebe zu erschrecken, von Zeit zu Zeit einen Schuß in die Luft abgeben. Am 22. Mai Morgens erschien sogar eine aus mehreren hundert Somali bestehende, mit Messern und Lanzen bewaffnete Bande, um Reis, Tabak und Datteln

zu fordern. Auf den Rath des inzwischen mit dem Nachtrab eingetroffenen Karawanenführers Fareh ließen sich die Reisenden auf keinerlei Verhandlungen ein, sondern traten mit ihren Dienern, jeder das geladene Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in der Hand, die Revolver am Gürtel, ruhig der Menge entgegen, die in der That, wie von panischem Schrecken gepackt, die Flucht ergriff. Der Pater, dem Cecchi auch zugemuthet hatte, sich, mit dem sechsten Gewehre bewaffnet, an der Vertheidigung zu betheiligen, hatte das Ansinnen so unchristlichen Thuns mit Entschiedenheit von sich gewiesen und sich in seiner harmlos kindlichen Weise damit begnügt, sein Kreuz gegen die Angreifer zu schwenken. Wie lange die glücklich bewirkte Einschüchterung der Somali andauern würde, konnte man nicht wissen; jedenfalls schien es gerathen, im Lager zu bleiben und die geplante Erforschung der interessanten vulkanischen Umgebung von Danan zu unterlassen. Wenige Kilometer nördlich von der Oase erheben sich aus einer hügeligen, von Streifen harter, schwarzer Lava durchzogenen Ebene die gewaltigen alten Krater von Gidgerasale, die mit ihren phantastischen Formen nach Antinori's und Chiarini's Schilderung zu den merkwürdigsten derartigen Bildungen gehören.

Am Morgen des 23. Mai brach die Karawane auf, um immer noch dem Bette des Tokoscha entlang mehrere Tagemärsche in südwestlicher Richtung weiter zu gehen. Die vulkanischen Hügelketten traten hier näher an das Flußbett heran, erhoben sich aber nur an vereinzelten Stellen mehr als 550 m über die langsam ansteigende Ebene, deren geologischer und botanischer Charakter hier noch keine Veränderung zeigte. Bei der Station Alehadda, wo man in der Umgebung einer kleinen Quelle trinkbaren Wassers wieder mit vielen Somali zusammentraf, wiederholten sich in vergrößertem Maßstabe die Vorgänge von Danan, die von jetzt an fast zur Tagesordnung der Karawane gehören sollten. In großen Gruppen versammelt, hielten die Somali zuerst das übliche Salam ab, um dann in gedrängten Haufen oder zur Abwechselung auch wohl einmal kriegsmäßig in Reihen geordnet, gegen das Lager vorzurücken und ihre von Drohungen begleiteten Forderungen mitzutheilen. Schlimmer als diese Belästigung, die sich einstweilen noch abwehren ließ, war aber das jetzt schon beginnende Erkranken vieler Kameele. Die neu hinzugekommenen Reservethiere waren zur Entlastung der anderen schon in Anspruch genommen. Am 24. Mai, auf dem Wege nach der Station Gollohol, fielen trotzdem einige vor äußerster Ermattung, und schweren Herzens mußten sich die Reisenden entschließen, ihr Gepäck zu vermindern, indem sie, was ihnen zunächst entbehrlich schien, längs des Weges ausstreuten. Auch dieses Mißgeschick wiederholte sich von nun an fast täglich; bald erlagen die Thiere ihrer zu schweren Belastung, bald rieben ihnen die großen, für den Kameeltransport gänzlich ungeeigneten Kisten, in denen sich ein Hauptheil der Ausrüstung befand, tiefe Wunden in den Rücken. Es währte nicht lange, so verwünschten die Reisenden aus vollem Herzen diese in Paris, London und Borgo San Lorenzo angefertigten Kästen, die, 160 an der Zahl, mit ihrer trefflichen Lackirung und dem Zinkfutter die Prachtstücke der Ausrüstung gewesen waren. Von Tag zu Tag wurde es ihnen klarer, daß bei der „wohldurchdachten" Beschaffung des Reisematerials weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Die Leichtigkeit und scheinbare Gleichgültigkeit, mit der sie sich nun ihres Besitzes entäußern mußten, blieb natürlich nicht ohne schädlichen Einfluß auf das Verhalten der Leute. Sie hielten es für angezeigt, sich an den so gering geachteten Schätzen zu bereichern, und kleine Diebstähle und Veruntreuungen wurden immer häufiger.

Kurz vor der Station Gollohol trennt sich die Straße von dem hier nach Westen abbiegenden Flußbette. Zwischen zwei Reihen vulkanischer Hügel, die stellenweise so nahe zusammen traten, daß sie nur eben Raum für die Karawane ließen, ging es zwei Tage lang vorwärts. Dann führte der Weg stundenlang über eine steinige Hochebene nach der Station Feräd, wo man reichliches, fließendes Wasser vorfand. Zwergmimosen und Cacteen bildeten den Hauptbestandtheil der Vegetation. Das Thierleben war verhältnißmäßig reich. Gazellen der von den Somali dig-dig genannten Art, einige Hasen, und von Carnivoren die Hyäne, sowie der Canis aureus und Canis variegatus zeigten sich schon längs des Weges. Von Vögeln waren in der Oase selbst hauptsächlich Trappen, Frankolinen und Pharaohühner vertreten. Ueber eine weite Ebene, die mit ihren ausgewaschenen Schichten sich als ein rechtes Erosionsthal erkennen ließ, gelangte man am 27. Mai nach Mordali, einem der wenigen bevorzugten Punkte, die das ganze Jahr hindurch Trinkwasser und Nahrung für Kameele und Maulthiere haben. Schöne, schattenspendende Bäume wurden von den Reisenden freudig begrüßt; hatte man doch die letzte Strecke des Weges bei einer Temperatur von 43° C. zurückgelegt. Das ganze Thal des Flusses, der der Station ihren Namen giebt, ist mit großen und kleinen vulkanischen Kegeln durchsetzt, deren Oberfläche aus einer schwarzen, blasigen und löcherigen Lava besteht. Die Vegetation dazwischen ist fast üppig zu nennen; Salvadoren und Weinstöcke sind häufig. Ein reiches Vogelleben macht sich bemerkbar, und natürlich fehlt es hier auch nicht an einer zahlreichen Somali-Bevölkerung und großen Viehheerden.

In Lassaràt, wo die Karawane an einem der nächsten Tage anlangte, hatte man einen ziemlich ernsthaften Zusammenstoß mit den Somali. Ein nächtlicher Angriff wurde durch die Wachsamkeit der Reisenden glücklich abgewehrt, doch ließ sich nicht verhindern, daß dabei mehrere Kameele und das Maulthier des Pater Alexis abhanden kamen. Der Heerdenreichthum, der allenthalben in dieser Gegend sich zeigte, setzte die Europäer immer von Neuem in Erstaunen. Die der großgehörnten indischen Rasse angehörenden Rinder waren gewöhnlich in Heerden von zwei- bis dreitausend Stück zusammen; Kameelheerden aber zählten meist fünf- bis sechs-, manchmal auch bis zehntausend Stück. Heerden von Ziegen und fettschwänzigen Schafen, die man auf der ersten Strecke des Weges besonders zahlreich gesehen hatte, waren hier weniger vorhanden.

Auch in den nächsten Tagen führte die Straße durch ein verhältnißmäßig reiches Gebiet, wo frische Weidegründe und dichter Wald häufig einen erfreulichen Anblick gewährten und die Jagd reichen Ertrag gab. Das Terrain fiel hier allmählich zum Flusse Abdagalla ab, dessen Ufer man am 4. Juni erreichte. Eine zahlreiche Bevölkerung, die, zum Theil ansässig, mehrere große Dörfer in der Nähe des Flusses bewohnte, belästigte die Karawane in der gewohnten Weise, und ebenso wie gegen ihre Angriffe mußte man hier auch gegen die der Hyänen auf der Hut sein, die während der Nacht in ganzen Schaaren das Lager umschlichen und außer einem Maulthiere auch einen von Martini's großen Hunden tödteten und fortschleppten.

Am 6. Juni erreichte die Karawane die Station Uaroff, die den Reisenden schon lange von den Führern wie eine Art Paradies geschildert worden war. Und in der That konnte man kaum etwas Schöneres sehen als diese Oase, die mit ihrem dichten Teppich feinen Grases, mit ihrem

Akazien- und Mimosengehölz und den hohen schattigen Waldbäumen an einen sorgfältig gepflegten englischen Park erinnerte. An der Ostseite der Oase befinden sich mehrere Brunnen, die ein gutes Trinkwasser enthalten; dicht neben ihnen sprudeln zwei heiße mineralische Quellen aus dem Boden hervor, von denen die eine schwefel-, die andere eisenhaltig ist. Ein kleiner See, der sich um sie gebildet hat, ist von üppigen Wasserpflanzen umgeben, die an einzelnen Stellen eine Höhe von 2 m erreichen.

Wenige Stunden nach der Ankunft in Uaroff, als schon wieder die gewohnte zudringliche Volksmenge vor dem Lager versammelt war, traf ein Bote bei den Reisenden ein, der sie im Namen des Sultans Ugas-Robli, des mächtigen Oberhauptes der Isa-Somali, begrüßen und ihnen zugleich das Kommen desselben ankündigen sollte. Was eine solche Bewillkommnung zu bedeuten hatte, das wußte Martini nur zu wohl. Die Erinnerung an das Zusammentreffen der Antinori'schen Expedition mit diesem „schlimmsten Räuberhauptmann der Wüste" ließ jetzt nur den einen Wunsch in ihm entstehen, durch einen möglichst raschen Aufbruch von Uaroff der Begegnung aus dem Wege zu gehen. Er gab den Karawanenführern unverzüglich Befehl zum Abbrechen des Lagers und zum Weitermarsch, aber — Niemand gehorchte ihm. Die Leute erklärten, daß sie den Zorn des Sultans nicht auf sich laden wollten, und blieben standhaft bei ihrer Weigerung trotz alles Wetterns und Drohens des leicht aufbrausenden Martini. Die erregte Scene wurde von dem feindseligen Publikum vor dem Lager als ein belustigendes Schauspiel mit lautem Lachen und Höhnen begleitet, das bald genug auch unter den Leuten der Karawane Widerhall fand. Fast zwei Tage, während deren die lästige Menschenmenge durch immer neue Ankömmlinge auf mehrere tausend Köpfe anwuchs, wurden so in der peinlichsten Spannung verbracht. Als dann der Sultan eintraf, von einer kriegsmäßig ausgerüsteten großen Mannschaft begleitet, überstieg, was er als Tribut für das ungehinderte Passiren des von ihm beherrschten, „aber", wie er stets hinzufügte, „dem Sultan in Konstantinopel gehörenden" Landes forderte, alles Maß. Lange ermüdende Verhandlungen, die sich durch die ganze Nacht hinzogen, wollten zu keinem rechten Resultate führen. Zwar ließ er sich unter dem Vorwande, daß die Reisenden kein baares Geld mehr besäßen (und wehe ihnen, wenn er geahnt hätte, wo sie es versteckt hielten!), die zuerst verlangten 100 Thaler rundweg abschlagen — aber dafür forderte er nun an Baumwollenzeug, Glasperlen und Reis mehr als die Hälfte von dem, was die Expediton noch besaß. Schließlich riß Martini die Geduld. Sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn alle Vorsicht und Klugheit vergessen — der friedliche Ausgang der Zusammenkunft und somit das Geschick der Reisenden hing an einem Haare. Gegen die Uebermacht der raubgierigen Somali, die sie hier umgaben und augenscheinlich nur auf ein Wort des Sultans warteten, um den Angriff zu beginnen, hätten sie trotz ihrer Feuerwaffen sich nicht lange halten können. Zum Glück kam der Karawanenführer Fareh, der vergebens bis hierher zu vermitteln gesucht hatte, noch gerade zur rechten Zeit auf den Einfall, dem erzürnten Sultan von dem Kriegsschiffe zu sprechen, das die Reisenden nach Zeila gebracht habe und noch jetzt dort im Hafen liege. Die Schilderung der großen Kanonen und der zum Schutze der Expedition bereiten Mannschaft des Schiffes verfehlte ihren Eindruck nicht. Der eben noch so hochfahrende Schwarze wurde ziemlich kleinlaut und ließ mit sich handeln. Zwar waren die 20 Stücke Baumwollenzeug und die Menge anderer Waaren, die er nun verlangte, immer noch ein schwer zu verschmerzender Verlust für die Reisenden, aber sie besannen sich doch keinen Augenblick, sich durch dieses Opfer die Erlaubniß freien Abzuges zu erkaufen.

In Arraua, einer aus wenigen Zeriben bestehenden Niederlassung am Ufer des gleichnamigen, jetzt bis auf die Brunnenlöcher ganz trockenen Flusses, traf die Karawane am 11. Juni ein. Die letzten Tagemärsche hatten den Bestand an tragfähigen Kameelen wieder so vermindert, daß man sich entschließen mußte, für den Weg bis zur Grenze des Somaligebietes noch eine Anzahl neuer Lastthiere zu miethen. In dem gewohnten langweiligen Hin und Her der Verhandlungen hierüber vergingen abermals mehrere Tage, und als endlich alles geordnet und zum Weitermarsch bereit war, trat wieder ein neues Hinderniß ein. Einer der Kameeltreiber war plötzlich schwer erkrankt. Man konnte über seinen hoffnungslosen Zustand sich nicht täuschen; die Gefährten des Kranken aber, die ihn schon ohne Erfolg durch die Anwendung des Hauptheilmittels der Somali (Seifenwasser, das durch die Nase eingezogen werden muß) gequält hatten, bestanden darauf, daß ein in Arraua wohnhafter Zauberer noch seine Kunst an ihm versuchen müsse. Diese Kunst aber, die trotz der traurigen Veranlassung die Lachlust der europäischen Reisenden erregte, gipfelte darin, daß der alte schmutzige und struppige Somalizauberer nach längerem vorbereitendem Gemurmel von unverständlichen Worten, und nachdem er eine Reihe vielleicht symbolischer Knoten in einen neuen Strick geknüpft hatte, aus frischem Kameelmist Pillen von der Größe eines Taubeneies formte, dieselben von allen Seiten bespuckte, um sie dann unter eifriger Anrufung Mohammed's eine nach der anderen dem vor ihm am Boden liegenden, schon völlig bewußtlosen Kranken in den Hals zu stopfen. Die traurige Komik dieser Scene wurde noch durch den Eifer des Pater Alexis erhöht, der, dicht neben dem Zauberer stehend und sein großes Crucifix schwingend, dem heidnischen Spuk zum Trotz für die Seele des Sterbenden betete.

Dank der vermehrten Zahl der Lastthiere ging es nach allen diesen Aufenthalten jetzt einige Tage gleichmäßig und ohne Störung vorwärts. Bald hinter Arraua führte der Weg über die große Ebene Haliagah, die, so weit das Auge reichte, mit gewaltigen Ameisenhügeln besetzt war. Vereinzelt oder auch zu zweien und dreien neben einander stehend hatte man diese, von den Somali cantur genannten Hügel schon mehrfach angetroffen; hier aber standen sie in zahlreichen Gruppen von je 50 bis 100 Stück über die Ebene verstreut, in den verschiedensten Formen emporragend, bald als rundliche Hügel oder spitze Kegel, bald als breite Thürme oder Doppelsäulen, häufig auch in Tisch- oder Pilzform, kaum eines der merkwürdigen Bauwerke unter 1,50 m hoch, gar viele aber eine Höhe von 5 bis 6 m erreichend.

In zwei beschwerlichen Tagemärschen, bei einer Temperatur von 40 und 42° C., die den Wassermangel doppelt empfindlich machte, wurden die sterilen, einförmigen Ebenen von Sangoti und Rabassa passirt und endlich auch Lalliballa erreicht, die letzte Station des Somali-Landes, das hier an das Gebiet der Afar oder Danakili grenzt. Da die Brunnen in dem trockenen Bett des Lalliballaflusses augenblicklich nur wenig und schlechtes Wasser enthielten, durfte auch hier von einem längeren Aufenthalt nicht die Rede sein. Nachdem man die Kameele getränkt und mehreren, die schon wieder erkrankt und mit Wunden bedeckt waren, ihre Lasten abgenommen hatte, wurde der Marsch über die trostlos einförmige, kahle Hochebene fortgesetzt, an deren östlichem Horizont jetzt immer deutlicher der große abgestumpfte Kegel des „Wegweisers der Karawanen", des erloschenen Vulkans Azelô, sichtbar wurde.

Bei dem Uebergange aus dem Gebiet der Somali in das der Afar that sich plötzlich ein auffallender Umschlag in der Stimmung und dem Verhalten des eingeborenen Karawanenpersonals kund. Die Somali, welche die weitaus größte Mehrzahl desselben bildeten, hatten sich bis hierher, auf ihr Recht im eigenen Lande trumpfend, fast ausnahmslos ein anmaßendes, herrisches und oft genug freches Auftreten gestattet, nicht nur den europäischen Reisenden, sondern auch den Afarleuten gegenüber, die sich bei der Karawane befanden. Jetzt verlor sich dieses Selbstbewußtsein wie mit einem Schlage, oder es ging vielmehr auf die Afar über, die, nachdem sie so lange sich hatten fügen müssen, nun mit dem Betreten ihres Landes sich als Herren der Situation zu fühlen und einen Uebermuth zu entfalten begannen, der die Somali in fast lächerlicher Weise einschüchterte. Im weiteren Verlauf seiner Reise sollte Cecchi noch oft Gelegenheit haben, dieses brutale Geltendmachen des Hausrechtes bei den einzelnen Stämmen zu beobachten, das, ohne Zweifel eine Folge der häufigen Reibereien und Feindseligkeiten zwischen den Nachbaren, zu alle den Hindernissen, die sich der Erforschung jener Länder entgegenstellen, noch eines mehr hinzufügt.

Dem in Zeila getroffenen Abkommen gemäß mußten die Reisenden in Hebeid-Harer, einer der ersten Stationen des Afarlandes, ihr ganzes bisheriges Karawanenpersonal auslohnen und entlassen. Durch das Mißbehagen der Somalileute begünstigt, die nur wünschten, bald von hier fortzukommen, ging die Sache über Erwarten schnell und friedlich von statten, und vielleicht hätte auch die Neuorganisirung der Karawane, die nun vorgenommen werden mußte, ebenso leicht und ohne großen Zeitverlust bewerkstelligt werden können, wenn Martini etwas weniger eifrig gewesen wäre. Nach jenen früheren, von Abu-Bakr sanktionirten Bestimmungen sollte mit der weiteren Führung der Karawane und zunächst mit ihrer Zusammenstellung jetzt ein angesehener Afar, Mohammed-Balî, betraut werden, der die Reisenden schon von Zeila aus begleitet hatte. Es war ein außerordentlich gewandter und schlauer, aber keineswegs ehrlicher Bursche, und die mannigfachen kleinen Diebstähle, auf denen man ihn unterwegs ertappt und deren jeder Veranlassung zu einer heftigen Scene mit Martini gegeben hatte, bewogen diesen letzteren jetzt, trotz Cecchi's Abrathen, einen anderen, ihm zuverlässiger scheinenden Mann zum Führer der Karawane zu ernennen. Wie unklug dieser Schritt gewesen war, zeigte sich schon am nächsten Tage, als alle Bemühungen, Leute und Lastthiere zu miethen, erfolglos blieben. Von dem aufs Höchste beleidigten Mohammed-Balî aufgehetzt, stellten die Bewohner von Hebeid-Harer und die Leute der Umgegend die unsinnigsten Forderungen. Unermüdlich und mit beispielloser Geduld verhandelte Cecchi tage- und wochenlang mit ihnen; glaubte er Abends mit ihnen handelseins geworden zu sein, so fand er am nächsten Morgen sie schon wieder anderes Sinnes. Selbst der Versuch einer Aussöhnung mit Mohammed-Balî, auf die dieser scheinbar einging, führte zu keinem günstigeren Resultat. Unter immer neuen Vorwänden und Lügen und durch heimliches Einverständniß mit den übrigen Afar wußte er das Zustandekommen der Karawane von Tag zu Tag hinauszuschieben. Seine unverkennbare Absicht, die Reisenden zum Verlassen des Ortes und zugleich zur Zurücklassung des größten Theils ihres Besitzes zu zwingen, scheiterte an der zähen Ausdauer Cecchi's. Aber die sechs Wochen vom 12. Juni bis zum 25 Juli, welche die Reisenden hier in der peinlichsten vielfach bedrohten Lage zubringen mußten, waren eine schwere Leidenszeit.

Persien und seine Regierung.

Von H. Vambéry.

Was die europäische Diplomatie im 16. und 17. Jahrhundert in der Türkei gethan, nämlich durch ausführliche Berichte über Land und Leute das damalige Europa mit dem nahen Osten bekannt zu machen, das ist im Laufe unseres jetzigen Jahrhunderts in Persien der Fall gewesen. Malcolm, Joubert, Ouseley, Frazer, der geniale Morier und viele Andere haben entschieden die besten Bücher über das alte und moderne Persien, über das Leben und Treiben des merkwürdigen iranischen Volkes veröffentlicht. Heute schließt sich der Reihe dieser diplomatischen Autoren ein amerikanischer Berufsgenosse an, und wir können nicht umhin, gleich von vornherein zu erklären, daß Herr S. G. W. Benjamin, der die große Republik am Hofe des Schah von Ende 1882 bis 1885 vertreten hat, hinter seinen schriftstellerischen Vorgängern in keiner Weise zurückbleibt, denn das von ihm unter dem Titel „Persia and the Persians" soeben in London veröffentlichte, herrlich ausgestattete Buch [1]) bietet nicht nur eine höchst angenehme Lektüre, sondern giebt auch ein ziemlich umfassendes, klares und in den meisten Fällen getreues Bild vom modernen Iran. Es sind dies allerdings einzelne, lose an einander gefügte Artikel, von denen einzelne schon in amerikanischen Zeitschriften, wie „Harper's Monthly", „Century Magazine" und „Manhattan Magazine" erschienen sind; doch dem großen europäischen Publikum waren sie unbekannt geblieben und die Gesammtausgabe dieser Bilder war eine um so verdienstlichere Arbeit, als wir ein echt orientalisches Land durch einen eminent praktisch begabten Yankee geschildert vor uns sehen. Ja, praktisch geschildert, aber dem ungeachtet nicht ohne den rosigen Schein poetischer Begeisterung, nicht ohne die Weihe gewisser sentimentaler Auffassung, mit einem Worte, mit all den Eindrücken, die das wunderbare, von europäischen Einflüssen am wenigsten berührte Persien auf den vom fernen Westen gekommenen Fremden ausüben muß.

Dem Inhalte nach zerfällt das Buch eigentlich in zwei Theile: 1) Reiseschilderungen und 2) Beschreibung der politischen, socialen, religiösen, culturellen und industriellen Verhältnisse des Landes. Bezüglich der ersten Abtheilung erhalten wir ein ganz anschauliches Bild von der Eisen-

[1]) Persia and the Persians. By S. G. W. Benjamin, Lately Minister of the United States to Persia. Illustrated. London, John Murray 1887.

bahnlinie, die von Batum nach Baku geht, ja von der ganzen Gegend vom Schwarzen Meere bis zur Schwelle Persiens. Die Strecke von Enzeli bis Teheran ist eingehend geschildert, ebenso auch der Ausflug von letzterwähnter Stadt nach Lar am Fuße des Demawend, wo der Autor mit seiner Familie einen Sommer zugebracht hat. Wir erhalten einen Einblick in die moderne Residenz der Kadscharen, lernen die Hauptbauten derselben, ja alle jene Merkwürdigkeiten kennen, die während der letzten Jahrzehnte ins Leben gerufen, uns den europäischen Einfluß auf die Architektur der modernen Perser so ziemlich veranschaulichen. Was den zweiten Theil betrifft, so finden wir die ethnographischen Skizzen, wenngleich hübsch, doch mitunter mangelhaft, ja auch nicht ohne Fehler, da Herr Benjamin der Landessprache nur halbwegs oder gar nicht mächtig, nur auf Hörensagen angewiesen war, und das Hörensagen ist bekanntermaßen in Persien ein sehr verfänglicher Wegweiser. Viel besser und bedeutend lehrreicher sind jene Abschnitte des Buches, in welchen die Verwaltung des Landes, das Verhältniß der Beamten zu den Eingeborenen, das Leben des Hofes, der Prinzen, der hohen Würdenträger und der diplomatische Verkehr mit den ausländischen Gesandtschaften besprochen wird. Am besten dünken uns Kapitel XIV und XVII, in welch ersterem von den Hilfsmitteln, den Produkten und dem Handel Persiens die Rede ist, während das letztere mit der allgemeinen politischen Lage des Landes sich beschäftigt.

Bei der reichen Fülle an interessanten Daten des Buches fällt es uns in der That schwer, einzelne markante Stellen vorzuführen. Wir wollen uns daher mit solchen Momenten befassen, die als außerordentliche Erscheinung auf die Anschauungen und Gesinnungen des freien Amerikaners geradezu verblüffend gewirkt haben müssen. Zu diesen gehört in erster Reihe der Zug des wilden Despotismus und der Tyrannei, welcher nicht nur den Charakter der höheren Beamten, sondern auch den des Schah selbst [1]) kennzeichnet und der in der That ein grelles, betrübendes Licht auf die Zustände des heutigen Persiens wirft. Eine Scene solcher Art ist z. B. Seite 176 geschildert, als der Schah kurz vor seiner Abreise nach Europa auf offener Straße um Gerechtigkeit gegen einige seiner diebischen Beamten ersucht wurde und wo während des Rummels zufälliger Weise ein Stein auf den Wagen des Schahs gefallen war. Der Schah, empört und erschrocken, kehrte eilends in den Palast zurück, ließ zwölf der aufs Gerathewohl gefangenen Soldaten vor sich führen und die armen, festgebundenen, todtbleichen Opfer sich stellen. Dieselben wild anstarrend, hielt er einige Augenblicke schrecklicher Erwartung stille und gab dann mit einer leisen Handbewegung das verhängnißvolle Zeichen. Sofort hatten die Henker zwölf Stricke um die Hälse der Armen geworfen, in Gegenwart des Königs aller Könige wurden die vielleicht ganz Unschuldigen ohne jegliches Verhör erwürgt und ein kräftiger Junge hauchte erst dann seine Seele aus, als man auf seiner Brust herumgetreten war. Ein anderer Zug ist der, welcher vom erstgeborenen Sohne des Schah, nämlich Massud Mirza, betitelt Zil-î-Sultan, d. h. Schatten des Fürsten, erzählt wird [2]). Dieser Zil-î-Sultan, eigentlich der Tüchtigste der Nachkommen des jetzigen Königs, der nach dem Tode seines Vaters große Wirren hervorrufen wird, weil sein jüngerer Bruder zum Thronfolger ernannt worden ist, zeichnet sich bekanntermaßen durch sein Regierungstalent und durch seine streng militärischen Eigenschaften aus. Als Musterbild der europäischen Kultur schwebt ihm Deutschland, namentlich das preußische Militärwesen, vor; er hält sich stramm, ist kurz angebunden im Sprechen, und als Zeichen seiner Sympathien trägt er eine Pickelhaube auf dem Kopfe und, wie der Leumund berichtet, soll er dieselbe selbst bei Nacht im Bette nicht ablegen. Allerdings der erste Kadscharenprinz und mohammedanische Fürst, der die deutsche militärische Kopfbedeckung liebgewonnen, ungeachtet sie zum buntfarbigen Kaftan so schlecht paßt. Heute ist der Zil-î-Sultan der gefürchtete Gouverneur von Isfahan und da er als solcher an dem Geldsäckel eines reichen Kaufmannes sich vergriff, so eilte letzterer behufs Schutzes zu dem Throne des königlichen Vaters. Nasreddin Schah nahm sich seines bedrängten Unterthanen an; als aber dieser, mit einem königlichen Schreiben nach Isfahan zurückgekehrt, sich dem Prinzen vorstellte, fuhr ihn Zil-î-Sultan folgendermaßen an: „Wohlan, du wolltest einen Prinzen mit einem königlichen Schreiben erschrecken; fürwahr, du bist ein tapferer Mann, ich hätte dir nicht so viel Muth zugetraut und du mußt wirklich ein braves, großes Herz haben! Dieses Herz muß ich sehen und muß von ihm Courage lernen!“ Hierauf wendete er sich mit lauter Stimme zu seinen Dienern, sagend: „Nehmt ihm das Herz heraus!“ Die Schergen warfen sich sofort auf den von panischem Schrecken befallenen Kaufmann, öffneten ihm auf der Stelle den Leib, rissen ihm das Herz heraus und präsentirten dasselbe dem Prinzen auf einem Teller. Andere nicht minder grauenvolle Scenen werden von dem amerikanischen Diplomaten geschildert, der aber trotz alledem nicht den Stab über den Schah und seine Würdenträger bricht, indem er die barbarische Rechtspflege der alten tyrannischen Regierungsform und der Verwilderung der in Knechtschaft auferzogenen Bevölkerung zuschreibt. Den Laien mag dies mit vollem Recht befremden, Nasreddin Schah könnte allerdings seine despotische Willkür mäßigen, doch im Grunde genommen zeichnet er sich in vortheilhafter Weise vor seinen Vorgängern aus; er hat kein schlechtes Herz, er ist aufrichtig bemüht, Persien auf die Bahn der modernen Kultur zu lenken; doch muß man das schauerliche Bild Jahrhunderte langer Tyrannei kennen, um einzusehen, wie schwer es einem asiatischen Despoten fallen muß, inmitten der alten Verkommenheit, umgeben von einer habsüchtigen, gewissenlosen Bureaukratie und in steter Gefahr vor meuchlerischen Anfällen inmitten der asiatischen Welt europäisch zu schalten.

Am interessantesten sind jedenfalls jene Theile des Buches des Herrn Benjamin, welche sich mit dem Leben des Hofes, mit den Intriguen der Minister und mit dem ewigen Ränkespiel der am persischen Hofe beglaubigten europäischen Diplomaten befassen. Wir erhalten da ein gar sonderbares Bild der verschiedensten politischen Sympathien und Strömungen, bei welchen natürlich der mehr oder minder starke Zufluß fremden Goldes den Ausschlag giebt. Dem Schah selbst ist es bisher jedenfalls gelungen, seine Neutralität strengstens zu bewahren und nur im verborgensten Winkel seines Herzens will man einige Spuren mehr englisch als russisch gefärbter Gefühle entdecken. Der gute Mann denkt wahrscheinlich: „Britannien liegt weit entfernt und Rußland steht mir schon am Nacken. Das erste kann ich, das zweite muß ich fürchten.“ Seine Söhne bekennen schon offen Farbe. Der Thronfolger Muzaffar-ed-din Mirza, der, wie üblich, in Tebris die Gouverneurstelle vertritt, hält entschieden zu Rußland. Es ist dies ein fanatischer, höchst beschränkter Mann, der aus Furcht vor seinem älteren Bruder und Rivalen noch zu Lebzeiten seines Vaters unter die Fittige des moskowitischen

[1]) Siehe dessen Bild „Globus“, Bd. 44, S. 99.
[2]) Siehe dessen Bild „Globus“, Bd. 45, S. 4.

Adlers gekrochen ist und sein zukünftiges Glück mehr von Tiflis und St. Petersburg, als von Teheran erwartet. Der früher erwähnte Zil-i-Sultan lehnt mit seinen deutschen Sympathien in politischer Beziehung sich an England an, während der dritte Sohn, Kamran Mirza, betitelt Naib-es-Saltana (Vertreter des Reiches), bisher als ganz farblos gilt. Seiner officiellen Stellung nach ist er Kriegsminister und Administrator von Teheran. Vorderhand begnügt er sich mit seiner Stellung, doch welcher Partei er sich in Zukunft anschließen wird, wäre schwer vorauszusagen. Daß diese verschiedenartigen Strömungen unter den Mitgliedern des königlichen Hauses von den Repräsentanten des Abendlandes nach Thunlichkeit ausgebeutet werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Jede Gesandtschaft hat ihre eigenen Privat-Prinzen, Privat-Prinzessinnen, Mirzas, Chane ꝛc., die im diplomatischen Gaukelspiele als Marionetten verwendet, den respektiven Landesinteressen zu dienen haben. Die Gesandten Englands und Rußlands stehen hier im Vordergrunde, und namentlich ist es letzterwähntes Land, welches, von jeher am stärksten engagirt, sein Scherflein zur Deckung des Haushaltes einzelner Prinzen und Minister am reichlichsten zukommen läßt. England ist schon etwas sparsamer, daher denn auch sein Einfluß geringer; denn nur unter gebieterischen und dringenden Umständen läßt John Bull sich zum Aufschnüren des Geldbeutels herbei. Höchst charakteristisch dünkt uns die Transaction Großbritanniens bezüglich des gefürchteten Rivalen Abdurrahman Chans, nämlich Ejub Chans, der nach seiner Niederlage vor Kandahar sich nach Teheran geflüchtet hat, um dort vom russischen Gesandten als eine offene Gefahr gegen die Ruhe Herats in Bereitschaft gehalten zu werden. Nach langer Rivalität zwischen Herrn Thomson und Herrn Melnikow gelang es dem Briten schließlich, die Perser dazu zu bewegen, daß Ejub unter Schloß und Riegel gebracht und von etwaigen Revolten im Nordwesten Afghanistans ferngehalten wurde. Zur Vergütung dieser den persischen Staatsschatz belästigenden Gastfreundschaft ließ der Schah sich von den Engländern für Kost und Quartier jährlich erst 6000, dann 8000 Dukaten zahlen. Später aber ging der königliche Traiteur mit den Preisen in die Höhe, und heute muß England für Viktualien und Quartier 12000 Dukaten zahlen. Was die übrigen Gesandtschaften anbelangt, so spielen mit Ausnahme der Türkei die Vertreter Frankreichs, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nur die Rolle einfacher Zuschauer, obwohl sie sub titulo commercielle Interessen häufig die Eintracht zwischen den im Ernste betheiligten Staaten stören. So finden wir, daß der Autor sich namentlich über den Vertreter Deutschlands stark beklagt und ihm den Vorwurf macht, er hätte aus Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten Amerikas ihm oft die Wege gekreuzt.

In dem letzten Abschnitte seines Buches bespricht Herr Benjamin die politische Lage Persiens, namentlich die dort stark engagirte Rivalität zwischen Rußland und England, wobei er jedoch entgegen der allgemeinen Annahme einer Feindschaft der Yankees gegen England ganz offen die Partei letzterwähnten Landes nimmt. Ja, Blut ist kein Wasser, und der amerikanische Angelsachse kann es nicht übers Herz bringen, die Lage seines britannischen Cousins durch die Machinationen des barbarischen Rußland gefährdet zu sehen. Und sein Urtheil in dieser Frage ist auch ganz gerecht. Herr Benjamin meint, derselbe Rechtstitel, dessen sich England zur Eroberung Indiens bediente, stehe auch den Russen bei ihren Plänen auf Bochara, Afghanistan u. s. w. zu. Was er aber tadelt und verabscheut, daß ist die ewige Lüge, das freche, unverschämte Betrügen, Heucheln und die ekelhaften Winkelzüge der russischen Diplomatie, die auch dann täuschen und betrügen, wenn es gar nicht nothwendig ist. Ein Russe sagte zu einem Mitgliede der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten: „Glauben Sie nichts, was Sie betreffs der Verwickelung an der östlichen Grenze hören. Sogar wenn Sie Jemand schwören hören, daß wir Herat nicht brauchen, glauben Sie ihm nicht; sogar wenn ich schwöre, ja sogar wenn der Zar schwören würde, glauben Sie nicht! Wir brauchen Herat und wir werden es haben!“ Auch das Urtheil des Autors über die zukünftigen Chancen des Rivalitätskampfes der beiden Kolose in Asien ist mehr oder weniger zutreffend. Er wirft den Engländern mit Recht schwere Irrthümer und Fehler vor und meint, es werde um seinen Stand in Indien wohl stark zu kämpfen haben. Bezüglich Persiens ist er einer Ansicht, die wir nicht ganz theilen können, indem er diesem Lande zumuthet, es werde in seinem Vertheidigungskampfe gegen den nordischen Gegner sich aufraffen und ihm kühn die Stirne bieten. Wenn es sich allein überlassen wird, so wird Persien wohl schwerlich die Kreise des russischen Zars zu stören vermögen, namentlich nicht das heutige Persien, welches jeden moralischen Haltes entbehrt, dessen Armee in verwahrlostem Zustande sich befindet und bei russischen Angriffen immer den Kürzeren gezogen hat. Persien wird nur dann eine tüchtige Defensive bieten, wenn es von England oder Deutschland unterstützt wird, und diese Unterstützung kann und darf nicht lange auf sich warten lassen.

Das Buch des Herrn Benjamin bietet noch gar viel des Interessanten und Anregenden, was auf die politischen Tagesfragen ein werthvolles Streiflicht werfen kann, und wir hätten gern noch jenen Abschnitt des Buches besprochen, welcher mit den Bodenerzeugnissen, der Industrie und dem Handel sich beschäftigt und dem Leser die Ueberzeugung beibringt, daß Persien im Verhältniß zu anderen moslimischen Ländern eines nicht unbedeutenden Grades von Wohlstand sich erfreut. Diese Aussage finden wir ganz richtig, und um unsere Besprechung nicht zu sehr auszudehnen, wollen wir mit der Bemerkung schließen, daß das Buch des amerikanischen Diplomaten zu den besten Erzeugnissen der betreffenden Fachliteratur gehört. Nur schade, daß die Transscription der persischen Wörter fast durchgehends fehlerhaft ist, obwohl Herr Benjamin sich in dieser Hinsicht nicht wenig einbildet und in der Vorrede auf zwei langen Seiten von seiner Transscriptionsmethode spricht.

Das Leben der Europäer in Manila.

Im Jahre 1885 erschien in Manila bei Chofre u. Co. ein Buch, betitelt „El Indicador del Viajero en las Islas Filipinas por D. Jaime Escobar y Tozano", das ein sehr zu empfehlendes Nachschlagebuch nicht nur für jeden Philippinen-Reisenden, sondern auch für jene ist, die sich im Allgemeinen über die Verhältnisse jener spanischen Kolonie orientiren wollen. Eine Menge brauchbarer und recht übersichtlicher Tabellen und ein netter Plan von Manila erhöhen den Werth dieses Buches, dem nur die häßliche Uebersichtskarte des Archipels und einige krasse Irrthümer und Flüchtigkeiten im ethnographischen Kapitel (die Mohammedaner des Südens werden einfach zu Arabern gemacht!) Eintrag thun; hoffentlich wird eine zweite Auflage, die wir dem Werke von Herzen wünschen, die Fehler der primera edición ausmerzen.

Das meiste Interesse flößen die Rathschläge ein, welche der Verfasser dem nach Manila reisenden Europäer über sein Verhalten auf der Reise, Kleidungsweise, Lebensregeln &c. giebt. Das wichtigste hiervon möge an dieser Stelle mitgetheilt werden.

Der Reisende soll die Abfahrt von Europa in den Monaten Mai und Juni bewerkstelligen, um während der Monate Juni und Juli in den Philippinen eintreffen zu können, da in diesem Jahresabschnitte die starke Hitze bereits nachgelassen hat und der Eintritt der Regenzeit stattfindet, welche mit den nördlichen Winden auch kühles Wetter bringt. Auf diese Weise wird am besten der Körper an den Klimawechsel gewöhnt und überdies ist auch die Seefahrt in dieser Jahreszeit minder gefahrvoll, da Stürme seltener auftreten.

Ist der Reisende im Lande eingetroffen, so soll es seine erste Sorge sein, sich eine bequeme und gut ventilirbare Wohnung [1]) zu verschaffen. Hat es geregnet, so muß man eine Zeit hindurch die Fenster geschlossen halten, da die feuchte Ausdünstung der verdampfenden Wassermassen der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Die Kleidung muß leicht, die Wäsche von Baum- oder Schafwolle gefertigt sein, Linnenzeug ist nicht zu empfehlen. Erwachsene, Männer wie Weiber, sollen während ihres Aufenthaltes in den Philippinen jederzeit baumwollene und ärmellose Unterjäckchen anlegen und um den Bauch eine Flanellbinde tragen, welche den Unterleib und Magen vor Erkältungen, der Landesplage, bewahren soll, denn diese arten leicht in Dysenterie und Magenkrankheiten aus, in Folge deren wieder die den tropischen Klimaten charakteristische Blutarmuth sich einstellt. Für die Erhaltung der Gesundheit ist es vor allem anderen nothwendig, daß die Transspiration nicht unterdrückt und das Gemüth nicht Erschütterungen ausgesetzt wird. Ist die Leibwäsche vom Schweiße durchnäßt, so heißt es sie zu wechseln, weil Krankheiten einen sonst leicht befallen könnten. Für Kinder gelten diese Vorschriften nicht, diese sollen in leichter Kleidung mit nackten Armen und Beinen herumlaufen. Im Hause genügt ein feines Jäckchen oder Hemdchen. Excesse im Tafeln sind gefährlich; man esse lieber öfter im Tage, aber stets wenig, als einen reichlichen Mittagstisch zu halten. Besonders im Genusse von Früchten und Grünzeug muß man vorsichtig und enthaltsam sein. Mißbrauch von alkoholhaltigen Getränken zieht auf den Philippinen gefährlichere Folgen nach sich als in Europa.

Sobald man Lust zu essen verspürt, gilt es, den Appetit sofort zu befriedigen, sonst könnte man leicht die Krankheit bekommen, die im Lande traspaso de hambre, d. h. „Uebergehen des Hungers" genannt wird und in heftigen Magenschmerzen und völliger Appetitlosigkeit besteht. Auch gilt es in den Philippinen der Gesundheit für nachtheilig, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit oder in der Zeit der größten Hitze sich geistigen Arbeiten zu widmen. Ebenso muß man sich vor dem Anprall der Sonnenstrahlen, ferner vor Durchnässung von Regen und Nachtthau sorglich in Acht nehmen. Ebenso natürlich ist es, seine Geschlechtslust nicht ausarten zu lassen.

Um vor Sonnenstich sich zu bewahren, ist es angezeigt, wenn man zur Mittagszeit in der Sonne gehen muß, unter den Hut einige Blätter der Banane oder jener Pflanze, die man hier zu Lande Sambong nennt, zu stecken, dadurch bleibt der Kopf geschützt und im Kühlen. Wird man vom Regen durchnäßt, so darf man die nassen Kleider und Wäschestücke durchaus nicht am Leibe trocknen lassen, man muß vielmehr beim Erreichen des nächsten Hauses oder sonst bei der nächsten Gelegenheit die nassen Gewänder ausziehen, den Körper mit Weingeist, Rum, Cognac oder sonst einem Alkoholikum gehörig einreiben und dann trockene Kleider und Leibwäsche anziehen, sonst bekommt man leicht das Fieber. In der Nacht sind die Fenster verschlossen zu halten und ein Leibchen und Unterhosen zu tragen. Beim Gebrauch der Bäder ist zu vermerken, daß sie zu meiden sind, wenn man auch nur das geringste Unwohlsein fühlt oder gedrückten Gemüthes ist.

Die dem Klima und den Verhältnissen des Landes am meisten entsprechende Lebensweise ist die folgende:

Man stehe zwischen fünf und sechs Uhr Morgens auf, ruhe eine viertel oder halbe Stunde aus und nehme dann erst das Bad, worauf man sich ankleide und die Toilette beende, um das Frühstück einzunehmen. Die folgende Zeit bis 12 oder 1 Uhr sei den Berufsgeschäften gewidmet. Das Mittagsmahl wird am besten um 1 Uhr herum eingenommen; nach dem Essen widme man zwei Stunden der Siesta, worauf man wieder bis 6 Uhr seiner Beschäftigung nachgeht. Zwischen 6 bis 8 Uhr fällt die Zeit des Spazierengehens, dann wird genachtmahlt und um 10 oder 11 Uhr schlafen gegangen.

Was die Wohnungsverhältnisse Manilas anbelangt, so hat der Einwanderer die Wahl, entweder in den Vorstädten oder in der Stadt selbst sich einzumiethen. Die Miethe eines ganzen Hauses in der letzteren oder in den Hauptverkehrsadern der Vorstädte schwankt zwischen 35 bis 200 Pesos (1 Peso = 4 Mk.) für den Monat. Am billigsten sind die aus Rohr und Nipa-Palmen hergestellten Hütten der Vorstädte, da die Preise nur zwischen 10 bis 20 Pesos pro Monat schwanken. Ist aber das Haus aus Balken gezimmert und mit einem Metalldach versehen, dann muß man für den ersten Stock (inklusive Pferdestall und Wagenremise) 30 bis 60 Pesos monatlich zahlen, für das Erdgeschoß (mit demselben Zubehör) beträgt dann die Monatsmiethe 16 bis 30 Pesos. Die Rohrhütten bewähren sich gut bei Erdbeben, dagegen sind sie höchst feuergefährlich

[1]) Von den Wohnungsverhältnissen wird weiter unten noch eingehender gesprochen werden.

(Manila wird oft von Feuersbrünsten heimgesucht) und erliegen leicht dem Anprall der nicht allzuseltenen Wirbelstürme oder Baguios. Der Erdbeben wegen werden gewöhnlich Nachtlichter unterhalten, um bei dem plötzlichen Eintritt eines solchen leicht den rettenden Ausgang finden zu können.

Ganz eigenartig ist das Verhältniß zwischen Herr und Koch. Letzterer ist entweder ein Indier (d. i. malayischer Eingeborner) oder ein Chinese, der je nach der Größe seiner Kochkünste 6 bis 20 Pesos monatlich und überdies Unterkunft und Verpflegung erhält. Das ist aber nicht alles; denn mit dem Koch wird noch speciell folgender Vertrag abgeschlossen: für jede Person der Herrschaft erhält er einen halben Duro pro Tag, sind aber mehr als 4 Personen im Haushalte, so erhält er für jeden Kopf mehr nur 5 Reales vellon. Hierfür übernimmt er die Verpflichtung, zwei Mahlzeiten, bestehend aus Suppe, drei Gerichten und dem Nachtisch, täglich herzustellen, auch Butter, Brennholz und Alles, was er sonst für die Küche braucht, aus Eigenem zu kaufen, Brot aber und Wein wird besonders bezahlt. Wie der Koch mit seinem Taggelde auskommt, ist seine Sache; macht er billige Einkäufe, so gehört der Ueberschuß ihm, denn nie wird eine Rechnung gefordert, andererseits darf er auch keinen Zuschuß verlangen. Bei der Spielsucht der Indier kommt es freilich nicht selten vor, daß der Koch sein ganzes Marktgeld oder den größeren Theil desselben verliert, dann ist es mit dem Menu schlecht bestellt, oder der Koch brennt durch, wenn man ihm die nochmalige Auszahlung des Taggeldes verweigert, so daß man sich genöthigt sieht, im Gasthause zu speisen. Andererseits freilich kann man gewärtig sein, daß, wenn das Spiel glücklich gewesen oder die Wetten beim Hahnenkampf gut ausgefallen sind, der Koch seinen Gewinn zum Marktgelde schlägt und eine prächtige Tafel herstellt.

Dem Koch liegt es ferner ob, für den gesammten Monatsbedarf: Zucker, Thee, Kaffee, Chocolade, Schinken, Suppenkonserven, Wein, spanisches Oel, Likör, Erbsen und Petroleum einzukaufen, etwa für 16 Pesos, mitunter aber noch für eine höhere Summe.

Mit der Dienerschaft steht es auch eigen, denn die Diener wollen ausschließlich nur das thun, wofür sie angeworben sind; jede andere Dienstleistung, die nach ihrer Ansicht einem anderen Kameraden obliegt, verweigern sie rundweg; so kümmert sich der Kutscher nur um Wagen und Pferde, und die Nähterin würde um keinen Preis eine andere Dienerin des Haushaltes in ihrer Arbeit unterstützen. Die Diener, welche den Fußboden scheuern, Lampen anzünden und dergleichen Verrichtungen vornehmen, werden von den Spaniern batas genannt. Bata bedeutet zwar im Tagalischen eigentlich nur Kind, Knabe, die Spanier gebrauchen das Wort aber auch für alle jugendlichen Diener, welche im Hause selbst aufwarten und die Herrschaft bedienen. Ein solcher Bata oder eine Dienerin erhalten 3 bis 6 Pesos Monatslohn und die Kost; die Nähterinnen, welche stets außer dem Hause übernachten, bekommen monatlich 5 bis 6 Pesos und die Verpflegung. Der Kutscher bezieht einen Monatslohn von 7 bis 12 Pesos, doch wenn die Zahl der Pferde zwei oder drei übersteigt, so pflegt er um Beistellung eines Pferdewärters oder Gehilfen zu bitten, welcher nebst der Kost monatlich 4 bis 6 Pesos Lohn erhält; ist er jünger als 14 Jahre (er wird dann wie alle im Knabenalter stehenden Diener Batilla genannt), so bekommt er nur 1 bis 2 Pesos und die Verköstigung.

Die Wäsche aller Gewandstücke wird außerhalb des Hauses von berufsmäßigen Wäscherinnen vorgenommen, denen auch Chinesen Konkurrenz machen.

Viel Unkosten macht das Unterhalten einer Equipage, denn ohne eine solche ist ein „anständiger Mensch“ in Manila nicht gut denkbar. Zwar stehen Miethskutschen und jetzt auch eine Pferdebahn zur Verfügung: indeß, wem es nur einigermaßen die Einkünfte erlauben, hält sich eine Kutsche, ein Vergnügen, das mit monatlich 42 Pesos theuer genug bezahlt wird. Erwähnt sei hier, daß die philippinischen Pferde außer Heu oder Grünfutter (Zacate) auch unenthülsten Reis (Palay) zum Futter erhalten und daß ihnen unter das Wasser, das sie zu saufen bekommen, auch Honig gemengt wird. B.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Ethnologie der deutschen Alpen.

Der beste Kenner Tirols und seiner Bevölkerung, der treffliche Dr. Ludwig Steub, der jüngst in Meran sein 75. Lebensjahr vollendete, hat einige Bücherrecensionen, einen prächtigen Vortrag in der Münchener anthropologischen Gesellschaft und sonstige Abhandlungen ethnologisch-linguistischen Inhaltes, welche er in letzter Zeit verfaßt, unter dem Titel „Zur Ethnologie der deutschen Alpen“ (Salzburg, H. Kerber, 1887) in ein Heftchen gesammelt und für Freunde der Namensforschung herausgegeben. Wer die fein humoristische Art Steub's, den M. Haupt einst unter die ersten lebenden Stylisten Deutschlands gezählt hat, kennt, weiß, daß er stets in zierlicher Schale Wohldurchdachtes bietet; er versteht es, wie kein zweiter, Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden, ob er nun selber uns die wunderbar klingenden Namen Tirols und der Nachbarländer aus dem Romanischen erklärt oder die Erklärungen Anderer bekämpft und bessere dafür bietet, wie es in dem derb zugreifenden Abschnitte „Ein neuer Gelehrter“ der Fall ist, wo einem unberufenen Etymologen, Hrn. von Grienberger, kräftig die Leviten gelesen werden. Es handelt sich dabei um die romanischen Namen Salzburgs, welche fast ohne Ausnahme in Tirol ihre Doppelgänger oder Analoga haben, während Grienberger dieselben für älter als die tirolischen erklären möchte.

Der erste der acht Aufsätze bespricht A. Unterforcher's Arbeit über romanische Namenreste aus dem Pusterthale. Dasselbe war einst, wie Tirol, ganz romanisirt, bis im 6. Jahrhundert über den Brenner her die Bayern, an der Drau herauf die Wenden eindrangen und um das Thal kämpften. Erstere blieben Sieger, und deshalb hat das Pusterthal in seinen deutschen Namen ein althochdeutsches Gepräge, wie kein anderes in Tirol, denn Namen wie Dietenheim, Tesselberg, Greinwalden, Reiperting u. s. w. kommen sonst in Tirol nicht wieder vor. Doch setzten sich jenseits (östlich) der Toblacher Haide auch die besiegten Wenden fest, und daher giebt es dort auch wendische Namen. Romanische Namen finden sich am zahlreichsten im weltentlegenen Kalserthale, am Fuße des Großglockner, wo also eine bedeutende romanische Bevölkerung noch mit den Slaven fortgelebt haben muß.

Der weitaus längste der Aufsätze, der vierte, jener oben erwähnte Vortrag, behandelt in der anziehendsten Weise eine

Anzahl neuerer Schriften über Rätien und giebt unter anderen eine kurze Geschichte der stets mißglückten Versuche, das dem Rätischen verwandte Etruskische zu erklären. Von besonderem Interesse ist, was er über Dr. C. Pauli's „Die Inschriften des nordetruskischen Alphabetes" sagt. Es sind deren jetzt 109 bekannt, welche in vier einander sehr ähnlichen aber doch verschiedenen Alphabeten geschrieben sind, welche Pauli nach ihren Hauptsitzen als die von Este, Bozen, Sondrio und Lugano bezeichnet. Diejenigen von Lugano sind nach ihm in gallischer Sprache abgefaßt, die von Sondrio und Bozen entschieden in etruskischer, was Steub schon vor 30 und 40 Jahren behauptet hat, die von Este in der Sprache der Veneter, also in einer illyrischen, welche nordwärts bis zur Drau in Kärnten reichte, und aus welcher der Name Venedigs und vielleicht selbst derjenige des Groß-Venedigers herrührt.

Wie sich Steub nach den in den letzten Jahrzehnten gemachten Gräberfunden die Wanderung der Etrusker von Osten her denkt, schildert er S. 55 ff. „Es scheint, daß in jenen Zeiten (vielleicht ein Jahrtausend vor Christi Geburt) aus Thracien, dem ja an Volkszahl damals nur das große Indien vorangesetzt wurde, sich Völker gleichen Stammes erhoben haben, deren Herkunft und Verwandtschaft aber nicht anzugeben ist, da ihre Sprache weder mit den europäischen noch mit den kleinasiatischen sich berührt. So viel scheint sicher, daß diese Völker die Donau als Leitfaden benutzten und an ihren beiden Seiten in breiten Bändern, in mächtigen Ausladungen, westwärts zogen. Den Winkel der früher angekommenen und bereits fest gesiedelten Veneter vom Po bis an die Drau umgingen sie, drangen aber dafür bis an den Rhein und über den Jura hinaus, über den Apennin und bis an den Tiber, wo sie also Etrusker, d. h. Turisker, genannt wurden." Dieses zahlreiche und kunstfertige Volk wurde später von den Kelten umringt und bedrängt, bis es in den Alpen auf Rätien allein beschränkt war. Damals ging der ursprünglich etruskische Namen „Taurisker" auf die norischen Kelten, derjenige der „Tauriner" auf die des oberen Polandes über. Schließlich kamen die Römer, unterwarfen 15 v. Chr. Rätien und romanisirten dessen Bewohner.

Unter den schon erwähnten Funden, wie Ringen, Nadeln, Fibeln u. s. w., zeichnen sich drei eherne Eimer (situlae) aus, von denen zwei, die von Watsch in Krain und von Bologna, mit getriebenen Figuren geschmückt sind, welche das Leben der räto-etruskischen Zeit darstellen und darum von höchstem Interesse sind. „Ueberraschend ist vorerst, daß die Männer alle ohne Kopf- und Baarthaare, sohin vollkommen kahl erscheinen. Dies erklärt auch, warum allenthalben Scheermesser gefunden werden. Die Gesichter sind schablonenartig, eines wie das andere, alle, wenigstens auf der Watscher Situla, mit aufgestülpten dicken Nasen. Das Haupt deckt entweder eine Mütze, ganz und gar wie die phrygischen, d. h. unsere Nachtmützen, oder auch ein flach aufliegender borstiger Teller, der auf allen Seiten über das Haupt hervorsteht und wahrscheinlich eine Pelzmütze darstellen soll. Bei Felsina (Bologna) hatten sie ganz niedere Hüte mit sehr breiten Krempen, wie sie früher die Meraner Bauern trugen. Den Leib verhüllt ein bis an die Knie reichender ärmelloser Rock, der die Arme nicht sehen läßt und am Rande mit Bändern ausgenäht oder gestickt ist. Auf dem Eimer der Certosa marschiren die Krieger in Parade auf, vier Waffengattungen, jede in einer anderen Uniform! Außerdem sehen wir auf dem Watscher Eimer Pferde und Wagen, letztere von geschmackvoller Bauart, erstere schön geschirrt und an Mähne und Schweif schön frisirt. Auch findet sich ein Lieblingssport der Etrusker, nämlich ein feierlicher Faustkampf, den zwei nackte Kämpfer begehen, dann eine musikalische Gesellschaft, in der sich zwei Künstler mit Leier und Hirtenflöte vergnügen, andere Landsleute, welche essen, trinken oder sich sonst beschäftigen. Das Ganze macht den Eindruck behaglicher, lebenslustiger Sitten, mäßiger Pracht und genügenden Reichthumes."

Die Beschreibung, welche Strabo, der römische Geograph, wenigstens ein halbes Jahrtausend später von seinen Rätiern giebt, stimmt aber nicht recht zu der Anschauung, die diese Wassereimer bedingen. Er nennt sie wild, kriegerisch und arm — nur Käse, Harz, Honig und derlei Landeserzeugnisse hätten sie an die Römer verhandelt. „Sie hat das Land selbst verwildert, sagt schon Livius — wahrscheinlich ist der Stamm durch die unausgesetzten Kriege, die er mit seinen Nachbarn und etwa auch unter sich zu führen hatte, allmählich in seinem Wohlstande und seinen Sitten zurückgekommen."

Diese, wie alle Steub'schen Schriften seien jedem Freunde des Alpenlandes, jedem Ethnologen und Geographen aufs Beste empfohlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den zunächst interessirten Handelskreisen wird schon seit Jahren die Schiffbarmachung des Neckars von Heilbronn bis Cannstatt oder Eßlingen angestrebt und gilt das Projekt, entgegen den früher bestehenden Ansichten, längst als gut durchführbar. Veranlaßt von der Stuttgarter Handelskammer, hat der Wasserbaumeister Klett vor Kurzem einen Plan ausgearbeitet, nach welchem die Kosten für die Strecke Heilbronn-Cannstatt auf 3 800 000 Mark, Heilbronn-Eßlingen auf 5 000 000 Mark berechnet werden. Mit dieser verhältnißmäßig nicht zu großen Summe könnte dem größten Theile des Neckarthales eine der Neuzeit entsprechende Verkehrsstraße gegeben werden, und die Residenz Stuttgart mit der größten Wasserstraße Deutschlands, dem Rhein, in Verbindung treten. Die Frage wird voraussichtlich im kommenden württembergischen Landtage zur Sprache kommen. (A. Z.)

— Der König von Belgien hatte für 1885 einen Preis von 25 000 Francs ausgesetzt für die beste Arbeit über die Mittel und Wege, um das Studium der Geographie zu popularisiren und den geographischen Unterricht in den Schulen zu vervollkommnen. Derselbe ist jetzt unter etwa 60 Bewerbern dem Professor am Augsburger Realgymnasium Anton Stauber zuerkannt worden.

— Aus Serbien kommt die Nachricht, daß längs der neuen Eisenbahnlinie, welche Belgrad über Wranja mit Saloniki verbindet, einige englische Handelsagenturen mit Niederlagen englischer Waaren und in Saloniki selbst ein sehr großes Depot von solchen errichtet werden sollen. Serbien galt bisher als eine Domäne des österreichischen Handels.

— G. N. Potanin ist am 27. Februar (10. März) in St. Petersburg eingetroffen. Seine reichlichen Sammlungen sind schon früher angelangt. Potanin beabsichtigt zuerst in der Geogr. Gesellschaft, dann in einer Reihe öffentlicher Vorträge über die Resultate seiner Reise zu berichten.

Asien.

— Vinzenz von Haardt in Wien hat mit seiner eben erschienenen „Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien" (Wien 1887. Sechs Blatt in 30 fachem Farbendrucke. 1 : 8 000 000. Preis 30 Mark) den, man muß gestehen, kühnen Versuch gemacht, eine Sprachenkarte eines ganzen Erdtheils — und zwar des schwierigsten von allen — in größerem Maßstabe herzustellen und zunächst der Schule und der Universität ein neues Lehrmittel zu bieten. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens liegen für jeden Fachmann auf der Hand: sie bestehen hauptsächlich in der Masse, der Zerstreutheit und Ungleichartigkeit des Quellenmaterials; während für manche Theile (z. B. Kaukasus, Kleinasien, Indien, Sibirien) brauchbare kartographische Vorarbeiten vorliegen, fehlt es für andere selbst nur an den dürftigsten Notizen. Einigermaßen wird freilich dieser Nachtheil durch die Generalisirung, welche eine Wandkarte fordert, wieder aufgehoben. Daß es aber ohne manche Irrthümer dabei nicht abgehen kann, ist klar — doch welche Karte ist davon frei? v. Haardt hat bei der systematischen Eintheilung der Völker Friedrich Müller's „Allgemeine Ethnographie" zu Grunde gelegt, sich aber nicht mit den sechs in Frage kommenden Rassen begnügt, sondern die Mongolen durch verschiedene Färbung in zwölf, die mittelländische Rasse in acht und die Dravidas in drei Untergruppen zerlegt, während für die arktischen Völker, die Malayen und die Papuas, je eine Farbe genügte. Dadurch, daß z. B. für die Mongolen mit mehrsilbigen und für die mit einsilbigen Sprachen verwandte Farben (für jene sechs gelbe, für diese sechs grüne Töne) gewählt wurden, vermag der Beschauer der Karte mit einem Blicke das ganze Verbreitungsgebiet dieser Rasse zu umfassen. Aehnlich bei den anderen. Die einzelnen Völkernamen (über 600) sind dann in Roth eingedruckt, ihre Verbreitung durch rothe Linien umgrenzt, so gut oder so schlecht sich solche Grenzen eben angeben lassen; in sprachlich gemischten und in den von Nomaden bewohnten Gebieten wächst ja die Schwierigkeit solcher Umgrenzung oft bis zur Unmöglichkeit. Haardt's von der Wiener Akademie der Wissenschaften unterstützte Veröffentlichung bietet außer der Verarbeitung des gedruckten Materials aber auch manches Unedirte; er hatte sich dabei der Mithilfe einer Reihe angesehener Fachmänner und Specialforscher zu erfreuen, von denen hier nur Friedrich Müller, Tomaschek, Bühler, Petri, Vambery, Hickisch, Wünsch, Heinrich Müller genannt seien. So entstand in langjähriger Arbeit eine Karte, welche Ethnographen, wie Politikern, Schulen und Universitäten warm empfohlen werden kann.

— Von kundiger Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Berthelot'sche Hinweisung auf die Zinngruben in Drangiane, welche der Londoner „Nature" entnommen war, nichts Neues ist, sondern daß K. E. v. Baer schon vor Jahren im Archiv für Anthropologie die Thatsachen nach Ogorodnikow und die Strabonische Angabe mitgetheilt und ausführlich besprochen hat.

Afrika.

— Eine Depesche aus Sansibar vom 14. März meldet, daß dort Nachrichten aus Uganda vom 24. Januar eingetroffen seien. Danach hat die von Dr. Junker abgefertigte Karawane Emin-Pascha glücklich erreicht. Emin befindet sich wohl. Der Bote kehrte mit Elfenbein zurück.

— Mr. Last hat, ehe er von Blantyre seine Reise nach den Namuli-Bergen antrat (vergl. oben S. 223) im Mai vorigen Jahres eine kleine Reise durch die Gebiete der Jao und Angoni südlich vom Njassa-See unternommen. Dabei sah er unweit des Ausflusses des Schire aus dem Njassa das Grab des unlängst verstorbenen Mponda (wie der Titel des Jao-Sultans am linken Schire-Ufer lautet), das größte Bauwerk dieser Art, welches er in ganz Ostafrika gefunden hat. Es steht dem Hause, in welchem er wohnte, gerade gegenüber; Styl und Einrichtung ist durchaus einheimisch, während sich in der Größe des Gebäudes ein Einfluß von der Küste her bemerkbar macht. Es ist nämlich 40 Fuß lang, 30 breit, und rings herum läuft eine 5 Fuß breite Veranda. Das Dach, dessen First etwa 25 Fuß über dem Erdboden liegt, ist mit Gras gedeckt und ganz und gar, vom Firste bis zu der Traufe, mit weißem Calico überzogen. Die Richtung ist fast ostwestlich, die Thür befindet sich am östlichen Ende. Innen besteht das Dach aus Bambu und ist mit zahllosen, etwa 1 Fuß langen und 1 Zoll breiten Wimpeln behangen. Auch die Lage des Grabes, welches nahezu nordsüdliche Richtung hat, zeigt fremden Einfluß; der Kopf liegt nach Norden, in der Richtung nach Mekka. Auch soll das Begräbniß unter den üblichen mohammedanischen Gebräuchen vollzogen worden sein. Ueber der Gruft ist ein Grabmal errichtet auf einer erhöhten Plattform, zu welcher zwei Stufen hinaufführen; dasselbe besteht aus einer etwa 4 Fuß hohen, mit Thürmen versehenen Mauer, welche am Kopfende offen ist und einen gewöhnlichen Grabhügel umschließt. Außen zu beiden Seiten des Grabes befindet sich je eine große viereckige Büchse, in welche das zur Verehrung des Todten herbeikommende Volk Rupien hineinwerfen soll. Die Seite des Grabmals, welche der Thür gegenüberliegt, ist mit runden irdenen Tellern, Becken, Brillengläsern, einer Kupferschüssel und ähnlichen europäischen Fabrikaten eingelegt und mit zahlreichen Perlenschnüren, Votivgaben von Freunden und Besuchern, behängt. Vor dieser Mauer hängt an einem Riegel etwa 6 Fuß über der Erde eine Anzahl guter Gewänder aus Maskat und einige bunte Gewänder europäischer Manufactur; diese bilden eine Art Schirm vor dem Grabmale und werden nur, wenn Besucher kommen, weggethan. Die Thür wird stets verschlossen gehalten, und die ganze Anlage steht unter einem eigenen Wächter.

— Nach den „Gold Field Times" schreitet der Bau der Delagoa-Eisenbahn regelmäßig fort; es sind etwa 20 km davon vollendet. Längs derselben und in der Nähe der Sümpfe sind Eucalyptus angepflanzt worden. In der Nähe von Lorenzo Marques sind Kohlenschichten sowie Platin entdeckt worden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Miklucho-Maklay veröffentlicht eine Anzeige, daß die beabsichtigte Gründung einer russischen Kolonie in Neu-Guinea nicht zu Stande kommt — aus Gründen, welche er nicht nennt. Er selbst kehrt aus Gesundheitsrücksichten auf einige Zeit nach Sydney zurück.

Südamerika.

— Am 2. December 1886 hat Thouar seine neue Reise von Sucre in Bolivien durch den Gran Chaco nach Paraguay angetreten. Seine Begleitung besteht aus 40 Infanteristen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

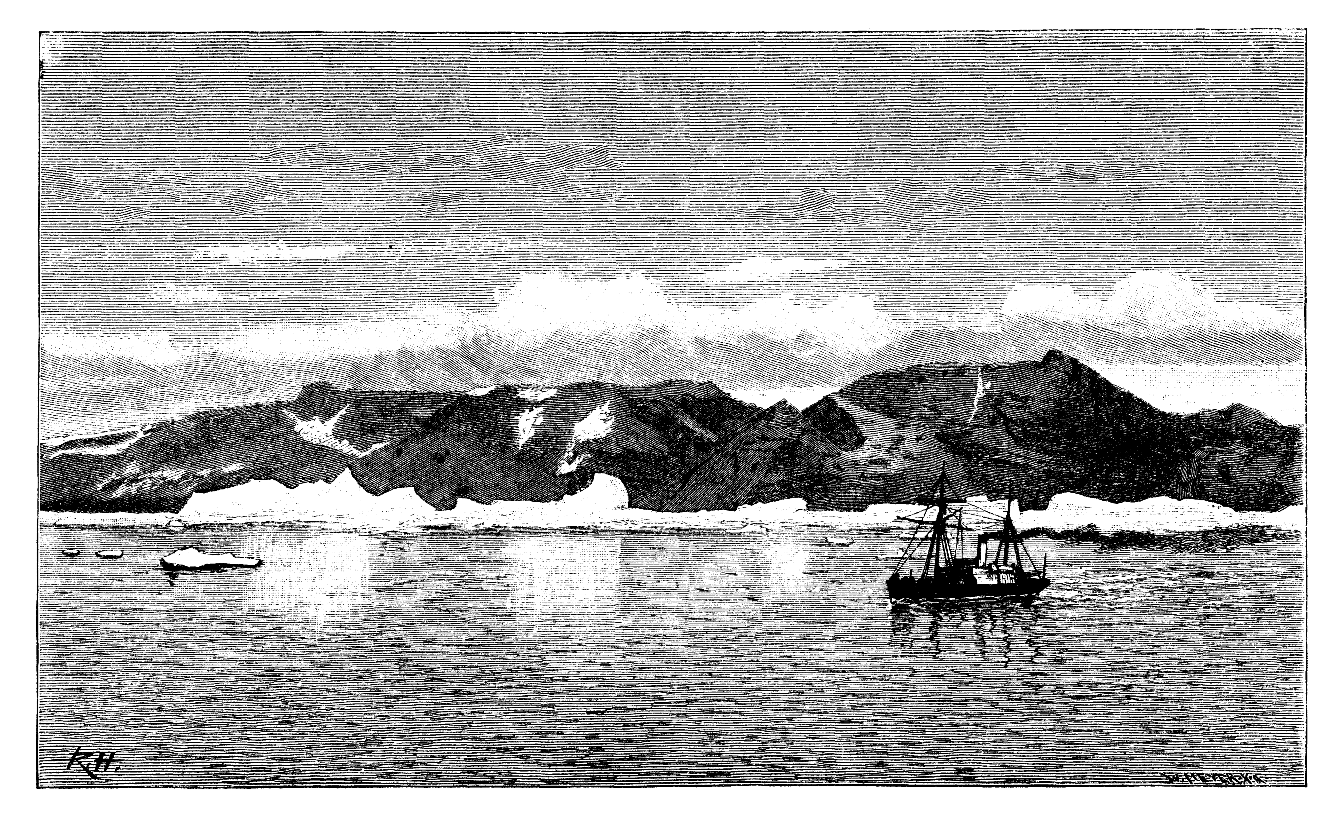
Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

IV. (Schluß.)

Die weitere Fahrt war ziemlich schwierig; es wurde sogar nothwendig, um das Eis bei Kap Farewell herumzugehen und den Weg nach dem Norden an dem Eisrande entlang zu nehmen; man gelangte dadurch wieder auf die Höhe von Friedrichsthal, wo die Eskimos entlassen wurden. Das Thierleben in diesem Fahrwasser war sehr arm; während zweier Tage hatte man nur einen Walfisch, einige Seehunde und ein paar Vögel gesehen; die Ursache dürfte in der bis dicht ans Land reichenden großen Tiefe des Meeres zu suchen sein, welche es Vögeln und Seehunden unmöglich macht, ihre Nahrung vom Boden des Meeres zu holen; vielleicht hat auch der von den Eingeborenen geführte lange Ausrottungskrieg dazu beigetragen. Infolge mancher Schwierigkeiten hatte man am 1. September den 62. Breitengrad noch nicht erreicht; einmal glaubte man an die Möglichkeit, das Eis durchbrechen zu können, doch gab man den Versuch wieder auf und segelte weiter nach Norden, wobei man jedoch der Umwege und des Stromes wegen nicht schnell vorwärts kam. Etwas weiter von der Küste entfernt lief allerdings ein warmer Strom nach Norden. Die Küste bestand, so viel man erkennen konnte, aus einem wilden, von hohen, schneefreien Bergen gebildeten Alpenlande; nirgends sah man hier vom Meere aus den wagerechten Eiswall des Inlandeises. Interessant sind die Bemerkungen, welche Nordenskiöld über die dort beobachteten Eisberge macht, welche dann seiner Gewohnheit gemäß auch auf die Berichte Anderer ausgedehnt werden. Er selbst bestimmt die Höhe eines mittelgroßen Eisberges von etwa 100 m horizontalem Durchschnitt auf 35 m über dem Wasserspiegel; da derselbe wahrscheinlich sechs- bis siebenmal so weit unter das Wasser reichte, würde seine vertikale Höhe also etwa 260 m betragen haben. Doch liegen Berichte von viel größeren Bergen vor; so maß Lieutenant Hammer in der Gegend von Jakobshavn verschiedene Berge von 30 bis 60 m Höhe, einzelne erreichten auch 90 m; der größte, den er gesehen, war an der Fjordmündung gestrandet und hatte eine Höhe von 108 m. Der größte von einigen anderen, nicht einmal so hohen Eisbergen bedeckte eine Oberfläche von 63 000 qm und hatte einen Kubikinhalt von 20 Millionen Kubikmeter Im nördlichen Eismeere dürfte man in der Nähe Grönlands die größten Eisberge antreffen, während im Allgemeinen die des antarktischen Meeres größer als die des nördlichen Eismeeres zu sein scheinen. Allerdings sind von dort nur wenige wirkliche Messungen bekannt. Cook nennt die Eisberge des Südmeeres mit ganz bezeichnendem Namen Eisinseln und schätzt die Höhe derselben auf 15 bis 90 m. Nares traf am antarktischen Polarkreise Eisberge bis zu einer Höhe von 75,6 m und einem berechneten Durchschnitt von 350 m. Von „wolkenhohen“ Eisbergen darf man demnach allerdings nicht sprechen, wohl aber erreichen sie die Höhen von Scherenklippen an der skandinavischen Küste, selbst die von hohen Kirchthürmen.

Am Morgen des 4. September bekam die „Sofia“ Kap Dan in Sicht, und nun faßte Nordenskiöld den Entschluß, den Eisgürtel, welchen man etwa 20 Meilen vom Lande antraf, zu forciren, was auch ohne besondere Schwierigkeiten glückte. Geradeüber von der Stelle, wo der Durchbruch bewerkstelligt worden war, befand sich das Schiff vor einer offenen Bucht, die keinerlei Schutz gewährte,

man fand jedoch einen guten, vor Wind und Treibeis geschützten Hafen ganz in der Nähe. Es war ein schöner, in mehrere Arme getheilter Fjord, welcher nur durch eine schmale Mündung mit dem Meere in Verbindung stand und in seinem Inneren an vielen Stellen ausgezeichnete und gut geschützte Ankerplätze hatte. Dies war der „König Oscarhafen", der erste Hafen südlich vom Polarkreise, in welchem in den letzten Jahrhunderten ein Fahrzeug vor Anker gelegen hat. Nördlich vom Polarkreise ist allerdings die Ostküste Grönlands weniger vom Eise gesperrt. Bei einem Spaziergange am Lande fand man Fußspuren von Menschen, zum Theil einige Tage alt, zum Theil noch ganz frisch; wahrscheinlich waren die Eingeborenen geflohen, als sie sahen, daß ein Schiff die Eismauer durchbrach, welche ihnen bisher einen so sicheren Schutz gewährt hatte. Mehrfach fand man am Ufer ziemlich gut erhaltene Ueberreste von aus Stein und Rasen aufgeführten Eskimohäusern und allerlei anderen Spuren menschlicher Thätigkeit, wie Speckhäuser, Fuchsfallen 2c., die zum Theil noch Anzeichen trugen, daß sie kurz vorher im Gebrauch gewesen waren. Die Berge in der Umgegend erreichen gegen 1000 m Höhe; zwischen denselben breiten sich Binnenseen und Thäler aus, welche mit einem ziemlich dichten Grasteppich und 1 bis 2 Fuß hohem Weidengebüsch bedeckt waren. Bäume gab es hier nicht und die Zwergbirke kroch, wie auf Spitzbergen, am Boden hin. Renthierspuren glaubte einer der Jäger erkannt zu haben, vom Moschusochsen aber fand sich nichts vor. Alle Versuche, Eingeborene aufzufinden, waren vergebens, was in verschiedener Hinsicht sehr bedauert werden muß, und so verließ man schon am folgenden Tage den Ort, um wo möglich den großen, stark bevölkerten Hafen zu erreichen, welcher nördlich von Kap Dan liegen sollte. Anfänglich bereitete das Eis ziemliche Schwierigkeiten, dann aber, nördlich von Kap Dan, schien das Meer vollkommen eisfrei zu sein. Doch ließ man sich hierdurch nicht täuschen, und da der Kohlenvorrath sehr abgenommen hatte, beschloß man, nach einem möglichst bald unternommenen, aber vergeblichen Landungsversuch, den Kurs nach Reykjavik zu stellen, wo die „Sofia" am 9. September ankam. Am 16. wurde die Reise nach der Heimath angetreten und der Hafen von Gothenburg nach einer Abwesenheit von 146 Tagen am 27. September erreicht. Die Ergebnisse der Expedition, wie Nordenskiöld sie zusammenstellt, dürfen wir hier wohl übergehen, um das Schlußkapitel, welches über die Eskimos handelt, eingehender zu besprechen. Nordenskiöld hat in demselben die historische Darlegung der Auffassung der Europäer von dieser interessanten Völkerschaft und eine Darstellung ihres Charakters und ihrer Denkweise zu geben gesucht, wobei er sich jedoch auf die Polareskimos in Grönland und an der Nordküste von Amerika beschränkt.



Grönlands Ostküste südlich vom König-Oscar-Hafen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Die Europäer kamen mit dem Polarvolke Nordamerikas, dessen Angehörige damals „Skrälingar", Zwerge, genannt wurden, zum ersten Male zur Zeit der Normannen in Berührung, und wahrscheinlich geschah dies kurz nach der Entdeckung des Landes durch Erik den Rothen. In der Erzählung des isländischen Predigers Are Thorgildson Frode über die Entdeckung von Grönland heißt es: „Das Land, welches Grönland genannt wird, wurde von Island aus entdeckt und bebaut. Erik der Rothe hieß der Mann aus Bredefjord, welcher von hier (d. h. Island) dahin zog und die Landstrecke in Besitz nahm, die später Eriksfjord genannt wurde. Er gab dem Lande einen Namen und nannte es Grönland (Grünland), indem er meinte, daß er

die Leute verlocken würde, dahin zu ziehen, wenn das Land einen guten Namen hätte. Sie fanden dort sowohl im Osten wie im Westen des Landes Wohnstätten, sowie Stücke von Booten und „Steinschmiedesachen“, woraus man sehen kann, daß dieselben Leute, welche in Weinland wohnen und welche die Grönländer Skrälingar nennen, dort herumgezogen sind. Er fing an, das Land zu bebauen, ungefähr 14 oder 15 Winter, ehe das Christenthum in Island eingeführt wurde, nach dem, was Thorkel Gellersen auf Grönland von einem Manne erzählt wurde, welcher selbst Erik den Rothen dahin begleitet hatte.“ Wenn man diese Erzählung buchstäblich auffassen darf, so fand Erik der Rothe verödete Eskimohütten an den Stellen, wo er landete und er zog später den richtigen Schluß, daß die Bewohner desselben mit den Eingeborenen des Weinlandes nahe verwandt seien. Diese und alle weiteren Erzählungen über die Polarvölker, welche den nordöstlichsten Theil der Neuen Welt bewohnten, blieben bis zum 17. Jahrhundert den Gelehrten beinahe unbekannt. Erst seitdem nach der Entdeckung Amerikas die Versuche, nördlich von diesem Erdtheile einen Weg nach Indien zu finden, zahlreicher wurden und man auch das alte Grönland aufzufinden sich bemühte, kam es zu verschiedenen, leider meistens gewaltthätigen Begegnungen mit den Eskimos.



Grönländer von der Mischrasse. (Nach einer Photographie.)

In einer Beschreibung der Grönländer von Graah heißt es: „Sie waren alle recht hübsch und hatten in ihrem Aussehen wenig Aehnlichkeit mit dem Eskimostamme. Braunes Haar war bei der Jugend ziemlich allgemein, die Farbe des Haares spielte etwas ins Röthliche. Die Männer waren gewöhnlich schlank und gut gewachsen, selbst mager. Sie hatten hübsche, ausdrucksvolle Gesichtszüge mit dichten, gebogenen, schwarzen Augenbrauen; einige hatten auch einen starken Bartwuchs.“ Es liegt hier die Erklärung nahe, daß ein Theil der Ostländer eskimoisirte Skandinavier sind; aber gerade darum haben verschiedene Anhänger der gewöhnlichen Auffassung diese Grönländer für Nachkommen der Walfischfänger gehalten, welche im Jahre 1777 in so großer Anzahl an der Ostküste Grönlands Schiffbruch litten. Dem steht allerdings die Beobachtung gegenüber, daß skandinavische Züge der Ostgrönländer schon lange vor jenem holländischen Schiffbruche bemerkt wurden.

Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland zwischen den Innuit-Frauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen 2c. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt, selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert, oder nur auf solche Weise modificirt bei, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden, und zwar hauptsächlich durch die Verheirathung englischer Matrosen mit Eskimo-Frauen. Dieselbe ist in vielen Beziehungen reich begabt und, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig und gewandt, aber nicht so muthig wie die Eingeborenen.

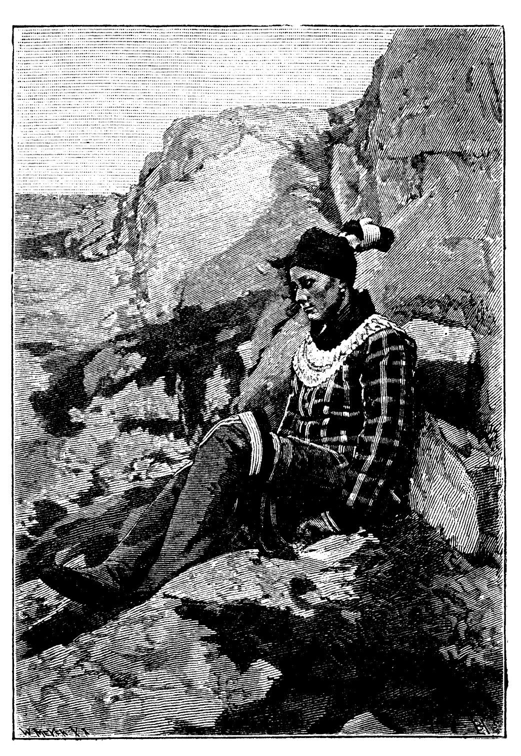


Felsen an der Ostküste Grönlands, den König-Oscar-Hafen umrahmend, aus einer Höhe von 2000 Fuß gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

In der weiteren Beschreibung der Grönländer bringt Nordenskiöld ein sehr umfangreiches Material bei, welches wir hier auch nicht annähernd erschöpfen können; wir müssen

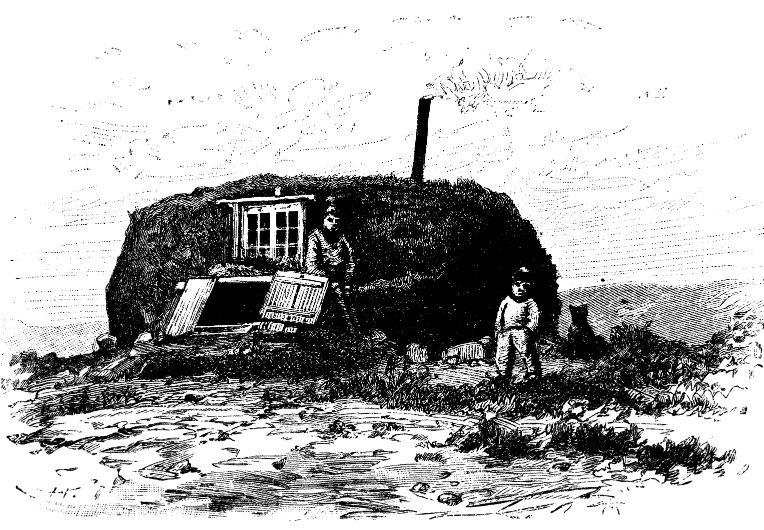
uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Ueber die Genußmittel wird u. a. gesagt: Im dänischen Grönland ebenso wie an der Beringsstraße gebrauchen die Eskimos heute gern Tabak, und zwar sowohl zum Rauchen wie zum Schnupfen und Kauen, doch war der Gebrauch des Tabaks bei dem grönländischen Volke noch unbekannt, als die Dänen zu kolonisiren begannen. Heute sind Rauchtabak und Kaffee die vornehmsten Genußmittel der Grönländer; auch sind dieselben dem Branntwein sehr ergeben. Glücklicher Weise haben die dänischen Behörden allen Handel mit Branntwein untersagt. Das eigentlich grönländische Haus scheint mehr oder weniger der Geschichte anzugehören; die Häuser, welche Nordenskiöld gesehen, tragen mehr oder weniger den Stempel des europäischen Einflusses. Cranz gab 1765 folgende Beschreibung eines Hauses: Die Häuser sind zwei Klafter breit und vier bis zwölf Klafter lang; sie sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, in die Erde gebaut, sondern an einem erhabenen Orte, damit das Wasser besser abläuft. Große Steine werden ein Klafter breit aus einander gelegt und der Zwischenraum mit Erde und Rasen ausgefüllt; darüber kommen Querbalken, dazwischen kleines Holz, und dies wird mit Erde eingedeckt. So lange es friert, hält der Bau, im Sommer aber fällt er durch den Regen meistens ein. Das Haus hat weder Schornstein noch Thür. Beider Stelle vertritt in der Mitte desselben ein von Stein und Erde gewölbter, zwei bis drei Klafter langer, aber so niedriger Gang, daß man beinahe auf Händen und Füßen hinein kriechen muß. Für jede Familie, die in dem Hause Zuflucht findet, besteht eine besondere Feuerstelle. Uebrigens ist in dem Hause kein merklicher Dampf, noch weniger Rauch zu spüren. Vor Feuersnoth sind sie völlig sicher. Uebrigens ist, wie Nordenskiöld mittheilt, die Hitze und der Geruch im Inneren der Hütten oft unerträglich.

Bei den Eskimos existiren drei verschiedene Bauweisen, welche Quadrat-, Kuppel- und Zeltstil genannt werden könnten; von diesen dürfte der Kuppelstil der einzige wirklich einheimische Stil sein.



Grönländisches Mädchen von der Mischrasse. (Nach einer Photographie.)

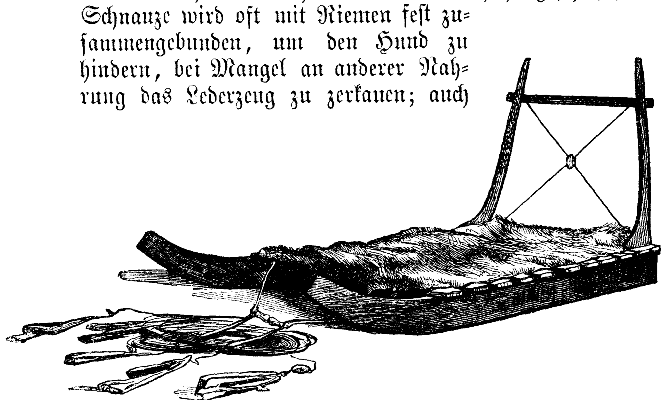
Wenn man von den wenigen, von Europäern nach Südgrönland eingeführten Hausthieren absieht, so haben die Eingeborenen keine anderen Hausthiere als Hunde. Der grönländische Hund ist oft von eigenthümlicher Rasse, welche offenbar mit der in Kamtschatka und längs der Nordküste Asiens einheimischen identisch und mit dem wenn schon etwas größeren Lappenhunde nahe verwandt ist. Gewöhnlich sind die grönländischen Hunde nur mittelgroß, in der Farbe weiß, schwarz oder schwarz mit weißen Flecken, zuweilen auch weißgelb oder bräunlich. Sie haben stehende Ohren, einen sehr dicken Pelz und buschigen Schwanz, sind nur zum Ziehen des Schlittens bestimmt und werden nicht zur Jagd im europäischen Sinne, ausgenommen die Bärenhetze, gebraucht, oder zur Bewachung des Hauses. Diese Hunde können ebenso wenig wie die der Tschuktschen und Samojeden bellen. Sechs bis acht dieser Thiere werden neben einander vor einen kurzen, vermittels Lederriemen oder Walfischbarten aus Treibholz zusammengefügten Schlitten gespannt, dessen Kufen bei denjenigen Eingeborenen, welche sich kein europäisches Eisen haben verschaffen können, oft mit einem Beschlage von Knochen versehen sind. Wenn die Kälte es zuläßt, werden die Kufen durch Uebergießen mit Wasser noch mit einem Ueberzuge von Eis versehen, wodurch die Reibung gegen den Schnee in hohem Grade vermindert wird. Mit ihren Hundegespannen machen die Eskimos im Winter weite Reisen, von dem einen Lagerplatze zum anderen und von ihrer Heimath über das Eis nach den Winterfangplätzen. Auch viele in Grönland ansässige Dänen betreiben den Hundeschlittensport mit einer wirklichen Leidenschaft.



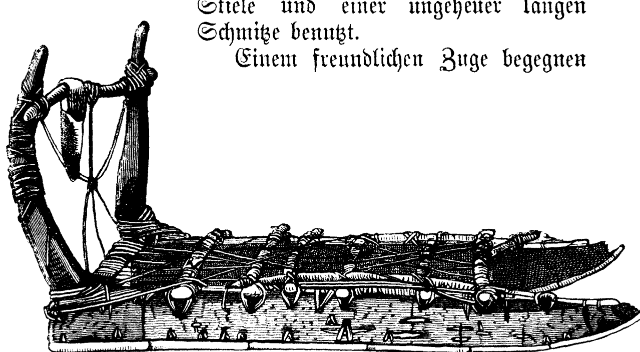
Grönländisches Winterhaus bei Godhavn. (Nach einer Photographie.)

Die Schlittenfahrten mit Hunden haben bekanntlich verschiedenen arktischen Expeditionen große Dienste geleistet; für längere Schlittenfahrten, wo man unterwegs kein Futter für die Thiere anschaffen kann und daher die nothwendige Nahrung für sie sowohl als für die Menschen mit sich führen muß, sind sie nicht verwendbar. Dagegen sind die Hunde selbst für längere Reisen zwischen bewohnten Orten nicht genug zu schätzen. Ein Hund kann

seinem Herrn mit einer Last von 10 bis 12 kg nachfolgen. Wenn der Schnee hart gefroren und scharf ist, werden die Füße der Eskimohunde durch Socken oder Schuhe geschützt; die Schnauze wird oft mit Riemen fest zusammengebunden, um den Hund zu hindern, bei Mangel an anderer Nahrung das Lederzeug zu zerkauen; auch wird während der Rast ein Vorderfuß herauf gebunden oder am Halsbande befestigt, um das Ausreißen oder die Beißereien unter den Hunden zu verhindern. Bei allen Hundefahrten wird eine Peitsche mit kurzem Stiele und einer ungeheuer langen Schmitze benutzt.



Grönländischer Hundeschlitten. (Nach einem Originale im Ethnographischen Museum in Kopenhagen.)



Grönländischer Hundeschlitten, verfertigt aus kleineren, mit Riemen zusammengebundenen Holz- und Knochenstücken.

Einem freundlichen Zuge begegnen wir bei den Grönländern: sie sind große Kinderfreunde. Die Freiheit ihrer Kinder ist so unbegrenzt, wie nur möglich; dieselben werden niemals gezüchtigt, ja nicht einmal mit harten Worten angelassen. Die alteuropäische Erziehungsweise betrachten sie als sehr barbarisch, trotzdem muß man den Kindern das Zeugniß geben, daß sie, wenn sie ein Alter von acht bis neun Jahren erreicht haben, möglichst gut erzogen sind, wobei man natürlich von den Feinheiten der europäischen Kultur abzusehen hat. Ueber die Kinderspiele giebt uns Paul Egede (1790), der als Kind mit den Eskimokindern in Berührung gekommen, höchst interessante Nachrichten. Wenn diese Spiele auch den in Schweden gebräuchlichen



Eskimoknabe. (Nach einer Photographie von Kjellström.)



Eskimoknabe. (Nach einer Photographie.)

nicht unähnlich waren, so brach doch bei denselben hier und da die Lust der Grönländer zur Satire durch. Ein großer Theil der Zeit wird natürlich mit der Uebung in dem Gebrauche der Geräthschaften, welche ihnen einmal Nahrung verschaffen sollen, verbracht. Die Knaben werden zu diesem Zwecke von den Eltern schon frühzeitig mit Wurfspießen, Pfeilen und Kajaks, die Mädchen mit den zum Nähen und Gerben erforderlichen Dingen, alles der Größe der Kinder angepaßt, versehen. Der Knabe wird von den Eltern schon in früher Jugend in der Anfertigung und dem Gebrauche der Jagdgeräthe, vor Allem in dem wichtigen, schweren und für den Ungeübten gefährlichen Kajakrudern unterrichtet. Seine Fortschritte werden mit lebhaftem Interesse verfolgt, und wenn er als Jagdbeute zum ersten Male einen erbeuteten Seehund heimbringt, wird ein allgemeines Fest gefeiert, dessen Held der junge Jäger ist. Aus dem Knaben wird nach und nach ein Mann, der einen eigenen Hausstand gründet und sich eine Frau nimmt, der auf die Jagd geht

und seinen und seiner Familie Unterhalt verdient, der krumm wird und zusammenschrumpft, stirbt und schließlich — wenn des Meeres salzige Woge ihn nicht in ein weicheres Grab gebettet hat — unter einem Steinhaufen auf der Küste des Landes verscharrt wird, das von ihm als das Paradies der Erde betrachtet worden ist.

Die Mädchen dürfen bis zum Backfischalter müßig gehen, ohne daß sie in etwas Anderem geübt werden als im Tanzen, im Singen von Liedern und im Plaudern. Aber nach dieser Zeit fangen sie an, sich an den häuslichen Arbeiten der Mutter zu betheiligen und die grönländischen Frauenarbeiten zu lernen, den Fang herzurichten, das Essen zu kochen, zu proben und zu nähen. Im Nähen erwerben sie sich bald Geschmack und Geschicklichkeit, welche sie in erster Linie für sich selbst anwenden, um sich die zierlichen Anzüge zu verfertigen, mit denen auch in Grönland das schöne Geschlecht sich gern schmückt. Eine festlich gekleidete grönländische Schönheit mit ihrer braunen, gesunden Gesichtsfarbe und ihren glatten, vollen Wangen sieht in dem aus ausgewählten Seehundsfellen gefertigten, dicht ansitzenden Anzuge, den kleinen, eleganten, mit hohen Stulpen versehenen Stiefeln und den bunten Perlenbändern um Hals und Haar gar nicht übel aus. Ihr Aeußeres gewinnt noch durch eine stetige Heiterkeit und ein Benehmen, in dem sich eine größere Portion Koketterie geltend macht, als man bei einer Schönheit der mit Unrecht verschrieenen Eskimorasse erwarten möchte. Ein entschlossener Seehundsjäger führt das hübsche Mädchen mit milder Gewalt nach seinem Zelte. Von da an vernachlässigt die Frau ihr Aeußeres, das in der Jugend hübsche Mädchen wird bald abscheulich häßlich und schmutzig; kein Wunder, daß die Begleiter Frobisher's, welche ein altes Eskimoweib gefangen genommen hatten, es für nothwendig erachteten, zu untersuchen, ob in den Pelzstiefeln kein Pferdefuß verborgen sei und sie nicht etwa die Mutter des Teufels erwischt hätten.

Die Eskimos in Grönland werden in ihren besten Kleidern begraben; Waffen und Jagdgeräth wird den Männern, den Frauen Nähzeug und Gegenstände, die beim Gerben gebraucht werden, den Kindern endlich Spielzeug mit ins Grab gegeben; zuweilen findet man mehrere Skelette in einem Grabe, also eine Art Familiengrab. Die Gemüthsart des Volkes hat etwas Kindliches; sie sind Kinderfreunde, gutmüthig und genügsam, sie genießen den Augenblick, ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern. In Folge dessen haben sie manchmal recht schwere Zeiten durchzumachen, welche sie mit Geduld ertragen und über einer reichen Jagdbeute mit der damit verbundenen Schmauserei, Tanz und Gesangesfreude bald wieder vergessen. Als Heiden leben sie ohne eigentliche Religion und ohne Regierung, sind gegen einander aber absolut ehrlich und gegen die Gesetze gehorsam ohne Gesetzbuch und ohne Gesetzeswächter. Dabei aber haben sie eine hohe Meinung von sich, und zwar gilt dies sowohl von den Vollblutеskimos, wie auch von den zum Eskimoleben übergegangenen Mischlingen.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

III.

In den 40 bis 50 Hütten des Afardorfes wütheten die Pocken; um der Ansteckung und auch der allzunahen diebischen Nachbarschaft aus dem Wege zu gehen, hatte man das Lager in einigen hundert Meter Entfernung am Rande eines kleinen dichten Waldes aufgeschlagen, der, von mehreren Quellen bewässert, den ganzen Reichthum der intertropischen Flora und Fauna aufwies. Aber weder der ziemlich häufig vorkommende abessinischen Löwe, noch auch die Hyänen, die, durch den Geruch der kranken und verendenden Kameele angelockt, Nachts das Lager umstrichen, wurden hier den Reisenden so lästig, wie die unzähligen Mücken, welche ihnen die Nachtruhe nicht nur störten, sondern oft vollständig raubten. Durch die Sumpfluft des Walddickichts erzeugt, stellte sich auch bald bei Martini und bei zweien von den Dienern das gefürchtete Fieber ein; Pater Alexis erkrankte heftig an den Folgen eines Sonnenstichs, und zu all dieser Noth kam der beständige Aerger über die trotz der größten Wachsamkeit täglich sich erneuernden frechen Diebstähle. Die Umgebung des Lagers war bald in gewohnter Weise der Sammelplatz von Hunderten von Schwarzen, die bei Tage jede Bewegung der Reisenden verfolgten und oft nur mit Mühe von neugierigem Eindringen in die Zelte zurückgehalten wurden, bei Nacht aber als stets bereite Helfershelfer des „Karawanenführers“ Mohammed Balì und der beiden neubekehrten schurkischen Neger des Pater Alexis die Diebstähle ausführten. Durch französische Missionare freigekaufte abessinische Sklaven, waren jene beiden Begleiter des Paters in einer Missionsanstalt des südlichen Frankreichs „bekehrt“ und getauft worden — leider mit dem bei ihresgleichen nur gar zu häufigen Resultate gründlicher Sittenverderbniß. Denn neben der vollendetsten Heuchelei, durch die sie jetzt den Pater, wie vorher ihre frommen Lehrer, erfolgreich täuschten, hatten sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Europa sich auch noch alle anderen Laster der Civilisation anzueignen verstanden; „undankbar, lügenhaft, diebisch, ausschweifend, feige und verrätherisch, weder Gott noch den Teufel fürchtend, waren diese neuen Christen ein gefährlicher Bestandtheil der Reisegesellschaft“.

Um das Maß der Unannehmlichkeiten für die in Hedeid-Harer festgelegte Expedition voll zu machen, wurden die Afar jetzt noch von dem gefürchteten, mächtigen Stamme der Assaimarâ mit Krieg überzogen. Mordend und sengend, unzählige Sklaven mit sich fortschleppend, drang der Feind bis in die Nähe von Hedeid-Harer, wo ein für die Afar unglücklicher Zusammenstoß der beiden Heereshaufen stattfand. Das ohrenzerreißende Angstgeheul und Kreischen der mit den Heerden und den eilig abgebrochenen Hütten flüchtenden Weiber, Kinder und Greise, ihr wahnsinniges Gebahren bei der Rückkehr der furchtbar gelichteten Schaar ihrer zum Theil schwer verwundeten Krieger, die fast alle nach dem auch bei den Somali herrschenden Brauch als scheußliche Trophäen die Genitalien eines erschlagenen Feindes an der Lanzenspitze trugen, das die ganze Nacht hindurch anhaltende Klagegeschrei, Stöhnen und Aechzen: dies alles gemahnte die Reisenden an die grausigsten Schilderungen aus Dante's Hölle. Und nicht zum ersten Male während ihrer mühevollen Reise kam ihnen dabei der Gedanke, „daß das Dante'sche Lasciate ogni speranza,

voi ch' entrate gar wohl auch für dieses Land gelten dürfte, durch welches sie hier im Namen und Auftrage Italiens der Kultur einen Eingang in den dunklen Welttheil eröffnen sollten". In der That hatte Cecchi jetzt oft seine ganze Ueberredungskunst vonnöthen, um seinen Gefährten von dem Entschlusse abzubringen, den Weitermarsch nach Schoa als hoffnungslos und unmöglich aufzugeben und unter Zurücklassung des nicht mehr fortzuschaffenden Gepäcks nach der Küste zurückzukehren.

Am 24. Juli hielt Mohammed Balî es endlich für angezeigt, der Komödie des Hinhaltens ein Ende zu machen. Er brachte 20 Kameele und eine entsprechende Anzahl Treiber, und so konnte mit diesen und den noch vorhandenen 40 eigenen Lastthieren der Reisenden das Gepäck in zwei Malen nach dem nur wenige Stunden entfernten Dorfe Hekdeta transportirt werden. Leider war damit nicht viel gewonnen. Anstatt der gehofften größeren Bereitwilligkeit der Eingeborenen fand man auch hier die nämlichen ermüdenden Schwierigkeiten, den bösen Willen und die in Erpressungsversuchen und Betrügereien unermüdliche Habgier, mit der man nun schon seit Monaten kämpfte und auch noch Monate lang zu kämpfen haben sollte.

Noch während des zehntägigen unfreiwilligen Aufenthalts in Hekdeta trat die Regenzeit ein, die an der Küste den December und Januar, hier im Inneren des Landes aber den August und September hindurch dauert. An die Stelle der bisher und zwar vorzugsweise in den frühen Nachmittagsstunden häufig gewesenen „trockenen Gewitter" mit ihrer die Nerven bedrückenden und das Athmen erschwerenden Stickluft, ihrer Temperatur von 47 und 48° C. und den ungeheuren Wirbeln des feinen, heißen, alles durchdringenden Sandes traten nun heftige, wolkenbruchartige Regengüsse, die sich gewöhnlich mehrmals an einem Tage wiederholten, jedoch nie länger als eine halbe oder dreiviertel Stunden anhielten. Von der gewaltigen Wassermasse, die dabei herabströmte, kam dem dürren Boden der Hochebene aber immer nur wenig zu gute. Ein großer Theil des Wassers verdampfte, sobald es den heißen Sand berührte; das übrige floß in den tief einschneidenden Flußbetten zusammen und bildete in kurzer Zeit breite und reißende Ströme.

Vom Fieber heimgesucht (Pater Alexis überdies an einem Rückfalle seines früheren Leidens todtkrank), mit bedenklich auf die Neige gehenden Vorräthen und im Besitze von nur noch 20 eigenen Lastthieren, von den mit größter Mühe und schweren Opfern gewonnenen Trägern und Kameeltreibern immer wieder betrogen, im Stiche gelassen und zu unerträglichen Aufenthalten gezwungen, legten die Reisenden in der Zeit vom 3. bis zum 30. August die 50 bis 60 km Weges von Hekdeta nach Karaba am Ota-See zurück. Die wenigen Dörfer und Niederlassungen der Afar, die sie auf dieser Strecke passirten, unterschieden sich nicht von den zuvor gesehenen: in den meisten herrschte jetzt neben den Pocken noch das bösartige, hier von der Regenzeit unzertrennliche Fieber, und in allen erweckte das umfangreiche Gepäck der Reisenden Raublust und feindseliges Verhalten. Auch die Landschaft bot nichts Neues dar: es waren immer dieselben felsigen Hochebenen mit dürftigem Graswuchse, Dornengestrüpp und verkümmerten Mimosen, hin und wieder von einem von Tamarisken eingefaßten, tief einschneidenden Wasserlaufe unterbrochen, oder mit großen, vollständig vegetationslosen Sandflächen abwechselnd. Zu beiden Seiten des Weges aber, den man verfolgte, und fast parallel mit demselben von ONO nach SSW hinziehend, zeigten sich am Horizonte ansehnliche Bodenerhebungen. Zur Linken, nach Süden hin, die Kette der Oborâ- und Ittu-Galla-Berge mit ihren schroffen Profilen und hohen Gipfeln; zur Rechten eine Reihe vereinzelter Hügel von seltsam abgestumpfter Form und unverkennbar vulkanischer Natur, die sich mit kurzen Unterbrechungen bis zu dem ungeheuren Vulkankegel des Azelô fortsetzen.

Mit der Annäherung an den unter 9,8° nördl. Br. und 41° östl. L. gelegenen Ota- oder Maru-See sahen sich die Reisenden plötzlich in eine vollkommen veränderte Umgebung versetzt. Zwischen kleinen, mit Bäumen und Buschwerk bestandenen Hügeln, deren ansehnlichster, der 170 m hohe Berg von Karaba, sich unmittelbar über dem Rande des Sees erhebt, breitet sich reiches, stellenweise sumpfiges Wiesenland mit über mannshohem Graswuchse aus. Ein dichter, zum großen Theil aus Tamarisken bestehender Wald umkränzt den See auf zwei Seiten; durch hohes Unterholz und Kletterpflanzen schwer zugänglich gemacht, beherbergt er unzählige Frankolinen, Pharaohühner, Trappen, Hasen und Gazellen. An den Ufern des Sees zeigten sich Schaaren von Störchen, auf dem kleinen, etwa 500 m langen und 350 m breiten Wasserbecken selbst aber wimmelte es von Tausenden von Gänsen, Enten und anderen Wasservögeln. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll der See, der durch mehrere, von den Bergen der Ittu-Galla kommende Flußläufe gespeist wird, in der trockenen Jahreszeit fast ganz wasserlos sein; trotzdem aber scheint seine Umgebung das ganze Jahr hindurch zu den am reichsten bevölkerten Punkten des gesammten Somali- und Afar-Landes zu gehören. Während Cecchi's Aufenthalt daselbst bestand das Dorf Karaba aus einigen dreißig Zeriben, deren jede in ihrer aus dornigem Strauchwerk hergestellten Umfriedigung 10 bis 15 Hütten umschloß; die Zahl der Einwohner aber belief sich auf mindestens 2000 Seelen. Ließen die großen, nur nach Tausenden von Stück zählenden Kameel-, Rinder- und Ziegenheerden, die ringsum weideten, schon auf eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner schließen, so sprach für dieselbe neben dem Aussehen ihrer Hütten auch das Aeußere der durchweg kräftigen und anscheinend gut genährten Leute selber. Von Natur etwas über europäische Mittelgröße, wenngleich die Körperlänge der Somali nicht erreichend, zeichnen sich die Afar durch ein größeres Ebenmaß der Formen und durch einen außerordentlich schönen Wuchs aus. Ein wohlgebildeter, auf langem, schlankem Halse ruhender Kopf, große, lebhafte Augen, eine etwas kurze, aber wohlgeformte Nase, leicht gewölbte und fleischige, jedoch nicht wulstige Lippen und endlich verhältnißmäßig kleine Hände und Füße gehören zu dem Typus des Volkes, das sich selbst als Afar bezeichnet, während es von den Abessiniern Adali, von den Arabern der Küste aber Danakili (Sing. Dankalo) genannt wird. Verräth der Gesichtsausdruck des Afar auch keine besondere geistige Begabung, so ist er doch bei weitem intelligenter als der des Negers, und so trifft man denn auch unter den jüngeren Afar beider Geschlechter, denen allen eine gewisse Anmuth und Energie der Bewegungen eigen ist, gar häufig Individuen von auffallender Schönheit an, die trotz der schwarzen Hautfarbe und der in unzählige kleine Zöpfe und Flechten gedrehten und dick mit Butter beschmierten Haare die Bewunderung jedes Europäers erregen müssen. Die dunklen Schönen sind sich dessen auch wohl bewußt: oft genug mußte Cecchi mehrere Hundert Glasperlen geben, um eine von ihnen dazu zu bringen, ihn nur anzublicken oder zu lächeln.

In der Umgebung des Ota-Sees fanden die Reisenden zwischen dem Wiesenlande auch mehrere kleine, mit Durrha bestellte Felder: die ersten Spuren von Bodenkultur, die sie auf dem ganzen Wege von der Küste her zu Gesicht bekamen. Die Haupteinnahmequelle der Bewohner von Karaba soll jedoch in dem Vermiethen ihrer Kameele an

die von oder nach Schoa gehenden Karawanen der eingeborenen Händler bestehen. Von den italienischen Reisenden, denen hier wieder einmal sämmtliche Leute mit den Lastthieren entliefen, forderten sie freilich nach bekannter Art so hohe Preise, daß Cecchi beschloß, lieber abermals einen Theil des entbehrlicheren Gepäcks zu verbrennen, als die nothwendigen Mittel für die späteren Reisen, Baumwollenzeug und Glasperlen, jetzt für den Transport desselben hinzugeben. Diese Procedur des Verbrennens so vieler weither gebrachter Kostbarkeiten, die von Cecchi und den Dienern mit scheinbarer Gleichgültigkeit vor den Augen eines zahlreichen schwarzen Publikums vorgenommen wurde, machte indessen doch einen gewissen Eindruck auf die Leute. Schon am nächsten Morgen stellten sich, von dem Oberhaupt des Dorfes gesandt, eine Anzahl von Kameeltreibern mit ihren Thieren im Lager ein, um unter annehmbareren Bedingungen ihre Dienste anzubieten.

Zuerst noch durch hügeliges Land, dann wieder über eine einförmige, schier endlose Hochebene führte der Weg nach dem Dorfe Mulu, das, an dem Ufer des gleichnamigen, zur Zeit ungemein wasserreichen Stromes gelegen und selbst in der trockenen Jahreszeit in seinen Brunnen einen Ueberfluß an Wasser besitzend, eine wichtige Station des Karawanenweges ist. Allerdings auch eine gefürchtete Station; denn die zwei- bis dreitausend Afar, die sich hier niedergelassen haben, gehören den berüchtigten Stämmen der Assoba, Sidiabura und Arkamela an, welche nicht nur auf beständigem Kriegsfuße mit ihren Nachbaren (den Assaimarâ auf der einen und den Ittu-Galla auf der anderen Seite) leben, sondern auch unter allen möglichen nichtigen Vorwänden Streit mit den Führern der durchziehenden Karawanen suchen sollen, um dieselben ungestraft ausplündern zu können. Eigenthümlich ist das Doppelverhältniß, das zwischen diesen Afar und den Ittu-Galla besteht. Während die männlichen Angehörigen der beiden Stämme selbst bei jeder zufälligen Begegnung sich als Todfeinde mit Lanze oder Messer anzugreifen pflegen, werden die Weiber auf beiden Seiten als vollständig neutral behandelt und respektirt, natürlich nur aus Nützlichkeitsrücksichten. Denn die Weiber sind es, die den trotz aller Feindschaft ungemein regen und unentbehrlichen Tauschhandel zwischen den beiden Stämmen vermitteln müssen. Die Afar liefern den Galla ihren ganzen Bedarf an Lanzen, Messern, Schildern aus Hippopotamushaut, Baumwollenstoffe und Tücher theils europäischen, theils abessinischen Fabrikats, Arm- und Beinspangen von Kupfer und Messing, Messingdraht, Glasperlen, Muschelketten (von Cypraea moneta) und ähnliche Artikel, und erhalten dafür Getreide, Tabak, Honig, Butter, Thierfelle für die Kleidung der Weiber, Elfenbein &c.

Am 9. August, nach längerem Marsche durch eine an guten Weideplätzen und deshalb auch an Niederlassungen reiche Gegend langte die Expedition endlich am Ufer des Hawash, bei dem Dorfe Bonta, an. Der Fluß war zum Glück noch nicht über seine Ufer getreten; 60 m breit und 3 m tief, schoß er in reißender Strömung zwischen den $1^1/_2$ m hohen, steilen Uferwänden dahin, für die Eingeborenen auf ihren von Schläuchen getragenen Fähren passirbar, für die Reisenden ein ernstliches Hinderniß. Die Bewohner von Bonta, ebenfalls Sidiabura- und Arkamela-Afar, und ihren Ruf als gefährliches Raubgesindel bestens rechtfertigend, forderten für das Hinüberschaffen der Karawane an barem Gelde und allerhand Waaren ungefähr 400 Thaler. Es war ebenso unmöglich, auf diese Forderung einzugehen, wie dringend wünschenswerth, bald aus der Nähe von Bonta fortzukommen. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen, eine Fähre herzustellen (das Holz der hier vorhandenen Bäume erwies sich als zu schwer), kam Cecchi auf den Gedanken, mehrere der großen wasserdichten Kisten, der so oft verwünschten, kostbarsten und hinderlichsten Gepäckstücke der Expedition, an einander zu befestigen und als Fähre zu verwenden: das Unternehmen glückte über Erwarten, und auf dem kleinen Fahrzeuge, das gut 350 kg trug, brachte Cecchi in Zeit von drei Tagen das ganze Gepäck, die Maulthiere und einen Theil des Personals seiner Karawane an das jenseitige Ufer. Eine wenige Stunden weiter oberhalb im Flusse befindliche Fuhrt wurde zum Hinüberschaffen der Kameele benutzt.

Nur drei Tagereisen trennten die Reisenden jetzt noch von ihrem Ziele, der Grenze von Schoa. Alles war zum Weitermarsche bereit, die Kameele beladen, der Zug geordnet, da fiel es plötzlich den Kameeltreibern ein, eine förmliche Revolte zu machen, unter Drohungen auf die Reisenden einzudringen und sofortige Vorausbezahlung des ausbedungenen Lohnes zu verlangen. Die überzeugende Beredtsamkeit von Cecchi's Revolver brachte sie dahin, sich einstweilen mit der Hälfte zu begnügen: sie nahmen das Geld in Empfang, forderten aber, durch diesen Erfolg ermuthigt, sogleich ansehnliche Geschenke an Waaren aller Art. Zum zweiten Male energisch abgewiesen, besannen sie sich nicht lange. Im Nu hatten sie die Kameele abgeladen und zogen mit ihnen unter lauten, frechen Verhöhnungen der Fremden auf der Straße nach Fareh von dannen.

Von allen kritischen Situationen, in denen die Expedition sich schon befunden hatte, war diese vielleicht die unangenehmste. Martini und zwei von den Dienern lagen am Fieber darnieder, Pater Alexis befand sich in einem Zustande, der stündlich seinen Tod erwarten ließ; so waren es Cecchi und der dritte Diener allein, die das Lager gegen die täglichen Angriffe der räuberischen Afar und gegen das Eindringen der aus dem nahen Walde kommenden Raubthiere schützen und vertheidigen, für Unterhalt und Pflege der Kranken sorgen, Wasser und Brennholz herbeischaffen und die wenigen ihnen noch gebliebenen Kameele und Maulthiere auf die Weide führen mußten. Es waren schwere, weil durchaus hoffnungslose Tage, die sie hier, an ihrer „letzten Leidensstation“ vom 12. bis 29. September zubrachten.

Am 27. war Martini endlich so weit genesen, daß er in Begleitung des einen Dieners nach Fareh aufbrechen konnte, um Hilfe von dort herbeizuholen. Ein scheinbar zuverlässiger Afar, den er als Führer engagirt hatte, blieb im letzten Augenblicke aus, und Kompaß und unzureichende Karte vermochten ihn nicht zu ersetzen. Nach vielfältigen Irrfahrten, erschöpft und halb verhungert, langten die beiden Europäer erst am fünften Tage in Fareh an.

Für die am Hawasch Zurückgebliebenen hatte unterdessen schon die Stunde der Befreiung geschlagen. Am 29. Mittags, wenige Stunden nachdem Pater Alexis endlich von seinen qualvollen Leiden erlöst worden war, langten, von Fareh kommend und von einem Trupp abessinischer Soldaten eskortirt, die entlaufenen Kameeltreiber bei dem Lager an. Das Gerücht von einer im Afargebiete festliegenden, von Europäern geführten Karawane war bis nach Litsche gedrungen, und die Aussendung dieser von Cecchi „fast mit Küssen begrüßten“ Beschützer und Befreier war von König Menilek selbst angeordnet worden.

Ohne Zeitverlust — denn es drängte Cecchi, von dem Orte fortzukommen, an dem er so viel Widerwärtiges und Trauriges erlebt hatte — wurde nun die Karawane geordnet und der Weg nach Fareh angetreten. Den malerischen Anblick des in drei mächtigen Terrassen ansteigenden abes-

sinischen Hochlandes beständig vor Augen, erreichte man nach drei kurzen Tagemärschen über eine anscheinend fruchtbare Ebene die Stadt Fareh, die mit ihrer reich angebauten Umgebung und den von hohen Euphorbien-, Mimosen- und Pisanganpflanzungen eingeschlossenen großen Hütten wie ein gelobtes Land erschien. Von Antinori, Chiarini, dem trefflichen Bischof Massaja und einem hohen schoanischen Würdenträger, dem Azage Ualda-Tzadek, schon in Fareh erwartet und freudig begrüßt, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, hielten die Reisenden wenige Tage später ihren Einzug in Litsche. Die ungemein ehrenvolle Aufnahme, die ihnen auch König Menilek hier zu Theil werden ließ, die behagliche Ruhe, deren sie sich in Let-Marefia, der unweit der Hauptstadt gelegenen italienischen Station, erfreuen durften, waren wohl geeignet, Cecchi und seine Begleiter die erduldeten Strapazen vergessen und ein besseres Glück für ihre späteren Unternehmungen hoffen zu lassen.

Wir haben im Vorstehenden die Schilderung der beschwerlichen Reise Cecchi's durch das Somali- und Afarland mit einer Ausführlichkeit wiedergegeben, welche durch die vor ihm schon häufig von anderen Forschern durchgemachten und auch mehrfach beschriebenen Abenteuer kaum gerechtfertigt erscheinen dürfte. Gegenüber der Hartnäckigkeit aber, mit der die italienischen Geographen sich trotz alledem noch jetzt gerade für die Route über Schoa begeistern, hielten wir es für angezeigt, ihre Theorien noch einmal durch die einfachen Thatsachen zu widerlegen. Man möge über die afrikanische Politik Italiens denken, wie man wolle, das ganze Massaua-Unternehmen heute noch, wie bei seiner Entstehung, für ein todtgeborenes Kind ansehen, oder aber an seine große Zukunft glauben: darüber, daß die Wahl des Königreiches Schoa als Operationsbasis für die italienische Afrika-Forschung ein verhängnißvoller Mißgriff gewesen ist, wird man bei einigermaßen vorurtheilsloser Betrachtung sich nicht täuschen können. Die beständigen Kämpfe und Streitigkeiten, in welche die einzelnen Theile des großen abessinischen Lehnsstaates sowohl unter einander, als auch mit den tributpflichtigen Nachbarvölkern verwickelt sind, machen einen dauernden Schutz der Fremden und eine zuverlässige Förderung ihrer Interessen und Unternehmungen fast unmöglich. Und überdies ist die aufrichtige Absicht, diesen Schutz und diese Förderung zu gewähren, bis jetzt trotz aller großen Versprechungen wohl noch bei keinem jener halbcivilisirten Herrscher wirklich vorhanden gewesen. Das Beste, was die Reisenden erwarten dürfen, wenn sie nach den tausend Plackereien des Weges glücklich und noch im Besitze der nöthigen Geschenke in Schoa anlangen, ist eine ehrenvolle Aufnahme und freundschaftliche Behandlung von Seiten des Königs. Auf die thätige und planmäßige Unterstützung in ihrem weiteren Vorhaben, zu deren Erlangung so große Opfer gebracht worden sind, werden sie bald nicht mehr rechnen und ganz zufrieden sein, wenn sie es dabei nur mit der Gleichgiltigkeit ihres hohen „Beschützers“ und nicht etwa mit seinem durch Eigennutz und eifersüchtige Bedenken hervorgerufenen, mehr oder minder passiven Widerstreben zu thun haben. Es liegt auf der Hand, daß selbst im besten Falle ein derartiges Verhältniß das freie, selbständige Vorgehen der Reisenden beeinträchtigen muß.

Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki in Mühlbach (Siebenbürgen).

I.

Wir täuschen uns sehr, wenn wir der Meinung sind daß die moderne Wissenschaft mit ihrer alles — das größte wie das kleinste Problem — umfassenden Forschung auch schon die tiefste Lage jenes natürlichen Felsens bloßgelegt hat, auf dem alle Tempel ruhen, die von den Uranfängen der Menschheit her bis auf die allerjüngste Zeit für Opfer und Gebet errichtet worden sind. „Wenn auch der natürliche Felsen, das menschliche Herz, überall derselbe ist, und noch einige der Säulen, einige selbst der alten Wölbungen dieselben sein mögen, wo immer auf Erden Religion, Glaube und Gottesdienst sich finden, so ist die Zeit noch gar ferne, wo die unterirdischen Gemäuer aller menschlichen Religion mehr und mehr zugänglich gemacht worden sind.“ Daher müssen uns die religiösen Gebräuche, der Glaube und Aberglaube christlicher Völker, selbst solcher, die in unserer unmittelbaren Nähe oder gar unter uns wohnen, für uns von hervorragendem Interesse sein, da sie oft nicht bloß Nachklänge religiöser Anfänge sind, die sich unter dem Volke bis auf den heutigen Tag inmitten mannigfacher Wechselfälle doch erhalten haben und schon aus diesem Grunde Anspruch auf unsere Achtung erheischen, sondern uns häufig genug als Brücke, gleichsam als Verbindungsglieder zu ihren früheren Vorfahren oder auch nur Verwandten dienen und in das innerste, religiöse Leben eines Volkes einen Einblick verschaffen.

Von diesem Standpunkte aus will ich im Folgenden als kleinen Beitrag zur Volkskunde unserer transsilvanischen Zeltzigeuner die Gebräuche derselben bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung dem Leser vorführen, so wie ich dieselben aufmerksam zu verfolgen oft genug die Gelegenheit hatte.

Zwischen Schweinen und Hunden empfangen und geboren, ist der transsilvanische Zeltzigeuner schon bei seinem Eintritte ins Leben auf „Mist und Stroh“ gebettet. Mit gewissem Stolze gedenkt er dieses Umstandes, wenn er singt:

Káná m're dáy mán kerdyás, Ná pál cero, pál ful hás; Je ákáná you penen: Me ná som kiyá ráyen!	Mist und Stroh die Stätte war, Wo die Mutter mich gebar; Deshalb sagt es Jedermann, „Herr“ ich nimmer werden kann!
Andákode ná rováv, The me yek ráy ávává, Báçtáles ná th'ávávás, Lele mán ná kámelás?	O, das stört nicht meine Ruh'! Wär' ein Herr ich! Doch wozu? Wenn ich kein Zigeuner blieb, Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?
Ráyes lele ná kámel, Leskre shero yoy kinel! Piráno som te o rom, — Legbáreder ráy me som!	Einen Herren liebt sie nicht, Wenn er ihr auch Gold verspricht! Bleib' ihr Liebster d'rum allzeit Und ich leb' in Herrlichkeit!

Schon in seinem achten Lebensjahre wird der junge Zeltzigeuner von seinen Eltern, wenn auch nicht vor die Thür, so doch vor das Zelt gesetzt und kann nun auf eigene

Faust hin leben, thun und lassen, was ihm beliebt. Heimlich nur steckt ihm hin und wieder sein Mütterchen einen Bissen zu, sonst muß er eben sehen, wie er sich durch das Leben schlägt. Er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Flur und theilt in der Nacht sein hartes Lager im Freien mit Pferden, Hunden und Schweinen, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung im Zelte bei den Eltern bleiben, ja sogar das Recht haben, ihren Liebsten bei sich zu beherbergen, sobald Aussicht auf Verehelichung vorhanden ist. Deshalb ist das Eheleben das Ideal eines Unverheiratheten, denn so lange er frei und ledig ist, kann er kein Zelt, keine Höhle sein eigen nennen. Der Sommer vergeht ihm ja noch leidlich, aber der Herbst und der Winter! Hat er kein Liebchen, das ihn zu sich in die Hütte oder Erdhöhle hinein läßt, so muß er ohne Obdach, dem Wilde gleich, herumstreifen. Treffend drückt sich das zigeunerische Volkslied aus:

Párne, párne ulice,	Kalter Wind weht über's Feld,
Bute yiv hin yevende!	Schnee bedeckt die weite Welt!
Káske ná hin e romñi,	Wer jetzt frei und ledig blieb,
Jánel, the láces romñi!	Weiß nun: was bezahlt die Lieb'?
Káske ná hin piráni,	Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Káy jál pále brigoyi,	Schleicht einher stets müd' und matt,
Sár bigorekro jukel	Friert im Schnee und Windgetos',
Andre yiva yov çucel!	Gleich dem Hunde, herrenlos!

Liebe und Heirath sind bei dem Zigeuner fast synonyme Begriffe und entschlüpft er irgendwie der allgemeinen Wehrpflicht, die gegenwärtig auch auf ihn sich erstreckt, so findet er gar bald eine Lebensgefährtin, die er heirathet und die ihm als Mitgift die ganze Einrichtung eines zigeunerischen Heimwesens, Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge und dergleichen zubringen muß. Das Zigeunerweib nimmt ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Mann und Frau arbeiten und erwerben sich unabhängig von einander das Brot, das sie dann aber auch nicht mit einander theilen. Den Zigeuner zieht zu seinem Weibe in erster Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber ist er auf die Gnade seiner Frau als Besitzerin des Heimwesens angewiesen. Erst der Besitz von Kindern knüpft diese lockeren Bande zwischen den Eheleuten etwas fester. Kinder zu haben, ist der höchste Wunsch der Zigeunerin. Ein unfruchtbares Weib wird bemitleidet und gering geschätzt, und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unhaltbar; denn dem Volksglauben der Zigeuner gemäß hat ein unfruchtbares Weib vor ihrer Verehelichung mit einem Vampyr Umgang gepflogen, und dies ist der Grund ihrer Unfruchtbarkeit. Deshalb suchen die Zigeunerweiber schon in den ersten Wochen ihrer Verehelichung diesem eventuellen Uebelstande — der bei Zigeunern gar selten eintrifft — im Vornhinein durch zauberkräftige Mittel abzuhelfen. Das gewöhnlichste und unschädlichste Mittel ist: bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu essen, in welchem eine schwangere Frau bestattet worden ist. Beim Graspflücken wird der Spruch gemurmelt: „Zwei Theile (Seiten) hat meine . . ., zwei Eier hat sein . . .; waren beide oft ein Ganzes; wollen beide machen ein Ganzes!" (Duy riká hin mire minc; dny yárá hin leskro kár; Avnás duy yek jelo, keren ákáná yek jeles . . . .)

Oder das Weib trinkt das Wasser, in welches der Gatte glühende Kohlen geworfen oder noch besser seinen Speichel hineingespieen hat, mit den Worten: „Wo ich die Flamme bin, sei du die Kohle; wo ich der Regen bin, sei du das Wasser!" (Káy me yákh som, ác tu ángár; káy me brishindsom, ác tu páñi.) Bisweilen nimmt der Gatte ein Ei, macht an beiden Enden desselben je ein kleines Loch und bläst dann den Inhalt des Eies in den Mund der Gattin, die ihn hinabschluckt, worauf der Beischlaf vorgenommen wird. Solcher Mittel, die bisweilen auch gefährliche Folgen haben, kennen die Zigeuner unzählige. Der weit verbreitete Volksglaube einer sogenannten „Kunstzeugung" findet sich auch bei den transsilvanischen Zigeunern vor, wobei die Tracht des Vaters und die Stimmung der Mutter während des Beischlafs auf den zu erzielenden Sprößling einen bedeutenden Einfluß ausüben soll [1]). Will der Zigeuner einen Sohn erzielen, so gürtet er sich mit dem Halfterzaume eines männlichen Pferdes, und umgekehrt mit dem einer Stute, will er eine Tochter erzeugen u. s. w.

Interessant als Beitrag zur vergleichenden Volkskunde ist auch die Art und Weise, auf welche sich die transsilvanischen Zigeunerinnen die Gewißheit verschaffen, daß sie in gesegneten Umständen sich befinden. Will eine Frau ihren Zustand wissen, so soll sie an neun auf einander folgenden Abenden auf einem Kreuzwege einen Hammer oder eine Axt mit ihrem Urin naß machen und daselbst vergraben. Ist das Eisen des Hammers oder der Axt am neunten Morgen verrostet, so ist die Frau schwanger. Oder sie nehme ein Ei, gieße den Inhalt desselben, ohne jedoch das Eiweiß vom Dotter zu trennen, in einen Napf und urinire darauf. Schwimmt das Ei am nächsten Morgen auf der Oberfläche des Wassers, so ist sie in gesegneten Umständen und wird, wenn das Dotter vom Eiweiß getrennt herumtreibt, einen Sohn, wenn aber beide Eibestandtheile vereinigt auf der Oberfläche schwimmen, eine Tochter zur Welt bringen. Wenn ein Weib keine Menstruation haben will, so soll sie zur Zeit der Rosenblüthe sich mit Rosenwasser waschen und dann das Wasser auf den Rosenstock gießen [2]). Sieht eine schwangere Frau das aufgesperrte Maul eines verendenden Thieres, so bekommt das Kind einen häßlichen Mund; trägt sie Hirse, Hanfsamen, Perlen oder sonstige kleinkörnige Dinge in ihrer Schürze, so bekommt das Kind einen schwer zu heilenden Hautausschlag; spritzt ihr zufällig das Blut eines abgeschlachteten Thieres ins Gesicht, so treten ihrem Kinde an derselben Stelle rothe Flecken hervor, wenn sie die angespritzte Stelle ihres Gesichtes nicht bei abnehmendem Monde mit Salzwasser einige Male befeuchtet. Ißt eine Frau zur Zeit ihrer Schwangerschaft Fische, so lernt das Kind gar spät sprechen; ißt sie Schnecken (eine Lieblingsspeise der transsilvanischen Zigeuner), so wird ihr Kind sehr schwer gehen lernen. Gähnt eine Schwangere, so muß sie ihren Mund sogleich mit der Hand zuhalten, damit nicht böse Geister in ihren Leib schlüpfen und ihre Leibesfrucht abtreiben.

Sobald die Schwangere von den Geburtswehen überfallen wird, löst man jeden Knoten an ihren Kleidern und an ihrer Umgebung. Der Mann zerlegt die Axt oder den Hammer und läßt dann vermittels eines Schilfrohres aus seinem Munde einige Tropfen Wasser in den Mund seiner Frau laufen. Bei der Geburt hilft sich die Zigeunerin gewöhnlich selbst und nur bei schweren Geburten kommen die Stammgenossinnen zu Hilfe, von denen eine jede ein Ei zwischen den Beinen der Gebärenden hindurchfallen läßt. Stirbt eine Frau im Kindbett, so werden ihr unter die Arme je zwei Eier gelegt und sie mit denselben bestattet.

Sobald das Kind zur Welt gekommen, wird die Mutter sogleich mit dem Rock oder einem anderen Kleidungsstück des Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft zukommt, bedeckt, worauf vor dem Zelte oder der Erdhöhle ein Feuer angezündet wird, das bis zur Taufe des Säuglings ununter-

---

[1]) Vergl. Felix Liebrecht, „Zur Volkskunde", S. 440.

[2]) Vergl. Frd. S. Krauß, „Sitten und Brauch der Südslaven", S. 534.

brochen fortbrennen muß, damit die bösen Geister, die besonders jetzt dem Kinde nachstellen, demselben nichts anhaben können. Das Kinderpech und die Nachgeburt werden verbrannt, damit dieselben nicht von bösen Urmen (den Feen der Zigeuner) weggenommen werden können, die dann daraus Vampyre erzeugen, welche das Kind quälen und foltern. Verläßt die Wöchnerin ihr Krankenlager, so muß sie, wenn das Kind ein Sohn ist, zwischen einen entzweigeschnittenen Hahn, wenn sie eine Tochter geboren, zwischen einer entzweigeschnittenen Henne hindurchgehen, worauf das abgeschlachtete Thier verzehrt wird und zwar nur von Frauen, denn Männer könnten durch diesen Imbiß in Zwitter verwandelt werden. Stirbt ein Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird ihm der Mund mit Wachs oder Pech verklebt, damit die Milch der Mutter leichter verrinne; das Grab aber wird bei abnehmendem Monde mit Regenwasser, das von der Dachtraufe einer Kirche herabfällt, neun Abende hindurch begossen, damit das Kind Ruhe in der Erde finde und nicht etwa als Vampyr seine Eltern verfolge.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die transsilvanischen Zeltzigeuner sich mit der Taufe ihrer Kinder beeilen. Schon zwei, drei Tage nach der Geburt, sobald die Mutter ihr Lager zu verlassen im Stande ist, wird die Taufe in der nächstgelegenen Dorfkirche vollzogen, wobei eine reiche Bauersfrau sich es als besondere Ehre anrechnet, als Taufpathin zu figuriren. Bei der Benamung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einer Bekannten — je nachdem das Kind ein Knabe oder Mädchen ist — geträumt und das Kind wird nach diesen benannt; können sich aber die Eltern nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während der Aelteste der anwesenden Stammesgenossen aus einem Gefäße Wasser auströpfeln läßt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde. Kurz vor dem Gange zur Taufe wird das Kind von irgend einem der Verwandten seiner Mutter entführt und in einem Strauche versteckt, worauf es die Mutter auffinden muß, im Falle sie nicht dem Finder eine entsprechende Belohnung zahlen will. Dieser Brauch hängt wohl mit dem Schöpfungsmythus der transsilvanischen Zigeuner zusammen, demzufolge die ersten Menschen aus den Blättern eines Baumes, der mitten in einem Meere stand, hervorgesprungen sind.

Das Kind vor der Taufe mit einem Namen zu belegen oder zu küssen ist nicht gut, denn es könnte gar leicht sterben, indem beim Aussprechen des Namens oder während des Küssens seine Seele aus dem Körper hervorgelockt wird. Hat eine Mutter zu viel Milch in den Brüsten, so läßt sie dieselbe von jungen Hunden aussaugen, und empfindet sie Schmerzen an den Saugwarzen, so beschmiert sie dieselben mit Hasenfett. Zum Schutze gegen das Beschreien behängt man das Kind mit allerlei Amuletten, gewöhnlich mit Muscheln, die eine Aehnlichkeit mit der weiblichen Scham haben[1]). Wird das Kind trotzdem beschrieen, so wäscht man seine Schläfen mit Kohlenwasser. Um das Zahnen zu erleichtern, hängt man an den Hals des Kindes eine Wolfskehle, und der erste ausgefallene Zahn wird in ein kleines Loch irgend eines Baumes, das man zu diesem Behufe bohrt, eingekeilt, damit das Kind nie Zahnweh bekomme. Hat ein Kind Bauchzwicken, so läßt man es auf glühende Kohlen uriniren und hält es dann über den also entstandenen Dampf. Hat Jemand dem Kinde den Schlaf „fortgetragen", so legt man unter das Kissen einen Holzlöffel oder läßt es von einem Hunde belecken.

Es giebt noch viele hundert Mittel, die von den Zigeunern bei Kinderkrankheiten angewendet werden, die aber alle aufzuzählen zu weitläufig wäre; darunter giebt es auch Mittel, deren Kenntniß eher zu verschweigen als zu verbreiten rathsam ist.

Durch und auch ohne diese Mittel gedeiht das Zigeunerkind, dessen Leben inmitten der größten Entbehrung die Mutterliebe erhellt. Ueberraschend ist die innige Liebe, womit die Mutter und die Kinder gegenseitig einander anhängen. „Mein Blümchen" (m're luludyi), „süßes Würmchen" (gulo kirmoro), „Mein Aeuglein" (m're yákhori) nennt die Mutter ihr Kind verzückt und lullt es leise ein:

Sová, sová luludyá,	Schlaf' mein Blümchen zart und klein,
Sová tu m're bokritá!	Schlaf' mein Blumensträußchen fein!
Andre tiri gule dáy	Noch in süßer Mutterhut
Hin e tiri vodye káy!	Ja dein kleines Herzchen ruht,
Bibáçt jiál ñikáná,	Sollst von Elend nie was wissen,
Delá tute de báçtá!	Nie das Glück sollst du vermissen!

Und selbst in spätem Alter beklagt der Zeltzigeuner den Tod seiner Mutter. Viele Lieder der transsilvanischen Zeltzigeuner geben dieser Trauer um die verstorbene Mutter einen rührenden Ausdruck. Ein Volkslied lautet also:

Pro e báre lime	Hier auf Erden weit und breit
Hin mánge bunepe,	Find' ich überall nur Leid, —
Hin mánge coripen:	Schmerz und Leid muß stets ich haben,
Dáyá hin meriben!	Seit ich Mütterchen begraben.
But' luludyá ávná	Schmucklos einfach war der Sarg,
Upre leskre ádyá,	Der mein Liebstes in sich barg;
Koporsovo láke	Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Me dáv pálákode! ..	Ihr, die mir geschenkt das Leben! . . .
Shukár ñiláy jiál,	Schöner Sommer schwand dahin, —
Avel báre bárvál,	Grau die Wolken seh' ich zieh'n,
Te e mire jipe	Kalt fühl' ich den Regenschauer
Hin sár máy coripe!	Und mein Herz ist ach! voll Trauer!

[1]) Vergl. Liebrecht a. a. O. S. 361 und 401.

Kürzere Mittheilungen.

Indisches Hofleben.

(Wir entnehmen diesen Auszug aus einem Briefe eines niederländischen Beamten, welcher eine treffende Schilderung indischer Verhältnisse giebt, der „Nieuw Rotterdam Ct." vom 7. November 1886. Derselbe nennt aus naheliegenden Gründen weder Namen noch Ort und wollen wir hier auch keine Muthmaßung über die Scene und die handelnden Personen äußern.)

Es gelang dem Kommandanten, der die Maschine mit größerer Kraft arbeiten ließ — eigentlich sollen und dürfen die Dampfer nicht mehr als 8 Meilen Schnelligkeit haben — das Boot, noch ehe der Abend kam, in den Hafen zu bringen.

Der Repräsentant der Regierung schien sehnsüchtig nach der Ankunft des Dampfers und damit auch nach demjenigen ausgeschaut zu haben, der ihn aus seinem Exil erlösen sollte; war er doch sofort an Bord, um mich noch an demselben Abend unter sein Dach zu führen (wenn es auch nur ein Strohdach war), welches mir, Gott weiß wie lange, zur Heimath werden soll. Die Versetzungen in dieser Gegend hängen außer von den Staatsinteressen der Regierung auch noch von den häuslichen Umständen der betreffenden Beamten ab. Hat ein solcher Frau und Kinder, so wird die Wahrscheinlichkeit, aus einem Orte, der wie dieser für das Leben der Europäer wegen der meistens herrschenden Fieber sehr gefährlich ist, versetzt zu werden, um vieles größer.

Der europäische Beamte setzt Gesundheit und Leben willig aufs Spiel, wenn er überzeugt ist, daß dies zum Nutzen des Vaterlandes geschehen muß; um jedoch soweit zu kommen, muß man lange und gründlich über die Sache nachgedacht haben.

Mit mir zugleich war die Post und mit derselben drei „gelbe Briefe" eingetroffen, so genannt nach dem gelbseidenen Umschlage, in welchen Briefe für den Sultan eingewickelt werden. Von dem Eintreffen eines solchen Briefes wird dem Sultan Mittheilung gemacht, der hierauf wissen läßt, um welche Stunde er denselben empfangen will. Gewöhnlich geschieht dies gegen 8 Uhr Abends, nicht durch den Sultan selbst, sondern durch einen mit der Empfangnahme beauftragten Priester. Derselbe wird in einer Sänfte getragen, Reiter auf sehr schönen Pferden, welche zur Leibwache des Fürsten gehören, eröffnen den Zug; gewöhnlich sind es zwölf, die einer nach dem anderen an den Fuß der Treppe kommen, auf deren oberem Ende der europäische Beamte in kleiner Uniform steht. Der erste Reiter sieht den Allgewaltigen mit wunderbar wüthender Miene an, macht mit seiner Lanze eine drohende Bewegung, stößt einen unerwarteten Schrei aus, wendet dann endlich ganz ruhig sein Pferd und begiebt sich auf einen dem Hause gegenüber gelegenen Platz. Wohl war ich vorbereitet worden, doch aber erschrak ich ein wenig über die Lanzenbewegung und mehr noch über den durchdringenden Schrei, welchen der Reiter mit dem merkwürdig bösen Gesichte ausstieß. Einzelne der folgenden Reiter waren so gütig, nicht zu schreien, aber alle thaten, als ob sie mich durchbohren wollten, und dafür mußte man den Leuten noch danken und sie durch Abnehmen der Mütze höflichst grüßen. Vor der Reiterei war das Fußvolk angekommen, bestehend aus einem Officier mit goldenen Epauletten und einem Korporalsstreifen und acht Mann mit Feuersteingewehren, welche zum Theil Helme, zum Theil Grenadiermützen trugen. Die dazu gehörige Musik bestand aus einem Gong und einer Flöte. Weiter kamen noch einige Fahnenträger und ein großes Gefolge, welches den Eindruck der Feierlichkeit erhöhen sollte.

Der mit der Empfangnahme des Briefes beauftragte Priester wird am Fuße der Treppe niedergesetzt. Einige Bunis (Diener) gehen vor ihm her; er besteigt die Treppe und empfängt, oben angekommen, den Brief auf einem, mit einem großen gelbseidenen Tuche bedeckten Präsentirteller, während er selbst dann noch ganz in ein größeres Tuch eingewickelt wird. Hinter ihm stehen zwei ganz in Roth gekleidete Herren mit entblößtem Kriß; sie sollen den Priester sofort niederstechen, im Fall er den Brief fallen läßt, was allerdings nicht gut möglich ist.

Man könnte geneigt sein, diese roth gekleideten Herren für Henker zu halten; dies würde jedoch eine ganz verkehrte Ansicht sein, es sind Krieger von hohem Range, die, wie man glaubt, auch die merkwürdige Gabe besitzen, über das Wasser laufen zu können. Bei uns hat das wohl noch Niemand gethan und hier hat Niemand es gesehen; das thut aber nichts, man glaubt es eben. Sobald der Priester den Brief empfangen hat, kommt ein neuer Schrecken. Von dem Fort werden dreizehn Schüsse gelöst, die durch eine gleiche Anzahl beantwortet werden, sobald der Brief in die Hände des Sultans kommt und dort durch einen Beamten laut vorgelesen wird. Zwei (sogenannte) europäische Bürger sind dabei gegenwärtig und geben von dem, was sie gehört, dem europäischen Beamten Nachricht, der natürlich schon vorher mit dem Inhalte des Briefes bekannt ist, da der Gouverneur ihm von allen an den Sultan gerichteten Briefen gleichzeitig Abschrift zugehen läßt.

Die Uebergabe der höchsten Gewalt ging mit großem Ceremoniell vor sich. Die Vorgallerie, die nun durchaus nicht zu groß war, wurde für den Empfang Sr. Hoheit in Ordnung gebracht, d. h. alles, was nicht niet- und nagelfest war und einen gewissen Werth besaß, wurde sorgfältig in Sicherheit gebracht, und ebenso wurden Fenster und Thüren der anstoßenden Räume geschlossen, um das Gefolge Sr. Hoheit nicht in Versuchung zu bringen. An einem Ende der Gallerie wurde ein Sopha mit drei Sitzplätzen so weit von der Mauer entfernt aufgestellt, um dem unmittelbaren Gefolge Raum zu verschaffen, sich in dem Zwischenraume niederzulassen. Rechts eine Reihe Stühle für die Bürger, links eine zweite für die Minister des Sultans, dem Sopha gegenüber eine dritte Reihe für die übrigen Großen und Mächtigen.

Die Ankunft des Sultans wird durch die lieblichen Töne der Trommel angekündigt, hinter welcher die Infanterie einherschreitet; die Kavallerie mit ihrem Geschrei bleibt diesmal zu Hause. Hierauf kommt ein schönes weißes Pferd, welches nur als Zierde dient, dann kommt eine ganze Reihe von Leuten, deren jeder ein anderes Reichskleinod trägt, als da sind: Sirihbehälter, Spucknapf, Theetopf, Helme, Streitbeile, Gewehre, Fächer, Panzerhemden, Vogelbauer 2c. 2c. — wer kann alle diese Gegenstände behalten; es sind ihrer zu viele, um sie aufzuzählen. Endlich erscheint der Sultan selbst ziemlich hübsch gekleidet, jedenfalls prächtig geschmückt, in einer Sänfte unter einem goldenen Sonnenschirme. Ihm folgen die Mitglieder der Regierung und die Großwürdenträger mit ihrem ganzen Gefolge. Dieses ganze Personal, mehr als hundert Personen, muß in der Gallerie zugelassen werden und nach dem Adat (Gebrauch) muß man dasselbe mit Kaffee, Backwerk und Cigarren bewirthen.

Von seinem Palais muß der Sultan durch eine aus zwei Bürgern bestehende Kommission abgeholt werden; am Eingange der Wohnung des europäischen Residenten wird Sr. Hoheit von zwei anderen Bürgern empfangen, ebenso an der Treppe und oben endlich stehen die beiden europäischen Beamten, der Vorgänger mit seinem Nachfolger. Der zuerst Genannte geleitet seinen Sudarah (Bruder), den Sultan, zum Sopha, wo derselbe zwischen den beiden Europäern Platz nimmt; der abgetretene Beamte sitzt zur Rechten. Dann wird die Verfügung, durch welche die Versetzung der Beamten beschlossen wurde, vorgelesen und beide machen nun Chassez-Croisez, so daß der Neuernannte den Ehrenplatz einnimmt; beide tragen natürlich große Uniform.

Der Sultan, der etwa 20 Jahre alt zu sein scheint, darf kein Wort sprechen. Nach den von beiden Vertretern der Regierung an ihn gerichteten Reden kicherte Sr. Hoheit und brummte etwas zwischen den Zähnen. Dieses Gebrumme und Gekicher wurde durch den Bumi gleich ins Malayische übersetzt und es ergab sich, daß es eine lange Rede enthielt, so daß die Landessprache außergewöhnlich kurz und bündig sein muß. Hieran schloß sich die Vorstellung der Bürger und der hohen Beamten. Dann wurden allerlei Leckereien angeboten, von denen jedoch nur wenig Gebrauch gemacht wurde, und als der Sultan gedankt hatte, räumten die Diener alles wieder weg. Hierauf tritt der Bumi wieder vor, sagt Namens des Sultans Dank und theilt mit, daß Sr. Hoheit sich zu entfernen wünscht. Bis oben an die Treppe wird der Sultan durch den neu ernannten Beamten begleitet; das Gefolge kommt in Bewegung, alle beeilen sich, die Treppe hinunter und an ihren Platz zu kommen; Salutschüsse fehlen auch bei dieser Gelegenheit nicht.

An demselben Abende noch machten die europäischen Beamten dem Sultan einen Gegenbesuch. Die ganze hohe Gesellschaft hatte sich da zusammengefunden und den Beamten wurde eine Ehre bewiesen, welche seit neun Jahren keinen Europäer beglückt hatte; sie wurden in Gegenwart der Mutter des Sultans (Mamak) zugelassen und dieselbe sprach eigenmündig einige Worte. Der höchste Beamte (Radja bijara — der König des Gespräches) war nämlich krank und fehlte bei den Feierlichkeiten des Tages. Der Sultan hatte die Gäste oben an der Treppe empfangen und begleitete sie auch beim Abschiede bis dorthin, und die anderen Großen folgten bis zum Fuße der Treppe. Dann fielen wieder sieben Salutschüsse, die wegen eingebrochener Dunkelheit erst am folgenden Morgen vom Fort beantwortet wurden.

Der europäischen Kriegsmacht muß auch noch gedacht werden. Sie war am Morgen sowohl als bei dem dem Sultan abgestatteten Gegenbesuche unter Waffen und besteht aus einem europäischen Sergeanten, zwei Korporals (worunter ein Europäer) und 15 Mann. Wenn das Geschütz bedient werden muß, können nur acht Mann unter das Gewehr treten, vier Mann in jedem Gliede.

Feierlichkeiten, welche der eben beschriebenen ähnlich sind, kommen gewöhnlich einige Male im Jahre vor; sonst bietet das Leben des Beamten keine andere Abwechselung als die Hoffnung, einmal im Monate Briefe zu erhalten.

Thätigkeit der englischen Küstenvermessung im Jahre 1885.

Ueber die englische Küstenvermessung hat der Hydrograph der Admiralität im „Weißbuch" Nr. 4742 Bericht für 1885 erstattet. Wir ersehen aus demselben, daß die Thätigkeit der mit Vermessungen beauftragten Schiffe durch die politischen Verhältnisse einige Unterbrechungen erlitten hat, da verschiedene derselben zeitweise für andere Dienste bestimmt werden mußten. In England selbst waren ein Kriegsschiff und ein gemietheter Dampfer mit Aufnahmen beschäftigt, im Auslande und den Kolonien vier Regierungs- und ein der Regierung von Queensland gehöriger Dampfer, ein Segelschiff, und ein gemiethetes Dampfschiff, sowie ein gemietheter Schuner. Die Bemannung dieser Schiffe betrug 598 Köpfe mit 71 Officieren, wovon 47 speciell für die Aufnahme bestimmt waren.

In der Bai von Dover wurde mit Rücksicht auf die beabsichtigten Hafenanlagen eine ausgedehnte Aufnahme angeordnet; man fand im Allgemeinen eine bedeutende Abnahme der Tiefe in der Nähe des Admiralitäts-Piers, im Uebrigen waren die Veränderungen unbedeutend. Hierauf wurde das südliche Ende von Goodwin Sand untersucht, welches nach Osten hin vorgerückt war; dann kamen Pentland Firth, die Tay-Mündung und die Untiefen gegenüber Yarmouth und Lowestoft an die Reihe. Auf der Westküste von England war man namentlich an der Aufnahme des Bristol-Kanals thätig; die Zugänge bei Cardiff und Penarth wurden aufs Neue in großem Maßstabe aufgenommen und hier bedeutende Veränderungen nachgewiesen.

Auf der Südküste von Neu-Fundland und dem St. Lorenzstrom fanden verschiedene Vermessungen statt, worunter namentlich die der „Traverses" Erwähnung verdient; die Aufnahme der Kleinen Bahamabank wurde fortgesetzt.

Die für die Aufnahme im Mittelmeer bestimmte „Sylvia", welche in Simonsbai gelegen hatte, machte zunächst mit der deutsch-englischen Kommission an Bord eine Reise nach der Südwestküste Afrikas. Hierauf wurde der Ankerplatz und die Bai von Gibraltar aufs Neue vermessen und der Längenunterschied zwischen dem genannten Ort und Greenwich telegraphisch bestimmt; das Ergebniß war leider nicht befriedigend. In der zweiten Hälfte des Jahres begab sich die „Sylvia" nach dem Kanal zwischen Sicilien und Malta, um die Untersuchung der Skerkibank fortzusetzen; der Zustand derselben, sowie derjenige einiger anderen gefährlichen Punkte dort wurde genau vermessen.

Interessant sind die Mittheilungen über den Zustand der früheren Grahams-Insel, welche sich im Juli 1831 infolge eines unterseeischen Ausbruches über den Meeresspiegel erhob, bald aber durch die Wellen wieder zerstört wurde. Die hier gefundene Tiefe hat fortwährend zugenommen[1]), und bei der letzten Untersuchung fand man Felsen, so daß die jetzt gefundene Tiefe wohl nicht mehr zunehmen wird. Nachsuchungen nach den unter 36° 43′ nördl. Br. und 13° 24′ östl. L. vermutheten Klippen ergaben ein negatives Resultat.

Die „Myrmidon" nahm Vermessungen in der Nähe von Aden, dem Rothen Meer, im Timor-Archipel und bei Port Darwin vor; die „Rambler" untersuchte auf dem Wege nach China zunächst auf Malta die Ergebnisse der Sprengungen zwischen St. Elmo und der Einfahrt des großen Hafens und fand 31 bis 34 Fuß Tiefe, ging dann nach Suakim und Trinkitat und nach Diego Garcia, wo eine vollständige Aufnahme ausgeführt wurde. Die Arbeit an der Küste von China, welche vom Juli bis September dauerte, bezog sich hauptsächlich auf die Küste zwischen Shanghai und Hongkong und die vorliegenden Inseln; der Längenunterschied zwischen Shanghai und der Saddle-Gruppe wurde telegraphisch bestimmt. Ferner wurde die Einfahrt in den Minfluß und die vorliegenden Inseln genau aufgenommmen.

Der „Flying Fish" untersuchte die Route zwischen China und Australien aufs Neue; der Zeitverhältnisse wegen mußte das Schiff, nachdem kaum die Untersuchung der Mindorostraße vollendet war, nach China zurückkehren und konnte erst nach dem 1. Juli seine Arbeit fortsetzen, welche in der Untersuchung der Banka-Straße bei Celebes und der Molukkenpassage bestand. Gegen Ende des Jahres begab das Schiff sich nach den Arru-Inseln, deren Aufnahme begonnen wurde, nachdem der Längenunterschied zwischen Dobbo und Port Darwin telegraphisch bestimmt war; im December kehrte der „Flying Fish" nach Hongkong zurück.

In Queensland wurden 133 englische Meilen Küstenlinie aufgenommen und über 2100 Quadratmiles Lothungen ausgeführt. In West-Australien machten die Messungen nur langsame Fortschritte, während man auch in Neu-Guinea der politischen Verhältnisse wegen erst nach dem 1. Juli thätig sein konnte. Die Aufnahme beschränkte sich hauptsächlich auf Port Moresby und auf die Bestimmung des Meridianunterschiedes zwischen diesem Orte, Cooktown und Sydney. Auch der „Dart" suchte die vorhandenen Aufnahmen auf der Ostküste von Neu-Guinea zu vervollständigen; über die Thätigkeit dieses Schiffes möge hier nur noch bemerkt sein, daß Bougainville-Riff nicht angetroffen wurde, während man auf 17° 22½′ südl. Br. und 148° 14′ östl. L. eine neue Untiefe, „Dart-Riff", vorfand. In der Malaccastraße und in Britisch Indien wurden ebenfalls die Aufnahmen fortgesetzt und auch in Kanada waren die Hydrographen thätig, die außerdem durch Mittheilungen von Schiffen aus allen Theilen der Welt unterstützt wurden.

54 neue Karten wurden veröffentlicht, 32 Blätter ergänzt, 2750 Verbesserungen auf den Platten eingetragen. Im Jahre 1885 wurden 272 115 Karten gedruckt, 11 hydrographische Notizen und 243 Notizen für Seefahrende veröffentlicht; 20 neue Segelhandbücher sind erschienen und 15 andere in Vorbereitung.

[1]) Sie betrug: Januar 1832: 2½ Fuß; April 1851: 16½ Fuß; December 1837: 9 Fuß; September 1863: 15 Fuß; März 1841: 10 Fuß; September 1870: 18 Fuß und September 1885: 24 Fuß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer kürzlich veröffentlichten amtlichen Uebersicht hatte Island im Jahre 1881 eine Bevölkerung von 72 453, 1882 71 175, 1883 69 772, 1884 70 513 Seelen. Die Abnahme der Bevölkerung ist wesentlich durch Auswanderung verursacht; es sollen jetzt in Kanada ca. 6000 Isländer wohnen. Die Auswanderung erfolgte meistens aus den nördlichen Gegenden Islands, die während der letzten Jahre durch Mißwachs und Eishindernisse schwer zu leiden hatten. Man glaubt, daß auch im gegenwärtigen Jahre die Auswanderung nach Amerika große Dimensionen annehmen wird. Die Vertheilung der Bevölkerung auf Island war folgende:

Jahr	Nord- und Ostamt	Westamt	Südamt
1881	27 557	18 143	26 753
1882	27 310	17 457	26 408
1883	26 470	16 781	26 521
1884	26 813	16 843	26 857

— In einer der letzten Sitzungen der k. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg erstatteten die Herren F. M. Istonim und F. O. Dütsch Bericht über eine Reise, welche sie in die nördlichen Gebiete Rußlands ausgeführt haben, um russische Volkslieder und Melodien zu sammeln. Die Idee einer solchen Expedition tauchte schon 1884 im Schooße der Gesellschaft auf; die Anregung dazu boten die Herren Filippow und Kapustin; die Expedition sollte die Gouvernements Olonez, Archangel, Wologda, Kostroma und Nowgorod besuchen; die beiden letztgenannten konnten indessen nicht durchforscht werden, weil die Zeit nicht mehr dazu ausreichte; doch hat schon der Besuch der drei erstgenannten Gouvernements sehr reichliches Material geliefert. Istonim hat seine Aufmerksamkeit insbesondere den ethnographischen, Dütsch dem musikalischen Charakter der Volslieder gewidmet, Istonim hat 191 Liedertexte aufgezeichnet; eine und dieselbe Melodie wird für mehrere Texte benutzt. Proben epischer Poesie wurden in der Onega-Gegend gefunden. Lieder geistlichen Inhaltes sind über den ganzen Norden verbreitet, doch vorzüglich in der Onega-Gegend. Die Volksliederdichtung ist gegenwärtig im Rückgange begriffen, denn die jetzige Bauernjugend kümmert sich nicht um das Alte, und nur die Alten bewahren das Alte. Lieder, welche in den Städten und Fabriken entstehen, verdrängen die alten. Hochzeitslieder werden fast gar nicht angetroffen; Tanzlieder ebenso wie die Reihentänze sind im Verfall. Die älteren Bauern sind sehr unwillig darüber, sie schieben alle Schuld auf die Schenke. Dort seien die Lokalgesänge ausgeartet und fremde eingeführt. Das Volk unterscheidet an jedem Liede den „Text“ und das „Motiv“. Die Sänger und Sängerinnen heißen „masteri“ und „masteriga“ und die Jungfrau, welche den Gesang begleitet, trägt den Namen der „Anführerin“. Als Beispiel eines echten russischen Volksgesanges kann ein Hochzeitslied des Gouvernements Archangel gelten. Alte Weiber bewahren die Leichen- und Rekrutenlieder. — Ein der Geographischen Gesellschaft bekannter Sänger, der einst in einer Versammlung seine Gesänge vortrug und eine kleine Jahres-Unterstützung bezog, ist jetzt alt und schwach geworden; ein anderer treuer Hüter von Volksgesängen, Rjäbinin, ist im Winter gestorben, doch sind die Gesänge auf seinen Sohn übergegangen. — Dütsch hat gegen 150 Melodien (Motive) gesammelt; einige derselben wurden zur Probe vorgetragen.
(„Nowoje Wrjema“, 1886, Nr. 3872.)

Asien.

— Von Ebers-Guthe's „Palästina in Bild und Wort“ (vergl. oben S. 78) ist mit den Lieferungen 31 bis 44 der erste Band abgeschlossen. Der Schluß enthält vielleicht die farbenreichsten und interessantesten Schilderungen des ganzen Bandes; denn er beschäftigt sich mit den fast dankbarsten und großartigsten Landschaften und Orten Syriens, mit dem Hermon, mit Damascus, Palmyra und Baalbek, deren Beschreibung durch eine Fülle der prächtigsten Abbildungen unterstützt wird. Liegen doch auch für Damascus die ausgezeichneten Schilderungen von Wetzstein und Miß M. E. Rogers vor, welche Guthe in seine eigenen Beobachtungen einflicht. Vor allem erweckt hier unser Interesse der Hinweis auf eine, vielleicht nicht allzuferne Rebellion des Araberthums gegen die Mißwirthschaft der türkischen Beamten, die gerade in und um Damascus für ihr Raubsystem den geeignetsten Boden finden. Hat sich doch z. B. Midhat Pascha, dessen „Reformpläne“ in Europa so lauten Beifall fanden, nicht gescheut, zur Brandstiftung zu greifen, um einige Bazare, die er gegen den Willen der Besitzer umgebaut zu sehen wünschte, zu beseitigen (S. 438). Die Schuldenlast von Damascus, welche sich 1872 auf 350 000 Pfd. St. belief, stieg bis 1874 um das Doppelte; und dabei ist der Zins, den die Stadt für neue Anleihen zu zahlen hat, bis auf 18 Proc. erhöht worden! Schlimmer noch sieht es auf dem Lande aus. So nimmt der Umfang des bebauten Grundes und Bodens in den Thälern des Antilibanon, und ebenso die Einwohnerzahl jährlich in Besorgniß erregender Weise ab. Der Bauer wird durch die Steuern so lange ausgepreßt, bis er genöthigt ist, auf seine Ernte oder sein Land Geld aufzunehmen, für das er maßlos hohe Zinsen zahlen muß, und wenn das Jahr herum ist, steht er den unabwendbaren und unerbittlichen Forderungen des Fiscus ebenso hilflos gegenüber wie vorher. Nun wird eine neue Anleihe, unter noch schwereren Bedingungen als bei der ersten, aufgenommen, und so fort, bis er endlich verzweifelt und sein Heil in der Flucht sucht. So kommt es, daß die Einwohner eines ganzen Dorfes, und zwar gar nicht selten in einer einzigen Nacht, verschwinden. Im Norden wie im Süden von Damascus, und auch anderen Orts in Syrien und Palästina, trifft man solche verlassene Dörfer. Bevor man aber mit den wahren Verhältnissen des Landes vertraut wird, verfällt man schwer darauf, daß diese Entvölkerung weit häufiger von den Wucherern und Steuereintreibern verschuldet wird, als von den Ueberfällen der wilden Araber, denen man sie besonders gern in die Schuhe schiebt. Dabei bleiben unbegreiflicher Weise alle Steuerrechnungen und rückständigen Zahlungen auf dem verlassenen Lande stehen und wenn es von Fremden erworben und bebaut wird, so können sie überzeugt sein, daß die Regierung die Früchte ihrer Arbeit mit Beschlag belegt, um sich für Forderungen bezahlt zu machen, die, wie sie behauptet, nicht an der Person, sondern an der Scholle haften (S. 440). — Solche Wirthschaft kann nur dazu beitragen, das von Kundigen längst vorausgesagte Zusammenbrechen der türkischen Herrschaft über die Araber zu beschleunigen.

— In einem Vortrage über seine Reisen in Arabien („Mitth. Geogr. Ges.“ Wien 1887, Nr. 1 und 2) kommt Eduard Glaser auch auf die politischen Verhältnisse Arabiens zu sprechen und behandelt dieselben von einem neuen, originellen Gesichtspunkte aus. Nach ihm erkannte, als die Durchstechung des Isthmus von Suez zur Thatsache

zu werden begann, die hohe Pforte die Nothwendigkeit, im Interesse des allseitig geschwächten Chalifats wenigstens Arabien, die Wiege und das Heiligthum des Islam, so viel als möglich an das türkische Reich zu fesseln. Zunächst wurde von Damascus und Baghdad aus das Wahhabitenreich zerstört: der jetzige Herrscher von Dschebel Schammar ist dem Sultan ergeben und hat fast das ganze Innere von Mittelarabien an sich gerissen. Gleichzeitig wurde el-Ahsa am Persischen Meerbusen besetzt und 1872 das Innere Südjemens erobert und dort ein neues, das 7. Armeecorps, errichtet. Dann kam das Großscherifat von Mekka daran; heute residirt dort ein Muschir und Wali, der vielleicht bald an der Spitze eines achten Armeecorps stehen wird. In Hadhramaut dagegen sind die Engländer den Türken zuvorgekommen; schon seit Jahren kämpfen dort mit englischem Golde bestochene einheimische Söldnerschaaren und suchen einen den britischen Interessen entsprechenden Zustand herbeizuführen. Ebenso gewinnt England fortgesetzt im Süden des türkischen Jemen an Terrain; ein Grenzdorf nach dem anderen erklärt sich für unabhängig von den Türken und „verbindet sich" mit den Engländern, welche die Einheimischen ruhig gewähren lassen. Während die Türken jede sogenannte Medschbâ, d. h. Zollhaus, zur Erhebung einer Durchgangsgebühr für das Passiren des betreffenden Stammesgebietes einfach dem Erdboden gleichmachten, unterstützt die englische Regierung, wie Glaser an sich selbst erfahren hat, in ihrem Interesse diese mittelalterlichen Raubritterburgen, die jeden Handel und Verkehr geradezu unmöglich machen. Freilich wird England damit schließlich wenig gewinnen; denn verschwindet einmal die Türkei als beherrschende Macht aus Südarabien, so hören auch die „Verbündeten" auf und es wird nichts geben, als Unsicherheit und Barbarei in den zahllosen zersplitterten Stammesgebieten. Offen spricht es Glaser aus, daß überall, wo es türkische Behörden giebt, auf Straßen und Wegen eine anerkennenswerthe Sicherheit für Person und Eigenthum herrscht, während die von der englischen Regierung controlirten Stammesgebiete in dieser Beziehung alles und jedes zu wünschen übrig lassen.

— Die **Sind-Pischin-Eisenbahn**, welche vom Indus nach Balutschistan hinaufführt, nähert sich ihrer Vollendung; am 14. März um Mitternacht trafen die von Sibi und Quetta auf einander zu arbeitenden Abtheilungen zusammen und konnten ihre Schienen in Verbindung setzen. — Andererseits hat der Zar befohlen, die **transkaspische Eisenbahn** bis Samarkand fortzusetzen.

— Es sind gerade dreißig Jahre verflossen, seit **Adolf Schlagintweit** in Kaschgar auf Befehl des grausamen **Hadschi Wali-chan-türe** enthauptet wurde, damit sein Kopf eine Pyramide anderer abgeschlagener Köpfe kröne. Die k. Russ. Geogr. Gesellschaft beabsichtigt nun auf Anregung des russischen Konsuls in Kaschgar, N. F. **Petrowski**, dem berühmten Erforscher Indiens ein Denkmal zu setzen. Die auf dem Platze der Hinrichtung aufzustellende Platte ist bereits in St. Petersburg fertig gestellt; sie ist aus Bronze und vergoldet und trägt folgende Inschrift: „Dem Reisenden Adolf Schlagintweit, welcher als Opfer seiner Hingabe an die geographische Wissenschaft am 14. (26.) August 1857 in Kaschgar fiel. Das Denkmal ist vom russischen Konsul Nicolai Fedorowitsch Petrowski unter Beihilfe der Mitglieder der k. Russ. Geogr. Gesellschaft im Jahre 1887 errichtet worden." Konsul Petrowski kaufte vor einigen Monaten in Kaschgar ein Thermometer nebst Futteral. Dasselbe erwies sich als ein Geißler'sches, und am Futteral war der Name „**Schlagintweit**" zu lesen. Der Käufer forschte nun weiter, und es gelang ihm zu ermitteln, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte; er machte eine Aufnahme der Lokalität und zeigte den chinesischen Behörden an, daß er daselbst ein Denkmal errichten werde. Er ermittelte dann weiter, daß der Hauptanstifter bei der Ermordung Schlagintweit's, eine dem Wali-chan-türe sehr nahe stehende Persönlichkeit, kürzlich gestorben sei; er habe sich geweigert, etwas über den traurigen Hergang zu erzählen. Aus dem Hause dieses verstorbenen Mannes brachte ein Knabe das Thermometer dem Konsul zum Verkaufe, und das bot die Veranlassung zu weiteren Nachforschungen.

— In Bd. 44 des „Globus", S. 44 bis 47 und 55 bis 59, war ein längerer Auszug des wesentlichsten Inhalts von Dr. C. L. van der Burg's „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië" unter dem Titel: „Der Arzt in Niederländisch-Indien", gegeben worden; das Buch, welches die Resultate 22jähriger Beobachtungen enthält, wurde damals als eine ethnologische Studie ersten Ranges (a. a. O. S. 44) bezeichnet. Seit jener Zeit ist das Deutsche Reich eine Kolonialmacht — leider eine tropische! — geworden, und in Folge dessen haben van der Burg's Mittheilungen über das geistige und körperliche Verhalten des Menschen, des eingeborenen wie des eingewanderten, in tropischen Breiten für uns praktische Bedeutung erhalten. Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß Stabsarzt Dr. **Diemer** jenes Werk unter dem Titel: „**Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel**" (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1887), deutsch bearbeitet und allen Interessenten zugänglich gemacht hat. Es finden sich darin so manche Aufschlüsse, namentlich in dem Abschnitte „Akklimatisation", die wir als junge Kolonialmacht ohne größere eigene Erfahrung auf diesem Gebiete im Interesse unseres Kolonialwesens verwerthen können. van der Burg's Ansicht ist, daß Europäer nicht im Stande sind, ihre Rasse in den Tropen auf die Dauer rein und gesund zu erhalten.

— In **Niederländisch-Indien** gewinnt man aus dem Safte gewisser Palmenarten Zucker, indem die Blüthenstengel, während sie noch mit dem Baume verbunden sind, mittels eines Stückchens Holz weich geklopft und dann einige Wochen später abgeschnitten werden, worauf aus der Wunde der gelbliche Saft reichlich ausfließt. Da der Eingeborene **Pflanzen als mit Bewußtsein begabte Wesen** betrachtet, so werden Proceduren wie die obengenannte mit ganz sonderbaren Ceremonien und erst nach Abhaltung von Gebeten und Opfern vorgenommen; das Weichklopfen geschieht erst ganz leise und wird allmählich verstärkt, und zum Auffangen des Saftes nimmt man zunächst kleine Bambugefäße, die dann allmählich an Größe zunehmen. Alle diese Fürsorgen gelten als wesentlich für eine ergiebige Ernte; wird zu hart geklopft oder zu Anfang ein zu großes Gefäß herbeigebracht, so soll der Baum erschrecken und der Ausfluß des Saftes sich vermindern. (van der Burg: „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië".)

Afrika.

— Mehr als je wendet jetzt Frankreich seine Aufmerksamkeit dem Sultanate **Marokko** zu; Beweis dafür die immer wiederholten Reisen französischer Officiere und Gelehrten, welche die Gestaltung des Landes mehr und mehr aufhellen. Dies zeigt sich namentlich an dem kürzlich ausgegebenen Blatt 4 der Lannoy de Bissy'schen Karte von Afrika, welche besonders in Folge der Reisen **de Foucauld's** eine ganz neue, durchaus berichtigte und mit zahlreichen Stammnamen versehene Darstellung des Atlas-Gebirges giebt. Im Norden, zwischen Rabat, Meknes und Marokko war der Ingenieurmajor **Le Vallois** thätig; im Südosten von Meknes finden wir eine neue Route des Artilleriehauptmannes **Berquin**. Jetzt unternimmt es im Auftrage des Ministers des Auswärtigen **Camille Douls**, nach dem Sus und dem Wad Draa, welches bisher von Reisenden kaum berührt worden ist, vorzudringen. Ob dieser Durchforschung des Landes nicht über kurz oder lang Besitzergreifungen folgen werden, ist gewiß nicht ganz unwahrscheinlich.

— Der italienische Reisende Robecchi (s. oben S. 144) hat von Siwah aus Tripoli nicht erreichen können, wie schon befürchtet wurde. Er ist über Alexandrien nach Italien zurückgekehrt und hat eine Kompaßaufnahme seines Reiseweges mitgebracht.

— Professor O. Lenz (s. oben S. 110) hat vom Tanganikasee zum Indischen Ocean nicht den direkten Landweg über Tabora eingeschlagen, sondern hat den weiten südlichen Umweg über den Njassa-See, den Schire-Fluß und Quelimane gemacht, um weniger oft betretene Gebiete kennen zu lernen. Der vornehmste Grund, welcher ihn zwang, seinen ursprünglichen Plan zur Aufsuchung Emin-Pascha's aufzugeben, war nach seinen jetzt veröffentlichten Briefen („Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft", Wien 1887, Nr. 2) die Abneigung der arabischen Händler (Tippo-Tip und dessen Geschäftsfreund Mohammed ben Chalfan), einen Europäer in die nördlich vom Tanganika gelegenen Länder vordringen zu lassen. Allerdings ist es auch den Arabern nicht leicht, dorthin vorzudringen, denn Mohammed hatte es schon zweimal versucht, die Landschaft Ruanda zu erreichen, war aber jedesmal mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen worden. Seinen dritten Kriegszug hatte er absichtlich wenige Tage vor dem Eintreffen der Lenz'schen Expedition von Udschidschi aus angetreten. Ein solcher Zug dauert mindestens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre, und dazu fehlten Lenz die Mittel; dazu kam die schwere Erkrankung seines Begleiters Bohndorf, und so sah sich Lenz gezwungen, nach der Küste zu eilen. Es sind das nicht gerade günstige Aussichten für die unterwegs befindliche Stanley'sche Expedition, welche allerdings über eine unvergleichlich bessere Ausrüstung verfügt.

— P. Staudinger schildert in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1887, S. 104) den Zug des Haussa-Fürsten von Saria, wie er seinem Oberherrn, dem Sultan von Sokoto, den schuldigen Tribut zu überbringen sich anschickt, folgendermaßen. Voraus kam der Kronprinz (Yarima in Haussa) mit einer Schaar Bewaffneter geritten, und es folgte nun ein langer Zug der zum Gefolge gehörigen Weiber und Sklavinnen, meistens mit Lebensmitteln gefüllte Kalebassen auf den Köpfen tragend; dann kamen viele bewaffnete Sosomänner zu Pferde und zu Fuß, hinter ihnen eine Anzahl von Lastpferden und Ochsen, sowie eine Reihe um den Hals gefesselter Sklaven, welche zum Geschenk für den Sokotokönig dienten. Ferner Träger mit Flinten und Kauris, dann die oft widerspenstigen Dromedare des Königs, kurz ein bunter Zug. Dann ertönten Trommeln und Pauken, von berittenen Musikanten geschlagen, welche das Nahen des Seriki-n-Jada (eines Sokoto-Prinzen) ankündigten. Diesen voraus gingen Schwert- und Deckenträger — im Haussalande herrscht die Sitte, daß Könige und Große immer einige Männer vor ihrem Pferde laufen lassen, welche das Schwert oder kostbare Decken über den Schultern tragen, — dann kam der Prinz selbst mit prächtigem Wehrgürtel geschmückt, Reiter mit Flinten und Lanzen bewaffnet folgten ihm. Aehnliches war bei dem ersten Minister, dem Galadima, zu sehen, bis zuletzt das Gefolge des Königs kam. Eine große Anzahl Bogenschützen sowie Flintenträger ging ihm voraus; die Menge der Trommler und Trompeter machten eine Höllenmusik. Dem Könige selbst folgten prächtig gekleidete Große und Reiter mit Wattepanzern, welche durch dieselben ein unnatürlich dickes Aussehen hatten. Im Gefolge war eine Art Hofnarr, der in wilder Tracht und mit wahnsinnigem Gebrüll den Ruhm des Königs ausschrie, sowie einige Singeweiber, welche, sobald sie die Reisenden erblickten, in der Hoffnung eines späteren Geschenkes ihre lieblichen Stimmen ertönen ließen. Den Schluß bildeten die Proviantheerden des Königs und einige Nachzügler.

Nordamerika.

— In Britisch-Columbia sind unweit der imaginären Grenze zwischen dieser Provinz und Alaska reiche Goldlager entdeckt worden. Die Regierung der Dominion hat beschlossen, eine geologische Aufnahme derselben ausführen zu lassen.

— Brinton macht in einem Berichte über die Alphabete der Mayas und der alten Mexikaner den Vorschlag, diejenige Bilderschrift, in welcher die Bilder nur die Bedeutung des Tones des dargestellten Gegenstandes haben, wie bei unseren Rebus und den Armes chantants der Ritterzeit, unter der Bezeichnung Iconomatographie (von εἰκον und ὀνομα) von der gewöhnlichen Bilderschrift, in welcher das Bild den dargestellten Gegenstand bedeutet, zu unterscheiden. Die alten Mexikaner haben von dieser Schrift vielfach Gebrauch gemacht; so schrieben sie den Namen Montezuma oder richtiger Mo-quah-zo-ma mit den Bildern einer Mausefalle, montli, eines Adlerkopfes, quali, einer Lancettnadel, zo, und einer Hand, maitl. Selbstverständlich ist eine solche Schrift viel schwerer zu deuten als eine Bilderschrift, besonders da die Azteken sich mindestens eben so große Freiheiten dabei erlaubten, wie unsere Zeitschriften in den Rebus, und sie fordert eine unbedingte Beherrschung der betreffenden Sprache. Von einer gelehrten Mexikanerin, Mrs. Zelia Nuttel Pinart, die von Kindheit auf mit dem Nahuatl vollkommen vertraut ist und die mexikanische Geschichte eingehend studirt hat, ist demnächst eine Arbeit über die wichtigsten erhaltenen mexikanischen Codices und Inschriftensteine zu erwarten, die ein ganz neues Licht auf die mexikanischen Zustände vor der Conquista werfen wird.

Polargebiete.

— S. Hansen hat die Hyperostosen des Unterkiefers, welche Danielli so häufig bei Ostjaken- und Lappenschädeln nachgewiesen, auch bei zahlreichen Eskimoschädeln im Kopenhagener Museum vorgefunden, glaubt aber in einem Briefe an den Herausgeber der „Revue d'Anthropologie" darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ähnliche Knochenwucherungen sich bei Skorbutischen vorfinden. Es könnten somit die Hyperostosen der nordischen Völker, wenn auch nicht skorbutischer, so doch ähnlicher krankhafter Natur sein.

— Wie „Petermann's Mittheilungen" (1887, S. 94) aus Christiania gemeldet wird, ist am 9. Februar 1886 der Missionar Samuel Kleinschmidt in Godthaab in Grönland gestorben. Er war 1814 in Grönland geboren, lebte 1823 bis 1840 in Deutschland und von da an bis zu seinem Tode wieder in seinem Geburtslande, seit 1859 als Lehrer am Seminar der dänischen Mission. Er hat ein neues System der Orthographie und Grammatik der Eskimosprache aufgestellt und sich um die Geographie und Meteorologie Grönlands verdient gemacht, namentlich durch eine Gesammtkarte des Landes und Beobachtungen über das Nordlicht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Charni nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses).

I.

Bereits im 45. Bande des „Globus" (Nr. 17 bis 22) ist ein kurzer Bericht über Prshewalski's dritte Reise nach Tibet enthalten; wir bringen jetzt einzelne Episoden aus dem anziehend geschriebenen und in geographischer wie ethnographischer Beziehung bedeutungsvollen Reisewerke ausführlicher und begleiten dieselben mit einer Reihe von Abbildungen, welche nach denjenigen der russischen Ausgabe hergestellt worden sind.

Am 21. März 1880 brach die Expedition vom russischen Grenzposten Zaisan auf; die Zahl der daran theilnehmenden Personen betrug 13. „Außer mir — wir lassen den Reisenden selbst reden — gehören dazu: zwei Officiere, die Lieutenants Fedor Leontjewitsch Eklon und Wsewolod Iwanowitsch Roborowski; der erstere hatte schon einmal sich als mein Reisebegleiter am Lobnor bewährt; der zweite war zum ersten Male in Centralasien. Eklon sollte das Präpariren der Säugethiere, der Vögel u. s. w. besorgen, kurz, die Sammlungen hüten, Roborowski Pflanzen sammeln, Herbarien anlegen und zeichnen. Außerdem hatten beide die Verpflichtung, mich bei allen anderen wissenschaftlichen Arbeiten während der Reise zu unterstützen. Die anderen Reisegefährten waren drei Soldaten: Nikifor Jegorow, Michail Rumänzow und Michei Urussow; fünf transbaikalische Kosaken: Dondok Irintschinow, mein getreuer Gefährte auf allen bisherigen Reisen in Centralasien, Pantelei Teleschow, Peter Kalmynin, Dshambal Garmajew und Semen Anossow; als Präparator der verabschiedete Unterofficier Andrei Kolomeitzow und als Dolmetsch für das Türkische und Chinesische ein Bewohner der Stadt Kuldscha, Abdul-Bassid-Jussupow, derselbe, der mit mir am Lobnor gewesen war.

An Geldmitteln standen uns 29 000 Rubel (ca. 60 000 Mark) zu Gebote; davon erhielt jeder Soldat und jeder Kosak außer seiner festgesetzten Löhnung noch 20 Rubel (ca. 40 Mark) monatlich, der Präparator 50 Rubel (ca. 100 Mark), der Dolmetsch 30 Rubel (ca. 60 Mark). Mir und den Officieren wurde zu dem Gehalte noch eine Zulage bewilligt, mir 1500 Rubel (3000 Mark) und jedem der Officiere 750 Rubel (ca. 1500 Mark) jährlich. Außerdem erhielten wir, d. h. die beiden Officiere und ich, besondere Reisegelder für die Strecke von St. Petersburg bis Zaisan, dem Anfangspunkte, und Kjachta, dem Endpunkte unserer Reise.

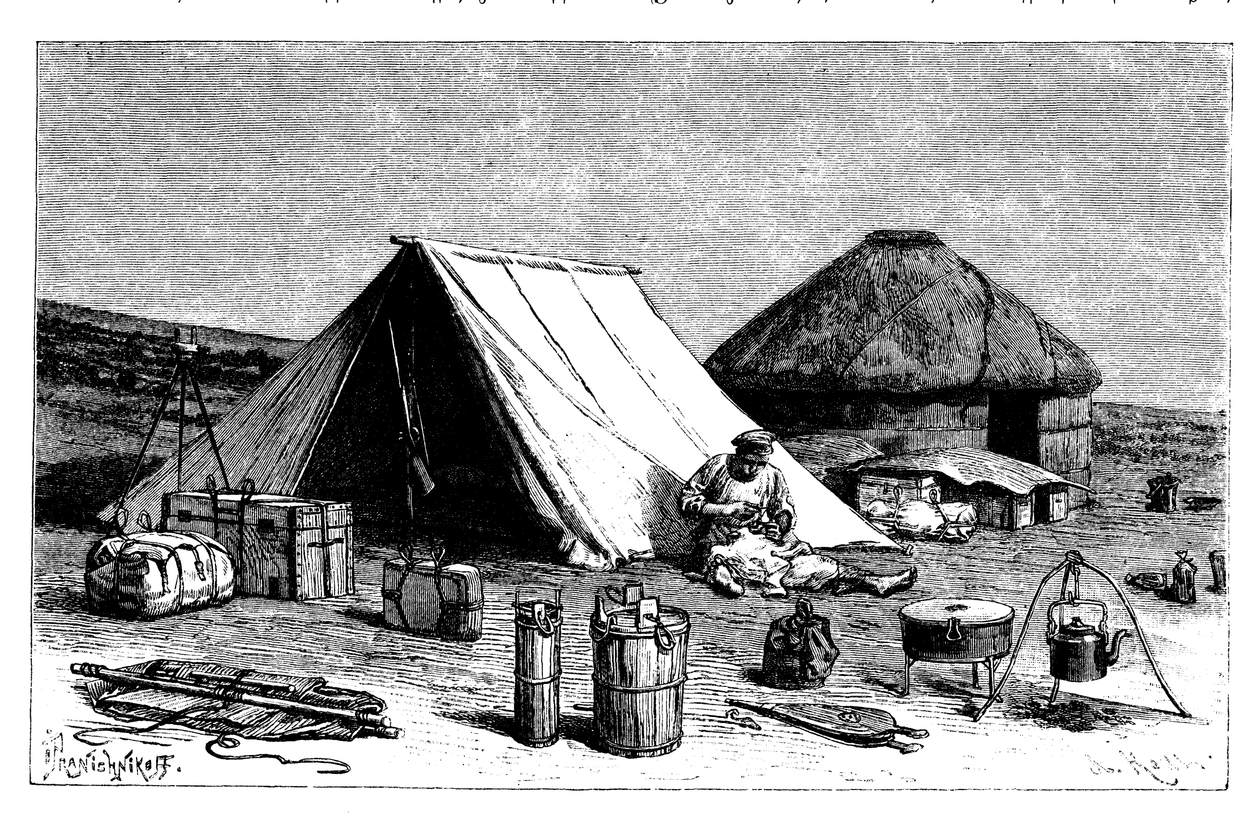
Von besonderer Wichtigkeit war uns die Menge und die Beschaffenheit der mitzunehmenden Nahrungsmittel. Wie bei den Karawanen der Eingeborenen, handelte es sich namentlich um drei Gegenstände: Schafe, welche mitgetrieben wurden, sog. Ziegelthee und Dsamba, d. i. gedörrtes Gersten- oder Weizenmehl. Letzteres mit heißem Thee, Salz, Butter oder Schaffett zu einem Brei gekocht, ersetzt das Brot; dabei hält es sich sehr gut und läßt sich bequem verpacken. Außerdem kauften wir unterwegs, so oft es möglich war, Reis und Hirse; hier und da chinesischen „Fintjäus" und „Guamjän"; das eine wie das andere ist eine Art Nudeln; Fintjäus wird aus Erbsenmehl, Guamjän aus Gerstenmehl hergestellt. Auch Gerstenmehl wurde so

oft als möglich gekauft, um davon besonders an Rasttagen in heißer Asche eine Art Kuchen zu backen. Ferner hatten wir bei uns 7 Pud (ca. 112 kg) Thee, 1 Pud (ca. 16 kg) getrockneter und gepreßter Gemüse, Cognac und Xeres, und schließlich zwei Eimer Spiritus, um die Präparate darin aufzuheben.

Konserven führten wir keine mit uns; wir hätten dann zu viel nöthig gehabt; überdies verursacht ihr Genuß starken Durst und schließlich verderben sie in Folge der großen Steppenhitze doch leicht. Auch Apparate zum Wasserreinigen sind nicht zu verwerthen. Das beste Getränk auf der Reise ist der Thee, besonders wenn man Citronensäure oder einen anderen Fruchtsaft hinzufügen kann.

Unser Küchengeräth bestand aus einer großen kupfernen Schale, in welcher sowohl Suppe als Theewasser gekocht werden konnte; aus einem kupfernen Kessel, zwei kupfernen Theekannen, einer Kasserolle, einer Bratpfanne, einer eisernen Suppenschüssel und zwei eisernen Eimern zum Wasserschöpfen. Wir führten im Sommer stets ein gewisses Quantum Wasser in zwei flachen hölzernen Tonnen mit uns. Außerdem besaß jeder von uns eine hölzerne Schale, aus welcher Suppe oder Thee genommen werden konnte; zum Zerlegen des Fleisches dienten Klappmesser; unsere eigenen Finger vertraten die Rolle der Gabel. Anfangs besaßen wir hölzerne Löffel, allein dieselben zerbrachen bald und wurden durch selbstgefertigte hölzerne Schaufelchen ersetzt.

Einer der Kosaken wurde — der Reihe nach — zum Koch bestimmt. Unser Mittags- und Abendessen war sehr einfach: es bestand aus einer Schaffleisch-Suppe, gekochtem oder gebratenem Wildpret, wie solches zu haben war; hier und da gab es auch Fische. Wir aßen alle gemeinsam; nur der Zucker zum Thee, mit welchem wir sparsam sein mußten,



Gepäckstücke und Zelte der Expedition.

wurde den Kosaken ausnahmsweise, z. B. an Feiertagen, verabfolgt. Wir hatten uns auch mit einer kleinen Apotheke versehen; da aber keiner von uns medicinische Kenntnisse besaß, so gebrauchten wir unterwegs außer Chinin und einigen Magentropfen Nichts; zum Glück erkrankte auch Niemand ernstlich.

Unsere Jagd- und Kriegsausrüstung war völlig befriedigend; ein jeder von uns hatte ein Berdan-Gewehr auf der Schulter und zwei Revolver im Sattel; dazu das Bajonnett im Gürtel nebst zwei Patronentaschen mit je 20 Patronen. Außerdem hatten wir 7 Jagdflinten; dazu 3 Pud (48 kg) Pulver und 12 Pud (192 kg) Schrot. Für das Berdan-Gewehr hatten wir 6000, zu den Revolvern 3000 Patronen. Die Patronen wurden in Zinkkästen, je 870 zusammen, geführt; das Pulver wurde in Blechbüchsen, das Schrot in Lederbeuteln aufbewahrt. Zu unseren wissenschaftlichen Arbeiten dienten uns: zwei Chronometer, ein kleines Universal-Instrument, ein Parrot'sches Barometer nebst Ersatzröhren und Quecksilber, drei Schmalkaldener Bussolen, einige Kompasse, sechs Thermometer nach Celsius, ein Hypsometer und ein Psychrometer. Dann hatten wir uns mit allerlei Werkzeugen und Mitteln versehen, welche zum Präpariren der Thierbälge und zur Konservirung der einzelnen Thiere dienen sollten. Als unser Spiritus zu Ende ging, benutzten wir starken chinesischen Branntwein.

Auf der Reise trugen wir unsere Militär-Uniformen nicht. Dennoch hatten wir sie bei uns, um sie bei Besuchen hoher chinesischer Würdenträger zu benutzen. Unsere Kosaken trugen bei solcher Gelegenheit besondere russische Gewänder aus Plüsch. Sommers trugen Alle baumwollene Leibwäsche, Hosen und eine Bluse aus Segeltuch, Winters Hosen aus Tuch oder Schaffell und kurze Pelzröcke.

Zum Uebernachten dienten uns zwei Zelte aus Segeltuch; das eine für uns, das andere für die Kosaken bestimmt; später während des Winteraufenthaltes in Tibet benutzten

Garmajew. Teleschow. Irintschinow. Jegorow. Abdul-Jussupow. Anossow. Urussow. Kalmynin. Lieut. Roborowski. Kolomeizew.

Rumänzow. Lieut. Eklon. Prshewalski.

Die Mitglieder der Expedition.

wir statt des einen Zeltes eine Filz-Jurte. Wir schliefen auf Filzdecken, welche auf den Boden ausgebreitet wurden; lederne Kissen dienten als Kopfkissen, und wir bedeckten uns der Jahreszeit entsprechend im Sommer leicht, im Winter mit Schaffellen; die Kosaken brauchten weder Decken noch Kopfkissen; ihr Kopf ruhte auf den abgelegten Obergewändern, ihr Pelz diente als Decke.

An Geschenken, deren man viel in Asien geben muß, kauften wir in St. Petersburg für 1400 Rubel (2800 Mark): Jagdflinten, Revolver, Spieluhren, Taschenuhren, Spiegel, Messer, Scheeren, Rasiermesser, Perlen, Ziehharmonikas; ferner Nadeln, Blattgold, einige Magnete, Stereoskope, Kaleidoskope, zwei kleine Elektrisirmaschinen und ein Telephon.

An barem Gelde führten wir 10 Pud (160 kg) chinesischen Silbers in großen Barren von $4^1/_2$ Pfund (1800 g) Gewicht, in kleinen Barren, sogenannten Jamben, und in zerhackten Stücken mit uns. Das Silber in Barren wie in kleinen Stücken vertritt im ganzen weiten chinesischen Reiche die Stelle des gemünzten Geldes. Als Münzeinheit gilt der Lan im Werthe von 2 Metallrubel (etwa 6 Reichsmark). Man unterscheidet übrigens 3 Lane: den Reichslan, den Marktlan und den kleinen Lan. Der zehnte Theil eines Lan heißt Tsän, der zehnte Theil eines Tsän Fyn. Die Scheidemünze heißt Tschossy oder Tschochi, besteht aus einem Gemisch von Gußeisen und Zink und hat sehr verschiedenen Werth. Die meisten Stücke sind etwa von der Größe eines alten russischen Kopeken (etwa von der Größe einer deutschen Reichsmark) und haben in der Mitte ein viereckiges Loch, damit viele derselben aufgereiht werden können. Etwa 1000 gehen auf einen russischen Metallrubel. In Peking und anderen großen Städten giebt es schon Papiergeld, doch wird solches außerhalb der Stadtmauer nicht genommen.



Kameele der Expedition.

Trotz aller Sparsamkeit und Einschränkung wog unser Reisegepäck doch gegen 200 Pud (3200 kg). Alles Gepäck wurde in 46 Ballen vertheilt, so daß damit 23 Kameele befrachtet werden konnten. Die Verpackung mußte eine möglichst sorgfältige sein ....

Es ist leicht verständlich, daß von der Beschaffenheit unserer Kameele der ganze Erfolg unserer Expedition abhing; denn auf dem Wege durch die Dsungarei und die Chami-Steppe kann man keine Kameele bekommen, und andere Saumthiere als Kameele können dort nicht verwandt werden. In jener Einöde, welche die Heimath der Kameele ist, bietet eben nur dieses dem Reisenden die Möglichkeit vorwärts zu kommen; vielleicht besser als irgend eine Maschine, denn eine solche bedarf mindestens Wasser und Heizung. Das Kameel aber sucht sich seine Nahrung auch in der unfruchtbarsten Gegend und kann Tage lang ohne Wasser sein. Man muß es nur verstehen, mit ihm umzugehen; dann schafft es, ohne etwas zu fordern, den Reisenden und sein Gepäck durch Triebsand und unfruchtbare Salzwüsten, über steinige Flächen und andere unwirthsame Gefilde. Die Nothwendigkeit, nicht nur gute, sondern ausgezeichnete Kameele zu besitzen, machte uns sehr viel Mühe. Dank der Unterstützung des Militärgouverneurs der Gebiete von Semipalatinsk, General L. T. Prozenko, und des Obersten W. F. Jljinow erwarben wir durch Kauf von den Kirgisen in Zaisan 35 ausgezeichnete Kameele. Von diesen wurden 23 beladen; acht dienten den Kosaken als Reitthiere, vier blieben als Reserve unbelastet. Außerdem befanden sich fünf Reitpferde in Gebrauch, für mich, die beiden Officiere, den Präparator und den Dolmetsch.

Als Führer diente fürs Erste ein Kirgise aus dem Bezirk Zaisan, Mirsasch Aldiarow, derselbe, der uns im

Herbst 1877 von Kuldscha nach Gutschen geleitet hatte. Mirsasch kannte den westlichen Theil der Dsungarei vortrefflich; er hatte sich daselbst jahrelang mit „Baranta", d. h. mit Pferdediebstahl, beschäftigt. Wie bekannt, ist dies Gewerbe unter den Kirgisen nicht verachtet; im Gegentheil, ein geriebener Pferdedieb, „ein Barantatsch", gilt als ein Mann, der Bewunderung und Lob verdient. Mirsasch hatte sich sogar den Beinamen eines „Batyr", d. h. eines Helden, verschafft. Er bekannte selbst, daß er im Laufe seines Lebens — er war 53 Jahre alt — mehr als 1000 Pferde gestohlen hätte; er war oft in sehr schwieriger Lage gewesen, hatte sich aber gewöhnlich daraus befreit. Eine große Narbe auf der Stirn, die Folge eines Beilhiebes, den ein Pferdebesitzer ihm beigebracht, gab Zeugniß davon, daß das Diebsgeschäft unserem Helden nicht immer gut bekommen war. Als Führer war Mirsasch sehr nützlich, doch mußte er sehr streng und fest gehalten werden.

Nachdem die Reisenden am 21. März Zaisan verlassen hatten, gelangten sie zuerst nach Kenderlyk, einem ärmlichen Grenzdorfe 25 Werst von Zaisan; von Kenderlyk führt eine fahrbare Straße bis in die Gegend von Maihabzagai und von da bis zum See Uljungur und der davor gelegenen Stadt Bulun-tochoi. Auf dem Wege dahin wurde die Expedition von einem solchen Schneesturme überrascht, wie man ihn sonst nur im Winter Gelegenheit zu erleben hat. Bei einer Kälte von 9 Grad verklebte der in feinen Staub verwandelte Schnee die Augen und der heftige Wind warf die Reisenden fast zu Boden. Nur mit großer Anstrengung konnten sie die Stelle des Nachtlagers erreichen und ihre Zelte aufrichten. Die Kameele legten sich sofort neben ihren Gepäckstücken nieder; die Pferde wurden angebunden; man durfte weder die einen noch die anderen auf die Weide treiben; die Pferde erhielten etwas Gerste, die aus Zaisan mitgenommen war. Am anderen Morgen bedeckte tiefer Schnee den Boden und das Thermometer stand 16° C. unter Null wie im Winter. Uebrigens sind solche Ueberraschungen in Mittel-Asien im Frühling gar nicht selten.

Am 21. März kam die Expedition an den See Uljungur, an welchem bereits 1252 der französische Mönch Rubruquis geweilt hatte. Die Thalebene zwischen dem See von Zaisan und dem See Uljungur, welche nach Süden zu vom Saur-Gebirge abgeschlossen wird, war somit passirt. Nach kurzem Aufenthalte am See, der 480 m über dem Meeresspiegel liegt und 130 Werst (Kilometer) im Umfange hat, setzte die Expedition ihren Weg, dem Laufe des Urungu folgend, fort. Derselbe fließt von Ost nach West in den Uljungur durch eine wüste Gegend, welche äußerst arm an vegetabilischem und animalischem Leben ist. Die Straße folgt dem Flußthale, um plötzlich 260 Werst (Kilometer) von der Mündung unter rechtem Winkel nach Gutschen umzubiegen; die Reisenden aber setzten ihren Weg nach Osten fort, um direct nach Barkul zu kommen. Etwas weiter östlich von der Stelle, wo der Weg nach Gutschen abgeht, beginnt der Oberlauf des Urungu, welcher aus drei Quellflüssen, Tschingila, Tsagangol und Bulungun, entsteht. Die Reisenden befanden sich hier im Gebiete der Ausläufer des südlichen Altai. Die Gegend hat Gebirgscharakter, hohe und zerklüftete Berge begrenzen den Strom im Süden. Das Gebirge besteht aus Granit und Gneis — Wälder giebt es keine, nur Sträucher kommen vor. Der Charakter der Gegend am Urungu und der am Bulungun ist derselbe. Am 27. April wurde der kleine See Gaschun-Nor erreicht, und dort vier Tage gerastet und auf Steinböcke Jagd gemacht.

Während der ganzen Wanderung am Bulungun trafen die Reisenden wiederholt mit nomadisirenden Turgouten zusammen, einem Volksstamme, der zu den Olüt-Mongolen gehört.

Das Gebiet, das im Norden durch den Altai, im Süden durch den Tiën-schan begrenzt wird, ist öde und wüst; man kann dasselbe mit dem Namen der Dsungarischen Steppe bezeichnen. Die Vegetation ist überaus ärmlich; es finden sich gar keine Bäume, doch sind unter den Pflanzen zwei von der größten Wichtigkeit für Menschen und Thiere — sie geben der Gegend einen bestimmten, ihr eigenthümlichen Charakter — es sind der Saksaul und der Dyrissun. Beide sind charakteristisch für Central-Asien von China bis zum Kaspischen Meere. Noch oft sollten die Reisenden mit diesen „Gaben" der asiatischen Wüste zusammentreffen, deshalb mag hier Einiges über sie mitgetheilt werden.

Der Saksaul (Haloxylon ammodendron), der Salzstrauch, gehört zu der Familie der Salzpflanzen; er hat blätterlose Zweige, welche ähnlich wie beim Schachtelhalm senkrecht stehen, und das Aussehen eines schief gewachsenen Strauches oder eines Baumes, und ist etwa 2 Sashen (etwa 4,2 m) hoch; die Dicke des Stammes an der Wurzel beträgt $1/2$ bis $3/4$ Fuß. Doch erreicht der Saksaul diese Größe nur selten und nur in günstigen Lokalitäten, wie z. B. im nördlichen Alaschan. Er wächst auf nacktem Sandboden und zwar einzeln stehend. Neben noch lebenden Exemplaren findet man verdorrte, so daß ein Saksaulwald, wenn man diese Bezeichnung gebrauchen darf, kein angenehmes Bild darbietet, auch nicht einmal in der Wüste;

Der Kirgise Mirsasch Aldiarow.

Schatten giebt der Saksaul nicht. Der damit bewachsene Sandboden entbehrt jeder anderen Vegetation und ist infolge der steten Stürme uneben; der leicht bewegliche Sand ist zu Hügeln zusammen geweht, zwischen denen sich Gruben finden.

Ein Schneesturm.



Saksaulwald.

Für die Nomaden ist der Saksaul eine kostbare Pflanze: sie bietet ihnen ein ausgezeichnetes Heizmaterial und gutes Futter für das Kameel. Das Holz der beschriebenen Pflanze ist außerordentlich schwer und fest, und so spröde, daß ein

starker Stamm beim Schlage eines Beiles in viele Stücke zersplittert. Zum Bau von Wohnungen ist es nicht zu verwenden, denn man kann kein brauchbares Brett aus ihm gewinnen. Aber es brennt ausgezeichnet, selbst die frischen Zweige, obgleich dieselben, wie die vollen Salzpflanzen, sehr reich an Saft sind. Das Saksaulholz giebt wie Steinkohle viel Hitze und wenn es verbrannt ist, glüht es noch lange. Im Mai blüht der Saksaul mit kleinen, kaum bemerkbaren gelben Blumen. Die Samen sind ebenfalls klein, flach, geflügelt und grau, sitzen dicht auf den Zweigen und werden im September reif.



Ein Saksaulstrauch und ein Zweig davon.

Die geographische Verbreitung des Saksaul in Mittel-Asien ist sehr ausgedehnt. In der Richtung von W nach O trifft man die Pflanze vom Kaspischen Meere bis zu den Grenzen des eigentlichen Chinas; ihre nördliche Grenze erreicht sie unter $47\frac{1}{4}$ Grad nördl. Br. am See Uljungur, ihre südliche unter $36\frac{1}{2}$ Grad nördl. Br. in Tsaidam; hier kommt der Saksaul noch in einer Höhe von 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel vor. Vor Allem gehört die Pflanze der Wüste Gobi an, hauptsächlich dem nördlichen Alaschan und der Dsungarei, sowie dem russischen Turkestan, der tibetanischen Hochebene und Tsaidam. Auffallend ist, daß der Saksaul am Lobnor und am unteren Tarim nicht gedeiht, obgleich die Sandmassen denen des nördlichen Alaschan völlig gleichen; in den Sandwüsten des südlichen Alaschan giebt es ebenfalls keinen Saksaul.

Die Saksaul-Gebüsche geben einzelnen Thieren der Wüste Nahrung und Zuflucht. Wölfe und Füchse verstecken sich darin, doch am meisten die Rennmäuse (Meriones), welche sich Löcher in die Sandhügel graben und darin hausen; sie nähren sich von den wasserhaltigen Zweigen und können deshalb ohne Trinkwasser gedeihen. Auch die Antilopen (A. subgutturosa), die Hasen und vielleicht noch andere Thiere fressen die Saksaulzweige. Auch Vögel nisten im Saksaul, vor Allem eine Sperlingsart und ein Häher; doch im Sommer nur wenig; nur die Wandervögel machen hier gelegentlich Halt und finden Erholung.

Die andere Pflanze, welche noch wichtiger für die Bewohner der Wüste ist, gehört zur Familie der Gräser; sie heißt mongolisch Dyrissun, kirgisisch tschij; die Botaniker nennen sie Lasiagrostis splendens. Der Dyrissun ist gleich dem Saksaul über ganz Central-Asien verbreitet; nach Norden reicht er bis zum 48. Grade nördl. Br., nach Süden bis zum 36. Grade nördl. Br., bis zum Tsaidam in einer Höhe von 13 000 Fuß. In der Mongolei wächst die Pflanze besonders reichlich im Thale des Gelben Flusses, dort, wo der Stamm der Ordos lebt. Am Tarim, in Kansu und in Nord-Tibet wächst sie nicht; am Kukunor und in Tsaidam sehr selten. Der Dyrissun liebt einen lehmig-salzigen Boden, der etwas feucht sein muß; er wächst in einzelnen Sträuchern und erreicht eine Höhe von fünf bis sechs, mitunter sogar von sieben bis neun Fuß; jeder Strauch steckt in einem Erdhügel von einem bis drei Fuß Durchmesser; von hier aus kommen im Frühling junge Schößlinge hervor. Zwischen den einzelnen Sträuchern liegt der reine Lehm. Jeder Dyrissun besteht aus vielen einzelnen Trieben, welche lang und hoch aufschießen und nach oben zu aus einander fallen, so daß der ganze Busch ein besenförmiges Ansehen gewinnt. Im Dyrissun finden ihre Zuflucht Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Schwalben, aber auch Hasen, Füchse, Wölfe und Dachse. Für Hausthiere, d. h. das Vieh, bietet die Pflanze eine ausgezeichnete Nahrung. Aus den festen Stengeln machen die Chinesen Sommerhüte und Besen, und die Kirgisen flechten daraus dichte Matten, mit denen sie ihre Jurten und Kibitken bedecken.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

IV.

Alle die eben geschilderten Schwierigkeiten sollten Cecchi und seine Gefährten jetzt zur Genüge kennen lernen. Als sie wenige Tage nach ihrer Ankunft dem Könige die von der italienischen Regierung übersandten Geschenke ablieferten, zeigte Menilek sich wieder ungemein freigebig mit Versprechungen. Hatte er im vergangenen Jahre bei dem Eintreffen der ersten italienischen Expedition sich für die Sicherheit der Reisenden nur innerhalb der Grenzen seines eigenen Landes verbürgen wollen, so erklärte er jetzt feierlich, daß er sie mit einer bewaffneten Eskorte, die er selbst

zu befehligen gedenke, auch sicher durch die Gallaländer bringen werde. Was es mit dieser überraschenden Bereitwilligkeit auf sich hatte, sollte sich bald zeigen. Nur mit größter Mühe und unter Anwendung von allerhand kleinen Kriegslisten hatte Antinori es bis jetzt möglich gemacht, etwa fünfzig im vorigen Jahre mitgebrachte und für die Ausrüstung der Expedition bestimmte Karabiner vor der Begehrlichkeit des Königs zu schützen. Nun wurde ihm der endlich für sicher gehaltene Schatz zur Bewaffnung für die versprochene Eskorte abgefordert, und gegen diesen klug ausgedachten Vorwand gab es kein Remonstriren.

Die oft und viel gerühmte Anerkennung, die König Menilek der europäischen Kultur zollen soll, gipfelte nach Cecchi's Schilderung damals auch schon in der höchsten Werthschätzung der europäischen Feuerwaffen und in dem unermüdlichen Bestreben, sich auf die eine oder die andere Weise möglichst viele derselben zu verschaffen. Diese zeitgemäße und bei einem Herrscher von Menilek's kriegerischen Neigungen doppelt begreifliche Vorliebe war durch das Kriegsglück des Kaisers Johannes, der im Jahre zuvor den Aegyptern 15000 Remington-Gewehre abgenommen hatte, noch bedeutend verstärkt worden. Hand in Hand mit ihr ging freilich ein kindisches Vergnügen an allerhand Spielereien und Thorheiten, die, bis sie den Reiz der Neuheit verloren hatten, den König tagelang beschäftigen und die Geduld der zur Theilnahme herangezogenen Europäer auf eine schwere Probe stellen konnten. Unter den von Cecchi überbrachten Geschenken fand neben einigen Jagdgewehren und Pistolen neuerer Systeme namentlich eine Laterna magica den höchsten Beifall, und als ganz unvergeßlich schildert der Reisende den Abend, an welchem der König vor Freude über die an der Wand erscheinenden komischen Bilder sich im Vereine mit mehreren seiner höchsten Beamten in toller Ausgelassenheit am Boden wälzte. Eine eigenthümliche Verwendung fanden die durch je ein vollständiges Exemplar repräsentirten Uniformen sämmtlicher Regimenter der italienischen Armee, die als besondere Ehrengabe „dem befreundeten Fürsten" dargebracht wurden. Menilek ordnete ihre sofortige Vertheilung unter die höchsten Mitglieder des Klerus an, und seitdem kann man — eine treffende Illustration des bis zur Unkenntlichkeit entstellten und verzerrten Christenthums von Abessinien — die schoanischen Bischöfe und Erzpriester, als italienische Dragoner, Kürassiere u. s. w. verkleidet, mit Helm oder Käppi anstatt der Mitra auf dem Haupte, den Gottesdienst abhalten oder das Abendmahl austheilen sehen.

Während nach wenigen Tagen der Ruhe die kleine italienische Kolonie in Let-Maresiâ sich eifrig mit den Vorbereitungen für die auf das Ende des Monats festgesetzte Abreise zu beschäftigen begann, trat das erste jener langen Reihe von Hindernissen ein, die den Abgang der Expedition bis zum Mai des nächsten Jahres hinausschieben sollten. Einige der an der Südgrenze des Reiches, am Hawash, wohnenden Gallastämme waren mit einander in Krieg gerathen, das Passiren jenes Gebietes deshalb unmöglich. Um die Ruhe wieder herzustellen und zugleich den Statthalter (Ras) jener Provinz zu bestrafen, unternahm Menilek mit einem ansehnlichen Heere einen Kriegszug nach dem Hawash, von dem er nach kaum drei Wochen siegreich und mit einer Beute von fast 18000 Stück Vieh heimkehrte. Der November war inzwischen herangekommen, und von einem Tage zum anderen erwarteten nun die Reisenden von dem durch seinen Erfolg in besonders gehobene Stimmung versetzten Könige die Erlaubniß zur Abreise zu erhalten. Sie warteten vergeblich; denn in einer Weise, die dem größten Diplomaten Ehre gemacht haben würde, wußte Menilek ihren fast täglich erneuerten Bitten und Anfragen auszuweichen. Bald schien ihm das ganze Unternehmen zu gefährlich und ein weiteres Ueberlegen noch geboten, bald konnte er die Maulthiere, die er für die Karawane liefern wollte, nicht erhalten, bald wollte er das Eintreffen eines besonders zuverlässigen Begleiters für die Expedition abwarten. Zuletzt gab er sich nicht mehr die Mühe, einen Vorwand zu ersinnen, stellte sich ihren Fragen gegenüber einfach taub und sprach freundlich und scheinbar unbefangen von anderen Dingen.

Der Aerger der Reisenden war schon aufs Höchste gestiegen, als der König plötzlich am 15. November ihnen sehr entschieden erklärte, er könne seine Zustimmung zu der Expedition nur unter der Bedingung ertheilen, daß Martini noch einmal nach Italien gesandt werde, um ihm dort eine bestimmte Anzahl von Gewehren zu verschaffen. Alle Einwendungen Antinori's und des sonst von dem Könige hochverehrten Bischofs Massaja scheiterten an dem kindischen Eigensinn des Herrschers. Martini's Abreise wurde auf die ersten Tage des December festgesetzt, bis wohin der goldene Filigranschmuck, den Menilek dem Könige von Italien zu übersenden gedachte, fertig sein würde. Unmittelbar darauf sollte dann die Expedition, mit allem Nöthigen reich versehen, unter sicherem Schutze ihren Marsch nach Süden antreten, und endlich auch die Urkunde aufgesetzt werden, durch welche die Niederlassung in Let-Maresiâ mit den dazu gehörigen 95 Hektaren kulturfähigen Landes zum festen Eigenthume der italienischen Krone gemacht werden würde. Daß die Expedition durch diese Abordnung Martini's eines muthigen und unternehmenden Mitgliedes beraubt werden sollte, war ein Mißgeschick, das die Uebrigen um so schwerer empfanden, als auch Antinori durch seinen Gesundheitszustand an der Theilnahme verhindert wurde. Eine Schußverletzung an der rechten Hand, die er vor einigen Monaten sich zugezogen, hatte ihn nicht nur des Gebrauches der Hand bis jetzt gänzlich beraubt, sondern noch allerhand andere Leiden zur Folge gehabt, die in seinem Alter und bei der immerhin nur mangelhaften Pflege gar leicht jetzt schon einen ernsthaften Charakter annehmen konnten. So blieben einstweilen nur Cecchi und Chiarini für das so groß geplante Unternehmen übrig; denn auch die drei italienischen Diener, deren Reiselust durch alles bisher Erlebte gründlich abgekühlt war, zogen es vor, unter dem Schutze der militärischen Eskorte, die Martini nach Zeila begleiten und seine Rückkunft dort erwarten sollte, nach Italien zurückzukehren. Mit dem festen Versprechen, den sehr wider Willen übernommenen Auftrag möglichst rasch zu erledigen, um den Gefährten noch nachfolgen zu können, verließ Martini am 2. December Litsche. Wie zu erwarten stand, dachte Menilek auch nun nicht daran, sein Versprechen der sofortigen Ausrüstung der Expedition zu halten. Lange Verhandlungen über die von den Reisenden noch benöthigte Summe, über die Zahl der Lastthiere u. s. w. füllten die nächsten Wochen aus, und als endlich die Sache dem Abschluß nahe schien, kam abermals die Nachricht von einem Aufstande in einer der Gallaprovinzen des Königreiches. Der Statthalter dieser Provinz, Ras Maschaschâ, war ein Vetter des Königs und von diesem wegen seiner offenkundigen Absichten auf den Thron von Schoa schon einmal jahrelang gefangen gehalten worden. Jetzt konnte der Aufruhr in der ihm unterstellten Provinz ihn leicht zur Wiederaufnahme jener alten Pläne veranlassen, und um dieser Gefahr vorzubeugen, ging Menilek am 17. December wieder mit einem starken Heere nach jener Provinz ab. Durch erbarmungsloses Morden, Verwüsten des Landes und Nieder-

brennen der Hütten wurden die Aufrührer in wenigen Tagen zur Ruhe gebracht, darauf unter Abhaltung großer, in wüsten Orgien endigender Feste, der sogenannten Fokerâ, das Freundschaftsbündniß mit Maschaschâ erneuert. Aber noch vor des Königs Rückkehr nach Litsche, wo Cecchi ihn in begreiflicher Ungeduld erwartete, verbreitete sich das Gerücht von der weit ernstlicheren Kriegsgefahr, die dem Lande drohte. In großen Tagemärschen näherte sich Kaiser Johannes mit einem ungeheuren Heere der schoanischen Grenze. Die Unabhängigkeitsgelüste König Menilek's, sein im vergangenen Jahre gemachter Versuch, sich Gondars zu bemächtigen, während Kaiser Johannes durch den Krieg gegen Aegypten in Anspruch genommen war, gaben diesem jetzt den Vorwand zu dem neuen Kriegszuge, der die ganze Existenz des Königreichs Schoa in Frage stellen und ihm schließlich wieder die untergeordnete Stellung anweisen sollte, die es heute noch einnimmt. Es war eine Zeit ungeheuerster Aufregung, allgemeiner Unzufriedenheit und großen Elends, welche die Reisenden während der nächsten Monate hier mit durchlebten. Zu der Schreckenskunde von der gänzlichen Verwüstung der nördlichen Provinzen durch das übermächtige feindliche Heer, das trotz aller Anstrengungen der schoanischen Truppen schließlich bis in die nächste Nähe von Litsche vordrang, kamen bald noch die Nachrichten von einem furchtbaren Blutbade, das die in offener Empörung befindlichen Soddo-Galla im Süden des Reiches angerichtet hatten. Trotz seiner scheinbar verzweifelten Lage konnte Menilek sich nicht dazu entschließen, die demüthigenden Friedensbedingungen anzunehmen. Als er es zuletzt that, geschah es nicht aus freiem Willen, sondern lediglich, um dem vereinten Willen des Volkes und des mächtigen Klerus zu gehorchen. Am 26. März 1878 fand die mit großem Gepränge und kriegerischem Pomp vollzogene feierliche Unterwerfung Menilek's, seine Verzichtleistung auf den fortan nur noch vom Kaiser Johannes als obersten Lehnsherrn zu führenden Titel Negus-Negest (König der Könige), sowie die neue Bestimmung der Grenzen des Königreiches Schoa statt. Cecchi, der als unermüdlicher Mahner sich gerade wieder bei Menilek befunden und den königlichen Zug nach dem Lager des Kaisers begleitet hatte, wohnte dem großartigen Schauspiel bei, das mit seiner Entfaltung unerhörter Reichthümer an die Wunder orientalischer Märchen erinnerte. Wenn er auch keinerlei Grund zu besonderer Freundschaft für den König von Schoa hatte und für die Versöhnung der Fürsten, die Festsetzung der Grenzen, die Bestimmung des Kriegstributs und die übrigen Abmachungen sich nur in soweit wirklich interessirte, als sie für das endliche Zustandekommen und Gelingen seiner Expedition entscheidend sein konnten, so vermochte sich der Reisende, wie er selbst gesteht, doch dem überwältigend tragischen Eindruck nicht zu entziehen, den die mit allen Zeichen äußerer Buße in Scene gesetzte Unterwerfung Menilek's gerade inmitten dieses Gepränges hervorbrachte.

Es sollten freilich bald Wochen kommen, in denen er dem Könige aus vollem Herzen noch weit schwerere Strafen und Plagen an den Hals wünschte, als jene Demüthigung seines ehrgeizigen Stolzes gewesen war. Das alte falsche Spiel der Vorwände und Ausflüchte begann nämlich von Neuem; aber wenn Menilek, dem die ganze Sache augenscheinlich leid geworden war, vielleicht hoffte, die Fremden dadurch schließlich zu ermüden, so kannte er eben Cecchi's Zähigkeit noch nicht. Dank dieser trefflichen und im vorliegenden Falle unschätzbaren Eigenschaft errang der Reisende in der That am 12. Mai in einem letzten Wortgefechte den entscheidenden Sieg über die Schlauheit des königlichen Diplomaten: die Erlaubniß zur Abreise wurde gewährt, die ausbedungenen Transportmittel und eine freilich nicht große Summe baren Geldes geliefert. Nachdem am folgenden Tage die letzten Vorbereitungen getroffen, die längst gemietheten Leute zusammenberufen und die Reisenden in ebenso feierlicher, wie freundschaftlicher Weise vom Könige entlassen worden waren, trat die Karawane am 14. Mai Morgens ihren Marsch nach Süden an.

Hinsichtlich der bewaffneten Eskorte hatte Menilek noch zuguterletzt sein Versprechen zurückgenommen und Cecchi angewiesen, sich eine solche von dem Ras Maschaschâ mitgeben zu lassen, den er in Roggié, dem Hauptorte der von ihm verwalteten Gallaprovinz, antreffen werde. Einstweilen hatte die Karawane nur einige schum oder höhere Beamte des Königs als Begleiter, die nach Landessitte dafür Sorge tragen mußten, daß die unter königlichem Schutze Reisenden überall freie Unterkunft und Verpflegung fänden.

Nach fünftägigem Marsche über eine mäßig angebaute, im O und W durch Hügelketten begrenzte Ebene langte man am 19. in dem unter 39° östl. L. und 9° nördl. Br. belegenen Roggié, dem Haupthandelsplatze des südlichen Schoa, an. Die wenigen und unbedeutenden Wasserläufe, die man unterwegs passirt hatte, strömten alle in nordwestlicher Richtung dem Baschilô und seinen Nebenflüssen zu. Der von etwa 10000 mohammedanischen Galan-Galla bewohnte Handelsplatz Roggié liegt in der denkbar ödesten Gegend auf einem kahlen Hügel, der aus einer vollkommen baum- und wasserlosen sandigen Ebene emporsteigt. Nirgends ist eine Spur von Ackerbau zu sehen, und so macht denn die mit ihrem Wasserkonsum auf einen schmalen, zur Regenzeit sich füllenden Graben angewiesene, durch den beständig herrschenden Wind in dichte Staubwolken eingehüllte Stadt eher den Eindruck eines großen Karawanenlagers, als den einer festen Niederlassung. Ist auch auf dem wöchentlich einmal abgehaltenen Markte der Umsatz an Elfenbein, Moschus, Kaffee, Tabak, Butter und anderen Produkten der jenseit des Hawash belegenen südlichen Gallagebiete sehr bedeutend, so beruht doch die Hauptwichtigkeit des Ortes auf dem schwunghaft betriebenen Sklavenhandel. Weniger auf offenem Markte, als vielmehr in den Hütten von Roggié sollen im Jahre durchschnittlich etwa 4000 Sklaven verkauft werden, die der Mehrzahl nach aus Kaffa, Enarea, Gomma, Gera und den anderen kleinen unabhängigen Reichen jener Region kommen. Von dieser traurigen Waare gingen in den Jahren 1876 und 1877 nach Antinori's Angaben jährlich 2000 bis 2500 Stück nach der Küste, wo sie trotz der gerühmten Wachsamkeit der englischen Kreuzer verschifft wurden. Wenn inzwischen vielleicht die Zustände sich etwas gebessert haben, so dürfte dies kaum unter der Mitwirkung des Königs von Schoa geschehen sein, der für jeden in Anduodi und Roggié eingeführten Sklaven eine Abgabe von einem Thaler erhebt und dieses Verfahren bei der Ausfuhr von den Zwischenmärkten Aliu-Amba bei Ankober und Abd-el-Rahasul, von denen die großen Karawanen nach der Küste ausgehen, wiederholt. Zur Zeit von Cecchi's Anwesenheit in Roggié wurde ein Knabe von 10 bis 16 Jahren mit 15 bis 20 Thalern, ein Jüngling von 20 bis 24 Jahren nur mit 12 bis 15 Thalern bezahlt. Eine uasifâ, d. i. ein durch besondere Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, hatte einen Werth von 30 bis 48 Thalern; eine condscho, ein kräftiges, zur Arbeit im Hause zu verwendendes Mädchen, galt 17 bis 18 Thaler. Kinder beiderlei Geschlechts, im Alter von 5 bis 9 Jahren, wurden gemessen und je nach ihrer Größe mit 7 bis 10 Thalern bezahlt. Denselben Preis hatten meist die

zahlreich vorhandenen alten Männer, während eine alte Frau mit höchstens 4 bis 5 Thalern bezahlt wurde.

Die Reisenden benutzten ihren Aufenthalt in Roggié, um ihre Ausrüstung durch Ankauf der in den Gallaländern unentbehrlichsten Tauschartikel zu vervollständigen; dazu gehörten namentlich Kupfer in Stücken (meist aus Europa eingeführte Abfälle, Stücke von alten Kesseln u. s. w.), kleine gläserne Trinkbecher und Glasflaschen, eine bestimmte Art kleiner, henkelloser Tassen von blauer Farbe und verschiedene ähnliche Dinge. Auch das Umwechseln eines Theils ihres Silbergeldes in die unter den Galla wie in Abessinien als kleine Münze gangbaren amulié (Steinsalzstücke von prismatischer Form und genau bestimmtem Gewicht, etwa 22 cm lang) wurde hier vorgenommen.

Unter den Einwohnern von Roggié waren schon wieder allerhand beunruhigende Gerüchte über einen nahe bevorstehenden Einfall der kaum unterdrückten Soddo-Galla im Umlauf. Von allen Seiten wurde es den Reisenden als unmöglich vorgestellt, sich gerade jetzt in das südlich vom Hawash belegene Gebiet zu wagen. Um sich Klarheit darüber zu verschaffen, begaben sich Cecchi und Chiarini, von dem Oberhaupte der Stadt und einigen Dienern begleitet, nach dem etwa 15 km westlich von Roggié belegenen Dorfe Antotto, wo sich Ras Maschaschâ augenblicklich aufhielt. Durch besondere Vergünstigung Menilek's mit der Vollmacht versehen, die Grenzen seiner Provinz durch Eroberungszüge nach S und W auszudehnen, befand sich der Statthalter auch jetzt, wo er glücklich einen neuen Aufruhr in seiner unruhigen Provinz gedämpft hatte, noch an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das aus etwa 5000 Mann Reiterei und 12 000 bis 15 000 Mann Fußvolk bestand; von den letzteren war die eine Hälfte mit alten Luntengewehren, die andere mit Lanzen bewaffnet. Die Auskunft, welche die Reisenden erhielten, war nicht tröstlich, trotzdem sie auch den Eindruck empfingen, als ob Maschaschâ absichtlich die Gefahren, denen sie entgegengingen, übertriebe, um sie überhaupt zurückzuhalten. Jedenfalls trugen seine kriegerischen Veranstaltungen (er ließ unter Anderem bei Antotto große Befestigungen aufführen) nicht dazu bei, die Galla zu beruhigen, und keinesfalls — das sahen die Reisenden ein — würden sie auf einen kräftigen Beistand seinerseits rechnen dürfen. Mit der wissenschaftlichen Aufnahme dieses am wenigsten bekannten Theiles von Schoa, mit einem Ausfluge nach dem alten Vulkangebiete des Dscherer, endlich mit einer nochmaligen Revision und bedeutenden Reduktion ihres zu umfangreichen Gepäcks vergingen einige Wochen. Zuverlässiger als die Rathschläge, die den Reisenden von dem Statthalter und den eingeborenen Bewohnern der Gegend ertheilt wurden, waren ihnen die mancherlei Warnungen und Verhaltungsmaßregeln, welche ihnen der mit den Sitten der Galla wohl vertraute französische Missionar Taurin geben konnte, der unweit Roggié auf einem von Menilek geschenkten großen Terrain die vom Volke der Umgegend Darô-Michael benannte Missionsstation errichtet, bis jetzt aber wohl mit seinen Bemühungen nur wenig Erfolg gehabt hatte. Auf seinen Rath setzten sich die Reisenden mit den Oberhäuptern mehrerer in der Nähe gelegenen Galladörfer in Verbindung, um durch sie Erkundigungen einzuziehen und sich die Wege möglichst ebenen zu lassen; denn die Unterhandlungen, die Maschaschâ in ihrem Interesse zu führen vorgab, schienen zu keinem Resultate führen zu sollen. Da nach den Aussagen jener anscheinend gutwilligen, weil durch zahlreiche Geschenke gewonnenen Leute das Passiren des Soddogebietes jetzt wenigstens möglich sein würde, und da überdies die Regenzeit vor der Thür stand, die den Uebergang über den Hawash unmöglich machen konnte, beschloß Cecchi, der verhängnißvollen Zeitvergeudung ein Ende zu machen. In einer sehr erregten Zusammenkunft im Lager von Antotto, bei der er zur Unterstützung seiner Worte den Revolver mitspielen ließ, erklärte er dem Statthalter, daß er, gleichviel, ob mit oder ohne seine Erlaubniß und seinen Schutz, in drei Tagen aufbrechen werde. Der Erfolg, den dieses energische Auftreten hatte, ließ die Reisenden bedauern, daß sie nicht vor Wochen schon zu dem einfachen Mittel gegriffen hatten. Jetzt freilich mußten sie zunächst darauf bedacht sein, den erschreckenden Eindruck durch ein möglichst reiches Geschenk zu verwischen. Auch dies gelang über Erwarten. Schon am nächsten Tage führte ihnen Maschaschâ zwei seiner Generale zu, die mit einer starken Heeresabtheilung die Karawane bis an den Hawash geleiten und sie dort im Namen des Statthalters einigen besonders angesehenen Stammesoberhäuptern zu weiterem Schutze anempfehlen sollten.

So schienen endlich die Hindernisse beseitigt, und wie im Triumph verließ die Expedition mit ihrer zahlreichen Eskorte am Morgen des 3. Juli das öde Roggié, unbekümmert um die fortgesetzten Warnungen der Kaufleute des Ortes, die in dem umfangreichen Gepäck die größte Gefahr für die Sicherheit der Reisenden sahen. Und es war in der That ein stattlicher Zug, der, von Cecchi und Chiarini zu Pferde angeführt, 25 Maulthiertreiber und Diener (drei von den letzteren mit Flinte und Revolver bewaffnet) und an vierfüßigem Bestande 27 Maulthiere und 4 Esel umfaßte. Nicht eigentlich zur Karawane gehörig, aber unter ihrem Schutze reisend, hatten eine Anzahl Guraghe-Männer und Weiber die Reisenden schon von Litsche aus begleitet. Es waren Sklaven, die Antinori von dem König als Geschenk erhalten hatte, und die nun, freigelassen, in ihre Heimath zurückkehrten.

Trotz der scheinbar günstigen Aspekten, unter denen die Reisenden solchergestalt Roggié verließen, sollten sie schon während der nächsten sechs Tagemärsche, die sie bis an den Hawash brachten, wieder eine Fülle von Widerwärtigkeiten durchzumachen haben. Die neuen Behälter für ihr gesammtes Gepäck, große, oben und unten mit hölzernen Deckeln versehene Cylinder von Rohrgeflecht, die nach Antinori's Angabe mit einem großen Aufwande von Mühe und Zeit angefertigt, aber wohl nicht erprobt worden waren, erwiesen sich als durchaus unpraktisch. Durch ihr beständiges Abgleiten von den sehr primitiven abessinischen Packsätteln verursachten sie nicht nur den Leuten der Karawane unaufhörliche und fruchtlose Arbeit, es zeigte sich auch bald, daß Rücken und Seiten der Maulthiere in bedenklicher Weise dadurch geschunden und gedrückt wurden. Als nun noch gar in mehreren Dörfern der Mietta-Galla, die man im Laufe des ersten Tages passirte, eine tolle Aufregung entstand, weil die Einwohner jene seltsam geformten Gepäckstücke für große Kriegstrommeln (negarit) ansahen, die einem feindlichen Heere vorangingen, mußten die Reisenden dem stürmischen Drängen und Drohen ihrer Leute nachgeben und ihre ganze Habe nach Art der eingeborenen Kaufleute als große Ballen in Rinderhäute verpacken. Zum Glück befand man sich in der Nähe von Anduodi und konnte die erforderlichen Ankäufe von Häuten und Stricken auf dem Markte des an trauriger Oede und Häßlichkeit mit Roggié wetteifernden „Handelscentrums“ machen.

Unmittelbar nach diesem ärgerlichen Intermezzo mußten die Reisenden sich davon überzeugen, daß sie wieder einmal durch die abessinische Tücke und Zweizüngigkeit hintergangen worden waren. War man bald hinter Roggié durch eine Gegend gekommen, wo gänzlich verwüstete Kulturen und

niedergebrannte Hütten der Mietta- und Betscho-Galla von der Unterdrückung des letzten Aufstandes erzählten, so gelangte man jetzt in einen gut angebauten, aber von den Bewohnern wie in Erwartung drohender Gefahr verlassenen Landstrich. Die fast 2000 Mann starke Heeresabtheilung, die bis hierher die Eskorte der Expedition vorgestellt hatte, begann nun den räuberischen Streifzug, zu dem sie, wie die Anführer auf Cecchi's Befragen erklärten, allein ausgesandt waren. Er galt den hier ansässigen Abu-Galla, deren nicht vollständig gezahlter Tribut durch die zu erwartende Beute ergänzt werden sollte. Ein blutiges Treffen, das am nächsten Tagen gegen einen etwa 3000 Mann starken Reiterhaufen der Galla geliefert wurde, endete, dank den Feuerwaffen der Schoaner, mit der Vernichtung des größten Theils jener Schaar, mit dem Niederbrennen der auf den Hügeln ringsum gelegenen Dörfer und mit dem Wegschleppen einer ungeheuren Zahl von Gefangenen, hauptsächlich Weiber und Kinder. Ueber die kritischen Folgen, welche dieses alle Feindschaft der Galla anschürende Kriegsunternehmen für die Expedition haben konnte, täuschten sich Cecchi und Chiarini keinen Augenblick. Jetzt kam es vor allen Dingen darauf an, sich von ihrer „Eskorte" zu trennen und, wenn irgend möglich, die Gebiete der unabhängigen Galla zu erreichen, bevor mit der Kunde von dem abermaligen feindlichen Vorgehen der Schoaner auch dort Aufregung und Krieg entstehen würde. Als daher am Morgen nach dem Treffen (die ganze Nacht hindurch waren inmitten des Klagegeheuls der zahlreichen Verwundeten und Gefangenen die wüsten Orgien des Fokerâ im Lager abgehalten worden) das Oberhaupt eines dem Ras Maschaschâ ergebenen Stammes bei dem Anführer der Truppen erschien, um Schonung für seine am Hawash belegenen Dörfer zu erbitten, beschlossen die Reisenden, sich unter seinen Schutz zu stellen. Widerwillig und nur durch den Befehl des schoanischen Heerführers dazu veranlaßt, ging der alte Galla auf ihren Vorschlag ein, aber dank seinem Einflusse und dank auch den reichen Geschenken, mit denen die Häuptlinge der noch auf dem Wege passirten Galla-Dörfer bedacht wurden, langte die Karawane ohne weitere ernstliche Beunruhigungen am 7. Juli Mittags am Ufer des Hawash an.

Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki in Mühlbach (Siebenbürgen).

II. (Schluß.)

Nach einem Leben voll Noth und Elend, Entsagung und Entbehrung tritt auch an den Zeltzigeuner der Tod heran und macht der Tragödie seines Lebens ein Ende.

An dieser Stelle will ich somit nur noch die Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner dem Leser vorführen.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch in ihren Bestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühles aus. Es ist das der Furcht, die ja selbst bei höheren Stufen der Kultur anzutreffen ist. So trotzig der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegen geht, wenn ihn die Leidenschaft treibt, so gleichmüthig er das größte Elend, die höchste Noth erträgt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Tode erfüllt. Die Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner weisen auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akte der Leichenbestattung in der Berauschung erregten Thränenergießungen bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewußtsein. Furcht ist also — wie wir sehen werden — das einzig vorherrschende Gefühl, das sich in ihrem ganzen Todtenkultus überhaupt ausspricht, das so weit geht, daß sie selbst den Namen Verstorbener aus Furcht nicht auszusprechen wagen; eine Blume vom Grabe zu pflücken, gilt für todtbringend. So lautet ein Volkslied [1]):

Cignoro hrobosá	Auf dem Grab die Rose
Hin shukáres rosá;	Blüht so freudenlose;
Mánge lá pçágávás,	Will sie mir abbrechen, —
Dos me ná kámávás.	Mag sie sich d'rum rächen!
Besh' lás piráňáke,	Sprießt auf Liebchens Grabe,
Hrobos hin yoy mánge; —	Ich gepflanzt sie habe; —
Pçágávás, çoc jánáv	Brech' ich sie mir ab, geschwind
Pál lele ávává;	In dem Grab' ich Ruhe find';
Te me ná briginív,	Meinem Liebchen, meiner Ruh
The me pocivináv!	Führt mich dann die Rose zu!

Wer an einer Blume riecht, die auf einem Grabe blüht, verliert seinen Geruch für immer. Todtbringend ist es auch, über den Schatten eines Kreuzes oder Denkmals überhaupt, das auf einem Grabe steht, hinwegzuschreiten. In einem transsilvanisch-zigeunerischen Volksliede sagt die Verführte also:

Cigno trusul pál hándáko,	Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Hin ádá ushályináko;	Schmach und Schand' ich nimmer habe,
The jiáv me pro ushályin,	Tret' ich über seinen Schatten,
Ayt' mánge lásávo ná hin.	Den es wirft auf grüne Matten.
Sár e práytin kád'çásárel,	Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Sáve shile bárvál márel;	Stürb' die Schmach mit mir geschwinde; —
Pál lásávo te prásápe	An mein Kind, trotz Schmach und Schande
Mayd m're cáyori kámálye.	Knüpft mich doch der Liebe Bande!

Furcht ist die Triebfeder der Gebräuche, die sie selbst während des Todeskampfes ihrer Angehörigen beobachten. Haben dem sterbenden Zeltzigeuner alle geheimnißvollen

---

[1]) Aus meiner über 400 Stücke umfassenden, bislang unedirten Sammlung zigeunerischer Volkslieder. Was die Orthographie betrifft, so entspricht: c dem deutschen tsch; sh = sch; j = dsch; ñ = nj; ç = ch, y = j.

Mittel der „alten Mütter“ nicht geholfen, so wird vor allem alles Hab und Gut aus dem Zelte geschafft, damit bei Eintritt des Todes sich die den Körper verlassende Seele nicht an einen Gegenstand anstoße, wofür sie sich später an den Hinterbliebenen rächen würde. Dauert der Todeskampf zu lange, so lassen sie den Körper des aus dem Leben Scheidenden von einem weißen Hunde belecken, was ihrem Glauben nach das letzte Ringen erleichtert. Darum finden sich auch bei jeder Bande transsilvanischer Zigeuner einige weiße Hunde, denen bei Gelegenheit dieser letzte Dienst obliegt. Dies scheint ein uralter Gebrauch zu sein, den die Zigeuner wohl schon während ihrer Wanderfahrt durch Persien beobachtet haben mögen. „Als Psychopompos und Todtenbestatter erscheint der Hund gleichfalls nach altpersischer Anschauung und ebenso stirbt noch jetzt kein Parsi in Frieden, wenn seine brechenden Augen nicht auf einen Hund fallen, der ihm deshalb vorgehalten wird.“ (Liebrecht, „Zur Volkskunde“, S. 23.) Selbstverständlich ist es, daß der alte und weitverbreitete Glaube an die Weissagungsgabe Sterbender sich auch unter den transsilvanischen Zeltzigeunern vorfindet, die den letzten Aussprüchen oder Befehlen derselben nicht nur etwas vorzüglich Wichtiges und Bindendes beimessen, sondern sogar den oft unverständlichen, jedes Sinnes entrathenden Worten ihrer mit dem Tode ringenden Genossen irgend eine Prophezeihung und dergleichen unterschieben.

Ist der Tod eingetreten, so wird der Körper des Verblichenen mit Salzwasser abgewaschen, angekleidet und hierauf ins Freie geschafft; doch geschieht dies nicht durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes, sondern es wird zu diesem Behufe die eine Seitenwand des Zeltes — gewöhnlich die gegen Osten gekehrte — aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche vor das Zelt gebracht, wo sie dann auf die Erde gelegt wird, mit dem Kopfe vor einen in den Boden getriebenen Pfahl. Auf diesen werden mehrere Schläge mit dem Lieblingsgegenstande des Verstorbenen (Geige, Pfeife und dergleichen) geführt und dann dem Todten die Frage vorgelegt: „Starbst du, weil es der große Gott so wollte?“ (Merá tu, káy báro devlá sár kámelás?) Wenn die Leiche sich dabei nicht vorwärts gegen den Pfahl zu bewegt, so gilt die Frage für bejaht, die Anwort lautet auf natürlichen Tod und die Feierlichkeit wird fortgesetzt, im entgegengesetzten Falle aber nach dem Mörder geforscht. Dieser alte Gebrauch findet sich gegenwärtig nur noch bei einzelnen kleinen Banden vor, die ihn auch immer mehr bei ihren Bestattungsfeierlichkeiten bei Seite lassen.

Nun haben die nahen und fernen Verwandten, die Stammgenossen überhaupt, die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke und zwar Speisen und Getränke mannigfacher Art darzubringen, welche sie neben die Leiche legen, um sie dann selbst zu verzehren. Je größer die Geschenke, desto größer die Achtung vor dem Todten. Von der Zeit an, wo die Leiche vor das Zelt oder die Hütte hinausgeschafft wird, beginnt auch das Communalessen; eine Menge Speisen werden verschlungen und der stärkste Branntwein getrunken. Bei diesem Leichenfeste zeigen sich die Zeltzigeuner als reine Wilde und keine Drohung, keine Bitte thut ihrem Wüthen Einhalt. Während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes unter ihnen gab es zwischen mir und der Bande nur ein einziges Mal einen „Skandal“, und dieser spielte sich eben wegen und bei dem Begräbnisse einer alten, blinden Zigeunerin ab. — Unter dem Einflusse des Branntweins tanzen die Weiber schreiend, weinend und jammernd im Kreise um die Leiche herum. Bald mischen sich auch die Männer und Kinder in diese dämonische Trunkenheitsscene, welche immer wüthender wird, bis die Erschöpften vor Ermüdung zu Boden sinken. Diese Orgien dauern zwei, drei Tage lang, bis eben die Leiche weggeschafft wird, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäß den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, bevor dieser nicht in die Erde gescharrt ist; denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte keine Ruhe und, gar häufig heimkehrend, würde er den Hinterbliebenen Unannehmlichkeiten bereiten; namentlich auch denen, welche von den während des Leichenschmauses genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auf den Boden fallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Todten heimlich und unbemerkt genießt.

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes oder fern vom Getümmel der Welt, am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, dessen unteres aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem alten — heutzutage gänzlich verschwundenen Gebrauche zusammen, daß die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen, denselben an einem anderen, entfernteren Orte vergruben und den Pfosten an seiner Stelle tief in die Erde hineintrieben. Bei einigen Zigeunerstämmen Siebenbürgens besteht noch der alte Gebrauch, das Grab von außen her mit Dornen zu bestecken, „damit es kein Fremder sehe oder gar darüber hinweg schreite“ — wie mir ein alter Zigeunerhäuptling erklärte. „Viel wahrscheinlicher jedoch haben wir hier auch eine Reminiscenz des alten Brauches, Leichen mit Dornen zu verbrennen.“ (Liebrecht a. a. O., S. 270.)

Es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: Wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der transsilvanischen Zeltzigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern absprachen, sie als jeden Glaubens entrathende Horden hinstellten, ohne dabei zu bedenken, daß es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der Zigeuner lebten vor Jahrtausenden die Menschen ewig; es gab eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen in Folge des Ungehorsams eines Weibes verloren. Der Sage nach kam nämlich einmal ein alter Mann zu einem Ehepaar und begehrte Nachtquartier. Am nächsten Tage zog er weiter, gab aber seinem Wirth in einem Gefäß einen kleinen Fisch und sagte: „Bewahrt diesen Fisch und verzehrt ihn nicht! Wenn ich nach neun Tagen zurückkehre und ihr den Fisch mir zurückgebt, so will ich euch belohnen!“ Darauf ging er von dannen; die Frau des Hauses konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, sondern warf das Fischlein auf die Kohlen und verzehrte es. Kaum hatte sie dies gethan, da fuhr der erste Blitz auf die Erde herab und erschlug die Frau. Sie war der erste todte Mensch auf Erden. Darauf begann es ein Jahr lang zu regnen; beinahe alle Menschen gingen in der Fluth unter; die Uebriggebliebenen hatten von nun an mit Mühe und Qual zu kämpfen, wozu sich noch Krankheit und Tod gesellten. Diese Sage erzählt demnach eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weise auf ähnliche heidnische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen ursprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menschengeschlechtes. (Vergl. Müller, „Amerikanische Urreligionen“ S. 269.)

Den Vorstellungen der transsilvanischen Zeltzigeuner gemäß ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits und die Seele gelangt in das eigentliche Reich der Todten, sobald kein Fleisch mehr an den Knochen des Verstorbenen ist. In früheren Zeiten mögen die Zigeuner diesen Proceß beschleunigt haben, namentlich am Kopf nach Verlauf einer gewissen Zeit nachgesehen haben, ob die Fäulniß schon stattgefunden oder nicht. Hierauf weist der erwähnte Pfahl, der gerade über dem Antlitz der Leiche in die Erde getrieben wird. — Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle einen Kannibalismus zu erwähnen, dessen die Zigeuner gar oft, so auch in Ungarn und Siebenbürgen, beschuldigt worden sind. Sie wurden nämlich beschuldigt, Leichen zu verspeisen, und infolge einer solchen Anklage wurden z. B. in Ungarn, in Csäb, Kementze und Bat im Jahre 1782 mehr als 200 Zigeuner hingerichtet. Meiner Ansicht nach fußt diese Anklage auf dem erwähnten Gebrauch, dem zufolge die Hinterbliebenen, den Verwesungsproceß ihrer Verstorbenen beschleunigend, den Kopf nach Ablauf einer gewissen Zeit ausscharrten und an einem entfernteren Orte vergruben. Bei diesem Geschäft mögen sie ertappt und des Kannibalismus beschuldigt worden sein.

Wie wir sehen, also erst nach stattgefundener Fäulniß des Körpers treten die Seelen ihre Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie bloße Bilder der Menschen diesseits sind. Ein krummer Mensch ist dort eben auch krumm, ein Blinder bleibt blind, ein Lahmer lahm. Bis zur Reise ins eigentliche Todtenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen gesondert; in Ertrunkene, deren Seelen die Wassergeister in Töpfen verschlossen halten, bis der Leib verfault; in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fahren und so lange dort verweilen, bis der Mörder selbst stirbt und seine Seele in ein Thier fährt, von wo sie erst nach Jahrhunderten ins Reich der Todten gelangt — und drittens: in die in den Hütten und Zelten Gestorbenen, deren Seelen auf Erden herumirren, den Körper verlassen und wieder in denselben zurückkehren, bis er eben ganz verfault ist, wo sie dann auch die Reise ins Todtenreich antreten. Um der Seele, die in diesem irrenden Zustande ohne eigentliches Bewußtsein ist — „wie besoffen" (sár mátyi), sagte mir ein Zigeuner — den Weg in den Körper zurück anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über das Antlitz gebreitet, worin gerade über dem Mund ein Loch ist, damit die Seele nach Belieben ein- und ausfliegen kann (vergl. Schwicker, „Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", S. 150). — Aber die Reise ins eigentliche Todtenreich ist auch beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muß bei sieben Bergen vorüberziehen, die mit einander fechten, dann vertheidigt eine Schlange den Weg und dann geht es durch zwölf Wüsten, wo ein eisigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Messer schneidet. Gegen diese Kälte hilft das Feuer, daß aus dem Verbrennen der Kleider und Lieblingsgegenständen des Verstorbenen angefacht wird, welche in früheren Zeiten von den Angehörigen erst nach Monaten (wenn also der Körper verfault war!) — und nicht wie heutzutage gleich nach der Bestattung, verbrannt wurden. Gut ist es, das Feuer, worin die Gegenstände des Verstorbenen verbrannt werden, durch Hinzulegen von Schilf und Stechapfelstauden zu größerer Lohe anzufachen. (Ueber die Bedeutung des Schilfes s. Liebrecht, a. a. O. S. 400 und Bachofen, „Mutterrecht".)

Es sei mir gestattet, als Illustration zu den angeführten Gebräuchen und diesbezüglichem Glauben folgendes sinnige Märchen der transsilvanischen Zigeuner in beinahe wörtlicher Uebersetzung mitzutheilen:

Einmal lebte ein armer Zigeunerbursche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begrub er sie, konnte aber kein Todtenmahl abhalten, denn er war so arm, daß er kaum von einem Tage auf den anderen leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängniß erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?" Darauf hörte er seinen Vater sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die darauf folgende Nacht erwachte der Bursche wieder und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Mutter sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die nächste Nacht hörte er wieder Jemanden an seinem Zelte rütteln und er frug abermals: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Geliebte sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Da wurde ihm gar schwer ums Herz und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war dunkel und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: „Wenn du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinauf ins Gebirge, dort findest du in einer Höhle drei Eier, diese nimm zu dir und öffne sie, wenn du es kannst, doch schwer wirst du dahin gelangen!" Darauf verschwand die todte Maid. Am anderen Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Bursche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mühsam auf dem Rücken trug. Der Bursche bedauerte sie und sprach: „Gebt her den Sack, ich will ihn euch tragen!" Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Bursche nahm ihn auf seine Schulter und frug die Alte, was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. „Die Seelen todtgeborener Kinder", sagte die Alte, „ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen." Kaum daß sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: „Wir sind angelangt!" — „Wie so?" frug der Bursche, „so schnell?" — „Dir scheint es schnell", sagte das alte Mütterchen, „obwohl du den Sack bereits seit neun Jahren auf deiner Schulter trägst." Darauf erschrak der Bursche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar schnell, und Freundchen, wir befinden uns da! Wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben überschritten. Ich weiß auch, warum du dich herbegeben hast! Hier gebe ich dir ein Stück Fleisch, einen Krug voll Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst du deinen Weg fortsetzen und bald wirst du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Absicht hast!" Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verschwand. Der Bursche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein und kaum schritt er vorwärts, so wurde es ringsum hell und er sah nun ein großes Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde stürzten sich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit sie den Eimer an denselben binde und frug sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. „Für die Todten", antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben." Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte Nebel ins Zimmer und sein Vater trat vor ihn und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm in den

Hof", sagte der Bursche, „vor der Thür steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke dir", antwortete der Vater, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand er. Der Bursche öffnete nun das zweite Ei und nun trat seine Mutter hervor und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm in den Hof", sagte der Bursche, „vor der Thür da steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke dir", antwortete die Mutter, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand sie. Da nahm der Bursche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Kruge zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Hier ist Milch, mein Lieb", sagte der Bursche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sprach sie also: „Geliebter, du hast mich vom Tode erlöst, nun kehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!" Und so geschah's. Sie kehrten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit mit einander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten übersiedeln mußten.

Der Gespensterglaube ist uralt, er ist auch bei den Zigeunern nicht erst in einer späteren historischen Zeit der Entartung entstanden; er findet sich ja überall in den primärsten Stufen menschlicher Verhältnisse, bei allen Naturvölkern. Es handelt sich bei den Zigeunern nicht um Unsterblichkeitsvorstellungen, die bloß der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugestehen; bei ihnen kommen die Verstorbenen in Betracht, in wie fern sie wie andere Geister einer übersinnlichen Welt auf das Geschick der Lebenden einen göttlichen Einfluß ausüben, nützen oder schaden. So glauben sie z. B., daß besonders zu Johanni die Todten, die in der Erde keine Ruhe finden können, ihre lebenden Angehörigen besuchen. Daher spannen die Zeltzigeuner, wo immer sie zu der Zeit lagern, einen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die Geister dasselbe passiren können; denn das Wasser bildet nach uraltem Glauben (der sich auch bei den transsilvanischen Rumänen findet) — die Grenze zwischen Leben und Tod, „Wasser entzaubert und verscheucht die Geister", welche in der Johannisnacht zu sehen nur dem vergönnt ist, der als neunter Sohn in einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe geboren ist; er sieht auch die Seele des Todten in ihrer menschlichen Gestalt vor dem Leichnam hergehen, wenn derselbe zur letzten Ruhestatt gebracht wird, — wie denn auch solchen Individuen bei den Zigeunern besondere Gaben und Kräfte zugeschrieben werden. Zu anderen Zeiten sehen auch andere Leute die Geister der Verstorbenen, die gar oft aus kleinen Gründen im Jenseits keine Ruhe finden, z. B. wenn sie im Leben ihre abgeschnittenen Fingernägel oder Haare nicht verbrannt haben, welche sie nach ihrem Tode mühsam zusammensammeln müssen, ehe sie Ruhe finden, welche man dem Betreffenden gar leicht verschaffen kann, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Wasser sammelt und damit sieben Tage hindurch (bei Neumond beginnend) täglich siebenmal sein Grab begießt. Gut ist es, in der Johannisnacht ein Gefäß mit Milch vor das Zelt zu stellen, damit die Todten, ermüdet von der irdischen Fahrt, sich laben können, widrigenfalls sie den Lebenden gar leicht Unheil bereiten könnten. Aus diesem Grunde feiern die transsilvanischen Zeltzigeuner jährlich auch ein Todtenfest. Ist der Winter mit allen seinen Schrecknissen außer Land gezogen, dann verläßt der Stamm sein Winterquartier — gewöhnlich Höhlen am südlichen Gelände einer Hügelreihe — schon mit dem ersten lauen Luftzuge, der über die Karpathen her durch die Thäler weht. Doch bevor er das „trauliche" Heim verläßt, um es mit dem luftigen Zelt sommerlicher Wanderfahrt zu vertauschen, gedenkt er der Hingeschiedenen, indem sich kurz vor Aufbruch der ganze Stamm vor dem Winterquartiere versammelt und jeder Einzelne am nächstgelegenen Felsen oder Baume so viel Eier zerschellt, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich noch erinnern kann.

Die Vorstellungen der Zeltzigeuner von der Unsterblichkeit sind auch noch heutzutage sehr primitiv. Selbst der Aufenthaltsort der Todten ist kaum ein vom Diesseits verschiedenes Jenseits; denn jeder Stamm verlegt denselben in seine Provinz, so in Siebenbürgen in die südlichen Abhänge der Karpathen. Dort halten sich den Tag über die Verstorbenen in den unzugänglichen Klüften der Berge auf, des Nachts aber fliegen sie in die Thäler hinab, um sich „zu unterhalten, um zu leben" — wie sich mir gegenüber ein Zigeuner ausdrückte. Von einer sittlichen Fassung der Unsterblichkeitsidee, von einer Vergeltung im Jenseits ist bei den Zigeunern keine Rede.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Reihe interessanter Ergebnisse für Kulturgeschichte, Ethnologie und älteste Geographie des Kreises Thann hat Dr. **Bruno Stehle** durch Untersuchung der Ortnamen desselben gewonnen; die Arbeit erschien als Programm des Thanner Progymnasiums 1884 und in zweiter Auflage unter dem Titel „**Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsaß**" (Straßburg, R. Schultz u. Comp. 1887). Aus den zahlreichen, von einigen keltischen Reminiscenzen abgesehen, durchweg deutschen Namen, deren älteste urkundlich nachweisbare Formen beigebracht und erklärt werden, ergiebt sich, daß in ältester Zeit das ganze in Rede stehende Gebiet mit Wald oder Sumpfwald bestanden war, ausgenommen das jetzt sterile „Ochsenfeld", eine etwa 1000 ha große Ebene, an deren Rande die Orte Alt-Thann, Sennheim, Staffelfelden, Wittelsheim, Schweighausen und Oberaspach liegen, und auf welcher in alter Zeit eine ausgedehnte Viehzucht betrieben worden ist. Das Ochsenfeld war das freie Feld im Gegensatze zu dem ungeheuren Waldkomplexe, der sich von da bis auf die höchsten Gipfel des Wasgenwaldes erstreckte. Dadurch wird erklärt, warum gerade die dem freien Ochsenfelde zunächst liegenden bewohnten Orte Waldnamen tragen, wie Uffholz, Thann, Rodern; auf der Ebene wohnten einst die Hirten, weiter nach Westen in oder auf dem Holze (Uffholz) die Wäldler oder Thanner und die Roder. Die Flurnamen geben noch heute Zeugniß von den Verhältnissen, wie sie in längst entschwundenen Jahr-

hunderten bestanden: alte Kulturstätten, von denen keine Nachricht zu uns gedrungen ist, Rechtsgebräuche, Besitzverhältnisse, Spielplätze der munteren Jugend, der von Wild wimmelnde Wald, alles lebt noch weiter in den Flurnamen, wenn auch Personen und Sachen längst nicht mehr sind. — Ein besonders merkwürdiges Ergebniß von Dr. Stehle's Untersuchungen ist, daß sich im Thanner Kreise, also im Süden des Elsaß, unzweifelhaft fränkische Namen finden, während nach der bisherigen Ansicht der Wald von Hagenau im nördlichen Elsaß als die südlichste Grenze der Franken galt. Solche fränkische Spuren sind „die Bach", das Wort „Born", verschiedene Formen von Rode, wofür der Alemanne „der Bach", „Brunnen", „Reute" sagt; ferner die Bachnamen auf sick, sesig und der Ortsname Sickert (von sigan = fließen, Fluß, Sumpf), ein Wort, das als Sick in ganz Hessen bis in die Gegend von Marburg und Fulda ungemein häufig ist, und andere mehr. Wie gelangten nun Franken, da das Elsaß doch ganz von Alemannen besetzt war, in die Gegend von Thann? Neuerdings hat Dr. Uibeleisen nachgewiesen, daß einst Franken noch südwärts von Metz und dem Quellgebiete der Saar gesessen haben, daß die fränkischen Ansiedelungen desto zahlreicher werden, je mehr man sich von Metz nach Süden und Westen entfernt, ja daß um Lunéville und Remiremont mehr als die Hälfte aller Ortsnamen fränkisch sind. Die Franken wanderten hier nach und nach im Laufe der Jahrhunderte ein, aber in geringer Zahl und als grundbesitzender Adel, welcher sprachlich sich allmählich den romanischen Leibeigenen und Bauern assimilirte und seine Nationalität verlor. Von Remiremont aus überstiegen nun nach Dr. Stehle einzelne Franken auch den Kamm der Vogesen und ließen sich in Seitenthälern (Steinbach, Ranspach, Rodern, Burbach) und besonders im Maasmünsterthale (Aue, Wegscheid, Sickert, Rimbach) nieder; in einzelnen Ortsnamen lebt ihr Gedächtniß noch heutigen Tages fort.

— Auf der von der „Société Botanique" zu Millau veranstalteten außerordentlichen Versammlung hielt Ch. Flahault einen Vortrag über die Mittelmeerflora in Frankreich, in dessen Verlauf er zu dem Schlusse kam, daß die Grenze derselben genau mit der Kultur des Oelbaumes zusammenfällt. Aus der von Durand und Flahault gezeichneten Karte (s. Bull. Soc. Bot. 1886, T. 33; Ser. 2, p. 8) geht hervor, daß der nördlichste Vorposten der Mittelmeerflora etwas östlich von Thueyts, südwestlich von Privas sich befindet, und daß sie in ihrer weitesten Ausdehnung den Flußthälern folgt, ganz besonders aber zu beiden Seiten des Rhone sich nach Norden erstreckt.

— Nach einem amtlichen Berichte hatte Italien von 1835 bis 1885 im Ganzen 18 Cholerajahre. Genauere Zahlen der Gestorbenen liegen jedoch nur für folgende sechs Jahre vor. Es starben: 1865 12 843, 1866 19 629, 1867 127 968, 1868 107, 1884 14 299, 1885 3459. Ganz cholerafrei sind während sämmtlicher Epidemiejahre nur zwei Bezirke geblieben, derjenige von Domo d'Ossola in der Provinz Novara und derjenige von Orvieto in der Provinz Perugia. Beide Bezirke zeichnen sich durch felsigen, meist undurchläßigen und dabei mit günstigen Gefällebedingungen versehenen Boden aus.

Asien.

— Die russische Bevölkerung im Süd-Ussuri-Gebiete hat jetzt schon die Zahl 12 000 erreicht; aber diese ist noch nicht genügend, um das weite Land zu bebauen. Alle Ansiedler aus dem europäischen Rußland sind jetzt bis zum 1. Januar 1891 von Kronsteuern befreit. Man beabsichtigt nun, diese Steuerfreiheit bis zum 1. Januar 1906 auszudehnen.

— Die Bewohner des ländlichen Bezirkes von Damaskus — berichtet Guthe in „Palästina in Wort und Bild" (I, S. 440) — beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau. In Verbindung damit hat sich bei ihnen ein merkwürdiger Sprachgebrauch erhalten, der an den uralten heidnischen Gott des Landes, an Baal, erinnert. Der Boden, der nur durch die feuchten Niederschläge des Himmels befeuchtet wird und für künstliche Bewässerung unzugänglich ist, heißt bei ihnen „Land des Baal" (ard ba'l), und alle Früchte, welche dort wachsen, Getreide, Feigen, Trauben, tragen noch heute seinen Namen. So lebt der alte syrische Himmelsgott, dessen Kultus längst ausgerottet ist, noch immer im Munde des syrischen Landvolkes fort.

— Capus und Bonvalot (s. oben S. 110) schreiben unter dem 23. Februar 1887 aus Marghilan in Ferghana, daß sie nach ihrer Ausweisung aus Afghanistan gewillt sind, Indien von Norden her auf einer anderen Route zu erreichen, und zwar über Pamir und das kleine Chanat Kundschut. Der Aufbruch soll von Gultscha in Ferghana erfolgen, wo die Reit- und Saumpferde angeschafft werden; dort wollen sich die Reisenden auch mit Lebensmitteln, namentlich in Fett gebackenem Brot für Menschen und Thiere, und mit Brennmaterial versehen. Denn ihr Weg führt durch eine menschenleere Einöde in 13 000 bis 16 000 Fuß Höhe dahin.

— Von Schlangen und wilden Thieren wurden in Vorderindien im Jahre 1886 getödtet 22 907 Menschen, während der Bericht für das vorhergehende Jahr nur 22 425 angab. Wenn die Zunahme auch auf Rechnung des verbesserten statistischen Apparates zu setzen ist, so geht doch aus diesen Zahlen hervor, daß die Bemühungen der Regierung zur Verminderung derselben bei der indolenten Bevölkerung wenig Fortschritte machen. Die traditionelle Hilflosigkeit der Eingeborenen wird am besten dadurch illustrirt, daß nicht weniger als 644 Todesfälle durch Schakale allein in der Präsidentschaft Bombay, Bengalen und den Nordwestprovinzen veranlaßt wurden. Obwohl der indische Schakal gelegentlich einen nächtlichen Wanderer angreift, so ist er doch feige, und der bloße Anschein entschlossener Vertheidigung genügt, um ihn zu verjagen. Während der letzten vier Jahre sind durchschnittlich jährlich 22 500 Menschen auf die bezeichnete Weise getödtet worden. Besonders heimgesucht waren wie gewöhnlich die Provinzen Bengalen, die Nordwestprovinzen und Oudh. Obenan stehen unter den tödtlichen Feinden des Menschen natürlich die Giftschlangen, auf deren Rechnung allein 20 142 Todesfälle kommen. Unter den wilden Thieren behauptet der Tiger den ersten Platz; Krokodile und Haifische tödteten in den bezeichneten drei Provinzen 251 Menschen. Die Zahl des im letzten Jahre getödteten Viehes beläuft sich auf 60 000 Stück; 2000 davon wurden von Schlangen gebissen, je 20 000 von Tigern und Leoparden getödtet. Andererseits wurden im letzten Jahre 1835 Tiger, 1874 Bären und 6278 Wölfe getödtet. Die entsprechenden Zahlen im Vorjahre waren: 2196, 2000, 6706. Die Zahl der vertilgten Schlangen hielt sich ungefähr auf dem Durchschnitte von 300 000 bis 400 000.

— An verschiedenen Stellen des Indischen Archipels — schreibt van der Burg in „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië", deutsche Bearbeitung von L. Diemer — werden gewisse Erdarten als Leckerbissen genossen. Die Eingeborenen nennen die eßbare Erde mit einem allgemeinen Namen ampoh. Dieselbe ist in fast jedem inländischen Kaufladen zu haben und wird besonders von schwangeren Frauen in der Meinung gekauft, daß das noch ungeborene Kind sich darauf aufstellt; Frauen essen ampoh daher so lange, wie sie guter Hoffnung sind, und hören gleich nach der Niederkunft damit auf. Während die Dajaken die Erde in der Sonne trocknen, wird sie auf Java, besonders in Bantam, erst gebacken; in Soerabaja giebt es eine nach Salz schmeckende Art, indem hier die halbgetrockneten und von Sand befreiten Erdkuchen mit Salzwasser bestrichen werden. Durch die chemische Untersuchung dieser Erdarten wurden nur anorganische Stoffe mit theerhaltigem Thon nachgewiesen, so daß

dieselben für die Ernährung als ganz werthlos zu betrachten sind. — In den Steinkohlenbergwerken auf Borneo wird eine Art Kohlenschiefer gegessen, die zweifellos giftig wirkt und bei längerem Gebrauch den Tod zur Folge haben kann, ohne daß bisher der giftige Bestandtheil chemisch nachgewiesen wurde: manche sind diesem Genuß ebenso ergeben, wie der Opiumesser dem Opium. Nach Altheer muß der Grund für das Erdessen darin gefunden werden, daß die bituminöse Thonerde in zahlreichen Poren Luft enthält, welche einen für Liebhaber angenehmen Prickel erzeugt.

— Ueber die topographischen Arbeiten auf der Westküste Sumatras enthält die „Tydschrift Aardryksk. Genootschap“ eine Mittheilung, der wir Folgendes entnehmen: Wiewohl nur eine Brigade an der Arbeit ist, schreitet letztere doch gut fort. 1887 hofft man bereits einige Blätter veröffentlichen zu können, da man dazu übergehen will, je nachdem sie fertig werden, während man bei der Kartirung Javas damit jedesmal bis nach Fertigstellung einer ganzen Residenz (Provinz) gewartet hat. Auf den Detailblättern von Sumatra sollen die Höhenkurven braun gedruckt werden, da man glaubt, hierdurch das Lesen der Karten erleichtern zu können. Im März wird eine weitere Brigade, welche jetzt noch in der Nähe von Batavia Terrainaufnahmen für Vertheidigungszwecke vornimmt, nach Sumatra versetzt werden; als Hauptquartier wird ihr Solok angewiesen werden. Von der Aufnahme auf Borneo kann noch nicht viel gesagt werden; zunächst müssen noch einige Fixpunkte bestimmt werden und inzwischen werden die Hauptorte mit ihrer Umgebung im Maßstabe von 1 : 20 000 aufgenommen. Die große Karte wird im Maßstabe von 1 : 200 000 in Mercator's Projektion zusammengestellt werden. Auf dem Bureau zu Batavia hat man mit Ausnahme von Bantam alle Detailkarten beendet; die der Preanger zählt etwa 500 Blätter.

Afrika.

— Ueber die letzten Unternehmungen des Lieutenant Wißmann im südlichen Congobecken bringt Nr. 7 des „Mouvement Géographique“ einige Mittheilungen. Danach langte er mit Hrn. de Macar im Juni 1886 auf der Station Luluaburg an und beschloß, von dort einen Vorstoß nach Osten zu unternehmen, um das Land der Baluba und das Gebiet des Lubilasch oder oberen Sankuru kennen zu lernen. Die Reisenden brachen zu Anfang Juli auf und erreichten am 10. Juli das Dorf des Häuptlings Mona Tenda am Lukula, einem linken Zuflusse des Lubi. Der ganze Strich zwischen Lulua und Lukula ist ein prächtiges und sehr dicht vom Stamme der Baschilange bewohntes Land; ihre großen Dörfer mit den gut gebauten Hütten liegen meist auf den Gipfeln von Hügeln. Jenseits des Grenzflusses Lukula sitzen die Baluba, deren Land einen ganz anderen Anblick darbietet: wellige, baumlose Prärien, so weit das Auge reicht, vorläufig ohne jeden Werth, später vielleicht zur Viehzucht geeignet. Das Land treibt keinen Handel, von Sklaven abgesehen, scheint zum Ackerbau wenig geeignet, ist aber trotzdem dicht bevölkert, so daß dort beständig Hungersnoth herrscht; überall erblickt man die langen, mächtigen Dörfer, deren Bevölkerung unverschämt, ungastlich und räuberisch ist. Drei Tagereisen jenseit des Lukula besuchten die Reisenden einen Häuptling von prächtigem Wuchse, groß und stark, der in einheimische Stoffe gekleidet war und einen hohen Federschmuck auf dem Kopfe trug; derselbe erbot sich, die Expedition selber nach Osten zu geleiten, und so brach man am folgenden Tage nach dem Buschimane, einem linken Zuflusse des Lubilasch, auf. Als man aber denselben erreicht hatte, machte die Feindseligkeit der Eingeborenen dem weiteren Vordringen ein Ende; Tausende von Eingeborenen, mit Lanzen und Wurfspeeren bewaffnet, umringten die Expedition, welche gezwungen wurde, sich zu vertheidigen und schließlich den Rückzug anzutreten, ohne den Lubilasch selbst erreicht zu haben. Die Unternehmung hat etwa einen Monat gedauert. Am 16. November hat dann Wißmann von Luluaburg eine neue Expedition angetreten, und zwar nach Norden, zur Einmündung des Lubi in den Sankuru und von da in das unbekannte Gebiet, wo der Lulongo, Tschuapa und Lomami, jene von Grenfell zuerst befahrenen Flüsse, ihre Quellen haben. Dann wird er sich nach Njangwe wenden, um entweder nordwärts nach dem Albert Njansa oder südlich nach dem Landschi-See und dem oberen Lualaba vorzudringen. Ihn begleiten der belgische Lieutenant Le Marinel, der Zimmermann Buslag und über 100 Träger mit 100 Lasten und 30 Flinten, unter letzteren eine Anzahl freigekaufter Baluba.

— Am 15. Januar d. J. hat der Dampfer „Henry Read“, mit dem Hauptmann Van Gèle an Bord, Leopoldville verlassen, um einige linke Zuflüsse des Congo zu untersuchen.

Vermischtes.

— Ueber Vasco de Gama's zweite Fahrt nach Vorderindien (10. Februar 1501 bis 1. September 1503) hat sich in einem einzigen Exemplare, das sich jetzt im Britischen Museum befindet, der vlämisch geschriebene Bericht eines ungebildeten Seemannes erhalten. Ein Facsimiledruck davon kam 1877 nach Zerbst und wurde vom dortigen Gymnasialdirektor H. C. G. Stier unter dem Titel „Vlämischer Bericht über Vasco de Gama's zweite Reise 1502 bis 1503“ (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 4. Ausg., 1887) in Transkription mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Der Zweck dieser wie späterer Fahrten war die vollständige Vernichtung des Gewürzhandels zwischen Malabar und Alexandrien, und die Streiter des edlen Königs Emanuel suchten das mit so energischen Mitteln zu erreichen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Wäre Vasco de Gama nicht als Entdecker berühmt, so müßte er als Seeräuber und Mordbrenner berüchtigt sein. Man vergleiche S. 14, wo erzählt wird, wie die Portugiesen ein Schiff von Mekka mit 380 darauf befindlichen Männern, Weibern und Kindern zu Pulver verbrennen. Noch scheußlicher trieben es die Mordgesellen in Calecut (S. 16 und 21), obwohl dort politische Rücksichten zur Entschuldigung dienen könnten. Nichts als nackte Brutalität aber spricht aus folgendem Satze (S. 24): „Den 30. Tag im Juni fanden wir eine Insel und schlugen da wohl 300 Menschen todt und fingen ihrer viele, und nahmen da Wasser ein und fuhren von da ab den ersten Tag im August.“ Freilich handeln heute nach fast 400 Jahren manche Entdecker und Kolonisten gegenüber Eingeborenen nicht sehr viel anders.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses.)

II.

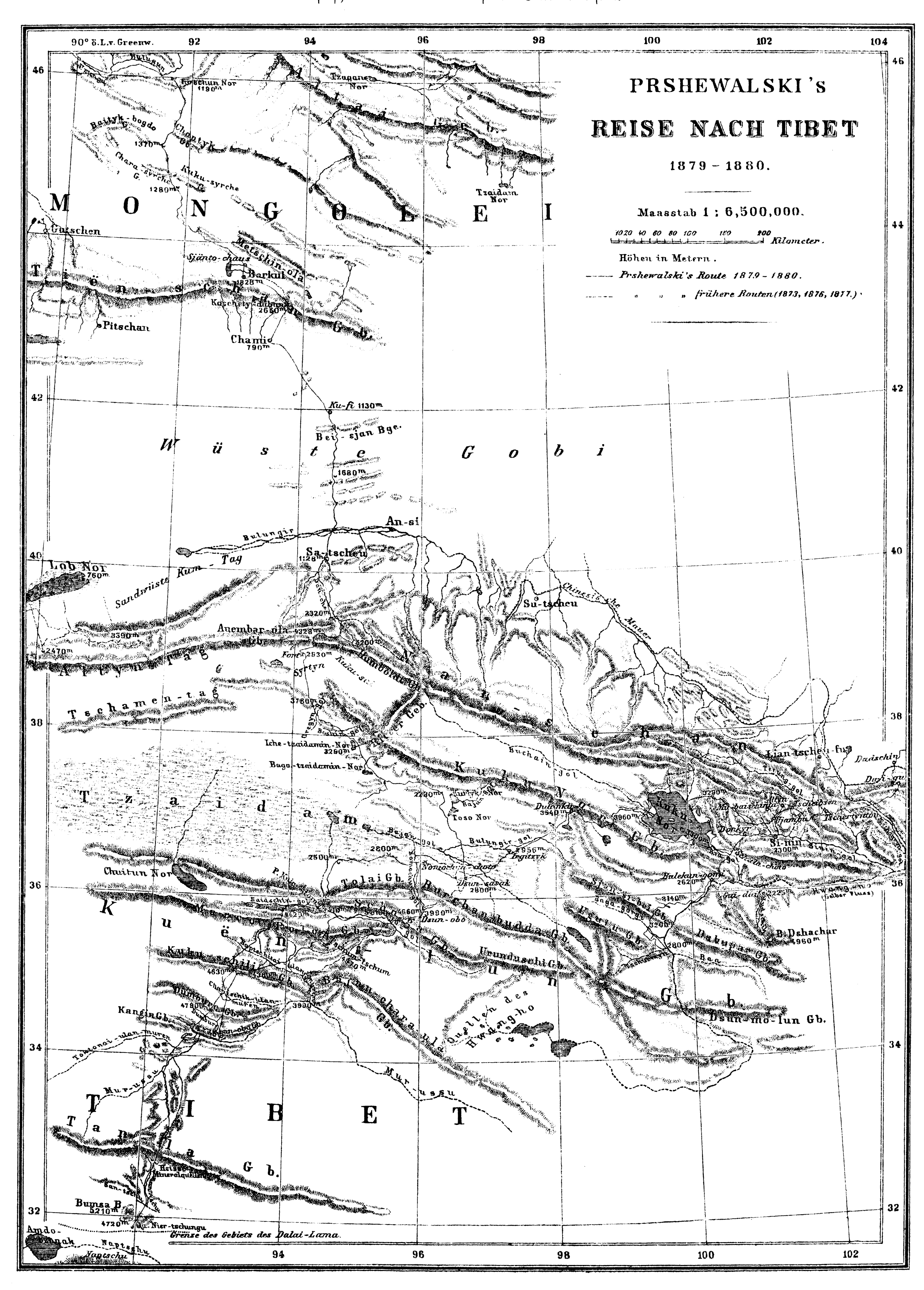
Das Thierreich in der Dsungarischen Wüste ist ebenso arm wie das Pflanzenreich. Freilich ist die Fauna noch wenig untersucht. Beide Male, als Prshewalski diese Gegend durchzog, eilte er, um vorwärts zu kommen und hatte keine Muße, sich ausschließlich zoologischer Beschäftigung hinzugeben.

In der Dsungarei sind bisher, abgesehen von den Hausthieren, 27 Arten Säugethiere gefunden worden. Allein mit Ausschluß derjenigen, welche den Gebirgen im Westen und Norden angehören, sowie derjenigen des Urungu-Thales bleiben nur 13 Arten als charakteristisch für die Wüste übrig. Davon sind besonders bemerkenswerth: zwei Antilopen-Arten, „Charasulta" (Antilope subgutturosa), und „Saiga" (Antilope Saiga); zwei Arten Rennmäuse (Meriones), das wilde Kameel (Camelus bactrianus ferus), der Dschiggetai (Asinus hemionus), der Chulam (Asinus onager) und das wilde Pferd (Equus Prshewalskii). An Vögeln sind etwa 160 Arten gefunden worden, doch gehört der größte Theil dem Gebirge, besonders dem westlichen, dem See Ulungur und dem Flusse Urungu an; in der eigentlichen Wüste begegnet man nur etwa zehn verschiedenen Vogelarten.

Das wilde Pferd ist erst kürzlich von J. S. Poljäkow beschrieben und mit dem Namen Equus Prshewalskii bezeichnet worden. Dasselbe muß als eine neue Species gelten und steht zwischen dem Esel und dem zahmen Pferde; vielleicht ist es der Ahne einiger Abarten des jetzigen zahmen Pferdes. Es ist klein, der Kopf aber verhältnißmäßig groß, mit Ohren, welche kürzer sind als die des Esels, die Mähne ist kurz, aufrechtstehend, ohne Schopf, dunkelbraun; ein Rückenstreifen ist nicht vorhanden. Der Schweif ist in seinem oberen Abschnitte rauh, ohne lange Haare, im unteren Abschnitte aber bedeckt mit schwarzen, langen Haaren, wie beim zahmen Pferde. Die Farbe des Leibes ist grau, an den unteren Theilen fast weiß; die Farbe des Kopfes röthlich, die Schnauze vorn weiß, das Winterhaar ziemlich lang, leicht gekräuselt; die Beine verhältnißmäßig dick, die Vorderbeine oben weiß, unter den Knien röthlich, weiter schwärzlich und am Hufe schwarz; die Hinterbeine sind weißlich, an den Hufen schwarz; die Hufen sind rundlich und ziemlich breit. — Das wilde Pferd bietet somit einige Kennzeichen dar, welche dem Esel eigenthümlich sind, — das Fehlen des langen Haares am oberen Theile des Schweifes, das Fehlen des Haarschopfes der Mähne, die kurze aufrechtstehende Mähne, — aber steht dennoch im Allgemeinen mit Rücksicht auf den Schädel, die Hufen und das Fehlen des Rückenstreifens dem Pferde näher als dem Esel.

Die Kirgisen nennen das wilde Pferd „Kertag", die Mongolen Take. Nach Poljäkow heißt es bei den Kirgisen Surtake; diese, dem Werke Brehm's entlehnte Bezeichnung ist nicht richtig, denn mit dem Namen Surtag wird auf kirgisisch der Dschiggetai (Asinus hemionus) benannt.

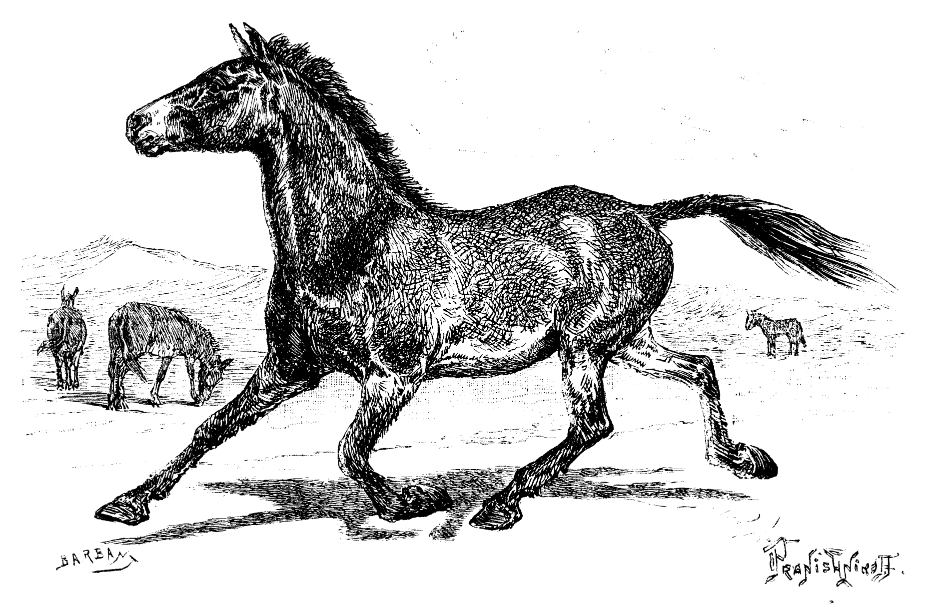
Das wilde Pferd hält sich nur in den wildesten Gegenden der Dsungarischen Wüste auf: die Thiere leben hier in kleinen Heerden von 5 bis 15 Stück unter Aufsicht eines alten


PRSHEWALSKI's
REISE NACH TIBET
1879 – 1880.
Maasstab 1 : 6,500,000.
Kilometer.
Höhen in Metern.
Prshewalski's Route 1879 – 1880.
„ „ „ frühere Routen (1873, 1876, 1877).
90° ö. L. v. Greenw.
M O N G O L E I
Wüste Gobi
Lob Nor
Sa-tschcu
An-si
Su-tschcu
Chinesische Mauer
Tzaidam
Kuku-nor
Si-nin
T I B E T
Tan-la Gb.
Dsun-mo-lun Gb.
Chuitun Nor
Barkul
Chamil
Pitschan
Gutschen
Altyn Tag
Tschamen-tag
Murussu
Grenze des Gebiets des Dalai-Lama.

erfahrenen Hengstes. Wahrscheinlich bestehen diese Heerden nur aus Stuten. Die Thiere sind außerordentlich vorsichtig und besitzen einen ausgezeichneten Geruch, vortreffliches Gehör und Gesicht. Man begegnet ihnen nur selten. Die Jagd auf wilde Pferde ist sehr beschwerlich; man kann sie nur jagen, wenn in der wasserlosen Wüste Schnee gefallen ist — sonst könnte man in Gefahr kommen, vor Durst zu verschmachten. Doch droht dann dem Jäger die Gefahr des Erfrierens in Folge der außerordentlichen Kälte. Um sich wenigstens des Nachts zu schützen, muß er sich mit einem Filzzelte versorgen, muß überhaupt Nahrungsmittel und Proviant in hinreichender Menge mit sich führen, also eine vollständige Karawane ausrüsten, denn viele Hundert Kilometer sind zurück zu legen und Monate lang wird er unterwegs sein müssen. Prshewalski hat nur zwei Heerden von wilden Pferden zu Gesicht bekommen.

Außer in der Dsungarei kommt das wilde Pferd an anderen Orten nicht vor; die Erzählungen der Mongolen, daß es am Lobnor heerdenweise sich fände, haben sich nicht bestätigt. Somit ist das große Gebiet, auf welchem der paläontologischen Forschung zu Folge einst in Europa und Asien das wilde Pferd sich bewegte, jetzt auf einen kleinen Winkel der mittelasiatischen Wüste eingeengt.

Von der Existenz des wilden Kameels (Camelus bactrianus ferus) hat man bereits seit Jahrhunderten durch Marco Polo Kunde gehabt; er war der erste Europäer, der davon berichtet. Noch früher ist freilich davon in den chinesischen Annalen die Rede. Von neuen Autoren berichten darüber Du Halde und Pallas, Shaw, Forsyth, Pewzow und andere. Aber keiner von ihnen hat jemals ein wildes Kameel gesehen, und sie theilen uns nur das mit, was ihnen die Eingeborenen jener Gegenden erzählt haben. Man hat sogar ganz an der Existenz des wilden Kameels gezweifelt; Cuvier meinte, es handele sich nur um verwilderte Kameele. Prshewalski hat aber das Glück gehabt, das wilde Kameel in seiner Heimath in der Wüste des Lobnor zu sehen und zu beobachten, und hat es auch damals beschrieben. Er hat mit Sicherheit es ausgesprochen, daß jene Kameele wirklich wilde waren, und seine Ansicht ist durch Poljäkow auf Grundlage der mitgebrachten Exem-



Wildes Pferd.

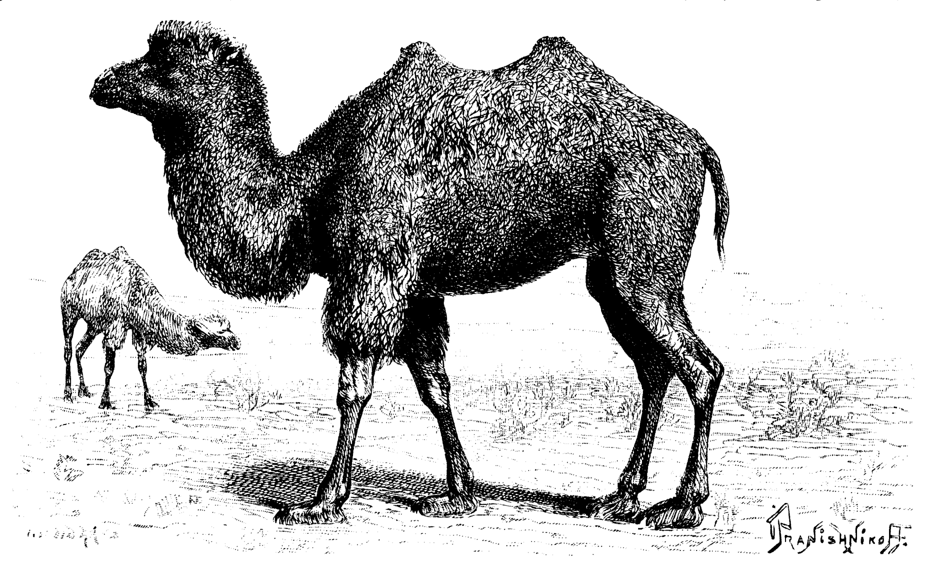
plare, speciell der Schädel, als richtig bestätigt worden. Nach Poljäkow sind die zoologischen Unterschiede zwischen dem wilden und dem zahmen (zweihöckerigen) Kameel nicht sehr groß; vor allem ist zu bemerken, daß die Höcker des wilden Kameels kleiner sind, als die der zahmen; ferner fehlen den wilden Kameelen die Schwielen an den Knien der Vorderbeine. Die Schädel der wilden Kameele bieten Unterschiede von denen der zahmen nur in Kleinigkeiten dar. Andererseits aber sind die Schädel der zweihöckerigen, sowie der einhöckerigen Kameele, sowie der an der Wolga ausgegrabene Schädel eines fossilen Kameels einander sehr ähnlich. Es ist diese Thatsache zu erklären durch die gleiche Nahrung, das gleiche Klima und den gleichen Aufenthaltsort, kurz, durch die völlig gleichen physikalisch-geographischen Bedingungen, unter denen sowohl die wilden wie die zahmen Kameele lebten und noch leben. Es ist ganz begreiflich, daß beim Fehlen verändernder Ursachen keine besondere Veränderungen im Typus des Kameels sich bilden konnten. Nur der Rücken befindet sich bei dem wilden und dem zahmen Kameele, wie Poljäkow mit Recht bemerkt, nicht unter gleichen Bedingungen: das zahme Kameel schleppt seit Jahrtausenden Lasten auf seinem Rücken; das wilde Kameel weiß nichts davon. Deshalb sind die kleinen Höcker der wilden Kameele und die wahrscheinlich in Verbindung damit geringer entwickelten Fortsätze der Rückenwirbel das wichtigste zoologische Kennzeichen. Leider existirt bisher noch kein Skelett eines wilden Kameeles in den Museen.

Man kann jetzt mit Sicherheit die Gegenden Centralasiens bestimmen, in welchen noch heute das wilde Kameel lebt. Es sind überall Oertlichkeiten, welche sich durch unzugängliche Sandmassen auszeichnen, die Wüsten am unteren Tarim, am Lobnor und die Chami-Wüste; ferner hält es sich auf in der Sandwüste der südlichen Dsungarei, nördlich von den Städten Gutschen und Manaß, im nordwestlichen Tsaidam, in der Sandwüste bei Syrtyn und am Chuytun-nor.

Die Reisenden verweilten vier Tage am See Gaschun-Nor und nahmen dann einen Führer, um direkt auf Barkul los zu marschiren. Der Kirgise Mirsasch, welcher von Saissan an Führerdienste geleistet hatte, kannte den weiteren Weg nicht und wurde reichlich belohnt entlassen. Der Weg nach

Süden führte über ein leicht welliges Terrain — dann gelangte man zu einem etwas höheren Bergrücken, dessen westlicher Theil Chara-syrche, dessen östlicher Theil Kuku-syrche heißt — zahlreiche Antilopen und Argalis wurden angetroffen, aber gar keine Menschen. Erst viel weiter südlich in einem, durch größeren Pflanzenreichthum ausgezeichneten Gebiete trafen die Reisenden auf seßhafte Bewohner, ackerbautreibende Chinesen. Der Torgute wußte im Gebirge keinen Weg, er wurde entlassen und ohne ihn nach den Rathschlägen der Chinesen die Wegrichtung gewählt. Bald tauchten zur Rechten die Schneegipfel des Tiën-schan auf und am 18. Mai wurde 20 km von Barkul, beim chinesischen Dorfe Sjänto-chaus, Halt gemacht. Wir lassen nun die Reisenden selbst die Erlebnisse eines Wandertages erzählen, denn dadurch gewinnen wir den besten Einblick in das einförmige, aber doch anziehende Leben und Treiben der Reisegesellschaft:

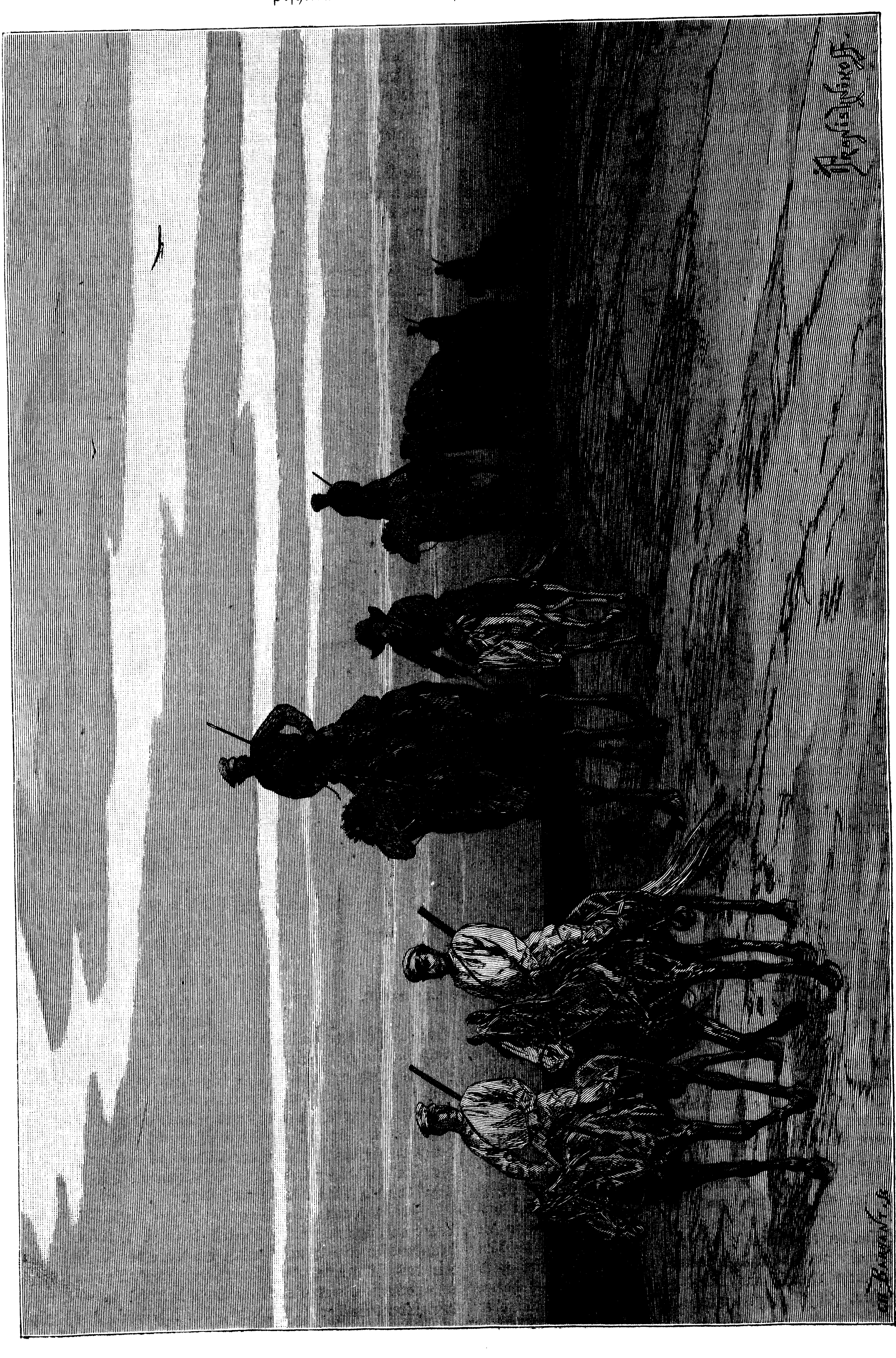
„Versetze dich, geneigter Leser, in Gedanken in die mittelasiatische Ebene in unser Biwak, verlebe mit uns einen Tag, dann wirst du ein volles Verständniß für unser Wanderleben gewinnen. Es ist Nacht, die Karawane hat sich in der Nähe eines kleinen Quells gelagert. Zwei Zelte stehen nicht weit von einander; dazwischen liegt das Gepäck, neben welchem paarweise die Kosaken schlafen. Vorn haben sich die Kameele niedergelassen; ebenda ist eine Schafheerde angebunden; nicht weit davon befinden sich die gefesselten Pferde. Alles ruht von des Tages Last und Hitze; nur selten wiehert ein Pferd oder ein Kameel stöhnt, oder ein schlaftrunkener Mensch träumt laut .... In der trockenen, durchsichtigen Atmosphäre glänzen Diamanten gleich zahllose Sterne am Himmel, scharf zeichnen sich die Sternbilder ab; die Milchstraße erscheint phosphorescirend; hier und da taucht eine Sternschnuppe auf und verschwindet spurlos. Und ringsherum ist die wilde, endlose Wüste. Nicht ein Ton stört die nächtliche Ruhe; es ist so, als gäbe es in diesen Sandwüsten und in dessen grenzenlosen Ebenen gar keine lebenden Wesen. Jetzt fängt die Morgenröthe im Osten zu dämmern an. Der wachthabende Kosak erhebt sich und hängt ein Thermometer ins Freie; dann macht er Feuer an, uns Thee zu bereiten. Sobald der Thee fertig ist, stehen auch die anderen Kosaken auf; dann erheben auch wir uns. In der frischen Morgenluft fröstelt es, aber



Wildes Kameel.

eine Schale heißen Thees erwärmt uns rasch. Das eigentliche Frühstück — gewöhnlich der Rest der Abendmahlzeit, ein Stück gekochtes Schaffleisch — wird sorgsam in der Tasche aufgehoben; die Kosaken genießen Thee mit Dsamba in reichlicher Menge; sie wissen, daß die nächste Mahlzeit erst im nächsten Biwak gehalten wird. Nun werden die Pferde gesattelt und die Kameele beladen; in der Küche und in den Zelten werden die durch einander geworfenen Gegenstände gesammelt. Jetzt sind auch unsere Kisten gepackt und die Betten zusammengelegt; nun wird das Zelt abgebrochen und in das Filzfutteral gesteckt. Die Kosaken haben bereits früher ihr Zelt zusammengeschlagen und auf ein leicht beladenes Kameel gelegt. Die Hälfte der Kameele ist bereits beladen; die andere Hälfte wird schneller beladen, weil wir, d. h. die Officiere und ich, mit helfen. „Fertig“, ruft endlich einer der Kosaken. Jetzt greifen alle nach ihren bei Seite gestellten Gewehren und wenden sich noch einmal zu dem schon verlöschenden Feuer, um ihre Tabakspfeifen anzurauchen. Wir bewaffnen uns auch und besteigen unsere Pferde; die Kosaken, die Pfeife im Munde, beeilen sich, sich auf ihre Kameele zu setzen. Die Karawane formirt sich und setzt sich in Marsch; an der Spitze reite ich mit dem Lieutenant Eklon, dem Führer und gewöhnlich einem Kosaken, dann folgen in langer Kette die Kameele an einander gefesselt, ein Kameel hinter dem anderen, in drei Echelons getheilt. Je ein Echelon wird von zwei Kosaken begleitet; der eine leitet das erste Kameel, ein anderer treibt das letzte an. Der Lieutenant Roborowski folgt hinten, bei ihm befinden sich der Dolmetsch Abdul-Jussupow, der Präparator Kolomeitzew und die übrigen Kosaken. Hier hinten befindet sich auch unter Aufsicht eines Kosaken die kleine Schafheerde; bald langsam, bald schneller sich fortbewegend, machen die Thiere hier und da Halt, um etwas zu fressen. Auch einige Hunde begleiteten uns freiwillig von Zaisan ab, aber nur zwei blieben wirklich bei uns; nur ein einziger aber hielt die ganze Reise bei uns aus.

Gewöhnlich brechen wir mit Sonnenaufgang von unserem Nachtlager auf; ein Tagesmarsch umfaßt etwa 25 km, mitunter marschiren wir mehr, mitunter weniger. Das Kameel macht bei günstigem Terrain, d. h. in der Ebene, mit einer Last von 10 Pud (160 kg) im Mittel $4^1/_2$ km



Unterwegs in der Wüste.

in der Stunde; wenn man aber den nöthigen Aufenthalt unterwegs hinzurechnet, der durch allerlei Störungen in der Befestigung des Gepäcks, durch gelegentliche Terrainhindernisse und Anderes herbeigeführt wird, so kann man sechs bis sieben Stunden rechnen, um von einem Nachtlager zum anderen zu gelangen. Die ganze Strecke wird zu Pferde zurückgelegt; zur Abwechselung wird etwas zu Fuße marschirt. Während des Marsches werden Aufnahmen der Wege gemacht und die Resultate sofort in ein Notizbuch eingetragen; hier wird auch Alles aufgezeichnet, was sonst Bemerkenswerthes unterwegs gesehen wird oder was sich ereignet. Nach der Ankunft im Biwak wird hieraus das Tagebuch zusammengestellt. Unterwegs wird botanisirt, werden kleinere Thiere gefangen, größere geschossen. Die ersten zehn Kilometer des Marsches gehen schnell und unmerklich dahin; bei den folgenden zehn, namentlich zuletzt, macht sich eine geringe Müdigkeit bemerkbar, um so mehr, wenn zu dieser Zeit die Hitze steigt oder ein Sturm sich erhebt. Die Gespräche verstummen; Kameele und Pferde gehen fauler, werden apathisch; immer häufiger wird die Frage an den Führer gerichtet: „Wie weit ist es noch bis zum Anhaltepunkte?“ Und mehr als einmal wird der Führer wegen seiner unverständlichen Antworten gescholten.

Endlich zeigt sich das ersehnte Ziel, der Brunnen oder die Quelle; in der Nähe weidet eine Heerde, welche getränkt werden soll. Die Kräfte der Karawane beleben sich neu: die Kameele gehen schneller, die Hunde eilen in Sprüngen zum Wasser und ich reite im Trabe voran, um eine geeignete Lagerstelle zu suchen. Es ist darauf zu achten, daß der Platz nicht zu steinig, nicht zu sehr durch das Vieh verunreinigt und daß in der Nähe etwas Gras für die gekoppelten Pferde zu finden sei. Innerhalb einiger Minuten ist die ganze Karawane an der Quelle. In drei Reihen lagern sich die drei Echelons der Kameele; sie werden schnell von ihrer Last befreit und bei Seite geführt, damit sie anderthalb bis zwei Stunden vor der Fütterung stehen; mit den Pferden geschieht ein Gleiches. Dann werden die beiden Zelte aufgeschlagen, ein Theil des Gepäcks, Waffen und Instrumente hineingetragen, die Betten aufgestellt und alles in einmal bestimmter Weise geordnet. Unterdessen hat der als Koch fungirende Kosak Feuer angemacht und Thee bereitet. Als Heizmaterial dient, wie überall in der Wüste, der trockene Mist der Hausthiere, von den Mongolen „Argal“ genannt. Kein europäischer Feinschmecker wird mit mehr Appetit ans Mahl gehen, als wir uns daran machen, Ziegelthee zu trinken und Dsamba mit Butter oder mit Schaffett zu essen. Freilich erinnert das letztere etwas an den Geruch des Talglichtes, allein der Asienreisende darf sich darum nicht kümmern, sonst darf er nicht reisen. Während des Theetrinkens erscheinen einige Mongolen, welche sofort mit unseren Kosaken Bekanntschaft machen. Die Kosaken, welche in Transbaikalien leben, sprechen alle mongolisch und kennen die Sitten der Mongolen sehr genau. Gewöhnlich kamen die Mongolen in großen Mengen herbei, nur um uns zu sehen, wir nannten sie deshalb „die Zuschauer“; übrigens waren sie lange nicht so aufdringlich und langweilig als später die Chinesen.

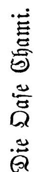
Nun geht Alles — nachdem der Thee getrunken ist — an die Arbeit: ein Kosak sammelt Argal, ein anderer besorgt die Thiere, ein dritter schlachtet ein Schaf zum Mittagsmahle. Auch in unserem Zelte sind wir alle beschäftigt. Jetzt ist das Mittagsessen fertig, immer das Gleiche: Suppe aus Schaffleisch mit Reis oder Hirse, hier und da mit chinesischen Nudeln; mitunter zur Ueberraschung eine Mehlspeise. War die Jagd glücklich oder konnte gefischt werden, so giebt es Wildpret oder Fisch. Nach dem Mittagsessen wird abermals Thee getrunken und dann werden Exkursionen oder Jagdausflüge unternommen. Vor Sonnenuntergang sind alle wieder im Lager; die Thiere werden zusammengetrieben, getränkt, die Pferde gekoppelt und gefüttert; die Kameele in zwei Reihen niedergelegt. Und abermals wird Thee mit Dsamba getrunken; das ist unser Nachtessen, zu welchem hier und da etwas Schaffleisch von Mittag übrig geblieben ist. Man plaudert etwas und legt sich dann zur Ruhe. Nur ein Kosak, völlig angekleidet und bewaffnet, hält die Nachtwache, doch behielten auch alle Schlafenden stets ihre Waffen bei sich. Anfangs hört man noch Gespräche, Gelächter; allmählich wird es stiller und stiller und bald liegt alles im tiefen, festen Schlafe!“



Ein Tarantsche aus Chami.

Den kurzen Aufenthalt in Sjänto-chaus bei Barkul benutzte Przewalski zur Verproviantirung mit neuen Vorräthen und zur Erlangung eines Führers, um nach Chami zu kommen. Unter dem Geleit von sechs chinesischen Soldaten wurde am 29. Mai der Tiën-schan überschritten und die Stadt Chami erreicht. Von Zaissan bis Chami waren 1067 Werst (Kilometer) zurückgelegt.

Zwei Kilometer vor Chami schlugen die Reisenden ihr Lager auf und verweilten daselbst bis zum 1. Juni. Wir bringen hier eine Generalansicht der Oase von Chami, sowie das Bild eines der Einwohner, eines Tarantschen und verweisen, was die Beschreibung betrifft, auf das, was wir bereits früher („Globus“, Bd. XLV, S. 268) mit-



Die Oase Chami.

getheilt haben. Nur einige Worte über die Stadt Chami selbst mögen hier noch Platz finden. Chami besteht in Wahrheit aus drei Städten: zwei chinesischen, einer älteren und einer neueren, und aus der Stadt der Tarantschen. Dazwischen liegen Gemüsegärten, Felder und zerstörte Wohnungen. Jede Stadt ist von einer erbärmlichen Mauer umgeben: ein Wall aus Erde und Lehm von viereckiger Gestalt; in der Ecke und in der Mitte stehen Thürme. Im Inneren der Stadt sind die Lehmhütten („Fansen") dicht an einander gedrängt; viele sind verfallen. In den beiden chinesischen Städten giebt es viele Läden, in welchen Chinesen handeln, die Waaren stammen aus Peking und sind sehr theuer. In der Stadt der Tarantschen giebt es gar keine Läden, nur einmal wöchentlich wird hier Markt gehalten. Hier wohnt in einem großen, aber halb zerstörten Gebäude die jetzige Beherrscherin der Tarantschen. In den Chinesenstädten giebt es weder Gärten noch Bäume, in der Tarantschenstadt sind einzelne Bäume, Pappeln, Weiden, auch Fruchtbäume, erhalten, nur alle Weinstöcke sind vernichtet. Hier ist auch ein berühmter Baum, Dshugalun, Neun-Drachenbaum, erhalten; eine alte Weide (Salix alba?), bemerkenswerth deshalb, weil von einer Wurzel neun am Boden kriechende, gewundene Stämme ausgehen. Ein zehnter Stamm ist abgehauen worden; als das geschah, soll schwarzes Wasser hervorgeflossen sein. Ferner wurde den Reisenden eine Merkwürdigkeit, „das bestrafte Thor", gezeigt. Durch dieses Thor drangen einst die Dunganen in die Stadt. Als dieselben fortgezogen waren, wurde das Thor zur Strafe dafür, daß es jene durchgelassen, auf immer verschlossen, und ein neuer Durchbruch durch die Mauer hergestellt.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

V.

Nach einem beschwerlichen Uebergange über den infolge des Regens schon stark angeschwollenen und reißenden Hawash glücklich im Lande der Soddo-Galla angelangt, traten die Reisenden ohne Zeitverlust ihren Marsch nach SW an. Der Gedanke, daß jeder Schritt vorwärts in diesem noch von keinem Forscher besuchten Gebiete eine Eroberung für die Wissenschaft war, trieb sie an und ließ namentlich Cecchi des Fiebers nicht achten, das er sich in der sumpfigen Waldregion am Ufer des Flusses zugezogen hatte. Allmählich ansteigend, führte der Weg in den nächsten Tagen über eine weite, hügelige und von mehreren Wasserläufen durchschnittene Hochebene, auf der neben kleinen mit Durrha und tief (Poa abyssinica) bestellten Feldern vielfach schon ausgedehnte Anpflanzungen von Bananen (Musa Ensete) sich zeigten. Schöne Gehölze und vereinzelte kleinere Gruppen von Sykomoren, Mimosen, Akazien, Oliven, hohen Wachholder-, Kusso- und Podocarpusbäumen wechselten mit den angebauten Strecken und bald auch mit wiesenartigen Weideflächen ab und gaben der Landschaft einen anmuthigen Charakter. Weniger anmuthig war leider der Empfang, der auch hier den Reisenden von Seiten der Bevölkerung zutheil wurde. Bei jeder Gruppe von Hütten, die sie passirten, tauchten plötzlich Hunderte von Soddo vor ihnen auf, ihnen den Weg versperrend und sie als „Freunde Menilek's" in jeder Weise beschimpfend und mit Lanzen und Steinwürfen bedrohend. Von den Häuptlingen war gegen diese Angriffe kaum Schutz zu erlangen; sie waren mit wenigen Ausnahmen alle selber bestrebt, durch Forderung hoher Durchgangszölle und Geschenke die Fremden auszuplündern. Ein wolkenbruchartiger Regenguß, der am Morgen des 11. Juli niederging und das ganze Land, soweit man sehen konnte, unter Wasser setzte, brachte den Reisenden für den Rest dieses Tages Ruhe vor jenen Belästigungen. Niemand wagte sich aus den hochgelegenen Dörfern hinaus, die wie Rettungsplätze inmitten einer Ueberschwemmungsfluth erschienen, und auf viele Meilen im Umkreise waren Cecchi und Chiarini mit ihrem Gefolge wohl die einzigen menschlichen Wesen, die, eine böse Kur für das kaum beseitigte Fieber, in aller Nässe unter freiem Himmel sich befanden.

Die Soddo-Galla, deren ausgedehntes Gebiet die Reisenden auf einer Strecke von 70 bis 80 km durchmessen mußten, zeichnen sich alle durch hohen Wuchs und kräftigen, mehr starkknochigen, als muskulösen Körperbau aus. Weniger dunkel als die eigentlichen Aethiopier machen namentlich die Männer durch ihr ganzes Auftreten, ihre ungestümen Bewegungen und nicht zum mindesten auch durch die Art, wie sie ihr außerordentlich starkes, mit Butter steifgemachtes Haar um den Kopf hängen lassen, beim ersten Begegnen den Eindruck größter Wildheit. Die große, eisenbeschlagene Lanze und das im Gürtel hängende lange, etwas gekrümmte Messer sind außerhalb der Hütten ihre ebenso unzertrennlichen Begleiter, wie die breiten messingenen Armspangen, welche die Zahl der getödteten Feinde angeben. Unter den Weibern trifft man nicht selten anmuthige Gesichter mit regelmäßigen Zügen und großen lebhaften Augen, aber die von den dickbeschmierten Haaren über Gesicht, Brust und Nacken herabfließende, stinkende Butter beeinträchtigt nach europäischen Begriffen die Reize dieser Schönen auf das Widerwärtigste. Das abessinische Schammâ, von den Galla Uajâ genannt, ein etwa 5 m langes und 3 m breites Tuch, das bald mantelartig umgehängt, bald mit einem Gürtel als Obergewand getragen, beim Schlafen als Decke und manchmal auch als Vorhang benutzt wird, bildet den Hauptbestandtheil der männlichen Tracht; unter diesem Gewande, das er malerisch zu drapiren versteht, trägt der Soddo meist nur einen kurzen, an den Hüften durch einen Gürtel festgehaltenen Doppelschurz. Das weite abessinische Beinkleid kommt nur im Kriege oder bei einem langen Ritt in Anwendung. Nach einer seltsamen Sitte wird das Uajâ, das oft kunstvoll mit buntem Rande gewebt und äußerst kostbar ist, von den Vornehmen nur in Gebrauch genommen, nachdem es mehrmals mit Butter bestrichen und ganz damit durchtränkt ist. Je vornehmer der Träger ist, desto häufiger läßt er das neue Gewand salben, das dadurch nicht allein unansehnlich, schwer, schmutzig und stinkend wird, sondern auch eine gewisse lederartige Steifigkeit erhält, die dem Begriffe einer, bei den raschen Temperaturwechseln des Landes wohl wünschenswerthen, wärmenden Hülle nicht eben entspricht.

Wie alle nicht unter schoanischer Botmäßigkeit stehenden Galla leben auch die Soddo in einzelnen, von einander unabhängigen Stämmen oder Familienverbänden, die sich in mehr als einer Hinsicht mit den alten schottischen Clans vergleichen lassen. An der Spitze eines solchen Verbandes der oft zahlreichen Familien, die einen gemeinsamen Ursprung haben oder zu haben glauben, steht ein immer nur für eine bestimmte Anzahl von Jahren aus ihrem eigenen Kreise gewähltes Oberhaupt. In allgemeinen Stammesangelegenheiten, im Kriegsfalle, bei Einberufung von Versammlungen, Bestimmung und Anordnung der Feste und religiösen Ceremonien sind ihm sämmtliche Stammesangehörige zum Gehorsam verpflichtet; daneben aber bildet jede einzelne, aus drei und vier Generationen bestehende und mit den Dienern und Sklaven oft weit über 100 Personen umfassende Familie ein kleines, von dem ältesten Mitgliede patriarchalisch regiertes Reich für sich. Jede der von einer gemeinsamen Umzäunung eingeschlossenen Häusergruppen, die, manchmal bis 4 km voneinander entfernt, das „Dorf" eines Stammes bilden, beherbergt eine solche Familie, die, meist in vollständiger Eintracht lebend, in allen inneren Angelegenheiten allein die Autorität des Familienhauptes anerkennt.

In Galei, einem großen Dorfe, das die Reisenden am 13. Juli erreichten, widersetzten sich die Eingeborenen ihrem Weitermarsch so entschieden, daß selbst der durch allerhand Geschenke im Voraus gewonnene Häuptling sie nicht umzustimmen vermochte. Hatte die Expedition bisher, freilich für unerhörte Preise, immer noch den nothdürftigen Unterhalt für Menschen und Thiere erlangen können, so stießen sie jetzt hier zum ersten Male auf das offenkundige Bestreben, sie auszuhungern. Erst nach mehreren Tagen furchtbaren Mangels, die der Häuptling in seinem eigenen Interesse trefflich auszunutzen verstand, und nachdem er den anfangs verweigerten Revolver glücklich erhalten hatte, wurde durch eine von ihm ins Werk gesetzte, feierliche Beschwörung der Priester der Widerstand beseitigt und der Weg nach Toli, dem großen Markte des Soddolandes, freigegeben. Was die Reisenden bei dieser wie bei mancher späteren ähnlichen Gelegenheit über die religiösen Vorstellungen der Galla zu erfahren vermochten, ist etwa Folgendes:

Neben einem, Uaka oder Uakaju genannten höchsten Wesen nehmen die Galla noch das Dasein verschiedener anderer großer Götter an, welche die Allmacht des ersteren beschränken. Da ist zunächst Saitan, der Geist des Bösen, Borentitschâ, der specielle Beschützer des Gallavolkes, Atetê, der für die Vervielfältigung des Menschengeschlechtes und der Thiere sorgt, und deshalb von den Weibern besonders verehrt wird, und noch mehrere andere gleichen Ranges. Unter ihnen stehen wiederum 20 niedere Gottheiten und 44 ajanâ oder Schutzgeister für besondere Fälle, und, damit nicht genug, gilt überdies noch jede hervorragende Erscheinung in der Natur für ein göttliches Wesen. Sonne und Mond, große Berge und Flüsse und namentlich alte und hohe Bäume sind Gegenstände der Anbetung. Die heiligen Bäume oder Fati, die neben den Hütten der Häuptlinge stehen, sind an ihren unteren Zweigen meist dicht behängt mit Weihgeschenken aller Art: kleinen Eisenstäben, ledernen Riemen, Haarbüscheln, Stücken von Kürbissen oder Bananen u. s. w. In Kriegszeiten oder wenn es sich um Erflehung des Regens für die ausgedörrten Weideplätze handelt, werden unter allgemeinem Gebet von dazu bestimmten Priestern Thieropfer dargebracht; an gewissen Tagen im Jahre opfert auch jeder Familienvater seinem ajanâ oder Schutzgeiste ein Thier seiner Heerde. Neben den eigentlichen Priestern und einer Anzahl von Priesterinnen hat auch fast jeder Stamm seine Wahrsager, die hodâ, die in hohem Ansehen stehen. Sie sagen aus den Träumen die Zukunft vorher und werden in Krankheitsfällen zu Rathe gezogen. Durch aufregende Gesänge, Trommelschlagen und gewisse, an Mesmerismus erinnernde Manipulationen gelingt es ihnen gewöhnlich, den Kranken in Krämpfe und danach in einen halb bewußtlosen Zustand zu versetzen, in dem er zu Boden fallen und angeben soll, in welchem Theile seines Körpers die Krankheit zu suchen ist.

Die Mehrzahl der Galla betrachtet den selbstgewählten Stammeshäuptling zugleich als geistliches Oberhaupt; doch giebt es auch eine streng gesonderte Sekte, die, wenn auch in der Annahme und Anbetung der Götter mit jenen übereinstimmend, als ihr Oberhaupt einen gewaltigen „Zauberer", den Abba Mudâ (Vater der Salbung), verehrt, der im Lande Ualabri, im SO von Kambat, am Flusse Omo, wohnen soll. In gewissen Perioden werden von den Dschilla, den Anhängern dieser Sekte, Wallfahrten zu dem heiligen Manne unternommen, der diejenigen der frommen Pilger, die in ihrem Leben weder geraubt noch getödtet haben, noch jemals Sklaven gewesen sind, zu Priestern salbt. Unter den vielen Pflichten, die sie mit diesem Amte übernehmen, ist eine der wichtigsten die Bekämpfung und Ausrottung der Sidama, d. h. der abessinischen und anderen Christen. Die Wallfahrer, die zum Zeichen der Demuth in Weibertracht, nur mit einem Stabe ausgerüstet, gehen und die, um ihre friedliche Gesinnung darzuthun, ein Schaf vor ihrem Zuge hertreiben, kehren erst nach 10 oder 12 Monaten in die Heimath zurück. Unterwegs müssen sie sich jeder Fleischnahrung enthalten und stets unter freiem Himmel schlafen; zur Uebung der Geduld dürfen sie im Laufe eines Tages nie mehr als einen Fluß oder Bach überschreiten, was natürlich die Veranlassung zu vielen Aufenthalten giebt. Während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit aber dürfen ihre Weiber weder die Umfriedigung ihres Hauses verlassen, noch auch eine andere Speise zu sich nehmen, als in der Asche gebackenes Brot. Von den Abenteuern, welche die Pilger auf ihrem Wege zu bestehen haben, den Ueberfällen der wilden Arussi, deren Land sie durchziehen müssen, der wunderbaren Begleitung durch Schutzgeister in der Gestalt von Löwen und Leoparden, endlich von den Wundern, die sich in der Zaubergrotte des Abba Mudâ vorfinden und zutragen, werden natürlich die seltsamsten Fabeln und Märchen erzählt; trotz dieser kindischen Ausschmückungen aber dürfen diese Wallfahrten mit ihren strengen Gesetzen wohl als sehr bemerkenswerthe Kundgebungen einer gewissermaßen asketisch-idealen Geistesrichtung unter einem halbwilden Volke betrachtet werden.

In Toli, das etwa 25 km südwestlich von Galei in fruchtbarer, reich angebauter Gegend liegt, rief die Ankunft der Europäer eine ungeheure Aufregung hervor. Nur mit größter Mühe konnten sie, nach mehrstündigem Aufenthalte auf dem großartigen, von mindestens 4000 Menschen besuchten Markte, aus dem in immer neuem Ansturme sie umdrängenden Gewühl in ihr Lager zurückkehren. Ausnahmsweise war es hier aber nicht Feindseligkeit, sondern nur zudringliche Neugier, die sie belästigte. Augenscheinlich war noch nie zuvor ein Weißer hierhergekommen, und die seltsamen Erscheinungen mit den hellen Gesichtern und Händen und den fast am meisten angestaunten und betasteten Stiefeln an den Füßen wurden von der Mehrzahl der Leute für Wesen höherer Art gehalten. Während der Tage, die man hier verweilte, um einen abermaligen heftigen Fieberanfall Cecchi's vorübergehen zu lassen, wurde es in dem Zelte kaum einen Augenblick leer von Leuten, die um corretschâ, Medicinen oder Zaubermittel, bettelten, um damit Kranke zu heilen, ihre Weiber fruchtbar zu machen,

ihren Pferden Kraft und Ausdauer, ihren Kühen reichliche Milch zu geben u. s. w.; gelegentlich kam auch wohl einer, der ein Mittel verlangte, durch das er einem Feinde irgend einen Schaden anthun wollte.

Die klimatischen Verhältnisse des Soddolandes, das eine durchschnittliche Erhebung von 2500 m über dem Meere hat, scheinen im Großen und Ganzen mit denen des Hochlandes von Schoa übereinzustimmen. Wie dort, beginnt auch hier die Regenzeit um die Mitte des Juni und dauert bis zum September. Die mittlere Tagestemperatur beträgt in dieser Periode ungefähr 18° C.; der vorherrschende Wind ist ein mäßiger SW. Beim Aufgange der Sonne sind sämmtliche Gipfel der umliegenden Berge von einem dichten Nebel verhüllt, der sich häufig senkt und das ganze Land mehrere Stunden lang in einer Weise bedeckt, daß man sich an die Küste des Kanal la Manche versetzt glauben könnte. Gegen vier Uhr Nachmittags beginnt regelmäßig der von Gewittererscheinungen begleitete Platzregen, der bis gegen sieben Uhr anhält; meist klärt sich bei vollkommen stiller Luft der Himmel dann auf, oft aber geht auch der starke Regen in einen feinen, durchdringenden über, der manchmal bis zum Sonnenaufgang anhält.

Wenige Tagemärsche brachten die Reisenden von Toli bis **Hoho**, an der Grenze des Soddogebietes, wo der Westrand des Hochlandes zu einem breiten, vollständig unbewohnten und wüsten Thale abfällt, welches das sogenannte moggâ, d. h. das neutrale Gebiet zwischen den hier an einander grenzenden Ländern der Soddo-, Metscha-, Betscho- und Ketschu-Galla und zugleich, wie eben jedes moggâ, das Schlachtfeld bildet, auf dem diese Nachbarn sich zu bekämpfen pflegen. Hatte von Toli bis hierher das Land, durch welches der Weg führte, fast überall einem großen, von herrlichen Baumpartien durchsetzten Garten geglichen, so gelangte man jetzt, nach SW vorschreitend, in ein von dornigem Gestrüpp und Schlingpflanzen verwobenes Walddickicht, das sich in westlicher Richtung meilenweit hin erstrecken und von zahlreichen Löwen, Leoparden, Elephanten, Büffeln u. s. w. bevölkert sein soll. Auf schmalem, oft verwachsenem Pfade, bei strömendem Regen, gelangte man glücklich an die Grenze des kleinen Reiches **Kabjena**, dessen Beherrscher, Imam Omar Baksa, der Expedition eine gute Aufnahme in seinem Lande und Schutz für die Weiterreise zugesagt hatte.

Von den Söhnen des Imam in einem unweit der Grenze gelegenen Dorfe empfangen, passirte die Karawane zunächst auf einer zwischen Bäumstämmen künstlich angebrachten Brücke den 40 m breiten **Uabi**, einen Nebenfluß des mächtigen, bisher noch auf keiner Karte verzeichnet gewesenen **Gibjé**. In wenigen Stunden erreichte man dann **Modschér**, die unter 8° 17′ 39″ nördl. Br. und 37° 53′ 5″ östl. L., in einer Höhe von 2165 m über dem Meere belegene Haupt- und Residenzstadt des kaum 360 Quadratkilometer großen Reiches. Es war am 23. Juli, und die Reisenden rechneten bestimmt darauf, noch vor Ende des Monats ihren Weg nach Kaffa fortsetzen zu können. Leider aber machten sie diese Rechnung ohne ihren ränkevollen Wirth, den Imam, der sie durch tausend Betrügereien bis zum 30. September festzuhalten und eines großen Theils ihrer Habe zu berauben wußte. Es würde zu weit führen, hier das ganze Intriguenspiel, unter dem die Reisenden in jeder Weise zu leiden hatten, und das auch wieder nichts anderes bezweckte, als sie zur Herausgabe ihrer letzten Gewehre zu zwingen, eingehend schildern zu wollen. Unter dem Vorwande, ihnen die Erlaubniß der Könige von Dschimma und Limmu zum Passiren ihrer Reiche auswirken zu wollen, hielt dieser abenteuerliche Miniaturdespot die Reisenden in seinem Lande fest, bald ihnen schmeichelnd, wie geehrten Gästen, bald sie in vollster Ungnade wie Gefangene behandelnd; daß er dabei nicht ohne Erfolg beständig bemüht war, ihre Leute gegen sie aufzuhetzen, komplicirte die Sache noch in besonders unangenehmer Weise.

Das trotz seiner Kleinheit mächtige Reich **Kabjena** war zur Zeit der Anwesenheit der italienischen Expedition noch eine verhältnißmäßig neue Schöpfung. Kaum 10 oder 12 Jahre war es damals her, daß der heutige Imam, ein Guraghé vom Stamme der Tschaha, nach einem mißglückten Versuche, sich durch Gewalt zum Oberhaupte dieses Stammes zu machen, aus seiner Heimath fliehen mußte. Von einigen Parteigängern begleitet, ließ er sich in dem damals noch unbewohnten Waldgebiete des heutigen Kabjena nieder und begann von hieraus mit den benachbarten Stämmen Handel zu treiben. Der Ort, den er als Markt gewählt hatte, das jetzige Modschér, mußte eine für den Verkehr trefflich geeignete Lage haben. Die Kolonie kam bald ins Gedeihen, und es währte auch nicht lange, so vermehrten sich die Unterthanen ihres Begründers durch Abenteurer aller Art, entlaufene Sklaven und Verbrecher, die von allen Seiten hier zusammenströmten. Um sich für den besonders einträglichen Handelsverkehr mit den Königreichen Dschimma und Limmu gewisse Erleichterungen zu verschaffen, nahm er schon im nächsten Jahre die mohammedanische Religion an, verlangte von allen seinen Unterthanen, daß sie seinem Beispiele folgten, und herrschte seitdem unter dem Namen Omar Baksa als zugleich geistlicher und weltlicher Fürst über Kabjena. Durch arabische Händler in den Besitz einiger Feuerwaffen gelangt, unternahm er dann mit einer kleinen Schaar von Reitern und Bewaffneten mehrere erfolgreiche Streifzüge durch die Gebiete einiger benachbarter Stämme, aus denen er neben dem Rufe großer Tapferkeit auch eine außerordentlich reiche Beute heimbrachte. Der Sklavenhandel, der damals, wie heute noch, in Modschér blühte, vergrößerte seinen Reichthum. Zu jener Zeit ließ er die geräumigen Hütten errichten, die, mit dem pomphaften Namen Moscheen belegt, zu jeder Tages- und Nachtzeit ganze Schaaren von Gläubigen in sich vereinten, welche abwechselnd aßen, tranken, schliefen, Loblieder für Allah und seinen Propheten sangen und ihr Geheul mit Trommelschlag begleiteten. Alle Knaben von sechs oder sieben Jahren an mußten in bestimmten Moscheen im Schreiben unterrichtet werden und den Koran auswendig lernen. Die Lehrer, die Omar Baksa hierfür anstellte, waren meist arabische Kaufleute, doch befand sich, während Cecchi's Anwesenheit in Kabjena, auch ein Afar unter ihnen.

Diese Glanzzeit der vollständigen Unabhängigkeit des kleinen Reiches währte nicht lange. Die häufigen Streifzüge der Schoaner gegen die Galla dehnten sich gelegentlich bis an die Grenzen von Kabjena aus. Dadurch beunruhigt und bedroht, beeilte sich Omar Baksa, sich als getreuen Vasallen des Königs von Schoa zu erklären und seinen reichen Tribut selbst nach Litsche zu bringen. Der dabei gemachte Vorschlag eines gemeinsamen Raubzuges in das reiche Land der Guraghé fand bei Menilek die beste Aufnahme; im folgenden Jahre, 1876, verwüstete ein ungeheures schoanisches Heer, von Omar Baksa angeführt, jenes blühende Land. Tausende der Bewohner wurden niedergemetzelt, Tausende als Sklaven fortgeführt; die wenigen, die zurückblieben, sahen sich aller ihrer Habe beraubt inmitten einer Wüste.

Die Stadt Modschér besteht heute aus einigen Hundert geräumigen Hütten, deren jede von einer ausgedehnten Bananenpflanzung und einem Stück gartenartig bebauten Landes umgeben ist, auf dem allerhand Gemüse, namentlich eine Art hochwachsenden Kohles, gezogen wird. In der

Umgebung der Stadt sieht man es dem Lande noch überall an, daß es vor kurzer Zeit erst dem Walde abgewonnen worden ist; kleine, mit Durrha bestellte Felder sind Alles, was sich hier von Bodenkultur zeigt. Die fünf oder sechs, von einer kunstvoll geschnitzten Einzäunung umgebenen Hütten in denen der Imam mit seinen Weibern und den höchsten Beamten wohnt, übertreffen nach Cecchi's Schilderung selbst die Behausung Menilek's. Aus Oliven- und Cypressenholz zusammengefügt, von cylindrischer Form, mit einem Durchmesser von 7 bis 8 m, haben sie ein rundum weit vorspringendes conisches Dach, das Regen und Feuchtigkeit trefflich abhält. Die schöne, oft noch mit einem zierlichen Netzwerk, von Metallfäden überzogene Täfelung der inneren Wände, der blanke Estrich des Fußbodens, und vor allen Dingen die Reinlichkeit, die in den Häusern herrscht, müssen auf Jeden, der aus Abessinien, aus den Somali- und Gallaländern kommt, den überraschendsten Eindruck machen.

Der große Markt, der wenige Tage nach der Ankunft der Reisenden stattfand, wurde außerhalb der Stadt, auf einem rings von kleinen Hütten umgebenen weiten Platze abgehalten. Die zum Verkauf gebrachten Artikel waren ungefähr dieselben, wie schon in Toli. Butter, Tabak, Durrha und Gerste, Bananenteig, Stricke aus Pflanzenfasern, Sonnenschirme aus Bananenblättern, Hühner und Eier wurden von den Weibern der Guraghé feilgeboten. Die Männer brachten Rinder und Schafe, wenige Pferde, Elfenbein, Kaffee, das beliebte, dem indischen Kardamom verwandte Gewürz corarimâ, getrocknete Häute und endlich Sklaven und immer wieder Sklaven zum Verkauf. Es wurde hier allein mit Kupferstücken, Salzprismen und einer bestimmten Art von Glasperlen bezahlt; die Silberthaler, welche die Reisenden gegen die landesübliche Münze umwechseln wollten, wurden ihnen selbst von den in Modschér ansässigen arabischen Händlern nicht abgenommen.

Unter den verschiedenen Bevölkerungstypen, welche Cecchi in dieser aus Nah und Fern zusammengeströmten Menge studiren konnte, fielen ihm am meisten und als von allen anderen durchaus abweichend die besonders zahlreich vertretenen Guraghé auf. Von mittlerer Statur und gelblicher, oft scheinbar krankhaft bleicher Gesichtsfarbe, zeigen sie in allen Einzelheiten der Gesichtsbildung den reinen, unverkennbaren semitischen Typus. Der schnarrende Ton der Stimme, das eigenartige Lispeln beim Sprechen, die ganze Art ihres Auftretens und endlich gewisse Charakterzüge ließen Cecchi immer wieder an den römischen Ghetto und an den Markt in Aden denken, wo die semitischen Eigenschaften der Schlauheit, Gewinnsucht und des ausgebildetsten Handelsgeistes ihm stets am auffallendsten entgegengetreten waren. Daß bei den Guraghé aber neben diesen Eigenschaften auch das Gefühl der Dankbarkeit in wünschenswerther Weise vorhanden war, sollten die Reisenden selbst erfahren, als sie sich beim Verlassen des Marktes plötzlich von einer großen Schaar von Tschaha-Guraghé umringt sahen, die mit Gesängen, Tänzen und Freudengeschrei sie nach Modschér zurückgeleiteten, um dort die ganze Nacht hindurch diese Huldigungen vor der Hütte der Fremden fortzusetzen. Die Veranlassung zu dieser gutgemeinten Ovation hatte eine der von Antinori freigelassenen und in ihre Heimath zurückgesandten Sklavinnen gegeben, die, als Verkäuferin auf den Markt gekommen, in den beiden Europäern ihre Beschützer wiedererkannt und diese Entdeckung den in großer Menge anwesenden Stammesgenossen sogleich mitgetheilt hatte.

Um die qualvoll langen Tage des Wartens nach Möglichkeit auszunutzen, unternahmen die Reisenden häufig Ausflüge zur wissenschaftlichen Aufnahme der Umgegend. Leider konnten sie bei den schwierigen Verhältnissen, in denen sie sich befanden, sich nie auf länger als einen Tag von Modschér und ihrem Gepäck entfernen. So beschlossen sie denn, um von dem südlich von Kabjena sich ausdehnenden großen Gebiete der Guraghé wenigstens etwas kennen zu lernen, sich für einige Wochen von einander zu trennen. Cecchi blieb in Modschér zurück, während Chiarini, von einigen Dienern begleitet, am 15. September seine Reise antrat.

Das im W vom Ghibjé, im O vom Uairâ begrenzte Land der Guraghé, an das sich nach S das Königreich Cambat anschließt, hat nach Chiarini's Annahme eine Ausdehnung von etwa 4000 Quadratkilometern. Es ist ein ziemlich einförmiges, aber von zahlreichen Wasserläufen durchschnittenes Hochland, auf dem als fast ausschließliche Kulturpflanze die Banane üppig gedeiht. Unter den Bäumen tritt häufig die Dattelpalme auf, deren hier im September reifende Früchte den Eingeborenen die einzige Abwechselung in der beständigen Bananenkost liefern. Schöne Cypressen, Erica arborea, und Cassia waren ebenfalls in den Gehölzen vielfach vertreten. Seit dem Raubkriege der Schoaner und des Imam von Kabjena hatte das Land sich noch nicht wieder erholt. Weite Strecken waren vollkommen unbewohnt; die gesammte Bevölkerung des großen, fruchtbaren Gebietes sollte jetzt etwa aus 40 000 Seelen bestehen, d. h. aus ungefähr einem Viertel der früheren Zahl. Merkwürdiger Weise bekennt sich das seit lange zwischen heidnischen und mohammedanischen Nachbarn eingeschlossene Volk noch heute, wie die Abessinier, zu dem alten monophysitischen Christenthum des Frumentius. Dieselben Entstellungen und Auswüchse der ursprünglichen Lehre finden sich hier wie dort. Auch die meist in dichten Sykomorenhainen stehenden Kirchen der Guraghé zeigen ganz die nämliche Bauart und Einrichtung mit den vier, ein Kreuz bildenden Thüren, wie die abessinischen. Eine weitere Uebereinstimmung findet sich ferner in dem Titel Negus, den die Oberhäupter der zahlreichen Guraghéstämme führen: freilich nur in dem Titel; denn in ihrer Stellung dem Volke gegenüber gleichen sie eher den Stammeshäuptlingen der Galla als den abessinischen Herrschern.

Die Kolanuß.

Von **M. Eckardt.**

Unter den zahlreichen Handelsartikeln der Bewohner Westafrikas nimmt die Kola-, auch Guro- oder Ombeme-Nuß genannt, einen hervorragenden Platz ein. Seltsamer Weise ist derselben, resp. deren Verwendbarkeit in Europa, bisher wenig Beachtung geschenkt worden, weshalb denn auch bis jetzt keinerlei Import derselben stattgefunden hat, obschon die Frucht sicher dereinst von Bedeutung für den Welthandel werden wird.

Schon vor einigen Jahren wurde von Herrn John Hertz ausführlicher über die Kola berichtet („Mittheil. d. Geogr. Gesellschaft“ zu Hamburg, 1882), inzwischen sind aber mehrfach neue Beobachtungen gemacht worden, die ebenso auch neue Perspektiven für die Verwerthung derselben eröffnen. Auch in dem Folgenden werden einige weitere Beiträge gegeben; selbstverständlich muß jedoch auch das bisher Bekannte kurz wiederholt werden.

Die rothe Kolanuß ist die Frucht eines schönen, 10 bis 12 m hohen Baumes, einer Sterculia, des Stinkbaumes, der im Aeußeren unserem Kastanienbaume etwas ähnlich sieht, und fast an der ganzen Westküste Afrikas, vom Senegal bis nach Angola hinunter, gefunden wird, vorwiegend jedoch in Sierra Leone, Liberia, in den Flußgebieten des Nuñez und Geba, in Aschanti und dem Quellgebiete des Niger; durchschnittlich scheint seine Verbreitung nicht über 150 bis 200 engl. Meilen von der Küste aus landeinwärts zu gehen. Im Osten erwähnt Schweinfurth sein Vorkommen im Monbuttulande und nördlich davon bis ca. 5° nördl. Br. Buchner traf ihn in Muata-Jamvo's Reiche, v. Francois am Kassai u. s. w. Er liebt feuchtheißes Küstenklima, Länder, die nicht mehr als 200 bis 300 m über dem Meere liegen; im Alter von 10 Jahren giebt er eine überaus reiche Ernte, gegen 120 engl. Pfund, und da er meistens zweimal im Jahre blüht, kommt es vor, daß Früchte und Blüthen zu gleicher Zeit auftreten. Jeder Blüthe folgen bis zu fünf Schoten. Diese Schote, resp. Hülse, im frischen Zustande von gelbbrauner Farbe und etwa 10 cm groß, enthält in ihrem Inneren 2 bis 10 Stück, in Größe und Farbe der Kastanie ähnliche Nüsse, deren zwei- bis dreitheiliger Kern von weißer oder rosarother Farbe ist. Letztere, die rothe Kolanuß (Sterculia acuminata), ist bei den Eingeborenen die beliebtere. Die Sterculia macrocarpa, die weiße Nuß, ist zwar häufiger, jedoch kleiner und in Bezug auf ihre innere Beschaffenheit und ihren Nährwerth durchaus nicht mit der rothen gleichzustellen. An der Goldküste heißt der Baum Bisé, mit einem Zusatze, der der Art gilt. Sua bisé ist die weiße „Affenkolanuß“, die dort sehr häufig ist und zur Erzeugung eines Oels dient, das die Eingeborenen zu verschiedenen Zwecken benutzen.

Die echte Kolanuß wird in Stücke geschnitten und gekaut, ihr Geschmack ist anfänglich bitter, hinterläßt jedoch einen süßlichen Nachgeschmack. Bei dem Mangel an Thee und Kaffee in jenen Ländern und dem doch vorhandenen Bedürfniß nach anregenden Mitteln spielt dieser Luxusartikel natürlich eine große Rolle, so daß jährlich viele Millionen Nüsse in den Handel gebracht werden, die bei dem verhältnißmäßig sehr hohen Preise eine bedeutende Werthsumme repräsentiren und den Händlern oft einen großen Gewinn abwerfen, da die Einkaufspreise in den Produktionsländern wesentlich von den Verkaufspreisen in Kano, Timbuktu, Sokoto u. s. w. abweichen. Von diesen Stapelplätzen aus, deren Zufuhr ganz bedeutend ist, — in Kano allein kommen alljährlich etwa 500 Esellasten von je 500 bis 600 Nüssen an, — werden die Nüsse dann neben den beiden anderen Haupt-Handelsartikeln, Gold und Salz, weiter verbreitet. Je weiter im Inlande, je schwieriger also der Transport, desto werthvoller die Nuß, desto größer die Anstrengung, das kostbare Genußmittel zu erwerben. Verhinderten gar Mißwachs oder Krieg jegliche Zufuhr, so wird Alles daran gesetzt, sich des Leckerbissens zu bemächtigen. Nachtigal erwähnt, daß es in Kano durchaus nicht selten ist, daß der Kanuri zu diesem Zweck sein Pferd oder seine Bett-Sklavin, also seine größten Schätze, dafür verkauft. Rohlfs erwähnt, daß, nachdem in Kuka die Karawanen längere Zeit ausgeblieben waren, für eine Nuß 1000 Kauris (4000 Kauris = 1 Maria-Theresia-Thaler) gezahlt wurden.

Der Handel mit diesen Nüssen ist ein sehr alter, denn schon 1591 erwähnt desselben ein Autor Namens Clusius (Exoticor. lib. III, Cap. 7, p. 65, mit Abb.) und 1727 berichten Prevost und La Harpe in der Histoire générale des voyages über diesen Konsumartikel bei den Negern von Sierra Leone wie folgt: „Diese Frucht ersetzt die Scheidemünze und das Land kennt keinen anderen derartigen Tauschartikel. Man schätzt sie bei den Negern so hoch, daß 10 Stück ein des größten Königs würdiges Geschenk zu nennen sind. Nachdem man davon gegessen hat, schmeckt das gewöhnlichste Wasser wie Weißwein mit Zucker versetzt; sogar der Tabak nimmt ein eigenthümliches Aroma an!“ Weitere Aufschlüsse gab Palisot-Beauvois in seiner Flore d'Oware; er sagt: „Nach meiner Erfahrung essen die Neger von Oware die Samen der Kola wegen der merkwürdigen Eigenschaft, daß, wenn man davon gekaut hat, man alle Speisen und Getränke wohlschmeckend findet. Wenn man vor dem Genusse von schlechtem, salzigem Wasser ein Stück Kolanuß kaut, so nimmt das Wasser im Munde einen angenehmen, erfrischenden Geschmack an. Natürlich dauert die Wirkung nur so lange, als der Mund mit dem Magma ausgekleistert ist.“

Diese Eigenschaft, daß sie den Geschmack des Wassers verbessert, bestätigt auch u. a. H. Zohlenhofer im Archiv f. Pharmacie 1884, der Wasser, das mehrere Tage im Zimmer gestanden hatte, nach dem Genusse eines Stückchens Kola so erfrischend wie das beste Quellwasser fand. Lenz erwähnt in seinem Reisewerke „Timbuktu“, daß nicht nur die Eingeborenen, sondern auch zahlreiche in jenen Ländern lebende Europäer die Kolanuß hoch schätzen und sich an den Genuß derselben bald gewöhnen. Für Solche, welche längere Zeit Reisen durch wenig oder gar nicht bevölkerte Gegenden machen, ist die Kolanuß sehr werthvoll, da sie satt macht und die Lebensgeister anregt, wie das ja auch z. B. von dem lange nicht genügend gewürdigten Reiseproviant, der Chokolade, gilt. Diese anregende Eigenschaft erklärt sich aus dem Gehalte an Theïn und Theobromin. Außerdem ist sie bei den Negern ein bewährtes Mittel gegen Unterleibskrankheiten, Durchfall u. s. w.; auf den Magen wirkt sie stärkend. Die Kola dient ferner als Liebesmittel; ihr Einfluß auf den Geschlechtstrieb soll nicht unwesentlich sein. Auch bei den nächtlichen Festen der Neger trägt sie dazu bei, die Theilnehmer wach zu halten. Güßfeldt hielt sich während seines Aufenthaltes in Afrika, als Chef der Loango-Expedition, bei anstrengenden, erschöpfenden Märschen zuweilen tagelang ausschließlich durch den Genuß der Kola aufrecht, die er nebst einem Stückchen rohen Ingwer kaute; letzterer übt bekanntlich eine erwärmende Wirkung auf den Magen aus.

Bei längerem Genuß färben sich die Lippen roth; irgend welche nachtheilige Folgen auf den Organismus äußern sich nicht.

Bei dem Werthe und den Eigenschaften, den die Kola besitzt, ist es nicht zu verwundern, daß sie im Sudan, Senegambien u. s. w. im Verkehre mit den Eingeborenen eine große Rolle spielt. Sie dient zu Gastgeschenken, bei Ceremonien u. s. w. Freunde, die von einander scheiden, essen erst noch eine Kolanuß. Beim Schwur beobachtete Zweiffel (Voyage aux sources du Niger), daß die rechte Hand auf eine Kolanuß gelegt und dann von derselben gegessen wurde. Wird dem Fremden bei seiner Ankunft in einem Orte im Gespräche mit den Bewohnern eine Kolanuß geboten, dann kann er für seine Sicherheit ziemlich

ruhig sein. Bei allen Zeichen des Wohlwollens wird die weiße Nuß gegeben; mit der rothen verbindet man den entgegengesetzten Sinn, den des Uebelwollens, der Ablehnung, der Kriegserklärung. Besitzt man nur rothe, so bittet man, sie als weiße anzusehen.

Afrika selbst ist vorläufig der Hauptkonsument dieses Genußmittels; ziemliche Mengen werden jedoch auch alljährlich nach Brasilien, Westindien u. s. w. exportirt, wo sie von den afrikanischen Negern begierig gekauft werden; insbesondere geschieht das von Porto Novo (Dahome) und Ambrizette (südlich von der Congomündung) aus.

Sierra Leone ist ein Haupthandelsplatz für die Kola. In der Zeit nach der Ernte im Januar nehmen die von hier nach den Häfen Senegambiens, namentlich Bathurst, gehenden Dampfer ganze Deckladungen von in großen Bastkörben verpackten Kolanüssen mit, die von den Mandingohändlern als Deckspassagiere begleitet werden. Bei allen sind die Keime sorgfältig herausgeschnitten, um zu verhindern, daß sie in Senegambien angepflanzt werden. 45 kg der Frucht, denn in Sierra Leone werden sie nach dem Gewichte verkauft, kosten je nach der Saison und Nachfrage 50 bis 150 Francs. Schon in Gorée steigt der Werth der von Sierra Leone dorthin gebrachten frischen Nüsse um 50 Proc., und je weiter nach dem Inneren, desto bedeutender der Werth. Von den Küstenländern Futa-Djallon, Koranko, Timisso, Sangara und dem Domar Busie-Lande, wo sie, speciell die weißen, massenhaft wild wachsen (zwischen den Flüssen Rio Grande und St. Paul), werden sie von den Mandingo gegen Salz, Native — Baumwollenstoffen ꝛc. eingetauscht und auf den Köpfen ihrer Sklaven in Lasten von 3500 Stück auf die Märkte von Kankan, Sambatikila, Timé und Tangrera gebracht, wo ein Marktzoll von 20 Kolas per Last erhoben wird. Dort werden sie von Händlern aus Yamina, Segu und Djenne am oberen Niger gegen von da mitgebrachtes Salz und Baumwollenstoffe eingetauscht. Dieses Salz, in Stücken von 10 Zoll Länge bei 3 Zoll Breite und Dicke, stammt aus Taudeni in der Sahara, nördlich von Timbuktu und Arauan, während die in den genannten Nigerstädten zu Stoffen verarbeitete rohe Baumwolle von den Bambarres an der Nordwestseite des Niger producirt und in jene Städte gebracht wird. Die beste Versandtzeit fällt in die Frühlingsmonate, die Zeit der Reife der Nüsse. Bei dem Transporte während der heißen Monate müssen die Nüsse des Oefteren aus ihrer Umhüllung genommen werden, strenge ausgesucht, die schadhaften entfernt, die anderen gezählt, abgewaschen und wieder in frische, angefeuchtete Blätter gelegt werden. Geschieht dies monatlich mindestens einmal, so kann man sie 8 bis 10 Monate frisch erhalten und versenden. Die Art der ersten Verpackung seitens der Händler der Küste ist folgende: Zuerst werden die Samen völlig vom Gehäuse getrennt und in große Blätter gewickelt, dann in Körbe, nagha genannt, verpackt, die aus vier mit gegerbter Ochsenhaut bezogenen Holzstäben zusammengesetzt werden. Ist der Behälter gefüllt, so wird auf die Nüsse ein vierfach zusammengelegter Sack, „gherara“, gelegt, den man mit einer Schnur an den vier Holzstäben befestigt.

Von Djenne und Segu werden die Kolas dann in Nigerbarken nach Timbuktu gebracht und zwar kommen hierher nicht nur die weißen (vorwiegend von Tangrera), sondern besonders auch die werthvolleren rothen, die besonders von Selgha (Salaga), der bekannten, am Volta-Flusse gelegenen Stadt, kommen. Barth erwähnt, daß man in Timbuktu drei Arten der weißen Nuß unterscheide, je nach der Jahreszeit, in der man sie sammelt: die Tino-uro, die Siga und die Fara-Fara, von der rothen gar vier, nämlich die beste, gurije genannt, dann marsakatu, sara-n-waga und menu. Zu seiner Zeit schwankte der Preis einer Nuß zwischen 10 bis 100 Schnecken, je nach der Größe und Güte; Lenz bezahlte nie unter 100 Kauris für dieselben. In dem Hauptmarktplatze des früher bis dorthin ausgedehnten Aschanti-Reiches, Selgha, das nach der Züchtigung durch die Engländer sich von dem blutgierigen Herrscher fast losgemacht und wesentlich an Bedeutung gewonnen hat, kommen die Händler aus Bornu, Haussa, Mossi, Yoruba, Timbuktu, ja auch aus Marocco mit großen Karawanen zusammen, um in den dortigen reichen Bazars alle Arten einheimischer und europäischer Artikel einzutauschen. Vorwiegend versorgen sie sich hier jedoch mit Kolanüssen, die Ende der 70er Jahre mit 12 000 Kauris pro Last (28 Francs an Werth) bezahlt wurden. Neben den Kauris kursirt dort übrigens Geld aus allen europäischen Ländern, u. a. auch preußische Thaler. Von dem rechtzeitigen und genügenden Eintreffen der rothen Kolanüsse aus Aschanti resp. dem Hinterlande von Accra, ferner hinreichenden Transportmitteln, hier Eseln (ein Esel kostet in Selgha 15 000 Kauris oder 35 Francs, in Haussa nur 5000 Kauris, derselbe trägt eine Last von 6000 Nüssen oder 200 Pfund), und dem Zustande der Wege resp. den politischen Verhältnissen hängt natürlich Alles ab.

Von Selgha werden die Nüsse nun theils durch die Mossihändler über Yendi und Kulfela nach Sinder, Gagho und Timbuktu am Niger gebracht, theils von den Haussa-Händlern nach Sokoto, Kano und Bornu, von wo sie über Kuka weiter nach Norden gelangen, sogar bis Fezzan, wo Rohlfs noch in Murzuk von einem Tibbufürsten mit frischer Guronuß bewirthet ward, dort eine große Seltenheit, da sie dort fast nur in trockenem Zustande vorkommt und dann ebenfalls Kola heißt. Weiter nach Norden scheint sie nicht gebracht zu werden, ebenso nicht weiter östlich der Straße Kuka-Murzuk. In Wadai ist sie ebenfalls nicht angetroffen worden, dagegen in Baghirmi, hier jedoch die geringere, aus Adamana kommende gelbe Nuß. Schweinfurth fand sie, wie erwähnt, bei den Monbuttu, wo sie in den Pausen beim Rauchen gekaut wurde. Vielleicht steht der Verbreitung nach Norden die trockene Hitze der Sahara im Wege.

Erwähnt sei hier, daß die Nuß in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen besitzt, südlich vom Niger und Benuë Kola, in Segu, Timbuktu, den Haussa-Staaten, Bornu und nördlich davon Goro oder Guro, wenn sie in frischem Zustande, Kola oder Kauda, wenn sie getrocknet ist, am Kuilu likandi-likasu, im Reiche des Muatiamwo und bei den Ambakisten (den Eingeborenen Angolas) im Sing. di-geß, Plur. ma-geß, bei den Niam-Niam Ꞩono, in der Mandingosprache Urau.

In Kuka werden die rothen Nüsse schon pro 100 mit 2 bis 10 Maria-Theresia-Thalern, à 4000 Kauris, bezahlt, also das Stück mit 240 Kauris. Die weißen Nüsse sind in den Hafenplätzen der Küste billig; für einen Dollar erhält man ca. 3000 Stück, die rothen kosten dort etwa das Fünffache.

Erwähnt sei hier noch, daß die Nachfrage in Afrika eine steigende ist; nach den Berichten des englischen Konsulats betrug die jährliche Einfuhr in Gambia 1860 etwa 150 000 englische Pfund, 1870 schon 416 000 und 1879 stieg sie bis auf 743 000 Pfund. Was die Stellung resp. den Werth der Kolanuß als Nahrungsmittel anlangt, so steht sie etwa zwischen Kaffee und Kakao. Die Analysen zeigen, daß sie mehr Theïn als die besten Kaffeesorten enthält und zwar in freiem, nicht wie beim Kaffee, mit einer organischen Base gebundenem Zustande, ferner ein nicht unbedeutendes Quantum Theobromin, das Alkaloid des

Kakao und der Glykose, das die Wirkung des Kaffeïn verstärkt, und daß sie dreimal mehr Stärke als der Kakao enthält, ferner wenig Fette, worin sie sich wesentlich vom Kakao unterscheidet, und eine Art Tannin, das sich in seiner Zusammensetzung der Kaffeetanninsäure nähert. Schließlich besitzt sie einen harzähnlichen braunen Farbstoff in den äußeren Zellreihen der Fruchtgehäuse, der dem von Payen kakaoroth genannten ähnelt. Nach den Untersuchungen eines englischen Chemikers (vergl. Semler, Tropische Agrikultur, I.) ist die Analyse die folgende:

Wasser	13,65	Proc.
Theïn	2,13	„
Eiweißstoffe	6,33	„
Stärke	42,00	„
Gummi und Zucker	10,67	„
Fettes Oel	1,52	„
Rohfaser	20,00	„
Asche (nähere Zusammensetzung wäre erwünscht)	3,20	„
Verlust	0,50	„
	100,00	Proc.

Selbst bei verdorbenem Samen fanden sich noch 2,2 Proc. Coffeïn, so daß dieser Stoff durch Schimmeln oder Fäulniß keine Zersetzung erleidet. Prof. Dr. Sadebeck, Direktor des botanischen Museums zu Hamburg, hatte die Güte, mir folgende Analyse mitzutheilen:

Wasser	11,909	Proc.
Proteïnstoffe	6,761	„
Fett	0,585	„
Theobromin	0,023	„
Coffeïn	2,348	„
Zucker	2,875	„
Stärke	33,754	„
Gummi	3,040	„
Cellulose	29,831	„
Farbstoffe	2,561	„
Kolaroth	1,290	„
Tannin	1,618	„
Asche	3,395	„

Es liegt immerhin nahe, daß die Kolanuß, vielleicht mit Beimischung von etwas Kakao, sich zu einer ordinären Chokolade verarbeiten läßt; jedenfalls eignet sie sich hierzu besser, als die häufig gebrauchten Erdnüsse.

Auch in der Arzneikunde ist die Kola zur Anwendung gekommen. Der französische Arzt Monnet bezeichnet sie, nach langen Beobachtungen in der Praxis, wegen des in ihr enthaltenen Coffeïns als vorzügliches Tonikum für das Herz, dessen Kraft es hebt, seine Schläge vermehrt. Auch die Pulsationen werden regulirt, gleichmäßige und kräftige Bewegungen erzielt. Bei Herzkrankheiten mit Hydrops ist dieselbe daher mit Nutzen anzuwenden; ebenso auch bei Anämien, in chronischen Schwächezuständen und besonders für Rekonvalescenten nach schweren Krankheiten. Von wohlthätigem Einfluß ist sie ferner auf den Magen, der oft hartnäckige Ekel vor Speisen wird gehoben, die Verdauung geregelt und schließlich ist sie als ein Antidiarrhoicum zu bezeichnen (Bullet. génér. de Thérapeutique, 1885, Janv. 15). Die Präparate, die für diese Zwecke hauptsächlich gebraucht werden, sind u. a. das Fluid-Extrakt (von dem Dresdener Hause Gehe hergestellt) und ein spirituöser Extrakt.

Schon vor einigen Jahren wurde die Gartenverwaltung von Kew in England veranlaßt, in ihren Gewächshäusern Versuche mit der Züchtung der Kola zu machen und zwar mit großem Erfolge, so daß bereits Pflanzenmaterial an die botanischen Gärten von Calcutta, Cambridge (Nordamerika), Ceylon, Demerara, Mauritius, Sydney und Zanzibar abgegeben werden konnte.

Es würde sich sicher bezahlt machen, wie vom Kaffee und Kakao, so auch Stinkbaumplantagen anzulegen; Afrika bietet ein sicheres Absatzfeld und in Europa und Nordamerika ließe die Frucht sich in der Form und Verarbeitung von Chokolade leicht einführen. Müssen wir ein Reizmittel haben, so sollten wir doch denen den Vorzug geben, die zugleich Nährmittel sind, wie das hier der Fall ist.

Nähere Erfahrungen müssen wir jedoch zuvor noch sammeln, namentlich über die zweckmäßigste Art der Kultur u. dergl. Afrika bietet dem Europäer in jeder Hinsicht noch viel des Unbekannten, und noch vieles Neue wird durch seine Erschließung dem Handel zugeführt werden; hoffen wir, daß sich darunter auch bald die Kola befinde, daß ihre Bedeutung erkannt und verwerthet werde.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Sektion Breslau des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins stellt aus Anlaß der Feier ihres zehnjährigen Bestehens folgende Preisaufgabe: Die Vergletscherung der Oesterreichischen Alpenländer. Es wird erwartet eine genaue, durch Karten und Profile belegte Feststellung der Ausdehnung der diluvialen Eisströme und eine Untersuchung ihrer Wirkungen auf die Gestaltung der Erdoberfläche mit besonderer Rücksicht auf die allgemeinen Probleme, welche gegenwärtig die Glacialgeologie beschäftigen. Der Preis beträgt 3000 Mk.; die deutsch abgefaßten Bearbeitungen sind bis zum 1. Mai 1890 an den ersten Vorsitzenden der Sektion Breslau einzusenden; Preisrichter sind die Professoren Zittel in München, Hann in Wien und Partsch in Breslau. Weiteres finden Interessenten in den Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1887, Nr. 7. (München 1. April.)

— Alexander Ziegler, Reiseschriftsteller, geboren 20. Januar 1822 zu Ruhla in Thüringen, starb 8. April 1887 in Wiesbaden. Er studirte in Jena, bereiste 1846—47 Nordamerika und Westindien, später Spanien, den Orient, Nordafrika und Nordeuropa; zuletzt lebte er, vielfach gemeinnützig thätig, in seinem Geburtsorte. Von seinen Schriften nennen wir „Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien“ (Leipzig, 1848); „Reise in Spanien“ (Leipzig, 1852); „Neuestes Reisehandbuch für Thüringen“ (1864 und 1871).

Asien.

— Jerusalem erweitert sich nach der „Warte des Tempels“ (1887, Nr. 15) mehr und mehr nach Westen; der Höhenzug, welcher vom Jaffathore aus in dieser Richtung zieht, bedeckt sich mehr und mehr mit Neubauten, welche schon jetzt einen größeren Raum einnehmen als die alte Stadt innerhalb

der Stadtmauern. Dort wurde auch am 29. Juni v. J. der Grundstein zu einer abessinischen Kirche gelegt, welche Kaiser Johannes selbst bauen läßt. Die Abessinier glauben nämlich, daß sie und die Russen allein den reinen wahren Glauben der christlichen Religion besitzen und deshalb schließlich die Erde beherrschen werden. In der Ebene Saron werden die Heere der beiden Reiche sich vereinigen, die beiden Kaiser mit einander das Abendmahl nehmen und dann die Welt unter sich theilen, um sie dem wahren Glauben unterthan zu machen. Um seinen Plan auszuführen, sandte Johannes den Priester Wold es-Somajat (Sohn der Himmel) mit einer schönen Summe Geldes ab; derselbe wußte sich rasch in Konstantinopel die Bauerlaubniß zu verschaffen und entwarf den Plan zu der Kirche mit Hilfe des Baurathes Schick; dieselbe wird ein Rundbau mit drei Thüren und soll genau den Kirchen in Abessinien selbst entsprechen, auch in der Ausmalung, welche abessinische Künstler besorgen. Auch ein Bau für die Priester, deren mindestens fünf erforderlich sind, für Mönche und Pilger, Kirchensänger, Gehilfen u. s. w. wird errichtet, und zum Unterhalte dieser ganzen Kolonie hat Johannes die Einkünfte einer großen Provinz seines Reiches bestimmt. — Uebrigens hat sich Wold es-Somajat wegen Ausbleibens der Gelder kürzlich zu einer Reise nach der Heimath entschließen müssen, und er ist es wahrscheinlich, den die Italiener in Massauah verhafteten, um ihn als Geißel behufs Auslieferung des gefangenen Savoiroux zu verwerthen.

— In einer Zuschrift vom 2. April an die „Times" macht Prof. Vambéry die Mittheilung, daß die russische Regierung im Begriff stehe, auf Antrag des Generals Rosenbach den Sitz des Generalgouverneurs von Turkestan von Taschkend südwärts nach Samarkand zu verlegen. Der Zweck dieser Maßregel sei, die längst geplante Annektion Bucharas zu erleichtern und durchzuführen und die russischen Vorposten bis Tschardschui und Kilif vorzuschieben, worauf das altbekannte Intriguenspiel in Afghanistan seinen Anfang nehmen soll.

— In der Sitzung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg am 20. Januar machte N. A. Sokolow Mittheilungen über einige physikalisch-geographische Eigenthümlichkeiten des russischen Altai. Sokolow hat, um insonderheit die Gletscher des Altai zu studiren, schon im Jahre 1882 das Gebirge bereist. Er betrat es von Bijsk her; die ersten sicheren Spuren von alten Gletschern fand er an einem Bergsee. Dann zog er den Fluß Katun abwärts und überzeugte sich, daß der früher hier befindliche Gletscher allmählich weiter in das Thal des Flusses herabgerückt sei. Der Bericht berührte auch die lokalen klimatischen Verhältnisse der Gegend. Die Seen sind kleiner geworden, einige sind vollständig verschwunden. Man könne die Spuren der früheren größeren Ausdehnung der Seen noch heute feststellen: die Flora des Altai-Gebirges deutet darauf hin, daß das Klima früher feuchter war. Sehr charakteristisch ist der Befund im Thal von Buchtarminsk.

— Von Wilhelm Joest's drastischer Reisebeschreibung „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" ist jetzt bei M. Du Mont-Schauberg in Köln eine zweite billigere (4,50 Mk.) Ausgabe erschienen, welche sich durch Wegfall der Lichtdrucke und der Karte, durch Ausmerzung vieler Fremdwörter und durch Hinzutreten eines Index von der ersten (vergl. „Globus", Bd. 42, S. 366) unterscheidet. Joest bemüht sich, über Sibirien und was er dort gesehen hat, die Wahrheit zu sagen; kein Wunder, daß sein Buch in Rußland verboten ist. Aber vielleicht trägt dieser Umstand gerade dazu bei, daß es in Deutschland um so mehr gelesen wird. — Wir geben als Probe die merkwürdige Stelle über die sibirischen Juden. „Es ist im höchsten Grade auffallend — schreibt Joest —, daß hier im Herzen Asiens russische und polnische Juden und deren Abkömmlinge die Vertreter des Deutschthums sind, während man diese in unserem lieben Vaterlande nicht als Deutsche gelten lassen will. Ich möchte jedem enragirten Antisemiten rathen, einmal die Tour durch Sibirien zu machen, und wenn sein Gemüth nicht ganz verknöchert ist, so wird er, zumal wenn er selbst kein Russisch spricht, mir zugestehen müssen, daß auch ihn die Laute unserer Muttersprache, deren fast jeder Jude hier mächtig ist, aufs Angenehmste berührt haben. Natürlich spricht man kein Hochdeutsch, sondern „Jüdsch", ein ziemlich korrumpirtes Gemisch von Deutsch, Russisch, Polnisch und einigen Brocken Hebräisch, das für den Uneingeweihten anfangs schwer verständlich, durch einige Uebung aber leicht zu erlernen ist. — Ich selbst wurde, bevor ich jüdeln konnte, auch stets verstanden, wenn ich ganz langsam Hochdeutsch sprach, und später hat mir Jüdisch oft aus der Verlegenheit geholfen, wenn ich mit meinem Russisch zu Ende war. — Die russische Regierung, die gern ein Auge zudrückt, wenn die Juden im europäischen Rußland ausgeraubt, mißhandelt oder todtgeschlagen werden, protegirt dieselben dafür einigermaßen in Sibirien: während Juden bekanntlich, mit Ausnahme der Kaufleute erster Gilde, in russischen Städten nicht länger wie drei Tage sich aufhalten dürfen, genießen dieselben in Sibirien alle bürgerlichen Rechte mit geringen Beschränkungen, wie sie z. B. nicht mit Branntwein handeln dürfen, nicht Officiere werden können und dergleichen. Es wandern daher viele Juden aus Rußland und Polen nach Ostsibirien aus; während des letzten polnischen Aufstandes wurden auch manche hierher verschickt, die von der späteren Amnestie keinen Gebrauch machten und im Lande blieben; ihre Zahl ist jährlich im Wachsen begriffen. — Es sind ehrliche, fleißige Menschen, Handwerker und Kaufleute, die durch ihre Intelligenz und Mäßigkeit selbst den Chinesen Konkurrenz machen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen; auch die deutschen Kaufleute versicherten mir, sie machten lieber Geschäfte mit den Juden wie mit Russen. Sie sprechen meistens nur schlecht Russisch, ihre Muttersprache ist eben Deutsch-jüdisch; Hebräisch verstehen nur die Rabbiner. — Gastfreiheit ist eine specifische Tugend der Sibiriaken, der Juden sowohl wie der Russen, und beinahe in jedem jüdischen Hause wurde ich gebeten, näher zu treten, „ä Schnäpsche ze mache" oder „än Warmes ze esse". Es sah übrigens recht wenig nett aus in den Interieurs dieser Häuser, die dumpfe Luft war zum Ersticken und die Frauen und Töchter, die gestern noch in Sammet und Seide einherwandelten, liefen heute barfuß mit leichtem Unterrock und ungekämmtem Haar herum, sahen aber dennoch oft recht hübsch aus."

Afrika.

— In ansprechendster Weise führt uns in den „Erinnerungen an Gustav Nachtigal" (Berlin, Gebrüder Pätel, 1887) die mit dem unvergeßlichen Reisenden befreundete Frau Dorothea Berlin dessen Lebensbild, seinen prächtigen Charakter, seine Entwickelung und seine Reisen in Afrika vor Augen. Vor allem bringt sie uns ihn als Menschen näher und zeigt uns in seiner Liebenswürdigkeit, seiner Aufopferungsfähigkeit und Hingabe diejenigen Eigenschaften, denen er seine großen Resultate hauptsächlich verdankte. Die zahlreich eingeschalteten Briefe Nachtigal's geben theilweise ein weit anschaulicheres Bild von seinen Leiden und Erlebnissen und von seinem prächtigen Humor, als sein Reisewerk, worin er seine Persönlichkeit viel mehr zurücktreten läßt. Schade nur, daß gerade für den letzten Abschnitt seiner großen Reise (Wadai und Darfur) Briefe fehlen; es scheint, daß dieser Theil für die Welt ganz verloren sein soll, denn an der Vollendung der Beschreibung desselben hinderte ihn die unselige Mission nach Westafrika, welcher er sich nur ungern unterzog. — Nachtigal stand als Mensch und als Gelehrter hoch über den meisten „Afrikareisenden" unserer Tage; sein Lebensbild ist es wohl werth, von recht vielen gelesen zu werden. Nur

möge man sich nicht durch die vielen entstellten Ortsnamen stören lassen.

— Die ägyptische Regierung rüstet jetzt, wie den „Times" aus Suakin gemeldet wird, gekaperte Sklaven-Dhaus zu Kreuzern gegen Skaven und Schmugglerschiffe aus. Die britische Flotte hat im Rothen Meere nur zwei Schiffe, deren eines fast beständig vor Suakin liegen muß — und das ist natürlich zu wenig für den jetzt zunehmenden Sklavenhandel; es wären mindestens vier erforderlich. Denn die eigens zur Sklavenschiffsjagd eingerichteten türkischen Kanonenboote verlassen den Hafen von Dschiddah selten, wie auch die türkische Regierung keinerlei Maßregeln gegen Sklavenhandel und Schmuggel mit dem Sudan ergreift. Beides ist zwar durch Irades des Sultans verboten, wird aber im Geheimen — und darin liegt die Wurzel alles Uebels — von den türkischen Behörden begünstigt, wie denn auch die Kommunen von Mekka und Dschiddah mit der Rebellenregierung und den Sklavenhändlern im Sudan große Sympathien haben.

— Natal hat im ersten Vierteljahre 1887 für etwa 500 000 Pfd. St. Waaren importirt, d. h. für 150 000 Pfd. St. mehr, als in dem entsprechenden Zeitraume von 1886. Der Export belief sich auf 260 000 Pfd. St., d. h. um 70 000 Pfd. St. höher, als in demselben Quartale des Jahres 1886.

— Stanley hat, wie er unter dem 9. März an die „Times" schreibt, in Sansibar mit Tippu-Tip, dem schlauen Großhändler, zwei verschiedene Verträge abgeschlossen, den einen im Interesse seiner Rettungsexpedition, den anderen im Namen des Congo-Staates und König Leopold's. Tippu-Tip war sofort bereit, Stanley zu unterstützen, für den seine Hilfe übrigens nicht unbedingt erforderlich war; denn es giebt vom Congo nach Wadelai, wo Emin-Pascha sich befindet, vier Wege, von denen Tippu-Tip nur zwei zu verschließen im Stande ist. Aber es lag Stanley daran, die von Emin gesammelten 75 Tonnen Elfenbein im Werthe von 60 000 Pfd. St. zu retten; denn dadurch würde es möglich, nicht allein die von Aegypten der Expedition vorgestreckten Summen zurückzuzahlen, sondern noch einen netten Ueberschuß zu erzielen. Für diesen Transport stellt nun Tippu-Tip 600 Träger, wofür er für jede Reise von den Stanley-Fällen nach Wadelai und zurück pro Mann 6 Pfd. St. erhält. Da jeder Mann 70 Pfund trägt, so wirft jede Reise dem Expeditionsfonds (? das Elfenbein gehört doch Emin, resp. der ägyptischen Regierung) 13 200 Pfd. St. ab. — Ferner unterzeichnete Stanley mit dem Schwarzen einen Vertrag, wodurch letzterer zum Gouverneur (Wali) der (zerstörten) Station Stanley-Fälle ernannt wird und ein vom britischen Generalkonsul in Sansibar auszahlbares Monatsgehalt von 30 Pfd. St. bezieht. Er soll besonders sein Gebiet im Namen des Congo-Staates gegen Araber und Eingeborene vertheidigen und darf Sklavenhandel weder treiben noch dulden (!!). Zu seiner Ueberwachung wird ihm ein europäischer Beamter als Resident beigegeben. Bei Bruch des Vertrages hört die Gehaltszahlung auf. — Wir glauben, daß Tippu-Tip, wenn anders die Ueberwachung ernst genommen wird, nicht viele Monatsgehalte beziehen wird; ist er doch der Anführer jener Araber, welche, wie Stanley selbst (Der Congo, II, S. 151) schildert, auf einem Raubzuge, um 5000 Sklaven zu erbeuten, 33 000 Menschen abschlachteten! Glück auf zu solchem Vertreter des Congo-Staates!

— Eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß vom Laufe des Quango ist Ende vorigen Jahres durch den thätigen Missionar Grenfell mit Hilfe seines Dampfers „Peace" ausgefüllt worden; derselbe hat den ganzen Unterlauf des Flusses von seiner Einmündung in den Sankuru oder Kassai bis aufwärts zur Steinbarre Kingundschi, wo einst Major von Mechow umkehren mußte, befahren und erforscht. Zwar hatte inzwischen (1885) Dr. Büttner den Quango etwa einen halben Grad weiter nach Norden verfolgt, als von Mechow, aber er hatte die Frage nach dem Unterlaufe des Quango nicht gelöst, vielmehr noch mehr complicirt. Der Strom hat, von der Steinbarre angefangen, die Richtungen Nord, Ost und Nordost; die nördliche Richtung behält er bis $4^1/_2{}^0$ südl. Br. bei, wie das auch Büttner bereits erforscht hat; dann wendet er sich nach Osten. Die ca. 1 m hohe Steinbarre ist für Dampfer unpassirbar, doch ließe sich vielleicht mittels Booten ein Verkehr zwischen dem oberen und unteren Quango herstellen. 10 km vor seiner Mündung in den Sankuru nimmt der Quango einen mächtigen von Südosten kommenden Zufluß, den Dschuma, auf, welchen Greenfell fast für den Hauptstrom zu halten geneigt ist. Es ist das offenbar die Vereinigung der von Kund und Tappenbeck weiter südlich überschrittenen Ströme Wambu, Inzia und Kuilu. — Gegen Ende Mai wird übrigens Grenfell mit seiner Gemahlin in England zurück erwartet.

— Ein königliches Decret in der Madrider officiellen „Gazette" vom 7. April stellt die ganze Küste der Sahara zwischen den Kaps Blanco und Bojador und das Land weit landeinwärts (Adrar, das keines Spaniers Fuß betreten, eingeschlossen) unter den Generalkapitän der Canarischen Inseln. Der Untergouverneur des afrikanischen Gebietes soll ein Officier der Armee sein und den Titel als politischer und militärischer Untergouverneur von Rio de Oro führen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Rev. W. G. Lawes schreibt unter dem 20. Januar aus Port Moresby auf Neu-Guinea, daß unter der Leitung des Mr. Vogan, Curators des Museums in Auckland, eine Expedition ausgerüstet wird, welche sofort nach Schluß der Regenzeit beabsichtigt, das südöstliche Neu-Guinea von Freshwater Bay nach dem Huon-Golf zu durchkreuzen.

Polargebiete.

— Der Nordpolwanderer Gilder, welcher sein Ziel mit Schlitten zu erreichen versuchte (vgl. „Globus", Bd. 50, S. 384), ist bereits wieder im Bereiche der Civilisation angelangt, um seine Reise im nächsten Jahre wieder aufzunehmen. Er erreichte infolge schlechten Wetters Fort Churchill zu spät für das Schiff, welches ihn von dort nach der Insel Nottingham bringen sollte. Inzwischen hat er einen Nachahmer gefunden, den früheren Beamten der Hudson-Bai-Gesellschaft, Alexander Macarthur, welcher mit nur einem Begleiter am 20. März von Winnipeg nach Norden aufgebrochen ist. Seine nächsten Ziele sind Boothia Felix, Somerset und Devon-Land, die Reisedauer ist auf drei Jahre berechnet; vielleicht kommt er aber ebenso rasch zurück, wie Gilder.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses.)

III.

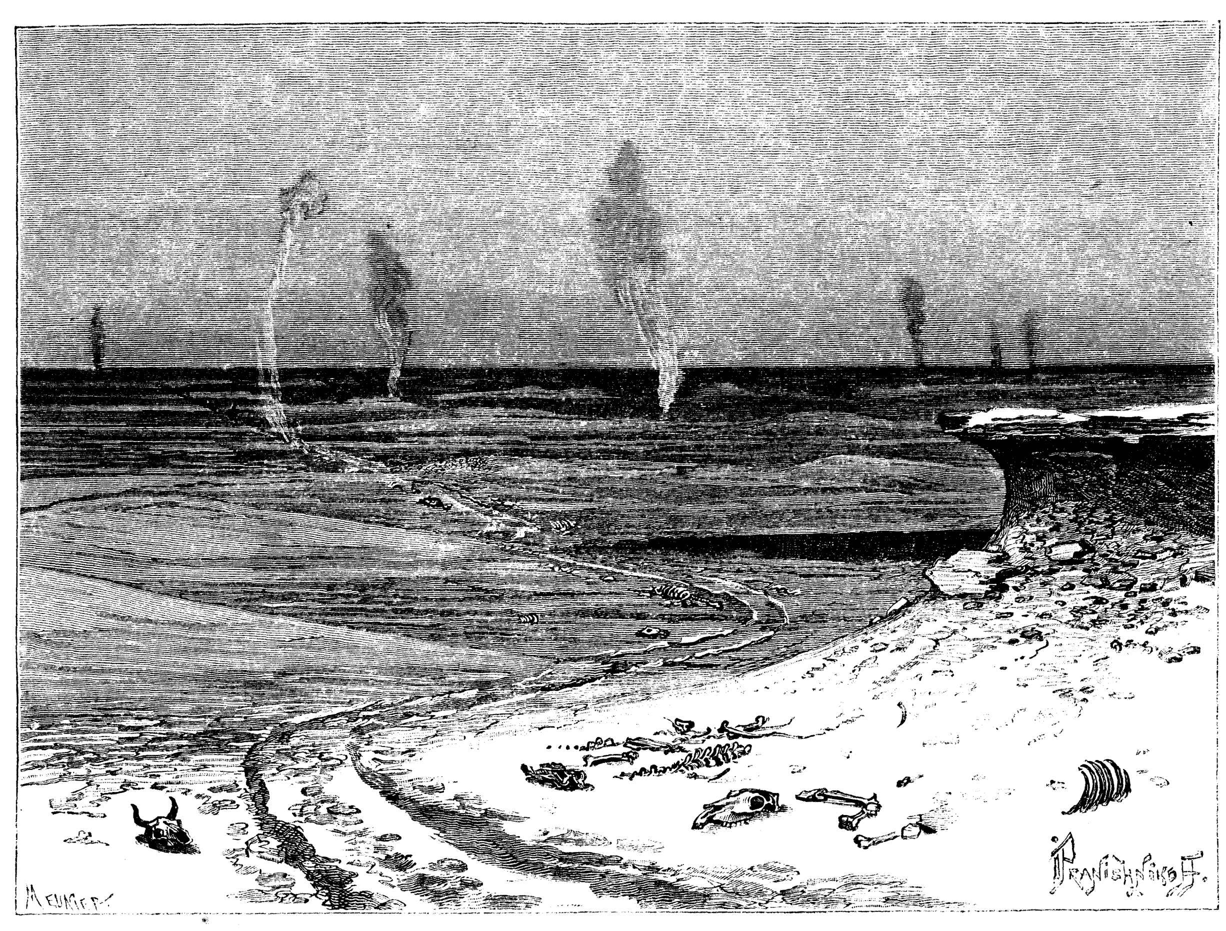
Am 1. Juni mit Sonnenaufgang wurde Chami verlassen und der Marsch durch die Chami-Wüste angetreten. Eine Fahrstraße geht von Chami bis zur Stadt An-si, doch mußten die Reisenden, um nach Sa-tschëu zu gelangen, eine Strecke vor An-si nach rechts abbiegen. Nachdem sie etwa 40 km von Chami zurückgelegt hatten, betraten sie die eigentliche Chami-Wüste; bis dahin hatten sie noch einige chinesische Dörfer passirt und hier ein gutes Futter für die Kameele angetroffen; jetzt aber befanden sie sich in der schrecklichen Chami-Wüste, welche nach Norden vom Tiën-schan, nach Süden vom Nan-schan begrenzt wird und welche nach Westen in die Wüstenei des Lob-nor, nach Osten in die große Gobi sich fortsetzt.

Die Chami-Wüste hat an der Stelle, wo die Reisenden sie durchschritten, von Chami bis Sa-tschëu, eine Ausdehnung von etwa 346 km, sie erhebt sich an ihrer höchsten Stelle etwa in der Mitte gegen 5000 bis 5500 Fuß über den Meeresspiegel. Nach Norden hin zum Tiën-schan ist die Ebene leicht wellig, aber ganz unfruchtbar; ebenso liegt nach Süden hin eine große, leicht sich senkende Ebene, welche erst ganz allmählich in die Vorhöhen des Nan-schan-Gebirges (3700 Fuß) übergeht. Auf einer solchen hohen Ebene vor dem Nan-schan liegt die Oase Sa-tschëu. Die Entfernung von Chami bis dorthin legte die Expedition in 14 Tagen, zwei Ruhetage darin eingeschlossen, zurück.

Am dritten und vierten Tagemarsche hinter Chami zeigte sich die Wüste in ihrer erschrecklichen Wildheit: eine leicht wellige Ebene, in welcher hier und da Gebilde aus Löß in Form von Mauern, Säulen und Thürmen hervorragen; der Boden ist bedeckt mit Kieselsteinen und Kiessand. Von Pflanzen keine Spur, auch keine Thiere sind zu sehen, nicht einmal Eidechsen oder Insekten. Auf dem Wege liegen aber viele Knochen von gefallenen Pferden, Mauleseln und Kameelen. Ueber dem erhitzten Boden schwebt eine trübe, wie mit Rauch gefüllte Atmosphäre; kein Windzug bringt Kühlung. Aber oft erheben sich heiße Wirbelwinde und treiben Säulen des salzigen Sandes vor sich her. Vor und zu den Seiten des Wanderers treten Luftspiegelungen auf oder die heiße, unterste Luftschicht bewegt sich, so daß die Umrisse der entfernten Gegenstände zittern und sich oft verändern. Am Tage ist die Hitze fast unerträglich. Die Sonne brennt von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange; der entblößte Boden erhitzt sich bis auf 62,5° R.; um die Mittagszeit im Schatten konnten mindestens 35° beobachtet werden. Auch die Nächte sind nicht kühl; gegen Abend erhebt sich gewöhnlich ein Wind aus Osten, aber dadurch wird die Atmosphäre nicht abgekühlt. Um bei Tage etwas Kühlung zu finden, bedecken die Reisenden ihr Zelt mit feuchten Filzteppichen und gießen Wasser auf den Boden, alles vergeblich. Das Mittel hilft nur auf ganz kurze Zeit, das Wasser verdunstet in der außerordentlich trockenen Luft der Wüste schnell, und später macht die Hitze sich nur noch stärker fühlbar, nirgends kann man sich bergen, weder Tag noch Nacht. Um sich vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen, welche es den Menschen wie den Thieren vollkommen unmöglich machten, zu marschiren, wan-

derte die Karawane meistentheils Nachts und am frühen Morgen. Um Mitternacht erhob sich Alles vom Lager, um 2 Uhr wurde aufgebrochen und bis 10 Uhr marschirt, dann hielt man Rast. Bei den nächtlichen Wanderungen war eine Aufnahme der Marschroute nicht gut möglich; am Tage mußte die Aufnahme im Geheimen stattfinden, damit die begleitenden chinesischen Soldaten davon nichts merkten.

Zweimal brachen die Reisenden schon Abends auf, weil sehr starke Märsche ihnen bevorstanden, um die kleinere Hälfte noch vor Mitternacht, den größeren Abschnitt danach zurück zu legen. Besonders erinnerlich ist ihnen ein solcher Nachtmarsch, der vierte hinter Chami, zwischen der Station Jandun und Kusi, geblieben. Die Entfernung beträgt ca. 52 km, kein Tropfen Wasser, keine Pflanze ist zu finden. Abends 8 Uhr, sobald die Sonne untergesunken war, wurde aufgebrochen; es waren noch 32,5° Wärme und aus Osten blies ein scharfer Wind, welcher aber keine Kühlung brachte, sondern nur die untere erhitzte Schicht der Luft in Bewegung setzte und dadurch eine große Schwüle hervorrief. Anfangs gingen alle stramm vorwärts; man hörte Gespräche und das Lachen der Kosaken, die eingetretene Dunkelheit ließ nicht sehen, was am Boden war, der Wind hatte den Staub vertrieben, am wolkenlosen Himmel glänzten Millionen Sterne. Nach dreistündigem Marsche war vollständige Finsterniß eingetreten, vollkommene Stille herrschte, weder hörte man die Kosaken sprechen, noch die Kameele schreien; nur die schweren Tritte der Lastthiere ertönten. Alle waren bereits müde, alle sehnten sich nach Erholung; aber der



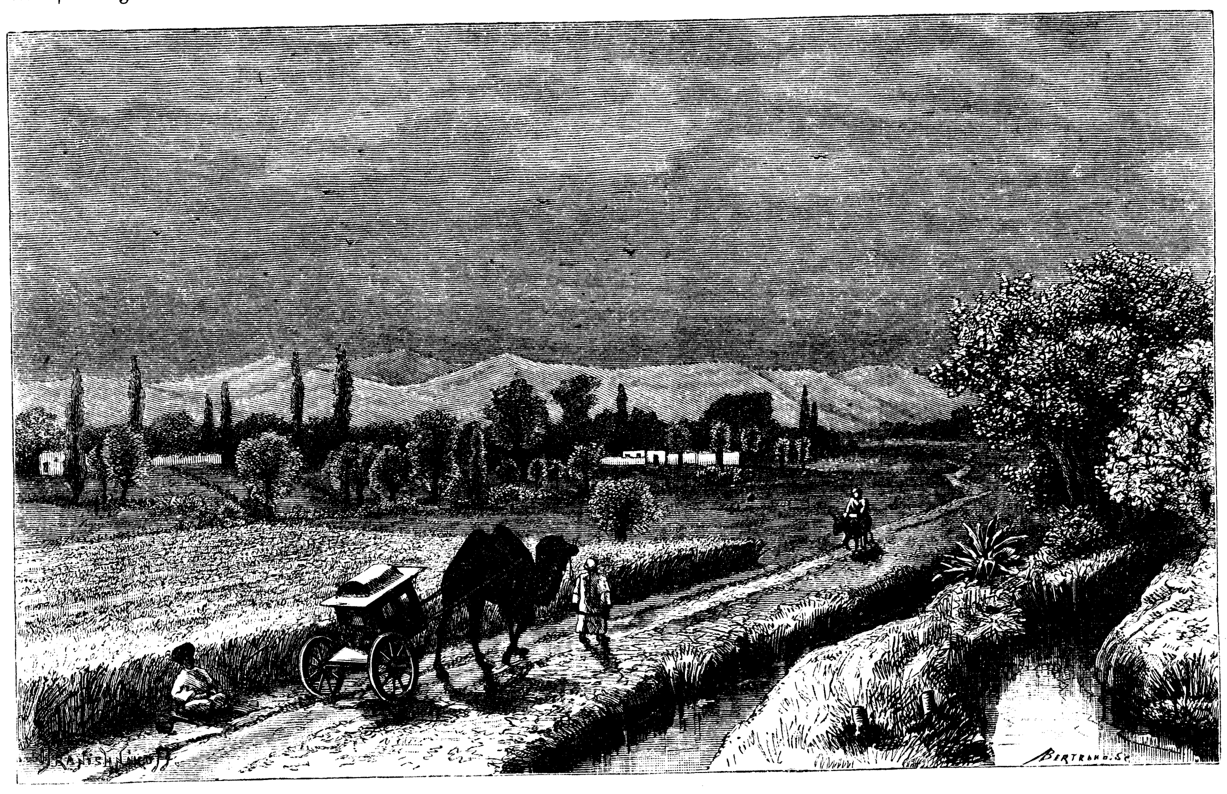
Die Wüste von Chami.

Marsch ist lang, es sind noch 10 km zurück zu legen. Je näher zur Mitternacht, um so lästiger wird die Schläfrigkeit, die Reiter steigen von ihren Pferden und gehen etwas zu Fuß; immer häufiger und häufiger wird ein Streichholz angezündet, um nach der Uhr zu sehen, ob noch nicht die ersehnte Minute zum Halten da sei. Endlich ist die Station erreicht; innerhalb einiger Minuten sind die Kameele entlastet, die Pferde gefesselt — alles geht schneller, ein Jeder sehnt sich nach Ruhe. Nach Verlauf einer halben Stunde schlafen alle. Aber die Erholung ist nur von kurzer Dauer — bald muß der Weitermarsch beginnen.

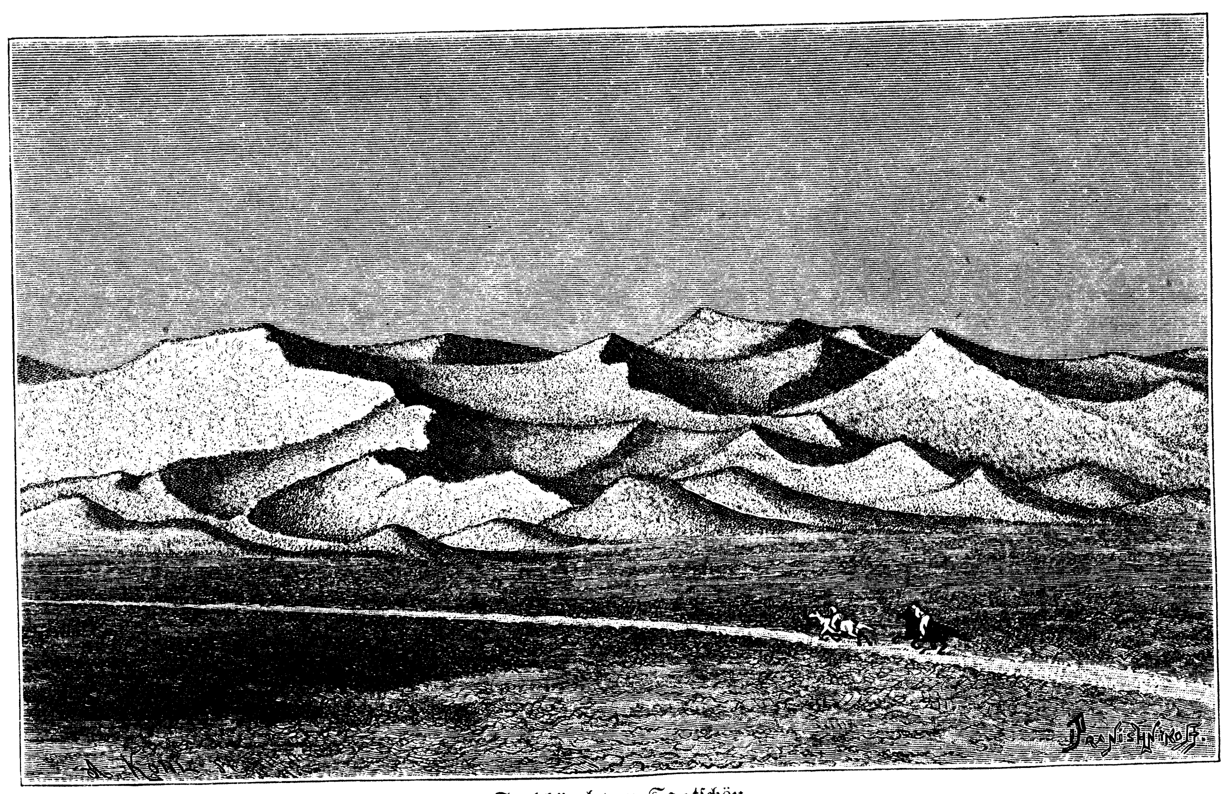
Nach vierzehntägiger Wanderung, nachdem zuletzt noch der Fluß Bulungir überschritten war, traf die Expedition am 15. Juni in der Oase von Sa-tschëu ein und bezog einige Kilometer von der eigentlichen Stadt ihr Lager.

Sa-tschëu (oder Scha-tschëu) ist eine der schönsten Oasen in Mittel-Asien; sie liegt am Südrande der Chami-Wüste und am Nordabhange des gewaltigen Gebirges Nan-schan, am Ufer des schnell dahinrauschenden Flusses Dan-che. Das trübe Wasser wird durch viele Kanäle auf die Felder und Gärten geleitet und ermöglicht dadurch Ackerbau und Gartenkultur. Die Oase, 3700 Fuß (1128 m) hoch über dem Meeresspiegel gelegen, mißt etwa 25 km von Norden nach Süden und 20 km von Osten nach Westen; die ganze Fläche wird von dicht gedrängt sitzenden Chinesen bewohnt. Die Hütten (Fansen) derselben stehen einzeln, umgeben von schattigen Bäumen, Weiden, Ulmen, Pappeln. In der Nähe der Stadt selbst giebt es zahlreiche Gärten, in denen Aepfel, Birnen und Aprikosen gezogen werden; Pfirsiche und Weinstock gedeihen nicht. In den Zwischenräumen

zwischen den einzelnen Fansen liegen regelmäßig angeordnete Ackerfelder gut bearbeitet, von Bäumen umgeben und durch Kanäle bewässert. Auf den Feldern wächst Weizen und Gerste, ferner Flachs und Erbsen; seltener Reis, Mais, Linsen, Bohnen,



Die Oase Sa-tschëu.



Sandhügel von Sa-tschëu.

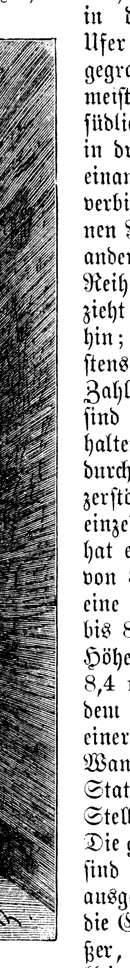
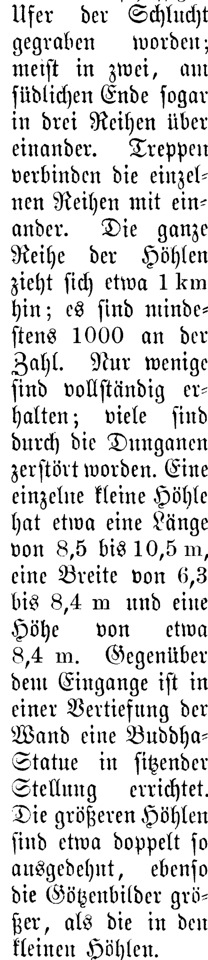
Hanf, Melonen und Arbusen (grüne Wassermelonen). Unmittelbar an die Hütten selbst schließen sich kleine Gemüsegärten.

Die Flora und Fauna der Oase ist trotz ihrer Fruchtbarkeit nicht sehr reich und zeigt gar nichts Charakteristisches;

nur eine neue Fasanenart, welche dem Phasianus torquatus verwandt ist, wurde beobachtet.

Die Bevölkerung der Oase besteht ausschließlich aus Chinesen; Prshewalski ermittelte, daß 10 000 männliche Chinesen, darunter 2000 Soldaten, vorhanden seien; über die Anzahl der Frauen und Kinder konnte er nichts in Erfahrung bringen. Früher soll die Volkszahl bedeutender gewesen sein, aber die Dunganen haben zweimal (1865 und 1872) hier gewüthet. Ihrem Typus und ihrer Sprache nach scheinen die Chinesen sich nicht von ihren Volksgenossen in Nord- und Mittel-Asien zu unterscheiden. Die Umgebung der Oase ist vollkommen wüst. Im Süden, etwa 4 bis 5 km von den grünen Gärten und Feldern, befindet sich eine Reihe von Hügeln, welche aus lockerem Flugsande bestehen. Die Hügelreihe erstreckt sich weiter nach Westen, wie weit, ließ sich nicht ermitteln; Prshewalski vermuthet, daß sie sich bis an den Lob-nor hinzieht und somit der östliche Ausläufer des Kum-tag ist, welchen er im Jahre 1877 kennen lernte. Damals war er nur etwa 300 km von Sa-tschëu entfernt, aber es gelang ihm nicht, einen Führer zu bekommen, und deshalb mußte er nach Kuldscha zurückkehren, um von dort wieder vorzudringen, also einen Umweg von etwa 3000 km machen. Vom Lob-nor kann man sicher nach Sa-tschëu gelangen; in alter Zeit führte der Karawanenweg von Chotan nach China über jene Orte. Marco Polo wanderte 1272 diesen Weg und 150 Jahre später kehrte eine Gesandtschaft Schach Rok's, des Sohnes Tamerlan's, auf diesem Wege von China nach Herat zurück. Noch vor Kurzem, etwa vor 10 Jahren, marschirten einige Dunganenabtheilungen von Sa-tschëu zum Lob-nor; der Anführer einer Abtheilung fuhr sogar in einem zweiräderigen Wagen, der nur an einigen schwierigen Stellen aus einander genommen und durch Kameele fortgeschleppt werden mußte.

Nach sechstägigem Aufenthalte in Sa-tschëu, während dessen die Chinesen alles aufboten, um die Expedition zurück zu halten, wurde am 21. Juni unter Geleit eines chinesischen Officiers und einiger Soldaten der Marsch gen Süden angetreten, unter dem Vorwande, nur einen Ausflug zu unternehmen. Doch hatte Prshewalski den Aufenthalt gut benutzt, um sich gehörig zum Weitermarsche nach Tibet zu verproviantiren, wobei der chinesische Officier aus Chami sich sehr gefällig und verständig zeigte. Unter der Anleitung dieses Chinesen mahlten die Reisenden sich selbst aus gedörrtem Weizen gegen 35 Pud (gegen 560 kg) Dsamba, weil dieses wichtige Nahrungsmittel fertig nicht in Sa-tschëu zu haben war.

Der Da-fu-jan.

Bald nachdem Sa-tschëu im Rücken der Reisenden lag, that sich ihnen eine Schlucht auf, durch welche ein hübscher Bach dahinfloß. Man war zu einer heiligen Stätte, Tschen-fu-dun (1000 Höhlen), gelangt. Prshewalski glaubte anfangs, er sei der erste Europäer, welcher diese Stätte betrat, aber später erwies es sich, daß schon Graf Szechenyi von Sa-tschëu aus diesen Ort besucht hatte. Es sind hier eine Unzahl von Höhlen durch Menschenhände in die abschüssigen Ufer der Schlucht gegraben worden; meist in zwei, am südlichen Ende sogar in drei Reihen über einander. Treppen verbinden die einzelnen Reihen mit einander. Die ganze Reihe der Höhlen zieht sich etwa 1 km hin; es sind mindestens 1000 an der Zahl. Nur wenige sind vollständig erhalten; viele sind durch die Dunganen zerstört worden. Eine einzelne kleine Höhle hat etwa eine Länge von 8,5 bis 10,5 m, eine Breite von 6,3 bis 8,4 m und eine Höhe von etwa 8,4 m. Gegenüber dem Eingange ist in einer Vertiefung der Wand eine Buddha-Statue in sitzender Stellung errichtet. Die größeren Höhlen sind etwa doppelt so ausgedehnt, ebenso die Götzenbilder größer, als die in den kleinen Höhlen. Beachtung verdienen namentlich zwei kolossale Idole, welche in einem besonderen Raume sich befinden. Das eine, Da-fu-jan genannt, welches auf der beigegebenen Abbildung dargestellt ist, hat eine Höhe von 25,2 bis 25,4 m und eine Dicke von 12,6 bis 14,7 m, die Länge des Fußes ist 6,3 m, der Abstand zwischen den großen Zehen beider Füße 12,6 m. Die Figur ist leider von den Dunganen stark beschädigt worden. Die zweite Figur, Dsha-fu-jan, ist nur halb so groß als die erste. In zwei anderen Höhlen befinden sich liegende Götzenbilder, ein Mann und eine Frau. Alle Figuren, große wie kleine, sind aus einem Gemisch von Lehm und Rohr angefertigt.

Ein geheimnißvolles Dunkel herrscht besonders in den großen Höhlen und die Gesichter der kolossalen Figuren gewinnen dadurch einen eigenthümlichen Ausdruck. Es ist

begreiflich, wie das auf die Gemüther der einfachen Leute wirken muß, wenn dieselben in Menge sich hier versammeln, um ihr Haupt vor der heiligen Stätte zu beugen.

Beim Weitermarsche gerieth die Expedition, von ihrem chinesischen Führer absichtlich irre geführt, in ein gebirgiges Terrain, wo dann nur mit Mühe der Ausweg gefunden wurde. Zwei zufällig angetroffene Mongolen mußten die Expedition auf den richtigen Weg nach Tzaidam geleiten und den Uebergang über das Nan-schan-Gebirge zeigen. Sobald Prshewalski sich in Bezug auf das Weiterkommen gesichert sah, machte er Halt, um seinen Leuten und Thieren die nöthige Ruhe zu gönnen, denn die Strapazen des Herumirrens in den Bergen hatten alle sehr stark angegriffen. Es mußten alle Kräfte zum Eindringen in Tibet gesammelt werden. Prshewalski hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß man ihn chinesischerseits direkt daran hindern wollte. Man vermuthete, daß er und seine Begleiter Gold suchten, und Gold ist in jenen Vorbergen des Nan-schan zu finden; man meinte, sie wollten nur den Weg in das ferne Tibet erkunden, das durfte aber nicht geschehen, denn Tibet ist den Chinesen nicht ganz unterworfen.

Im Jahre 1876 entdeckte Prshewalski in der Nähe des Lob-nor die gewaltige Gebirgskette des Altyn-Tag; damit war ein bisher unbekanntes Verbindungsglied zwischen dem Kuën-lün und dem Nan-schan gefunden und die Beschaffenheit der nördlichen Begrenzung des gesammten tibetanischen Hochlandes wurde in ihren Grundzügen klar. Tzaidam erwies sich als ein abgeschlossener, hochgelegener Kessel und der berühmte Kuën-lün, welcher sich von Jarkand aus in das Innere Chinas hinein erstreckt, begrenzt somit nur in seinem westlichen Theile das tibetanische Hochplateau und zwar gegen die niedrig gelegene Tarim-Wüste hin. Weiterhin werden die tibetanischen Hochebenen von dem neu entdeckten Altyn-Tag begrenzt, indem dieser sich nach Westen durch den Tugusdaban mit dem Kuën-lün, nach Osten hin direkt mit dem Nan-schan vereinigt, welcher letztere sich von Sa-tschëu bis zum Gelben Flusse

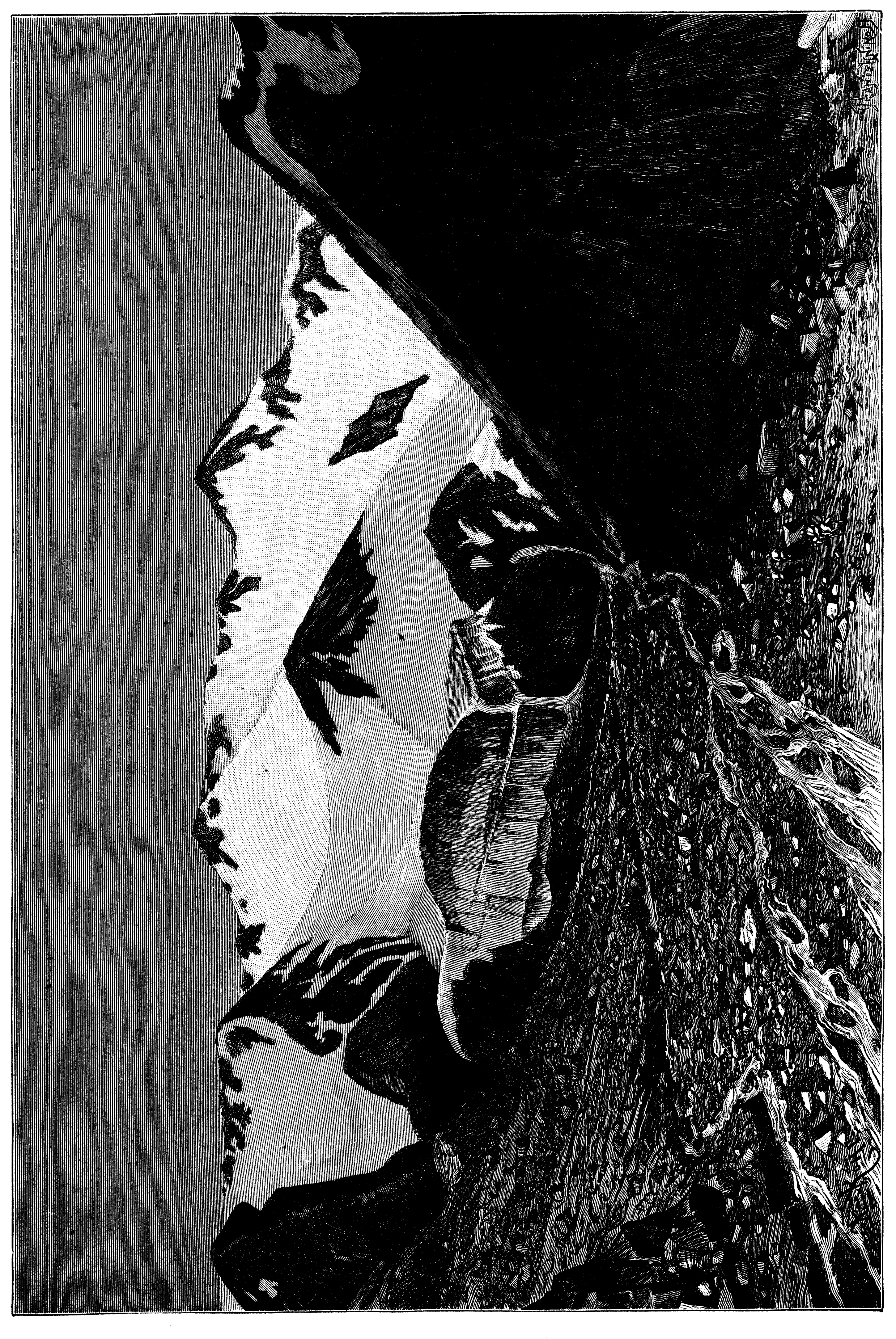


Der Kukujaman.

hinzieht. So erhebt sich eine ununterbrochene gigantische Gebirgsmauer von dem Oberlaufe des Hoang-ho bis zum Pamir, welche im Norden die Hochebene von Mittel-Asien begrenzt; gleichzeitig theilt sie Mittel-Asien in zwei scharf von einander zu scheidende Abschnitte, in die mongolische Wüste im Norden und das tibetanische Hochplateau im Süden. Wohl nirgends auf der Erde wird man in einer solchen Ausdehnung zwei neben einander liegende Gegenden antreffen, welche sich so scharf von einander unterscheiden; die Gebirgskette, welche beide Ländergebiete von einander trennt, hat an einigen Stellen nur eine Breite von etwa 10 km, aber trotzdem liegen hüben und drüben Gegenden, welche sowohl in ihrer geologischen Bildung als in ihrem topographischen Relief, sowohl in ihrer absoluten Höhenlage als in ihrem Klima, sowohl in ihrer Flora wie in ihrer Fauna und schließlich auch in Bezug auf die Abstammung und das historische Schicksal der daselbst lebenden Völker sich scharf von einander unterscheiden.

Der Nan-schan erstreckt sich vom Oberlaufe des Hoang-ho nach Westen; er besteht aus mindestens drei einander parallel laufenden Gebirgszügen und bildet ein Alpengebiet, das sich vom Kuku-nor am meisten nach Norden und Nordwesten verbreitert. An einzelnen Stellen ist dasselbe mit ewigem Schnee bedeckt. Von der Kuku-nor-Kette ist der Nan-schan durch das Thal der Buchain-gol getrennt.

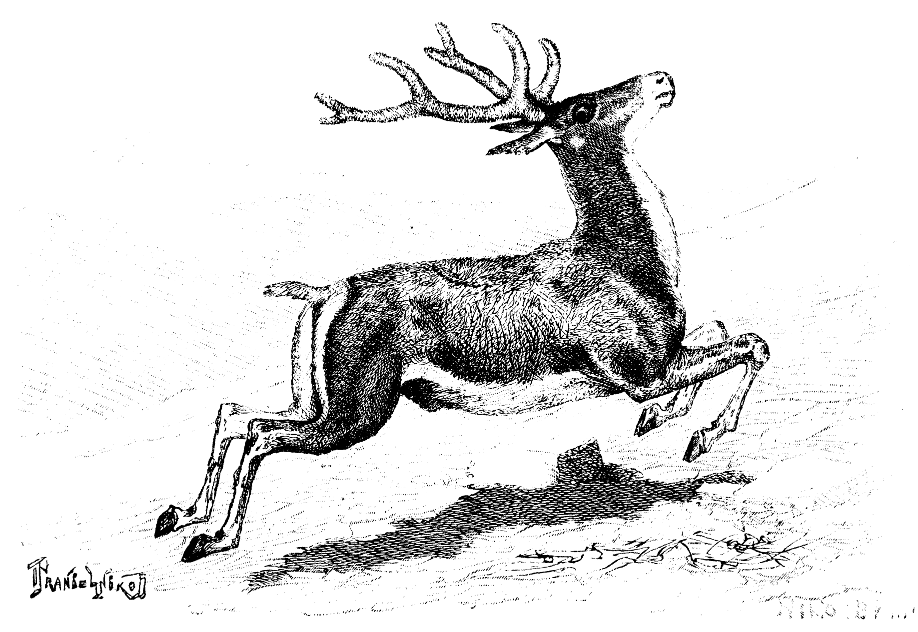
Im Meridian der Oase von Sa-tschëu verschmälert sich das Nan-schan-Gebirge bis auf 40 oder weniger Kilometer, ehe es sich an die schneebedeckten Berge des Anembar-ula schließt. Kurz vor der Verschmälerung, etwa 90 km östlicher von den genannten Schneebergen erhebt sich im Nanschan ein mit ewigem Schnee bedeckter kolossaler Gebirgszug, welcher eine Ausdehnung von etwa 100 km in der Richtung West-Nordwest nach Ost-Südost hat. An das östliche Ende dieses Gebirgszuges stößt von Süd-Südwest fast unter rechtem Winkel ein anderer ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckter Gebirgszug von etwas geringerer Länge. Prshewalski giebt dem ersten Gebirge den Namen Humboldt's, dem zweiten den Namen Ritter's. Einzelne Gipfel des Humboldt-Gebirges erreichen die absolute Höhe von 19000 Fuß. Das südliche Ende des Ritter-



Gletscher des Humboldt-Gebirges.

Gebirges reicht bis in die Wüste des nördlichen Tzaidam und den See Ische-Tzaidamin. Die in jenen Gegenden lebenden Völker kennen weder für das eine, noch für das andere der beiden Gebirge einen allgemeinen Namen, sie bezeichnen nur die einzelnen Theile oder einzelne Gipfel mit besonderen Namen.

Die mittlere Zone des Nan-schan bei Sa-tschëu hat fast den Charakter der Wüste. Die Flora ist arm, weil an vielen Orten Wassermangel herrscht und weil das Klima trocken ist; nur dort, wo Flüßchen sich gebildet haben, ist der Pflanzenwuchs mannigfaltig. Ebenso arm ist die Fauna, nur der Chulan (Asinus Kiang) ist sehr zahlreich, der Charasulta (Antilope) dagegen selten; außerdem giebt es viele Hasen und Wölfe. Die Alpenzone des Nan-schan umfaßt alle Berge, welche höher als 11 000 Fuß sind; sie läßt drei charakteristische Gebiete unterscheiden: das der Alpenwiese, das des Steingerölls und das Gebiet des ewigen Schnees. Auch hier ist das Thierleben nicht reich; im Vergleiche zur Fauna, speciell zur ornithologischen Fauna der Kukunor-Berge oder im Vergleiche zu derjenigen des nördlichen Tibet, ist das Thierleben der Alpenregion des Nan-schan bei Sa-tschëu geradezu als arm zu bezeichnen. Aber im Nan-schan zeigen sich bereits die Vertreter jener Säugethiere, welche ausschließlich in Tibet vorkommen; sie haben hier wie im Altyn-Tag am Lob-nor die nördliche Grenze ihrer geographischen Verbreitung. So finden sich hier der Kukujaman (Pseudovis Nahoor) und der wilde Jak (Poëphagus mutus n. sp.) Der Kukujaman hält sich ausschließlich in den Steingefilden auf und läßt sich an kleinen Plätzen ärmlichen Pflanzenwuchses genügen. Die wilden Jaks dagegen, welche stets eine kühle Temperatur lieben, steigen im Sommer hinauf zur Region des ewigen Schnees und im Winter hinab in die wärmere und schneearme mittlere Zone. Ferner lebt auf der Alpenwiese der Arkar (Ovis sp.), doch gelang es nicht, ein Thier zu tödten, um dasselbe näher zu bestimmen. Hier in der Alpenregion hält sich auch trotz des herrschenden Waldmangels der Maral, eine neue Hirschart (Cervus albirostris) auf. Ebenso lebt eine Bärenart hier, die sich zum Theil von Murmelthieren nährt; es gelang leider nicht, ein Exemplar davon zu tödten. Das Klima des



Der Maral.

Nan-schan bei Sa-tschëu ist trotz der bedeutenden Höhe des Gebirges durch Trockenheit ausgezeichnet.

An einer kleinen Quelle im Bereiche einer schön grünenden Wiese hatte die Expedition ihr Lager aufgeschlagen; man gab ihr den Namen „Klutsch blagodatuaj", d. h. die wohlthätige Quelle. Von hier aus wurden der Dolmetsch Abdulla und zwei Kosaken mit sieben Kameelen nach Sa-tschëu zurückgeschickt, um noch Dsamba, Reis und Weizenmehl zu holen, was zur weiteren Ausrüstung unumgänglich nothwendig war. Nach Verlauf einer Woche kehrten sie mit dem neuen Proviant zurück. An der Quelle führte die Expedition ein ruhiges Leben und gab sich den Freuden der Jagd hin. Zwei Marale wurden geschossen; der eine wurde, weil die Beute nicht sofort ins Lager geschafft werden konnte, in der Nacht von Wölfen beschädigt, der andere aber konnte kunstgerecht zerlegt werden; der Balg desselben ziert jetzt die Sammlung der St. Petersburger Akademie. Das Fleisch wurde in dünne Scheiben geschnitten, gesalzen und getrocknet, um den Proviantvorrath zu vermehren. Der Maral zeichnet sich vor anderen Hirschen dadurch aus, daß die Schnauze bis hinunter zur Kehle weiß ist; danach benannte eben Prshewalski den Hirsch Cervus albirostris. Er ist nicht besonders groß und mißt von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Fuß; die Höhe am Rist beträgt 4 Fuß 3 Zoll. Der Leib ist im Sommer mit rothbraunen Haaren bedeckt; jedes einzelne Härchen ist dunkelbraun mit röthlicher Spitze. Auf dem Rücken nimmt vom Rist ab nach hinten zu die Haarlänge zu, so daß eine Art Sattel gebildet wird. Der Schwanz ist 5 Zoll lang, bedeckt mit hellgelben Haaren. Die Brust und der Bauch sind weiß-röthlich. Die Beine sind in ihrem oberen Theile von außen so gefärbt wie der Leib, von innen so wie der Bauch; in ihrem unteren Theile sind sie röthlich-braun. Die Nase, beide Lippen, das ganze Kinn bis hinab zur Kehle sind weiß; auch an den Augen finden sich einzelne weiße Haare; am hinteren Augenwinkel liegt ein kleiner weißer Fleck; die Ohren sind dunkelbraun. Das Geweih der beschriebenen, im Juli getödteten Exemplare war noch blutreich und noch bedeckt mit schmutzig-grauer Wolle. Solche nicht völlig ausgewachsene blutreiche Geweihe der

asiatischen Marale haben in China, wo man sie zur Bereitung erregender Heilmittel benutzt, einen großen Werth. Für ein Paar Geweihe mit fünf oder sechs Enden zahlen die Chinesen 80 bis 100, ja sogar 150 Rubel (160 bis 300 Mk.); kleinere sind billiger und werden mit 10 bis 50 Rubel (20 bis 100 Mk.) bezahlt.

Der Maral, welcher in Mittel-Asien wie in Sibirien den europäischen Hirsch (Cervus elaphus) ersetzt, wird nicht nur in waldigen Gebirgsgegenden, z. B. im Tiënschan, Muni-ula, Alaschan-Gebirge, im östlichen Nan-schan und in den Waldschluchten am Oberlaufe des Gelben Flusses angetroffen, er kommt auch in vollkommen waldlosen Bergen, so im Nan-schan bei Sa-tschëu, im Schuga-Gebirge und im nördlichen Tibet vor. Aber auch in Waldgebirgen steigt er nicht selten in die waldlose Alpenregion empor. Auch im Thale des Tarim ist der Maral nicht selten; hier lebt er im Schilfe mit Wildschweinen und Tigern, oder verbirgt sich mit den Charasult-Antilopen in den Tamarinden-Gebüschen der Wüste. Er ist vorsichtig und äußerst wachsam; seine Lebensweise richtet er nach den Bedingungen der Gegend: im Tarimthale nährt er sich von den jungen Trieben des Schilfs und der Tamarisken, in den Alpenregionen weidet er auf prächtigen Wiesen und in den Wäldern des Tiënschan genießt er mit den Bären und Wildschweinen zusammen Aepfel.

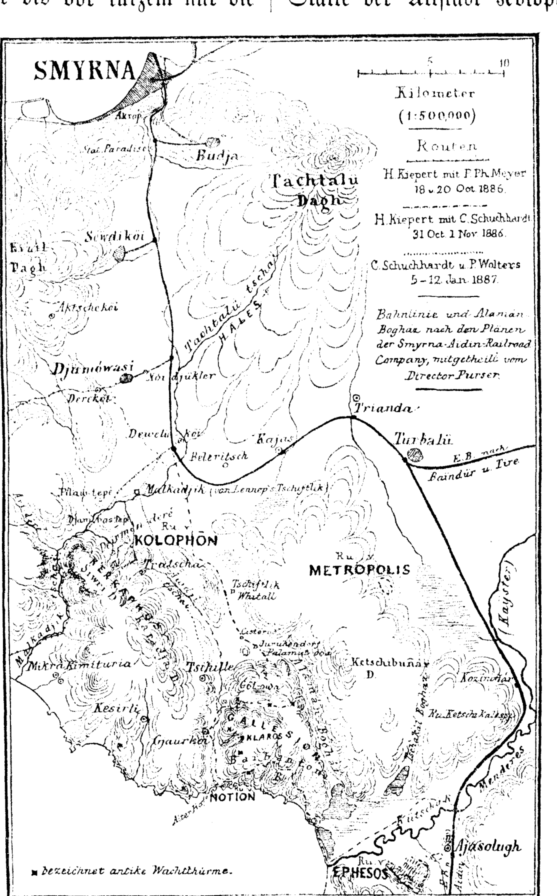
Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Nan-schan, zum Theil an der wohlthätigen Quelle, zum Theil höher in der Alpenregion, wurde endlich weiter gewandert und schließlich der etwa 13 200 Fuß (4030 m) hohe Paß über den Nanschan überschritten. Die Expedition befand sich nun auf der Hochebene Syrtyn in Tzaidam.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Auffindung des alten Kolophon.

Von Prof. Heinrich Kiepert.

Von den zwölf Städten des antiken ionischen Bundes an der Westküste Kleinasiens war bis vor kurzem nur die Lage gerade einer der bedeutendsten, des als kriegsmächtig, als Eroberer des altäolischen Smyrna berühmten Kolophon nicht genau ermittelt, wenn man es auch im allgemeinen aus den Angaben der alten Schriftsteller als unmittelbar nordwestlich an Ephesos grenzend kannte. Dort aber findet sich an der Küste, an der alle übrigen Ionierstädte liegen, keine ausgebreitete Ebene, wie sie die Nachbarstädte besaßen, kein Raum für eine auch nur mittelgroße Stadt; nur in der von den Alten angegebenen Entfernung von Ephesos in der Mündung eines schmalen Thales eine kleine Stadtruine, in welcher man längst die kolophonische Hafenstadt Notion mit Recht vermuthet hatte, während die englische Seekarte von 1837, in welcher sie zum ersten Male genau verzeichnet steht, ihr nach einer unbegründeten Hypothese des zu jener Zeit in Kleinasien reisenden französischen Architekten Texier den Namen Klaros, d. h. der im Alterthume berühmten Orakelstätte bei Kolophon, beilegte. Der vor ein paar Jahren von zwei Smyrnaer Lokalgelehrten, den Herren Fontrier und Weber, in dem griechischen Jahrbuche des dortigen Museums gemachte Versuch, hierin die wirkliche Stätte der Altstadt Kolophon zu erweisen, fiel durchaus ungenügend aus. Die Aufklärung dieses zweifelhaften Punktes gehörte zu den Aufgaben, welche ich mir bei meiner vorjährigen Reise in diese Gegenden gestellt hatte, ohne daß sogleich die Lösung des Räthsels gelingen wollte. In Begleitung des Herrn Dr. Schuchhardt, Stipendiaten des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, unternahm ich am 1. November die Durchwanderung jenes, von den bisherigen Reisenden (Chandler, Arundell, Texier, Fontrier) nur zu oberflächlich beschriebenen Thales, das in seinem ganzen unteren Theile nirgend ausreichenden Raum, noch weniger Spuren einer antiken Stadtanlage zeigte; die in dem nur eine starke halbe Stunde thalauf gelegenen griechischen Dorfe Gjaurköi [1]) eingezogenen Erkundi-



Die Lage des alten Kolophon.

[1]) Diese so überaus häufige Benennung ist bekanntlich gar kein Eigenname, sondern der vulgär türkische Ausdruck für ein von „Ungläubigen", d. i. Christen, bewohntes Dorf; der darin liegende, wenn auch ursprünglich gar nicht beabsichtigte Schimpf wird aber von dem erstarkten griechischen Nationalbewußtsein jetzt so allgemein empfunden, daß man überall solcher Namen sich durch Umnennungen zu entledigen sucht, wie denn die Bewohner des hier

gungen wiesen auf einige in der bergigen Umgebung versteckte und bisher ununtersucht gebliebene Baureste des Alterthums, die unter kundiger Führung mit dem Opfer einiger Stunden Kletterns zwischen Buschwerk und Felsgestein erreicht wurden, sich aber nur als Reste massiver Wachtthürme erwiesen [1]). Der Rückweg von diesen Höhen nach Dewelüköi, der nächsten Station der Smyrnaer Eisenbahn, führte in das allmählich breiter werdende Thal zurück, das sich endlich etwa vier Stunden von der Küste ganz in die große nördlich bis dicht vor Smyrna, südöstlich bis zum Kayster reichende Ebene öffnete, ohne daß es gelang, auf den umgebenden Höhen irgend welche Spur von Mauerwerk zu erspähen oder bei der überaus spärlichen Bevölkerung Nachricht darüber einzuziehen. Gleichwohl blieb ich überzeugt von der Wahrscheinlichkeit, daß am Rande dieser Ebene — auf welcher allein die Reiterei, wegen deren Kolophon im Alterthum berühmt war, der sie sogar ihr Münzwappen entlehnte, hinreichenden Raum zu ihrer Entwickelung hatte finden können, durch deren Besitz allein sich überdies der von den Alten mit Sybaris verglichene üppige Reichthum der Stadt, sowie der von ihr ausgehende einverleibende Vorstoß auf Smyrna erklärt — die Stätte, welche wir suchten, gefunden werden müßte und nur die Kürze der Zeit bis zur nahen Abreise von Kleinasien erlaubte mir selbst nicht die weitere Verfolgung. Desto dringender empfahl ich meinem jüngeren Gefährten die Wiederaufnahme des für diesmal unbefriedigt gebliebenen Suchens und er hat sich das, noch kurz bevor er selbst Asien verließ, angelegen sein lassen und zu meiner großen Freude mehr Glück gehabt.

berührten Dorfes dasselbe durchaus mit halb griechischer, halb türkischer Wortform Christianköi genannt wissen wollen, während ein anderes, viel bedeutenderes Giaurköi in der fruchtbaren Ebene von Magnesia im vergangenen Jahre bei der türkischen Verwaltung die Erlaubniß erkauft hat, sich zu Ehren des regierenden Sultans in Hamidîe umzutaufen; dieser Name steht denn auch an der zugehörigen Station der Smyrna-Magnesia-Eisenbahn in allen vier üblichen Sprachen und Schriftarten (türkisch, griechisch, armenisch, französisch) groß angeschrieben, während die Fahrpläne und Billets der englischen Eisenbahncompagnie ruhig das alte Giaour-kieuy beibehalten.

[1]) Wir fanden die erste Substruction eines Quaderthurmes auf unserem Bergwege von der Kaysterebene her (deren sumpfige Beschaffenheit uns zu dem weiten Umwege bis zur Flußmündung und dann auf der Sanddüne weiter genöthigt hatte) kurz oberhalb der Ruinen von Notion, drei andere am Wege zur sogenannten Göl-owa „See-Ebene" (auf die uns schon Herr Fontrier in Smyrna wegen der dortigen, von ihm selbst noch nicht besuchten Ruinen aufmerksam gemacht hatte), einer hochgelegenen, im Winter mit Regenwasser erfüllten Mulde zwischen den Waldbergen, deren östlicher höchster Rand mit steilem Felsabsturze den sogenannten Alamán-Bogház („Raubzug-Schlund") überragt, d. i den tiefen Einschnitt, welcher das Gebirge hier in nordsüdlicher Richtung durchsetzt und den kürzesten Verbindungsweg zwischen den Ebenen von Smyrna und Ephesos herstellt, mit einer so geringen Ansteigung in der Mitte (Sattelhöhe kaum 200 m), daß vor dem Ausbau der bestehenden Eisenbahn die Idee bestand, die Bahn diese kürzere Linie entlang zu führen, daher dieselbe auch auf Mr. Purser's Anordnung genau vermessen wurde. Der am weitesten östlich vorgeschobene unter den erwähnten alten Wachtthürmen, auf jener westlichen Felskante des Alamán-Bogház gelegen, beherrschte sowohl jenen Paß vollkommen, als auch die Aussicht südlich über die Mündungsebene des Kayster und die Stadt Ephesos, nördlich über die große Ebene unter dem Tachtalü-Dagh bis in die Nähe von Smyrna. Zwei ähnliche Thürme haben später die Herren Schuchhardt und Wolters in der Umgebung von Klaros aufgefunden, zwei andere, westlich von dem Hauptthal auf den Küstenbergen gelegene, sind schon in der 1837 aufgenommenen englischen Seekarte verzeichnet; weitere Untersuchungen werden außer diesen sieben in unserer Skizze verzeichneten vermuthlich noch andere auffinden lassen; es scheint in der That das ganze kolophonische Gebiet systematisch mit einem solchen Netz von Vertheidigungsposten umgeben gewesen zu sein.

Der geradeste Weg von Smyrna resp. Dewelüköi nach dem oben erwähnten Gjaurköi geht über die leichten Anhöhen, welche die Westseite des genannten Querthales begrenzen und zwar über die türkischen Dörfer Tratscha und Tschille, welche wir von unserem Wege über die östlichen Höhen aus hatten visiren können, welche überdies Herr Fontrier bei seiner Untersuchung der Lage von Kolophon selbst passirt hatte, ohne dort genaueres über größere alte Stadtreste zu ermitteln. Von der anderen Seite hatte ich früher (am 18. Oktober), von Dewelüköi aus einen westlicheren Weg durch das wildromantische Felsenthal des Tachtalü-tschai zum Meere hinab einschlagend, ostwärts hoch hinauf das türkische Dörfchen Deïrmenderessi („Mühlenthal") liegen sehen, ohne daß unser griechischer Begleiter, obwohl in der Nähe ansässig, etwas bemerkenwerthes davon, das zum Besuche hätte veranlassen können, zu melden gewußt hätte.

Als die Herren Schuchhardt und Wolters in der zweiten Januarwoche diese Gegend von neuem besuchten, waren sie also in Bezug auf den engeren zu durchsuchenden Raum schon besser orientirt; sie hatten überdies das Glück, in Malkadjik, dem Landgute des holländischen Konsuls Herrn van Lennep (als ich es im Oktober passirte, stand es leer und bei dem Besitzer in Smyrna hatte ich die gehoffte Auskunft nicht erhalten), nicht nur den Herrn an Ort und Stelle zu treffen, sondern auch sogleich auf die gesuchte Stadtruine direkt hingewiesen zu werden. Die kurze Mittheilung, welche mir mein früherer Reisegefährte sogleich brieflich über den gelungenen Fund machte, gestattete bereits eine ungefähre Orientirung, eben hinreichend, um in einigen in diesen Wochen veranstalteten neuen Auflagen von Karten zur alten Geographie bereits Kolophon aus der hypothetischen an die richtige Stelle zu versetzen: aber im Augenblicke, da ich die Begründung zu diesen Aenderungen auf Grund der mir zugegangenen Notizen auch hier dem geographischen Publikum vorlegen wollte, geht mir aus Athen die ausführliche Darstellung des Herrn Schuchhardt im Schlußhefte des Jahrganges 1886 der Mittheilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts zu und erlaubt etwas genauere Angaben, sowie Vervollständigung des von mir aufgenommenen Kärtchens der Gegend durch die von Herrn Schuchhardt gemachte Planskizze.

Danach füllt die antike Stadtlage fast den ganzen Raum zwischen den oben genannten hochgelegenen [1]) Dörfern Deïrmenderessi und Tratscha in der Ausdehnung von ungefähr einem Quadratkilometer; von der südwestlich sich an die höheren Berge anschließenden Akropolis zieht sich mit wenigen Unterbrechungen die alte Stadtmauer im Umfange von fast 5 km über mehrere umliegende Höhenrücken, überall eine Stärke von über 2 m und, mit geringen Ausnahmen, regelmäßigen Quaderbau der besten griechischen Zeit zeigend, stellenweise nach außen durch halbrunde Thürme verstärkt. Im Inneren des von ihm umschlossenen und noch von zwei parallelen Bachthälern durchfurchten Raumes dagegen ließen sich unter der dichten Vegetation von Oliven, Eichen, Oleandern, Lorbeeren nur einzelne Grundmauern, keinerlei deutliche Gebäudereste, nicht einmal ein Theater auffinden. Auch die Ausbeute an Inschriften war geringfügig und fast inhaltsleer, die von den türkischen Bauern zum Kauf angebotenen Münzen aber größtentheils kolophonische. Die Gebirgslandschaft südlich und westlich von den Mauern zeigte sich erfüllt von dichtem Fichtenwald, dessen Harzpro-

[1]) Nach Schätzung mit dem Augenmaße etwa 100 bis 150 m über der Ebene, welche selbst hier ungefähr 80 m Meereshöhe hat; genauere Bestimmung fehlt noch, da die Herren vergessen hatten, von Smyrna ein Barometer mitzunehmen.

dukt, das bekannte Kolophonium, allein das Andenken der altberühmten Stadt bis in die Gegenwart herüber gerettet hat.

Schließlich ist es den beiden jungen Archäologen, die natürlich das ganze zum Meere abwärts führende Thal bis zu der Ruine von Notion durchwandert haben, noch gelungen, die Stätte des berühmten Apollon-Orakels von Klaros in einem östlichen Seitenthal aufzufinden, dessen waldüberdeckte Felswände und Höhlen mit ihrem unterirdischen Quellenreichthum den Schilderungen völlig entsprechen, welche das Alterthum über jene vielbesuchte Stätte uns hinterlassen hat.

Die einzige noch überbleibende Schwierigkeit betrifft die alten Namen der Gewässer des kolophonischen Gebietes. Die unmittelbar an der Stadt vorbei und durch dieselbe fließenden wasserreichen Bäche (darunter der des obengenannten „Mühlenthales") gehen nördlich nach nur halbstündigem Laufe in den einzigen größeren Fluß der Umgegend, der noch im Spätherbste, als alle übrigen Thalrinnen seit Monaten trocken lagen, reichliches Wasser führte, da er eben aus dem hohen, Smyrna östlich überragenden Gebirge herabkommt, wahrscheinlich dem lydischen Olympos des Alterthums, der jetzt nur unter dem türkischen Namen Tachtalü-Dagh („Bretterberg") bekannt ist, daher denn auch der Fluß selbst Tachtalü-tschai, in seinem unteren Laufe aber gewöhnlich nach dem von ihm berührten Dörfchen Malkadjik-tschai genannt wird. Wohl nur dieser bedeutende Wasserlauf, der einzige zwischen Kayster und Hermos, welcher die Bezeichnung Fluß verdient, kann unter dem Hales verstanden werden, der nach einer Angabe des Periegeten Pausanias unter allen Flüssen Joniens das kälteste Wasser haben sollte, und nicht, wie die Herren Fontrier und Schuchhardt meinen, der südlich von den Ruinen Kolophons abfließende Bach Awdji-tschaï („Jägerfluß"), der überhaupt nur einen sehr kurzen Verlauf haben kann, da die südliche Fortsetzung seines Thalbettes bei Giaurköi, wo wir es am 1. November berührten, keinen Tropfen Wasser enthielt und deshalb die Leute dort auf Befragen für das nur selten bei Winterregen wasserführende Kiesbett überhaupt keinen eigenen Namen wußten [1]).

Daß man aber allgemein bisher Kolophon an einer Stelle suchen und auf Karten verzeichnen konnte, wo, wie uns an Ort und Stelle der erste Blick auf die Lage von Giaurköi lehrte, überhaupt nie eine alte Stadt liegen konnte, verschuldet die einzige, aus dem Alterthum aber offenbar falsch überlieferte Distanzangabe [1]). Aus den Berichten über kriegerische Vorgänge auf diesem Terrain: Unterstützung der flüchtigen Kolophonier in Notion durch die athenische Flotte, während die Binnenstadt von einem persischen Corps besetzt ist, im peloponnesischen Kriege; Belagerung der Hafenstadt durch König Antiochos von Syrien ohne Betheiligung der Binnenstadt — konnte man eigentlich schon im allgemeinen auf eine größere, der nunmehr ermittelten Wirklichkeit entsprechende Entfernung beider Städte schließen, als die zwei römischen Millien (duo ferme milia passuum), welche Livius in dem Berichte über den letzten Vorgang angiebt; es liegt jetzt auf der Hand, daß dafür zwölf Millien (entsprechend den 17 bis 18 km, welche die Construction unserer Routen ergiebt) zu lesen ist. Es ist das ein neuer Fingerzeig auf die beschränkte Glaubwürdigkeit solcher isolirter Angaben der alten Schriftsteller und die eingehendste Lokalforschung als einzige zuverlässige Methode zur sicheren Begründung der historischen Topographie.

---

[1]) Es ist das also eine archäologische Frage, die schließlich durch das Thermometer wird entschieden werden und es schon sein könnte, wenn Herr Schuchhardt ein solches bei sich geführt, oder wenn ich selbst, als ich bei einem früheren Ausfluge am 18. Oktober den Tachtalü-tschai durchritt — damals freilich ohne eine Ahnung von der möglichen Beziehung desselben zu Kolophon — an ein Messen der Wassertemperatur gedacht hätte. Daß ich damals in nur etwa halbstündiger Entfernung die Ruinen der wiederholt gesuchten alten Stadt vorbeipassiren konnte, war eine leidige Folge der entsetzlichen Entvölkerung dieser im Alterthume so dicht bewohnten schönen Küstenlandschaft; während des ganzen fünfstündigen Rittes von Dewelüköi durch jenes überaus großartige Felsenthal des Tachtalü-tschai bis zum Meere und wieder während des dreistündigen Rückweges am 1. November von der Göl-owa nach Dewelüköi, wo wir auf der anderen Seite bei Kolophon kaum ein Stündchen weit vorbeikamen, trafen wir jedesmal nur ein Jurukren-(Nomaden-) Weib, das natürlich von alten Mauern nichts wußte, und weiterhin, außer einem Pferdeknechte auf dem sonst leer stehenden Landgute des Engländers Whitall, keinen Menschen an, den man hätte ausfragen können.

[1]) Die Angaben der Entfernung nach Lebedos westlich, Ephesos östlich längs der Küste bei Strabon beziehen sich nämlich auf die Hafenstadt Notion, auf welche in römischer Zeit nach dem Verfalle der Binnenstadt der Name Kolophon völlig übergegangen war. Zu dieser Verödung der Altstadt paßt es auch, daß in derselben keine Spuren von Bauwerken römischer Zeit gefunden wurden.

Neufundland und seine Fischereien.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

I.

Unter den zahlreichen über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kolonien Englands ist Neufundland die dem Mutterlande am nächsten liegende und älteste, und dennoch ist sie so unbekannt, verlassen und vergessen, als wäre sie die entfernteste, in irgend einem Winkel des Stillen oder des Antarktischen Oceans versteckt. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Europa und Amerika, und doch kennt man wohl jeden Hügel, jedes Flüßchen auf dem Kontinente, aber Neufundland ist unerforscht geblieben. Tausende von Dampfern mit Hunderttausenden von Menschen fahren jährlich an ihren Küsten entlang auf der Reise von Kontinent zu Kontinent, aber die allerwenigsten berühren Neufundland selbst, es sei denn, daß sie im Nebel den Kurs verloren haben, oder daß irgend ein Unglücksfall sie zwingt, einen der naheliegenden Neufundländer Häfen aufzusuchen. Im Laufe des Jahrhunderts wurden zahllose Expeditionen zur Erforschung Grönlands, sowie der unwirthlichen, unbewohnbaren und werthlosen Polarregionen ausgesandt; die meisten fuhren an Neufundland vorbei, aber keine berührte die große einsame Insel, dieses östlichste Vorwerk des nordamerikanischen Kontinents. Englische Reisende durchforschen alljährlich die entlegensten Länder des Erdballs, sie erklimmen die höchsten Gipfel des Himalaja, sie dringen bis ins Innerste des dunklen Erdtheils, sie schildern die

trostlosesten Felseninseln des Stillen Oceans, aber sie kümmern sich nicht um Neufundland, eine der größten Inseln unseres Planeten, mit 42000 engl. Quadratmeilen Flächeninhalt und etwa zweihunderttausend Einwohnern kaukasischer Rasse, ihren englisch-irischen Stammesbrüdern. Die englischen Bibliotheken enthalten ganze Schränke voll geographischer Werke über jedes einzelne, noch so kleine und unbedeutende Land, aber Neufundland ist nur durch ein oder zwei Bücher vertreten, die noch dazu von Leuten geschrieben wurden, welche das Land in ihrem Leben niemals gesehen haben.

Ja sogar der Name dieses Stiefkindes unter den britischen Kolonien wäre vielleicht vergessen, hätte nicht eine Hundegattung diesen Namen in aller Welt verbreitet. Eine seltsame Ironie will es indessen haben, daß man in Neufundland selbst von den berühmten Neufundländer Hunden kaum etwas weiß, und daß achtenswerthen Quellen zufolge die wenigen dort vorhandenen Hunde dieser Art aus England stammen. Neufundland liegt, wie gesagt, auf halbem Wege zwischen England und den großen atlantischen Seehäfen Amerikas. In den letzten Jahren wurden alle nur erdenklichen Mittel angewandt, die Seereise, wenn auch nur um einige Stunden, zu verkürzen; aber auf das naheliegendste Mittel, die Schiffe in dem großen sicheren Hafen der Hauptstadt Neufundlands, St. Johns, anlaufen zu lassen, und eine Eisenbahn quer durch die Insel zu erbauen, verfiel Niemand. Und doch würde diese Route nicht nur die geographisch kürzeste sein, sondern auch die Seereise um vier bis fünf Tage verkürzen, gleichzeitig aber auch der größten Gefahr der atlantischen Seereisen, den berüchtigten Neufundländer Nebeln, ausweichen.

Ein seltsames Verhängniß scheint über Neufundland zu lasten. In keiner Kolonie Englands fristet die Bevölkerung ein so elendes, zwischen freudlosem Leben und dem Hungertode schwebendes Dasein längs der felsigen, eisumgürteten Küsten, während im Inneren dieses an Ausdehnung ganz Süddeutschland übertreffenden Landes weite fruchtbare Strecken, große Wälder, bedeutende Erzlager, fischreiche Seen und Flüsse zu finden sind. Merkwürdig genug, sechs englische Meilen landeinwärts von der Küste ist der ganzen Ausdehnung des Landes nach auch nicht eine einzige Ansiedelung vorhanden. Große Heerden von Renthieren und Hirschen, zahlreiche Biber, Füchse und andere Pelzthiere hausen im Inneren, und dennoch liegt die Jagd ausschließlich in den Händen einiger Indianer. Die Urbevölkerung des Landes ist ausgestorben; der letzte Abkömmling derselben, eine Indianerin Namens Schawnadithit, wurde von den aus Neuschottland eingewanderten Rothhäuten getödtet, und diese letzteren, vom Stamme der Mikmaks, etwa hundert Köpfe zählend, sind die einzigen Bewohner des Inneren von Neufundland.

Meine eigenen Reisen in Neufundland beschränkten sich auch nur auf einen kurzen Besuch der Hauptstadt St. Johns, und die nachstehenden Mittheilungen beruhen hauptsächlich auf dem, was ich dort von den gastlichen Einwohnern, sowie von Officieren der englischen Kriegsschiffe erfahren habe, welche dort stationirt sind und in jedem Jahre eine Kreuzfahrt um die ganze Insel herum unternehmen. Neufundland ähnelt mit seinen zahlreichen weit in die See vorspringenden Halbinseln, den tief ins Land einschneidenden Fjorden, mit seiner Küstenentwickelung und beinahe auch im Charakter des Landes lebhaft der nördlichen Hälfte Großbritanniens. Es ist ein zweites, vor die Mündung des großen St. Lorenz-Stromes gesetztes Schottland, ohne jedoch den Bodenreichthum und die Fruchtbarkeit desselben zu besitzen. Den größten Theil der wie gesagt an 42000 englische Quadratmeilen umfassenden Insel bilden kahle, aller Vegetation bare Felsen, die im südlichen Theile bis zu 1600 Fuß emporsteigen und gegen Norden hin allmählich abfallen. Aehnlich ist auch der Charakter der Küsten. Im Süden und Osten umgürten die Insel graurothe, fast senkrecht ins Meer abstürzende Klippen von 500 bis 600 Fuß Höhe, vielfach durchschnitten von tief eindringenden Meeresarmen, die mit furchtbarer Gewalt ihre Brandung an diesem natürlichen Festungswalle emporsenden. Gegen Westen und Norden fallen die Küsten weniger steil ab, und werden an der Nordspitze längs der Meerenge von Belle Isle flach und sandig. Zahlreiche Inselgruppen sind besonders der Nordostküste vorgelagert, während an der Südküste nur zwei Inseln von einiger Bedeutung zu finden sind, St. Pierre und Miquelon, die einzigen Ueberreste der französischen Herrschaft, welche sich im vorigen Jahrhundert nicht nur über ganz Kanada, sondern auch über Neufundland erstreckte. Heute bildet Neufundland eine autonome, englische Kronkolonie, deren Unabhängigkeit von Seiten Englands nur durch einen vom Mutterlande eingesetzten Gouverneur und durch ein paar im Hafen von St. John's stationirte Kriegsschiffe eingeschränkt wird. Frankreich wahrte sich bei der Abtretung der Insel nur das Recht der Fischerei an der ganzen Nord- und Nordwestküste vom Kap St. John im Nordosten, um die Nordspitze der Insel herum bis zu dem, die Südwestspitze der Insel bildenden Kap Ray. Dieser Theil Neufundlands findet sich deshalb auch noch auf manchen Karten als zu Frankreich gehörig angegeben, und in der That übt Frankreich, gestützt auf die unklaren Verträge, dort bis auf sechs Meilen Inland Hoheitsrechte aus, was zu unausgesetzten Streitigkeiten Anlaß gab.

Längs dieser Nordwestküste und an den großen Seen und Flußläufen im Inneren des Landes befinden sich sporadisch einzelne fruchtbare Länderstrecken, deren Ausdehnung jedoch nur auf ein Zehntel des ganzen Flächenraumes der Insel geschätzt wird. Der südöstlichste Theil Neufundlands, die Halbinsel Avalon, wird durch zwei von Nord und Süd tief ins Land schneidende Buchten fast vollständig von dem Reste der Insel abgetrennt. Auf dieser Halbinsel wohnen zwei Drittel aller Einwohner Neufundlands. Der Rest vegetirt zerstreut in elenden kleinen Ansiedelungen längs der Küsten bis auf etwa fünf Meilen landeinwärts.

Zu sagen, daß diese Küsten, in einer Ausdehnung von nahezu 2000 englischen Meilen, felsig sind, ist nicht hinreichend. Die ganze Insel ist nichts weiter als ein gewaltiger Felsen, bald ein Hochplateau bildend, bald zu kühnen Felsnadeln und Thürmen emporschießend, aber fast durchweg allen Erdreichs und demzufolge auch aller Vegetation bar. Wo sich Mulden und Senkungen zeigen, finden sich Sümpfe mit Moos und spärlichen Zwergpflanzen, und nur längs der tiefen Fjorde wie an den Stromläufen und Binnenseen trifft man auf Wälder und Vegetation. Große Strecken im Inneren sind noch vollständig unerforscht, und wer von irgend einem Punkte der Küste sich landeinwärts wendete, käme schon nach wenigen Meilen in ein Gebiet, das der Fuß des Weißen noch niemals betreten hat. Allerdings scheint dies gar nicht, es sei denn nur im Interesse der geographischen Wissenschaft, der Mühe werth zu sein. Der Werth Neufundlands beschränkt sich auf die großartigen Stockfisch- und Robbenfischereien in den umliegenden Gewässern, und diese Fischereien bilden auch die einzigen Interessen, die einzigen Erwerbsquellen und den einzigen Lebensunterhalt der 200000 Bewohner seiner Küsten. Flotten von mehreren hundert Schiffen und mit Zehn-

tausenden von Fischern fahren jährlich aus den französischen, schottischen und amerikanischen Häfen aus, um längs der Nordostküste Neufundlands in den Frühjahrsmonaten Robben, längs der Südküsten in den Sommermonaten Stockfisch zu fangen, und diese Flotten kehren stets reich beladen nach ihren heimathlichen Häfen zurück. Der jährliche Werth der Fischereien in den Gewässern Neufundlands kann getrost auf 20 Millionen Dollars angeschlagen werden, wovon auf die neufundländischen Fischer allein etwa acht Millionen Dollars entfallen. Die Bevölkerung der großen Insel bestand bisher fast ausschließlich aus Fischern, die mit ihren ganzen Interessen auf die See hingewiesen waren, und da diese letztere ihnen hinreichende Beschäftigung und Erwerb gab, fanden sie es unnöthig, sich auch im Inneren ihrer Heimathsinsel umzusehen. Bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung reichten jedoch in den letzten Jahren die Fischereien nicht mehr aus, und ein Theil der Bewohner muß sich ernstlich nach anderem Erwerb im Binnenlande umsehen, soll er nicht im größten Elende zu Grunde gehen.

Obschon Neufundland mit seiner Südwestspitze von der Nordostspitze Neuschottlands nur etwa 60 Seemeilen entfernt ist, kann man einen Besuch der Hauptstadt der Insel doch nur mittels eines der alle 14 Tage von Halifax nach St. John's abfahrenden Dampfer der Allan-Linie ausführen, will man sich nicht einem Fischerboote anvertrauen, das vielleicht einen Monat Reisezeit bedarf. Auch die Dampfer brauchen mitunter ein oder zwei Wochen Zeit, denn die Südküste Neufundlands ist fast in ewigen Nebel gehüllt, was die Schiffahrt ungemein erschwert, ja an manchen Tagen fast unmöglich macht. Man sieht also, die Nachbarinsel ist von Amerika aus viel schwerer zu erreichen als von Europa.

Die Ursache dieser berüchtigten Neufundländer Nebel liegt in der Begegnung des kalten Polarstromes mit dem warmen Golfstrome an der Südküste der Insel.

Das ganze Jahr über hängen die dichtesten Nebel an und über den Felsenklippen der Süd- und Ostküste, und weit hinaus über dem Ocean selbst. Hunderte von großen Schiffen wie von kleineren Fischerbooten fahren, durch die dunklem Rauch gleichenden Nebelwolken irre geleitet, auf die Klippen auf, um daran zu zerschellen; viele Tausende von Seeleuten verloren durch sie ihr Leben. Eine der gefährlichsten Stellen an der Küste, etwas westlich von Kap Race, ist „Mistaken Point“, eine Klippe, die in der ewigen Dunkelheit hier häufig für das Kap selbst angesehen wird und den Schiffen den Untergang bringt. Gerade vor zehn Jahren gingen hier innerhalb weniger Tage zwei große Dampfer „Washington“ und „Cromwell“ mit ihrer ganzen Bemannung unter. In jedem Jahre werden eine Anzahl großer Fischerbarken auf den Neufundland südöstlich vorgelagerten Bänken von den großen transatlantischen Passagierdampfern über den Haufen gerannt, und gehen mit Mann und Maus unter, ohne daß in der ewigen Dunkelheit irgend welche Rettung möglich wäre.

Von den Schrecken und Gefahren der Reise durch diese auf Tausenden von Quadratmeilen lastenden Nebel kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Der Dampfer, auf welchem ich, noch dazu im Sommer, die Fahrt nach St. John's unternahm, hatte nur während der ersten zwei Tage klares Wetter. Für den Rest der Fahrt, während fünf Tagen, mußten wir uns so zu sagen durch die weiße Finsterniß hindurchtasten. Es sah aus, als wäre unser Schiff vollständig in lose weiße Watte gehüllt. Wir konnten selbst Mittags nicht fünf Schritte vor uns hin sehen, und von der Kommandobrücke aus war der Bug des Schiffes gar nicht zu entdecken. — Man kann sich vorstellen, welche Gefahren uns hier in jedem Augenblicke durch das Zusammenstoßen mit einem anderen Dampfer drohten; denn in solchen Fällen gehen nicht selten beide Schiffe unter. Die Wachen wurden verdoppelt, um Tag und Nacht über „look out“ zu halten. Auf den Masten erglänzten elektrische Lichter, die Geschwindigkeit des Dampfers wurde auf die Hälfte vermindert und alle zwei bis drei Minuten ertönte die „Sirene“, das Nebelhorn, dessen schauerliche, Mark und Bein durchdringende Töne auf weite Entfernungen andere Schiffe warnen, dabei aber auch natürlich uns Passagieren die Nachtruhe gänzlich verleideten. Zuweilen hörten wir ganz aus unmittelbarer Nähe das Nebelhorn eines anderen Schiffes, ohne auch nur das Geringste davon zu sehen, ein entsetzlicher Moment für uns alle — für Kapitän, Mannschaft und Passagiere.

Von den Küsten Neufundlands, in deren unmittelbarer Nähe wir uns befanden, sahen wir nicht die geringste Spur, ebenso wenig wie von den zahlreichen Eisbergen, die sich leider nicht durch elektrische Lichter und Nebelhörner anmeldeten.

Unter solchem Wetter fuhren wir um das berüchtigte Kap Race bis zur Hafeneinfahrt von St. John's, der auf der Halbinsel Avalon gelegenen Hauptstadt Neufundlands, der bedeutendsten Fischerei-Metropole der Welt. Erst hier lichtete sich, durch einen tüchtigen Nordwind aus seinem trägen Schlafe aufgerüttelt, der Nebel, und wir konnten zum wenigsten die prächtige Lage der Stadt, die östlichste der neuen Welt, wahrnehmen. Graurothe kahle Klippenmauern steigen fast senkrecht mehrere hundert Fuß hoch aus dem stets heftig bewegten Meere empor, anscheinend ohne die geringste Unterbrechung, so daß uns beinahe der Athem benommen wurde, als wir unser Schiff direkt auf die Klippen lossteuern sahen.

Erst ganz unmittelbar unterhalb der Felsen gewahrten wir die enge Einfahrt in den Hafen, die eine englische Meile lang zwischen den sich bis auf wenige hundert Meter einander nähernden Felsmauern hindurchführt. Fast schien es uns, als bewegten sich die beiden Felsen auf uns zu, wie weiland Scylla und Charybdis, ohne daß wir in dem kalten Lande des Nordens eine Taube gehabt hätten, uns durch List von der Umarmung zu befreien. Früher befanden sich auf den Felsen dieses amerikanischen Gibraltar mit Kanonen gespickte Batterien, Festungswerke und Kasematten, welche jedem feindlichen Schiffe die Einfahrt geradezu unmöglich gemacht hätten. Heute sind diese Festungswerke aufgelassen. Die englische Garnison wurde schon vor Jahren aus Neufundland gerade so wie aus ganz Kanada zurückgezogen und die Militärmacht der Insel, obschon dieselbe Süddeutschland an Größe erreicht, besteht aus 100 Konstablern, von welchen 50 in der Hauptstadt stationirt sind und die Leibwache des Gouverneurs bilden. Die Kavallerie der Insel besteht aus — zwei berittenen Konstablern, wohl die verhältnißmäßig kleinste Militärmacht irgend eines Landes des Erdballes.

Die Expedition zur Erforschung der neusibirischen Inseln.

Die Mitglieder der Expedition zur Erforschung der neusibirischen Inseln sind kürzlich nach St. Petersburg zurückgekehrt; außer dem Chef, Dr. med. A. Bunge, einem jüngeren Sohn des bekannten Botanikers Bunge, betheiligten sich der Kandidat der Naturwissenschaften, Baron E. Toll, zwei Kosaken und einige Eingeborene, Jakuten und Tungusen, daran. Die Expedition ist glücklich beendigt und wissenschaftliches Material reichlich gesammelt worden.

Die Reise wurde auf Veranlassung der k. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ausgerüstet und vom Kaiser Alexander wurden 26 000 Rubel (etwa 52 000 Mk.) dazu angewiesen. Zweck derselben war eine allseitige Erforschung der Gruppe der neusibirischen Inseln des Eismeeres. Das Unternehmen begann 1885. Vor Allem mußte in Hinblick auf die wüsten, abgelegenen Inseln, welche eine besondere geheimnißvolle Welt für sich bilden, für eine sehr gründliche Verproviantirung gesorgt werden. Nahrungsmittel, Mehl, Spiritus, Zucker, Thee, etwa 700 Pud (ca. 1000 kg) Fische und Pulver wurden bereits im September an die Mündung der Lena geschafft und von da zum Theil mittels Renthieren, zum Theil mittels Hunden weiter transportirt. Die Mitglieder der Expedition folgten nach. Ein halbjähriger Winteraufenthalt wurde unter 71 Grad nördl. Br. in der Ortschaft Kasatschje genommen. Dieselbe liegt 30 Werst (Kilom.) südlich von Ustjänsk an der Einmündung der Jana in das Eismeer und hat 150 Einwohner, welche in etwa 20 Jurten leben; nur ein einziges, mit vieler Mühe gebautes Haus existirt daselbst. Der Winteraufenthalt blieb nicht ohne Gewinn: es wurden nämlich 270 Werst von Kasatschje entfernt die Reste eines Mammuts entdeckt. Ende März 1886 begab sich Dr. Bunge bis zum Vorgebirge Swätoj Noß; von hier aus sollte der eigentliche Marsch mit 240 Hunden angetreten werden. 19 Schlitten (Narten) mit je 12 Hunden bespannt führten die Expedition vom Festlande über das gefrorene Eismeer längs hoch aufgethürmten Eismassen (sog. Torossen). Ohne unangenehme Zufälle, ohne schwere, aufregende Momente ging es dabei nicht ab. Die im Voraus abgefertigten Jakuten kehrten nicht zurück. Man mußte annehmen, daß der Weg nicht passirbar sei, daß vielleicht bei den Inseln keine Eisdecke vorhanden sei. Endlich, in der zweiten Hälfte des April, kehrten die Jakuten mit den Narten zurück und meldeten, daß die Fahrt glücklich beendet sei. Die Kälte stieg zu jener Zeit bis zu — 32° R. Dr. Bunge widmete seine Aufmerksamkeit insbesondere der Ljächow-Insel, während Baron Toll nicht nur die Kotelnij-Insel, sondern auch Neu-Sibirien besuchte. Im Mai befanden sich beide Theilnehmer am Medweshji-(Bären-)Vorgebirge, der Südspitze der Insel Kotelnij.

Die Ljächow-Insel hat eine sehr eigenartige, aber rauhe Physiognomie; ihr Umfang beträgt 300 Werst (Kilom.), die Oberfläche ist uneben und hügelig. Die daselbst herrschenden Winde sind Ost- und Westwinde. Außerordentlich heftig und schädlich wirkend ist der Westwind; er bringt anfangs Regen, dann aber Frost. Der Tunguse fürchtet ihn sehr, weil es vorgekommen ist, daß unter seinem Einflusse sogar im Sommer einzelne Menschen erfroren. Das Ende des Winters, der ununterbrochenen Fröste und Schneegestöber hat, etwa um die Mitte Juni (alten Stils) statt, obgleich keineswegs der Sommer ganz frei von Schnee, Nebel, Sturm u. s. w. ist. Große gewaltige Haufen von ewigem Eise schließen die Insel ein, ein einziges Mal konnte Dr. Bunge ein eisfreies Gebiet im Meere wahrnehmen. Von den Kotelnij-Inseln kann man bei klarem Wetter in nördlicher Richtung Land sehen, welches nur etwa 150 Werst (Kilom.) entfernt zu sein scheint. Dem Erreichen dieses Landes würde der Umstand günstig sein, daß wahrscheinlich infolge warmer Strömung in einer bestimmten Richtung das Meer gar nicht zufriert. Die höchste auf der Ljächow-Insel beobachtete Temperatur betrug nur 8° Wärme (Reaumur). Anfang Juni schmolz der Schnee und Mitte Juni wurde das erste Blümchen gefunden. Unter dem Einflusse der wunderbar belebenden Kraft des Polarsommers beginnt die bisher unter der Schneedecke begrabene Tundra sich mit einer Menge origineller nordischer Pflanzen zu bedecken; am Boden der kleinen Seen erscheinen Insekten und das bis dahin todte nordische Reich ist nach kurzer Zeit nicht mehr wieder zu erkennen. Es giebt auf jenen Inseln wilde Renthiere, Wölfe, Eisfüchse, Mäuse, an Vögeln Dompfaffen, Möven, Schnepfen und andere. Sehr selten kommen Füchse und Hasen hier vor. Abgesehen von den Mäusen sind alle Thiere auf der Insel nur Gäste; sie überwintern alle auf dem Festlande. Das Bild der Thierwelt wird durch die Bewohner des Wassers vervollständigt; neben Fischen kommen Robben (Seehunde) vor. Das, was die Menschen heranzieht, ist das Suchen nach Mammutzähnen.

Die Rückkehr Bunge's zum Festlande fand unter sehr ungünstigen Umständen statt. Auf jedem Schritte stellten sich neue Hindernisse entgegen. Wassermangel und in Folge dessen Durst quälte die Reisenden; weil kein Holz vorhanden war, konnte auch kein Eis geschmolzen werden. Endlich nach vielen Mühen war das Festland erreicht; die Expedition langte in Ustjänsk an und nach Zurücklegung von 870 Werst traf Dr. Bunge in Werchojänsk ein. Zum Theil mittels Renthieren, zum Theil mittels Pferden wurden die 1000 Werst bis Jakutsk durchmessen, und von da begab sich Bunge über Irkutsk und Tomsk nach St. Petersburg.

Die Resultate der Expedition bestehen in einer gründlichen Erforschung der bisher fast ganz unbekannten neusibirischen Inseln; Vermessungen sind angestellt, Beobachtungen verschiedener Art gemacht, beträchtliche Sammlungen herbeigeschafft; die Geologie der Inseln und das angrenzende Gebiet ist untersucht, eine Anzahl urweltlicher Thiere bestimmt worden.

(„Nowoje Wrjemä", April 1887, Nr. 3971.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der Berliner Gesellschaft für Erdkunde sprach am 5. März 1887 Dr. Snouck Hurgronje aus Leyden, welcher unter der Maske eines mohammedanischen Rechtsgelehrten Dank seiner vorzüglichen Kenntniß der arabischen Sprache und der Satzungen des Islam sechs Monate lang unerkannt in Mekka zugebracht hat, über seine dort gesammelten Erfahrungen. Ueber die 15 Quartiere, in welche die Stadt zerfällt, berichtete er (Verhandl. d. Ges. f. Erdk., Bd. 14, S. 151 f.) Folgendes: Obgleich sich dieselben weder durch Grenzzeichen noch durch die Herkunft ihrer Bewohner von einander unterscheiden, weiß jeder Mensch, sogar jeder Hund, zu welchem Quartier er gehört. Die Leute der unteren Klassen, die „Söhne des Stadtviertels", zanken sich aus dem nichtigsten Anlasse mit ihren Grenznachbarn; oft herrscht jahrelang zwischen zwei Stadtvierteln ein Verhältniß, das an die altarabischen Stammesfehden mahnt. Beschimpfungen und Quälereien schüren die Feindschaft, bis die Parteien einander in der südöstlich von der Stadt gelegenen Ebene mit Knitteln und Messern eine förmliche Schlacht liefern. Nachher muß das Saldo der Rechnung an Todten und Verwundeten entweder nach dem jus talionis oder durch Zahlung des Blutgeldes gesühnt werden. Mitunter gelingt es den Vorstehern und Aeltesten der Viertel, in anderer Weise einen Friedensschluß herbeizuführen. Es finden sich dazu Vertreter der beiden Parteien an einem bestimmten Orte ein; der Schuldige schlägt nun sich selbst mit der Faust oder verwundet sich mit einer Waffe, bis die Gegner ausrufen, es sei genug. Darauf begrüßen alle einander freundlich und genießen zusammen eine Mahlzeit, deren Kosten der Schuldige bezahlt. Ein solches Abkommen wird naqa genannt. Wie tief diese Dinge im Volksleben wurzeln, wurde dem Reisenden recht klar bei einem Besuche, den er während der Festtage, welche den Fastenmonat beschließen, von einem frommen, aber ungebildeten Sohn Mekkas empfing. „Die Weise, wie man jetzt das Fest begeht", sagte er ihm, „zeugt davon, wie unser Wohlstand im Rückgange begriffen ist. Langweilige Feierlichkeit ist an die Stelle der früheren Ausgelassenheit getreten." Er erläuterte dies mit Beispielen und rief schließlich mit betrübter Stimme: „Wie hätte man sich früher solche vier Feiertage denken können, ohne daß einmal in der Ebene eine tüchtige Schlägerei (hôscha) zwischen zwei Stadtvierteln stattgefunden hätte!"

— Nach der Zeitung „Kaspi" fand am 3. Februar in Usun-Ada in Gegenwart des Chefs des transkaspischen Bezirks eine Versammlung der Vertreter aller Dampfschiffs- und Handelsgesellschaften statt, wobei berathen wurde, ob Krasnowodsk, wohin man jetzt die transkaspische Bahn verlängern will, oder Usun-Ada den Vorzug als Handelshafen verdiene[1]). Alle sprachen sich einstimmig für Usun-Ada aus: es ist als Hafen zugänglicher; Platz zum Aufbau von Lagerhäusern ist ebenso vorhanden wie in Krasnowodsk; die klimatischen Verhältnisse aber sind noch etwas günstiger. Ueberdies würde der theure Bau der Linie bis Krasnowodsk die Frachtkosten bedeutend erhöhen, was keineswegs wünschenswerth ist. Die Vertreter beschlossen eine Denkschrift einzureichen und um Einrichtung eines Hafens in Usun-Ada zu bitten.

— Die holländische Regierung beabsichtigt die Erbauung einer Eisenbahn auf Sumatra, von Muara Kalaban nach der Brandewyns-Bai an der Westküste über Fort de Kock, dem Sitze der Regierung, um die Kohlenlager am Ombilin-Flusse auszubeuten. Deren Produkt soll die beste englische Kohle noch übertreffen und der Ertrag wird auf 200 Millionen Tons geschätzt. Der Bau der Eisenbahn soll sechs Jahre dauern und 16 Millionen Gulden kosten. Der Abbau der Kohlenfelder wird, wie man glaubt, einen jährlichen Nutzen von 630 000 Gulden abwerfen und Niederländisch-Indien hinsichtlich seines Kohlenbedarfes unabhängig machen.

Afrika.

— Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird Marokko in nicht allzu langer Zeit in das Getriebe der europäischen Kolonialpolitik hineingezogen werden; für das alsdann entstehende Bedürfniß nach litterarischen Hilfsmitteln ist in deutscher Sprache wenig gesorgt, und darum verdient das Buch des früheren Konsulatssekretärs in Tanger, Victor J. Horowitz, „Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute" (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887) Beachtung, weniger wegen der kurzen, schematischen Angaben über die Geographie, als wegen der ausführlichen Mittheilungen über die Bewohner, welche der Verfasser gründlich kennen zu lernen offenbar Gelegenheit gehabt hat, über deren Lebensweise, Sitten und Gebräuche, Religion, Gewerbe und Handel, Regierung u. s. w. Die Zukunft dieser Nordwestecke Afrikas — und mit dieser Ansicht steht Horowitz nicht allein da — bezeichnet er in industrieller und commercieller Beziehung als eine glänzende. „Früher oder später wird die afrikanisch-mohammedanische Mißwirthschaft ein Ende nehmen und geregelten Zuständen Platz machen. Mit der eintretenden Sicherheit der Person und des Eigenthums wird die gegenwärtig dort herrschende Indolenz einer allgemeinen Thätigkeit Platz machen. Die weiten brachliegenden Ackerfelder werden bebaut werden, die ausgedehnte, leicht zugängliche Küste zweier Meere wird sich mit Schiffen bedecken, die vielen schiffbaren Flüsse, die das Land nach allen Richtungen durchziehen, werden regulirt und befahren, die erzreichen Berge werden ausgebeutet, die mächtigen Waldungen ausgenutzt werden und industrielle Unternehmungen verschiedener Art an allen Orten erstehen und immer mehr Produktionskräfte in das so reiche und unausgebeutete Land hereinziehen."

— Nach einem Berichte des englischen Generalkonsuls Playfair hat sich die Halfa-Ausbeute der franco-anglo-tunesischen Gesellschaft sehr entwickelt. In Kira, gegenüber den Kerkenah-Inseln, ist ein Depot angelegt und eine 30 km lange Eisenbahn landeinwärts erbaut worden. Indessen erhebt die Regierung des Bey einen Ausfuhrzoll von 12 Sh. per Tonne, während in Algerien und Tripolitanien der Export frei ist; vielleicht wird der Gesellschaft dadurch die Konkurrenz unmöglich gemacht.

— Der Verlust der nur handschriftlich vorhandenen Karten des Sudan, welchen wir oben S. 160 erwähnten, wird uns in einer Zuschrift aus England anders dargestellt, als es im „Mouvement Géographique" nach einer französischen Quelle geschehen ist. Danach ist Lieutenant Mantell ein sehr sorgsamer Mann, den keine Schuld trifft. Die werthvollen Sudankarten verschwanden zur Zeit der Besetzung Kairos im Jahre 1882; die englischen Militärbehörden hatten zwar Verdacht auf eine bestimmte Person, konnten aber dafür nie einen Beweis erbringen und mußten sich in den Jahren

[1]) Vergl. die Karte im „Globus", Bd. 49, S. 296.

1884 bis 1885 anderer Sudankarten bedienen, welche in England bearbeitet worden waren. — Englische Reisende und Officiere haben bisher so viel für die Erforschung der Erde gethan, daß, selbst wenn jener Verlust durch Schuld eines Engländers eingetreten wäre, dies ihren Ruhm und Verdienst nicht schmälern könnte. Aber darum bleibt es nicht minder zu bedauern, daß die englischen Militärbehörden so zahlreiche und werthvolle Aufnahmen, namentlich aus Asien, der Oeffentlichkeit vorenthalten.

— Aus Anlaß der jüngsten Ereignisse bei Massauah veröffentlicht das Blatt „Marina e Commercio“ den am 3. Juni 1884 zwischen England und Abessinien geschlossenen Vertrag. Von Interesse sind darin folgende Bestimmungen: Art. 1. Für alle Waaren, Waffen und Munition eingeschlossen, welche in Abessinien ein- oder von dort ausgeführt werden, wird freie Durchfuhr unter britischem Schutze zugesichert. Art. 2. Vom 1. September 1884 an wird das als Bogosland bekannte Gebiet dem Negus zurückgegeben, und sobald die Truppen des Chedive Kassala, Amideb und Sennahit (Keren) verlassen haben werden, sollen die im Besitze des Chedive befindlichen Forts mit allem Proviant und Munition dem Negus als Eigenthum übergeben werden. Dieser Vertrag soll nach Art. 7 von der Königin von England und dem Chedive ratificirt werden. — Art. 1, die Waffeneinfuhr betreffend, ist jedenfalls — allerdings aus guten Gründen — von Italien nicht beobachtet worden; vielleicht rührt daher das feindliche Vorgehen Abessiniens.

— Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche am 27. März d. J. die Rechte einer juristischen Person verliehen erhalten hat, hat eine Expedition von nicht weniger als 24 Personen (Kaufleute, Landwirthe, Ingenieure, Techniker) unter dem Dr. Peters nach ihren Besitzungen abgeschickt. Dieselbe hat vor Allem den Zweck, Verkehrswege, d. h. Fahrstraßen und einzelne schmalspurige Eisenbahnen, anzulegen und vier neue Stationen zu errichten, und soll versuchen, den Handel des Gebietes in ihre Hände zu bekommen. Die Seelen der Neger zu gewinnen, werden eine evangelische und eine katholische Mission in Wettbewerb treten. Die am 15. September 1886 gebildete Plantagengesellschaft wird sich zunächst besonders mit dem Bau von Tabak und Baumwolle befassen; letztere, aus den südlicheren Gebietstheilen stammend, erzielte kürzlich in Bremen pro Ballen angeblich 53 Mark, $1\frac{1}{2}$ Mark mehr, als die beste amerikanische Waare.

— Die Frage, wie die Grenze zwischen dem Congo-Staate und den französischen Besitzungen in der Nähe des Aequators zu ziehen sei, ist in freundschaftlicher Weise zu Gunsten Frankreichs entschieden worden; wie es heißt, ist diesem das rechte Ufer des Flusses Mobangi zugesprochen worden. Dagegen hat die französische Regierung der Erwartung des Congo-Staates, daß sie 80 Millionen Franken von dessen Congo-Loosen an der Pariser Börse zulassen würde, entsprechen müssen.

— Dr. Zintgraff, welcher im Dienste des Reiches das Innere der Kamerun-Kolonie zu erforschen hat (vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 352), hat im November und December v. J. die Wapaki-Berge zwischen dem unteren Mungo- und dem Yabiang- (Abo-) Flusse bereist. Der wahre Name derselben ist indessen Bakossi. Im Februar gedachte er von Victoria aus über das große Kamerun-Gebirge hinweg nach Norden zu gehen und die Stromschnellen des Calabar-Flusses zu erreichen, um dann für kurze Zeit nach Europa zurückzukehren. — Im Auftrage des Auswärtigen Amtes soll sich in nächster Zeit auch Lieutenant Kund, der Congo-Reisende, in das Hinterland von Kamerun begeben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie früher („Globus“, Bd. 50, S. 160) berichtet wurde, ging Henry Ogg Forbes mit dem Plane um, den 4025 m hohen und schwer zugänglichen Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea zu ersteigen. Als er 105 km landeinwärts bis Kadawir, einem Dorfe der Eingeborenen, vorgedrungen war, sah er sich, weil ihm die Geldmittel ausgegangen waren, zur Rückkehr gezwungen. Die Geographische Gesellschaft in Melbourne hat nun auf einer am 16. Februar 1887 abgehaltenen Versammlung beschlossen, das Projekt wieder aufzunehmen. Das Parlament der Kolonie Victoria hatte derselben 1000 Pfd. St. für wissenschaftliche Forschung im Gebiete der Geographie überwiesen, und diese Summe soll jetzt auf die Ausrüstung einer Expedition zur Ersteigung des Mount Owen Stanley verwendet werden. Das dann noch Fehlende wird die Gesellschaft auf sich nehmen. Die Leitung der Expedition ist nicht dem Mr. Forbes, wie dieser erwartete, übertragen worden, sondern dem bewährten Missionar an der Südostküste von Neu-Guinea, dem Rever. James Chalmers, welcher mit Land und Leuten dieser Insel genau bekannt ist.

— Kapitän John Strachan, welcher im Juni vorigen Jahres von Sydney aus eine Entdeckungsreise nach Neu-Guinea unternahm, auf welcher er die südwestliche Küste des zu Holland gehörigen Gebietes erforschen wollte, ist Anfang März dieses Jahres wieder in Australien eingetroffen. Er fuhr in den Mc Cluer-Golf in 2° 30′ südl. Br. und 132° 30′ östlich von Gr. ein und entdeckte, daß derselbe durch eine schmale Wasserstraße mit der Geelvink-Bai an der Nordküste in Verbindung steht. Es würde also der nördlich vom Mc Cluer-Golf gelegene Theil eine besondere Insel bilden. Außerdem ergab sich, daß ein großer Theil der Küste, welcher auf den Karten als zum Festlande gehörig angegeben wird, aus Gruppen von Inseln besteht.

— Wie die „Mail“ vom 8. April d. J. meldet, ist zu den beiden großen, kürzlich im Stillen Ocean entdeckten Inseln eben eine dritte gefunden worden, weniger als 100 Seemeilen von der Nordküste von Neu-Guinea entfernt. Dieselbe erhielt den Namen Allison Island, ist fast 3 Meilen lang, 100 bis 150 Fuß hoch und hat viel Holz. Wenn auch die Karten des Stillen Oceans mit Inseln, die dicht bei einander zu liegen scheinen, wie übersäet sind, so können Schiffe doch wochenlang zwischen denselben hindurchsegeln, ohne je Land zu erblicken. A. R. Wallace, der weit im Stillen Oceane herumgekommen ist, hat sich dahin ausgesprochen, daß es dort noch so manche Inseln giebt, welche ein weißer Mann niemals zu Gesichte bekommen hat. Ab und zu findet auch ein Kaufmann irgend eine neue oder wenig bekannte Insel und fängt mit deren Bewohnern Handel an. Als die Woodlark-Inseln vor einiger Zeit erforscht wurden, stellte es sich heraus, daß eine australische Firma den Archipel schon mehrere Jahre vorher sorgfältig hatte aufnehmen lassen und dort in aller Stille Handel getrieben hatte, ohne daß die anderen Pacific-Firmen davon eine Ahnung gehabt hätten.

Südamerika.

— Dr. Wilhelm Breitenbach ist ein unermüdlicher Vorkämpfer für die, auch von uns für richtig erkannte und vertretene Idee, daß eines der geeignetsten Ziele für die deutsche Auswanderung die beiden südlichsten Provinzen Brasiliens sind, und daß es zu bedauern ist, daß die Regierung der Auswanderung dort immer noch fast feindlich gegenübersteht. Auch in seiner neuesten Arbeit „Die deutsche Auswanderung und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien“ (Leipzig, Duncker und Humblot, 1887) erörtert er den Verlust, den die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten uns zufügt, und führt den Beweis, wie geeignet dagegen Südbrasilien ist, unseren Ueberschuß an Menschen aufzunehmen. Denn es liegt im gemäßigten Klima und gestattet Deutschen dauernd schwere Arbeit, Fortpflanzung ihres Geschlechts,

Bewahrung ihrer Nationalität und ein Prosperiren binnen wenigen (vier bis fünf) Jahren. Zudem würden die dorthin Auswandernden Käufer deutscher Industrieprodukte bleiben, wie es die Ansässigen schon jetzt sind. Allerdings würde es sich empfehlen, jährlich nicht mehr als etwa 8000 Kolonisten dort anzusiedeln, da es an Wegen im Lande selbst, an Verbindungen mit dem Auslande und an vermessenem Lande noch fehlt. Dagegen thäten Kolonisationsgesellschaften gut daran, bei Zeiten Land aufzukaufen, um den sich rasch entwickelnden italienischen Kolonien (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 334) zuvorzukommen. Daß in Zukunft das deutsche Element in Südbrasilien auch politisch von maßgebender Bedeutung werden könnte, hält Breitenbach für keineswegs ausgeschlossen.

— Im Frühjahr ist Don Ramon Lista von seiner Fahrt nach Feuerland, welche der Untersuchung der Häfen und Flußmündungen an der Ostküste galt (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 368), nach Buenos Ayres zurückgekehrt. Die zahlreichen Karten und Pläne, welche er aufgenommen hat, sollen in französischer und englischer Sprache von der argentinischen Regierung herausgegeben werden. Als geeignetsten Punkt für die Anlage einer Küstenwache scheint er die Bai Buen Suceso in der Straße Le Maire (zwischen Feuerland und der Staateninsel) anzusehen; dieselbe liegt nämlich unmittelbar an der Route, welche die um das Kap Hoorn segelnden Schiffe einschlagen — und deren Zahl beträgt jährlich nicht unter 800. Die Errichtung eines Leuchtthurmes auf Kap St. Vicente (nahe dem Ostende von Feuerland) und einer Küstenwache in der benachbarten Thetis-Bai könnten gleichfalls viele Schiffsunglücke und Verluste an Menschenleben auf der, auch durch die Wildheit ihrer Bewohner verrufenen Ostküste von Feuerland verhüten.

— Die Expedition, welche im Auftrage der chilenischen Regierung den Rio Palena im Laufe des heurigen Sommers untersuchen sollte und vom Kommandanten Serrano befehligt war, ist am 12. Februar wieder in Puerto Montt eingetroffen, nachdem sie glücklichere Erfolge erzielt hat, als ihre beiden Vorgänger. Diesmal sind die Entdecker viel weiter vorgedrungen, erst auf dem Flusse, nachher zu Lande auf Wegen, die erst durch den dichten Wald geschlagen werden mußten. Sie sind bis auf die patagonische Hochebene gelangt und haben dort Indianer angetroffen und mit diesen verkehrt. Der Fluß ist viel länger, als es die Karten anzeigen, und reicht fast bis zur Mitte des Kontinents. Erst ist Herr Serrano zwischen den Bergen der Vor-Anden, welche durch die einzelnen vulkanischen Kegel des Osorno, Calbaco, Hornopiren, Corcovado, Melimoyu und andere bezeichnet werden, hindurchgekommen, dann nach Durchkreuzung einer außerordentlich weit ausgedehnten Ebene an eine zusammenhängende, an vielen Stellen mit ewigem Schnee bedeckte Kette, die der mittleren Anden, gelangt. Der Fluß durchbricht diese Mauer in einem engen Thale und wird von da aufwärts sehr reißend. Der Wald wird dann lichter, und die Bäume treten mehr gruppenweise zwischen Grasebenen auf. Das Klima ist trocken und die Vegetation eine von der Küstenvegetation verschiedene. Die Quila (bambusartiges, aber stark verästeltes Rohr des Geschlechtes Chusquea) verschwindet. In dieser Gegend trafen die Entdecker die Indier, welche sich aus der Gegend des Nahuelhuapi-Sees hierher gezogen haben und noch jetzt eifrigen Verkehr mit ihren Stammgenossen im Departement Osorno unterhalten. Sie sind vor den Argentinern, welche die gesammten Pampasindianer so grausam niedergemetzelt haben, geflohen, besitzen viel Vieh und machen auf die zahlreichen Heerden verwilderter Rinder Jagd. Diese stammen wahrscheinlich aus alten aufgegebenen oder verlassenen potreros (Viehweiden) der Einwohner der gegenüberliegenden Insel Chiloë. Es wurden ausgezeichnet schöne Bestände einer Art Nadelholz gefunden, welche ein nordamerikanischer Matrose der Expedition Cedern (cedro) nannte, die aber wahrscheinlich die Cordillerencypresse (Libocedrus andina) sind. Die Stämme waren fast alle schnurgerade und vollkommen gesund.

Dr. R. A. Philippi.

Vermischtes.

— Kobelt macht (im „Nachrichtenblatt der Deutschen malacozoologischen Gesellschaft" 1887, Nr. 34) darauf aufmerksam, daß die heutige Molluskenfauna der atlantischen Inseln in ihrem Charakter eine sehr bedeutende Aehnlichkeit mit der Fauna der unter- und mittelmiocänen Schichten Mitteleuropas bietet. Alle die heute für diese Inseln charakteristischen Gruppen und Gattungen finden sich auch im Horizonte der Helix Ramondi. Schwächer ausgeprägte Spuren der Miocänfauna haben sich auch im westlichen Europa, am Ostende der Pyrenäen, in Süd-Spanien und Nord-Marokko erhalten. Kobelt sieht übrigens auch in den Glandinen und Cyclostomiden der europäischen Fauna nicht Einwanderer aus West-Indien, sondern direkte Nachkommen der europäischen Miocänfauna, von welcher freilich auch die westindischen Arten dieser beiden und einiger anderer Gruppen ebenfalls abstammen.

— Joseph Hampel: Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn. (Mit 127 Tafeln. Budapest, F. Kilian. 1887.) Bekanntlich ist kein Land Europas reicher an Objekten der Kupfer- und Bronzezeit, als das von der Natur so reich gesegnete Ungarn. Nachdem nun Prof. Pulsky eine Uebersicht über die Kupferzeit in Ungarn gegeben hat, erscheint es als eine ebenso zeitgemäße wie verdienstliche Publikation, wenn der Conservator am Nationalmuseum zu Budapest in genauen Zeichnungen die typologischen Formen der ungarischen Bronzezeit wiedergiebt. Nach der Methode Lindenschmit's beschränkt sich der Verfasser auf Sammlung, Sichtung und Darstellung des reichen Materiales, welches er aus 41 Sammlungen Ungarns, in erster Linie aus denen des Nationalmuseums zu Budapest, gewann. Von einem raisonnirenden Text zu den einzelnen Typen und zur ganzen Erscheinung der Bronzezeit an der mittleren Donau sah der Verfasser mit Recht ab. Die Schlüsse kann sich jeder Archäologe aus dem dargebotenen Materiale selbst ziehen. Die Tafeln 1 bis 85 gewähren eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Typen von Werkzeugen, Waffen, Schmucksachen, Gefäßen der Bronzezeit. Besondere Beachtung verdienen die Figuren der Thongefäße, Tafel 67 bis 76, weil sie den lokalen Zusammenhang herstellen mit analogen Erscheinungen an den Küsten Kleinasiens und im Nordosten Europas. Die Tafeln 86 bis 126 enthalten 20 Gesammtfunde, unter welchen Anspruch auf besondere Beachtung die zahlreichen Gußstätten mit ihren Kelten, Sicheln, Ringen, Dolchen, Werkzeugen, Schmucksachen 2c. machen. Diese zahlreichen Gegenstände liefern den thatsächlichen Beweis, daß die meisten Bronzeobjekte, wohl unter Anregung vom Südosten her, im Lande selbst von einheimischen Handwerkern hergestellt wurden. Von Ungarn aus reichten damals dann die Handelsbeziehungen der Bronzezeit weit nach dem Westen und dem Norden Europas, mit Sicherheit bis an die obere Donau und den Südrand der Nord- und Ostsee. — Für das Verständniß der prähistorischen Kulturentwickelung Mitteleuropas bildet dieser übersichtliche Bilderatlas Hampel's ein ebenso unentbehrliches wie zuverlässiges Hilfsmittel.

C. M.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

I.

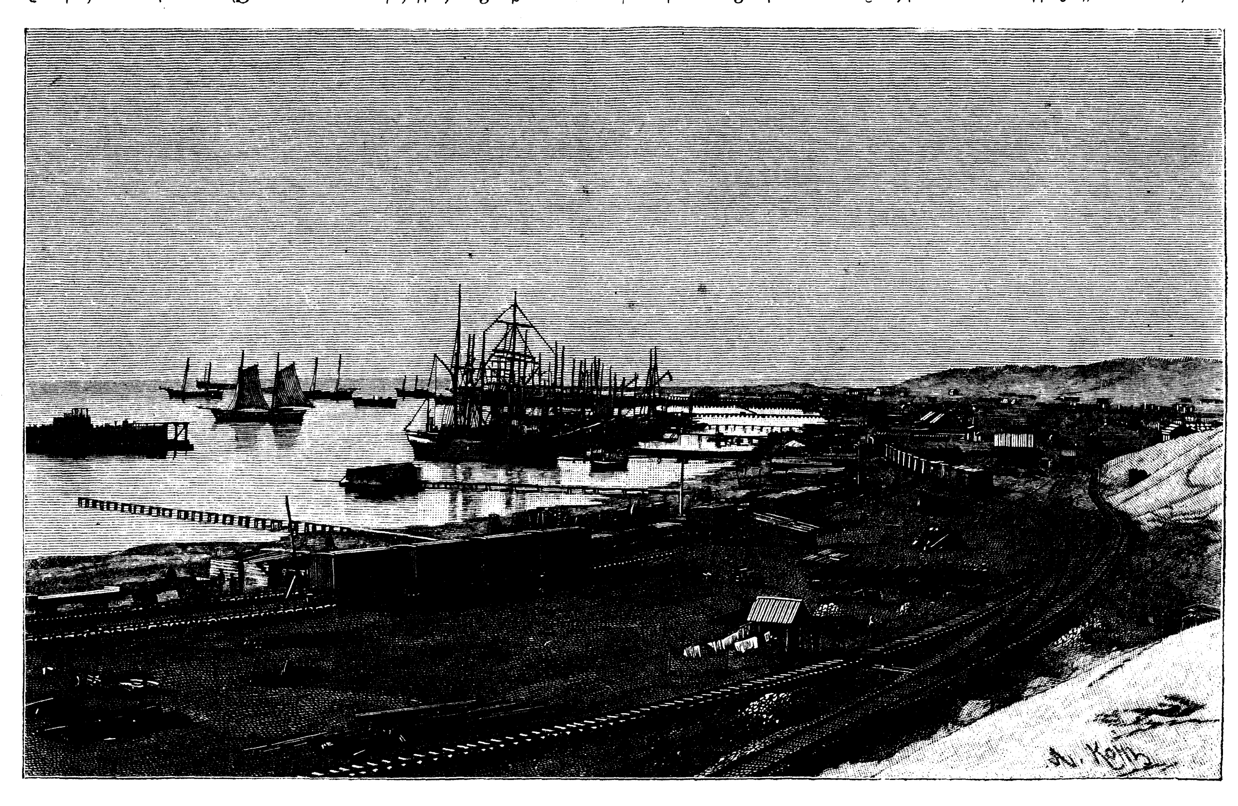
[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Mit einem Passe versehen, der ihm die Erlaubniß zum Betreten der transkaspischen Provinzen ertheilte und den er nur der besonderen Fürsprache des Generalgouverneurs Fürsten Dondukow-Korsakow verdankte, verließ E. Boulangier am 2. September 1886 auf einem Dampfschiffe der Gesellschaft „Kawkas i Merkur“ den Hafen von Baku. Solcher Ueberfahrten nach dem asiatischen Ufer des Kaspischen Meeres finden bis jetzt nur zwei in der Woche statt, was sich wohl bald ändern wird, ebenso wie die Güte der Schiffe, welche einstweilen noch manches zu wünschen übrig lassen. Namentlich das Deck bietet in dem bunten Durcheinander seiner Passagiere, Armenier, Kaukasier, Perser, bucharischer Juden, Männer, Weiber und Kinder, die bei Nacht, in ihre bunten Decken gehüllt, jeden Fuß breit Raumes mit ihren Leibern bedecken, zwar einen fesselnden Anblick, aber durchaus keinen beneidenswerthen Aufenthalt. Speisesaal und Mahlzeiten genügen, vermeiden aber jedes Zuviel. Zum Glücke dauert die nur 350 km weite Ueberfahrt nicht lange, höchstens 20 Stunden; doch genügen dieselben mitunter, um die Passagiere weidlich zu schütteln, denn auf diesem großen See bringen die kurzen, unregelmäßigen Wellen das Schiff gleichzeitig zum Stampfen und zum Schlingern. Die russischen Seeleute erklären das Schwarze Meer für bösartiger als das Mittelländische, und das Kaspische für noch schlimmer als das Schwarze. Andererseits dauern aber, besonders im Herbst, Stürme nicht lange, und erfahrungsmäßig hält die Bewegung der Oberfläche um so kürzere Zeit an, je kleiner das Wasserbecken ist. So war es auch diesmal; am Tage vor Antritt der Fahrt hatte in Baku ein geradeswegs aus den sibirischen Tundren herkommender eisiger Nordost geweht und von den letzten Ausläufern des Kaukasus solche Staubmassen in die Luft getrieben, daß die Sonne dadurch verdunkelt wurde. Aber am nächsten Tage war die Wellenbewegung nur noch eine ganz beschränkte.

Mit Anbruch des 3. September näherte das Schiff sich Krasnowodsk. Die Küste zeigte sich in der Ferne als flache, hellgelbe Linie, welche das dunkelblaue Meer und den azurnen Himmel scharf von einander trennte. Wenn das Schiff sich mehr nähert, sieht man auf allen Seiten, so weit der Blick nur reicht, Sanddünen und weiter nichts als Sanddünen, nicht einmal Felsen. So zeigte sich vor etwa acht Jahren das Land den russischen Generalen, als sie an das für unausführbar erachtete Werk der Eroberung der Turkmenenwüste gingen, das dann Skobelew zum glücklichen Ende führte.

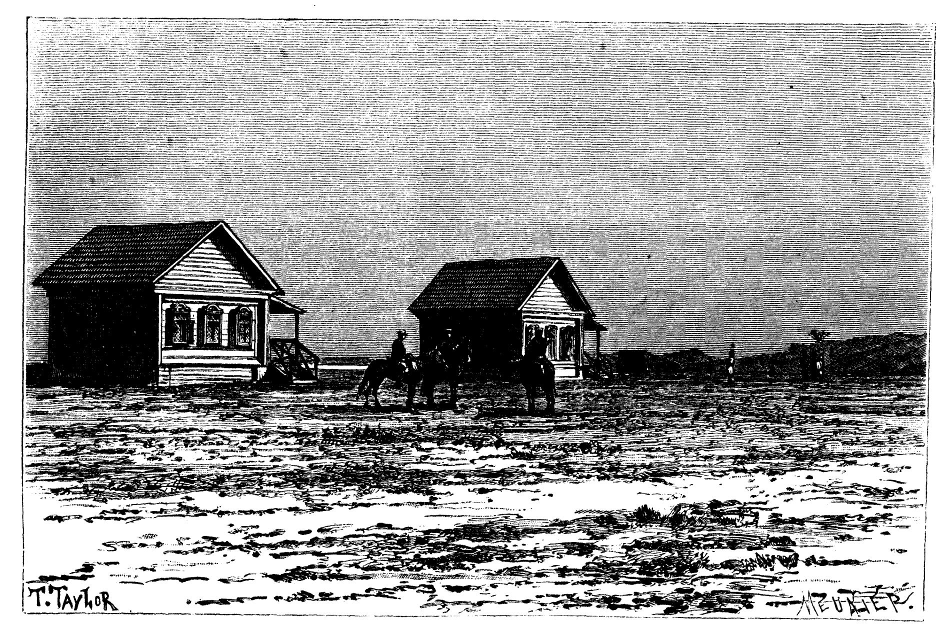
Aber das Dampfboot, welches seinen Gang wegen der abnehmenden Wassertiefe verlangsamt hat, fährt nicht nach Krasnowodsk, welches vielmehr zur Linken, im Hintergrunde einer von ziemlich hohen Bergen umrahmten Bucht liegen bleibt. Der Ort mit seinen 300 Einwohnern und dem kommandirenden Oberst ist neuerdings ebenso wie die wichtige Eisenbahnstation Michailowsk zu Gunsten eines

neuen Hafens aufgegeben worden, welcher in ökonomischer Hinsicht und für die Zwecke der Seeschiffahrt größeren Anforderungen genügt: zu Gunsten von Uzun-ada (vergl. über diesen Gegenstand O. Heyfelder's Aufsatz „Die Michael-



Der Hafen Uzun-ada.

bucht am Kaspischen Meere" und die dazu gehörige Karte im „Globus", Bd. 49, S. 294 ff.). Ein kleiner Dampfer bringt die Passagiere von Krasnowodsk an Bord des größeren, welcher dann vorsichtig durch ein Gewirr sandiger Inseln der vorausfahrenden Dampfschaluppe eines Lotsen folgt. Drei Stunden später erblickt man bei einer Biegung des



Häuser von Eisenbahnbeamten.

Fahrwassers plötzlich eine mit Schiffen wohlbesetzte Rhede, eine kleine, lebhafte Ortschaft, eine Eisenbahnstation und pustende Dampfmaschinen: das ist Uzun-ada. Der Meeresarm, welchem das Schiff bis hierhin gefolgt ist, ist

wohl noch 30 bis 40 km länger, aber er wird nach Osten hin, je mehr er sich der Station Michailowsk nähert, immer schmaler, gewundener und seichter. Bei Michailowsk selbst ist er nur 7 bis 8 Fuß tief, bei Uzun-ada dagegen zwischen 10 und 12 Fuß, was für die größten Schiffe des Kaspischen Meeres genügt. Die größten Tiefen trifft man stets zur Sommerszeit an, und alsdann zeigt auch der Handel das größte Leben, weil der Astrachaner Hafen eisfrei, also zugänglich ist. Das beträchtliche Sinken des Meeresspiegels im Winter rührt zum Theil von der geringeren Wasserzufuhr durch die Flüsse, besonders aber von den Winden her. Diese kommen im Sommer meist aus Südosten, im Winter aus Nordwesten und vermögen das Seewasser an bestimmten Punkten derart aufzustauen, daß man vorsorglicher Weise die Holzhäuser von Uzun-ada auf meterhohe Pfeiler gesetzt hat.

Um Mittag legte unser Dampfer an einer schönen, mit mehreren Schienengeleisen versehenen Lände neben einem großen Transportdampfer an, der dicht mit Soldaten besetzt war, die nach zweijährigem Grenzdienste in Asien ihrer Heimath wieder zugeführt werden sollten. Am Lande warteten einige telegraphisch benachrichtigte Officiere auf den Reisenden, nahmen ihn in Empfang, lasen seinen Paß und stellten sich ihm zur Verfügung, bis der täglich einmal verkehrende Zug abging.

Wohin man in Uzun-ada blickt, nichts als Sand und wieder Sand, dazu eine kleine, mit dunkelblauem Wasser gefüllte, anscheinend rings geschlossene Bai, ein fast tropischer Himmel und die brennende Sonne. Am Ufer geräumige Landeplätze, wo etwa ein Dutzend großer und kleiner Schiffe vor Anker liegen; große Holzbaracken, die mehreren Hunderten russischer und eingeborener Arbeiter zum Obdach dienen; etwa 20 nicht unelegante Häuser, gleichfalls von Holz, für die Eisenbahnbeamten und die Agenten der Dampfschiffgesellschaften; ein Gasthaus für Reisende, ein ziemlich großer Bahnhof und ein anderes Gebäude daneben, welches als Wartesaal dient, schließlich Post- und Telegraphenamt, alles in einzelnen numerirten Stücken aus Rußland herbeigeschafft und mit großer Sparsamkeit an Ort und Stelle zusammengesetzt: alles das hat der Wille eines energischen Mannes in wenigen Wochen in einer wasserlosen Wüste zu Stande gebracht. Man staunt weniger über die Leistung an sich, als über die Schnelligkeit, mit welcher es vollbracht wurde. Der Wille eines Mannes, des Generals Annenkow, welcher sich des Vertrauens seiner Regierung erfreute, genügte; er bestimmte einen Tag für die Vollendung der Arbeiten, und dieselben wurden bis dahin fertig gestellt, der Hafen existirt, die Eisenbahn geht, die Verbindung zwischen Europa und Asien ist hergestellt und damit das Verhältniß zwischen Rußland und England in Asien vollkommen verändert worden.


General Annenkow.

Die ersten Arbeiten an der transkaspischen Eisenbahn gehen bis zum Jahre 1880 zurück, als das russische Heer unter den Wällen des fast uneinnehmbaren Göktepe eine Schlappe erlitten hatte. Die räuberischen Turkmenen der Achal-Teke-Oase trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie nicht vor Piraterie auf dem Kaspischen Meere, einem durchaus russischen Meere, auf welchem den Verträgen gemäß sich nicht einmal die persische Flagge zeigen darf, zurückschreckten. Um sie zu züchtigen, wurde eine Expedition unter den Generalen Lazarew und Lomakin ausgeschickt, konnte aber aus Mangel an Wasser, an Transportmitteln und Proviant ihren Zweck nicht erreichen und mußte einen verlustreichen Rückzug antreten. General Skobelew wurde beauftragt, diese Scharte auszuwetzen, faßte den Plan, eine strategische Eisenbahn zu seiner Verproviantirung zu erbauen und betraute damit den General Annenkow. Damals also wurde die erste, ca. 225 km lange Strecke der Bahn von Michailowsk am Kaspischen Meere bis Kizil-Arwat am Westende der Achal-Teke-Oase erbaut; von den Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren, mag es einen Begriff geben, daß sich auf einer zusammenhängenden Strecke von 160 km kein Wasser fand; die später gegrabenen Brunnen lieferten nur wenig brackiges Wasser, so daß man zu destillirtem Meerwasser seine Zuflucht nehmen mußte. Als sich dann zwei Jahre nach dem Falle Göktepes Merw „freiwillig“ unterwarf (1883), tauchte allmählich der Plan auf, die Bahn zu verlängern, und heute ist sie im Begriffe, den Amu-darja zu überschreiten.

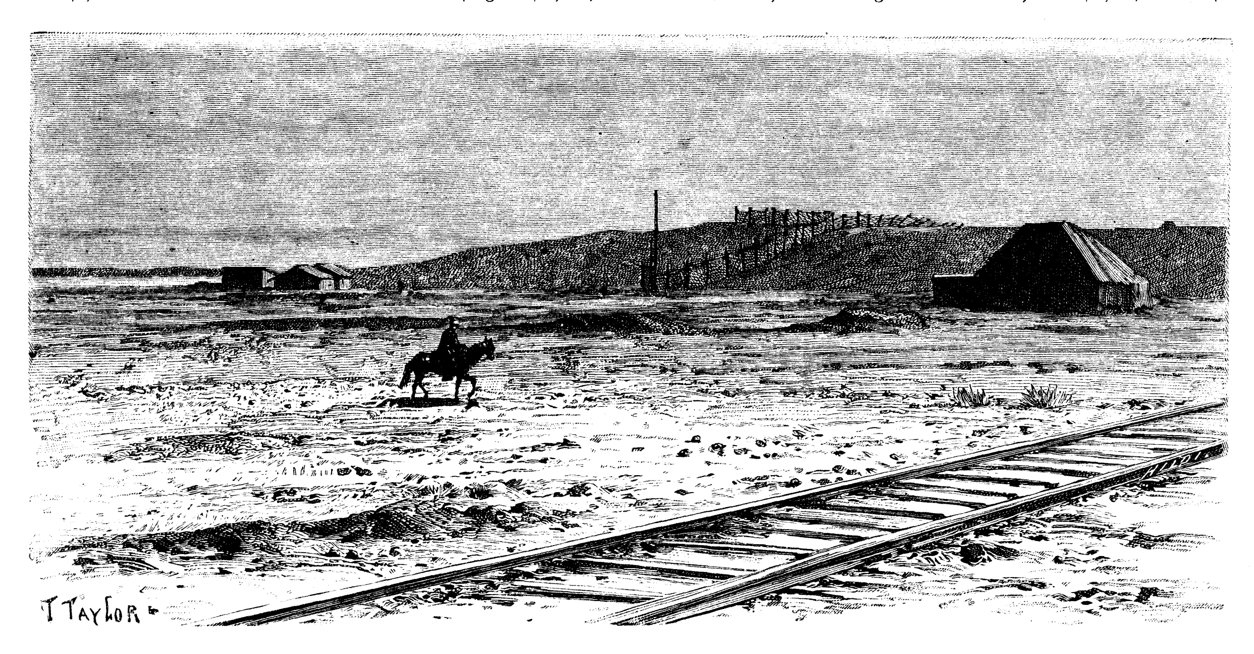
Drei Glockenschläge geben das Zeichen für die Abfahrt des Zuges nach Merw. Vor 10 Jahren noch hätte es einer zweiwöchigen und nicht ungefährlichen Reise bedurft, um jenes Ziel zu erreichen; heute braucht man 40 Stunden dazu und erfreut sich mannigfacher Bequemlichkeiten, eines Restaurationswagens, eines Schlafplatzes, eines Waterclosets und einer Waschgelegenheit, selbst wenn man nur ein einfaches Billet zweiter Klasse hat. Den Luxus der großen russischen Eisenbahnen findet man allerdings nicht.

Bald verschwinden die Häuschen von Uzun-ada hinter den Sanddünen, welche der Zug in 5 bis 10 m tiefen Einschnitten kreuzt. Von mancher Seite wurde befürchtet, daß

letztere durch Stürme verweht und völlig zugeschüttet werden könnten, wie Aehnliches auch beim Suez-Kanal vorausgesagt wurde. Aber dort ist nichts dergleichen eingetreten, und hier hat General Annenkow außerdem vorgesorgt und der Bahnlinie parallel weitgeflochtene Zäune auf den Dünen aufstellen lassen, wie sie im nördlichen Rußland gegen Schneeverwehungen im Gebrauch sind. Dieselben sind nur 1 m hoch und durch Pfähle im Abstande von 8 bis 10 m in dem Boden befestigt; so zerbrechlich sie aussehen, so vortrefflich erfüllen sie doch ihren Zweck.

In wenigen Minuten kreuzt die kleine Lokomotive von 32 Tonnen mit den angehängten 25 Wagen die Insel Uzun-ada und erreicht den 1200 m breiten Meeresarm, welcher dieselbe vom Festlande trennt. Ein durch Faschinen und Steingrund geschützter Damm von 1 bis $1^1/_2$ m Höhe führt hinüber; auf dem Festlande angelangt, fährt der Zug am Meeresufer entlang und steigt mühsam auf die sandige Hochebene hinauf, welche sich 50 km landeinwärts ausdehnt. Einschnitte und Dämme von 4 bis 5 m folgen sich ohne Unterlaß. Die Dämme sind mit einer dünnen Lage von Thonerde bedeckt, welche mit Salzwasser begossen wird, und leisten in Folge dessen selbst den heftigsten Stürmen Widerstand. Ab und zu zeigt sich noch zur Rechten das Meer, dann verschwindet es ganz und man befindet sich in der Sandwüste, einer Sahara im Kleinen. Ueberall erheben sich kleine Hügel von 15, 30, höchstens 40 m Höhe, mit einer dürftigen, von Sand überdeckten Vegetation bestanden. Dieselbe besteht vorzüglich aus dem Saxaul, dessen Wurzeln die Dünen des kaspischen Gestades zum Stillstande gebracht haben; er ist also für den Eisenbahnbauer ein werthvoller Bundesgenosse und es ist schade, ihn zum Brennholz herabzuwürdigen. Leider hat man das Geheimniß seiner Vermehrung noch nicht entdeckt.

Wir nähern uns der Station Michailowsk, dem früheren Landeplatze, welcher 25 Werst von dem jetzigen Uzun-ada entfernt ist. An verschiedenen Stellen bemerkt man zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie Senkungen mit ebenem Boden, welche wie ausgetrocknete Teiche aussähen, wenn sie



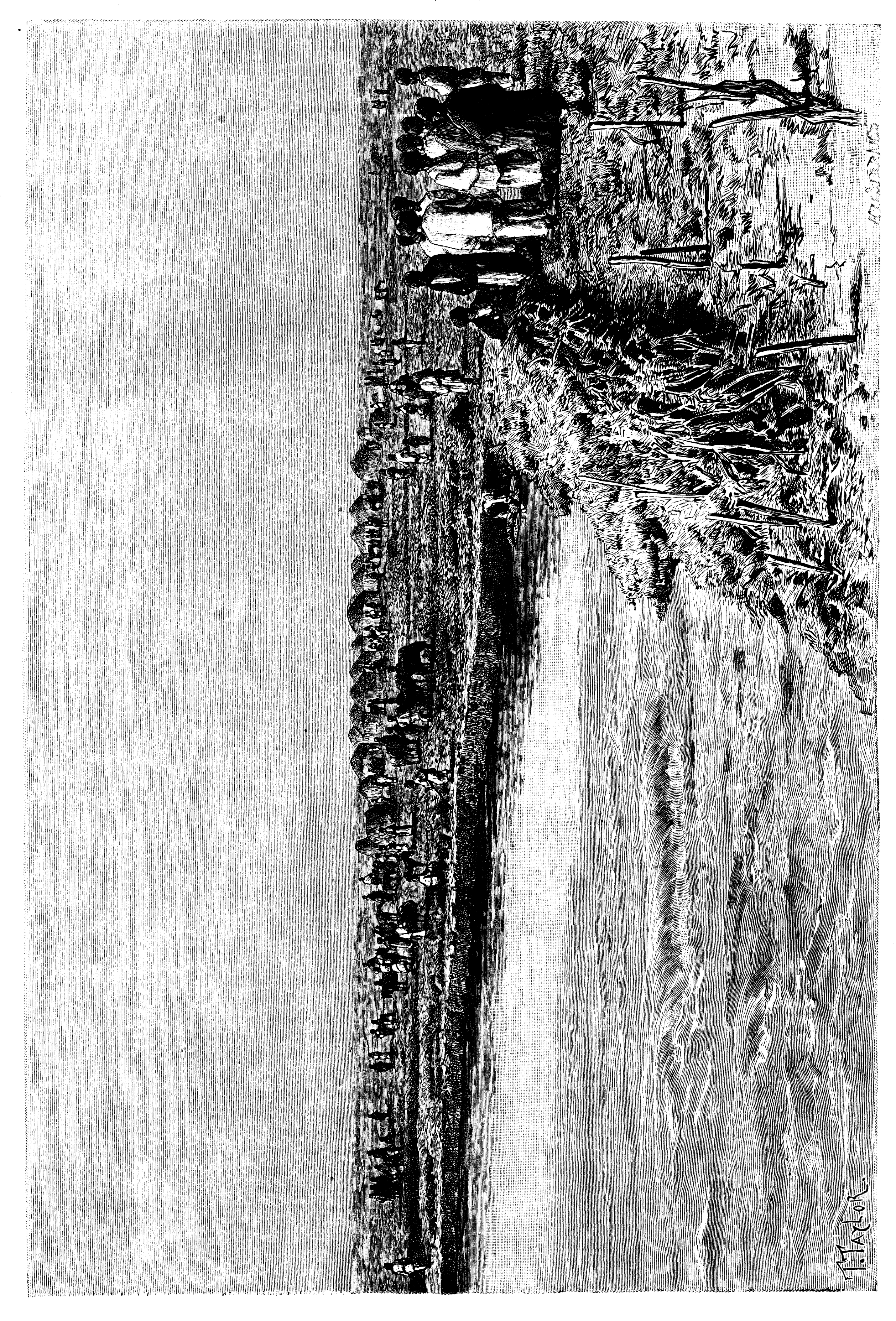
Dünen mit Schutzzäunen gegen Sandverwehung.

nicht auf ihrer Oberfläche weiße Flecken von Seesalz trügen, Reste der einstigen Meeresbedeckung. Um 4 Uhr 56 Min. Ankunft in Michailowsk, 1 Stunde 6 Minuten nach der Abfahrt von Uzun-ada; dieser Abschnitt der Linie ist erst seit wenigen Tagen vollendet, und man ist noch damit beschäftigt, einzelne Verbesserungen anzubringen; der Zug muß also langsam fahren. Hier findet sich ein großer Bahnhof, große Vorräthe von Maschinen und ein mächtiger Destillirapparat, welcher alle 24 Stunden 500 cm süßen Wassers zu liefern im Stande ist. Dort landete auch Skobelew. Die Lage ist nicht weniger öde als die von Uzun-ada, die Dünen sind sogar noch höher, aber der Hafen ist leer bis auf einige sich schaukelnde Barken: Michailowsk wird wohl bald von den Karten verschwinden müssen.

Nach dreiviertelstündigem Aufenthalte nimmt der Zug seinen Marsch durch den Sand wieder auf und steigt fortwährend, aber sehr allmählich zwischen den Dünen empor, deren Höhe mehr und mehr abnimmt. Sie reichen noch einige Kilometer über die nächste Station, Molla-Kary, hinaus und sind mit Saxaul bedeckt, welche man bei einigem guten Willen für kleine Bäume halten könnte; bei ihrem langsamen Wachsthume müssen es hundertjährige Gewächse sein.

Bei sinkender Sonne gewährt das große Balkan-Gebirge, welches sich nördlich von der Bahn und dem Usboi erhebt, und dessen westliche Fortsetzung die Bai von Krasnowodsk im Norden umzieht, einen prachtvollen Anblick. Der Sand dehnt sich bis zum Fuße desselben aus. Unweit von Molla-Kary liegt der höchste, zu 1634 m ansteigende Gipfel; nach Westen stürzt er in senkrechten Schroffen ab, nach Osten hin wird der Kamm rasch niedriger und verliert sich zuletzt unter der Oberfläche der Wüste.

Molla-Kary dachte man eine Zeit lang zum Ausgangspunkte einer Zweigbahn nach Krasnowodsk zu machen. Aber es wäre damit nicht viel gewonnen gewesen; man hätte 80 km Schienen legen müssen, darunter 15 an dem steinigen Abfalle des Gebirges entlang und hätte damit die Seefahrt nur um ein unbedeutendes Stück abgekürzt. Annenkow zog deshalb die Anlage des Hafens von Uzun-ada vor; wenn sich die Meerestiefen dort beständig erweisen, so wird



Turkmenisches Dorf.

auch Uzun-ada seinen provisorischen Charakter bald abstreifen und die 300 Einwohner von Krasnowodsk müssen sich damit trösten, daß sie für einen nationalen Zweck geopfert worden sind.

Der Aufenthalt in Molla-Kary (60 m über dem Kaspischen Meere) reichte gerade hin, um einen nahen kleinen Salzsee zu besuchen, dessen röthliches Wasser so dick ist, daß ein Mensch, er mag wollen oder nicht, darin schwimmt. Der Boden ist hier bis in große Tiefen mit Salz durchsetzt: ein artesischer Brunnen giebt noch auf 100 m Tiefe brackiges Wasser. Was mögen nur die Eingeborenen hier trinken? Und solcher giebt es hier, die ersten, seitdem man das Ufer



Turkmenenzelt.

des Kaspischen Meeres verlassen hat. Zur Linken der Station zeigt sich ein turkmenisches Dorf, bestehend aus 20 bis 30 kreisrunden, mit einem flachen Dache bedeckten Zelten aus dunklem Filze. Es sind Nomaden, welche jährlich zwei- oder dreimal ihre Wohnplätze ändern und mit ihren Schafen und Kameelen, Hunden, Weibern und Kindern weiterziehen. Doch entfernen sie sich niemals weit vom Kaspischen Meere; in der Richtung auf Astrabad gehen sie bis zur persischen Grenze, unterhalten aber mit den seßhaften Turkmenen der Achal-Teke-Oase keine Verbindung. Ihre Volkszahl wird sich wohl niemals genau ermitteln lassen; man schätzt sie auf 50 000 Seelen. Rußland erwartet von ihnen nichts und gestattet ihnen, nach Herzenslust herumzuwandern.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VI.

Am 23. September kehrte Chiarini von seiner Tour durch das Land der Guragé nach Modschér zurück. Vierzehn Tage später, am 7. Oktober, verließ die von dem Imam nach Kräften ausgeplünderte und durch das abermalige Entlaufen von vier Leuten auch in ihrem Personale bedenklich reducirte Expedition das Gebiet von Kabjena. Wie nach dem ganzen Verhalten des Imam zu erwarten gewesen war, hatten seine angeblichen Verhandlungen mit dem König von Dschimma das für die Reisenden ungünstigste Resultat gehabt. Das Reich Dschimma und damit der kürzeste und verhältnißmäßig einfachste Weg nach Kaffa blieb ihnen verschlossen, und da ihre Leute sich entschieden weigerten, ihnen durch das Gebiet der Guragé und Kambat zu folgen, so mußten sie wohl oder übel sich dazu entschließen, mit weitem Umwege zunächst in westlicher Richtung nach dem Königreich Limmu oder Enarea zu gehen, um von dort dann durch die weiter südlich gelegenen Reiche Gomma und Gera nach Kaffa vorzudringen.

Mit einer kleinen Eskorte von Leuten des Imam, die Cecchi noch im letzten Augenblick vor dem Aufbruche durch energisches Drohen mit der Rache Italiens zu erlangen gewußt hatte, wurde am Morgen des 7. die Westgrenze des „verhaßten Gefängnisses von Kabjena“ überschritten. Eine unabsehbare, mit scharfem, über mannshohem Grase und stacheligem Strauchwerke bedeckte Ebene, weglos und öde, breitete sich das neutrale Moggâ vor den Blicken der Reisenden aus. Brennende Sonnengluth und gänzlicher Wassermangel machten den zweitägigen Marsch durch dieses Gebiet zu einem wahren Martyrium. Aengstlich, mit blutenden, wunden Füßen und in steter Furcht, eines der hier zahlreich vorhandenen Raubthiere von seinem Lager aufzuscheuchen, wand sich die kleine Karawane durch das

hohe, jeden Umblick hindernde Grasdickicht, in dem selbst die voranschreitenden, ortskundigen Kabjenaführer mehr als einmal die einzuhaltende Richtung verloren. Auch schließlich war es mehr einem günstigen Zufalle als ihrer Führung zu verdanken, daß die zum Tode erschöpften, verdursteten Reisenden noch eben zur rechten Zeit am Ualgâ, einem Nebenflusse des Gibjé, anlangten. Ein mehrstündiger Marsch längs des linken (südlichen) Ufers dieses Flusses ließ sie am folgenden Tage das Gebiet der Tadallié-Galla erreichen, ein zum größten Theil aus Weideplätzen bestehendes, nur hin und wieder, und dann zwar ausschließlich mit Durrha bebautes, fruchtbares Tiefland. Das einzige Dorf des kleinen Stammes, das in einem zum Theil ausgeholzten Mimosenwalde über ein weites Terrain sich hinzieht, unterscheidet sich durch die primitive Bauart seiner Hütten wesentlich von den Dörfern der anderen Galla. Eine ohne jedes Bindematerial trocken aufgesetzte, kreisrunde Mauer von großen Steinen trägt das konische Dach, das, aus einem Gerüst von dünnen Akazienzweigen und einer leichten Strohbedeckung hergestellt, nur wenig Schutz gegen den Regen gewähren kann. Als Mittelstütze dient ihm ein in den Boden eingegrabener Baum, an dessen zum Theil stehen gelassenen Aesten das schwache Gerüst mit Stricken befestigt wird. Der hierdurch noch beengte Innenraum, der einen Durchmesser von nur 10 bis 12 m hat, beherbergt außer der Familie des Besitzers auch seinen ganzen Viehstand an Kühen, Schafen und Ziegen. Das Material zu dem rohen Mauerwerk liefert das schwarze vulkanische Gestein (Nephelinbasalt), das hier, wie überhaupt in dem ganzen Gebiete von Hawash bis Kaffa, vorherrschend auftritt.

Während die Tadallié in physischer Hinsicht von den übrigen Galla sich nicht unterscheiden, machen sie doch durch ihre Indolenz und Armuth, sowie durch ihr scheues, unintelligentes und fast wildes Wesen einen durchaus anderen Eindruck als die Mehrzahl ihrer energischen, selbstbewußten Stammesverwandten. Wohl nicht mit Unrecht schreibt Cecchi diese auffallende Wandelung des Volkscharakters der fortwährenden Beunruhigung und Bedrückung zu, welche die Tadallié seit Jahren schon von ihren gewaltthätigen Nachbarn, den Kabjena, zu erleiden haben. Wie groß die Abhängigkeit des dem Namen nach einstweilen noch unabhängigen Stammes schon war, erfuhren die Reisenden, als sie sich hier mit den für die nächsten Tage nothwendigen Lebensmitteln versehen wollten. Sie mochten an barem Gelde, Salz und den verlockendsten Tauschwaaren bieten, was sie wollten, die Leute waren nicht zu bewegen, ihnen auch nur ein wenig Durrha oder Milch, geschweige denn ein Stück Vieh, abzulassen. Ein Verbot des Anführers der Eskorte, der die Fremden so lange als möglich für sich auszunutzen gedachte, hinderte sie daran.

Schwierigkeiten anderer, ernsthafterer Art waren es, welche die Expedition wenige Tage später im Lande der westlichen Nachbarn der Tadallié, der Botor-Galla, zu bestehen hatte. Der Uebergang über den Gibjé, der in einem abgrundtiefen, von undurchdringlichem Walddickicht erfüllten Thale zwischen steilen, 70 bis 80 m hohen, felsigen Ufern seine ungeheure Wassermasse dahinwälzte, war ein Erlebniß, an das Cecchi, wie er selbst sagt, „noch Jahre lang später nie ohne Schaudern zurückdenken konnte". Ohne die Unterstützung der im ersten Botordorfe gemietheten 50 Eingeborenen, die, von mehreren Häuptlingen geführt, mit Aexten und Messern den Weg bahnten und das den Maulthieren abgenommene Gepäck die schroffe Thalwand hinabschleppten, wäre die Karawane wohl nie an den Fluß gekommen. 10 Stunden lang, bis tief in die Nacht hinein, hatte man dann mit dem Hinüberschaffen der Thiere und Sachen zu thun. Nur durch immer neue Versprechungen ließen sich die vor Frost zitternden, übermüdeten Leute dazu bewegen, das aufregende Werk zu Ende zu führen. Aber wenn sie auch ihre Schläuche mit bewundernswerther Geschicklichkeit über den 60 m breiten, schäumenden Fluß zu dirigiren verstanden, zwei Maulthiere und manch werthvolles Stück des Gepäcks wurden doch von den Fluthen weggerissen; daß unter dem Schutze der Dunkelheit auch vieles von den Eingeborenen über Seite gebracht wurde, verstand sich von selbst. Bis auf die Haut durchnäßt und vom heftigsten Fieber geschüttelt, nahmen Cecchi und Chiarini, als der ungeduldig erwartete Tag endlich anbrach, auf einer weit in den Fluß hineinragenden Felsplatte ein Inventar ihres abermals verminderten Besitzes auf. Von den acht Maulthierlasten, die, ein elender Rest der von Zeila mitgenommenen 115 Kameellasten, noch vorhanden waren, enthielten fünf die persönliche Habe der Reisenden, eine die wissenschaftlichen Instrumente, zwei die Tauschwaaren. Ohne die 600 bis 700 Thaler baren Geldes, welche die Reisenden unter ihren Kleidern verborgen noch bei sich führten, wäre ihre Lage schon jetzt durchaus hoffnungslos gewesen. Daß sie aber auch unter diesen Umständen nur mit einer gewissen Bitterkeit an jene überreiche Ausrüstung zurückdenken konnten, ist begreiflich. „Hätte man uns den Betrag der ganzen lästigen Bagage in barem Gelde mitgegeben, wie viel besser wäre es uns ergangen!" ruft Cecchi aus.

Der Gibjé, den die Expedition hier als ein so böses Hinderniß auf ihrem Wege kennen lernte, ist nach Cecchi's Dafürhalten nächst dem Zambese der wichtigste unter den dem Indischen Ocean zugehenden Wasserläufen Ostafrikas. Ungefähr unter 37° östl. L. und 9° 20′ nördl. Br. im Lande Lagamarâ entspringend, nimmt er auf seinem zunächst vorwiegend nach S gerichteten Laufe eine Anzahl bedeutender Flüsse auf, die seinen Wassergehalt rasch vermehren. Unter den von O kommenden linken Nebenflüssen erwähnt Cecchi den Ualgâ und den von der Expedition entdeckten wasserreichen Dumd, der die Nordgrenze des Landes der Guragé bildet und dasselbe von Kabjena und vom Gebiete der Tadallié scheidet. Als rechte Nebenflüsse nennt er den Gibjé von Limmu, den vom Botorgebirge kommenden Temsa, den Gibjé von Dschimma, den Kasaro und endlich den Godscheb, „der durch die verschiedenen Hypothesen der Geographen über seinen Lauf und Verbleib eine weit größere Berühmtheit erlangt hat, als ihm nach seiner untergeordneten Bedeutung in der Hydrographie jener Region zukommt". Nach dem, was Cecchi über ihn in Erfahrung gebracht hat, entspringt der Godscheb ungefähr unter 7° 30′ nördl. Br. und 36° östl. L. in den Geschabergen; zuerst nach O, dann nach SO fließend, geht er durch das Gebiet von Kankati und trennt dann die Galla-Reiche Gera und Dschimma im N von den Sidama-Reichen Kaffa und Kullo im S. Bei seiner Vereinigung mit dem Gibjé bildet er eine seeartige Erweiterung, in deren Mitte eine große Insel liegen soll. Von den Bewohnern dieser Insel, einem aus wenigen hundert Mitgliedern bestehenden Gallastamme, wird erzählt, daß sie, sobald bei Hochwasser ihren Hütten Gefahr droht, zur Ablenkung derselben und zur Versöhnung des bösen Geistes ein Kind in den Strom werfen.

Was nun weiter den Gibjé anbetrifft, so soll derselbe bald nach seiner Vereinigung mit dem Godscheb im Lande der Uarrata oder Dauarro den Namen Omo oder Umo annehmen, unter diesem Namen zunächst bis etwa 6 Grad nördl. Br. nach SW fließen, dann, durch die Aufnahme zahlreicher anderer von W kommender Flüsse (Hadia

Avoita u. v. a.), zu einem breiten, mächtigen Strome vergrößert, nach SO gehen, um schließlich (und diese Identität hält Cecchi für durchaus zweifellos) als der Dschuba der Somali sich in den Indischen Ocean zu ergießen.

Das Land der Botor, in dem die Expedition, durch Krankheit zurückgehalten, bis zur Mitte des November verweilen mußte, ist eine von W nach O, d. h. vom Gibjé zum Botorgebirge ansteigende, hügelige und ungemein fruchtbare Ebene, auf der gut bebaute Felder und üppige Wiesenflächen in anmuthiger Weise mit kleinen Wäldern von Sykomoren und Akazien (Acacia gummifera) abwechseln. Der von den Botor wenig geschätzte, überaus reiche Gummiertrag der letzteren würde, wenn richtig geerntet und in den Handel gebracht, einen bedeutenden Werth repräsentiren.

Durch die günstige Lage ihres Landes vor der Berührung mit überlegeneren Stämmen geschützt, erschienen die Botor den Reisenden als die ersten im wahren Sinne des Worts unabhängigen Galla, mit denen sie überhaupt zusammentrafen. Die alten nationalen Institutionen der Gallavölker fanden sich demnach auch bei ihnen noch in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, und die charakteristische, zugleich patriarchalische und republikanische Form des Zusammenlebens zeigte sich, durch den natürlichen Reichthum des Landes begünstigt, hier von einer so vortheilhaften Seite, daß Cecchi jede Aenderung dieser Zustände, selbst die durch eine von Europa zu importirende „höhere Gesittung" für durchaus nicht wünschenswerth erklärt. Der schroffe Gegensatz, der zwischen dem arbeitsvollen Leben der Aermeren und zahlreichen Sklaven und dem dolce farniente der reichen Häuptlinge besteht, „die in dem Besitze ihrer großen Heerden, ihres Pferdes und ihrer Weiber ein Paradies auf Erden finden" und ihre Tage mit Tabakrauchen, Kaffeetrinken und Schwatzen hinbringen, dieser Gegensatz wird, wie Cecchi anschaulich schildert, wesentlich abgeschwächt durch die vollständige Gleichstellung von Reich und Arm, die überall eintritt, wo es sich nicht um private, sondern um Stammesangelegenheiten handelt: bei Begehung der großen nationalen Feste, im Kriegsfalle u. s. w. Daß diese zeitweise Gleichheit auch für die Zwischenzeiten den Erfolg haben kann, die Aermeren gegen Uebergriffe und Unbill zu schützen, ist wohl denkbar.

Es gehörte Cecchi's außerordentliche Objektivität dazu, um sich unter den Verhältnissen, in denen sich die Expedition hier befand, ein so günstiges Urtheil über die Botor zu bilden. Denn den Reisenden gegenüber zeigten sich die Häuptlinge und das Volk mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gerade ebenso habgierig, plünderungslustig und mitleidslos wie die Soddo. Auch ohne Fieber und Dysenterie, die in 10 Tagen sechs von den Leuten der Expedition hinwegrafften und erst Chiarini, dann Cecchi Wochen lang heimsuchten, wäre der Aufenthalt hier schwierig gewesen — jetzt war er eine beständige Qual. Trotz der gänzlichen Verlassenheit, in der sie sich wähnten, mußte das Gerücht von ihrer traurigen Lage sich aber schließlich doch über die Grenzen der Botor hinaus verbreitet haben. Am 6. November traf ein Abgesandter des Abbâ Gommoli, des Königs von Limmu (Enarea) bei ihnen ein, um ihnen den Schutz und die Gastfreundschaft seines Herrn anzubieten. War ein derartiges Entgegenkommen des hinterlistigen Herrschers, den die Reisenden aus Bischof Massaja's Schilderungen seiner Erlebnisse in Limmu schon zur Genüge kennen gelernt hatten, auch kein besonders gutes Zeichen, so erklärten sie sich doch sofort bereit, der Aufforderung zu folgen. Einige Tage mußten freilich noch vergehen, bis sie mit ihren geschwächten Kräften die Reise antreten konnten, und so langten sie, nachdem sie am 18. unter unsäglichen Anstrengungen den 2700 m hohen Kamm des Botor-Gebirges überschritten und während der nächsten Tage das Gebiet der Tschorâ-Galla und das weite Moggâ zwischen demselben und Limmu passirt hatten, erst am Morgen des 23. November an der östlichen Grenze von Limmu an. Ein mehrstündiger Marsch durch eine reich bewässerte, mit Durrha, Mais und tief bebaute Ebene, auf der die einzelnen Felder durch hohe Hecken von Euphorbien und dornigen Pflanzen von einander geschieden waren, brachte sie am Abend des nämlichen Tages nach Saka, der Hauptstadt des Landes. Auf mehreren Hügeln und nach Art aller Gallaniederlassungen in vielen einzelnen Gruppen angelegt, macht Saka schon von weitem den Eindruck eines wichtigen, volkreichen Centrums. Das maserâ, der königliche Wohnsitz, liegt in der Mitte auf einer die anderen Hügel weit überragenden Anhöhe. Mehrere aus kunstvollem Schnitz- und Flechtwerk hergestellte Umzäunungen, deren jede nur ein breites, von sechs bis acht Wächtern bewachtes Thor hat, umschließen die etwa 30 Häuser, die von dem Könige mit seinem Hofstaate, seinen zahlreichen Weibern und den höchsten Beamten bewohnt werden. Von dem Luxus und der Eleganz, den schönen architektonischen Verhältnissen dieser geräumigen, hohen Gebäude hatten sich Cecchi und Chiarini trotz aller Schilderungen keine Vorstellung gemacht. Die feinste Ausführung jeder, auch noch so unwichtigen und kaum sichtbaren Einzelheit im Inneren wie im Aeußeren der Hütten wies auf orientalischen Einfluß hin. Einen eigenartigen Schmuck bildeten die auf der Mitte der konischen Dächer angebrachten Straußeneier; was aber die Bewunderung der Reisenden in fast ebenso hohem Maße erregte wie die Architektur der Häuser, das war der dem schönsten englischen Rasen gleichkommende, sammetartige Grasteppich, der sich, von zierlich geschlängelten, sauber gehaltenen Wegen durchschnitten, zwischen den einzelnen Umzäunungen und rings um die Häuser des Maserâ ausbreitete.

Der König oder Imam (denn er stellt auch das geistliche Oberhaupt seines Volkes vor) Abbâ Gommoli, ein kräftig gebauter Mann von einigen 50 Jahren, auf dessen Gesicht alle Leidenschaften und Laster ihren Stempel hinterlassen hatten, empfing die Reisenden in beängstigend freundlicher Weise. Freilich hatte er sie vorher Stunden lang in einem geräumigen Vorgemach warten lassen, und wenn er damit vielleicht bezweckt hatte, ihnen durch den Glanz und die Pracht seines Hofes zu imponiren, so hatte er diesen Zweck vollständig erreicht. Die nach abessinischer Art, aber in glänzendere Farben gekleideten Beamten, Häuptlinge, Diener und Eunuchen, die, wohl 100 an der Zahl, hier versammelt waren, lauter kräftige, wohlgebaute Gestalten vom reinsten Gallatypus, aber richtigem, bald kriechendem, bald hochfahrendem Höflingswesen, waren in der That eine stattliche Schaar. Alle trugen die nur in Limmu übliche originelle Kopfbedeckung, eine etwa 20 cm hohe, spitze Mütze aus schwarzem Ziegenfell, die, weit in die Stirn gesetzt, unter ihrem Rande nur einen schmalen Streifen des rundgeschnittenen, dick mit Butter gesalbten Haares sichtbar werden ließ.

Unter dieser geräuschvollen Versammlung, welche an „den Weißen mit den Eselsfüßen" augenscheinlich ebenso Anstoß nahm wie das Volk, das sie schreiend und schimpfend zum Maserâ geleitet hatte, befanden sich, der Befehle des Herrschers gewärtig, auch eine Anzahl Sklavinnen. Es waren sämmtlich schlanke Gestalten von schönen Formen und ausdrucksvoller Physiognomie, mit großen, lebhaften Augen, schönen Zähnen und üppigen Lippen; eine wahre

Schönheitsgallerie, trotz der braunen oder bräunlichen Hautfarbe und der seltsamen, bald in Form eines Turbans, bald als Mitra hoch geflochtenen und gekräuselten Frisur ihres reichen Haares. Sehr abweichend von den weißen buntverzierten Mänteln, den seidenen, mit Metallknöpfen reich geschmückten Hemden und den breit gefransten, bunten Schärpen der männlichen Tracht war das einzige Kleidungsstück, das diese Sklavinnen trugen, eine weich gegerbte, dünne Rinderhaut, die, auf der einen Achsel zusammengenommen, die andere frei lassend, bis auf die Füße hinabreichte und durch einen ledernen Gürtel fest um den Leib geschlossen wurde. Dieses einfache Gewand, das den Oberkörper nur zum Theil bedeckte und an der über einander geschlagenen Seite beim Gehen oft ein schön geformtes Bein sichtbar werden ließ, das gänzliche Fehlen von Perlenketten und Armringen und vor Allem auch das Fehlen der Butter in dem kunstvoll aufgethürmten Haar ließen die eigenartige Schönheit der Mädchen zur vollsten Geltung kommen.

Als die Reisenden endlich bei dem Könige vorgelassen wurden, saß derselbe in überreicher Kleidung, einen breiten, mit Gold gestickten, scharlachrothen Kragen über dem Mantel, die ganzen Arme mit goldenen Spangen bedeckt, das Haar in lauter einzelnen, nach oben spitz zulaufenden Büscheln strahlenförmig um das Haupt stehend, auf seinem nach Art eines Beichtstuhls eingerichteten Throne. Der Sessel stand zwischen zwei hohen Holzwänden eingeklemmt, deren jede in der Höhe des fürstlichen Ohres mit einem kleinen, kreisrunden Ausschnitte versehen war. Durch diese Oeffnung mußten die Häuptlinge und Beamten, ohne ihn durch ihren Anblick zu belästigen, ihm ihre Meldungen und Fragen vortragen. Ein strenges Gesetz befahl ihnen, bei diesen Unterredungen stets die Hand vor den Mund zu halten, damit ihr Athem das Haupt des Fürsten nicht berühre.

Die erste Audienz verlief in wünschenswerthester Weise. Die Geschenke der Reisenden, ein Pfund des hier über Alles geschätzten schwarzen Pfeffers, einige Ellen rothes Tuch, eine alte italienische Uniform und endlich ein kleines Fernrohr, von dem sich Cecchi nur höchst ungern trennte, wurden von Abbâ Gommoli gut aufgenommen und durch einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln erwidert. An die besten Wünsche und Rathschläge für ihre vollständige Genesung knüpfte der König das Versprechen, sie aus seinem Reiche zu entlassen, sobald sie die nöthigen Kräfte zur Reise wieder erlangt haben würden. Nach wenigen Tagen folgte natürlich auf dieses Vorspiel die schon bekannte Tragikomödie, in der indessen diesmal die Tragik bedeutend überwog. In einer weder wind- noch regenfesten Hütte untergebracht, ungenügend und schlecht beköstigt, oft mehrere Tage lang ohne jede Nahrung gelassen, mußten die bald von Neuem am Fieber erkrankten Reisenden mehr als einmal ihre ganze Habe nach dem Maserâ bringen und dort vor den Augen des Königs zur Auswahl ausbreiten. Waren sie zu krank, um selbst zu kommen, so wurde die Procedur, die nur bezweckte, ihren bis jetzt mit Glück verheimlichten Vorrath an barem Gelde zu entdecken, in ihrer eigenen Hütte vorgenommen; bald bei Nacht, bald bei Tage, je nachdem es der Willkür des freundlichen Herrschers beliebte. Es blieb den Reisenden nichts übrig, als den schweren, mit den großen Thalerstücken gefüllten Gurt, den sie bisher nur in Stunden besonderer Gefahr auf dem bloßen Leibe getragen hatten, jetzt beständig an sich zu haben, und dieser „Bußgürtel", wie Chiarini den unbequemen Begleiter oft im Scherze genannt hatte, wurde durch seine Schwere und den Druck, den er ausübte, jetzt zu einer wirklichen Pein und Buße für die Kranken. Der November ging zu Ende, December und Januar verstrichen, ohne daß sich die Lage der Reisenden änderte. Nur Abbâ Gommoli's bis jetzt immer noch erfolgreich getäuschte Geldgier wandelte sich allmählich in das übliche Verlangen nach den Gewehren der Fremden um; „erhielt er diese, so wollte er ihnen ohne Verzug die Erlaubniß zur Weiterreise ertheilen, anderenfalls blieben sie seine Gefangenen".

Die einzigen, einigermaßen erfreulichen Vorkommnisse in dieser schweren Zeit waren die Briefe, welche die Reisenden von dem seit Jahren schon im Reiche Gera thätigen französischen Missionar Pater Léon des Avanchers erhielten. Freilich konnte derselbe auch nichts Anderes thun, als sie zur Geduld ermahnen und ihnen versprechen, sich bei der Königin von Gera für sie zu verwenden; aber war dies auch nicht viel, so war doch das Bewußtsein, hier nicht ganz verlassen und von jedem möglichen Zusammenhange mit einem civilisirten Menschen abgeschnitten zu sein, für alle Fälle ein gewisser Trost.

Was Cecchi über die natürlichen und politischen Verhältnisse des Reiches Limmu mittheilt, ist in Kürze etwa Folgendes:

Das heutige Limmu oder Enarea ist nur ein kleiner Theil des großen, gleichnamigen Reiches, das sich zur Zeit des alten äthiopischen Kaiserthums zwischen den Flüssen Abai und Hawash ausbreitete und auch das heutige Kaffa mit umschloß. Ein Vorfahr des jetzigen Herrschers von Limmu, ein Häuptling der hier wohnenden Metscha-Galla, der, wie die Sage geht, von einem Weißen abstammte, ließ zu Anfang unseres Jahrhunderts sich und seine Stammesgenossen durch arabische Händler und Abenteurer zum Islam „bekehren". Der geistlichen Oberherrschaft, die er durch seine Ernennung zum Imam erlangte, fügte er bald auch die weltliche Königswürde hinzu, dem hierdurch gegründeten Reiche den alten Namen Limmu gebend. Seinem Beispiele folgten in kurzer Zeit noch einige andere Häuptlinge benachbarter Gallastämme, und so entstanden allmählich neben Limmu die ebenfalls mohammedanischen Reiche Gera, Guma, Gomma und Dschimma, in denen allen heute die starrste despotische Autokratie und eine ebenso sinnlose, wie strenge Befolgung der rein äußerlichen Vorschriften des Islam zu finden ist.

Das heutige Königreich Limmu hat eine Ausdehnung von ungefähr 2930 qkm. Seine mittlere Erhebung über dem Meere beträgt 1760 m. Das gebirgige Terrain weist eine Menge fruchtbarer, von größeren und kleineren Wasseradern durchströmter Thäler und Senkungen auf; dazwischen theils dicht bewaldete, theils bebaute Hügel und mehrere kleine zusammenhängende Bergzüge. Der bedeutendste dieser letzteren, der in einigen seiner Gipfel bis zu 2500 m Höhe ansteigt, durchzieht das Land beinahe in der Mitte von N nach S und bildet hier die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Gibjé im O und dem des mächtigen und wasserreichen Diddesa im W. Das Klima von Limmu ist im Großen und Ganzen ungesund, und dies nicht nur für den Europäer, sondern auch für die Eingeborenen selber. Die im Verhältniß zu seinen weiteren Umgebungen niedrige Lage des Landes, seine tiefen Flußthäler, die angrenzenden großen Grassteppen und nicht zum mindesten auch die von den Winden herbeigeführten Miasmen der nach der Regenzeit sumpfigen Uferstriche des Gibjé und Diddesa tragen zu diesem Umstande bei. Fieber und Dysenterie, die vorherrschenden Krankheiten, grassiren namentlich in den Monaten November, December und Januar, also in dem auf die Regenzeit folgenden Vierteljahr, in mörderischer Weise. Fauna und Flora des Landes tragen den rein tropischen Charakter. Neben einer großen Zahl anderer Kulturpflanzen, Mais, Sorgho, Bataten, tief, Lein, verschiedenen

Hülsenfrüchten, Zwiebeln und Knoblauch wird namentlich in den Niederungen viel Baumwolle und Kaffee gebaut. Der mit ziemlich primitiven Werkzeugen betriebene Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Einwohner, deren Zahl sich einschließlich der Sklaven auf etwa 40 000 Seelen beläuft. Die Viehzucht steht erst in zweiter Linie, und das auch hier vorzugsweise gehaltene Rindvieh (Zebu) ist von auffallend kleiner Rasse. Zum Betriebe der Jagd in den an allen tropischen Raubthieren sowie an Antilopen, Büffeln und Elephanten ungemein reichen Wäldern bedarf es einer besonderen Erlaubniß des Königs, der von ihrem Ertrage wie von allen übrigen Produkten des Landes hohe Abgaben erhält. Das Fleisch der wilden Thiere wird gänzlich verachtet, selbst das der Antilope nur selten einmal von den Sklaven oder dem ärmeren Volke gegessen. Löwen-, Leoparden- und Tigerfelle sind von vornherein Eigenthum des Königs, der sie verkauft oder auch gelegentlich seinen Günstlingen schenkt; von jedem erlegten Elephanten muß ihm ein Zahn, von jedem Büffel ein Horn und die Hälfte des Werthes der Haut gegeben werden — immer vorausgesetzt, daß der über Tod und Leben, wie über das Eigenthum seiner Unterthanen verfügende Herrscher in der Laune ist, sich mit so Wenigem zu begnügen.

Bei der strengen Beobachtung aller von dem mohammedanischen Kultus vorgeschriebenen Uebungen, der häufigen Waschungen und Gebete war den Reisenden das Fehlen aller diesen Zwecken gewidmeten Versammlungsorte höchst auffallend. Jeder Einwohner verrichtete seine Andacht, wo er sich eben befindet, und wie es keine Moscheen giebt, so ist auch kein Muezzin vorhanden, der die Stunde des Gebets ankündigt; man richtet sich, so gut man es vermag, nach dem Stande der Sonne. Nur der König hat in seinem Maserâ ein als Moschee dienendes Gebäude, in dem er mit seinen vornehmsten Häuptlingen und Beamten mehrmals am Tage unter allerhand an gymnastische Uebungen erinnernden Armbewegungen und Körperverrenkungen Stunden lang zu beten pflegt. Von allen religiösen Uebungen, wie überhaupt von der Religion selbst, sind die Frauen gänzlich ausgeschlossen.

Neufundland und seine Fischereien.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

II. (Schluß.)

Doch hier liegt St. John's gerade vor uns, amphitheatralisch im Hintergrunde des felsumschlossenen Hafens bis an den Gipfel der Höhen emporsteigend und gekrönt von dem größten Gebäude der Stadt, der katholischen Kathedrale mit ihren zwei hohen Seitenthürmen. Unten längs des schönen sicheren Hafens stehen in langer Reihe Lagerhäuser und Fabriken und strecken lange Werften ihre hölzernen Arme weit ins Wasser hinaus. Auf der Ostseite des Hafens sieht man die terrassenförmig längs der Anhöhe sich hinziehenden Trockendächer für den großen, allumfassenden Stapelartikel Neufundlands: den Stockfisch, auf einer Seite an die Felswand gelehnt, auf der anderen von Holzpfeilern getragen, sieht man hier ein solches Dach über dem anderen, jedes mit Reisig überdeckt, ein neufundländisches Seitenstück zu den schwebenden Gärten der Semiramis, nur daß sich hier statt herrlicher Blumen Tausende und Abertausende von Stockfischen zum Trocknen ausgebreitet befinden. Dem entsprechend sind auch die Wohlgerüche in diesen Stockfischgärten verschieden von jenen Babylons, aber dafür sind sie ebenso kräftig und anhaltend. Eine Nase voll Terrassenluft wiegt die ganze vierzigtägige Fastenzeit in Neapel auf.

St. John's ist keine schöne Stadt und schon nach mehrstündigem Aufenthalt in dem elenden Hotel wie in den ärmlichen, von hölzernen Häusern besetzten Straßen kam ich zur Ueberzeugung, daß es sich aus der Ferne am allerschönsten zeige. Nur in den Hauptstraßen der Stadt, in der Water-Street, sieht man eine Anzahl aus Stein gebauter, bemerkenswerther Geschäftshäuser. Die Kaufläden sind ärmlich ausgestattet, die Straßen schmutzig, die Häuser ziemlich verwahrlost und die moderne Civilisation ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß man in St. John's eine gute Mahlzeit einnehmen oder in einem reinlichen Bette schlafen könnte. Nur eine kleine Anzahl wohlhabender Familien, die Aristokratie, oder vielmehr die Kabljaukratie des Landes, hat sich in einem eigenen Viertel im obersten Theile der Stadt, nahe der Kathedrale, zusammengefunden — und diese wenigen Familien versuchen allerdings durch die weitgehendste Gastfreundschaft und größte Liebenswürdigkeit dem fremden Besucher eine günstigere Meinung von ihrem Heimathslande beizubringen.

Wenn St. John's mit seinen verhältnißmäßig nahen Städteschwestern in Neuschottland und Neubraunschweig nicht gleichen Schritt hält, so ist dies in seiner großen Abgeschiedenheit zu suchen. Die Ankunft des vierzehntägigen Postdampfers ist stets ein Ereigniß, welches die ganze Stadt in Aufregung versetzt und die Bevölkerung nach dem Hafen herunterlockt. Bei unserer Landung wurden wir wenigen Passagiere mit einer Verwunderung begafft, die uns recht deutlich die große Abgeschiedenheit und Entlegenheit Neufundlands vor Augen führte. Gleichzeitig mit uns wurde ein seltsames Cargo an Land gebracht: Hunderte von Kisten und Fässern mit edlem europäischen Wein, der zu dem ärmlichen, um nicht zu sagen erbärmlichen Aussehen der Stadt gewiß im Widerspruche stand. Erst nachträglich erfuhren wir, das elende Klima von St. John's wie überhaupt von Neufundland wäre dem Weine ungemein zuträglich und würde ihn verbessern — ein anderer Beweis für die Wahrheit des englischen Sprichwortes: „an ill wind, that blows nobody good.“

Auch St. John's ist nahezu das ganze Jahr über in dichten, kalten, schwarzen Nebel gehüllt, und nur an wenigen Tagen im Juli und August ist die Stadt gänzlich nebelfrei. Kaum irgend eine Stadt der Welt dürfte ein schlimmeres Klima besitzen als St. John's, und was man von Schottland sagt, könnte in noch höherem Maße auf den Südosten Neufundlands Anwendung finden: „Wenn es hier nicht regnet, so schneit es.“ Der Sommer ist kurz und nur mäßig warm, der Winter sehr kalt und von starkem Schneefalle begleitet, welcher Seen, Flüsse und Wege gänzlich verweht und allen Verkehr zwischen den entfernteren An-

siedlungen unterbricht. Auf unseren kleinen Ausflügen landeinwärts sahen wir hohe Telegraphenstangen, aber ohne Drähte, längs einzelnen Pfaden aufgepflanzt: sie bezeichnen im Winter die Richtung der letzteren, und die monatlich einmal abgesandten Postboten gehen dann auf großen kanadischen Schneeschuhen den Stangen entlang über den Schnee hinweg.

Unter solch ungünstigen Verhältnissen ist es in der That nicht zu verwundern, daß Neufundland und seine Bevölkerung so weit zurückgeblieben sind. Von den 200 000 Einwohnern sind drei Viertel in Elend darbende Fischer, unwissend und roh, unter den Völkern angelsächsischer Rasse wohl auf der tiefsten Stufe stehend. Was an Kultur überhaupt zu finden ist, hat in der Hauptstadt seinen Sitz, aber auch hier ist das Leben, besonders im Winter, eher ein Vegetiren, weder durch Theater, noch durch Musik, geistige oder gesellige Unterhaltung erhellt. Die langen Winterabende werden auch in der besten Gesellschaft hauptsächlich mit Kartenspiel verbracht, und die Damen der Neufundländer Gesellschaft sind in Amerika als vorzügliche Poker-Spieler bekannt. Um 10 Uhr Abends geht hier alles zur Ruhe und die Grabesstille der Stadt zur Nachtzeit wird nur durch den Nachtwächter gestört, der hier, ein Ueberbleibsel früherer Jahrhunderte, mit Hellebarde und Horn versehen, die Straßen durchstreift, ohne jemals irgend eine andere Obliegenheit seines Berufes ausüben zu können, als das Ausrufen der Stunden.

Was die Bewohner von St. John's mit ihrem nebeligen, einförmigen Dasein vielleicht einigermaßen versöhnen mag, ist das billige Leben, und wohl auch die vollständige Abwesenheit irgend welcher Steuern oder Abgaben. Die gesammten Staatsausgaben, ja sogar jene für den Schulunterricht, werden aus dem fünfzehnprocentigen Einfuhrzoll gedeckt, der von allen Waaren erhoben wird. Eine Staatsschuld ist überhaupt nicht vorhanden.

Die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung ist, wie gesagt, die Robben- und Kabljau-Fischerei. Würde die gut christliche Bevölkerung jemals zum Heidenthume zurückkehren, ihr vornehmster Götze und Hauptgegenstand ihrer Anbetung müßte der — Stockfisch werden. Schon jetzt kann der Kultus, der mit dem Stockfische getrieben wird, wahrhaftig keinen größeren Umfang mehr annehmen. Die Neufundländer haben ihn in ihr Wappen aufgenommen; sein Bild ziert die Banknoten und auf den Münzen findet sich auf einer Seite das Bild der Königin, auf der anderen jenes des Stockfisches aufgeprägt. Am Stockfisch hängt, nach Stockfisch drängt sich Alles, ja, er wird mitunter sogar an Geldes Statt angenommen, so daß man sich beinahe fürchten muß, beim Wechseln einer neufundländischen Banknote unter dem Kleingeld ein paar geräucherte Stockfische zu bekommen. Als ich in St. John's meinen ersten Brief auf dem mit dem Stockfischwappen gezierten Postamte aufgab, erhielt ich für mein Stockfischgeld Briefmarken, auf welchen statt dem Bilde der Regentin der Stockfisch prangte. Auf den Knöpfen der Konstabler-Uniformen Stockfisch, in den Köpfen der Geschäftsleute nichts als Stockfisch, in den Nasen aller Besucher von St. John's auf Meilen in die Runde — Stockfisch. — Das Panorama der Stadt wird eingeschlossen von Trockendächern für den Stockfisch. Aber in der That sind auch alle Theile dieses nützlichen Thieres, dem eine große Insel ihre Bevölkerung, und diese Bevölkerung ihre Existenz verdankt, benutzbar. Das Fleisch ist uns allen ja wohlbekannt; aber auch der Kopf wird gebacken, die Zunge gebraten, die Haut zu Leim verwendet, die Gräten werden zerstampft und dienen als Viehfutter, der Laich ist ein beliebter Köder für Sardinen. — Alles lebt, ernährt sich und bereichert sich vom Stockfisch.

Mit dem Steigen der Bevölkerung hält aber der Stockfischfang nicht gleichen Schritt. Die Neufundländer wurden durch den Stockfisch so sehr verwöhnt, daß sie alle anderen Erwerbszweige vernachlässigt haben. Ihr Leben und Streben ist der See allein zugewendet. Sie haben Ackerbau und Viehzucht verlernt, und bleibt der Stockfisch in einem Jahre zufällig aus, so herrscht Hungersnoth und das größte Elend, das übrigens auch in guten Jahren längs der Küsten zu Hause ist. Kapitän Kennedy, der einige Jahre mit einem englischen Kriegsschiffe in St. John's stationirt war, und mehrere Male sämmtliche an den Küsten zerstreute Städtchen und Ansiedlungen besuchte, weiß davon viel zu erzählen. Kennedy ist einer der sechs bis acht gebildeten Ausländer, welche überhaupt alle Theile Neufundlands aus eigener Anschauung kennen. Toulinquet ist die zweitgrößte Stadt Neufundlands, auf einer kleinen Insel an der Nordostküste gelegen und etwa 4000 Einwohner zählend, die elend ihr Dasein fristen; weiter nördlich liegt das Städtchen Greenpond mit 1400 Einwohnern, von denen 1100 alljährlich auf den Fischfang ausziehen, aber auch nur so wenig heimbringen, daß sie sich kaum am Leben erhalten können. In der Umgebung der Stadt versuchen die Weiber etwas Gemüse zu ziehen, aber der Boden ist so unfruchtbar und spärlich, daß sie ihn mit zahllosen faulen Fischen, dem einzigen vorhandenen Düngemittel, bestellen müssen. Dieser Dünger hat auch der Insel, auf welcher die Stadt gelegen ist, zu dem Namen der Stinkinsel verholfen, und wenn man erfährt, daß der Gestank dieses eigenthümlichen Düngemittels von vorbeifahrenden Schiffen auf vier englische Meilen Entfernung wahrgenommen wird, so kann man sich eine kleine Vorstellung von dem Dasein der Bewohner Greenponds machen. Auch weiter gegen Norden finden sich kleinere Fischerdörfer von 10 bis 20 Häusern, und selbst an der nördlichsten Spitze der Insel, nahe der Straße von Belle Isle, trifft man auf elende kleine Ansiedlungen, die verlassensten Außenposten angelsächsischer Civilisation. Das Wetter hier oben längs den nordwestlichen Küsten ist wohl Dank der größeren Entfernung vom warmen Golfstrome und der vielen Stürme wegen viel klarer. Nebel sind seltener, aber darum ist das Dasein der verdummten, im größten Elende schmachtenden Fischerleute nicht besser als an der nebeligen Südküste. Die größeren Ansiedlungen werden monatlich von einem Postdampfer berührt, der mit dem Postschiffe der Labradorküste in Battle Harbour zusammentrifft, indessen giebt es Ansiedlungen, welche Jahre lang von keinem Schiffe besucht werden und vollständig von der Außenwelt abgeschlossen sind. Längs der ganzen Nordost- und Nordwestküsten, oder vielmehr in der etwa 30 000 Quadratmeilen umfassenden nördlichen größeren Hälfte Neufundlands giebt es weder Richter, noch Magistrat, noch irgend eine Regierungsbehörde. Kein Priester tröstet die Leidenden, kein Arzt ist da, ihnen zu helfen. Wo immer englische Kriegsschiffe auf ihren Kreuzfahrten anlegen, kommen Kranke und Leidende viele Meilen weit angesegelt, um vom Schiffsarzte behandelt zu werden. Die Officiere der Kriegsschiffe sind als Magistratspersonen eingeschworen und vertreten in diesem elenden Lande die Regierung, Justiz, Standesamt und die sonstigen Behörden eines civilisirten Landes. Kapitän Kennedy äußert sich über diese Ansiedler Neufundlands folgendermaßen:

„Auf unseren Touren um die Insel haben wir Elend gesehen, daß uns krank machte, daß wir uns schämten, diese in der größten Verkommenheit hinsiechenden Geschöpfe als Unterthanen der Königin und Landsleute anerkennen zu müssen. In vielen Theilen Neufundlands verhungern zahlreiche Menschen während des Winters, obschon man in der

fernen Hauptstadt über derlei Thatsachen, als übertrieben, lächelt. Ich kann nur sagen, daß wir dies aus eigener Anschauung wissen, und jeder, welcher die Reise um die Insel gemacht hat, wird meine Behauptung bestätigen müssen. — So lange die Bevölkerung ausschließlich vom Fischfange abhängig bleibt, ist auf Besserung nicht zu rechnen. Man muß die Leute im Schafezüchten unterrichten, den Weibern lehren, wie zu spinnen und zu weben ist, damit sie wenigstens in den langen Wintermonaten die nöthigsten Kleidungsstücke herstellen können und ihre Kinder nicht während des strengsten Winters halbnackt herumlaufen lassen müssen. In jeder Ansiedlung, die wir besuchten, bat fast die ganze Bevölkerung unseren Doctor um Rath und Arzneien, obschon ihren Krankheiten fast durchweg Mangel an Bekleidung und an Lebensunterhalt zu Grunde lag."

In gewisser Hinsicht ist der unglaubliche Reichthum der Fischereien Neufundlands der Fluch seiner Bevölkerung, denn die letztere hat allmählich alle anderen Erwerbszweige verlernt, alle Selbständigkeit verloren. Die Fischer verdienen in manchen Jahren wohl hinreichend, allein sie werden dieses Gewinnes durch das grausame Truck-System der St. Johnser Rheder und Handelsherren beraubt. Ganz wie die Neger in den Südstaaten der amerikanischen Union sind die Fischer schon von Anfang jedes Jahres an tief verschuldet. Sie erlangen Vorschüsse in Form von Lebensmitteln, Kleidern u. s. w., die von den Handelsfirmen um den doppelten Werth hergegeben werden. Kommen die Fischer von den Fischzügen zurück, so wird ihnen die Beute um ein Spottgeld abgekauft, und sie bleiben nach wie vor Schuldner der St. Johnser Herren, so daß sie zu diesen in einer Art Leibeigenschaft stehen.

An die Besiedelung des einförmigen, größtentheils unfruchtbaren Inneren der Insel ist kaum zu denken. Zunächst ist, wie früher bemerkt, nur ein Zehntel der Insel überhaupt kulturfähig, aber daß auch dieses Zehntel noch gar lange Zeit des Pfluges harren dürfte, das erfuhren wir selbst gelegentlich unserer Ausflüge in die Umgebung von St. John's. Wolkenweise fielen Moskitos über uns her, so daß wir mit schmerzhaften kleinen Wunden bedeckt nach der See zurückkehrten. Weht der Wind vom Lande her, so ist auch an der Küste im Freien kaum zu bestehen. Während des Sommers vom Juni bis Oktober sind die Moskitos absolute Herren der Insel, und Kennedy versichert, die wenigen Felder Neufundlands könnten nur dann bestellt werden, wenn heftige Regengüsse oder starke Stürme die Moskitos vertreiben. Bei schönem Wetter können die von der Küste etwas entfernter Wohnenden die Häuser kaum verlassen.

Erst in neuester Zeit wurde der Versuch gemacht, zur Erschließung des Landes eine Eisenbahn von St. John's quer durch die Insel bis zu den französischen Ansiedelungen an der Südwestküste, also eine Strecke von 340 Meilen Länge, zu erbauen, allein die Gesellschaft wurde schon nach Vollendung der ersten 86 Meilen bankerott, obschon die Regierung Subventionen ertheilte, die Zinsen der Obligationen garantirte und der Gesellschaft für jede Meile 5000 Acker des angrenzenden Landes zusprach. Die Eisenbahn würde entschieden zur Aufschließung anderer Hilfsmittel des Landes, zunächst zur Ausbeutung der Wälder und der Kupferminen, beitragen, überdies als Bestandtheil einer raschen und direkten Verbindungslinie zwischen England über St. John's und Kap Breton nach Halifax große politische Wichtigkeit besitzen. Vielleicht würde sie mit der Zeit sogar einen großen Theil des atlantischen Passagier-Verkehrs an sich ziehen, da durch eine solche Bahn vier Tage Seefahrt erspart würden. Aber diese Vortheile und Vorzüge sind Spatzen auf dem Dache — d. h. fraglich und unsicher. Merkwürdig bleibt es bei den geschilderten Verhältnissen Neufundlands, wie sich Leute dazu hergeben können, für die Besiedelung der Insel durch europäische Auswanderer Propaganda zu machen und Opfer anzulocken. Es bedarf nach dem Vorstehenden wohl keiner besonderen Warnung, den von englischen Feder-Söldlingen ausgestreuten Anpreisungen keinen Glauben zu schenken. Diese Herren würden besser thun, ihre Feder dem Dienste des unglückseligen Volkes zu widmen, das an den öden Küsten Neufundlands vollständig verdummt und verkommen dahinsiecht. England, das kranken Hunden Spitäler baut und alten dienstuntauglichen Pferden Altersversorgungshäuser errichtet, würde gewiß mit Freuden sein Scherflein dazu beitragen, die Lage dieser unglücklichsten aller Unterthanen Ihrer britischen Majestät zu lindern. Es ist seltsam, daß diese Zustände seit einem Jahrhundert andauern konnten, ohne daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wurde. Den englischen Stockfischessern wäre die Lektüre eines Kapitels über Neufundland gewiß im Interesse der guten Sache anzuempfehlen.

Kürzere Mittheilungen.

Potanin's Expedition nach China.

Wie bereits berichtet, ist **Potanin** am 27. Februar (10. März) nach St. Petersburg zurückgekehrt; damit ist die Expedition als beendigt anzusehen und es ist nun nicht ohne Interesse, einen Ueberblick über die ganze, etwa drei Jahre umfassende Reise zu gewinnen.

G. N. **Potanin** unternahm dieselbe in Gemeinschaft mit seiner Gattin, dem korrespondirenden Mitgliede der geographischen Gesellschaft, A. M. **Skassi**, und dem Präparator M. M. **Beresowski**. Die Ausgaben der auf drei Jahre berechneten Expedition sollten durch eine Zahlung von Seiten der geographischen Gesellschaft im Betrage von 12 000 Rubel (ca. 24 000 Mk.), sowie durch eine Beisteuer von Seiten des Stadthauptes von Irkutsk, W. P. **Sukatschew**, im Betrage von 17 000 Rubel (ca. 35 000 Mk.) gedeckt werden. Potanin verließ im Herbst 1883 St. Petersburg, reiste nach Odessa und von da zu Schiffe nach Tiën-tsin und Peking, woselbst er einige Wochen verweilte. Von dort ging er zunächst nordwestlich über die Handelsstadt **Kukuchoto** in der Mongolei, dann südwestlich durch das Wüstengebiet Ordos zum Oberlaufe des Gelben Flusses. Im Gebiete von Ordos besuchte der Reisende drei heilige Orte, welche von den Bewohnern der Gegend mit Tschingis-chan in Verbindung gesetzt werden und welche deshalb alljährlich viel Volk zu Opferdarbringungen heranziehen. Potanin verbrachte den ersten Winter 1883 bis 1884 in einem Dorfe zwischen den Städten **Lan-tschen-fu** und **Si-ning-fu** unter dem Volksstamme der **Dalden**, welche Prshewalski gewissermaßen entdeckt hat. Dieselben sprechen einen besonderen mongolischen Dialekt und beschäftigen sich vorzüglich mit Gartenbau. Während des Sommers 1884 führte er verschiedene Exkursionen aus. Den zweiten Winter (1884 bis 1885) verlebte er in dem außer-

ordentlich interessanten Kloster Gumbum, welches, 28 Werst (Kilom.) von Si-ning-fu entfernt, mit seinen vielen Gebäuden und seiner großen Bevölkerung (2000 Lamas) den Eindruck einer Stadt macht. Das Kloster wird von zahlreichen Pilgerschaaren besucht. Hier sammelte Potanin während des Winters allerlei Nachrichten. Dann besuchte er die Provinz Gan-su und wanderte nach Süden bis in das Gebiet von Sz-tschuan, wo kolossales Bambusrohr und Palmen gedeihen, Baumwollstauden und Reis wachsen. Den Rückweg wählte er in folgender Weise: zum nördlichen Ufer des Kuku-nor, dann über das Gebirge Nan-schan bis zum Meridian der Stadt Su-tschöu, weiter stromabwärts längs dem Flusse Edsingol zum Satscho-nor, durch die Wüste Gobi, weiter über die östliche Fortsetzung des Altai zum Fuße des Changai zum Kloster des Lamen-Gegene am Oberlaufe des Flusses Tunin-Gol; schließlich über Urga nach Kjächta und Irkutsk. Bei Gelegenheit dieser Marschroute durchwanderte die Expedition ein Gebirgsland, welches das Stromgebiet des Gelben Flusses von den Ebenen der Südmongolei trennt, und passirte dabei drei Gebirgszüge und zwei Thäler. Der Weg ging über Höhen fort, auf denen die Natur, trotzdem daß es im Mai war, dennoch im Winterkleide sich befand. Mancherlei Hindernisse stellten sich den Reisenden entgegen. Auf dem Wege nach Su-tschöu kamen sie in eine sehr bedenkliche Lage; die im Kloster Gumbum angekauften Kameele erwiesen sich als zu schwach; sie litten auf dem hohen Gebirgsplateau von der Kälte und der schneidenden Luft; die ermüdenden und anstrengenden Paßübergänge schwächten die Thiere so sehr, daß einige nicht mehr gehen konnten. Hier leistete dem Reisenden besondere Hilfe das Volk der Schira-Jeguren. Der in Schira-Jeguren und Chara-Jeguren getheilte Volksstamm war bisher unbekannt; seine Entdeckung im Nan-schan-Gebirge ist eins der wichtigsten Resultate der Expedition. Bis zum Dunganen-Aufstande waren sie sehr zahlreich, doch während desselben haben sie außerordentlich gelitten und gegenwärtig sind nur noch 800 Familien vorhanden. Die Schira-Jeguren sprechen mongolisch, die Chara-Jeguren türkisch. In ihrem Gebiete giebt es sieben Klöster. Gleichsam um ihre Dankbarkeit zu beweisen dafür, daß Potanin sie entdeckte, empfingen und begrüßten sie den Reisenden mit Wärme. In einigen Gegenden machte das Volk auf Potanin einen angenehmen Eindruck. Aeußerst quälend war aber die langweilige Neugier der Chinesen. Die chinesischen Beamten benahmen sich infolge der ihnen aus Peking zu Theil gewordenen Vorschriften sehr aufmerksam gegen Potanin. Sehr feierliche Audienzen und Darbringungen von Geschenken fanden statt. Unter den vielen Merkwürdigkeiten, welche Potanin sah, ist der kolossale smaragdgrüne Wasserfall zu erwähnen. Springbrunnen, kleine Bäche, Seen, smaragdgrün gefärbt, gaben ein entzückendes Panorama. Ferner ist bemerkenswerth eine kolossale, 8 Sashen (16,8 m) hohe Statue, welche in einen Felsen eingehauen ist. Eine Hauptaufgabe Potanin's waren ethnographische Forschungen und Untersuchungen über die Lebensweise und Sprache der Bevölkerung; nach dieser Richtung hin hat er bedeutende Resultate gewonnen. Auch die Arbeiten seines Begleiters Skassi, der mehr als 60 Punkte astronomisch bestimmte und eine topographische Aufnahme in einer Ausdehnung von 6000 Werst gemacht hat, sind sehr wichtig. Von bemerkenswerthen Gegenden und Volkstypen wurden Photographien genommen; Bücher und Handschriften, allerlei andere Gegenstände, 1500 Pflanzenarten, 15 000 Käfer und viele andere Insekten gesammelt.

Einer der Begleiter Potanin's, der Präparator Beresowski, ist noch nicht zurückgekehrt, weil er seinen Aufenthalt in China noch über ein weiteres Jahr ausdehnen will. Er reist ruhig und ungefährdet, nur von einem Führer begleitet, trotzdem er Chinesisch nur wenig versteht, wie er auch bisher seine Touren größtentheils allein, von der übrigen Reisegesellschaft getrennt, ausgeführt hat. Er hat namentlich sehr viele Thierbälge gesammelt und bereits vor einiger Zeit 700 Stück derselben nach St. Petersburg befördert.

(„Nowoje Wrjemä", Nr. 3954 und 3959.)

Die Sprache der Jahgan auf Feuerland.

Ch. N. Die Sprache der unter dem Namen Jahgan bekannten feuerländischen Indianer ist, nach Mittheilung des Rev. F. Brydges im „Buenos Ayres Standard", erstaunlich biegsam und reich an Verbindungen, obwohl dieser Stamm zu den ärmlichsten gehört, die man kennt. Sie überragt, was Struktur und Wortreichthum anbelangt, ganz bedeutend die Sprachen vieler anderer Indianerstämme, welche in Kunstfertigkeit und häuslichem Komfort weit über den Jahgans stehen.

So entsteht z. B. aus dem Zeitworte iúa beißen iúta packen, wie ein Hund seine Beute packt; iúasheata abbeißen oder entzwei beißen; iúagámata: 1) im Vorbeigehen beißen, 2) statt dem, das beißen, d. h. am falschen Orte beißen, 3) leicht mit den Zähnen packen, d. h. wie ein Hund ein Thier packt und wieder entwischen läßt; iúaiala gehen lassen, 1) wie ein Fisch den Köder versucht und nicht nach seinem Geschmack gefunden hat, 2) leicht anbeißen, 3) noch einmal anbeißen; iúacuru: 1) was gebissen werden kann, 2) beißlustig, 3) im Stande sein zu beißen; iúagámata, von dem oben die Rede war, bedeutet noch: auf etwas beißen, dessen man sich nicht versehen hat und sich dabei wehe thun, z. B. auf eine fremde Substanz beim Essen; ist diesem Verb „muni" vorgesetzt, so bedeutet es: öfters beißen, oder hier und da, oder wiederholt; iúama beim Beißen zerfetzen; iúashi: 1) zur Austheilung in Stücke zerschneiden, 2) in Stücke zerbeißen; iúalashu zerreißen, beim Beißen schwer verwunden.

Indessen besitzt das Jahgan nicht allein durch vielfältige Zusammensetzung einen so großen Wortreichthum, sondern auch seine Stammwörter sind sehr zahlreich. Für verwandtschaftliche Beziehungen giebt es 61 Ausdrücke, welche für jeden Grad ein gänzlich verschiedenes Wort darbieten und nicht, wie bei uns, durch beschreibende Bezeichnung, wie älter, jünger, Oheim von väterlicher, von mütterlicher Seite u. s. w. erläutert werden müssen. So haben die Schalen der Schalthiere, welche ihnen zur Nahrung dienen, besondere Bezeichnungen, die von dem Namen des Thieres gänzlich verschieden sind; z. B. téllash sind die großen Schalen eines „Kaiaiim" genannten Schalthieres, gálluf die Schale der Tschamunna-Muschel, lapa die Schale der Catschonin-Muschel, lapash die Schalen von Schalthieren im Allgemeinen, lacash die Schalen von Eiern, Krebsen, Nüssen u. s. w., dashan Haufen verbrannter Schalen, cusimara Schalen, die um die Hütten herum aufgehäuft sind. Dieses letztere Wort ist eine Zusammensetzung. cusi bedeutet wie lapash Schalen von Schalthieren im Allgemeinen; das Wort mára hat bloß in diesem Falle die Bedeutung von Haufen oder Hügel.

Das Jahgan hat viele Doppelbenennungen: so lum und ustecas für Sonne, annúca und hunian für Mond, ouwálakipa und cupapataguua für Vollmond; janumatia heißt Neumond.

Aus atama, essen, entsteht atuyélla, nochmals essen, wieder anfangen zu essen; folgt auf dieses Wort „yeca", so bedeutet es ein wenig essen oder nur kurze Zeit essen; tatuyella ungegessen lassen oder nicht alles essen, dann auch angebrochenes Nahrungsmittel oder Ueberbleibsel eines Mahles; atuyellun nach dem Essen, atuyinun vor dem Essen; atungámata: 1) eine Sache statt einer anderen essen, 2) statt einem Anderen essen, 3) den unrichtigen Gegenstand essen oder zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte essen. Wenn „muni" vorgesetzt ist, gelegentlich essen. Wenn eine auf das Gehen bezügliche Vorsilbe mit atungámata verbunden wird, so entsteht „unterwegs essen" daraus; tantugámata zwei Sachen zusammen essen; tatamálagana: 1) zu essen anbieten, 2) zu essen versuchen, 3) kosten (das Essen); tuátama: 1) füttern, 2) zu essen geben; tayigu füllen, hineinthun; tayikyella

mehr hineinthun, frisch auffüllen; tstayikyella unausgefüllt lassen, wie z. B. Löcher beim Kartoffelpflanzen, daher tstayikyellaki, was übrig geblieben ist, von Kartoffeln z. B., die ein Korb nicht mehr fassen kann; tayikgámata eine Sache statt einer anderen einlegen oder einfüllen, wenn das eine herausgenommen und durch das andere ersetzt wird, oder vorsätzlich einen unrichtigen Gegenstand hineinthun; aber tstayikgámata bedeutet füllen, indem zu einer Sache eine andere als Zusatz zu derselben eingefüllt wird, und tstayikgámataki Sachen, die mit anderen eingefüllt, aufgehäuft worden sind.

Participien ersetzen häufig die Nennwörter; so camúcandecwiatacun die Linie oder Grenze; cuparriniátacun die Linien, Streifen, Grenzen, wenn sie parallel mit einander laufen; catugiátacun die Küste; cupágutecan die Ostküste; cutágutecan die Südküste; cucutécan die Westküste u. s. w.

Es kommt aber auch vor, daß die gleichen Wörter, je nachdem sie im Gespräch angewendet werden, eine verschiedene Bedeutung haben. mára, das weiter oben mit Haufen, Hügel übersetzt ist, bedeutet als Zeitwort „hören", als Eigenschaftswort „scharf zugespitzt"; alagana schauen, Hauptwort Aussehen; aia die Galle, willig, nähen, Rindenbecher, Fischspeere an die Schäfte binden. Es sind das alles in der That verschiedene Wörter, obwohl sie sich im Klange gleich bleiben. Verschiedene Zeitwörter liefern den Beweis hierfür, indem sie je nach dem Grade der Betonung eine andere Handlung ausdrücken: anna hatak heißt sowohl ich habe gegeben, von tagu geben, als ich habe herausgenommen, wie man gebratene Kartoffeln mit einem Stocke aus der Asche herausnimmt, von acu herausnehmen. — Was über die Schalen gesagt ist, gilt auch für die Blätter und das Laubwerk der Bäume und anderen Pflanzen. Die Jahgans machen auch zwischen den verschiedenen Arten von Haar Unterschied; ushia ist das Haar auf dem Kopfe oder am Schwanze und den Füßen der Pferde u. s. w., während achéla das kurze Haar der Pferdehaut oder des menschlichen Körpers ist. hallush ist dagegen das Haar, mit dem sich die Muscheln an den Felsen befestigen.

An Eigenschaftswörtern ist die Sprache nicht arm, wie aus Nachstehendem hervorgeht: lasi, bundasuitschi, mátancos = wenig; diese Ausdrücke sind nicht gleichbedeutend, sondern drücken verschiedene Mengengrade aus. moagu, wurru, yella, moashaia = viel; mára scharf gespitzt, matu scharf wie ein Rand, yif scharf wie ein Gebirgsgrat; mallu stumpf wie ein Rand, dtamulla stumpf wie eine Spitze; húlu groß, dick, yamatschi räumlich groß; ispi, iscula, waiagula = gekrümmt.

An Fürwörtern herrscht großer Ueberfluß. Außer den gewöhnlichen ich, du, er und sie mit ihren Wendungen je nach Fall und Zahl besitzt das Jahgan noch eine Fülle anderer, welche die örtliche Stellung der Personen anzeigt, von welchen gesprochen wird oder zu welchen man spricht. So die Wörter: antschin, cundshin, siuan, inga, ura, ush, sha, hoagu, scu, hoamatu, simatu, singilla, hoamatschi, simatschi, kitschicillu, scapu, scagu, kitschicagu und viele andere noch bedeuten alle er oder sie, beziehen sich aber auf die Nähe oder Entfernung verschiedener Punkte oder Richtungen, höheren oder niedrigeren örtlichen Standpunkte, innerhalb oder außerhalb u. s. w. Ferner haben sie den Ausdruck meam für selbst, kitu er oder sie selbst, mit der Paarzahl kipai und Mehrzahl kiuan; auch das zueignende Fürwort kitschin und kitschina, das seinige, das ihrige. Die hinweisenden und fragenden Fürwörter sind ebenfalls zahlreich. Wie im Deutschen und Spanischen haben sie zwei Ausdrücke für dieser und jener: siuan und sanchin.

Nicht minder groß ist der Reichthum an Zeitwörtern. Für viele derselben giebt es kein Aequivalent in anderen Sprachen; z. B. hatámisanude ich dachte so, wenn die Voraussetzung richtig war, dagegen hayengude ich dachte so, wenn sie falsch war. Die beiden Wörter hamisana und yenga, denken, haben sehr verschiedenen Sinn; für yenga haben wir kein Aequivalent. — agúri will besagen gehen, in der Hoffnung ein Geschenk zu erhalten; linganana heißt so viel als so zu handeln, um sich eine Gunst oder ein Geschenk dadurch zuzuwenden, oder sich nothleidend stellen, um Mitleid zu erregen; mamilapinatapai einander ansehen in der Erwartung, daß jeder sich anbieten wird, etwas zu thun, was beide Theile sehr wünschen, aber nicht gern thun; macánana „ähnlich wie ein anderer leiden"; mamacananapai zwei Personen, die vom gleichen Leiden heimgesucht sind; yicu ein Leder schaben, um es geschmeidig zu machen; gára Riemen schneiden; ashágu Haar, Gras oder andere Sachen schneiden; itschicama schneiden (Schmarre, Wunde); wiaca einen Baum umhauen; tuashágu sägend schneiden; ashágata wegschneiden; weagata abschneiden, entzwei schneiden. Des weiteren giebt es im Jahgan eine ziemliche Anzahl von Zeitwörtern, bei welchen die Mehrzahl von der Einzahl sehr abweicht. So heißt ikimu eine Sache hineinlegen, in der Mehrzahl „taiyigu" = mehr als zwei Sachen hineinlegen; uteca eine Sache aus der Hand legen wird in der Mehrzahl wasella, mehr als zwei Sachen weglegen; utushu ist die Mehrzahl von cataca gehen; alu die Mehrzahl von cána auf dem Wasser sein.

Zu den reflexiven Zeitwörtern, welche Stammzeitwörter sind, gehören: dápa sich eine Jacke oder Gewand anziehen, während tudapa den gleichen Gegenstand einer anderen Person anziehen bedeutet; magu sich etwas um den Hals hängen; tumagu die gleiche Sache einem anderen umhängen; miatu seinen Mund öffnen, dagumiatu den Mund einer anderen Person öffnen.

Noch auf mancherlei Art vervielfältigen sich die Zeitwörter in ganz außerordentlicher Weise, aber schon aus den hier angeführten Beispielen geht hervor, daß das Jahgan eine Sprache ist, die durch ihren Umfang überrascht.

Ueber das Volk selbst mag noch beigefügt werden, daß es keinen gleichartigen Typus repräsentirt. Die einen sind schlank, andere klein von Statur; es giebt Jahgans mit schlichtem, andere mit gekräuseltem Haar. Den Tod heißen sie cogagula, was „hinaufgehen und fliegen" bedeutet. Dieser Hinweis auf ein zukünftiges Leben ergiebt sich auch aus ihrem Glauben, daß Sternschnuppen todte Zauberer sind; wie die patagonischen Tehueltschen hinter den bösen Geistern gestorbene Quacksalber vermuthen. Die Jahgans entfalten viel Geschicklichkeit, um Gänse, Enten und andere Wasservögel zu fangen. Die Weiber kochen, fischen und handhaben die Ruder mit großer Ausdauer; die Männer jagen, bessern die Bote aus und sammeln Brennmaterial. Das Princip der Rechte des Weibes wird geachtet; das Weib verfügt nach Gutdünken über die Fische oder Schalthiere, die es über den Bedarf der Familie hinaus erbeutet. Die Jahgans sind so leidenschaftliche Botfahrer, daß sie Reisen von 200 km zur See nicht scheuen. Beinahe unglaublich aber klingt die Behauptung, daß, während die Weiber ausgezeichnete Schwimmer seien, die Männer nicht schwimmen können. Die Krankheiten, welchen sie vorzugsweise und häufig ausgesetzt sind, sind Lungenleiden und die Blattern. Mangel an Kleidung mag zum Theil schuld daran sein, denn die Zahl der Guanacos ist beschränkt, Felle sind daher nicht mehr leicht zu beschaffen, und zum Ankauf anderer Kleidungsstoffe fehlen den Eingeborenen die Mittel.

Eine Eigenthümlichkeit der Jahgans ist, daß sie nicht über drei zählen können und zu solch unbändigen Lachausbrüchen geneigt sind, daß eine ernsthafte Person dabei in Verzweiflung gerathen könnte.

Der Hauptkontinent des Feuerlandes wird von den Eingeborenen Onisin genannt und ist sein Klima um ein Bedeutendes angenehmer, als dasjenige von Island, den Falklandsinseln und selbst gewissen Distrikten Canadas.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena" (Herausgeber G. Kurze und Dr. F. Regel), von denen uns der 5. Band (für 1886) vorliegt, pflegen besonders das Gebiet der Missionsgeographie und, wie dies ja recht eigentlich Sache der provinziellen Gesellschaften ist, die Landeskunde ihres engeren Gebietes, also Thüringens. Erstere ist durch die Schilderung einer Congofahrt von Augouard und eine solche der Süd-Sakalaven nach Röstvig und Walen vertreten, letztere durch eine Abhandlung von L. Hertel über die Greizer Mundart und zwei über Höhenänderungen in Jenas Umgebung. Auch eine kurze Abhandlung über physikalische Geographie und Geologie Brasiliens nach Orville A. Derby mit zwei Kartenskizzen enthält der Band.

— Einen durch landschaftliche Schönheit wie geschichtliche Erinnerungen hervorragenden Strich Landes, den „Mont Cenis" und die nach ihm benannte Bahn, beschreibt V. Barbier, selbst ein Savoyer, in dem neuesten Bändchen (Nr. 117 bis 120) der „Europäischen Wanderbilder". Wie mannigfacher Stoff sich hier dem Führer und Schilderer bietet, das zeigt die Fülle von Mineralquellen und Badeorten, welche auf savoyscher Seite längs der Bahn liegen, wie das anmuthige Aix-les-Bains, Marlioz, Challes-les-Eaux, Cruet, Coise; hier liegt Chambéry, die alte Stadt, aus welcher die italienische Dynastie hervorging, und zahlreiche Ritterschlösser, zum Theil in Ruinen. Die frühere Art und Weise der Passage über den Mont Cenis wird besprochen, die Arbeiten bei der Durchbohrung des Fréjus, die Befestigungen auf beiden Seiten des Tunnels, Susa mit seinem Römermonumente u. s. w. Unter den 78 prächtigen Abbildungen befinden sich auch einige ethnographisch interessante Trachtenbilder.

— Die französische Regierung hat den Ingenieur de Launay zu geologischen Forschungen nach Lesbos, Thasos und Samothrake, und Herrn René Minoret zu ethnographischen und naturhistorischen Studien nach Sumatra, Tahiti und Neuseeland abgesandt.

— Eine bisher noch relativ sehr wenig behandelte Frage ist die nach der ethnographischen Bedeutung gewisser Hausthierrassen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in den älteren Zeiten jeder größere Stamm seine charakteristischen Hausthierformen hatte, zwischen denen eine Vermischung in Friedenszeiten kaum stattfand; sie begleiteten aber das Volk auf seinen Wanderungen und die Feststellung der Rassen, wie sie vertheilt waren, ehe die große Vermischung in der Neuzeit begann, hat darum ein ganz bedeutendes ethnographisches Interesse. Ein paar Beiträge dazu liefert Dr. Lafite in „Revue d'Anthropologie", p. 243. Er hält die großen langhaarigen Pyrenäenhunde für Nachkommen der mit den Gothen ins Land gekommenen Wolfshunde, eine nahe verwandte Rasse lebt noch in den früheren Sitzen der Gothen an der unteren Donau; eine Zweiglinie sind die Neufundländer, die mit den Normannen nach Neufundland kamen und sich dort, wenn auch verkümmert, nach dem Aussterben ihrer Herren erhielten, bis sie neuerdings durch die Zucht wieder zu ihrer alten Größe und Schönheit zurückveredelt wurden. Eine andere charakteristische Hunderasse Südostfrankreichs bilden die kolossalen glatthaarigen Doggen, welche die Metzger in Bordeaux früher allgemein als Ziehhunde verwendeten, bis das durch ein Gesetz verboten wurde. Schon ihr Name „Allans" erinnert an die Alanen, mit denen sie ins Land gekommen sind, und deren Nachkommen heute vielleicht noch in den von allen Nachbarn verschiedenen Bewohnern von Aunis und Saintonge leben. Sie züchten noch die eigenthümliche Muraichins genannte Rinderrasse, welche dem ungarischen Steppenvieh am nächsten steht. Aehnliche Beispiele ließen sich wahrscheinlich noch vielfach beibringen und es wäre die höchste Zeit, daß man ernstlich ans Sammeln ginge, ehe die alles nivellirende Neuzeit die letzten Spuren der einstigen Lokalrassen verwischt hat.

Asien.

— Ueber die mohammedanische Sklaverei hat sich Dr. Snouck Hurgronje aus Leiden, ein vorzüglicher Kenner der arabischen Sprache und des Islam, vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in folgender beachtenswerthen Weise ausgesprochen. Die öffentliche Meinung über die muslimische Sklaverei — sagt er (Verh. der Ges. f. Erdk. 1887, S. 150 ff.) — hat sich in Europa durch Verwechselung amerikanischer und orientalischer Zustände irre führen lassen, daher erfreuen sich die englischen Maßregeln zur Hemmung des Sklavenhandels eines unberechtigten Beifalles. Sobald die afrikanischen Stämme den Werth des Lebens und der Freiheit zu schätzen im Stande sind, ist die Sklavenjagd zu Ende. Wie die Dinge jetzt liegen, gereicht die Wegführung den meisten Sklaven zum Segen. Fast alle Sklaven, welche Dr. Snouck Hurgronje in Mekka versuchsweise zu einer Reise nach ihrer Heimath einlud, stimmten nur unter der Bedingung zu, daß er sie wieder nach Mekka zurückführen würde. Sie werden in die Familie ihrer Herren, und, nach einigen Jahren Dienstleistung, meistens als freie Männer in die Gesellschaft aufgenommen; sie selbst sind überzeugt, daß die Sklaverei erst Menschen aus ihnen gemacht hat. Die Concubinen, namentlich abessinische, werden von den Mekkanern aus verschiedenen Gründen höher geschätzt als ihre freien Gattinnen; das Verhältniß ist durch Religion und Sitte als völlig legal anerkannt. Die Kinder der Sklavin sind den anderen gleichberechtigt und sie selbst wird fürs ganze Leben unnübertraglich, sobald sie ihrem Herrn ein Kind geboren hat. Ihre Verbindung mit ihrem Gebieter ist daher viel fester als das leicht lösbare mohammedanische Eheband. Alles in Allem sind dem Dr. Snouck Hurgronje, da er die Sachlage kennt, die Antislavery-Bestrebungen im höchsten Grade unsympathisch.

— Im vergangenen Jahre haben drei Engländer, der indische Civilbeamte H. E. M. James, der Kavallerieofficier F. E. Younghusband und H. Fulford, Konsulatsbeamter in China, eine ausgedehnte Reise durch die Mandschurei ausgeführt, Aufnahmen gemacht, Vögel und Pflanzen gesammelt und sonstige Beobachtungen angestellt. Sie verließen die Hauptstadt Mukden am 29. Mai und reisten zuerst nach den Quellen des Sungari und dem Berge Pei-schan an der Grenze Koreas, unweit dessen auch der Ja-lu-kiang, der Grenzfluß zwischen China und Korea, und der Tumen entspringen. Der Pei-schan ist ein erloschener Vulkan, dessen Krater ein klarer blauer See erfüllt; die höchste Zacke des Kraterrandes wurde zu 7525 Fuß (2293 m) bestimmt, während die Höhe des Berges bisher zu 10 000 bis 12 000 Fuß angenommen worden war. Der Name „Weißer Berg" rührt nicht vom Schnee her, der nur in Klüften das ganze Jahr über liegen bleibt, sondern von dem zersetzten Bimsstein, aus welchem die steilen Abhänge bestehen. Am Fuße des Berges liegt eine Hochebene, 4500 Fuß hoch, die sich zur Sommerzeit mit einer prächtigen Vegetation von scharlachnen und gelben

Lilien, blauen Iris und orangefarbenen Butterblumen bedeckt und selbst die Wiesen Kaschmirs an Schönheit übertrifft. Weiter unten finden sich Rhododendren, Azaleen, Heidekraut u. s. w.; auch eine warme Quelle von 142° F. entspringt dort. Vom Pai-schan ging die Reise am Sungari abwärts, bei zahlreichen Goldgräbereien vorbei, nach Kirin, wo sie drei Wochen durch Regen festgehalten wurden, dann nordwestlich nach Tsitsichar und südöstlich nach Hulan. Unweit letzterer Stadt liegen Pe-tun-lin-tzu und Pa-jen-schu-schu, jedes von über 25 000 Einwohnern und ständig anwachsend, da das umliegende fruchtbare Land weit und breit unter den Pflug genommen wird, und selbst im Winter Kolonisten in großen Schaaren aus dem Süden herbeiziehen. Die ganze Mandschurei ist zwar wegen ihrer Räuber berüchtigt, diese Gegend aber wimmelt geradezu von solchen. Da die Beamten sich bestechen lassen oder unfähig und die Mandschu-Soldaten feige sind, so nimmt das Unwesen trotz beständiger und massenhafter Hinrichtungen noch immer zu; Ueberfälle, Entführungen wohlhabender Leute und selbst Plünderungen ganzer Städte sind an der Tagesordnung. Die Hauptthätigkeit dieser Gegend ist in den Brennereien concentrirt, welche das billige Getreide in Schnaps verwandeln; sie sind alle stark befestigt mit hohen Mauern, Thürmen und eisenbeschlagenen Thüren und zuweilen selbst mit kleinen Kanonen ausgerüstet. — Die Reisenden folgten dem Sungari abwärts bis San-seng, wo die Chinesen ein mit Krupp-Kanonen armirtes Fort errichtet haben, und bogen dann südlich in das Thal des Hurka oder Mutan-tschiang ab, in welchem zahllose Lachse, die im Oktober zum Laichen flußaufwärts steigen, gefangen werden, während die Ufer von Fasanen, Berghirschen und Birkhühnern wimmeln. Ueber Ninguta erreichten die Reisenden den russischen Posten Nowokijewsk am Possiet-Hafen, wo sie von den dortigen Officieren herzlich aufgenommen wurden. Von der nahen chinesischen Stadt Hun-tschun reiste der eine von der Reisegesellschaft auf einem geraden Wege durch das Gebirge, die beiden anderen mit dem Umwege über Ninguat nach Kirin und von da nach der Küste des Golfes von Liau-tung, wo sie sich trennten. Auf der ganzen Reise, welche mehr als 3000 engl. Meilen lang war, fanden sie die Bevölkerung fast ausnahmslos freundlich und gefällig, aber fast überall von Räubern geplagt. Es ist hohe Zeit, daß die Chinesen in dem an Gold, Silber, Eisen, Kohle, Pelzwerk, Seide und Opium reichen Lande Ordnung schaffen und mit den Mandschu-Beamten und -Einrichtungen aufräumen. Uebrigens verlieren die Mandschu ihre eigene tungusische Sprache und Schrift sehr schnell; das Vertauschen eines einfachen Alphabets mit einem System höchst komplicirter Hieroglyphen ist ein nationaler Rückschritt, der in der modernen Zeit ohne Beispiel dasteht.

Afrika.

— In den zoologischen Jahrbüchern liefert Noack eine sehr interessante Bearbeitung der von Böhm und Kaiser gesammelten Säugethierausbeute, von welcher leider nur relativ geringe Reste durch Paul Reichard nach Europa gelangt sind. Glücklicher Weise hat Böhm ein ausführliches Tagebuch geführt und von vielen Arten sorgfältige kolorirte Skizzen ausgeführt, so daß die Noack'sche Arbeit doch ein erschöpfendes Bild der Fauna des Gebietes von der Ostküste Afrikas bis zu den Quellflüssen des Congo bietet. Das Hochland um den Tanganika, die Wasserscheide zwischen Nil, Congo und Zambesi bildet gleichzeitig den Knotenpunkt, wo die Faunen dieser drei Hauptabtheilungen Innerafrikas sich begegnen. In dem wasserreichen, durchschnittlich mehrere tausend Fuß hohen, von höheren Gebirgen durchzogenen Plateaulande, in welchem dichter Urwald in den Flußthälern, lichter Buschwald und Savannen auf den Höhen abwechseln, konnten alle Thierformen zusagende Plätze finden und viele haben sich hier zu regionalen Unterarten ausgebildet. Am ärmsten ist das Gebiet zwischen Tanganika und Ukerewe, ein ziemlich schlecht bewässertes, flaches, mit einförmigem, lichtem, schattenlosem Hochwalde bedecktes Land; die Fauna wird um so reicher, je mehr man sich dem Gebiete der Congoquellflüsse nähert, wo die Bedingungen für sie am günstigsten sind und zugleich der Einfluß der Feuerwaffen sich noch am wenigsten geltend macht. Die Nilländer bilden eine Brücke von diesem Gebiete nach Nordafrika, aber in die mediterrane Region dringen nur solche Gattungen und Arten ein, für welche entweder die Sahara kein Hinderniß bildet, wie manche Nager (und Gazellen), oder welche bis vor die Bildung der großen Wüste, welche Noack in die Tertiärzeit setzt, zurückreichen. Hyaena striata wird südlich der Nilseen nicht mehr gefunden. Die madagassische Säugethierfauna hat mit der afrikanischen gar nichts zu thun; nur unter den Chiropteren finden sich gemeinsame Arten. Ko.

— Wie „Le Mouvement Géographique" (1887, p. 35) mittheilt, hat Major Zboiński, welcher 1884 und 1885 am Congo sich aufhielt, an dessen linkem Ufer, in der Gegend der Fälle, und zwar in der Nähe von Manyanga-Sud, ein mit Quarzitsplittern bedecktes Feld aufgefunden. Fünf von den Splittern, welche er nach Belgien mitbrachte, sind dort als künstlich bearbeitet nachgewiesen worden; es kommen darunter die in Europa so häufigen Formen der Schaber und Bohrer vor. Andere Steinwerkzeuge hat Zboiński beim Hospitale von Mossamedes und 40 km östlich davon aufgefunden. Es sind somit zwei neue afrikanische Fundorte von solchen nachgewiesen worden — eine Uebersicht der früher bekannten gab R. Andree in Bd. 41 des „Globus", S. 169 und 185; dieselbe ist übrigens ungleich vollständiger, als diejenige des belgischen Blattes.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: In Artikel 2 des seiner Zeit dem Bundesrath und dem Reichstage vorgelegten Protokolls vom 24. December 1885, betreffend die deutschen und französischen Besitzungen an der Westküste von Afrika und in der Südsee, war bestimmt worden: „Die Grenze zwischen dem deutschen und dem französischen Gebiete an der Sklavenküste soll an Ort und Stelle durch eine gemischte Kommission festgesetzt werden. Die Grenzlinie wird von einem an der Küste zu bestimmenden Punkte zwischen den Gebieten von Klein-Popo und Agué ausgehen. Bezüglich des Laufes dieser Linie nach Norden wird auf die Grenzen der einheimischen Stämme Rücksicht genommen werden." Nachdem die von der deutschen und der französischen Regierung ernannten Kommissäre Anfangs Februar dieses Jahres an Ort und Stelle die erforderlichen Untersuchungen vorgenommen haben, ist als Grenzlinie der Meridian festgesetzt, welcher, von der Küste ausgehend, die Westspitze der kleinen Insel Bayol (in der Lagune zwischen Agué und Klein-Popo etwas westlich von dem Dorfe Hillakondji gelegen) trifft und nach Norden verlängert wird bis zu dem Punkte, wo er den neunten Grad nördl. Br. erreicht. Dieses Uebereinkommen hat die Zustimmung der betheiligten Regierungen gefunden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

II.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Einige Minuten nach der Abfahrt von Molla-Kary verschwindet plötzlich der Sand des kaspischen Ufers und macht dem Alluvium Platz; man sieht weder Dünen, noch den geringsten Hügel, nur eine unendliche, flache Einöde, traurig und todt, nur hier und da von weißlichen Flecken Seesalzes unterbrochen, die Wüste Karakum. Zur Linken der Bahnlinie erhebt sich noch der große Balkan, zur Rechten eine niedrigere Kette, vereinzelt in der Wüste, wie eine Insel im Meere, der kleine Balkan. Beide Bergketten bilden zusammen eine Art Gasse, in welche sich der Nordost zuweilen mit unerhörter Heftigkeit hineinstürzt. Unglücksfälle waren bis dahin auf der transkaspischen Eisenbahn noch nicht vorgekommen; aber ein solcher Wind hat doch schon Züge von der einen Station auf die andere getrieben oder sie unterwegs völlig zum Stillstande gebracht. Uebrigens richtet General Annenkow in Michailowsk eine meteorologische Beobachtungsstation ein, welche die Geschwindigkeit dieser Stürme wird messen können; dieselbe wird wohl nicht unter 170 km in der Stunde betragen, wenn man von dem Mistral schließen darf, der im Roussillon weht und zwischen Perpignan und Narbonne schon mehrere Züge umgestürzt hat.

An jenem Tage brachte nicht der geringste Hauch von Norden Kühlung, und doch blieb die Lokomotive plötzlich stehen. Was giebt es? Soldaten steigen ab und gehen nach vorn — aber es droht kein feindlicher Angriff. Nur ein Zug Kameele, eines hinter dem anderen, läuft zwischen den Schienen und sucht sich beim Nahen des Zuges zu flüchten, aber ohne sich von dem Bahndamme zu entfernen; diese Thiere sind von einer wunderbaren Dummheit, nicht minder aber auch ihre eingeborenen Treiber. Es ist denselben nicht klar zu machen, daß die Eisenbahn keine Karawanenstraße ist. Die Soldaten müssen den Trupp bei Seite jagen, und erst dann kann die Lokomotive weiter dampfen. Aber trotz aller Vorsicht kommt es dennoch häufig vor, daß dieselbe ein Kameel zermalmt. Als die Dunkelheit anbrach, befand sich der Zug beim 66. Werst, beim Kosakenposten Kutol, dessen Luginsland seit der Pacification verlassen dasteht. Bald darauf fühlt man in allen Wagen einen heftigen Stoß: die Maschine hat zwei große Dromedare niedergeworfen, und der ganze Zug rollt über die Körper derselben hin. Bestürzt, die Arme in die Luft gestreckt, steht der Eigenthümer derselben dabei; Entschädigung wird er nicht erhalten, und er darf noch froh sein, wenn er die Beschädigungen an der Lokomotive nicht zu bezahlen braucht, deren Wiederherstellung auf der nächsten Station, Bala-ischem, anderthalb Stunden in Anspruch nahm.

Weder hier, noch vorher in Molla-Kary, giebt es süßes Wasser; erst 180 km vom Meere entfernt, in der winzigen Oase Kazandschik findet sich eine kleine Quelle trinkbaren Wassers. Auch in dieser Hinsicht hat die Erbauung der transkaspischen Bahn beträchtliche Schwierigkeiten verursacht und eine ungewöhnliche Willenskraft erfordert. Dagegen

hat man 32 km südwestlich von Bala-ischem Petroleum entdeckt; ein 300 m tief gebohrter Brunnen liefert in 24 Stunden etwa 4000 Pud (zu 16 kg) Mineralöl, und eine kleine Eisenbahn nach dem System Decauville schafft dasselbe nach der Station, durchschneidet auch auf der Hälfte ihrer Erstreckung ein Lager vortrefflichen Salzes und dient nebenbei noch zur Ausbeutung eines Hügels, der einen natürlichen Asphalt, Kir genannt, enthält.

In der Nacht passirte der Zug bis Kizil-Arvat hin die Stationen Aïdin, Perewal, Achtscha-Kuima, Kazandschik, Uzun-su und Uschak, alle, vielleicht mit Ausnahme von Kazandschik, entsetzliche Verbannungsplätze, ohne Wasser, ohne eine Spur von Grün und ohne einheimische Bewohner. Noch vor Anbruch des Tages erreichte man am 4. September Kizil-Arvat, 242 Werst vom Kaspischen Meere, bis wohin die Bahn im Jahre 1880 vollendet worden war; hier verließ Skobelew's Heer die Waggons und trat den Marsch zur Erstürmung Gök-tepes an. Heute zählt Kizil-Arvat, eine Station zweiter Klasse, schon 2000 Einwohner, Russen, Perser und Turkmenen, und hierher verlegt man den Beginn der Oase Achal-Teke, jenes Schlupfwinkels muthiger Räuber, welche so heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit gekämpft haben. Bei dem Worte Oase darf man aber nicht an Bäume, Bäche, Berieselungsgräben oder gar Palmen denken — letztere kommen hier wegen der sehr strengen Winter nicht fort und erreichen erst fünf Breitengrade südlicher die Nordgrenze ihrer ständigen Verbreitung. Die Ebene von Kizil-Arvat zeigt nur einen kleinen Bach,



Teke-Kinder.

dessen Wasser nur im filtrirten Zustande trinkbar ist, Getreidefelder, gelbe Wiesen, ziemlich magere Weiden und einige verkümmerte Gebüsche, aber keine Bäume. Eine scharfe Grenze zwischen Oase und Wüste giebt es nicht; letztere fängt unmittelbar da an, wo die Bewässerung aufhört.

Um 6 Uhr, gerade als die Sonne über dem Horizonte erschien, nahm der Zug seine Fahrt wieder auf; die Bahn führt im Abstande von wenigen Kilometern am Fuße jener geradlinigen Gebirgsmauer dahin, welche die weite, meeresähnliche Steppe begrenzt und die erste Erhebung des iranischen Hochlandes bildet. Diese Berge, 500 bis 1000 m hoch, führen die Namen Kuren- und Kopet-Dagh und bestehen aus Kalk, wie die beiden Balkane; darüber liegt eine dicke Thonschicht, in welche die Gewässer eine Menge sich rautenförmig schneidender Schluchten gerissen haben, die einen malerischen Anblick gewähren. Diese Berge gehören noch ganz zu Rußland, die persische Grenze, erst vor Kurzem neu festgestellt, verläuft weiter im Süden.

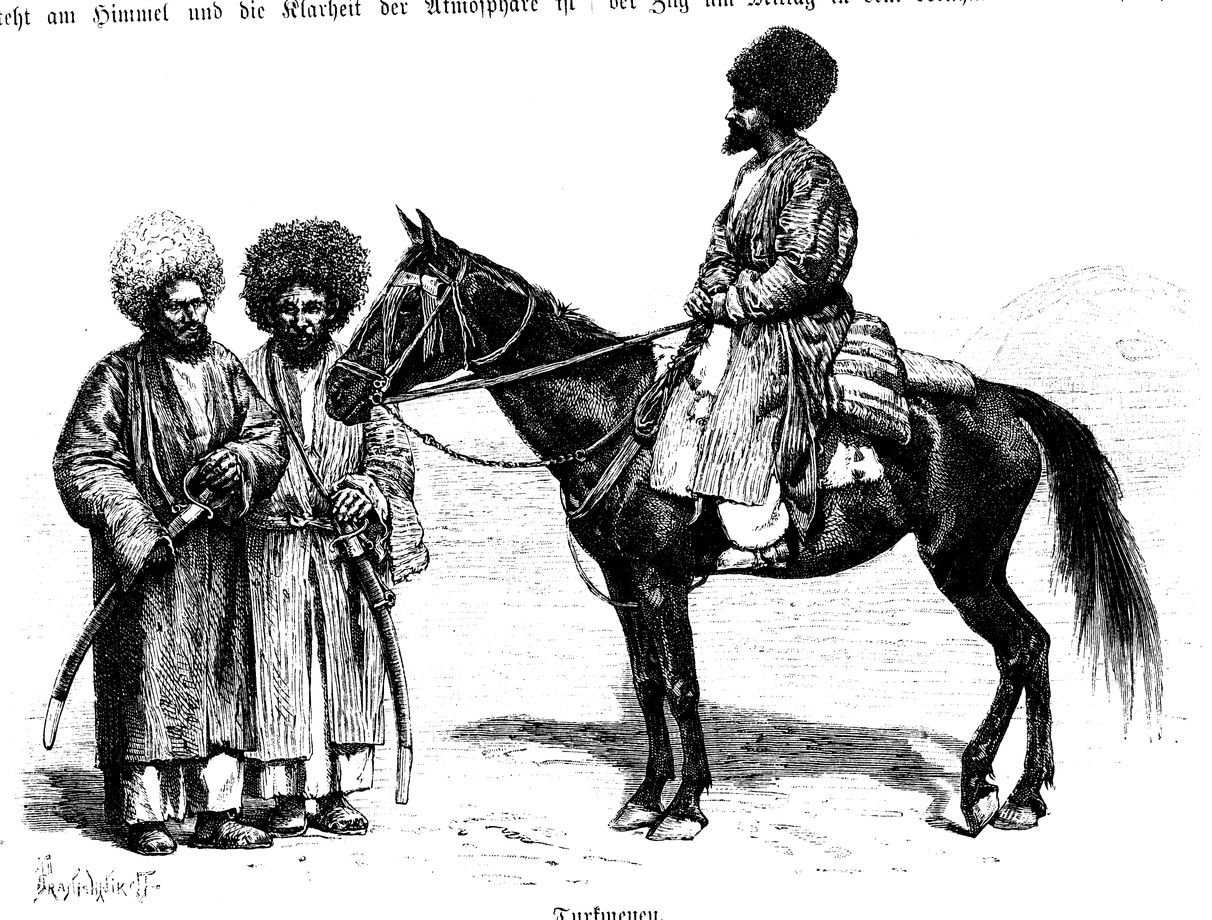
Auf der kleinen Station Kodsch (268 Werst) wird ein leerer Güterzug gekreuzt, der nach Uzun-ada am Meere fährt, um von Astrachan eingetroffenes Eisenbahnmaterial zu laden. Bald zeigt sich das erste große Turkmenendorf mit zahlreichen zweihöckerigen Kameelen; neben den Zelten am Bergesabhange erhebt sich eine viereckige Befestigung mit Thürmen an den vier Ecken. Zehn Minuten weiter hin ein neues ansehnliches Dorf, gleichfalls am Fuße des Gebirges, mit einem großen gut erhaltenen Fort und einem



Wälle von Gök-tepe.

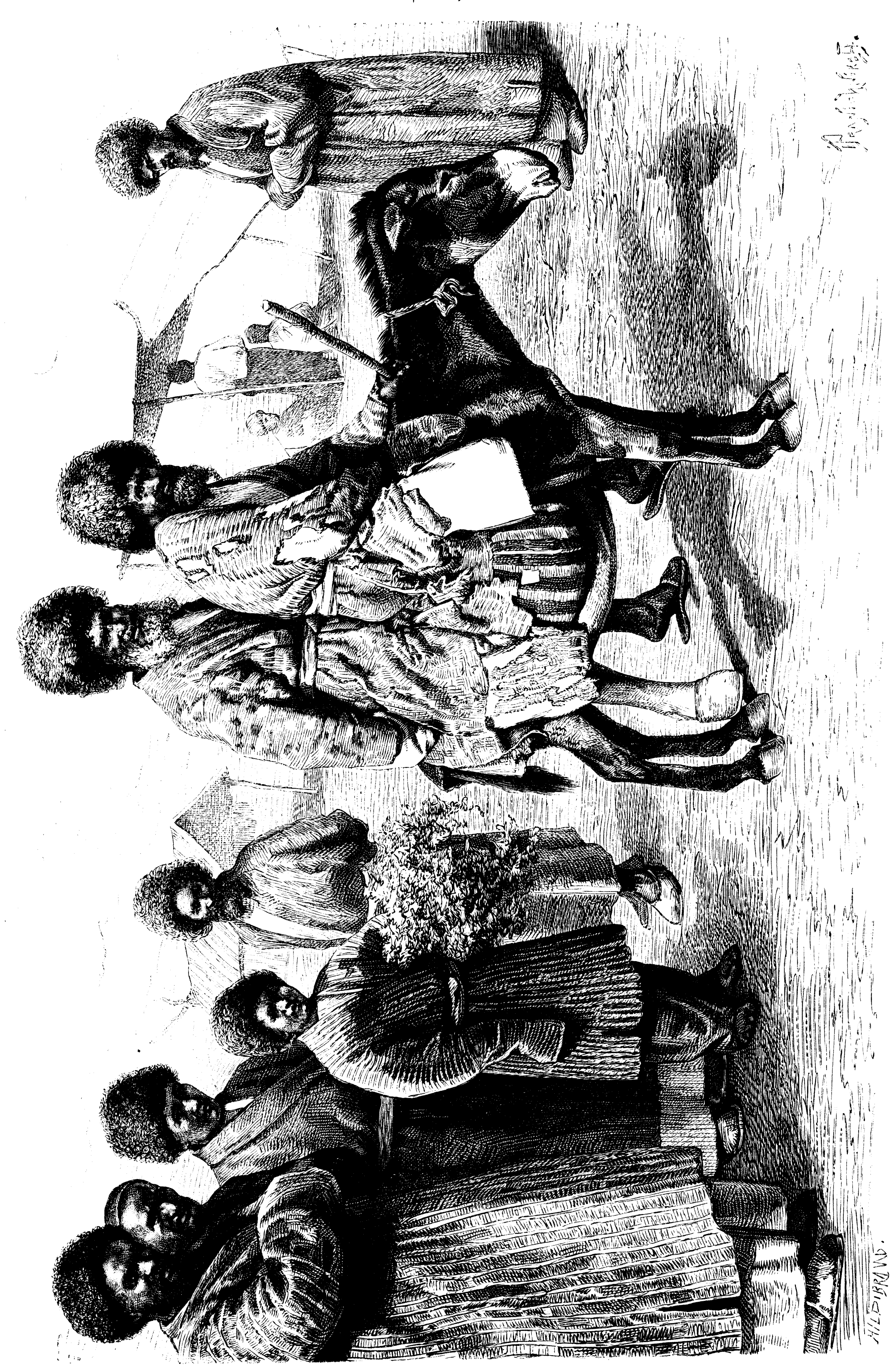
kleinen in Ruinen; etwas später zwei weitere verlassene Befestigungen. Dann erreicht man die Station Bami (293 Werst), wo der Weg vom Atrek-Flusse her einmündet; links ein Turkmenendorf mit einem Fort, rechts ein russischer Militärposten, europäische Häuser, wie in Kizil-Arvat, und wahrhaftige Bäume. Es fließt hier ein kleiner Bach, mit dessen Wasser man die Felder bewässerte; General Annenkow aber hat die Quelle oben im Gebirge fassen und in gußeisernen Röhren zu Thale leiten lassen; für die Turkmenen ein unerhörtes Ding. Nun schwimmt man im Ueberflusse und kann sich Luxus erlauben, wie das steinerne Becken neben den Bahnhofe und den 10 m hohen Springbrunnen darin, worin sich die Enten der Teke tummeln und die Kinder erstaunt plätschern.

Um 7½ Uhr geht es weiter. Nicht eine einzige Wolke steht am Himmel und die Klarheit der Atmosphäre ist so groß, daß das Auge auf weite Entfernungen hin alle Einzelheiten an den zerrissenen Abhängen der Bergkette erkennen kann. Die Staffage bleibt sich stets gleich: große Zeltlager fern in der Ebene, am Gebirge eine gut im Stande befindliche Festung, dann ein befestigtes Dorf, viel Lämmer und Hammel, dann die Station Artschman, wo die Lokomotive durch eine Röhrenleitung aus dem Gebirge gespeist wird. Weiterhin neue Forts und Zeltlager, zahlreiche Grabhügel und die steinerne Wohnung eines reichen Turkmenen inmitten eines gepflegten Baumgartens. 9 Uhr Station Suutscha (345 Werst), unzählige Schafheerden längs der Bahn, ein zerstörtes Fort. Viel Eingeborene, auf kleinen Eseln sitzend, ziehen friedlich durch die Landschaft dahin. So geht es weiter, eine Befestigung der anderen folgend, über die Stationen Bachar-Sen und Kelata, bis der Zug um Mittag in dem berühmten Gök-tepe hält.



Turkmenen.

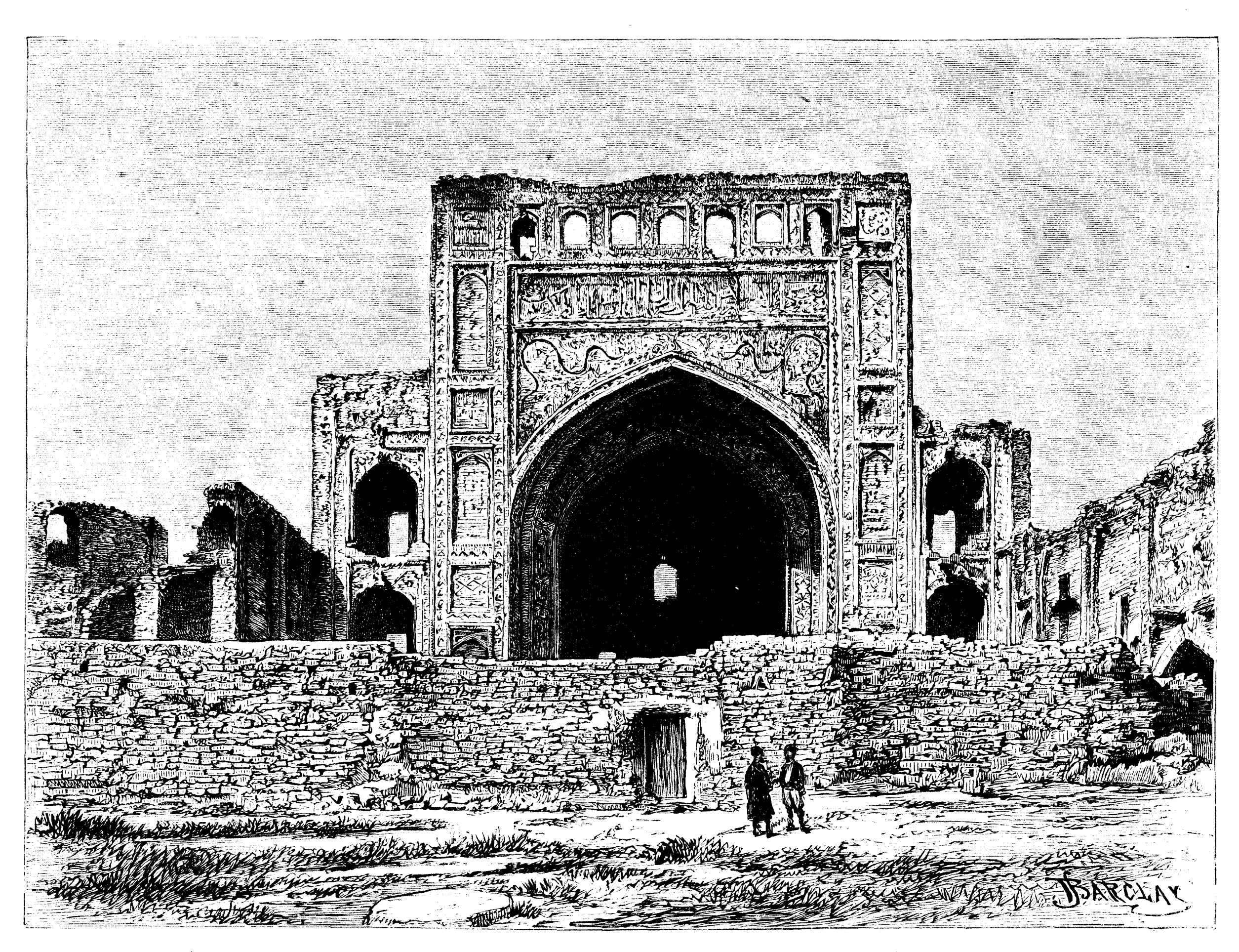
Die Bahn führt ganz dicht, auf 100 oder 150 m höchstens, bei den Mauern des Ortes vorbei; die Zinnen derselben erheben sich 10 bis 12 m über der Ebene und ihr Umfang scheint, so weit man es mit dem Auge abschätzen kann, nicht unter 6 km zu betragen. Von Zeit zu Zeit springen wie wahrhaftige Bastionen Thürme vor, und die Dicke steht im Verhältniß zur Höhe. Was konnten Kanonenkugeln wohl gegen so riesige Erdmassen ausrichten? Denn diese ganzen gewaltigen Wälle bestehen ausschließlich aus der lehmigen Erde der Oase. Die mit Mühe herangebrachte russische Artillerie vermochte diesen primitiven und doch so wirksamen Verschanzungen nichts anzuhaben; die Granaten schlugen ein wie in Butter und ihre Wirkung war gleich Null. Bresche zu schießen, war also unmöglich, und zur Belagerung fehlte es an Truppen, so daß Skobelew seine Zuflucht zum Minengraben nahm. Diese den Turkmenen unbekannte Art des Angriffes glückte vollständig. Sie hörten die unterirdischen Arbeiten, glaubten, die Russen würden schließlich neben der unterminirten Bastion einer nach dem anderen aus der Erde heraussteigen, und standen Tag und Nacht mit dem Säbel in der Hand bereit, ihnen den Kopf abzuschlagen. Aber sie flogen nebst den Wällen in die Luft, worauf die russische Infanterie zum Sturm schritt. Hinter der Umwallung waren 40 000 Mann, davon ein Viertel Reiter, versammelt, alle entschlossen, bis auf den Tod zu fechten. Ihr Widerstand war heldenmüthig, aber die Verwirrung in Folge der Explosion entschied den Kampf zu Gunsten der Russen. Das Blutbad war schrecklich; 15 000 Eingeborene sollen bei diesem Sturme ihr Leben verloren haben.



Turkmenen aus Merw.

Heute herrscht an diesem Orte tiefes Schweigen; ruhig reiten Turkmenen bei dem neuen Bahnhofe vorbei, während andere ohne Mißtrauen oder Rachsucht neben den Soldaten des Zaren arbeiten. Die Pacifikation ist vollständig durchgeführt, aber das Andenken an jenen 14. Januar 1880 wird sobald nicht erlöschen, ebenso wenig wie die Erfahrung, daß die Sieger nach der Eroberung ebenso gut waren, wie schrecklich im Kampfe.

Jenseit Gök-tepe wird die Oase sehr frisch grün, namentlich an der Bergseite, wo es an Wasser nicht fehlt; das Land ist durchweg gut bestellt und Bäume giebt es in ziemlicher Anzahl. Um $1^1/_2$ Uhr ist Aschabad, der Hauptort des transkaspischen Bezirkes, erreicht. Auch hier stehen die beiden Kulturen noch unvermittelt neben einander: links von der Bahn ein turkmenisches Fort, neben der neuen, von etwa 8000 Seelen, die Garnison eingerechnet, bewohnten Stadt ein unlängst errichtetes russisches Lager. Mehrere Baumreihen, von Staub ganz weiß, verbergen die Wohnungen der Europäer, das persische Quartier, den Bazar und das Haus des Generals Komarow, welchem der Bezirk untersteht. Jenseit des großen Bahnhofes kommt man wieder bei zwei zerstörten Forts und mehreren Zeltdörfern, dann bei einer großen Zahl kleiner, nur 2 bis 3 m hohen Thürmen aus Lehm vorbei. Dieselben können höchstens drei bis vier Menschen fassen, haben eine sehr niedrige, enge Thür und dienten den Achal-Teke-Turkmenen als Zufluchtsorte bei den Einfällen der Merwer Reiter, gleichzeitig auch als Beobachtungsposten für Späher,



Ruine einer Moschee bei Aschabad.

welche das Herannahen des Feindes meldeten. Die Kriege und Raubzüge zwischen den einzelnen Stämmen der Turkmenen nahmen rücksichtslos ihren Fortgang; das hinderte nicht, daß, als die Russen 1880 erschienen, 6000 Merwer an der Vertheidigung von Gök-tepe theilnahmen. Einige Tage vor dem Sturme fielen sie freilich ab und kehrten in ihre Oase zurück.

20 Minuten jenseits Aschabad hört die üppige Vegetation, Bäume und Gärten plötzlich auf, und man fährt durch zwei, zusammen 13 km breite Sandzungen; am Fuße des Gebirges dagegen liegen bestellte Felder. 12 Werst von Aschabad zeigen sich zur Rechten große Ruinen einer alten Stadt, die schönsten im Lande und über $1^1/_2$ km ausgedehnt; man erkennt darunter eine Citadelle mit hohen Wällen, einen centralen Thurm und einen mit Emailleziegeln geschmückten Portikus, der einer Moschee angehört zu haben scheint.

Jenseit Annau folgt ein Stück Wüste ohne jede Spur von Leben, ohne Zelte, ohne Heerden, in schier endloser schnurgerader Linie ziehen sich die beiden Schienen dahin — eine dieser Strecken ist über 30 km lang —, bis sie am Horizonte zusammenlaufen. Bei der Station Gjanars (479 Werst) bietet das persische Gebirge — etwa von Aschabad an verläuft die russisch-persische Grenze auf dem Kamme des nördlichsten, unmittelbar an die Ebene anstoßenden Gebirgszuges — einen prächtigen Anblick dar: ein breites grünes Thal schneidet hier in das Bergmassiv ein und gestattet einen Durchblick auf dahinterliegende hohe

Gipfel in Persien. Dort windet sich ein Saumpfad hindurch, welcher nach dem wichtigen Meschhed führt; tritt an dessen Stelle erst einmal eine Fahrstraße, so wird dieselbe von großer strategischer Wichtigkeit werden; denn dort liegt der einzige Paß, über welchen ein englisches Heer vom iranischen Hochlande in die Ebene hinuntersteigen und die Verbindung zwischen Merw und dem Kaspischen Meere unterbrechen könnte.

Bald kehrt nun auch Pflanzenwuchs und Leben zurück; links von Gjanars liegen die ausgedehnten Ruinen einer turkmenischen Festung, aus welchen noch sechs hohe Thürme herausragen, rechts hübsche Oasen mit einem zweiten Fort, einem großen Dorfe und zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden. Das Alluvium bedeckt sich mit einem ziemlich dichten Pflanzenwuchse; selbst bestellte Felder zeigen sich. Im Süden steigt das Gebirge Syry-Kuh 400 bis 500 m hoch in unzugänglichen Klippen empor und zeigt statt einer glatten Kammlinie eine Reihe zackiger Schroffen, wie die Zinnen einer kyklopischen Mauer. Bei der kleinen Station Aksu (496 Werst) befindet man sich wieder in der Wüste; während Gjanars wenigstens noch etwas, wenn auch schlechtes und schlammiges Wasser besitzt, hat Aksu nicht die geringste Quelle. Baba-Durmas dagegen (517 Werst) besitzt wieder eine Quelle, aber sie ist salzig und schlecht, während Artyk reichliches und ziemlich gutes, nur ein wenig salziges Wasser hat. Von Baba-Durmas ab sind die persischen Grenzberge wohl um ein Drittel niedriger geworden und haben den Charakter des Mauerartigen verloren; zahlreiche Seitenäste zweigen sich von der Hauptkette ab und bilden Querthäler, in welchen kleine, immer fließende Bäche den Ackerbau gestatten. Hier, wo die Oase Atek beginnt, brach die Nacht herein, und als die Reisenden am 5. September erwachten, lag Atek bereits hinter ihnen. Es ist das ein schmaler Streifen Landes am Fuße des Gebirges, nicht so lang wie Achal-Teke, auch nicht so bevölkert — er zählt etwa 50 000 Einwohner — aber grüner und mehr mit Bäumen bestanden; er beginnt hinter Baba-Durmas und reicht bis Duschak. Doch ist die unweit des ersteren gelegene Stadt Lütfabad, obwohl sie in der Ebene, also außerhalb der natürlichen Grenzen Persiens liegt, von der Grenzkommission bei diesem Lande belassen worden, weil sie ausschließlich von Persern bewohnt wird. In Folge dessen wird sie auch von der Eisenbahn in einem Abstande von mehreren Kilometern umgangen. Duschak (606 Werst) ist als südlichster Punkt, den die Bahn berührt, von Wichtigkeit; von dort wird sich später, wenn es die politischen Verhältnisse erlauben oder fordern, eine Bahn nach Herat, Kandahar und dem Bolan-Passe abzweigen, die vielleicht im Thale des Tedschend sich hinaufziehen wird. Jenseit Duschak vertauscht die Eisenbahn plötzlich ihre bisherige südöstliche Richtung gegen eine nordöstliche; gleichzeitig tritt wieder Alluvium auf, welches sich bis zu dem wichtigen Flusse Tedschend hinzieht, der im Hazarenlande auf dem Kuhibaba entspringt und als Heri-rud bei Herat vorbei fließt. Die Bahn überschreitet ihn auf einer provisorischen Brücke aus Balkenwerk, welche bald durch eine eiserne ersetzt werden soll. Am Flusse wird die Station Karabent (653 Werst) erbaut, inmitten einer kleinen Oase, welche leicht eine größere Ausdehnung erfahren wird, wenn erst die Gewässer des Tedschend, anstatt sich nutzlos im Sande der Wüste Karakum zu verlieren, durch Stauwerke gesammelt und durch Berieselungsgräben über das anliegende Land vertheilt werden.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VII.

Die ersten Tage des Februar 1879 brachten den Reisenden endlich die ersehnte Befreiung aus dem Gewahrsam des Königs von Limmu. Wochen lang vorher, seitdem sie, ihre Krankheit vorschützend, sich geweigert hatten, ihn auf einem Kriegs- oder Raubzuge gegen die Nonnô-Galla zu begleiten, hatten sie unter der zunehmenden Ungnade des erbitterten Herrschers schwer zu leiden gehabt und sich schließlich glücklich geschätzt, als sie durch das Opfer eines ihrer Gewehre und eines Revolvers wenigstens die ihrem Leben drohende Gefahr abwenden konnten. Trotz dieser Geschenke aber, die ihn wesentlich milder stimmten, hätte Abbâ Gommoli zur Weiterreise der Fremden wohl nie seine Zustimmung ertheilt, ohne die durch den Pater Léon veranlaßten wiederholten Botschaften der Königin von Gera, die dringend ihre Freilassung forderten.

Von Saka, das nach Cecchi's Angabe unter 36° 58′ 18″ östl. L. und 8° 12′ 50″ nördl. Br. liegt, hatte man bis zur Kellâ Berô, der südwestlichen Pforte des Reiches Limmu, eine Strecke von 40 bis 50 km zum großen Theil über gebirgiges Terrain zurückzulegen. Heftiges, mit häufigem Erbrechen verbundenes Fieber begleitete die Reisenden auch noch auf diesem ganzen Wege und machte ihnen namentlich das Passiren der oft steilen Höhen und der schluchtartig engen, dicht bewaldeten Thäler zu einer entsetzlichen Qual. Unweit des Passes von Dschidschilla, über den man am zweiten Tage in den zum Diddesa abfallenden, westlichen Theil des Landes gelangte, traf die kleine Karawane der Expedition mit einer großen abessinischen Handelskarawane zusammen, die, aus dem Reiche Dschimma-Abadschifar kommend, auf dem Rückwege nach Baso in Godschem begriffen war. Die Waaren, die sie dorthin brachte, Gold, Elfenbein und Zibeth, im Ganzen für etwa 10 000 Thaler, waren nach der Angabe des Führers für den Agenten eines europäischen Handlungshauses in Massaua bestimmt.

In der hügeligen, ziemlich waldreichen, aber verhältnißmäßig spärlich angebauten Ebene, über welche die Straße nun in der Richtung nach SW führte, trat wieder das schwarze vulkanische Gestein vielfach zu Tage. Häufig waren hier auch die von den Eingeborenen Hambuô genannten und als Heilmittel für Menschen und Thiere von ihnen hoch geschätzten Mineralquellen. Die in der Nähe eines Hambuô wohnenden Galla-Hirten und Heerdenbesitzer pflegen ihre Thiere jeden Morgen an die Quelle zu treiben, damit sie, ehe sie auf die Weide kommen, „sich den Magen reinigen“.

Außer wenigen, vereinzelten Hirtenhütten passirte man auf dem ganzen Wege bis zur Grenze nur zwei, freilich

auch weit ausgedehnte, eigentliche Ortschaften, Tobô und Sappa, in deren jeder sich ein königliches Maserâ befand. In Sappa hatten die Reisenden noch einmal mehrere Tage voll leidenschaftlicher Aufregung und Angst durchzumachen. Mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen suchte der König, der ihnen hierher vorausgegangen war, sie abermals zurückzuhalten. Daß er dies Vorhaben schließlich nicht ausführte, war nur der Dazwischenkunft eines Häuptlings oder vornehmen Beamten zu verdanken, den Chiarini schon in Saka durch eine glückliche Kur sich verpflichtet hatte. Derselbe wußte dem Könige einen Krieg mit den verbündeten Reichen Gera und Kaffa als eine ebenso unausbleibliche, wie furchtbare Folge des Festhaltens der „Frendschi“ darzustellen, und die Bedenken, die er hiermit wachrief, führten zum gewünschten Ende. Sichtlich abgekühlt und mit der freundschaftlichen Ermahnung, ihm in den benachbarten Reichen „die Ohren nicht zu verderben“, d. h. nichts Böses über ihn zu reden, entließ der König die Reisenden; freilich nicht, ohne Cecchi zuvor noch im Geheimen eingeschärft zu haben, daß er „den anderen Königen“ keine Feuerwaffen zu schenken brauche. „Eine Glasflasche und ein wenig schwarzer Pfeffer würden für sie genügen; er selbst aber (Abbâ Gommoli) wolle durch seine Gesandten den Fremden bezeugen lassen, daß sie nichts Besseres mehr schenken könnten, da sie ihre kostbaren Waaren alle beim Uebergange über den Gibjé eingebüßt hätten.“

Höchlichst ergötzt durch diesen neuen Beweis der raffinirten Schlauheit des schwarzen Burschen und doch in beständiger Angst, daß er sie nochmals zurückrufen könnte, legten die Reisenden die wenigen Meilen, die sie noch von der Grenze trennten, in wahrem Eilmarsche zurück. An den großen königlichen Kaffeemagazinen, speicherartig eingerichteten Bambuhütten, vorbei, gelangte man bald in einen von nur schmalem Pfade durchschnittenen Wald, der aus einem üppigen Durcheinander von Euphorbien, Mimosen, Sykomoren, Gardenien, Lorbeer- und Sorbusbäumen bestand, zwischen denen Rosen und Jasmin, sowie hohe Kaffee- und Orangensträucher herrlich gediehen. Von der Pracht eines solchen Waldes und von dem unvergleichlichen Wohlgeruch, der, den zahllosen Blüthen entströmend, ihn erfüllt, kann sich, wie Cecchi sagt, der Europäer keine Vorstellung machen. Allerdings wurde hier an einzelnen Stellen durch die Nähe des schon häufig vorkommenden Zibeththieres (Viverra civetta) der Wohlgeruch bis zur athembeklemmenden Unerträglichkeit gesteigert.

Dank ihrer Begleitung durch zwei Häuptlinge, die als Lammi oder königliche Gesandte und Begleiter fungirten, gelangten die Reisenden unangefochten durch die von einer Abtheilung Bewaffneter bewachte Pforte des Reiches in das angrenzende ausgedehnte Moggâ. Ebenso wie die nach unseren Begriffen äußerst schwachen und primitiven Pallisadenbefestigungen aus stachlichten Euphorbienzweigen, mit denen diese kleinen Reiche an allen irgend zugänglichen Stellen abgegrenzt sind, bieten auch die eigentlichen Pforten oder Hellâ gegen einen ernsthaften Angriff keinerlei Sicherheit. Die hohen hölzernen, oft auch mit Euphorbienzweigen bewehrten Doppelthore verschließen die „großen Straßen“ nach den benachbarten Reichen gewöhnlich an einer besonders schmalen, durch Abgrund oder Felswand eingeengten Stelle. Der Abbâ kellâ (Vater der Pforte) oder oberste Thorwächter gehört zu den vornehmsten Häuptlingen des Reiches. Er hat neben der Pforte meist noch einen auf vier hohen Pfählen errichteten, wachtthurmartigen Bau, von dem er Ausschau über das Moggâ zu halten pflegt. Bei der neutralen Wüste zwischen Limmu und Gomma, welche die Reisenden jetzt zu passiren hatten, konnte von einem weiten Ausblick freilich nicht die Rede sein. Das Moggâ war hier keine Grassteppe, sondern ein von unzähligen Wasseradern durchschnittenes Sumpfland, auf dem der hohe dichtverwachsene Wald nur an einigen Stellen größere, mit hohem Schilfgras bestandene Moräste und Sumpflachen frei gelassen hatte. Diesem Charakter des Gebiets entsprechend waren unter den auch hier in ungeheurem Reichthum vorhandenen Thieren besonders zahlreich die Reptilien und unter ihnen wiederum vorzugsweise die großen Tigerschlangen vertreten.

Das Königreich Gomma, das mit seiner Ausdehnung von kaum 600 qkm das kleinste unter allen kleinen Reichen der Metscha-Galla ist, weist in Bezug auf Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, klimatische Verhältnisse u. s. w. eine fast vollständige Uebereinstimmung mit Limmu auf. Das Land, das vor der Besitznahme durch die Galla von christlichen Amhara oder Sidama bewohnt gewesen sein soll, besitzt in den Ueberresten einer uralten koptischen Kirche, die neben einem noch heute „Golgatha“ genannten Berge am Ufer des Diddesa sich vorfinden, einen unwiderleglichen Zeugen für jene Tradition. Die etwa 15 000 Einwohner des heutigen Gomma sind zwar ihrer Meinung nach strenge Mohammedaner, wurzeln aber mit ihrem ganzen Wesen noch so tief in den nationalen Vorstellungen und Anschauungen der Gallavölker, daß trotz des mit Eifer betriebenen Koranlernens und Koranlehrens weder der Glaube an die alten Götter, noch die Anbetung von Bäumen, Bergen u. s. w. von ihnen aufgegeben worden ist. Die zahlreichen arabischen Abenteurer und Kaufleute, die sich mit besonderer Vorliebe in diesen kleinen Reichen als Koranlehrer einzunisten scheinen, bemühen sich natürlich nicht, an dieser sonderbaren Verquickung von Heidenthum und Islam etwas zu ändern. In einer Beziehung aber zeichnet sich das Königreich Gomma vor den größeren Nachbarreichen aus: seine Einwohner sind nicht so weit Eigenthum des Herrschers, daß er sie als Sklaven verkaufen dürfte. Einer Sage zufolge, die Cecchi schon in Limmu erzählt wurde, soll der Gründer des kleinen Reiches, ein „wunderthätiger“ Somali-Häuptling aus Magdischu, auf eine den Sklavenhandel berührende Frage geantwortet haben: „Wenn ich meine Unterthanen verkaufte, blieben mir nur die Affen zu beherrschen.“ Diese Ansicht, die auch bei allen seinen Nachfolgern gegolten hat, läßt die Leute von Gomma in den Augen ihrer Nachbarn besonders bevorzugt erscheinen.

Von einem glücklichen Zustande des Lebens, ja nur von dem Leben der Einwohner überhaupt, bekamen Cecchi und Chiarini in Gomma allerdings wenig genug zu sehen. Zu beiden Seiten der breiten, von Euphorbienhecken eingefaßten Straße, die von der östlichen Pforte des Reiches 10 bis 12 km weit nach der Hauptstadt Sadschio führte, lag das Land gänzlich verödet und ausgestorben, eine große, dürre Wüste. Nirgends war etwas von bestellten Feldern oder von menschlichen Niederlassungen zu sehen; von Thieren zeigten sich nur hin und wieder einige große Aasgeier. Ein schwerer, bleigrauer Himmel, schwüle, ermattende Luft und dichte Staubwolken, die jeder Schritt von der Straße aufwirbelte, vollendeten das trostlose Bild. Nach der Angabe der aus Limmu mitgenommenen Begleiter sollte seit mehreren Monaten schon eine furchtbare Epidemie und, in ihrem Gefolge auftretend, entsetzliche Hungersnoth im Lande herrschen. Zwei Drittel der Bevölkerung sollten bereits der Plage erlegen sein, die Uebrigen aber sich in die Nähe der Hauptstadt gezogen haben, um aus dem dortigen Maserâ mit Nahrungsmitteln versorgt zu werden.

Diese Erzählung, die Cecchi anfangs für stark übertrieben hielt, wurde, je näher man der Hauptstadt kam, von

der ringsum sichtbaren schrecklichsten Wirklichkeit noch übertroffen. Nackte, oft schon in Verwesung übergegangene Leichen lagen längs der Straße und vor den Hütten, an die man jetzt kam. Kranke und Sterbende, die Augen in den abgezehrten, verzerrten Gesichtern weit aufgerissen, wälzten sich schreiend und stöhnend im Staube; neben einigen Hütten sah man noch die kaum zugeschütteten Gruben, welche die Opfer der vergangenen Tage aufgenommen hatten, an anderen Stellen hatte man es augenscheinlich längst aufgegeben, die Todten zu bestatten. Durch die Aasgeier, die hier in großen Schwärmen sich sammelten, durch Hyänen, Schakale und halbwilde Hunde zerfleischt und zerrissen, verpesteten die traurigen Ueberreste die Luft in weitem Umkreise. Wenn eine Steigerung dieser Schrecknisse überhaupt noch möglich war, so zeigte sie sich in den im Maserâ von Sadschiô herrschenden Zuständen. Zu den Hunderten von Kranken, Sterbenden und Todten, die unter den Bäumen innerhalb der einzelnen Umfriedigungen lagen, gesellten sich hier noch die Schaaren der Halbverhungerten, die seit mehreren Tagen vergebens auf die anfangs vertheilten Nahrungsmittel warteten. Aus Furcht vor Ansteckung hielten sich der junge, etwa zwölfjährige König und seine Mutter in der mittelsten Hütte des Maserâ verborgen, und mit ihrem Rückzuge schien jede Sorge für das hungrige Volk draußen aufgehört zu haben.

Nach einer unter freiem Himmel außerhalb des Maserâ zugebrachten Nacht wurden die Reisenden in der ersten Morgenfrühe zum Könige geführt, den sie von etwa dreißig Häuptlingen umgeben fanden. Die Ueberreichung der Geschenke, die üblichen Fragen und Antworten nach Zweck und Ziel der Reise, die Bewirthung mit einer Tasse des mit Butter zubereiteten und außerordentlich wohlschmeckenden „königlichen" Kaffees wurden in möglichster Kürze abgemacht. Zwar stießen die Angaben Cecchi's, daß er nach Gera gehen wollte, nur um seinen Bruder, Abbâ Lion, zu begrüßen, und dann weiter nach Kaffa, um den mächtigen König kennen zu lernen, auf den entschiedensten Unglauben aller Anwesenden. Man hielt sie hier, wie schon so oft vorher, für Spione Menilek's, und nicht zum ersten Male hörten die Reisenden auch in den auf sie bezüglichen Reden und Berathungen der Häuptlinge den Namen Hadschi Haman wieder und immer wieder nennen. Dieser Hadschi Haman aber war, wie sie bald durch Pater Léon erfahren sollten, ein ägyptischer Emissär, der schon mehrere Monate vor der Ankunft der italienischen Expedition in Schoa die Kunde nicht nur in den mohammedanischen Gallareichen, sondern auch bei den unabhängigen Stämmen gemacht hatte, um im Auftrage des Chedive vor den Frendschi zu warnen, die als abessinische Spione binnen Kurzem versuchen würden, sich Eingang in jene Länder zu verschaffen.

Noch ehe die Reisenden in das Moggâ zwischen Gomma und dem Königreiche Gera gelangten, führte der Weg in SSW-Richtung durch einen ausgedehnten Wald, der mehr noch als alle bisher gesehenen den Charakter des tropischen Urwaldes trug. Die Höhe und der Umfang der Bäume, das dichte Netzgewebe von prächtigen, mit phantastisch geformten Blüthen überladenen Orchideen und anderen Schlinggewächsen, der ganze Reichthum dieses aus der Ueberfülle des Vergehenden sich immer neu und immer üppiger erzeugenden Pflanzenlebens riß Cecchi und seinen Gefährten auch zu immer neuen Ausrufen des Staunens und der Bewunderung hin. Nach mehrstündigem Marsche durch das von 2 bis 3 m hohem Grase bedeckte Moggâ am Ufer des Anane angekommen, glaubten sie in der aus Baumstämmen fest zusammengefügten und mit Flechtwerk, kleinen Steinen und Kies bedeckten Brücke über diesen Strom schon das erste Anzeichen „jener höheren Kultur und Gesittung" zu finden, von der sie hier alles Gute für sich erwarteten. Ahnungslos, daß es das Thor des letzten und längsten ihrer „afrikanischen Gefängnisse" war, das sich hinter ihnen schloß, passirten sie gleich darauf die Kellâ Filô, die nördliche Pforte des Königreiches Gera. Gut angebaute Felder, der Mehrzahl nach mit Gerste und Weizen bestellt, und schöne Wiesen, auf denen große, augenscheinlich gut gehaltene Heerden weideten, zeigten sich an den zu beiden Seiten des Weges ansteigenden Hügeln. Am Ende der Straße aber, am südwestlichen Horizont, erschien bald die Anhöhe, auf der über einem dichten Hain von Bananen, Kaffee- und Orangenbäumen das stattliche Maserâ der Hauptstadt Tschalla emporragte. Die Straußeneier auf den hohen Mittelpfosten der Dächer erglänzten im hellen Sonnenschein; was man beim Näherkommen von den Hütten sehen konnte, gab einen hohen Begriff von dem Schönheitssinn, dem architektonischen Verständniß und dem Kunstfleiße der Einwohner.

Der ehrenvolle Empfang durch einen Häuptling, der sie im Namen des Königs Abbâ Nagô in seinem Lande willkommen hieß, wich von der schmachvollen Behandlung, die sie so lange erduldet hatten, so auffallend ab, daß selbst der Anblick der verfallenen und widerlich unsauberen Hütten, die ihnen derselbe Würdenträger zum Quartier anwies, sie in dem Glauben nicht irre machen konnte, daß man sie hier als willkommene Gäste betrachte. So verlief denn auch die erste Zusammenkunft mit dem jugendlichen Könige ganz nach Wunsch. Ihre Beschwerde über die mangelhafte Unterkunft wurde mit dem Versprechen erwidert, die nöthigen Ausbesserungen vornehmen zu lassen; die Ueberreichung der Geschenke wurde auf die nächste feierliche Audienz im Beisein der Genné-fâ (Königin-Mutter) verschoben, und schließlich ward auch noch die Zusage, für den Unterhalt der Fremden sorgen zu wollen, wenigstens an diesem ersten Abende durch eine überreichliche Lieferung von allerhand auch nach europäischem Geschmack guten Dingen erfüllt. Nicht weniger als dreißig Sklavinnen hatten mit der Herbeischaffung der für die Reisenden und ihre vier Diener bestimmten Abendmahlzeit zu thun. Große Krüge des trefflichsten Meth, feines weißes Brot aus Weizen- und Tiefmehl, Käse in kleinen ledernen Säcken, Senf mit Butter gemischt und endlich die verschiedenen pikanten Brühen, mit denen der Galla wie der Abessinier das rohe Fleisch zu verzehren pflegt: Pfeffer-, Knoblauch- und Gewürzbrühen aller Art: dies waren die Herrlichkeiten, über deren durch die ganze Nacht ausgedehnten Genuß die eingeborenen Diener alles erlittene Ungemach vergaßen. Daß unter diesen kulinarischen Genüssen die Fleischspeisen gänzlich fehlten, hatte seinen Grund in der Annahme, daß den Fremden, ebenso wie den abessinischen Christen, das nach mohammedanischer Vorschrift geschlachtete und zerlegte Thier ein Greuel sein müsse. Auf Pater Léon's besonderen Wunsch, der bei seiner kleinen Schaar bekehrter Christen streng auf alle derartigen äußeren Unterscheidungen hielt, aßen Cecchi und Chiarini denn auch während der ersten Zeit nur Fleisch von den Thieren, die sie durch ihre Diener oder durch einen von des Paters Leuten schlachten lassen konnten. Sehr lange dauerte es allerdings nicht, bis Hunger und Noth sie zeitweise dazu zwangen, mit Aufgebung aller religiösen oder anderen Bedenken dankbar alles überhaupt Eßbare, selbst rohes und keineswegs frisches Fleisch, zu genießen.

Durch Krankheit in seiner etwa 10 km von Tschalla entfernten Station Afallô zurück gehalten, konnte Pater Léon erst nach mehreren Tagen die Reisenden willkommen

heißen. Seit neun Jahren war er mit keinem Europäer mehr zusammengekommen, seit drei Jahren hatte er weder von seinem Orden, noch von den Missionsanstalten auch nur die kleinste Unterstützung erhalten. Die Verbindung mit der abessinischen Mission war durch die beständigen Kämpfe mit den Soddo-Galla abgeschnitten; wenigstens fand unter den Leuten des Paters sich keiner mehr bereit, die Reise zu unternehmen, nachdem die Soddo zweimal seine Boten getödtet hatten. Der Versuch einer Missionsanlage in Kaffa, für die er Jahre lang unermüdlich gewirkt und geworben hatte, war nach einem kurzen, scheinbaren Gelingen vollständig gescheitert, der dortige Missionar, Pater Coccin, den Anstrengungen und Leiden seines schweren Berufes erlegen. Aber weder diese größte Enttäuschung, noch seine eigenen furchtbaren Erlebnisse in Dschimma und Limmu, wo er sich nur mit genauer Noth durch die Flucht hatte retten können, weder die beständigen Entbehrungen und verhältnißmäßig geringen Erfolge seines jetzigen Lebens, noch das unaufhörliche und ermüdende Laviren im Verkehr mit der gewaltthätigen Genné, die ihm schon mehr als einmal mit der Vernichtung seiner Mission gedroht, hatten bis jetzt den Muth des siebzigjährigen Paters zu brechen vermocht. Trotz häufiger Heimsuchung durch Krankheit unterzog er sich mit größter Geduld und stets mit einem gewissen Humor den sehr verschiedenartigen Aufträgen, welche die Königin ihm zu ertheilen pflegte. Ohne die geringsten technischen Vorkenntnisse hatte er vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Gera an bald als Baumeister, bald als Schmied oder Tischler Dienste thun müssen. Jetzt war er wieder mit der Anfertigung von zwei Thronsesseln beschäftigt, die, für besonders feierliche Gelegenheiten bestimmt, auf den ausdrücklichen Wunsch der Genné etwas noch nie Dagewesenes an Pracht werden sollten. Und ihres Gleichen hatten die seltsamen kastenartigen Geräthe, die unter seinen Händen entstanden, gewiß auch nirgends auf der Welt. Die runden gedrechselten Füße waren stark genug, um ein Dach tragen zu können; von dem oberen Rande der hohen steilen Rückwand ragten sechs oder acht Straußenfedern empor; worauf aber der Pater ganz besonders stolz war, das waren die in das Holzwerk eingelassenen kleinen Spiegelscherben, die in anmuthiger Weise mit aufgeklebten Sternen und Streifen von Goldpapier und allerhand Etiketten und Fabrikzeichen europäischer Waaren abwechselten. In der That fand das Kunstwerk, das durch seine fragwürdige Gestalt Cecchi's Lachlust erregte, sobald er es zu Gesicht bekam, den höchsten Beifall der Herrscher; aber die Hoffnung des armen Paters, daß es ihm auch die in letzter Zeit bedenklich verloren gegangene Huld der Königin wieder verschaffen sollte, ging nicht in Erfüllung.

Auch die außerordentliche Gnade und das freundliche Entgegenkommen, das die Genné den Fremden zu Theil werden ließ, war weder aufrichtig gemeint, noch von langer Dauer. So lange die Reisenden sich noch über die eigentlichen Absichten der Königin in Betreff ihrer täuschen, so lange sie ihren Aufenthalt in Gera noch als vorübergehend betrachten konnten, erschien ihnen das Studium dieses „in seiner Verworfenheit großartigen Frauencharakters“ ungemein interessant. Es währte aber nicht lange, bis sie die gefährliche Intriguantin von ganzer Seele haßten. Durch Nichtsthun und Ausschweifungen aller Art trotz seiner siebzehn Jahre schon körperlich und geistig fast zu Grunde gerichtet, war der junge König eine vollständige Null neben seiner Mutter. Nur bei Gelegenheit eines Kriegs- oder Jagdunternehmens verließ ihn hin und wieder seine Schlaffheit. Die Regierung, die in ihrer Willkür sogar Alles übertraf, was die Reisenden in Limmu gesehen hatten, wurde von der Königin in Gemeinschaft mit drei Häuptlingen geführt, mit deren Hilfe sie durch die übliche Hinwegräumung aller anderen Verwandten des verstorbenen Königs auch schon auf den Thron gelangt war. An Stelle der Liebesintriguen, die nach Pater Léon's Erzählungen sie in früheren Jahren vielfach beschäftigt und zu immer neuen Verbrechen geführt hatten, waren jetzt politische Intriguen getreten. Nicht zufrieden damit, ein Gegenstand zitternder Furcht für jeden einzelnen ihrer Unterthanen zu sein, versuchte sie ihre Macht weiter zu erstrecken. Aufreizung der Nachbarherrscher gegen einander, geheime Bündnisse mit einem gegen alle anderen und ähnliche Kunststücke waren ihre „Specialität“. Auch die wichtigen Verhandlungen mit dem König von Kaffa, „nach deren Erledigung sie erst für die Weiterreise der Fremden und für ihre gute Aufnahme bei jenem Herrscher Sorge tragen wollte“, betrafen wieder ein geheimes Bündniß gegen Dschimma und Guma. Es erscheint fast überflüssig, hier noch besonders zu erwähnen, daß sie nach dem Abschluß jener Verhandlungen ebenso, wie schon vorher, mit bestem Erfolge alles that, was sie thun konnte, um die Reisenden in ihrem Gewahrsame zu behalten. Daß schon unmittelbar nach der ersten Audienz die systematische letzte Ausplünderung der Expedition ihren Anfang nahm, ist ebenso selbstverständlich.

Das Reich Gera, das, Dank seiner gefürchteten Genné, eine besondere Machtstellung unter den Gallareichen einzunehmen scheint, hat eine Ausdehnung von etwa 2670 qkm. Ein großes, auf drei Seiten von reichbewaldeten Bergen umgebenes Becken, das aber in der Mitte eine ansehnliche Bodenerhebung zeigt, fällt das Land auf seiner vierten, südlichen Seite zum Godscheb ab, der hier zugleich die natürliche Grenze gegen das Reich Kaffa bildet. Einzelne kleine Höhenzüge und eine bedeutende Anzahl kleiner Flüsse und Bäche, die alle dem Hauptflusse des Landes, dem zum Godscheb gehenden Naso, zuströmen, tragen, wie zur Fruchtbarkeit, so auch zu der außerordentlichen landschaftlichen Schönheit des Reiches Gera bei. Die Hauptstadt Tschalla, die eben auf jener mittleren Bodenerhebung liegt, darf für verhältnißmäßig gesund gelten. Im Großen und Ganzen sind aber die klimatischen Verhältnisse des Landes die denkbar ungünstigsten. Neben den raschen Temperaturwechseln (in Tschalla fand Cecchi zwischen dem Maximum und Minimum eines Tages sehr oft einen Unterschied von 18 bis 20° C.) trägt auch hier die beckenartige Senkung des wasserreichen Landes zu seiner Ungesundheit bei. Endemische Krankheiten, bald stärker, bald schwächer auftretend, herrschen demzufolge das ganze Jahr hindurch und decimiren namentlich den ärmeren Theil des Volkes in furchtbarer Weise. Daß trotz der ungeheuren Sterblichkeit in besonders ungünstigen Jahren das normale Verhältniß zwischen der Bevölkerungszahl und den Subsistenzmitteln des Landes sich doch immer bald wieder herstellt, giebt einen Begriff von der erstaunlichen Fruchtbarkeit jener Volksklassen.

Die Wichtigkeit und Verbreitung der Eukalypten.

S. Daß die Geographie nicht nur als „dienendes Glied“ sich an „ein Ganzes“, an den gesammten Wissensstoff der Gegenwart anschließt, sondern auch mehr und mehr mit Recht Anspruch machen darf auf den Ehrentitel einer Universalwissenschaft, dies beweist neuerdings die Eukalyptenlitteratur, welche uns in letzter Zeit besonders auf dem französischen Büchermarkte werthvolle Beiträge zur Pflanzengeographie spendete, Beiträge, die auch der Botanik und Nationalökonomie interessanten Stoff zum Nachdenken und tieferem Forschen bieten dürften. Im germanischen Europa hat die Eukalyptenfrage im Laufe weniger Decennien verschiedene Stadien durchlaufen, und nachdem sich die zu nüchternen und zu enthusiastischen Ansichten etwas ausgeglichen haben und abgeklärt erscheinen, ist es wohl billig, daß wir solche mit den praktischen Resultaten der im kleineren und großen Maßstabe von den Franzosen betriebenen Eukalyptenkultur vergleichen, um praktisch wichtige Resultate unserer Studien einzuheimsen.

Bewundernd blicken wir auch jetzt noch, wie vor bald einem Jahrhundert L'héritier, Labilliardère und andere Botaniker, auf zu diesen Riesenbäumen Australiens und Tasmaniens, von denen viele in ihrer Heimath (Myrthen- und Lorbeer-Zone) bei einem Stammumfang von 29 m eine Höhe von 150 m zeigen und vermöge ihres zähen Holzes, ihrer ätherischen Oele und ihrer klimatologischen Bedeutung einen enormen Gewinn bringen.

Unter den 150 Arten dieser Myrthaceen gedeihen die meisten in Victoria, viele in Neu-Südwales und Queensland und wenige in Süd- und Westaustralien. Tasmanien dagegen weist trotz seines rauheren Klimas mehrere Arten auf, die sonst nirgends vorkommen. Auch auf Timor hat man diese majestätischen Bäume als einheimische Pflanzen getroffen. Geradezu zum Nationalreichthum einer Kolonie sind sie erst in Australien geworden, von wo aus geschätztes, zähes „Eisenholz“ in kolossalen Quantitäten exportirt wird und wo auch, wie z. B. in der Nähe von Melbourne, aus den grünen Pflanzentheilen sehr viel Eukalyptenöl producirt wird, seitdem Botaniker ersten Ranges, z. B. Baron Frd. von Müller im Verein mit Geographen und Nationalökonomen wie Ramel, Lambert, Naudin und Sahut oder Joly, dessen officinelle Bedeutung in Wort und Schrift hervorgehoben haben und seitdem ferner Eukalyptusalkohol, -Syrup, -Essenz und besonders das Eukalyptol in der Medicin mehr bekannt und geschätzt wird.

Den ausgedehntesten Handel mit Eukalyptenpräparaten und -Produkten überhaupt treibt England; dies hat auch die letzte Kolonialausstellung bewiesen, in welcher die Eukalypten einen wesentlichen Bestandtheil bildeten.

Was aber den „australischen Mützenbäumen“ von ihrer Heimath aus so schnell in Nordafrika und Süd-Frankreich, später alsdann auch in Spanien und Italien, im Kapland und in Amerika Eingang verschaffte, das war besonders die ihnen inne wohnende Kraft, Feuchtigkeit in enormen Quantitäten durch ihre ausgedehnten, tief gehenden Wurzeln anzuziehen und dadurch und durch ihre Kronen die Umgegend zu desinficiren und trocken zu legen, oder — nach Joly — aus den unteren Schichten der ausgetrockneten Sandebenen, gleich viel verzweigten artesischen Brunnen, das noch vorhandene Wasser hervorzuzaubern und so die todte Wüste allmählich zu beleben. Ramel machte daher im Verein mit Frd. von Müller erfolgreiche Propaganda für die Verpflanzung dieser nützlichen Bäume nach den französischen Kolonien in Nordafrika. Dort fanden sie gleichsam eine zweite Heimath. Man studirte ihre physiologischen Lebensbedingungen selbst in ungünstigeren Verhältnissen, in basalt-, granit- und kalkhaltigem Boden etwas genauer und suchte die künstliche Bewässerung und Düngung allmählich erfolgreicher zu machen. In geschützten Lagen wurden nun auch in zweckentsprechendem Erdreich an der gegenüberliegenden Küste des Mittelländischen Meeres Experimentirfelder angelegt. Die Regierung von Italien benutzte die Eukalypten zur Trockenlegung der sumpfigen Gegenden, z. B. der Campagna. Dies wirkte. Die Spanier thaten dasselbe und der gute Ruf des wohlthätigen „Fieberbaumes“ fand auch in der Neuen Welt ein freudiges Echo. Indessen machte die Pflanzengeographie riesige Fortschritte. Die überzeugenden, auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden Worte des kompetentesten Botanikers v. Müller in Melbourne hatten auf viele Gelehrte und besonders auf manche praktische Nationalökonomen die günstigste Wirkung ausgeübt. Die Eucalyptographia und andere literarische Produkte wurden zur Basis neuer, einläßlicher Studien und zur Grundlage für die praktische Klassifikation der 150 Arten nicht nur nach äußeren Merkmalen, sondern auch nach ihrem Vorkommen und ihren geologischen Anforderungen. So wurde besonders der botanische Garten zu Antibes zum maßgebenden Experimentirfeld, und Sahut publicirte neulich im Bulletin de la Société Languedocienne de Géographie sechs äußerst gediegene Artikel, in welchen er unter Anderem auch diejenigen Arten einer genauen Prüfung und Besprechung würdigte, welche (nach Naudin und anderen Autoritäten) selbst in einem kälteren Klima noch fortkommen könnten, wie z. B. Eucalyptus amygdalina (vera), welche in Intra (am Lago Maggiore) sehr gut gedeiht, und zwar in stattlichen Exemplaren mit schnellem Wachsthum, E. diversicolor, die bis 122 m hoch wird und in Vitoria und Tasmanien häufig ist,

E. fissilis
E. gunnii
E. risdoni } („Diamant der Wälder“),

mit welchen in kälterem Klima schon etliche Versuche gemacht worden sind.

Von anderen Arten weiß man ebenfalls, daß sie in ihrer Heimath, 1800 m über dem Meere, vorkommen und in Tasmanien z. B., „wo der Schnee oft fällt“, und wo die Temperatur sehr tief sinkt, schon außergewöhnlichen Frost ohne Schaden ausgehalten haben. Sahut's Vergleichung des Klimas in Tasmanien mit demjenigen Südfrankreichs mit Bezugnahme auf die Pflanzenzonen ist ebenso interessant als praktisch wichtig vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus. So sagt er (a. a. O. Tome IX, I, p. 110): „Der Sommer ist in Tasmanien nicht so warm, um Olivenfrüchte zur Reife zu bringen oder Trauben zu zeitigen, in einer Region, wo jedoch die Eukalypten sehr gut gedeihen und sich fortzupflanzen vermögen“ (und p. 117): „Da diese Insel viel weiter vom Aequator entfernt ist als Australien, ist ihr Klima auch viel weniger heiß; es ist sogar ganz gemäßigt, wie dasjenige Südeuropas.

Es entspricht also dem Klima südwärts von Montpellier, Tolouse, Bayonne ꝛc.“

Er citirt nach diesen klimatologischen Vergleichungen ferner Eucalyptus coccifera, als alpine Eukalyptusart; Eucalyptus pauciflora (coricea), welche 1250 m hoch noch gedeiht und 122 m Höhe erreicht, Eucalyptus deatbata und andere Objekte genauerer Beobachtungen.

Als Kosmopolit im wahren Sinne des Wortes erscheint die Eucalyptus globulus, da sie die weiteste Verbreitung von Süden nach Norden hat. Ein Exemplar des botanischen Gartens in St. Gallen wuchs im verflossenen Sommer im Freien 1 m hoch. In Wien, in London und selbst in Edinburgh soll diese Art schon im Freien gezogen worden sein und sich allmählich abhärten lassen.

Einen wichtigen Beitrag zur Pflanzengeographie bietet Sahut, indem er durch folgende Klassifikation mehr Licht in die geographische Verbreitung und Widerstandsfähigkeit vieler Arten in rauhem Klima und wenig geeignetem Erdreich bringt:

1. Arten von gigantischer Höhe.
2. Bäume mittleren Umfangs.
3. Zwergeukalypten (Büsche und Sträucher bildend).

4. Arten, welche feuchtes Erdreich vorziehen.
5. Gegentheilige.
6. Alpine Eukalyptenarten.

7. Solche, welche sehr empfindlich sind gegen die Kälte.
8. Widerstandsfähige Arten, welche selbst am sandigen Meeresufer noch gut fortkommen.

Auffallend ist bei der letzten Gruppe die Erscheinung, daß Arten, welche granit- oder basalthaltigen Boden vorziehen, in Gegenden mit ganz verschiedenem Klima üppig gedeihen, woraus die Thatsache klar hervorgeht, daß die chemischen Bestandtheile des Standortes eine noch viel wichtigere Bedingung zum Fortkommen bilden als seine klimatologischen Verhältnisse.

Seit einem Jahrzehnt ungefähr schmücken nun Eukalyptenwälder in großer Zahl die reizenden Ufer des Mittelländischen Meeres von Gibraltar an bis Rom, ja auch viele Gegenden, die von da aus weit nach Norden liegen, bis Montpellier z. B., und es ist zu hoffen, daß Eukalypten in späteren Generationen schon insoweit naturalisirt seien, daß sie bei sorgsamer Pflege und zweckmäßiger Auswahl des Bodens wie viele andere Kulturpflanzen noch stets weiter verbreitet werden, zum Segen nicht nur ferner europäischer Kolonien, sondern auch im Interesse eines lebhafteren Handels.

Die neuesten Berichte, Privatkorrespondenzen von Seite der ersten Autoritäten auf pflanzengeographischem Gebiete entnommen, lassen diese Hoffnung durchaus nicht als eine sanguinische erscheinen. So berichtet uns eine maßgebende Persönlichkeit in Norditalien, Fürst Trubetzkoy, von einem stattlichen Exemplar des Eucalyptus amygdalina vera, das im Jahre 1876 als Same gepflanzt, im verflossenen Jahre bei 2,1 m Umfang schon 25 m Höhe hatte und in seiner Besitzung in Intra unweit der schweizerischen Grenze alle Lebensbedingungen erfüllt sieht. Einige vor Kurzem gepflanzte, viel versprechende Exemplare ertrugen Temperaturen von — 8 bis — 10°, machten Schosse von mehreren Metern und trugen Blüthen und Früchte ähnlich wie in ihrer zweiten Heimath in Antibes. Andere Exemplare dieser stattlichen Bäume, deren Samen vor zwölf Jahren nach Dr. Guilland aus Australien bezogen worden sind, trugen vom sechsten Jahre an keimfähige Samen und erreichten schon im elften Lebensjahre eine Höhe von 25 m. Im Winter von 1879/80 trotzten sie einer Kälte von beinahe — 10°.

Der Fürst Trubetzkoy schreibt unter Anderem: „Seit 14 Jahren, seitdem ich mich mit der Eukalyptenkultur beschäftige, hatten wir nie, bis anhin, während drei Wochen alle Nächte diese niedrige Temperatur von — 9,05° C. Die Eucalyptus amygdalina allein konnte derselben widerstehen. Dies ist darum der Baum par excellence, nicht nur für die Region der Orangen, sondern auch für nördlichere Gegenden; denn M. Lunaret schreibt mir von Montpellier aus, daß kleine Pflänzlinge, welche ich ihm dorthin gesandt habe, eine Kälte von — 11° ertrugen ꝛc.“

Ein heikler Punkt ist bei all diesen Versuchen wohl zu beachten: die leicht mögliche Verwechslung der Namen schon von der Bezugsquelle aus. So wollte man obige, die Eucalyptus amygdalina vera, die Fürst Trubetzkoy mit so besonders großem Erfolge kultivirte, von kompetent sein sollender Seite aus als Eucalyptus riminalis (Lab.) erklären. Allein dieser Irrthum wurde bald erkannt. Er scheint seine Ursache in der Verwechslung von aus Australien importirten, in den Handel gebrachten Samen gehabt zu haben.

Ferner scheiterten die Versuche in der Verpflanzung neuer Species sehr oft auch aus Mangel an tiefer gehenden geologischen Kenntnissen und Untersuchungen. Wenn das Erdreich (basalt-, granit- oder kalkhaltiger Boden) den Anforderungen einer besonderen Art nur theilweise oder gar nicht entspricht, so muß um so mehr Sorgfalt auf die Pflege, die künstliche Bewässerung und Düngung verwendet werden. So mißlangen die von Mr. Correvon im Kanton Wallis unweit Martigny in vorzüglichster Weise geleiteten Versuche im Jahre 1883 wahrscheinlich in Folge mangelhafter Pflege der jungen Schosse und Pflänzlinge. Sehr wahrscheinlich werden daselbst sowie im Kanton Tessin in Bälde neue Versuche gemacht werden, welche von ermuthigendem Erfolg gekrönt sein dürften [1].

Ueberraschende Resultate zeigten sich mit verschiedenen anderen, oben genannten Arten. So gedeiht in England, nach Rev. Gildas (in Devon), seit einigen Jahren ein nahezu 20 m hohes Exemplar von Eucalyptus coccifera im Park des Grafen von Devon vorzüglich; es blüht alle Jahre. Seine Heimath ist der botanische Garten von Antibes.

Im Südwesten Englands, in Exeter, sowie in der Umgegend Londons ziert die Eucalyptus polyanthemos die sie schützenden Mauern und in Pau (Frankreich) widerstand die Eucalyptus coriacea, wie auch die schon genannte Eucalyptus viminalis der außergewöhnlichen Kälte von — 8, — 12, ja bis — 14° des Winters 1877/78 und erlag erst drei Jahre später (15./16. Januar 1881) derselben, als im Thal der Garonne sogar Weinreben erfroren. Wäre der Besitzer des heroischen Repräsentanten dieser bevorzugten Gattung nicht wegen Krankheit verhindert worden, durch Veredeln der noch verschonten Treibaugen die letzten entscheidenden Rettungsversuche zu machen, so hätte er, wie M. Alb. Piche mit Mr. Tourasse sicher annimmt, der Nachwelt als Zeuge einer bewunderungswürdigen Acclimatisationsfähigkeit erhalten werden können.

Nach Prof. Balfour ist die Biographie eines Eucalyptus viminalis in Haddington bei Edinburgh sehr interessant. Er hatte, 18 bis 19 Jahre alt, 15 m Höhe und 2,5 m Stammumfang, litt furchtbar durch die Kälte der verflosse-

[1] Im April d. J. haben in der That im Kanton Wallis Anpflanzungsversuche mit Eucalyptus amygdalina vera und Eucalyptus rostrata stattgefunden, deren Samen Sahut in Montpellier geliefert hatte.

nen Jahre, büßte deshalb seine stattliche Krone ein und wurde 2 m über dem Boden abgesägt, aber zum größten Erstaunen seines Besitzers verjüngte er sich nochmals und trieb wieder Aeste, welche heute schon ihre Vorgänger an Ausdehnung übertreffen. Nach zwei bis drei Generationen dürfte wohl nach übereinstimmenden Ansichten von pflanzengeographischen Autoritäten diese widerstandsfähige Eukalyptusart sich auch im geschützteren Norden vollständig abgehärtet und eingebürgert haben.

Alle diese übereinstimmenden Thatsachen fließen zu der volkswirthschaftlich außerordentlich wichtigen Schlußfolgerung zusammen, daß die Verbreitung der überaus wichtigen Nützenbäume in weiten Gebieten der Alten und Neuen Welt, wohl nach bestimmten Gesetzen, einen normalen Verlauf genommen hat, und wie voraus zu sehen ist, noch nehmen wird, so daß ihre officinelle Bedeutung, ihr klimatologischer Einfluß und ihr commercieller Werth je länger je mehr geschätzt und ausgebeutet zu werden vermag — zu Gunsten der fieberkranken Ureinwohner Australiens so gut wie im Dienste der redlich im Kampf ums Dasein ringenden Kolonisten. Freuen wir uns besonders der nun auch (selbst durch Privatbriefe von Naudin, Sahut und Trubetzkoy) erlangten Gewißheit einer möglichst erfolgreichen Naturalisation mehrerer Eukalyptenarten in nördlichen Gegenden! Suchen wir aber hauptsächlich auch mit Rücksicht auf ihre Verwendung als desinficirende Zimmerpflanzen von sehr zweifelhaftem Werth je länger je mehr Wahres von Falschem und Gewisses von bloß Problematischem zu unterscheiden, um die Fortschritte der Wissenschaft gebührend würdigen zu können!

Kürzere Mittheilungen.

Die südafrikanischen Reisen und Sammlungen des Dr. Hans Schinz.

Wir entnehmen dem Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung" vom 4. Mai 1887 auszugsweise folgende interessante Mittheilungen über die Arbeiten des im „Globus" bereits mehrfach erwähnten Schweizer Gelehrten Hans Schinz.

Seine Reise dauerte vom August 1884 bis zum Februar 1887. Bis zum 20. März 1885 stand er im Dienste der Lüderitz-Expedition, die ihn als Botaniker engagirt hatte; von da an reiste er auf eigene Faust.

Zunächst wurde von Angra Pequena aus das Lüderitzland, auf das man so große Hoffnungen gebaut hatte, untersucht; wie wenig sich dieselben realisirten, ist aus der vernichtenden Kritik zu ersehen, die Herr Pohl, der Leiter der Lüderitz-Expedition, in Petermann's Mittheilungen an dem Unternehmen übt [1]). Dann zog Schinz quer durch Groß-Namaland bis zum Westrande der Kalahari, wo ihm das Mißgeschick passirte, von den Hottentotten völlig ausgeraubt zu werden.

Nachdem er sich in Angra Pequena wieder mit allem Nöthigen versehen, wandte er sich im April 1885 nach Norden, durchzog Groß-Namaland seiner ganzen Länge nach, ebenso Damaraland, das Gebiet der Herero, und betrat dann das noch wenig bekannte Ovambo-Land. Außer von Missionaren, Jägern und Händlern ist es nur einmal von Europäern betreten worden und zwar von Galton und Anderson, wovon der letztere speciell die Vogelfauna studirte, aber sonst keine wissenschaftliche Sammlungen mitbrachte, so daß die Schinz'sche Sammlung in dieser Beziehung als Unicum dasteht.

In Olukanda, einer Station der finnischen Mission, hielt sich Schinz vom August 1885 bis Februar 1886 als Gast des Missionars auf, und benutzte diese Zeit zur gründlichen allseitigen Erforschung von Land und Leuten, machte auch, neben zahlreichen kleineren, eine größere Exkursion nach dem portugiesischen Fort Humbe am Kunene-Fluß.

Beinahe hätte ihn hier das Schicksal ereilt, als Märtyrer der Wissenschaft fern der Heimath, in Afrikas Erde, sein Grab zu finden. Die photographischen Hantirungen, das eifrige Sammeln und Notiren, das der „kleine Weiße" betrieb, der sich sogar im Interesse seiner Skeletsammlung Gräberschändungen zu Schulden kommen ließ: das Alles erregte den Unwillen der Häuptlingsfamilie, und es wurde die Ermordung des unbequemen Gastes geplant. Durch schleunige Flucht rettete er sich, freilich nicht ohne vorher, trotz der drohenden Gefahr, das Corpus delicti, einen Omundonga-Schädel, in Sicherheit gebracht zu haben, der nun eines der werthvollsten Stücke seiner Sammlung bildet.

Nachdem er noch in der Nähe der Etosa-Pfanne einige Wochen verweilt, begab er sich zu einer versprengten Boeren-Familie in Grootfontein (Südost-Ovamboland) am Rande der Kalahari. Dorthin wurden ihm von seinem getreuen Freunde, dem finnischen Missionar, seine glücklich geretteten Sammlungskisten nachgeschickt.

Im Juni 1886 durchkreuzte Schinz die Wüste Kalahari bis zum See Ngami, der ungefähr in der Mitte von Südafrika liegt. Eine eigentliche „Wüste" ist dieses Gebiet übrigens nicht: es hat eine Regenzeit und in Folge dessen reichlichen Pflanzenwuchs, der als eine Parklandschaft (Savanne) die weite Hochfläche überzieht. Nur fehlt das oberirdische Wasser der Flüsse und Seen; der Reisende muß das Grundwasser ergraben, um sich vor dem Verdursten zu retten.

Der König Mosemi vom Stamme der Batowana beherbergte unseren Reisenden drei Wochen lang am Ngami-See. Entgegen den auf Hörensagen beruhenden Angaben Pechuel-Lösche's fand er dieses Bassin noch gefüllt, allerdings stark im Abnehmen begriffen.

Im Juli 1886 kehrte Schinz auf einer weiter südlich gelegenen Route nach Damaraland (Okahandja) zurück. „Diese Tour", schrieb er an Prof. Ascherson, „bildet das dunkelste Blatt in meiner Explorations-Erfahrung. Fieber und Dysenterie, Hunger und Durst machten mich zu jeder wissenschaftlichen Arbeit unfähig. Als ich wieder in Damaraland einrückte, fühlte ich mich um Jahre gealtert."

Von Okahandja aus holte Dr. Schinz in Grootfontein die unterdessen dort aus Olukanda angekommenen Kisten; dann durchkreuzte er noch einmal das Damaraland bis zur Walfischbai, wo er im December 1886 eintraf. Eine vierwöchentliche Segelschiffahrt brachte ihn von dort nach Kapstadt und im Februar 1887 kehrte er in sein Vaterhaus zurück.

Die Sammlungen, die Dr. Schinz mitgebracht, umfassen in erster Linie botanische und ethnographische Objekte, dann auch zoologische und mineralogische. Er hat weiterhin über Sitten und Gebräuche der besuchten Stämme zahlreiche Notizen gemacht, Vokabularien ihrer Idiome angelegt, meteorologische

[1]) Auch Schinz hat in ganz übereinstimmender Weise die Aussichtslosigkeit der Kolonialbestrebungen in Groß-Namaland dargethan in einem Berichte an die ostschweizerische geographische Gesellschaft in St. Gallen.

Beobachtungen angestellt, zahlreiche photographische Aufnahmen und geographische Ortsbestimmungen gemacht.

Die längeren Aufenthalte an einzelnen Orten und die vielen Kreuz- und Querzüge, die ihn oft zwei- bis dreimal an denselben Ort brachten, erlaubten ihm eingehendere Studien, als sie dem rasch Durchreisenden möglich sind, so daß wir von dem Reisewerke, mit dessen Bearbeitung der junge Gelehrte in den nächsten Jahren sich beschäftigen wird, viel erwarten dürfen.

Der botanische Theil der Sammlungen umfaßt neben zahlreichen Früchten und Samen 22 Fascikel getrockneter Pflanzen, die etwa 1000 Arten enthalten dürften, darunter zweifellos zahlreiche neue. Dr. Schinz wird dieselben zunächst am botanischen Museum des eidgenössischen Polytechnikums bearbeiten, unter Mithilfe von dessen vielerfahrenem Direktor, Herrn J. Jäggi; da aber die dortigen Hilfsmittel (Herbarien und Litteratur) zur definitiven Feststellung namentlich der neuen Arten nicht ausreichen, wird die Vollendung der Arbeit an einem botanischen Centrum (Kew bei London) vor sich gehen müssen.

Das ethnographische Material besteht aus zwei nahezu vollständigen Sammlungen, deren eine das ackerbautreibende Volk der Ondonga (zur Bauturasse gehörig, also mit den Kaffern, Zulus und Zanzibarleuten verwandt) in seinen Kleidern und Geräthen repräsentirt, die andere den Viehzucht treibenden Stamm der Herero (die Bewohner des Damaralandes). Auch die Kalaharibuschleute und die Hottentotten sind durch eine Anzahl ethnographischer Objekte vertreten.

Die Ondongas zeichnen sich namentlich durch ihre Kunstfertigkeit in Eisen- und Kupferarbeiten aus. Sie verstehen aus den Erzen ihres an Metallschätzen reichen Landes diese Metalle zu gewinnen; das Feuer ihrer Schmelzöfen fachen sie mit einem zweistiefeligen, grob aus Holz geschnitzten Blasebalg an. Das Princip dieses Instruments scheint von mehreren wilden Völkern erfunden worden zu sein; aus Madagaskar bildet Ellis ähnliche Blasebälge ab und Wallace beschreibt solche von der Insel Lombock im malayischen Archipel, dort freilich aus Bambus hergestellt. Das Kupfer schmieden sie zu mächtigen Ringen aus, die von den Frauen als Zierrath um die Knöchel getragen werden. — Von ihren Kleidern sind die aus gegerbten Ochsenmagen hergestellten Schürzen der Männer erwähnenswerth. Die Frauen tragen Leibchen aus — Straußeneiern, d. h. aus der dicken Schale derselben werden Ringe geschnitten, an Schnüre gereiht und diese Ketten dann vielfach um den Leib geschlungen. Selbstgeschmiedete Waffen und Ackergeräthe zeugen von der Geschicklichkeit der Ondongas. Ihre mächtige Kriegstrommel verfertigen sie aus einem ausgehöhlten, lederüberspannten Palmstamme.

Einen ganz anderen Charakter tragen die Geräthe der viehzüchtenden Herero. Dieser jetzt unter deutschem Schutze stehende Stamm führt ein nomadisirendes Leben; sein Hauptreichthum besteht aus enormen Heerden von Rindvieh, das auf den weiten Grastriften des Damaralandes seine Nahrung sucht. Eine Hauptrolle spielt daher das Leder in ihrer Bekleidung: die Schürzen der Männer setzen sich aus Lederstreifen zusammen, die den Verheiratheten zugleich als Familienbuch dienen: jeder Sprößling wird durch einen Knopf bezeichnet, der Altersunterschied durch den Abstand der Knöpfe angedeutet; stirbt ein Kind, so wird der Knopf wieder aufgelöst.

Originell ist der Kopfschmuck der Hererofrauen: einem Merkurhelme nicht unähnlich, aber mit drei statt zwei Schwingen, und mit langen schweren Eisenketten behangen. Ein Hereroweib in voller Toilette trägt nach einer Wägung von Dr. Schinz über 50 Pfund Eisen an sich; also selbst weit hinten in Afrika seufzt das Weib unter dem Scepter der Mode!

Die großen aus Akazienholz geschnitzten Milchgefäße der Herero lassen deutlich erkennen, daß die Zeit für diese Naturkinder keinen Werth besitzt: sie sind mit lauter kleinen Messerschnitten ausgearbeitet; jedes erforderte Monate zu seiner Herstellung. Das erinnert an die durch zahllose Feuersteinhiebe zugehauenen Pfeilspitzen unserer Pfahlbauer.

Ihre Waffen kaufen sie sich von den Ondongas, denn das Eisen verstehen sie nicht zu bearbeiten. — Ihre aus einem mit Lehm beworfenen Holzgerüst bestehenden bienenkorbähnlichen Hütten sind in Dr. Schinz' Sammlung durch ein Modell repräsentirt.

Die Hottentottenobjekte zeigen deutlich, wie sehr dieser Stamm von europäischer Kultur angekränkelt ist: eine Hottentottenguitarre hat einen Resonanzboden nicht aus einer Kalebasse oder aus Schildkrötenschale, sondern aus einer alten Konservenbüchse! Es ergeht dem Reisenden hier wie dem Engländer Forbes auf Sumatra, der gern die einheimische Methode des Feueranmachens kennen gelernt hätte, aber überall, bis mitten im Urwalde, schwedische Zündhölzer antraf. . . .

Gletscherwirkungen an der Westküste von Washington Territory.

Ueber die Gletscherwirkungen an der Westküste von Washington Territory veröffentlicht G. F. Wright einen sehr interessanten Bericht in der Märznummer des „American Naturalist". Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Erscheinungen am Puget Sound, dem südlichsten Theile des großen Wasserbeckens, welches von 47° nördl. Br. ab das Längenthal zwischen Cascade Range und der Küstenkette erfüllt und sich als Georgia-Gulf bis zum Queens Charlotte Sound erstreckt, aber mit einigen Unterbrechungen bis zur großen Umbiegung der Bergketten bei Unalaschka nachweisbar ist. Puget Sound wird im Westen von den über 10 000 Fuß hohen Olympian Mountains flankirt, im Osten von den Abfällen der Cascade Range mit dem kaum minder hohen Mount Baker, mehr nach Südosten hin erhebt sich der kolossale, heute noch vergletscherte Mount Rainier. Die bis zu 200 Fuß aufragenden Steilufer der unzähligen Fjorde des Puget Sound, sowie der in ihm liegenden Inseln sind auf den ersten Blick als Moränenbildungen zu erkennen. Nirgends finden wir eine Spur von anstehendem Felsgestein, überall den bunten Wechsel geschichteter und ungeschichteter Ablagerungen, wie sie für Endmoränen charakteristisch sind; Blöcke von lichtgrauem Granit und schwarzem vulkanischem Gestein, mitunter von kolossalen Dimensionen, liegen dicht beisammen. Die Buchten und Straßen von Puget Sound haben ihre Richtung fast sämmtlich von Süden nach Norden, parallel der Achse des Hauptthals, und dasselbe gilt von den zahlreichen Süßwasserseen, welche sich unmittelbar an sie anschließen und nur durch Moränenwälle von ihnen getrennt sind; auch sie charakterisiren sich ganz entschieden als Moränenseen.

Weiter nördlich sucht man nirgends vergeblich nach Gletscherspuren; am Nordufer der Fucastraße, dem Südende der Vancouverinsel, sind allerdings ähnliche Moränenmassen nicht vorhanden, wohl aber finden sich Gletscherschliffe bis zu den Gipfeln der Victoria umgebenden Hügel hinauf und dicht am Hafen giebt es prachtvoll entwickelte Roches moutonnées. Die Gletscherbewegung erfolgte hier zweifellos von Norden nach Süden; der Gletscher kam von den Bergen der Insel selbst, welche sich bis zu 7000 Fuß erheben, aber er tauchte an der Fucastraße, die sich dadurch als eine sehr alte Bildung charakterisirt, ins Meer und bildete darum keine Stirnmoräne. Auch an den zahllosen Seitenbuchten von Georgia-Sound finden sich Gletscherschliffe bis hoch hinauf; sie laufen der Thalrichtung parallel und sind von kleineren Gletschern hervorgebracht, welche früher von Cascade Range herabkamen und deren letzte Ueberreste fast in jeder Schlucht noch erkennbar sind. Die eigentliche Erklärung für die Phänomene an Puget Sound finden wir aber erst weiter nördlich, wo die Gletscher heute noch bis zur Küste herabsteigen. Die ersten, welche sich dem Meere nähern, fand Wright am

Stikinefluß. Hier treten etwa 30 Miles von der Küste entfernt zwei mächtige Eisströme von Norden und von Süden an den Cañon heran, in welchem der Fluß den Fuß der Cascade Range durchbricht, eine geringe Zunahme würde sie zusammenstoßen lassen und den Cañon in einen ungeheuren Tunnel verwandeln, wie es nach den Traditionen der Indianer zur Zeit ihrer Vorfahren der Fall gewesen ist. Weiter nördlich enthält jedes Thal seinen Gletscher, in Holcomb Bay und Tabu Inlet erreichen die ersten das Meer und liefern die zahllosen kleinen Eisberge, welche Stevens Passage erfüllen. In Glacier Bay bilden die Stirnwände von vier mächtigen Gletschern fast die ganze Küstenlinie. Ein ganz besonderes Interesse bietet aber der Muir-Gletscher, auf dessen genauere Erforschung Wright längere Zeit verwendete. Er tritt an die Küste heran durch ein tiefes Thal von etwa 2 Miles Breite, das er ganz ausfüllt, erweitert sich aber schon in ganz geringer Entfernung von der Küste zu einem förmlichen Eissee, in welchen nicht weniger als neun große Gletscher einmünden. Aus der Eisfläche ragen zahlreiche Felseninseln auf; alle tragen an ihren Abhängen und auf ihren Gipfeln so frische Gletscherspuren, daß sie zweifellos erst in neuester Zeit vom Eis befreit worden sind. Genau ebenso verhalten sich die Felseninseln im Meere vor der Gletscherstirn, und an den Küstenbergen reichen frische Moränentrümmer bis zu 2000 Fuß, Schliffe bis zu 3700 Fuß hinauf. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Gletscher erst in neuerer Zeit auf seine heutigen Dimensionen reducirt worden ist, und daß bis dahin ein ungeheurer Eisstrom die ganze Bucht bis zu ihrer 25 Miles entfernten Mündung in Croß Sound ausfüllte.

Hier haben wir also noch fast ganz den Zustand, wie er zur Zeit, wo die Moränen sich bildeten, auch um Puget Sound existirte. Eine ganz geringe Temperaturerniedrigung würde in diesen regenreichen Gegenden genügen, um nicht nur Glacier Bay wieder mit einer geschlossenen Eismasse zu füllen, sondern auch die Gletscher von den Bergriesen um Puget Sound herum, die heute auf die Bergspitzen und einige schattige Schluchten beschränkt sind, wieder unten am Meere zusammentreffen zu lassen, wie es früher der Fall gewesen ist. Die Gletschererscheinungen an der Westküste sind ganz unabhängig von denen in den Felsengebirgen und müssen gesondert von ihnen studirt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Von Mr. Carey, dem englischen Reisenden in Inner-Asien (vergl. oben S. 222) ist das lange erwartete Lebenszeichen, ein vom 16. November 1886 aus Chami am Tiën-schan datirter Brief, in Calcutta eingetroffen. Carey stand damals im Begriffe, nach Jarkand zu gehen, um dort zu überwintern. Nach den neuesten Nachrichten verließ er am 7. März d. J. Jarkand, überstieg den hoch mit Schnee bedeckten Paß Tschang-la und hat glücklich Leh erreicht.

Afrika.

— Die spanische Regierung beabsichtigt auf der ostafrikanischen Küste (angeblich im Rothen Meere) durch Vermittelung spanischer Marineofficiere ein Gebiet zu erwerben, um dort einen Hafen mit Kohlenniederlage und Handelsniederlassung zu errichten, welcher für die spanischen Dampfer nach und von den Philippinen als Anlegehafen dienen soll.

— Das Ziel der Teleky'schen Afrika-Expedition (s. oben S. 128) ist, wie aus Briefen des Grafen hervorgeht, das Land der Massai und schließlich der bisher nur von Hörensagen bekannte Samburu-See. Derselbe soll etwa unter 4° nördl. Br. liegen und bildet das Centrum eines großen, noch gänzlich unbekannten Gebietes, welches vom Aequator, dem Nil, den Schoa tributären Gallaländern und dem Dschub umschlossen wird. An der Grenze des Massailandes hatte die Expedition übrigens schon einen blutigen Kampf zu bestehen.

— In einer Zuschrift an „Le Mouvement Géographique" (1887, Nr. 10, S. 43) erklären Lieutenant von François und Dr. Ludwig Wolf, daß es nach ihrer Ansicht richtiger wäre, für den großen, bei Kwamouth in den Congo mündenden Strom den Namen Kassai beizubehalten, während bekanntlich Lieutenant Kund (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 112) ihn lieber mit den Eingeborenen Sankullu nennen möchte. von François und Wolf führen für ihre Ansicht an, daß nach den Messungen von Wißmann und Grenfell der Kassai etwa 25 km oberhalb des Zusammenflusses mit dem Sankuru 6000 cbm Wasser in der Sekunde herabbringt, der Sankuru aber 6 km oberhalb des Zusammenflusses nur 1700 cbm. Außerdem ist (wie wir auch schon a. a. O. bemerkten) der Kassai der längere von beiden, und auch seine Thalbildung, welche der des Congo sehr ähnelt, zeigt, daß er der Hauptfluß ist. — Für den Namen Kassai spricht demnach die größere Wassermasse, die größere Länge und die Thalbildung des südlicheren Stromes, für den Namen Sankuru oder Sankullu der Gebrauch der Eingeborenen und die weiter aufwärts reichende Schiffbarkeit des nördlicheren Armes.

— Ueber Kamerun ist in den letzten Jahren schon viel geschrieben worden — schade, daß das beste und wahrste Buch über dieses Thema, Max Buchner's „Kamerun" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887), so spät kommt. Glücklicher Weise ist es noch nicht zu spät, und wir hoffen zuversichtlich, daß es dem interessanten, oft pessimistisch angehauchten, aber auf ernsten und eindringlichen Studien beruhenden Werkchen nicht so gehen wird, wie G. A. Fischer's „Mehr Licht im dunkeln Welttheil", von welchem Buchner S. 206 schreibt: „Da dasselbe ruhig, vernünftig und ohne schwindelhafte Aufschneiderei geschrieben worden ist, hat sich natürlich das Publikum wenig darum gekümmert." Schon im Vorwort räumt Buchner mit den Phantasien und Schwindeleien der Afrikaschwärmer gründlich auf, mit dem „Reichthum an unbekannten Schätzen", dem „ungeheueren Absatzgebiete", der „Konsumtionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern", der „großen Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens"; das Alles existirt entweder nicht, oder wir wissen davon noch zu wenig, um uns ein Urtheil erlauben zu dürfen. Kamerun an sich, das Land, ist nach Buchner kein schlechter Erwerb; aber es hat einen großen Nachtheil: das ewige Fieber, von dem man sich seine schönste Arbeitskraft und Arbeitslust immer wieder unterbrechen und zerstören lassen muß. Für jetzt gehört unser Besitz entschieden zu den ungesunderen Plätzen der Erde; aber er ist nicht ungesunder, als Brasilien oder Ostindien zur Zeit der ersten Entdecker waren, und es ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Komfort auch dort die Gesundheitsverhältnisse sich heben werden. Schlimmer steht es mit den Menschen, den faulen Dualla, etwa 20 000 an der Zahl, über welche der erste der drei Abschnitte vortreffliche ethnographische Beobachtungen in Menge enthält. Den wirthschaftlichen Zustand Kameruns skizzirt Buchner S. 165 folgendermaßen: „Der Handel ist gering, die Produktion gleich Null, die Bevölkerung in Faulheit und Spitzbüberei ver-

kommen, die Arbeit unerschwinglich theuer und trotzdem schwer zu beschaffen. Zugleich sind die Bande der altangestammten Ordnung bedenklich gelockert, die Unterthanenverhältnisse halb anarchisch. Das Land selber jedoch ist gut und leistungsfähig. Die letztere Eigenschaft zur Geltung zu bringen und von den Schlacken der Verkommenheit zu reinigen, das ist nun unsere Pflicht." Buchner, dem genügende Erfahrung zur Seite steht, kritisirt aber die Zustände nicht nur, sondern er entwickelt auch einen Plan zur Nutzbarmachung des Landes, bei welcher hauptsächlich drei Aufgaben zu lösen sind: 1) Hinwegdrücken der nicht producirenden, sondern nur vermittelnden Dualla aus dem Handel mit dem Inneren; 2) Anknüpfung direkten Handels mit den Producenten des Inneren und 3) Bekehrung der Dualla zur Produktion, zur Arbeit. Gelingt es, diese drei Dinge durchzusetzen, wobei natürlich Gewaltmaßregeln nicht umgangen werden können, so werden wir es dahin bringen, daß sich unsere Kolonie „bezahlt" macht, d. h. daß sie ihren Regierungsapparat selbst bestreitet. Mehr erhofft Buchner nicht (vergl. S. 174 u. 201), und auch das erst nach längerer Zeit und nach einem ernsten Kampfe. „Nicht die Schaaren unserer Europamüden werden wir in Afrika absetzen können, wohl aber werden wir dort die so nöthigen Uebungsplätze besitzen für weitere umfangreiche Thaten." — Wir wünschen Buchner's vortrefflicher Schrift zahlreiche Leser; sie zerstört viele Einbildungen und falsche Vorstellungen und setzt an deren Stelle die Wahrheit — und die bleibt zuletzt doch immer die Siegerin.

— Wie die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1887, S. 225) mittheilen, ist Premierlieutenant R. Kund (vergl. o. S. 303) zum Leiter der im Kamerungebiet zu errichtenden wissenschaftlichen Station ernannt worden. Ihm werden ein Arzt und ein Botaniker beigegeben werden. Neben der Anstellung von regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen werden die botanische Erforschung der näheren und weiteren Umgebung der Station, deren Oertlichkeit übrigens noch nicht ausgewählt ist, und Vorstöße in die unbekannten Hinterländer von Kamerun die wesentlichen Aufgaben des Unternehmens bilden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie aus Prof. Kirk's Bericht ersichtlich ist, liefert die sogenannte Kauri-Fichte, Agathis (Dammara) australis, auf Neu-Seeland einen bedeutenden Export-Artikel. Das Holz ist als Bau- und Nutzholz äußerst gesucht. Es wurden z. B. im Jahre 1885 nicht weniger als 28439013 Fuß gesägten Holzes von dort exportirt, im Werthe von 141355 Pfd. St.; hiervon lieferte allein der Bezirk Auckland 25694997 Fuß im Werthe von 127463 Pfd. St. Der Export von Kauri-Harz im selben Jahre betrug 5875¾ Tonnen im Werthe von 299762 Pfd. St. Professor Kirk behauptet, daß bei diesem jährlich zunehmenden Export in 15 Jahren sämmtliche Kauri-Waldungen von Auckland erschöpft sein werden.

Südamerika.

— Die Abnahme der Tartaruga-Schildkröte (Podocnemis expansa) am Amazonas wird nach Prof. Göldi von Jahr zu Jahr auffallender, und geschehen nicht bald Schritte zum Schutze der in Frage gestellten Existenz, so werden Habsucht und Unverstand in Kurzem eines der nützlichsten Geschöpfe Südamerikas vom Erdboden vertilgt haben. Als Faktoren, die am meisten zur Decimirung der Thiere beitragen, sind anzusehen die Verarbeitung der Eier zu „Manteiga" (Schildkrötenöl) und der Mangel eines strengen Reglements über Zeit und Art der gesetzlichen Jagd. Die Tartaruga könnte für sich allein die doppelte Bevölkerungszahl ernähren, würde nicht alles sich die Hand reichen, um diesen Schatz verschwinden zu machen. Eine einzige Schildkröte von 1 m Länge, welche im Amazonas-Gebiete zu 1½ bis 2 Milreis angeschlagen wird, genügt während dreier Tage für eine aus sechs Köpfen bestehende Familie. Außer dem Fleische, welches wohlschmeckender und gesunder ist als Schweinefleisch, liefert eine Schildkröte etwa 5 Pfund Fett. Da von letzterem das Pfund an Ort und Stelle 400 Reis gilt, so ist der Betrag dafür schon 2 Milreis und entspricht dem Ankaufspreise. Das Fleisch geht somit in den Kauf. Um 24 Pfund Manteiga zu erhalten, braucht man 3000 Eier. Das Verbot dieser Fabrikation müßte der erste Schritt zur Verhütung der Gefahr der Ausrottung des nützlichen Thieres sein. Daran müßen sich dann weitere Maßregeln zur Aufzucht der jungen Thiere und Verhinderung der Jagd vor der Brüteperiode anschließen.

Polargebiete.

— Der kühne Nordpolwanderer Macarthur, dessen Unternehmen oben auf S. 288 angekündigt wurde, hat sich noch schneller als sein Vorgänger Gilder eines Besseren besonnen und ist von der Faktorei York an der Hudsonsbai, welche noch fast 33 Breitegrade vom Nordpol entfernt ist, in den Schoß der Civilisation zurückgekehrt.

Vermischtes.

— Im vorigen Jahre ist in diesen Blättern schon einmal der Bestrebungen der Diaspora-Conferenz Erwähnung gethan worden. Es handelt sich für den genannten Verein darum, eine Verbindung unserer im Auslande lebenden, kirchlich noch unversorgten Landsleute, besonders aber der schon bestehenden evangelischen Gemeinden und ihrer Geistlichen mit der heimischen evangelischen Kirche, zu schaffen und ihnen in Bezug auf die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse mit Rath und That beizustehen. Während der Gustav-Adolf-Verein seine Thätigkeit auf die Länder Europas und die Evangelischen in der katholischen Diaspora beschränkt, will die Diaspora-Conferenz die Evangelischen unterstützen, welche in überseeischen Ländern in fremder Nationalität und Sprache leben, um sie nicht allein der evangelischen Kirche, sondern auch dem deutschen Vaterlande, deutscher Sprache, Sitte und Bildung zu erhalten. Vor uns liegt das „Protokoll über die am 4. und 5. Oktober 1886 zu Magdeburg abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Conferenz. Leipzig 1887". Die in diesem Protokoll gegebenen Mittheilungen aus den eingegangenen Begrüßungsschreiben führen in das kirchliche Leben einer großen Zahl deutscher Gemeinden der verschiedensten Länder ein, insbesondere orientiren Missionsdirektor Dr. Wangemann über die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Südafrika, Pastor Dr. Borchard über die deutsche evangelische Kirche in Südamerika, Superintendent Dr. Zschimmer über die deutsche reformirte Kirche in Nordamerika. Das reiche und sichere Material dieser Berichte und Mittheilungen, die ferner gemachten Angaben über die deutsche evangelisch-kirchliche Presse in den überseeischen Ländern, über die Auswanderer- und Seemannsmission in den norddeutschen, belgischen und holländischen Hafenstädten, über Auswanderer-Behörden und -Schiffe, Auswanderer- und Seemannshäuser und dergleichen dürften auch für den Geographen vieles Interessante bieten.

(Schluß der Redaktion: 11. Mai 1887.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Jenseit des Tedschend tritt wiederum das Alluvium auf und reicht 70 Werst weit bis zur Oase Merw. Die beiden folgenden Stationen Gök-Sugar (675 Werst) und Dschudschukli (700 Werst) erhalten ihr Wasser durch eine Röhrenleitung aus dem Tedschend und durch den vom Murghab abgezweigten Alichanow-Kanal; Dortchuin (723 Werst) dagegen liegt in einer vollständigen Wüste, wo es weder einen Tropfen Wasser, noch Einwohner giebt. Mit Sonnenaufgang fuhr der Zug in die Oase von Merw ein; inmitten dichten, undurchdringlichen Gestrüpps zeigte sich die erste Hütte. Hier ist ein gelobtes Land für Jäger; Fasanen giebt es in solcher Menge, daß sie kaum den Schuß Pulver werth sind. Dann kam man bei einem Lager von Soldaten vorbei, welche beschäftigt waren, eine Telegraphenleitung zu legen; die alte Linie, welche aus der Zeit der ersten Besetzung des Landes herrührt, genügte dem General Annenkow nicht, und so werden in Zukunft Merw, Tschardschui, Buchara und Samarkand durch zwei Drähte mit dem russischen Reiche verbunden sein. Annenkow hat seine Leitung für sich allein, und sie reicht bis in sein Arbeitszimmer, damit er von dort aus den Bau seines großartigen Werkes zu leiten im Stande ist.

Beim Beginn der Oase sind die Sanddünen noch keineswegs ganz verschwunden, aber je mehr man sich dem Murghab nähert, um so mehr herrscht das Alluvium vor und wird die Vegetation reicher; grüner Rasen überzieht die Ufer der künstlichen Bäche, der letzten Reste jener großen Arbeiten, welche um das Jahr 1000 der berühmte Sultan Sandschar, dessen Grabmal wir später noch kennen lernen werden, anlegen ließ. Hier und da stößt das abgeleitete Wasser auf sandigen Boden, sickert in denselben ein, läuft eine Strecke lang unterirdisch und tritt dann wieder zu Tage. Filzzelte, Laubhütten und zahlreiche Tekes zu Pferde beleben die Landschaft, welche nach der langen durchfahrenen Wüste wie ein Paradies erscheint. Aber Bäume, echte, gerechte Bäume, zeigen sich noch nicht.

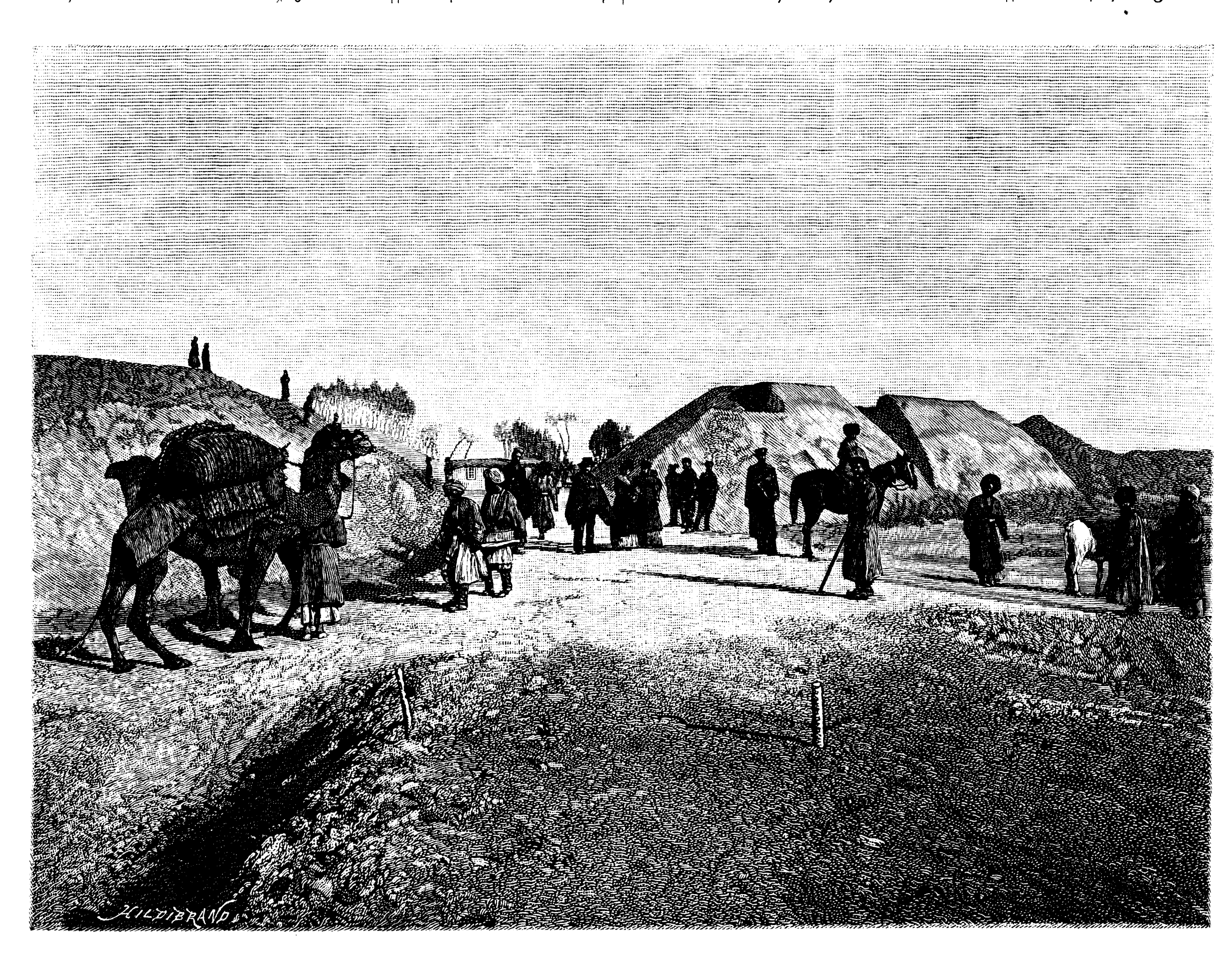
Um 8 Uhr 40 Minuten ist die letzte Station vor Merw, Karibata (745 Werst), erreicht. Es befindet sich dort ein großes Soldatenlager, zahlreiche Strohhütten der Eingeborenen und Zelte; unter Aufsicht der russischen Soldaten legen turkmenische Arbeiter die letzte Hand an die Bahnlinie. Jenseits der Station verschwindet die Vegetation plötzlich und es tritt wieder Sand auf; aber es ist nicht Wüste, was man da sieht, nur ein Theil der Oase, welcher nicht mehr bewässert wird. Ringsum sieht man Wachtthürme; sie dienten früher dazu, das Herannahen der Turkmenen von Achal-Teke zu entdecken, wenn dieselben ihren Merwer Brüdern einen unwillkommenen Besuch abzustatten gedachten.

9 km weiterhin (754 Werst) wird die Vegetation schöner, als sie je gewesen, und die Dörfer zahlreicher; große Heerden stattlicher Rinder weiden friedlich, ohne nach dem

Zuge auch nur den Kopf umzuwenden; selbst ein Reh bleibt auf 150 m Entfernung ruhig stehen. Beim 758. Werst beginnen rechts und links wieder Felder und es treten die ersten Bäume auf. Dorf stößt an Dorf, und kein Zollbreit Landes liegt brach; Erdwälle scheiden die einzelnen Besitzungen von einander, in denen die Baumgärten besonders reichlich bewässert sind. Und doch ist jetzt die Zeit des niedrigen Wasserstandes des Murghab. Zahlreich sind Pferde und einhöckerige Kameele, während in den früher passirten Oasen die kräftigeren und ausdauernderen Dromedare überwogen. Beim 764. Werst rechts ein großes Dorf mit einem zweistöckigen, viereckigen Thurme, der 20 bis 25 m Höhe haben mag; die Lehmhäuser tragen domförmige Dächer. Bäume treten jetzt in Masse auf. Bald darauf zeigen sich links, etwa 800 m entfernt, die Lehmmauern einer großen Festung, an deren Fuße ein schöner Fluß dahinfließt: wir befinden uns in Merw.

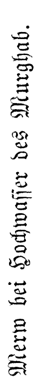
Als Boulangier dort anlangte, waren nur 52 Tage verflossen, seitdem der Bahnhof in diesem, noch vor Kurzem so geheimnißvollen Räuberneste der Teke eingeweiht worden war; aber obwohl den Truppen nach dieser Feierlichkeit eine wohlverdiente sechswöchentliche Ruhepause bewilligt worden war, so waren doch die Bauten an der Station, wie in der Stadt schon beträchtlich vorgeschritten. Ueberall wurde mit einer Art Wuth gearbeitet und gebaut.

Als der Zug hielt, übergab Boulangier sein Gepäck persischen Lastträgern; öffentliches Fuhrwerk gab es damals in Merw noch nicht. Aber mit dessen Einführung wird



Eingang in die Festung von Merw.

es nicht lange dauern; in Aschabad ist es schon vorhanden. Uebrigens ist der Weg auch nicht weit, denn die neue Stadt stößt unmittelbar an den Bahnhof. Entsetzlich ist freilich der Staub, in welchen man bis zu den Knöcheln einsinkt, und den man in vollen Zügen einathmen muß; in dichten Wolken umgiebt er den Fußgänger. Dieser Zustand, der für die öffentliche Gesundheit verderblich ist — das übermäßige Einathmen des sandigen Staubes scheint hier wie in Aschabad Brustkrankheiten und selbst Lungenschwindsucht zur Folge zu haben — ist offenbar nur vorübergehend; denn die Russen haben noch nicht Zeit gefunden, dem abzuhelfen. Unter Führung eines jungen deutsch sprechenden Polen, der den Dolmetsch macht, ging es zum ersten Hotel des Ortes — es war gefüllt; durch breite Straßen, in welchen noch kein Baum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewährte, begab man sich zum zweiten, zum dritten u. s. w., aber alle fünf waren mit Officieren und Beamten gefüllt. Endlich im sechsten, das erst vor einigen Tagen eröffnet worden war, und an welchem Maurer noch arbeiteten, erhielt Boulangier ein winziges Zimmer zu ebener Erde — sämmtliche Häuser in Merw sind nur einstöckig. Ein Bett, ein ungestrichener Tisch und zwei strohgeflochtene Stühle bilden die ganze Ausstattung. Das Bett besteht aus einem Brett und einer dünnen harten Matratze; als der Reisende die Decke aufhob, fiel ein Tausendfuß heraus und verschwand in einer Ritze des Erdbodens; eine Dielenlage war noch nicht vorhanden. Man mag aus diesen Einzelheiten ersehen, wie entbehrungsreich



Merw bei Hochwasser des Murghab.

das Leben der russischen Beamten in den Grenzländern ist, welche Widerstandskraft und Energie sie entwickeln müssen. Uebrigens nahte sich das Ende der heißen Zeit; der letzte Nordoststurm hat den plötzlichen Uebergang vom Sommer zum Herbste bezeichnet; aber nur acht Tage früher hielt sich das Thermometer Tag und Nacht zwischen 40 und 45° C., und damals gab es Skorpione, Tausendfüße und ähnliche giftige Kriechthiere in Menge. Jetzt aber haben sie sich unter die Erde verkrochen, und ehe sie im nächsten Jahre wieder hervorkommen, wird ihnen die Rückkehr durch Dielen versperrt sein.

Nach einem keineswegs einladenden Frühstücke machte sich Boulangier auf, den General Annenkow zu besuchen. Dazu mußte er den Murghab auf einer provisorischen Holzbrücke von 50 m Länge, welche die Eisenbahn benutzt, überschreiten. Die Handelsstadt, wo sich sein Gasthof befindet, liegt auf dem linken Flußufer; die schnurgeraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen lassen sich endlos in die Oase hinein verlängern. Sie sind bereits mit Bäumen bepflanzt und werden mit der Zeit prächtige Boulevards werden. Auf dem anderen Flußufer liegt die Beamtenstadt, deren Kern etwa zehn große ansehnliche Häuser aus Ziegeln bilden; dieselben sind für die Regierungsbeamten und die Angestellten der Eisenbahn bestimmt. Auf derselben Flußseite befindet sich auch die große turkmenische Festung, deren von der Eisenbahn durchschnittene Erdmauern die zukünftige russische City umgeben werden, so daß dieselbe von der Kaufmannsstadt, in welcher das einheimische Element, Tekes, Perser und Bucharen, überwiegt, vollkommen unabhängig ist. Ob diese Theilung eine Vorsichtsmaßregel für die Zukunft ist?

Nach einem ziemlich langen Wege in der Sonne war gegen zwei Uhr Nachmittags das einfache niedrige Wohnhaus des Generals erreicht, und der Franzose wurde sofort



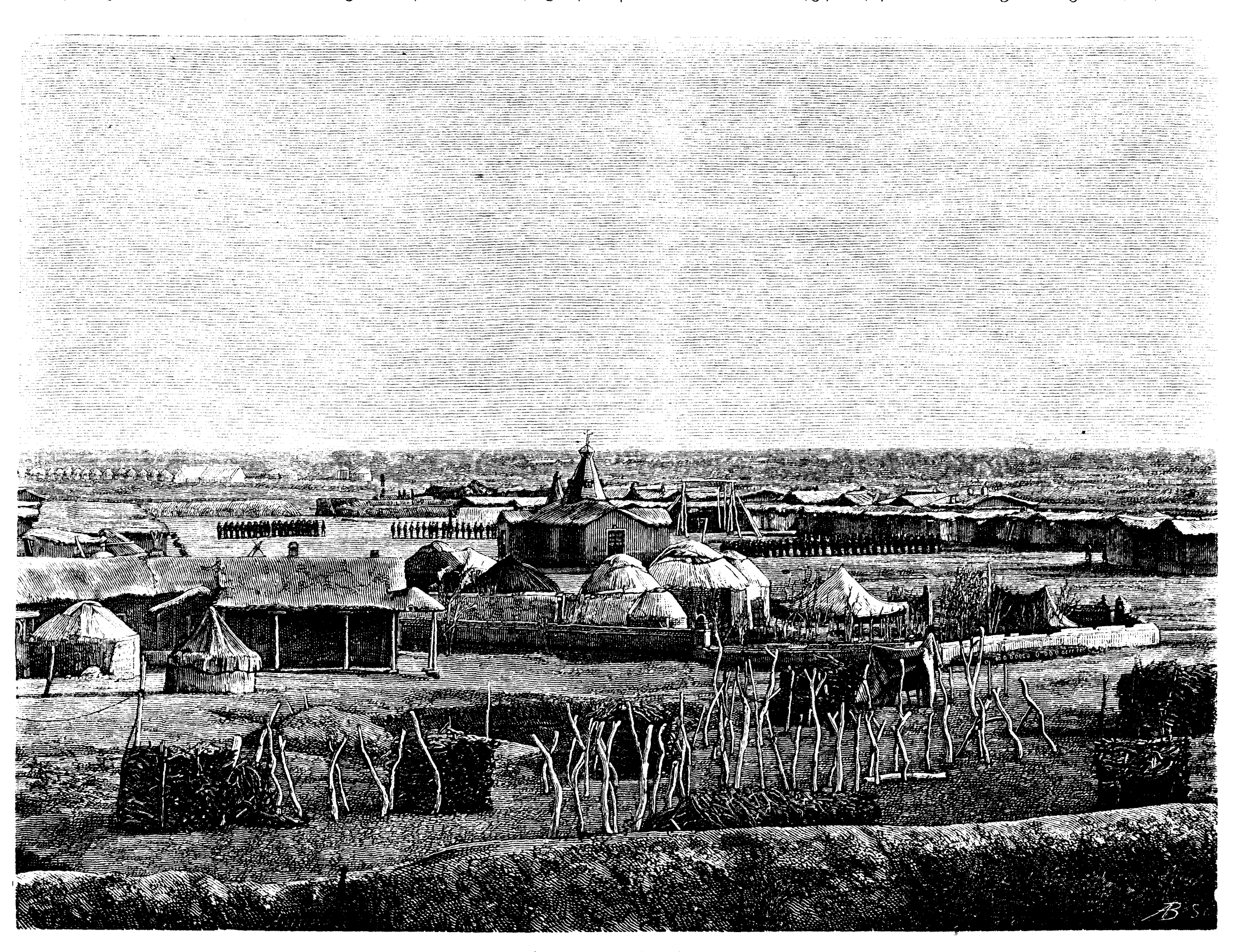
Eine Straße in Merw.

vorgelassen und mit großer Freundlichkeit empfangen. Das hinderte aber nicht, daß Annenkow plötzlich nach dem Passe fragte, und als derselbe vorgewiesen wurde, sagte: „Ah, um so besser. Alles in Ordnung. Ich habe nämlich bestimmte Befehle und wäre untröstlich gewesen . . . Haben Sie Komarow in Aschabad gesehen? Nein? Dann müssen Sie sich heute dem Obersten Alichanow vorstellen, dem berühmten Alichanow, Gouverneur von Merw, und dem Obersten Liniewitsch, Befehlshaber der Truppen. Warten Sie nicht erst, bis sie Ihnen Ihre Papiere abfordern. Ich gebe Ihnen meine Ordonnanz mit und lade Sie für heute Abend zum Essen ein, in meinem Eisenbahnzuge. Seit 15 Monaten habe ich kein anderes Hotel."

Unter Führung eines mit dem Georgskreuze geschmückten Kosaken durchwanderte nun Boulangier weitläufige militärische Anlagen, welche an beiden Ufern des Murghab oberhalb der Kaufmannsstadt errichtet sind; auch hier belästigte ihn fortwährend ein entsetzlicher Staub. Die beiden Officiere, welche vom General Annenkow, der nur mit dem Bau der Eisenbahn beauftragt ist, unabhängig sind, empfingen den Franzosen so freundlich, als es ihnen, wie er sagt, bei ihrer unvollkommenen Kenntniß des Französischen möglich war; ein kräftiger Händedruck mußte die mangelhafte Unterhaltung vervollständigen. Glaublich ist es wohl, daß man sich in einem so weltabgelegenen Orte wie Merw aufrichtig freut, Fremde begrüßen zu können.

Alichanow, welcher heutigen Tages im russischen Heere fast ebenso berühmt ist, wie seiner Zeit Skobelew, wohnt in einem riesigen Zelte — dasselbe steht rechts neben der russischen Kapelle, welche unsere vierte Abbildung zeigt — das er mit persischen Tapeten, russischen Teppichen und Trophäen orientalischer Waffen geschmückt hat; mit seinem hohen Wuchse, dem prächtigen blonden Barte und dem schönen Antlitze sieht er aus, wie der König des Landes.

Und er ist es auch in der That. Aus dem Kaukasus stammend, von Geburt lesghischer Chan mit Namen Ali — daher sein heutiger Name mit der russischen Endung — ist er es, der die Tekes zur Ruhe gebracht hat, wobei ihm seine Eigenschaft als Mohammedaner von wesentlichem Nutzen war. Von Seiten der Tekes führte eine Frau, die Wittwe des letzten Chans von Merw, diese Unterhandlungen und bestimmte ihre Landsleute zur Unterwerfung; dieselbe lebt noch zurückgezogen in einem Landhause. Bei seinen Glaubensgenossen erfreut sich Alichanow eines ganz außergewöhnlichen Ansehens, die ihm um so lieber gehorchen, als sie dabei der Skrupeln überhoben sind, einem Christen gehorchen zu müssen. Dabei umgiebt ihn der Ruf großer Tapferkeit. Er war schon einmal Oberst gewesen, wurde aber wegen eines unglücklichen Duells, das im russischen Heere streng verboten ist, zum gemeinen Soldaten degradirt und hat sich dann in wenigen Jahren seine Epauletten wieder verdient. Sein letztes Gefecht war Kutska, wo er unter den Augen seines Befehlshabers Komarow den Afghanen, welche sich bis dahin für unbesiegbar gehalten hatten, eine so derbe Lektion beibrachte. (Die Siege englischer Truppen über Afghanen haben deren Glauben von der eigenen Unbesiegbarkeit keineswegs vernichtet; denn jene hatten in ihren Reihen stets eine Anzahl afghanischer Stämme, und deren Mitwirkung wurde dann ausschließlich der Grund der afghanischen Niederlagen beigemessen.) Und



Militärbauten in Merw.

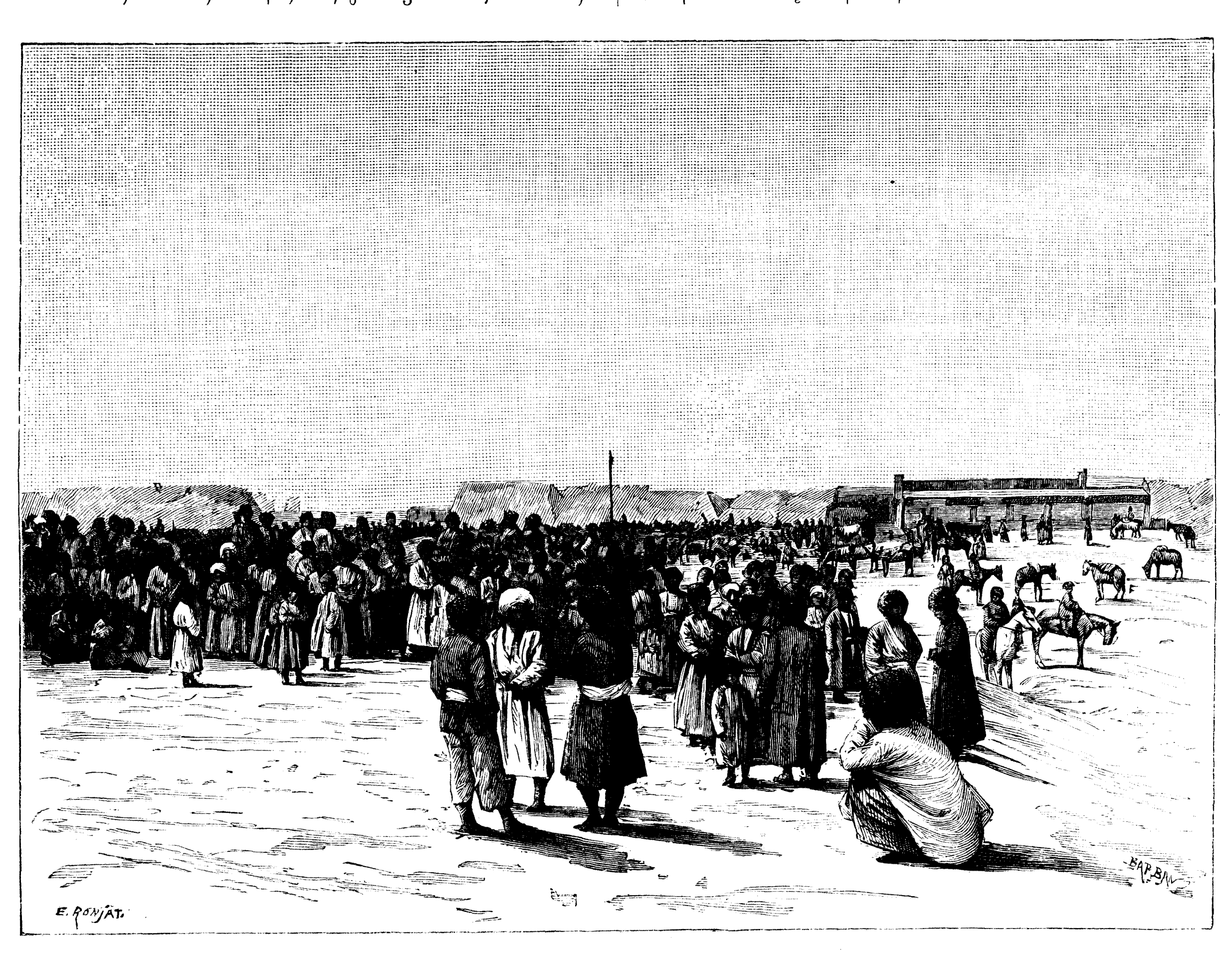
nun ist Alichanow mit 35 Jahren zum zweiten Male Oberst, Gouverneur des Bezirks von Merw und Chan aller Chane der großen Oase.

Inzwischen war die Stunde des Essens, 7 Uhr, herangekommen, natürlich ohne Damen, wie das bei Annenkow seit 15 Monaten die Regel ist. Selbst während der Mahlzeit arbeitet der General an seinem großen Werke; bei der offenen Tafel, die er hält, liebt er es, seine Officiere und Ingenieure auszufragen, sich über die kleinsten Details zu unterrichten und ihren Eifer anzustacheln. Sobald der Kaffee servirt ist, zieht er sich zurück und läßt seine Gäste sich selbst unterhalten. Gewöhnlich geht man frühzeitig zur Ruhe, um am nächsten Tage mit Sonnenaufgang die Arbeit wieder aufzunehmen. Wunderbar ist der Bahnzug, in welchem Annenkow seine Gastfreundschaft ausübt; derselbe umfaßt fünf Wagen, nämlich einen zweistöckigen als Wohnung für den General, seinen Adjutanten, den Privatsekretär und die Ordonnanzen; einen zweiten für die Mahlzeiten, in welchem zwanzig Personen bequem Platz nehmen können; einen für die Küche, den vierten für das Archiv, die Karten u. s. w. und als Arbeitsraum für den Adjutanten, endlich einen offenen Wagen mit leichtem Dache und Vorhängen, von wo aus man den Bahnkörper bequem inspiciren kann, und wo an schönen Tagen gespeist wird. Diese Behausung des Generals, so klein und zierlich sie auch ist, ist dabei auch überaus bequem; es ist, als wohnte er in einem sleeping-car. Abends beim Zubettegehen giebt er den Befehl, um Mitternacht oder um zwei oder um fünf Uhr Morgens abzufahren, und ohne daß er sich um irgend etwas zu kümmern braucht, ist er zur gewohnten

Aufstehenszeit mit allen seinen Akten, Plänen und Büchern an der gewünschten Stelle. Als der General seinen Gast verließ, lud er ihn noch für den zweitnächsten Tag zu einer Eisenbahnfahrt ein über Merw hinaus in der Richtung auf den Amu-darja.

Im vorigen Jahrhundert war die Oase von Merw wegen ihrer Ausdehnung (600 000 ha) und ihrer Fruchtbarkeit berühmt; der Klee brachte dort sieben Schnitte im Jahre und das Getreide das hundertfache Korn. Ein altes Sprichwort sagte, daß die Merwer für einen ausgesäeten Scheffel deren hundert ernteten. Das hat sich in Folge der unaufhörlichen Kriege, welche die kampfslustigen Tekes mit allen ihren Nachbarn führten, zwar geändert; aber nichts steht dem entgegen, daß die Russen dem Lande seinen einstigen Wohlstand wieder schaffen, wozu sie schon durch Wiederherstellung der alten Dämme und Berieselungsgräben den Anfang gemacht haben. Sie hoffen Merw wiederum zur Kornkammer von diesem Theile Asiens zu machen.

Am nächsten Morgen empfing Boulangier den Gegenbesuch des Obersten Liniewitsch, darauf den von Annenkow. Obwohl es noch ziemlich heiß war, hatte doch ersterer seine Uniform von grünem Tuche anlegen zu müssen geglaubt, während der General neben seinen blauen Hosen den weißen Zwillichrock trug, eine Kleidung, welche in warmen Gegenden für die russischen Soldaten ihren großen Nutzen hat. Selbst die Mützen sind für Winter und Sommer verschieden, bezw. von grünem Tuche und weißem Zwillich; nur das Schuhzeug ist für alle Jahreszeiten und Klimate dasselbe.



Markt in Merw.

Als Boulangier den General zurückbegleitete, zog, von dem üblichen Esel angeführt, eine Karawane schwer beladener Kameele vorbei, begleitet von zwei Turkmenen in ihrem langen zerrissenen Schlafrocke und mit der hohen Fellmütze, die sie gegen jeden Sonnenstich schützt. Ihr Anblick bereitete dem General aufrichtige Freude; denn sie kamen aus Buchara. Seit 10 bis 12 Monaten belief sich damals die Ausfuhr von dort nach Merw an Baumwolle, Wolle, Seide und Hölzern auf fünf Millionen Pud oder 80 000 Tonnen, unzweifelhaft ein hübscher Anfang, in Folge dessen der Bazar von Merw schon eine gewisse Wichtigkeit erhalten hat. Zweimal wöchentlich versammelt sich auf einem freien Felde bei der Stadt eine große Menge Volkes, um Markt abzuhalten, dem es wahrlich nicht an Lokalkolorit fehlt. Indessen sind die Tekes in ihrem Aufputze gewiß keine Schönheiten. Boulangier sah ihrer eine große Anzahl zu Fuß und zu Pferde vorbeikommen; aber schöne Typen waren nur wenig darunter zu finden. Was mag aus den stolzen Kriegern geworden sein, von welchen frühere Reisende sprechen, und denen Elisée Reclus „stolze, martialische Haltung und ein Auge, das Blicke schleudert wie die Pfeile“ nachrühmt? Sie haben eine breite Stirn, kleine, etwas schief gestellte Augen, etwas platte Nase, ziemlich dicke Lippen, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarzen dünnen Bart und dicke, kurze Haare; dazu eine von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe, muskulösen Körper, hohen Wuchs und größere Kraft, als im Durchschnitt die Occidentalen. Aber mit

wenigen Ausnahmen ist ihr stattliches Aussehen zu sehr gerühmt worden, und sie kommen darin z. B. den algerischen Arabern nicht gleich. Vielleicht ist die ursprüngliche Rasse durch die Vermischung mit iranischem Blute schlechter geworden; wenn Merw auch weit von der persischen Grenze entfernt ist, so dehnten sich doch die turkmenischen Raubzüge weit aus, und es ist bekannt, daß die Russen nach der Besetzung Merws dort eine Menge persischer Sklaven befreiten. Hier, wie in Atek, Achal-Teke und im Atrek-Gebiete hat die Kreuzung mit den gefangenen Perserinnen den ursprünglichen türkischen Typus zu verändern vermocht, und die Turkmenen selbst waren sich bewußt, daß diese Veränderung nicht eine solche zum Besseren war. Konnte doch ein unbewaffneter Turkmene sechs kräftige Perser in die Gefangenschaft schleppen, indem er ihnen befahl, sich selbst an den Strick zu binden, dessen eines Ende an seinem Sattel befestigt war. Und wenn eine Gefangene ihn durch ihre Schönheit reizte, so brachte sie doch nur entartete Mischlinge zur Welt. Nach Elisée Reclus halten die Stämme des Inneren von den gekreuzten Turkmenen an der persischen Grenze nicht besonders viel, und diese selbst geben im Allgemeinen zu, daß die Blutmischung für sie eine Entartung bedeute. Jeder berühmte Krieger hält sich für verpflichtet, mindestens eine Frau von reiner turkmenischer Rasse zu haben, und den Kindern, welche diese gebärt, schreibt man einen edleren Ursprung zu als den anderen.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VIII. (Schluß.)

Die zu etwa einem Drittel aus Sklaven bestehende Bevölkerung des Königreichs Gera unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der benachbarten Reiche Guma, Gomma, Limmu und Dschimma. Anstatt des dort vorherrschenden reinen Gallatypus macht sich hier eine starke Mischung desselben mit fremden Elementen (theils abessinischen Ursprungs, theils Kaffa oder den südlicheren Negerreichen entstammend) in unvortheilhafter Weise bemerkbar. Mit Ausnahme der Häuptlingsfamilien, in denen die Würde der Abbâ Corô, d. i. Heerführer und Befehlshaber der Provinzen, erblich ist, erscheint das Volk von Gera fast durchweg als ein ungewöhnlich häßlicher Menschenschlag von wenig kräftigem Körperbau. Daß es dabei aber eine nicht unbedeutende Intelligenz, emsigen Fleiß und zähe Ausdauer bei der Arbeit und ein gewisses technisches Geschick besitzt, zeigt sich, mehr noch als in der trefflichen Bodenkultur und der sorgfältigen Pflege der Heerden, in der verhältnißmäßig hohen Entwickelung einer mannigfaltigen Industrie. In erster Linie steht dabei die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, das sich als oxydisches Erz von außerordentlicher Reinheit an vielen Stellen des gebirgigen Landes vorfindet. Die Darstellung des Roheisens in kleinen, unweit der Gruben an Berghängen angelegten Hochöfen wird mit überraschendem Sachverständniß betrieben, und die Lanzenspitzen und Messerklingen, die einfachen Ackergeräthe und anderen Werkzeuge, zu denen es verarbeitet wird, sind auf den Märkten der Galla wegen ihrer Vortrefflichkeit ganz besonders gesucht. Unter den aus Kupfer, Messing, Büffelhorn, Elfenbein oder Silber hergestellten Griffen der großen, meist gekrümmten Messer finden sich oft schön gearbeitete Stücke von wirklichem Kunstwerth, und dasselbe gilt auch von den freilich nicht selten nach arabischen Mustern angefertigten Schmucksachen in Kupfer und Silber, den breiten Arm- und Beinspangen und den hier vorzugsweise getragenen zierlichen Nadeln, Ketten und Gehängen von feinem Filigran. Goldenen Schmuck zu tragen ist in Gera, wie in den anderen Gallareichen auch, ausschließliches Vorrecht des Königs, der Königin und des Thronerben. Ein strenges Gesetz, dessen Uebertretung als Majestätsverbrechen mit Sklaverei bestraft wird, untersagt jedem anderen Einwohner des Landes nicht nur den Besitz selbst des kleinsten Stückes von dem „königlichen Metall“, sondern auch den Handel mit demselben. Von den fremden Kaufleuten, die sich oft Monate lang in dem Mandér, dem unweit der Hauptstadt gelegenen Markte, aufhalten, tauscht der König in höchsteigener Person und zwar meist im Geheimen Gold und Goldwaaren gegen Elfenbein, Zibeth und kostbare Thierfelle ein.

Angesichts des äußerst unvollkommenen Werkzeuges, dessen sie sich allein bedienten, einer rohen Axt mit einer Schneide von 5 bis 6 cm Länge, erschienen Cecchi auch die Leistungen der eingeborenen Zimmerleute bemerkenswerth; nicht zum Mindesten die Gewandtheit und Sicherheit, mit der sie unter Zuhilfenahme einiger Steinkeile lange und bis 1 m starke Baumstämme in Bretter von 6 bis 7 cm Dicke zu zerspalten pflegten. Die Thüren, zu deren Herstellung diese Bretter nach vorheriger sorgfältiger Glättung verwendet wurden, wiesen an den Häusern des Maserâ und an denen der vornehmen Häuptlinge oft hübsche Verzierungen in kunstvollem Schnitzwerk auf. Außerordentlich zierliche Arbeiten in den zum Theil schön gefärbten Hölzern der einheimischen Wälder waren auch bei den in Tschalla zahlreich vertretenen Drechslern zu finden. Der hübsch geformten hölzernen Salbenbüchsen und Schalen, in denen die Weiber das unentbehrliche Cosmeticum der Butter aufzubewahren pflegen, der kelchförmigen Kaffeebecher und der großen Trinkgefäße aus Büffelhorn hätte sich kein europäischer Handwerksgenosse schämen dürfen.

Trotzdem nur zwei Drittel der Bevölkerung sich in gewebte Stoffe kleideten (die Sklaven beiderlei Geschlechts trugen auch hier nur weichgegerbte Rinderhäute), stand zur Zeit von Cecchi's Anwesenheit in Gera die Weberei und mit ihr im Zusammenhange das Gewerbe der Schneider und Sticker in Blüthe. Europäische Stoffe schienen wenig begehrt zu sein. Man begnügte sich damit, in einheimischem Fabrikat Luxus zu treiben, und die in bunten Baumwollenfäden mit Holz- oder Hornnadeln ausgeführten Arabeskenstickereien gaben der Kleidung der Wohlhabenderen in der That ein ebenso reiches, wie oft phantastisches Ansehen. Demselben, anscheinend durch das ganze Volk gehenden Verschönerungs- und Luxusbedürfniß diente auch die Kunst der viel beschäftigten Perrückenmacher, die aus langem, auf einigen Märkten käuflichem Menschenhaar die täuschendsten „Haartouren“ in Mitra-, Turban- oder Chignonform anfertigten.

Bei Erwähnung dieser Haarkünstler erzählt Cecchi als Probe der bizarren Einfälle der Königin-Mutter auch ein

drolliges Erlebniß, das ihn während der ersten Wochen seines Verweilens schon fast einmal in Konflikt mit der reizbaren Herrscherin gebracht hätte. Die Veranlassung dazu gab ein Stück seines wollenen Unterzeuges, eine schon ziemlich viel getragene, hellblaue Jacke, welche ihm die Königin mit dem Bemerken, daß sie eine bessere Verwendung dafür wisse, dringend abgefordert hatte. Ungern, aber mit guter Miene hatte er sich von dem nützlichen Stück getrennt, und wie zur Belohnung für seine Gefälligkeit hatte ihn dann die Genné einige Tage später in ihre Gemächer geführt und ihm dort triumphirend einen ganzen Haufen hellblauer Wollenfäden, die Reste des mühsam aufgelösten Gewebes, gezeigt, aus denen ein Sklave jetzt mit bewundernswerther Geschicklichkeit auf einem Holzkopfe die seltsamste Perrücke für sie herstellen mußte. Auf Cecchi's erstaunte Frage, ob es denn möglich sein werde, mit diesem Kunstprodukt den eigenen starken Haarwuchs der Königin zu verdecken, hatte diese in höchstem Zorn erwidert, daß er sich darum nicht zu kümmern habe, und daß sie jedenfalls die einzige Frau in ihrem Lande sein werde, die Haare von der Farbe des Himmels aufweisen könne.

Während im Volke selbst die erwähnten Gewerbe, wie auch die der Gerber, Sattler und Färber, fast nur von freien Leuten betrieben, zu den Feldarbeiten, der Besorgung des Viehes und auch zum Bau der Hütten aber meist Sklaven verwendet werden, hat der König im Maserâ der Hauptstadt große Werkstätten aller Art, in denen ein beträchtlicher Theil der zu seinem Hofe gehörigen 3000 Sklaven vom Morgen bis zum Abend für ihn arbeitet. Als eigentliche Hausindustrie ist fast durch das ganze Land nur noch die Anfertigung der Thongefäße im Gange, die ausschließlich Sache der Weiber ist. Die ohne Drehscheibe aus freier Hand geformten und geglätteten großen Schalen, Krüge und Töpfe, die über einem schwachen Feuer von trockenem Kuhmist leicht gebrannt werden, übertreffen nach Cecchi's Schilderung die Töpferwaaren der anderen Galla sowohl an Schönheit, wie an Regelmäßigkeit der Formen.

Zur Bestellung der königlichen Felder, wie auch gelegentlich zur Errichtung neuer Hütten im Maserâ sind alle Unterthanen verpflichtet, und es ist Sache der einzelnen Häuptlinge (Abbâ Corô), sie zu dieser Pflicht heranzuziehen oder die reichlich bemessenen „Geschenke“ entgegenzunehmen, mit denen die Wohlhabenden sich und ihre Sklaven von der Zwangsleistung zu befreien lieben. Auch in der von der Königin-Mutter persönlich verwalteten Rechtspflege spielen derartige Geschenke an Produkten der Landwirthschaft, an Butter, Honig und namentlich an für diesen Zweck besonders gemästetem Vieh eine wichtige Rolle. Es darf als allgemeine Regel gelten, daß hier der ärmere auch stets als der schuldige Theil befunden und in summarischem Verfahren mit den Strafen belegt wird, die, je nach der Größe des Delikts und der Laune der Entscheidenden, sich von einer kleinen Geld-, d. h. Salzbuße bis zu den unmenschlichsten, durch Monate und Jahre sich hinziehenden Folterqualen steigern.

Wie in allen Gallaländern, findet sich auch im Volke von Gera die Blutrache als herrschende Sitte vor, freilich in beschränktem Maße und allein auf den Mörder und seine Söhne und männlichen Enkel sich erstreckend. Gelingt es diesen, für eine Frist von neun Tagen sich gegen die Rache der Angehörigen des Ermordeten zu sichern (als geheiligte Zufluchtsorte für die Verfolgten gelten dabei die Wohnungen der Häuptlinge und eine bei den Grabstätten der Könige am Maserâ von Tschalla gelegene und mit dem stolzen Namen Moschee bezeichnete Hütte), so können sie die Vermittlung der Königin für sich in Anspruch nehmen. Durch dieselbe gelingt es ihnen in der Regel, mittels einer größeren oder geringeren Buße an ihrem Besitzstande und nach Absolvirung einer feierlichen symbolischen Reinigung in dem warmen Blute eines frisch geschlachteten Thieres Vergebung und Frieden zu erlangen.

Es ist daher eine eigenthümliche Erscheinung, daß weder bei dieser Sühne, noch bei irgend einer anderen der zahlreichen symbolischen Handlungen und Feiern, mit denen die Bewohner von Gera alle wichtigeren Momente des Familien- oder öffentlichen Lebens zu kennzeichnen pflegen, auch nur je von einer Mitwirkung der Priester die Rede ist. Das hier auch von den Weibern streng beobachtete mohammedanische Gesetz erscheint wie durch eine tiefe Kluft getrennt von den im Wesen der Galla begründeten und mit der Natur ihres Landes und den Lebensbedingungen in demselben innig zusammenhängenden nationalen Gebräuchen. Es ist wohl bemerkenswerth, daß vorzugsweise bei freudigen Veranlassungen die alten Traditionen ihr Recht behaupten. Das nur alle acht Jahre stattfindende Buttâ, eine Art symbolischen Bitt- und Dankfestes für das Gedeihen der Heerden, wird unter Lobgesängen auf die guten Götter, unter Darbringung von Opfern zur Versöhnung der bösen, nach heidnisch-patriarchalischem Brauche allein unter der Leitung der Familienväter gefeiert. Festliche Umzüge und Tänze der mit grünen Zweigen geschmückten jüngeren Familienglieder und große, von reichlichen Bier- und Methlibationen begleitete Schmausereien wechseln während mehrerer Tage mit alten, zum Theil tief bedeutungsvollen Ceremonien ab, unter denen die wichtigsten und feierlichsten die der Zusammenbringung eines großen Haufens Kuhmist neben der Hütte und die Segnung einer Schale Milch durch den Hausvater sind. Auch bei zufälligen freudigen Ereignissen, wie z. B. bei einem besonders glücklichen Jagderfolge des Königs, hatte Cecchi oft Gelegenheit, gut heidnische Symbolik zu bewundern — in einer Zeit großer Kalamität aber, als die aus allen zum Waffentragen fähigen Männern bestehende Streitmacht des Landes einem überlegenen Feinde gegenüberstand, kamen Allah und sein Prophet zu ihrem Rechte. Tag und Nacht ertönte ohne Aufhören das widerliche Geplärr der in der Hauptstadt zusammengeströmten und um die Priester versammelten Weiber.

Die persönlichen Erlebnisse Cecchi's und Chiarini's waren während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Gera nur eine ärgerliche Wiederholung des in Limmu Durchgemachten. Daß von einer gutwilligen Freilassung durch die Königin unter diesen Umständen nicht die Rede sein würde, war ihnen nach wenigen Wochen klar. Eine Möglichkeit zur Flucht war nicht abzusehen, und was hätte ihnen, krank und schwach und aller Hilfsmittel beraubt, wie sie es waren, auch die Flucht aus diesem in ein anderes Gefängniß genutzt? Seit ihrem Verlassen von Litsche war jetzt gerade ein Jahr vergangen; während der ganzen Zeit war ihnen keine Nachricht von dort zugekommen und der Gedanke lag nahe, daß auch ihre eigenen Briefe mit der wiederholten Bitte um die so nothwendige Unterstützung ihr Ziel nicht erreicht haben würden. War die Verminderung ihres kleinen geheimen Baarvorrathes, den sie, theils zur Unterstützung des Pater Léon und seiner aus etwa 20 Neubekehrten, Gehilfen und Sklaven bestehenden „Familie“, theils für sich selbst häufig angreifen mußten, schon eine tägliche Sorge, so mußte das Abnehmen ihres Vorrathes an Medikamenten, namentlich an dem unentbehrlichen Chinin, ihnen doppelt bedrohlich erscheinen. Der einzig mögliche Ausweg, auf den sie nach langem, fruchtlosem Ueberlegen kamen, kostete sie einen schweren Entschluß, und

schwer war es auch, die Königin zur Ertheilung ihrer Erlaubniß zu bewegen. Endlich gelang es aber doch, und so machte sich Chiarini am 2. Mai 1879 von zwei neugekauften Sklaven und einigen Lammî des Königs begleitet, auf den Weg nach Limmu, um von dort nordwärts durch Ljeka und Godschem nach Schoa zurückzukehren, und auf eine oder die andere Weise Hilfe und Unterstützung vom König Menilek herbei zu schaffen. Cecchi, der, von einem neuen heftigen Fieberanfall kaum genesen, als Bürge für die Rückkehr des Gefährten in Gera bleiben mußte, hatte von vornherein nicht allzu viel Hoffnung auf ein glückliches Gelingen des Unternehmens. Und leider täuschte er sich nicht. Nach unsäglichen Schwierigkeiten am 24. Mai in Ljeka, dem Lande der Tschahô-Galla, angelangt, wurde Chiarini auch hier als „Spion Menilek's" am Weitergehen gehindert und mehrere Tage in strengem Gewahrsam gehalten. Schließlich noch durch einen Lanzenstich des zu seinem Wächter bestellten Sklaven in der Seite verwundet, mußte er wohl oder übel sich zur Umkehr nach Gera entschließen. Krank und gänzlich von Kräften kam er in der Hauptstadt von Limmu an, und aus der mehrtägigen Rast, die er hier zu halten gedachte, wurde abermals eine mehrwöchentliche Gefangenschaft bei Abbâ Gommoli. Die Vermittelung der Königin von Gera, die Cecchi durch das Geschenk des letzten Reservegewehrs gewonnen hatte, befreite ihn endlich, und so traf er am 24. Juni müde und enttäuscht und an einer glücklicheren Zukunft verzweifelnd, wieder in dem alten Gefängniß von Tschalla ein, wo sich inzwischen die Dinge auch nicht zum Besseren geändert hatten. Zwar war es Cecchi mehrmals gelungen, bald als Jagdgenosse des Königs, bald unter dem Vorgeben, daß er in den Bergen des Landes nach den „ohne Zweifel vorhandenen" Gold- und Kupferminen suchen wolle, weitere Ausflüge in nördlicher, westlicher und südlicher Richtung bis an die Grenzen des Landes zu machen, aber die Erfolglosigkeit seines Suchens, die ihn freilich wenig überraschte, hatte die Königin so gegen ihn aufgebracht, daß in der That zu befürchten stand, sie werde mit nächstem die schon oft geäußerte Drohung wahr machen und die beiden Fremdschi lieber mit ihren Sklaven zu anderen Arbeiten verwenden. Verlangte sie doch ohnedies beständig von ihnen die Mittheilung aller europäischen „Künste und Geheimnisse", trotz Cecchi's wiederholter Betheuerungen, daß sie nur gelehrte Männer oder Abbâ kitâba (Väter des Buches) seien, wie ihre Scheichs, und deshalb auch keinerlei Künste gelernt hätten.

Bei seinen Exkursionen, die ihm eine ziemlich genaue Kenntniß der oro-hydrographischen Verhältnisse des Gebietes von Gera eintrugen, gelang es Cecchi mehr als einmal, über die Grenzen des Landes hinauszugehen, ungeachtet aller Entrüstung und Furcht seiner eingeborenen Begleiter. So überschritt er am 9. Juni den die Südgrenze des Landes bildenden Godscheb und drang, nur von einem Sklaven begleitet, eine gute Strecke weit in das Land seiner Sehnsucht, das Königreich Kaffa, ein. Während am nördlichen Ufer des Godscheb, in Gera, ein mehrere Kilometer breiter dichter Waldstreifen sich hinzieht, zeigte sich längs des südlichen Ufers eine weite, vielfach sumpfige Ebene, die sich bis an das mit dem Godscheb fast parallel laufende Hauptgebirge von Kaffa zu erstrecken schien. Wenn auch kein eigentliches Moggâ, so war doch trotz des Schutzes durch den 40 bis 60 m breiten Fluß dieses ganze Ufergebiet unbewohnt.

Ein weiteres Vordringen, als in das gefürchtete Kaffa, war dem Reisenden an der Westgrenze möglich, wo sich jenseit des ansehnlichen Höhenzuges der Setscha-Berge zuerst ein ausgedehntes, hügeliges und mit dichtestem Walde bedecktes Moggâ hinzieht, aus dem man nach W über das Gescha-Gebirge in das Königreich Motscha, nach S in das Gebiet der Schankalla, nach N aber in das der Nonnô-Ilu gelangen soll. Die ganze Konfiguration des westlich vom Moggâ sich ausdehnenden Landes, über das Cecchi von einem Gipfel der Gescha-Berge einen weiten Ueberblick erhielt, ließ ihm das Vorhandensein noch eines unbekannten, großen, von S nach N strömenden Wasserlaufes als durchaus unzweifelhaft erscheinen. Seine eingeborenen Führer bestätigten diese Vermuthung und nannten den nach ihrer Schilderung außerordentlich breiten und wasserreichen Fluß Gabbâ oder Baro.

Nach der Rückkehr Chiarini's versuchte Cecchi immer von Neuem, bald durch nach Norden ziehende Kaufleute, bald durch besondere Abgesandte, Nachrichten über das Schicksal der Expedition nach Schoa gelangen zu lassen. Es war ein vergebliches Bemühen. Gewöhnlich wurden die Boten schon von der Königin, die jeden Schritt der Fremden überwachen ließ, in Gera zurückgehalten, und wenn es einmal durch einen glücklichen Zufall gelungen war, ihr Mißtrauen zu täuschen, so traf sicher nach einigen Tagen schon aus Gomma, Limmu oder Kabjena die Kunde ein, daß die Briefsendung sammt ihrem Träger dort gestrandet sei. Die Lage der Reisenden selbst verschlimmerte sich inzwischen von Tage zu Tage. Das Gerücht von einem bevorstehenden neuen Kriegszuge der Schoaner rief bei sämmtlichen Herrschern der kleinen Gallareiche Unruhe und Bestürzung hervor. Abgesandte aus Limmu und Guma, die in den ersten Tagen des Juli in Tschalla eintrafen, forderten im Namen ihrer Herrscher die Bestrafung der beiden Europäer, die, wie man bestimmt zu wissen glaubte, König Menilek herbeigerufen hätten. Zum Glück kam bald darauf die Nachricht, daß die schoanischen Truppen wieder über den Hawasch zurückgegangen seien, und so wurde das über dem Haupte der Fremden schwebende Unheil noch einmal abgelenkt. Dafür brachte die auf ihrem Höhepunkte befindliche Regenzeit ihnen wieder die alte furchtbare Plage des Fiebers, von dem namentlich Cecchi diesmal ärger heimgesucht wurde denn je zuvor. Von einem Verkehr mit Pater Léon, dem der unerklärliche plötzliche Haß der Königin schon seit Wochen den Besuch der Hauptstadt untersagt hatte, konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Nur durch seine beiden eingeborenen Gehilfen, Abbâ Matiôs und Abbâ Domenikôs, erfuhren die Reisenden hin und wieder etwas über den in der kleinen Gemeinde von Afallô herrschenden Mangel, der durch die Entziehung des von der Königin so lange gewährten Ackerlandes sammt der darauf befindlichen Ernte hervorgerufen worden war. Der wohl lange überlegte Hauptstreich der Genné gegen den Pater sollte indessen jetzt erst zur Aufführung kommen. Am 23. Juli ohne ersichtliche Veranlassung nach dem Maserâ berufen, wurde Pater Léon, als sei nichts vorgefallen, auf das Freundlichste empfangen und nach einer längeren Unterredung, in der die Königin bereitwillig auf seine Wünsche einzugehen schien, zum Abschiede mit einem Becher Meth bewirthet. Zwei Tage darauf starb er nach entsetzlichen Leiden unter allen Anzeichen der Vergiftung, und im Maserâ, wie von allen Häuptlingen und Scheichs wurde sein Tod als „Befreiung des Landes von einem mächtigen Feinde der Religion" mit lauten Freudenbezeigungen begrüßt.

War aber die Königin bisher immer noch durch eine gewisse Scheu vor dem Pater von allzu hartem Vorgehen gegen die Reisenden abgehalten worden, so ließ sie dieselben jetzt ihre Macht doppelt schwer empfinden. Täglich wurden neue unerhörte Anforderungen an sie gestellt; bald sollten

sie Gewehre, bald Schießpulver anfertigen, bald Teppiche weben, und um ihren vermeintlichen Widerstand zu brechen, wurde ihnen die Nahrung entzogen. Oft genug sah sich Cecchi genöthigt, Nachts an die Hütte eines freundlich gesinnten Einwohners von Tschalla zu klopfen, um ein Stück tief- oder Maisbrot und ein wenig Milch zu erbitten. Bei Tage war jeder Verkehr mit ihnen untersagt. Etwas besser wurde ihre Lage, wenigstens die Verpflegung etwas reichlicher, als um die Mitte des August die Königin ihnen einen Auftrag ertheilte, den sie auszuführen im Stande waren. Aus zwei kleinen Glasscheiben, den Ueberresten einer arabischen Laterne, sollten sie Spiegel anfertigen, welche die Königin zu einem Geschenk für die Tochter des Königs von Kaffa, die zukünftige Gattin ihres Sohnes, bestimmt hatte. Mit dem Quecksilber aus Cecchi's künstlichen Horizonten und etwas von einem Kaufmanne aus Godschem erhaltenen Zinn brachten sie in der That zwei spiegelähnliche Gegenstände fertig, mit denen die Königin sich zufrieden erklärte.

Am Tage der Hochzeitsfeier, die die Hauptstadt, wie das ganze Land mit tollem Jubel erfüllte, und an der auch Cecchi auf Befehl des Königs theilnehmen mußte, trat eine Verschlimmerung in Chiarini's bisher unbedenklichem Fieberzustande ein. Fünf Tage darauf, am 5. Oktober 1879, starb er, seinen unglücklichen Gefährten in einem an Verzweiflung grenzenden Zustande zurücklassend.

Ueber die letzte, scheinbar endlose Zeit, die er nach diesem härtesten Schlage noch in Gera zubringen mußte, geht Cecchi kurz hinweg. Zeitweise, wenn das gegen die unabhängigen Galla zu Felde gezogene schoanische Heer sich den Grenzen der kleinen Königreiche näherte, wie ein Verbrecher behandelt und mit dem Tode und der schrecklicheren Folterqual des Ghindô bedroht, mußte er hart gegen die Versuchung ankämpfen, diesem elendesten Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Mehrere Wochen lang mußte er trotz seiner hinfälligen Gesundheit schwere Schmiedearbeit thun; dann wieder sandte ihn die Königin unter einer Eskorte nach dem Thale des Godscheb, um nach Salpeter und Schwefel zur Bereitung von Schießpulver zu suchen. Als er ohne das Verlangte zurückkam, wurde er zu einer vierwöchentlichen harten Gefängnißstrafe verurtheilt. Eine verhältnißmäßig leichtere Zeit begann, als er im April des nächsten Jahres auf den glücklichen Einfall kam, anstatt der beständig von ihm verlangten Teppiche zur Bekleidung der Wände in den königlichen Gemächern Papiertapeten zu malen. Der schon längst im Besitze der Königin befindliche Malkasten Chiarini's und sein ganzer Vorrath an Zeichnenpapier wurden ihm in seine Gefängnißhütte gebracht, wo er, der nie einen Versuch zu zeichnen, geschweige denn zu malen gemacht hatte, jetzt mit einer Kühnheit, die ihn trotz seiner verzweifelten Lage oft zum Lachen brachte, in möglichst grellen Farben die abenteuerlichsten Blumen- und Arabeskenmuster ausführte. Daß er die Arbeit, bei der ihm die Königin voll Bewunderung oft stundenlang zusah, nach Möglichkeit in die Länge zog, versteht sich von selbst.

So war er denn auch mit dem eigenthümlichen Kunstwerk noch beschäftigt, als im Anfang Juli durch einige abessinische Kaufleute ihm die erste Nachricht über seine bevorstehende Erlösung zukam. Er wagte kaum, an eine solche Möglichkeit zu glauben, aber schon wenige Tage später traf in einem eigenhändigen Schreiben des Fürsten von Godschem, Ras Adal, an den König von Gera die officielle Bestätigung jenes nicht mehr gehofften Glückes ein. In kurzen, aber eindringlichen Worten forderte Ras Adal die Freilassung des in Gera zurückgehaltenen Weißen, zugleich volle Straflosigkeit für alle demselben vielleicht zugefügte Unbill versprechend. Wie der Ueberbringer des Schreibens, ein alter amharischer Kaufmann, Cecchi mittheilte, war es ein seit mehreren Monaten in höchster Gunst des Fürsten von Godschem stehender Europäer (Bianchi) gewesen, der Ras Adal zu diesem Schritte veranlaßt hatte.

Erst nach langem Bedenken und wiederholten Versuchen, durch plötzliche Gunst- und Ehrenbezeigungen Cecchi zurückzuhalten, entschloß sich die Genné, dem Wunsche des Fürsten von Godschem zu entsprechen. Als sie dann endlich am 4. August den vielgeprüften Reisenden entließ, gab sie ihm mit den nöthigen Mitteln zur Reise und werthvollen Geschenken für den König von Italien als Wichtigstes den Auftrag mit, bei den Herrschern von Schoa und Godschem zu ihren Gunsten zu sprechen und dieselben zu veranlassen, ihr zunächst zur Unterjochung des feindlichen Dschimma behilflich zu sein und schließlich ihren Sohn, Abbâ Ragô, zum Könige über sämmtliche Gallareiche zu machen. Gegen Cecchi's ernsthaftes Versprechen, ihren Auftrag ausführlich zu übermitteln und die Vorschläge nach Kräften zu unterstützen, ließ er sich von ihr „bei den Gebeinen ihrer Väter“ schwören, daß die Station von Afallô und die kleine Christengemeinde daselbst bis zur Ankunft eines neuen abessinischen Vorstehers unverletzt bleiben solle. Den einen der eingeborenen Gehilfen des Pater Léon nahm Cecchi mit sich nach Schoa, da die Königin allem Anschein nach ihren Haß gegen den Pater auf ihn übertragen hatte.

Mit diesem Begleiter und einer kleinen Karawane von sechs Sklaven, zwei Reit- und drei Lastthieren gelangte Cecchi jetzt ungefährdet durch die Reiche Gomma und Limmu nach Ljeka, dem Lande, wo Chiarini im vergangenen Jahre so Böses erlebt hatte, das aber in der Zwischenzeit durch schoanische Truppen eingenommen und tributpflichtig gemacht worden war. Hier wie in Lagamarâ war der Name seines Befreiers Ras Adal jetzt schon genügender Schutz. Am 10. September in Gudru, der südlichen Grenzprovinz von Godschem, angelangt, erfuhr Cecchi von dem Statthalter, daß der Abai noch so angeschwollen sei, daß voraussichtlich für mehrere Wochen an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken sein werde. Es verhielt sich in der That so — aber dieser letzte unfreiwillige Aufenthalt wurde durch eine reiche Briefsendung aus der Heimath und aus Schoa und durch das Eintreffen der beiden inzwischen nach Schoa gekommenen Italiener, des Grafen Antonelli und des Ingenieurs Ilg, bedeutend verschönt. Mit Bianchi, seinem eigentlichen Befreier, konnte Cecchi einstweilen sich nur einmal aus der Ferne, von Ufer zu Ufer des breiten, tosenden Flusses, begrüßen. Aus den Briefen Antinori's, denen auch ein aus schönen Redensarten bestehendes Schreiben König Menilek's beigefügt war, ging hervor, daß die erste Nachricht von der Reisenden Gefangenhaltung in Gera schon vor sechs Monaten nach Schoa gelangt, daß aber König Menilek in seiner wohlbekannten Art nicht zu bewegen gewesen war, ernstliche Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. —

Am 20. Oktober konnte der Abai endlich passirt werden; am 24. langte Cecchi mit seinen Begleitern in Monkorér, der Hauptstadt von Godschem, an, wo er als freundlich aufgenommener Gast Ras Adal's mehrere Wochen verweilen mußte. Während dieses Aufenthaltes war es, wo ihm der Fürst von seinem Plan, eine Brücke über den Abai zu bauen, Mittheilung machte und ihm zugleich den Wunsch aussprach, zur Ausführung des großen Werkes durch Vermittelung der italienischen Regierung einen Ingenieur und mehrere Oberarbeiter zugesandt zu erhalten. Diesem Wunsche Ras Adal's wurde im Jahre 1883 durch die Entsendung des Ingenieurs Grafen Salimbeni entsprochen, dessen

Name bei Gelegenheit der jüngsten italienisch-abessinischen Verwickelungen so häufig genannt worden ist.

Nach einem von Ras Adal für durchaus nothwendig erklärten Besuche am Hofe des Kaisers Johannes in seiner Hauptstadt Samerá konnte Cecchi endlich am 6. Februar 1881 den Weg nach Schoa antreten. Vier Wochen später, am 6. März, langte er in Let-Maresiá an, von seinem väterlichen Freunde Antinori auf das Wärmste willkommen geheißen. Unter der Pflege desselben und in dem ruhigen Leben der inzwischen zu einer kleinen Musterwirthschaft aufgeblühten Station erholte sich Cecchi bald von den Strapazen seiner Reise- und Gefängnißzeit, daß er schon im Mai in Begleitung Antinori's wieder einige weit ausgedehnte Exkursionen in das südliche und westliche Schoa machen konnte. Durch allerhand Zwischenfälle verzögert, konnte aber die sehnlichst herbeigewünschte Rückkehr nach Europa erst im Spätherbst erfolgen. Am 3. November verließen Cecchi, Antonelli und der Franzose Labatut mit ihren Dienern und einer aus etwa 30 Kameelen und ebenso vielen Leuten bestehenden und von einer bewaffneten Eskorte begleiteten Karawane die Grenzstadt Faré. Trotz des weiten Umweges über Harar, das Cecchi gern kennen lernen wollte, und trotz eines fast 14tägigen Aufenthaltes in der interessanten Handelsstadt, langte die Reisegesellschaft doch schon am 13. December in Zeila an, durch diese letzten günstigen Erfahrungen noch in der Ansicht bestärkt, die Cecchi auf Grund seiner bösen Erlebnisse schon als die allein richtige vertrat und heute noch vertritt: daß nämlich zu dem Gelingen einer afrikanischen Expedition eine bewaffnete Eskorte die erste Bedingung ist.

Bimbia und Victoria.

Von Dr. Pauli.

Nachdem die Verhandlungen Deutschlands mit England und seiner Baptistenmission in der Weise zum Abschluß gekommen sind, daß Victoria nunmehr deutschem Protectorat unterstellt wurde, ist das Interesse für diese Gegend am Kamerungebirge aufs Neue in den Vordergrund getreten. Als ich am letzten März 1885 von Kamerun aus — bekanntermaßen Collectivname für die Negerorte Bell-, Aqua-, Dido-, Hickorystadt — in westlicher Richtung durch die mannigfach gewundenen Creeks nach Bimbia fuhr, war letzteres schon deutschem Gebiete einverleibt, jedoch gehörte das in den folgenden Tagen von mir besuchte Negerdorf Victoria mit seiner Missionsstation damals noch der englischen Krone [1]).

Da die Fluthmarken weit in das Land hineinreichen, so ist das Gebiet der Mangroven, die aus dem fettigen Schlamm- und Sumpfboden entspringen, ein weites, ödes und einförmiges. Kletternder Rotang, stacheliger Pandanus, der auf seinem Stamme eine kandelaberähnliche Krone trägt, stammlose Raphia-Palmen mit stolzen Zweigen gleich Wedeln treten nur vereinzelt auf.

Ueber der meist trüben Wasserfläche nahe dem Mangrovegebüsche streichen im schnellen Fluge bunte Eisvögel und zierliche Brachschwalben, auf kahlen Sandbänken haben flinke Strandläufer, schwerfällige Pelikane und schlanke Reiher ihren vorübergehenden Aufenthalt. Vereinzelte fliegende Fische (Exocoetus), die sich mit der Kraft ihrer Schwanzflosse über das Wasserniveau schleudern, mochten wohl der Grund sein, daß ein ihnen nachjagender gefräßiger Delphin aus dem Ocean in das Gebiet des Brackwassers gekommen war. Das immergrüne Mangrovelaub überwölbt einen in das Dickicht führenden Kanal, für jetzt ein sicherer Zufluchtsort einer von uns aufgescheuchten Seekuh [2]).

Hoch über der Vegetation der Sümpfe schwebt majestätisch der schwarzgeflügelte Geierseeadler.

Mit der Ankunft bei Nikolls Island und den auf dem Festlande liegenden Negerorten Debolu und Dokolu haben wir das Creeksystem und damit das Gebiet der Ricophoren glücklich überwunden, um bei Bimbia sofort vulkanischen Boden, bestanden von großartigem tropischem Hoch- und Buschwalde, zu betreten. Unmittelbar vom Meeresgestade aus beginnt das Kamerungebirge anzusteigen, aber nur allmählich, nicht so schroff wie bei Victoria. Um von Kamerun aus hier an den Fuß des Gebirges zu kommen, gebrauchten wir mit einem kleinen Dampfer sechs Stunden, im Ruderboote würden mindestens zwölf Stunden vergangen sein.

Die Hütten der Bimbia-Neger liegen sehr zerstreut bergan — ähnlich wie viele Fandörfer auf den Hügeln am Ogowe — im Schutze von mächtigen Bäumen: Fikusarten, Dracänen, Baumwoll- und Affenbrotbäumen, welche man die Elephanten unter den Gewächsen nennen kann, so kolossal und massig sind diese Stämme. Mit großen, glänzenden, tief fingerförmig getheilten Blättern steht der Baobab da, an Schlankheit überragt ihn der Bombax. Auffallend kleine Blätter an unregelmäßigen Zweigen mit rauher Rinde weist der hier und noch mehr landeinwärts wachsende Mungongibaum auf. Einzelne Riesenbäume sind umschlungen von wildem Wein, Pfefferreben und Lianen,

---

[1]) cf. Karte: „Globus“ 1884, Bd. XLV, Nr. 3, S. 44.

[2]) Das Fleisch der atlantischen Seekuh (Manatus atlanticus) ist äußerst wohlschmeckend und bietet zweierlei Nüancen, ein dunkles und ein helles Fleisch ähnlich unserem Schwarzwilde. Die Dualla nennen dieses pflanzenfressende Säugethier Manga. Der älteste Sohn des Königs Bell, welcher drei Jahre in England erzogen wurde, zu Hause aber wieder zu den Sitten der Väter zurückgekehrt ist, heißt Manga Bell; der obstinate Bruder des Königs Aqua, welcher durch ein deutsches Kriegsschiff deportirt wurde, führte auch den Namen Manga Aqua. Die Maße eines von uns bei anderer Gelegenheit erlegten Thieres, dessen Skelett Dr. Passavant dem Baseler (oder Tübinger) zoologischen Institut zustellte, waren:

Länge	214 cm
Schwanzbreite	46 „
Umfang des Bauches	147 „
Breite des Kopfes	35 „
Umfang der Schnauze, unterhalb der Augen	45 „
„ „ „ hinter den Ohren	110 „
„ vor dem Schwanze	66 „

Die Augen waren wie ein silbernes 20-Pfennigstück groß. Die Länge der Ohren betrug 30 cm. Die Haut war 3 cm dick, so daß sich aus diesem Material ebenso vorzügliche Riemen schneiden lassen, wie aus der Haut der Flußpferde. Indem man das eine Ende der Riemen noch in zwei oder drei Theile spaltet, drehend dieselben zusammenflechtet und trocknen läßt, erhält man das beste Mittel, lässige Schwarze zur Arbeit zu ermuntern oder analog unserem Ochsenziemer zur Strafe auf ihrem Rücken tanzen zu lassen.

auf schwammigen Auswüchsen gedeihen roth schillernde, aber übel riechende Orchideen. Gleich langen Bärten hängen zarte Moose in feinen Fransen herab. Im sicheren Schutze der zu einer unlösbaren Masse verstrickten Pflanzen und Zweige hausen grüne Aeffchen (Cercopithecus sabaeus) und Paviane (Cynocephalus), sowie Eichhörnchen ganz nahe dem Treiben der Menschen; freistehende Bäume sind belebt von Finken, Weber- und Wittwenvögeln. Nur vereinsamt hört man früh Morgens das Gekreisch eines Pfaues aus den Gipfeln der Bäume.

Schon am Fuße des Kamerungebirges, noch mehr aber in seinen höheren Regionen kriecht die blüthenreiche, betäubend duftende Kautschukranke (Landolphia florida), deren Milch als Gummi von den zu unserer Zeit am Berge botanisirenden schwedischen Herren exportirt wurde, allerdings nur in geringen Quantitäten, da die Eingeborenen gemäß alter Tradition nur Palmöl und Kerne, sowie Elfenbein den Weißen zum Verkaufe bringen. Irrationell, wie sie auch die kleinsten Elephanten niederschießen, die nur wenige Pfund schwere Zähne liefern, betreiben sie auch den Gummigewinn, falls sie sich überhaupt dazu entschließen. Statt die Ranken einzuschneiden und den milchigen zähen Saft allmählich zu gewinnen, schlagen sie dieselben ab, so daß der Stamm sich verblutet.

Wo nicht Riesenfarne, Gräser, Tomaten, Portulac und Malaguettapfeffer dem Boden entsprießen, erscheinen die durch Verwitterung hervorgerufenen braunrothen Töne des Gneißgebirges, untermischt mit Glimmer- und Thonschiefer. Außer den durch die Neger angepflanzten Pisangbeständen umgeben wildwachsende dornlose Holzgewächse, Mimosen, Jasmin und Akazien die nachlässig gebauten Hütten der Schwarzen.

Denn höchstens der Schlafraum bietet einigen Schutz gegen Regen und Sonne: sonst guckt überall des Himmels Firmament hinein. Bei seiner sorglosen Lässigkeit und grenzenlosen Faulheit denkt der Eingeborene nicht an eine Reparatur seines Heims. Allerdings passen derartige zerfetzte Häuser sehr gut in die zerklüftete, barocke und groteske Gegend, in der man über Wurzel und Fels in schmaler Rinne hinwegschreiten muß, obschon solches nach Negerbegriffen Pfade und Wege zu nennen sind. Uns Weißen, die wir gewohnt sind, seitlich auszuschreiten, wird das Gehen in schmaler Furche, wie es der Neger beliebt, indem er einen Fuß vor den anderen setzt, äußerst schwer und ermüdend.

Vor dem Hause des Dorfhäuptlings, gemeinhin König genannt, stand der unlängst eingesetzte schwarz-weiß-rothe Pfahl. Das Haus des Schulzen zeichnete sich in keiner Weise vortheilhaft vor den Hütten seiner Untergebenen aus.

Ueberhaupt kommen bei einem Vergleiche mit den Kamerunnegern, denen die Bimbianeger sonst in Sitten und Gebräuchen sehr nahe stehen, die letzteren weniger gut fort: sie behaupten ein Zweig der Dualla zu sein, sprechen einen dem Dualla ähnlichen Dialekt, nennen sich aber Isubu. Ihre Schädel erscheinen groß, ihre Gesichtszüge plump; die Hände sind breit, die Fußsohlen platt. Unsauber ist ihr Körper, die ihre Hüften umgebenden Lendenzeuge strotzen von Schmutz. Ihre Unreinlichkeit trägt dazu bei, daß eine bedeutende Anzahl unter ihnen an Hautkrankheiten leidet.

Nach unseren Begriffen ist Schönheit bei dem schwatzenden, schreienden, kreischenden, weiblichen Geschlecht erst recht nicht ein Erbtheil, so sehr sind sie aller Waffen des Cupido bar.

Vorübergehende Beschäftigung finden die dortigen Neger in Jagd und Fischfang, wobei sie sich sehr großer, geflochtener Fischkörbe bedienen, welche den Eindruck machen, als ob sie ihren Zweck nicht erfüllten. Doch habe ich die Schwarzen leidlich geschickt damit hantiren und Beute ergattern sehen. Zwischen den Bergvölkern und den Weißen vermitteln sie den Handel, versorgen auch den wöchentlichen Markt in Victoria mit Früchten und Hausvieh: Hühnern, Enten, Schafen, Ziegen, Schweinen und Rindvieh, welch letzteres nicht sehr groß, aber in Kamerun eine Seltenheit ist.

Bei meinen Streifereien habe ich an jagdbaren Thieren nur Ringel- und Wildtauben, Antilopen und Wildschweine getroffen. Wilde Büffel sind mir hier nicht zu Gesicht gekommen, wie ich auch außer frischen Spuren einen lebenden Elephanten nicht gesehen habe; doch ist hier zweifellos das Gebiet jener für Afrika charakteristischen Thiere.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht, daß ich Arzt sei; eine Menge Hautkranker, Verwachsener und durch Geschwüre im Gesicht entstellter Schwarzer erschienen, um meine Hilfe zu beanspruchen. Doch sah ich mich durch die Unverschämtheit Einzelner veranlaßt, mich den ärztlichen Verpflichtungen durch die Erklärung zu entziehen, daß ich keine Medicin bei mir habe. Jodoform, was uns bei Wunden der Neger aller Art ausgezeichnete Dienste geleistet hat, war mir auch wirklich zu Ende gegangen. Ging doch ein frecher Kerl so weit, zu sagen: „Du bist Arzt, also mußt du mir helfen.“ Der Schwarze von heut zu Tage wird auf die Dauer nur demjenigen lebhafteres Interesse abgewinnen, der nicht gezwungen war, häufig die Trägheit und Theilnahmlosigkeit, Listigkeit und Verschlagenheit der dortigen Neger zu seinem Nachtheile kennen zu lernen.

Trotz der nahen See, trotz feuchter und angenehm kühler Gebirgsluft muß auch Bimbia — gleich Kamerun im Mangrovegebiet — ungesund sein, denn das frühere Missionsgebäude steht verlassen und verfallen; nur Leichensteine weisen noch auf einstige Spuren vom Dasein weißer Menschen hin. Oder haben frühere Missionare bei der Indolenz der Bimbianeger überhaupt nur wenig Erfolg ihrer Mühen gesehen!

Auch darf man sich meines Erachtens von einem Sanatorium für Weiße in der Höhe bis zu 1000 m am Kamerunberge nicht zu viel Erfolg versprechen, denn von den beiden Schweden, welche mit zwei weißen Dienern dort lebten, wurde einer schwer fieberkrank, während ein Diener dem Klima zum Opfer fiel.

Das Kamerungebirge, welches mit seinem vulkanischen Terrain etwa 10 000 qkm bedecken wird, breitet sich mit den Rumbi-Bergen am Rio del Rey wohl über das Doppelte aus. Wie es vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten ist, aus den reichbewaldeten Kamerunbergen — nur der große Kamerunberg mit seinen Kratern ist kahl — mit seinen Eben-, Eichen-, Eisen- und Tekhölzern oder aus der Kultur von Kaffee, Cacao, Citronen, Guaven, Limonen, Mangofrüchten und Orangen Nutzen zu ziehen, so kann man auch aus dem Gebiete der Sümpfe die Mangrove zur Holzindustrie zu verwerthen hoffen, denn Stämme, die an Schlankheit mit unseren Tannen wetteifern, sind durchaus keine große Seltenheit.

Da von Bimbia nach Victoria zu Lande nur ein beschwerlicher Weg führt, den ich auf meinen Streifzügen öfters benutzt hatte, so zog ich es vor, an der Küste in dem Theile des Busens von Guinea hinzufahren, welcher nach einer kleinen vor Victoria liegenden Insel — auch Ndami genannt — die Ambasbay geheißen wird, zumal schönes Wetter an einem Aprilmorgen besonders lohnend für die Aussicht zu sein versprach. Denn anerkannter Maßen ist die Durchfahrt zwischen Fernando Poo mit seinem über 3100 m hohen Clarencepik und zwischen dem Festlande,

wo der kleine Kamerunberg Mango=ma=Etindeh sich ganz bewaldet und steil in Pyramidenform bis zu 1774 m erhebt, der große Mango=ma=Lobah aber zu 4194 m ansteigt, einer der großartigsten auf der Erde, würdig, der Passage zwischen Maui und Hawai auf den Sandwichinseln oder der Straße von Bab=el=Mandeb an die Seite gestellt zu werden. Man fährt an den romantischen Man of war=Bay vorbei, wo unerschrocken die Felsen dem Andrange der schäumenden Gischt des brandenden Wogenschwalles trotzen. Wenn ich schon von Kamerun aus die schroff abfallenden Felspartien, die 27 Krater, deren Lava sich von ungefähr NO nach SW ergoß, sehr gut und besonders bei Sonnenaufgang mit dem Fernrohr erkennen konnte, so bieten sich doch hier bei Bimbia und Victoria die mächtigen Abfälle, die zerklüfteten Schluchten, die wildromantischen Thäler besonders schön dem staunenden Auge von der See aus dar.

Wie es die Rotation der Erde bei der vulkanischen Eruption seiner Zeit mit sich brachte, springen noch vor Victoria viele Felseninseln — Pirate Rocks — aus der See vor, so daß man nur weit vom Ufer landen kann. Steiniger Untergrund und Felsen lauern unter der Wasseroberfläche, einst auch dem Ragocinsky'schen Fahrzeug „Lucie Marguerite“ verderblich, dessen Wrack düster aus den Fluthen ragt. Der Uferstrand fällt im Gegensatz zum sonstigen Meeresgestade von Oberguinea, welches gelben Küstensand aufweist, durch seine dunkle Farbe auf. Von der See aus treten vortheilhaft die Missionsgebäude mit Kirche, sowie auf einem anderen Hügel ein damals leer stehendes Gebäude für den englischen Konsul hervor. Dieser wohnte mit seiner Frau zu jener Zeit auf Mandoleh, einer zweiten Insel in der Ambasbay, die sich Ragocinsky als Aufenthaltsort gewählt hatte. Er hatte sich auf dem schroff aus dem Meere empor steigenden lieblich grün bewaldeten Eiland ein kleines Blechhaus eingerichtet.

Die Häuser sind von den Eingeborenen ohne die Subtilität und Sorgfalt gebaut, wie in Kamerun, obschon ihnen die Natur prächtiges Material an Stein und Holz bietet. Jedes Haus der Victorianer ist von einem freien Platze umgeben, der aber nicht als Garten bebaut wird; eine grüne Hecke oder auf einander gelegte Steine bis zu Mannshöhe zäunen den Komplex ein. Die Schwarzen in Victoria sind meist sogenannte Christen, die ihre Bildung in der Baptistenmission genossen haben. Indem sie Rechnen, Lesen, Schreiben lernten, halten sie sich für perfected (coloured) gentlemen, die, wenn man sie auf ihre Viertelbildung aufmerksam macht, uns Europäern höchstens die Concession machen, daß sie schwarz, wir aber weiß seien; darin beruhe der ganze Unterschied. Was ihnen von der christlichen Religion bequem ist, haben sie sich angepaßt. Der frühere Sklave fühlt sich frei, doch ist es eine Freiheit ohne Ordnung. Nach dem christlichen Grundsatz, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, fühlt sich der hiesige Afrikaner auf neutralem Boden gehoben, beansprucht Rechte, aber ohne Pflichten dafür zu erfüllen. So sehen wir das männliche Geschlecht in Hosen, nach Stutzermanier Pfeifen rauchen, palavriren und faullenzen, indessen die Weiber sich die verschiedensten Röcke über den Kopf anziehen, froh, nicht mehr wie ihre Genossinnen vom Berge mühsam arbeiten zu müssen, Lasten zu tragen oder das Opfer eines brutalen Ehemannes zu sein.

Die Bergstämme, da sie aus dem Walde (Kwiri = Busch) kommen, werden Bakwiri genannt; besonders an Markttagen, deren im Monat drei bis vier abgehalten werden, erscheinen sie zahlreich, um am Strande Yams, Plantanen, frische Oelkerne, Grundnüsse ꝛc. feil zu bieten. In Tragkörben, ähnlich unseren Kiepen, tragen sie die Landesprodukte die steilen, beschwerlichen Pfade herab zum Strande, wo in der Regel der Tauschhandel stattfindet. Große, aus rohem Bast geflochtene Hüte schützen sie hier gegen Regen oder Sonnenschein, denn mehr wie einen Meter beträgt oft der Durchmesser des sehr soliden Flechtwerkes. In direkten Verkehr mit der einzigen in Victoria vorhandenen deutschen Faktorei treten die Bergbewohner nicht, das ist das Monopol der Victoria=Neger, welche gar sehr auf ihren Vortheil bedacht sind. So waren zu unserer Zeit die Vornehmeren unter ihnen zusammengetreten, um als englische Untergebene von dem deutschen Agenten für die Einfuhr von Rum einen erheblichen Zoll — wenn ich mich recht erinnere, 25 Proc. — zu erheben, welchen sie unter sich zu theilen dachten. Der Deutsche nahm die Hilfe des englischen Konsuls in Anspruch und die Schwarzen beschieden sich, besonders da sie einsehen mußten, daß diese Steuer nicht ihnen, sondern der englischen Regierung zufallen mußte.

Alles in Bezug auf die Natur von Bimbia Gesagte trifft in großartigerem Maßstabe auf Victoria zu: Der Wechsel zwischen Berg und Thal ist schroffer und das Urwüchsige tritt noch lebhafter zu Tage. Das prachtvolle Grün der bis zum Meere herabreichenden Wälder, dessen Zweige in das Wasser tauchen, die dunkle Färbung der Klippen, die hochwogende blaue See, die ständig aufspritzende, weiß schimmernde Brandung zu Füßen eines Gebirges, dessen höchste Spitze in Afrika nur noch vom Kilimandscharo überragt wird, erfüllen gar mächtig die Seele des Reisenden und heben sie zu staunender Bewunderung empor.

In dieser Umgebung, wo das Klima weniger mörderisch zu sein scheint, Nahrungssorgen dem Europäer nicht drohen, kühles und klares Gebirgswasser im munteren Bach zu Thale kommt, dürfen wir hoffen, daß sich für die von Deutschland herausgeschickten Sendboten der Mission ein angenehmes und erfolgreiches Feld ihrer Thätigkeit entwickele.

Kürzere Mittheilungen.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge.

Von Dr. C. Mehlis.

III [1]).

Zu den oben geschilderten Anhaltspunkten für die ehemalige Vergletscherung des Hartgebirges kommen noch andere von nicht geringerer Beweiskraft. An den Hängen und auf der Diluvialebene des vorderen, östlichen Hartgebirges finden sich Quarzitblöcke, welche von einem Gesteine herrühren, welches in der Pfalz bekanntlich lagerhaft nicht vorkommt. Solche Blöcke fand der Verfasser auf der rechten Thalwand der Isenach, auf einem unmittelbar westlich der Limburg bei Dürkheim gelegenen Bergkegel, in einer Meereshöhe von ca. 250 m, etwa 120 m über dem Spiegel der Isenach. Dieser erratische Block ist walzenförmig, hat ca. 80 cm Länge und

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. L, S. 173 bis 174 und 317 bis 318.

ist auf den Längsseiten abgeschliffen, als ob er im Wasser gerollt worden wäre, sonst scharfkantig. Auf der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Ringmauer (299 m) und der Teufelstein (318 m) befinden, hat der Verfasser mehrfach prähistorische Mahlsteine, welche die Gestalt eines halben Sphäroides, also eines der Länge nach durchschnittenen Eies haben, aufgefunden. Dieselben bestehen in zwei Fällen gleichfalls aus dichtem, körnigem, weißgelbem Quarzit. Auf der Diluvialebene zwischen Kirchheim a. d. Eck und Klein-Karlbach fand der Verfasser einen weiteren Quarzitblock. Derselbe hat folgende Dimensionen: Länge 1,3 m, Breite 0,36 m, Höhe 0,50 m. Auf einer Längsseite ist dieser Sphäroid vollständig glatt abgerieben. Das Gestein entspricht in Struktur und Farbe den obigen Blöcken. Der Block liegt in einer Höhe von ca. 180 m über dem Meere.

Dieser Reihe von erratischen Quarzitblöcken schließen sich zwei von Dr. Leppla in seiner Schrift: „Die pfälzische Moorniederung und das Diluvium“ [1]) erwähnte, bei Grünstadt unmittelbar nördlich von Kirchheim und bei Lembach im Unterelsaß an. Limburg-Ringmauer, Kirchheim und Grünstadt besitzen die Analogie, daß sie Oertlichkeiten sind, welche auf alte Flußterrassen schließen lassen. Am deutlichsten tritt dies Verhältniß bei Limburg-Ringmauer hervor. Hier bilden die Höhen und Terrassen von 250 bis 300 m Seehöhe deutlich eine trompetenförmige Einbuchtung, über welche sich im Westen, Süden und Norden langgestreckte Kuppen von 400 bis 500 m Höhe erheben. Das zerklüftete Hochplateau, welches am südlichen Isenachufer niedriger erscheint, hat offenbar die Thätigkeit des Wassers oder Eises gebildet und so entstand diese oberste Flußterrasse der Isenach, welche sich später 120 bis 170 m tiefer ihr Bett eingegraben hat. Die Quarzitblöcke aber, welche auf diesem alten Hochufer lagern, kann nur die Ablagerung von Eismassen hingetragen haben und zwar von Westen her. Die Ränder des alten Tertiärmeeres spülten am Ostrande der Hart nur bis zu den von Dürkheim nördlich gelegenen, 150 bis 180 m hohen Kalkklippen des Michels-, Spiel- und Herrenberges [2]). Herein aber in das reine Buntsandsteingebiet erstrecken sich weder tertiäre Meeresletten, noch tertiäre Cerithien- und Litorinellenkalke. Auch von einer alten Tertiärbedeckung, wie sie z. B. Uhlig für Galizien annimmt, können diese Quarzite nicht herrühren; denn in Kirchheim und Grünstadt lagern sie auf den Tertiärschichten, ja bei Kirchheim a. d. Eck ist dieser Quarzitblock noch davon getrennt durch diluviale Kies- und Thonlager [3]). Der Kirchheimer Block beweist demnach zur Evidenz, daß diese erratischen Geschiebe mit den Erscheinungen des Tertiären nichts, wohl aber mit dem Ende des Diluviums zu thun haben. Da nun die vier Lokalitäten als alte Hochuferterrassen zu bezeichnen sind, so kann ihre Bildung gleichmäßig nur in die Eiszeit fallen und diese Blöcke sind als Geschiebereste aus der Zeit zu deuten, als entweder mächtige Ablationsgewässer an der Stelle der Isenach, des Leininger Baches und der Eis wirksam waren, oder als die Gletscherzungen bis an den Rand des jetzigen Hartgebirges herab reichten. Der Unterschied zwischen den vier Lokalitäten ist nur der: Bei den Limburg-Ringmauer-Blöcken ist dieser Zusammenhang aus dem ganzen geologischen Aufbau des Landschaftsbildes zu erschließen. Bei Kirchheim und wohl auch bei Grünstadt weist auf die Zeit der Ablagerung die Lage der Blöcke selbst hin. —

Woher aber gelangten diese Quarzitblöcke fremden Ursprunges hierher auf die 250 bis 300 m hohen Halden des Hartgebirges? — Nur von Westen her nach den obigen Ausführungen.

[1]) München 1886, aus den Verhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften, S. 178.

[2]) Vergl. Laubmann im XXV. bis XXVII. Jahresbericht der Pollichia, mit Karte, S. 84 bis 109.

[3]) Vergl. Laubmann's angeführte Karte.

Dr. Leppla hat nun in der oben erwähnten Schrift den Beweis geliefert, daß die Kaiserslauterner Senkung in diluvialer Zeit das Bett eines mächtigen Stromes bildete, dessen vom Hundsrück kommender Oberlauf wahrscheinlich von den Eismassen dieses Gebirges damals gespeist wurde [1]). Leppla nimmt demnach für den Hundsrück die Vergletscherung als höchst wahrscheinlich an. Leppla erwähnt aber ferner von dem Muschelkalkplateau der Südwestpfalz herrührende zahlreiche, mit dem Höhenlehm in Verbindung stehende Quarzitblöcke und quarzitische Konglomerate, deren Aussehen genau übereinstimmt mit den genannten erratischen Blöcken von der Vorderpfalz. Leppla kann ihr Vorkommen in der Westpfalz nicht erklären. Der Höhenlehm steigt an den Hochufern der Blies zwischen Blieskastel und Zweibrücken bis zu einer Höhe von 390 m hinauf; fast eben so hoch hinauf reichen die Quarzitblöcke bei Pirmasens und Rüschweiler, nämlich bis zu 375 m Seehöhe. Nun beträgt aber die Scheide zwischen West- und Ostpfalz im mittleren Hartgebirge in ihren Pässen bei Hochspeyer nur 305 m, über der Frankenstiege bei Frankenstein, wo der Speyerbach zunächst an die Isenach grenzt, nur 346 m, zwischen Alsenborn 210 m und Enkenbach 209 m einerseits und Ramsen im Eisthale 212 m steigt der Sattel am Stempelbrunnen nur bis zu einer Höhe von 310 m. Von der Isenach zum Leiningerbach geht ferner eine Thalverbindung durch das Wolfersthal und Hollerthal und ebenso zwischen Kieskautberg und Leuchtenberg hindurch, welche nicht höher als bis zu 320 m ansteigt; auch vom Eisthale zum Leiningerbach reichen über den Lauberhof Trancheen von höchstens 350 m Seehöhe. Daraus geht zur Evidenz hervor, daß irgend eine tragende Kraft diese Quarzitblöcke von dem 370 bis 390 m hohen Muschelkalkplateau der Westpfalz oder vom Oberlaufe des alten Bliesstromes durch die Kaiserslauterner Senke und über die 300 bis 350 m hohen Pässe zwischen West- und Osthart getragen haben muß hinab in die Thalungen des Speyerbaches, der Isenach, der Eis und des Leiningerbaches, an deren alten Ausgangsstellen aus dem Gebirge und zwar auf den früheren Hochgestaden genannter Gewässer sich diese räthselhaften Quarzitblöcke vorfinden. Diese Kraft mußte diese Rollsteine aus Quarzit ebenso gut nach Süden ins Bliesthal bei Blieskastel und nach Südosten bis Pirmasens, wie nach Osten nach Dürkheim, Kirchheim, Grünstadt und im Südosten nach Lembach getragen haben. Diese Kraft muß ferner das Vermögen in sich gehabt haben, von der Kaiserslauterner Mulde aus, welche im Durchschnitte 240 m Seehöhe hat [2]), die Blöcke aus Quarzit über die Pässe und Sättel des Hartgebirges, welche eine Höhe von 300 bis 350 m Seehöhe haben, hinüber an den Ostrand des Hartgebirges zu transportiren. Selbst wenn wir starke Stauungen des alten Seebeckens, welches zwischen Homburg und Kaiserslautern liegt, annehmen, so ist doch der Transport solcher viele Centner schwerer Blöcke auf dem bloßen Wasserwege unmöglich. Einen solchen Transport kann nur das Eis zu Wege gebracht haben! Bedenkt man, daß die Niveauverhältnisse der Thalungen damals andere waren, daß Speyerbach, Isenach um 100 bis 120 m höhere Flußbetten haben mußten, daß auch die Kaiserslauterner Senke ein damals höheres von Eis und Wasser später ausgespültes Bett besaß, so gewinnt dieser Bezugsweg an Wahrscheinlichkeit. Bekannt ist ja ferner, daß die Eismassen an Hindernissen emporsteigen und Kessel bis zum Ueberfließen ausfüllen [3]).

Und wo lag die treibende Kraft für solche Eisströme, welche vom Westen der Pfalz diese Blöcke bis an den Ostrand des Hartgebirges einst fortbewegten? Dr. Leppla selbst giebt die Antwort darauf: Er sieht sie (S. 165 und 180 bis 181) in gewaltigen Wassermassen, welche von dem damals vergletscherten Hunsrück hernieder kamen und als Strom von

[1]) Vergl. Leppla a. a. O., S. 165, ferner 176 bis 181.

[2]) Vergl. Leppla, S. 139.

[3]) Vergl. Heim: „Handbuch der Gletscherkunde“, S. 189.

mehreren Kilometern Breite längs der Thalung der oberen Blies in den Buntsandstein bei Wellesweiler eintraten. — Die Linie der größten Flußgeschwindigkeit war zuerst nach OSO, dann nach O gerichtet. Waren aber Vogesen, Schwarzwald und Hunsrück damals vergletschert, so steht nichts im Wege, diese Vergletscherung auch auf die innere Hart auszudehnen und anstatt eines Wasserstromes einen tragenden Gletscherstrom anzunehmen — wenigstens für den Anfang dieser Periode — welcher mit einem ausgedehnten Inlandeis in Verbindung stand. Dieser Eisstrom bewegte dann sowohl in der Linie Neunkirchen—Zweibrücken—Pirmasenz seine Schotter-, Kies- und Lehmmassen, wie in der zweiten Neunkirchen—Homburg—Kaiserslautern, und zwar je nach der Stärke seiner Eismassen und nach dem durch Bergplateaus verminderten Widerstande. In ersterer Linie finden wir den Höhenlehm und in ihm abgelagerte Quarzite als Reste des Gletscherniederschlages, in zweiter Linie die Quarzite vom vorderen Hartgebirge und die theilweise denudirten Lößmassen am Rande der Ostwand, welche den Lößbildungen östlich des Lauterthales sowie im oberen Alsenz- und Speyerthale entsprechen [vergl. Leppla, S. 162 bis 163[1])]. Durch solche Annahme wird auch das Vorkommen von erratischen Quarzitblöcken bei Lembach im Sauerbache, an der Südgrenze der Pfalz, erklärlich. Ein sekundärer Gletscherstrom transportirte ohne wesentliche Hindernisse Geschiebe, worunter auch Quarzitblöcke, von der Pirmasenzer Höhe zwischen „Erlenkopf" und „Rad" hindurch in die oberen Trancheen des Sauerbaches und nach Lembach. — Das Gestein aber selbst? Es stammt offenbar vom Hunsrück her und zwar nach Struktur und Aussehen von den südöstlichen Hängen des Hochwaldes bei Birkenfeld und Otzenhausen, welche 700 bis 800 m und darüber ansteigen. Wenn nach Grebe[1]) solche Quarzitknollen auch im Höhenlehm im Trierschen Gebiete lagern, so beweist dies, daß der Hunsrück auch nach Nordwesten seine Gletscherzungen in der Diluvialzeit ausgesandt hat. — Des Hunsrücks Quarzite und die Quarzitblöcke am Rande des Hartgebirges stehen demnach mit einander in ursächlichem Zusammenhange, der bedingt ist durch die Erscheinungen der ersten allgemeinen Glacialzeit während des Diluviums[2]). Eine andere Erklärung, welche die gegebenen geologischen Faktoren in logischer Reihe zusammenbringt, wird wohl kaum möglich sein.

[1]) Darüber ausführlicher in einem vierten Artikel.

[1]) Vergl. Leppla a. a. O., S. 178, Anm. 3.
[2]) Vergl. Partsch: „Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen ꝛc.", S. 161 bis 163.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 2. Mai starb in Bern in seinem 93. Lebensjahre der bekannte Professor der Geologie Bernhard Studer, geboren 21. August 1794 zu Büren im Kanton Bern. Er war zuerst Gymnasiallehrer in Bern, dann studirte er in Göttingen und Paris und wurde 1825 Professor. Seine Arbeiten galten fast ausschließlich den Schweizer Alpen; wir nennen von denselben „Geologie der westlichen Schweizeralpen" (Bern 1834); „Die Gebirgsmasse von Davos" (Bern 1837); „Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie" (Bern 1844 bis 1847, 2 Bände); „Geologie der Schweiz" (Bern 1851 bis 1853, 2 Bände); „Geschichte der physikalischen Geographie der Schweiz" (Zürich 1863); „Ueber den Ursprung der Schweizer Seen" (Genf 1864); „Zur Geologie der Berner Alpen" (Stuttgart 1866) und die in Gemeinschaft mit Escher von der Linth bearbeitete „Carte géologique de la Suisse" (4 Blätter, Winterthur 1853, 2. Auflage 1870).

— K. D. Nossilow, welcher früher drei Jahre lang für Herrn Sibiriakow den nördlichen Ural behufs Auffindung eines leichten Verbindungsweges zwischen Petschora und Ob bereist hat, hat sich nach Nowaja Zemlja begeben, um dort geographische, hydrographische und meteorologische Forschungen zu machen. Auch will er Thiere und Pflanzen sammeln und an den dort wohnenden Samojeden anthropologische und ethnographische Beobachtungen anstellen.

— Karl Penka: Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker. (Wien und Teschen 1886. 8°. 182 S.) — Der Verfasser bringt eine ganze Anzahl neuer Gründe für seine Hypothese, daß die Arier aus Skandinavien stammen, und daß die blonden Dolichocephalen des Nordens die einzigen sind, welche den arischen Typus rein bewahrt haben. Sowohl die prähistorischen Bewohner Skandinaviens wie die Mitteleuropas sind ihm echte Arier, allerdings schon damals gemengt mit braunen Brachycephalen, welche die arische Sprache angenommen haben und im Süden nach und nach zum Uebergewicht gelangt sind. Penka sucht nachzuweisen, daß der Kulturzustand der mitteleuropäischen neolithischen Menschen ganz dem Bilde entspricht, welches uns das Studium der den arischen Sprachen gemeinsamen Ausdrücke entrollt, und daß die allen diesen Sprachen gemeinsamen Namen für Thiere und Pflanzen ausschließlich solche Arten betreffen, die in Skandinavien vorkommen. Letzterer Beweis läßt allerdings vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus etwas zu wünschen übrig; auch darf man nicht außer Acht lassen, daß nichts sich so leicht überträgt, wie Thier- und Pflanzennamen auf einigermaßen ähnliche Formen in anderen Ländern; daß Buche, Lachs und Aal in einigen arischen Sprachen verwandte Namen haben, kann kaum als Beweis dafür gelten, daß die Arier aus dem Gebiete stammen, in welchem Buche, Lachs und Aal heute vorkommen. Wohl aber verdient die Schlußfolgerung Beachtung, daß, wenn die neolithischen Mitteleuropäer Arier sind, auch die paläolithischen schon zu diesen zu rechnen sind und wir somit Arier in Mittel- und Nordeuropa auf einer viel niedrigeren Kulturstufe finden, als sie bei ihrem angeblichen Aufbruch aus ihren Ursitzen besessen haben müssen. Das einzige Gebiet aber, in welchem die sonst überall scharf geschiedenen beiden Epochen der Steinzeit allmählich in einander übergehen, ist Dänemark. Hier liegt der Kernpunkt der Ausführungen des Verfassers. Wenn wir ihm zugeben, daß die blonden Dolichocephalen allein typische Arier sind, und daß die Dolichocephalen von Cannstatt und Engis zu ihnen und nicht zu den Iberern gehören, kann von einer Einwanderung der Arier aus Centralasien keine Rede mehr sein. — Dem Einwurf, daß Skandinavien nicht Menschen genug für die arischen Wanderungen hätte liefern können, begegnet Penka in schlagender Weise durch die Auswanderungsziffern der neuesten Zeit; Norwegen allein hat von 1836 bis 1875, also in 40 Jahren, über 150 000 Auswanderer geliefert und dabei doch noch seine Bevölkerung um zwei Drittel wachsen sehen; es kann also früher, wo der ganze Ueberschuß aus Mangel an Subsistenzmitteln auswandern mußte, recht gut in jeder Generation einen ganzen Stamm ausgesandt haben. Die Stammessagen der Gothen, Gepiden, Heruler, Skiren, Rugen, der Jutten oder Juthungen, der Longobarden und vieler anderer deut-

scher Stämme, die alle auf den Norden als ihre Heimath hinweisen, sind somit wahrscheinlich besser begründet, als die Geschichtsschreiber gewöhnlich annehmen.

Asien.

— Vom Kaspischen Meere kommen Klagen aus Uzun-ada (s. oben S. 306), dem westlichen Endpunkte der transkaspischen Eisenbahn, daß es an Schiffen fehlt, um die dort aus Buchara und Merw angelangten Waaren, darunter etwa 100 000 Pud für die Messe in Nischni-Nowgorod bestimmter Baumwolle, nach Europa und Kaukasien weiter zu befördern. Man scheint zu fürchten, daß die mangelhaften Einrichtungen der kaspischen Schiffahrtsgesellschaften auch die Leistungsfähigkeit der transkaspischen Eisenbahn in Mißcredit bringen könnten.

— Grum-Grshimailo hat in Gesellschaft seines Bruders, der Gardeartillerieofficier ist, des Ingenieurs Spaßki und von sechs Kosaken eine neue Forschungsreise nach dem Hochlande Pamir angetreten, welches er von Ferghana aus über Alai erreichen will.

— Die von Seite der Regierung von Indien unter der Leitung von H. H. Risley in Angriff genommene anthropologisch-ethnographische Untersuchung der dortigen einheimischen Bevölkerung wird gegenwärtig in Bengalen, den Nordwestprovinzen und Oudh durchgeführt und soll später auf die Centralprovinzen und das Pandschab ausgedehnt werden. Schon aus den bisher vorgenommenen Messungen ergiebt sich, daß die vorarische Urbevölkerung Indiens keineswegs, wie man bisher vielfach angenommen, brachycephal war und in keinem Zusammenhange stand mit den Rassen, die gegenwärtig an der Nordostgrenze des Landes gefunden werden. In Betreff der niederen Kasten und Stämme des westlichen Bengalens haben die von Risley vorgenommenen Messungen zu folgenden Hauptergebnissen geführt: a) Dieselben sind sehr dunkel; b) dieselben sind mesocephal; es kommen aber auch gelegentlich Fälle von Dolichocephalie, doch nie einer von Brachycephalie vor; c) durch ihren Nasal-Index nähern sie sich der negritischen Rasse. Die Ansicht von dem nordöstlichen Ursprunge der Kolhstämme erscheint auf Grund dieser Ergebnisse als nicht weiter haltbar.

K. P.

— In einer der letzten Sitzungen der k. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg hielt der russische Konsul Balkaschin einen Vortrag über das westliche China, und zwar speciell über die Provinz Tarbagatai, welche er von seinem Konsularsitze in Tschugutschak während einer Zeit von fünf Jahren zu erforschen vielfach Gelegenheit hatte. Die Provinz, welche theils von dem Bezirke Semipalatinsk, theils vom Bezirke Tiën-schan begrenzt wird, ist noch sehr wenig bekannt. Das Klima ist sehr trocken; große Kälte und Schneestürme sind sehr häufig, ebenso wie große Hitze, über 40° R. im Sommer. Fieber und Pocken wüthen alljährlich. Einige Gegenden der Provinz sind sehr geeignet zur Viehzucht. Hier und da sind interessante Alterthümer vorhanden, so z. B. eine alte Befestigung aus der Zeit Tschengis-Chan's. Nachgrabungen sind bisher aber noch nicht gemacht worden. Der wichtigste Ort ist Tschugutschak; hier endigt die sogenannte Bogdychen-Straße, welche sich bis zur Großen Mauer hinzieht. Tschugutschak wurde im vorigen Jahrhundert gegründet; in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts hatte es mehr als 20 000 Einwohner; im Jahre 1864 aber wurde es zerstört und allmählich erst durch Sarten und Tataren wieder aufgebaut. Die Häuser und Kasernen für das chinesische Militär sind aus ungebrannten Ziegelsteinen erbaut; in der Nähe der Stadt befindet sich eine der chinesischen Krone gehörige Fabrik, welche ausgezeichnete Ziegel herstellt. Die russischen Unterthanen haben ihren eigenen Stadttheil. Man rechnet jetzt nur 4500 Einwohner, darunter 1000 Russen. Russische Waaren, namentlich allerlei Zeuge und Stoffe aus Moskau, werden viel eingeführt und sind sehr gesucht, weil sie billiger sind als die chinesischen. Der Werth der in einem Jahre eingeführten Waaren beträgt mehr als eine Million Rubel (ca. zwei Millionen Mark). Die Tataren und Sarten haben die Neigung, sich mit Gartenbau, Gemüsezucht und Ackerbau zu beschäftigen. Die Bevölkerung des ganzen Bezirks Tarbagatai beträgt etwa 64 000 Seelen; davon leben 5000 Kibitken (etwa 25 000 Menschen) nahe der Stadt Tschugutschak. Des Volkes Religion ist der Buddhismus. Außer chinesischen Silberbarren ist russisches Papiergeld im Verkehre. In den Februar fallen große Feiertage, welche durch Theatervorstellungen gefeiert werden.

(„Nowoje Wrjemä" 1887, Nr. 3952.)

Afrika.

— Dr. K. W. Schmidt, welcher im Oktober 1885 sich behufs geologischer Forschungen nach Deutsch-Ostafrika begeben hatte, ist kürzlich mit werthvollen mineralogischen Sammlungen nach Berlin zurückgekehrt. Nach Fertigstellung seines Berichts gedenkt er nach Afrika zurückzukehren.

— Wie mit anderen Mächten in anderen Theilen Afrikas, so hat Großbritannien jetzt auch mit Frankreich über die Abgrenzung der beiderseitigen Besitzungen und Machtsphären am Meerbusen von Aden sich verständigt. Die Grenze zwischen beiden Mächten soll das Vorgebirge Dschebuti, der südöstliche Abschluß des Golfs von Tadschura, sein; westlich von demselben ist französisches, östlich englisches Gebiet. Danach fällt das streitig gewesene Dungareta an England, welches andererseits die bisher inne gehabten Muschah-Inseln an Frankreich abtritt.

— Am 8. Mai hat der Dampfer „Vlanderen" von der Linie Walford u. Co. mit der größten belgischen Expedition, welche bisher nach dem Congostaate abgesandt worden ist, Antwerpen verlassen. Sie besteht aus etwa 50 Belgiern, meist Ingenieuren und Eisenbahnarbeitern, welche die Vorstudien und Vorarbeiten für die geplante Eisenbahn längs der unteren Congo-Fälle ausführen sollen.

— Die in Liverpool ansässigen British and African Steam Navigation Co. und African Steam Ship Co. werden vom 25. Mai ab alle Monate zweimal einen Dampfer von Antwerpen direkt nach dem Congo und der afrikanischen Südwestküste laufen lassen. Es ist das die zweite von Antwerpen ausgehende Linie nach dem Congo, welche das Bestreben der Engländer deutlich erkennen läßt, den afrikanischen Handel durchaus in der Hand zu behalten. Belgien kann sich das schon gefallen lassen.

Polargebiete.

— Hr. A. Gamel in Kopenhagen, welcher 1882 die Dijmphna-Expedition ausrüstete, soll damit umgehen, im kommenden Sommer eine Expedition unter Lieutenant Hovgaard nach der Nordostküste von Grönland auszusenden. Man hofft, daß dieselbe eine höhere Breite als Lieutenant Holm im Jahre 1884 erreichen und den Sund entdecken wird, welcher nach Angabe der Ostgrönländer etwa unter 78° nördl. Br. von der Ost- zur Westküste Grönlands sich erstrecken soll.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Eine Reise nach Merw.

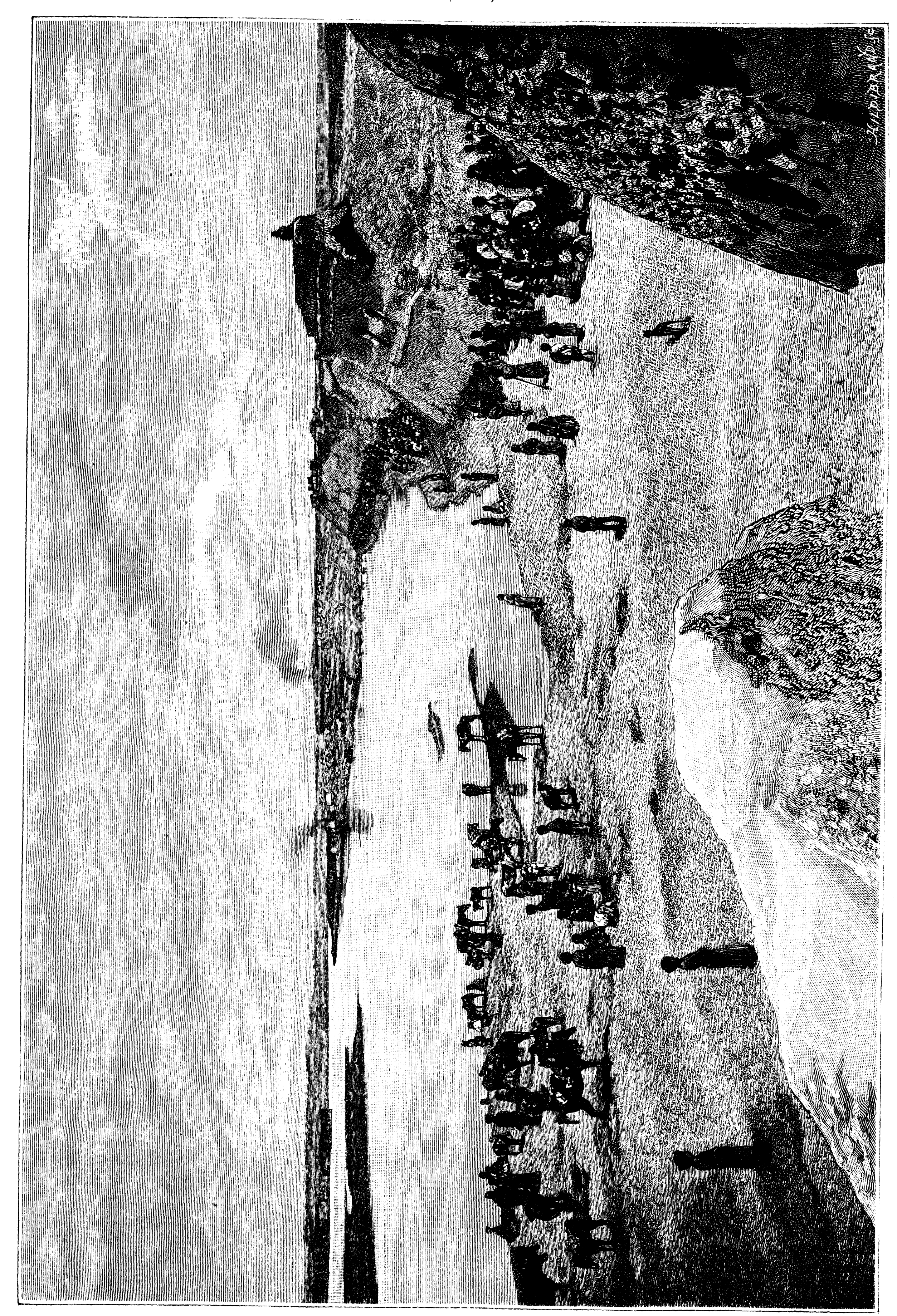
(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

IV.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Immer dem rechten Ufer des Murghab folgend, am Fuße der Erdwälle der turkmenischen Festung entlang, welche wenigstens ebenso groß ist, als diejenige von Gök-tepe, gelangte Boulangier zu einer ziemlich ansehnlichen Anzahl von Zelten, einer wahren Teke-Stadt, welche neben der, zu einem großen Theile von bucharischen Juden erbauten und bewohnten Kaufmannsstadt sich erhebt. Gern hätte er diese günstige Gelegenheit benutzt, um einmal eine Kibitka eingehend zu besichtigen, die Teppiche und Tapeten, ihren einzigen Schmuck, zu bewundern und turkmenische Frauen, welche in den Straßen Merws nur durch ihre gänzliche Abwesenheit auffallen, kennen zu lernen. Aber wilde Hunde, welche das Lager umschwärmten, nöthigten ihn, sich in achtungsvoller Entfernung zu halten; es sind mittelgroße, langhaarige Thiere, anscheinend von derselben Rasse wie die kaukasischen, die nur ihre turkmenischen Herren kennen und jeden Europäer, der sich zu nähern wagt, wüthend anfallen. Soll es doch auf der Straße von Wladikawkas nach Tiflis vorgekommen sein, daß ein russischer General seinen Wagen verließ, um allein und unbewaffnet ein Stück Weges zu Fuß zurückzulegen, und dabei von einer Schaar Hunde zerrissen wurde.

Der Reisende kehrte also in die Stadt zurück, um Kaufläden zu besichtigen — doch ist dies Wort vielleicht zu anspruchsvoll, denn es handelt sich nur um Kramläden, orientalische Buden, wie man sie in den maurischen Vierteln algerischer Städte trifft. Es sind aus Ziegelsteinen aufgeführte Hütten, welche nur aus einem Erdgeschosse bestehen, welches außer dem Laden nur noch einen Raum hinter demselben enthält. Ein einfaches flaches Dach bedeckt die Behausung, welche später vielleicht noch um ein weiteres Stockwerk erhöht wird. Da der Grund und Boden nichts kostet, so wird so rasch und so billig wie möglich gebaut. Die Händler sind zum größten Theile bucharische Juden und Perser. Unter den Landeserzeugnissen, welche sie feilhalten, sind besonders die Teppiche der Teke zu nennen, die sich durch feines Gewebe, sehr sorgfältige Zeichnung und dauerhafte Farben auszeichnen; sie sind Werke der Frauen, namentlich der alten, sind aber seit der Ankunft der Russen sehr selten geworden. In diesen Buden kann man wohl auch einige alte Vertreterinnen des schönen Geschlechtes zu sehen bekommen; sie verhüllen ihr Gesicht nicht, denn die Bewohner der Turkmenen-Steppen sind zwar sunnitische Mohammedaner, aber besitzen nicht den geringsten Fanatismus. Ist man mit einem Chane der Umgegend bekannt oder befreundet, so gestattet er es wohl, daß man junge Mädchen reiner Abstammung in ihrem gewöhnlichen Anzuge, einem langen seidenen Hemde, bewundern kann, oder selbst in ihrem Feiertagsschmucke, der aus einer Schärpe von gelber oder rother Seide, weichen Stiefeln, Armbändern, Halsbändern, Ohrringen, tscherkessischen Patronenbehältern auf der Brust und dem gewaltigen Kopfputze



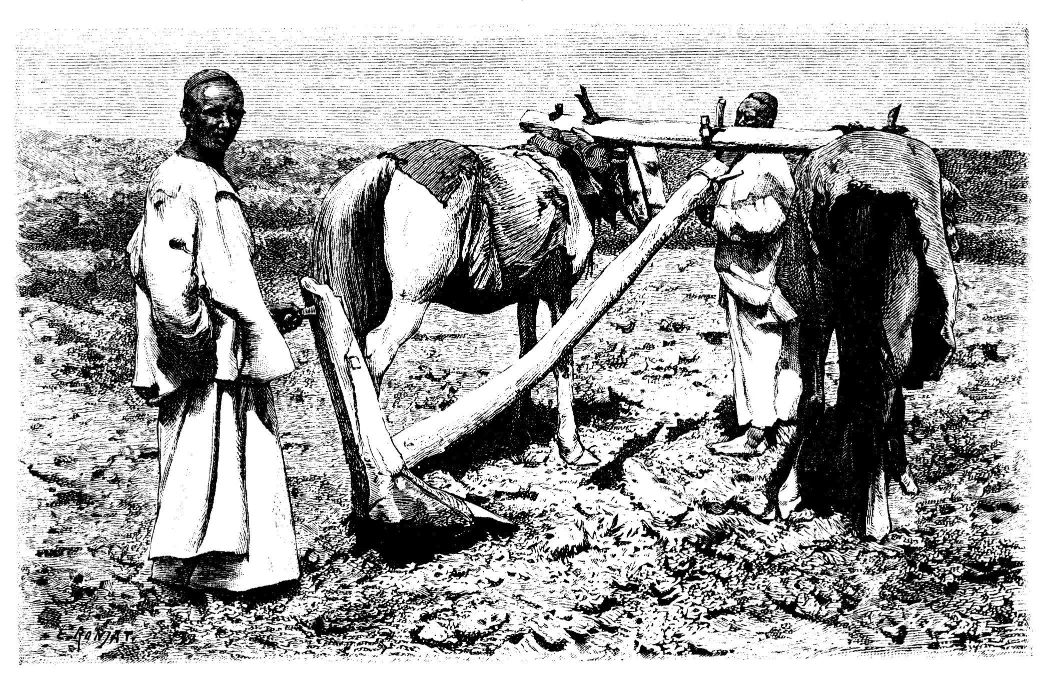
Mauern der Festung von Merw.

besteht. Von letzterem schreibt Elisée Reclus: „Münzen, farbige Steine, echte oder unechte, Verzierungen von Gold und Silber hängen an ihrem Kopfschmucke, der mitunter so groß ist, daß das davon eingefaßte Gesichtchen einem Heiligenbilde in seiner Kapelle gleicht.“

Dem Kaufmannsstande ziehen die Teke den Ackerbau vor und seit Ankunft der Russen betheiligen sie sich auch lebhaft an dem Bau der Eisenbahn. Dabei haben sie sich als vorzügliche, sehr fleißige und sehr gewissenhafte Arbeiter gezeigt, so daß General Annenkow ihrer bis zu 22 000 auf einmal bei den Erdarbeiten verwendet hat. Diese Ziffer giebt auch eine Idee von der Rührigkeit, welche die Russen entfaltet haben. Für einen anscheinend ziemlich kargen Lohn, monatlich 18 bis 20 Rubel (36 Mark), haben die Teke mehr geleistet, als die besten persischen Erdarbeiter; selbst fünfzehnjährige Kinder wurden wie Erwachsene angenommen und mit demselben Lohn bezahlt, leisteten aber auch dasselbe, wie jene.

Am 7. September Morgens 8 Uhr bestieg der Reisende den zur Abfahrt bereit stehenden Zug des Generals Annenkow, und zwar, da die Sonne heißer herabbrannte, als am Tage vorher, den hinten befindlichen offenen Wagen. Soldaten und Civilarbeiter waren schon längst an der Arbeit; sobald der General bei einer Gruppe Soldaten vorbeifuhr, rief er ihnen mit lauter Stimme ein „Guten Tag, meine Kinder!“ zu, und jene ließen ihre Arbeit liegen, richteten sich militärisch auf, die kleinen Finger an der Hosennaht, und schrien im Chor: „Wir wünschen Eurer Excellenz gute Gesundheit!“ Auf den Reisenden machten diese familiären Begrüßungen, die zugleich von straffer Disciplin Zeugniß ablegten, einen gewaltigen Eindruck.

Die Schienen, auf welchen der Zug dahin rollte, waren erst in den letzten Tagen gelegt worden, nämlich seit der Wiederaufnahme der Arbeiten, welche durch die große Hitze eine Unterbrechung erfahren hatten. Trotzdem fuhr die Lokomotive mit einer Schnelligkeit von 20 km in der Stunde,



Pflügende Tekes.

nur die großen Arbeitszüge, welche bis 50 Waggons umfassen, fahren nicht schneller als 15 km.

Nachdem die alte turkmenische Citadelle, in welcher sich kein einziges Filzzelt mehr befand, passirt ist, wendet sich die Bahn nach Nordosten und durchschneidet einen zwar bewässerten, aber wenig bewohnten Theil der Oase. Einige Kilometer hinter Merw kommt man über einen ziemlich ansehnlichen Arm des Murghab, der gerade in Folge seiner vielfachen Zertheilung und Verästelung nicht viel weiter nördlich in dem Sande der Wüste Kara-kum sein Ende erreicht. Die über jenen Arm führende eiserne Brücke näherte sich damals schon ihrer Vollendung; der General prüfte sogleich ihre Leistungsfähigkeit, indem er den Zug mit der doppelten Geschwindigkeit darüber fahren ließ, eine Probe, welche sie zur Zufriedenheit bestand.

Zwei Stunden nach der Abfahrt erreichte man den berühmten „Lege-Zug“, welcher bis 1500 Mann in sich aufnehmen kann und täglich ein Stück weiter nach Osten vorrückt. Boulangier zählte im Ganzen 34 Wagen, nämlich vier mit je zwei Stockwerken, unten für die Officiere, darüber für deren Burschen, einen, wo die Officiere speisen, einen als Officiersküche, drei Küchenwagen für die Soldaten, einen als Lazareth, einen für den Telegraphen, einen als Schmiede, einen für den Proviant, einen Reservewagen für Bolzen und andere Gegenstände, so viel man bei der Schienenlegung für eine Strecke von 2 km Länge braucht, und 20 zweistöckige Wagen für die getrennt von einander untergebrachten 600 russischen Soldaten und 300 einheimischen Erdarbeiter. Ein russischer Wagen ist 7 m lang, 3 m breit und bietet in jedem Stockwerke Raum für 25 Mann, welche auf über einander befindlichen Pritschen zu liegen kommen. Ehe der Bahnhof Merw eingeweiht war, bestand der Zug aus 45 Wagen und beherbergte 1500 Soldaten und Arbeiter, weil man damals Gründe hatte, sich zu beeilen, die jetzt in Wegfall gekommen sind. Oestlich von Merw verliert die transkaspische Bahn nämlich einen großen Theil ihrer strategischen Wichtigkeit; ihr hauptsächlichster und unmittelbarer Zweck war, die Pacification der turkmenischen Oasen sicherzustellen — und der war am 14. Juli 1886 erreicht.

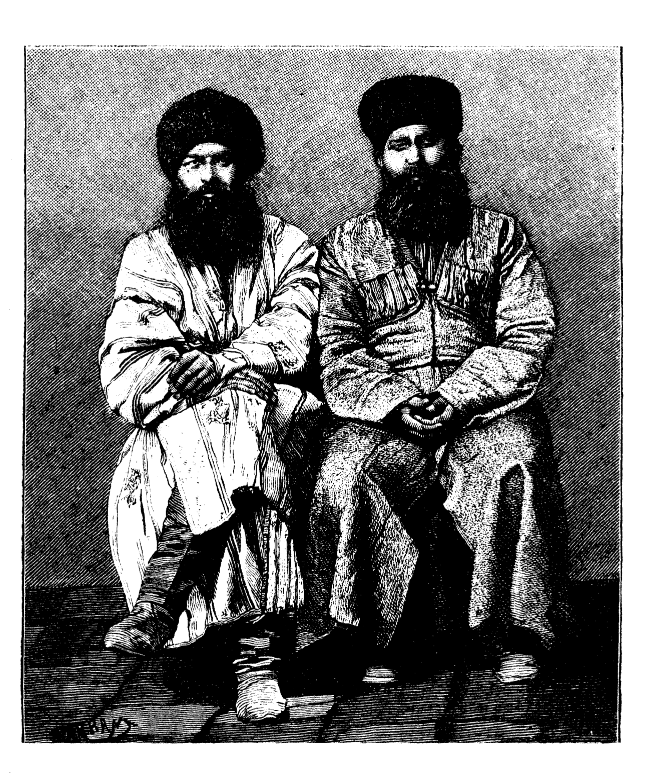
Um 10 Uhr Morgens stieg der General und seine Begleitung zu Pferde, um die Inspection zu beginnen. Längs des Legezuges waren trotz der vorgerückten Stunde noch

zahlreiche Soldaten gelagert, die einen sich ausruhend, andere Thee kochend. Die auffällige Erscheinung so vieler Müßiggänger war rasch erklärt. Um in einem ermattenden Klima eine Monate lang fortgesetzte Arbeitsleistung zu erzielen, muß man nothgedrungen die Kräfte der Arbeiter schonen; deshalb sind die Soldaten in zwei gleich starke Brigaden getheilt, deren jede täglich nur sechs Stunden arbeitet, die eine von 6 Uhr Morgens bis Mittag, die andere von da an bis zum Abend. Zwei Eisenbahnbataillone, die sog. transkaspischen, sind mit der Erbauung und dem Betriebe der Linie betraut. Das erste, welches ursprünglich das erste Reservebataillon des russischen Heeres war, hat 1880 die Linie bis Kyzyl-Arwat gebaut und versieht jetzt den Betrieb und den Telegraphendienst, während das zweite ausschließlich das Legen der Schienen, den Bau des Telegraphen und alle sonstigen Arbeiten, welche man den Eingeborenen nicht anvertrauen kann, besorgt. Dasselbe ist von ganz jungem Ursprunge und wurde in den 20 Tagen vom 10./22. Mai bis zum 1./13. Juni 1885 unter den besonders dazu geeigneten Soldaten des stehenden Heeres rekrutirt. Seitdem dann die Schienen bis Merw gelegt sind, wird ein Theil des zweiten Bataillons gleichfalls zum Betriebe verwendet und nur noch 600 Mann zum Schienenlegen

Alle Erd- und Mauerarbeiten werden von Eingeborenen unter Leitung von Ingenieuren ausgeführt, so daß die mit Blusen und weißen Mützen bekleideten Soldaten, welche unter Aufsicht ihrer zu Pferde daneben haltenden Officiere so schnell mit den Schienen hantiren, weder Hacke noch Schaufel zu berühren brauchen; den Bahnkörper finden sie fertig vor. Diese vollständig durchgeführte Arbeitstheilung verhindert jede Reibung zwischen Militär und Civil. Sobald die Pläne von den Ingenieuren ausgearbeitet und vom General gebilligt worden sind, so führt eine oft ziemlich



Altes Teke-Weib.



Turkmenen im russischen Dienste.

starke Abtheilung von Turkmenen die Erdarbeiten aus; Hauptsache ist dabei, daß sie stets einen Vorsprung vor dem die Schienen legenden Bataillon hat. Diesem sind einheimische Arbeiter beigegeben, welche den russischen Soldaten jede unnütze Arbeit ersparen. Sobald die Schienen gelegt sind, machen sich andere Ingenieure daran, nachzubessern und die Arbeit zu vollenden; auch haben sie für die Instandhaltung zu sorgen. Daß bei dem raschen Vorgehen nicht sofort Alles im besten Zustande sich befindet, ist wohl erklärlich; immerhin war bis dahin noch kein Unfall vorgekommen.

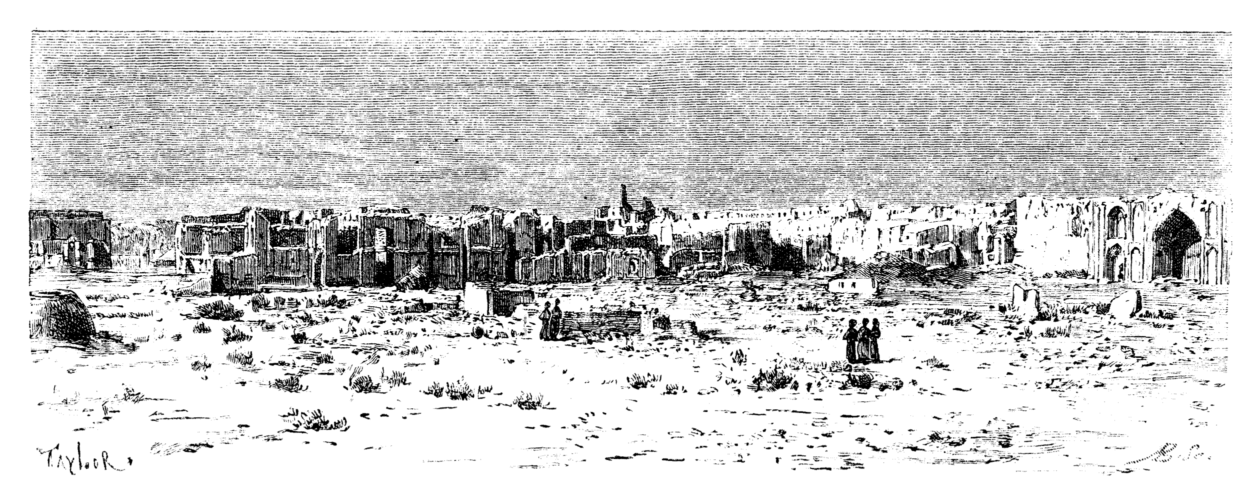
Vorn, am äußersten Ende des Geleises, schieben Turkmenen unter Aufsicht eines Soldaten auf den eben gelegten Schienen ein leichtes Wägelchen vorwärts, auf welches 12 bis 20 Schienen geladen sind. Am Ende der letzten Schiene stehen vier Soldaten, zwei auf jeder Seite, bereit, packen mit Zangen zwei Schienen und legen sie auf den Bahndamm, worauf sie andere Soldaten in die richtige Lage bringen und mit je drei Hammerschlägen festnageln; dann wird das Wägelchen von seinen Leuten, die der Bedienungsmannschaft eines Geschützes zu vergleichen sind, um 7 m vorgeschoben, zwei neue Schienen abgeladen, und gleich darauf hat die Bahn einen weiteren Fortschritt von 7 m gegen Osten gemacht. Diese Arbeit geht mit fast mathematischer Genauigkeit vor sich.

Das für zwei Werst nöthige Material an Schienen und Schwellen wird zweimal alle 24 Stunden durch einen langen Zug von 45 bis 50 Wagen herangeschafft, Nachts für die erste Brigade, Morgens für die zweite. Bis Mittag sind, wenn nicht ungewöhnliche Schwierigkeiten vorliegen, zwei Kilometer fertig; dann rückt der Lege-Zug um diese Strecke vor und bringt den Soldaten ihr Mittagessen, und gleichzeitig macht sich die zweite Brigade an die Arbeit und stellt bis zum Abend auch seine zwei Kilometer fertig. Auf solche Weise ist das für unüberwindlich gehaltene Hinderniß der Turkmenen-Wüste bewältigt worden. Und das trotz

der zahlreichen mohammedanischen Festtage, an welchen die Tekes, so wenig fanatisch sie auch sonst sind, doch gern einmal der Ruhe pflegen, so daß sie die Arbeit mitunter im Stiche ließen, wenn man sie am nöthigsten brauchte, und trotzdem daß die Stürme des Kaspischen Meeres und das Zufrieren des Astrachaner Hafens oft die Heranschaffung des Materials verzögern. Von Anfang an war nämlich für große Reservelager gesorgt worden, zu denen man in solchen Fällen seine Zuflucht nimmt, und die dann, sobald es angeht, wieder ergänzt werden. Wenn schon der Europäer über diese Leistung erstaunt, so ist der Teke darüber geradezu verdutzt; der Bau der Eisenbahn hat ihn, mehr als alles andere, von der Macht der Russen und der Nutzlosigkeit jeden Widerstandes gegen dieselben überzeugt.

Das Frühstück nahm General Annenkow mit seinen Gästen auf dem offenen Wagen ein, von wo man einen Ueberblick über die ausgedehnte Ruinenstätte Baïram-Ali hatte; dort erhob sich auf einer höher gelegenen und den Ueberschwemmungen des Murghab weniger ausgesetzten Stelle Alt-Merw. Zu beiden Seiten der Eisenbahn ziehen sich in dieser, jetzt fast unbewohnten Gegend drei bis vier Kilometer weit die Reste von Mauern, viereckigen Thürmen, Befestigungen &c. hin und gewähren einen fesselnden Anblick; besonders ruht das Auge auf der Kuppel eines Bauwerkes, eines Grabes, welche derjenigen des Pantheon kaum an Größe nachzustehen scheint. Die Einheimischen wissen von zwei uralten Städten zu erzählen, deren Reste sie auch zeigen und deren Erbauung sie Zoroaster und Alexander dem Großen zuschreiben; sie nennen sie Giaur-Kala (Festung der Ungläubigen) und Iskander-Kala (Festung Alexander's). Nun ist es zwar sicher, daß Merw oder, wie es vor 3000 Jahren hieß, Môuru, im Vendidad genannt wird, und daß Alexander die Stadt berührt hat, aber ob die alle Zeit rege orientalische Phantasie mit den Städtegründungen Recht hat, ist fraglich. Die Russen werden es wohl später nicht an Nachgrabungen fehlen lassen, welche mehr Licht in die älteste Geschichte der Gegend bringen werden.

Besser bezeugt ist die Existenz von Sultan-Sandschar-Kala, der Stadt des Sultans Sandschar, der vor etwa acht Jahrhunderten als Statthalter des Chalifen von Baghdad hier lebte und so viel that, um die Gewässer des Murghab zur Förderung des Ackerbaues auszunutzen. Den Todes-

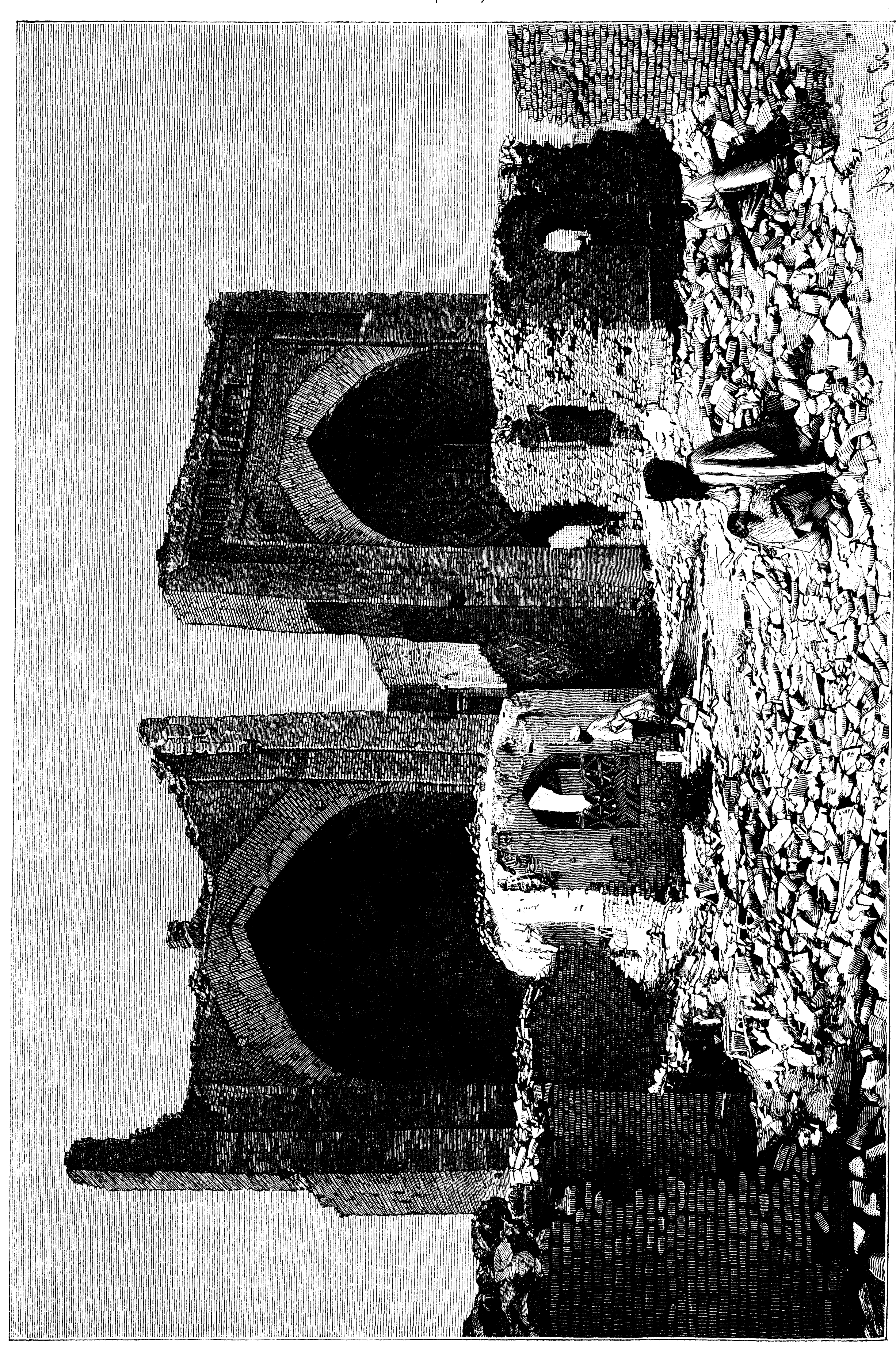


Die Ruinen von Alt-Merw.

stoß erhielt diese mit Samarkand rivalisirende Stadt im fünfzehnten Jahrhundert, als Dschengis-Chan ihre gesammte Bevölkerung — dieselbe soll 700 000 Seelen stark gewesen sein — ausmorden ließ. Ein viertes Merw, das persische, das den Namen Baïram-Ali trug und dessen Trümmer ihn noch heute tragen, erstand unweit der Ruine von Sandschar's Stadt; nach seiner Ausdehnung zu schließen, muß es mehrere Hunderttausend Einwohner gezählt haben. Die Dämme des Murghab wurden wieder hergestellt, Wohlstand kehrte von Neuem zurück; aber 1787 besiegte Maazun-Chan, Emir von Buchara, die Merwer, zerstörte ihre Häuser und den von Sultan Sandschar aufgeführten Damm, der den Murghab aufstaute, führte die Einwohner in die Sklaverei und machte den größten Theil des Landes zu einer Wüste. Zu jener Zeit wurde die Seidenindustrie in Buchara eingeführt, und noch heute bewohnen die Tekes dort ihr eigenes Quartier.

Nun blieb die Oase eine Zeit lang unbewohnt, bis sich Saryk-Turkmenen von Pendschdeh darin festsetzten, welche 1856 von den ursprünglich dort ansässigen Tekes wieder vertrieben wurden. Diese wurden nun unter der Anführung des berühmten Kriegers Kauschut-Chan der Schrecken aller ihrer Nachbaren und schlugen nach einander Chiwaner, Perser und selbst Russen. 1855 nahm Kauschut-Chan den Emir von Chiwa gefangen, schnitt ihm den Kopf ab und sandte denselben zur Warnung an den Schah von Persien. 1861 schlug er die Perser und nahm ihnen gegen 30 Kanonen ab, die sich noch in Merw neben dem Zelte des Obersten Alichanow befinden. 1873 baute er binnen 40 Tagen, um sich gegen einen Angriff der Russen zu schützen, die große Citadelle von Merw, deren Umfang nicht weniger als 8 km beträgt. Jener Angriff fand aber erst 1879 statt und traf Kauschut-Chan nicht mehr unter den Lebenden; sein Ausgang ist bekannt.

Inzwischen waren Pferde gesattelt und ein in russischen Diensten stehender Turkmene, der als Führer zu den Ruinen dienen sollte, herbeigeholt worden. Es sind elegante Thiere, die turkmenischen Pferde, mit langem, stolz getragenem Kopfe, schmaler Brust, aber eisenfesten Beinen; sie leisten mehr als arabisches Vollblut: Hundert Kilometer täglich eine volle Woche hindurch macht ihnen nichts. Sie gehen auch im Paß, was den Reiter weniger ermüdet, und sind ungemein sanft. Wachsen sie doch unter dem Zelte mit den Kindern der Familie zusammen auf und werden von den Frauen gehätschelt; öfters kann man in einer zerfetzten Kibitka den Besitzer und seine Familie in Lumpen gekleidet sehen, während das Pferd in guten Filz gehüllt ist.



Ruinen einer Moschee in Alt-Merw.

In Sultan-Sandschar-Kala, das man zuerst erreichte, stehen nur noch die wichtigsten Bauwerke aufrecht, während die gewöhnlichen, meist nur aus Lehm aufgeführten Häuser der Länge der Zeit zum Opfer gefallen sind. In den jüngeren Ruinen von Baïram-Ali verhält es sich nicht anders. Wo soll man auch in der endlosen Steppe Steine hernehmen? Das lehmige Erdreich aber trocknet in der Sonne gut und gestattet die Aufführung von Mauern von mehreren Metern Höhe und dabei geringer (40 bis 50 cm) Dicke. Dagegen ist das Brennen von Ziegeln stets kostspielig gewesen und ist es auch heute noch, so daß man nur selten dazu greift. Nichts gleicht dem Erstaunen, in welches man beim Anblicke dieser großen Gebäude, zu denen kein einziger Stein verwendet ist, geräth; man wundert sich über ihre gute Erhaltung, denn mit einem Fußtritte kann man eine solche Lehmmauer über den Haufen werfen. Bei einem formlosen Erdhaufen vorbei, welcher einst die Umfassungsmauer gebildet zu haben scheint, gelangt man zunächst zu zwei großen, in gedrücktem Spitzbogen gewölbten Vorhallen, deren Hintergrund reich mit glasirten Ziegeln geschmückt ist; offenbar sind es die Reste einer Moschee. Gegenüber diesen Hallen befinden sich zwei Sarkophage, gleichfalls von Ziegeln, und darin zwei Särge aus gebrannten Steinen, die mit einer weißen Marmorplatte bedeckt sind und noch uneröffnet zu sein scheinen. Wen sie bergen, weiß man nicht; sie erscheinen wie neu, sollen aber nach Angabe des Führers schon mehrere Jahrhunderte alt sein.

Sitten und Bräuche der Ilocanen auf Luzon[1]).

(Nach dem Spanischen des Don Isabelo de los Reyes (Los Ilocanos und Folklore ilocano.)

Von Prof. F. **Blumentritt.**

I.

Fast alle Schriftsteller, die von den Indiern, d. h. den civilisirten Malayen der Philippinen, zu berichten haben, pflegen so zu sprechen, als ob es eben nur eine einzige Stammesart gäbe, nämlich die Tagalen, oder sie übertragen die Sitten, Bräuche und Eigenarten dieses bekanntesten philippinischen Volksstammes einfach auf die übrigen Stämme der Indios civilizados, d. h. als ob die Tagalen, Pampangos, Vicóls, Visayas ꝛc. sich eben nur durch die Sprache unterschieden. In ihrem Aeußeren gleichen nun allerdings die Ilocanen, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, den übrigen „Indiern": sie sind im Durchschnitt 5′ (die Weiber) bis 5′2″[2]) (die Männer) hoch. Ihr Gesicht ist oval geformt, das Hinterhaupt etwas abgeplattet, das Kopfhaar schlicht, stark und von schwarzer Farbe, die Lippen sind etwas dick, wenngleich der Mund sonst nichts Außergewöhnliches zeigt. Die bräunliche Hautfarbe spielt nur bei Mischlingen in einen gelben Ton über. Im Allgemeinen hat der Ilocane schlankere Körper- und gefälligere Umgangsformen als der Tagale.

Man kann die Ilocanen als die fleißigsten und arbeitsamsten Eingeborenen der Philippinen bezeichnen, und man hat sie nicht mit Unrecht die „gallegos filipinos" genannt; denn wie in Galicien, lebt in Ilocos eine dichte, thätige und betriebsame Bevölkerung, die zum Theil sich genöthigt sieht, ihren Lebensunterhalt in der Ferne zu suchen. Es hat einigen Schriftstellern gefallen, sie als indolent und stumpfsinnig hinzustellen, was aber vollständig unrichtig ist, denn Schmerz und Zorn wirken auf sie ebenso gut ein, als auf alle anderen Menschen. Wenn aber ein Autor sich bis zu der Behauptung versteigt, daß selbst die furchtbarsten Naturereignisse den Ilocanen nicht aus seinem Gleichmuthe aufzurütteln vermögen, so ist dies eine Erfindung: man soll nur das Geschrei mit anhören, das beim Eintritte eines Erdbebens allenthalben ausgestoßen wird. Wenn ja einmal bei irgend einem gräßlichen Ereignisse die Ilocanen in Stillschweigen verharren, so ist dies eben kein Zeichen ihres Stumpfsinnes, sondern der Ausdruck der Furcht und des Entsetzens, wo die Zunge gleichsam vor Schreck gelähmt erscheint.

Die Gastfreundschaft dieses friedfertigen und gutmüthigen Volkes ist im ganzen Archipel berühmt und beinahe sprichwörtlich geworden. Die ohnehin schon im Volkscharakter liegende Güte ist naturgemäß seit der Christianisirung der Ilocanen (16. Jahrhundert) noch mehr hervorgetreten. Sie rühmen sich denn auch in der That, gute Christen zu sein, was sich wohl nicht in Zweifel ziehen läßt, wenn sich gleich noch eine Menge heidnischer Bräuche erhalten haben, eine Erscheinung, die ja auch in Europa wiederkehrt. Sie sind eines sanguinischen Temperamentes, leben gern in einer Welt von Illusionen, ohne bei der Ernüchterung irgendwie zu verzweifeln. Von Natur aus sind sie eher zur Feigheit geneigt, doch bringt ihr ungeheurer Respekt, den sie vor allen Vorgesetzten hegen, sie oft dahin, als Held oder Wagehals sich auszuzeichnen.

Die Sinnlichkeit beherrscht sie weniger, als wir dies bei den Tagalen finden, von denen sie sich auch noch durch eine mindere Entfaltung von Luxus bei Kirchen- und Familienfestlichkeiten unterscheiden. Da sie selbst wahrheitsliebend sind, so glauben sie leicht, was man ihnen erzählt. Ihr Gruß lautet: „Wohin gehst Du?" oder „Woher kommst Du?", doch gilt diese Formel nur, wenn sich gute Freunde begegnen, bei Höhergestellten pflegt man anders zu verfahren: Der an Rang Niedrigere entblößt sein Haupt und ruft „Guten Tag, Herr!" Verbeugungen zu machen, wie dies bei den Tagalen der Fall zu sein pflegt, ist hier nicht üblich.

Da hier von Höheren und Niederen die Rede ist, so erscheint es angezeigt, von den Kasten der Ilocanen zu sprechen, denn bei keinem anderen civilisirten Stamme der Philippinen treffen wir so schroffe Standesunterschiede wie bei diesem hochbegabten Volke Luzons. Die höchste Klasse, gleichsam die Aristokratie, wird von den Babacnang, d. h. den Reichen, gebildet, obwohl nicht allein der Reichthum, sondern auch eine höhere Bildung und persönliche hervorragende Eigenschaften gleichsam adeln. Wie überall in der Welt, so bedenkt sich auch die herrschende Klasse der Ilocanen

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 48, S. 183 und 200.
[2]) Spanisches Maß.

mit einem volltönenden Titel: wie bei den Griechen die Aristokraten, bei den Römern die Optimaten die Beherrschung und Ausnutzung der Niederen und Deklassirten mit ihrem schönen Titel maskirten, so nennen die Babacnang sich auch amaen ti-ili, d. h. Väter des Volkes (oder „Väter des Ortes“?), sie bezeichnen sich also als echte „Patricier“. Die zweite Klasse umfaßt die sogenannten Cailian, das sind gleichsam die Plebejer der Städte und Dörfer, während die letzte Kaste von jenen Leuten gebildet wird, welche fern von den dicht bevölkerten Ortschaften in einsamen Gehöften und Weilern wohnen; diese führen den Namen Catalonan, über dessen Bedeutung ich mich weiter unten aussprechen werde.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den Patriciern. Diese unterscheiden sich schon durch ihre körperliche Konstitution von den übrigen Klassen, denn sie sind von zarterem und schwächlicherem Bau als jene. In noch höherem Grade zeichnen sie sich durch ihr größeres Wissen und feinere Umgangsformen aus. Leider entbehrt dies Bild nicht der Schattenseiten: Sie sind meist Abkömmlinge der alten Häuptlinge, die vor Ankunft der Spanier ihre Hörigen auf eine herzlose Weise preßten und drückten; dies hat sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch in der Gegenwart ertragen die Cailianen, ohne einen Widerstand zu versuchen, den Despotismus ihres Adels, der im Besitze aller (dem Gesetze nach Jedem zugänglichen) Gemeindeämter sich befindet und diese Macht nur dazu benutzt, sich durch den Schweiß der Armen schamlos zu bereichern. Insbesondere wissen jene Gemeindefunktionäre, welche Cabezas de Barangay genannt werden, die ihrer Gewalt unterworfenen Cailianen zu zwingen, für sie ohne Entgelt oder für einen lächerlich geringen Lohn zu arbeiten, ja sie mißbrauchen ihre Macht und ihren Einfluß dahin, daß sie die armen Plebejer nöthigen, bei ihnen ihre Einkäufe zu machen, wobei natürlich die Cailianen für eine geringe Waare hohe Preise zu zahlen haben. Die Geduld, mit welcher diese armen Leute die Paschalaunen ihres Adels ertragen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Ich glaube, Herr Reyes wird mir Recht geben, wenn ich sage, daß eben diese Adelsherrschaft wohl der Hauptanlaß der Zunahme der ilocanischen Auswanderung ist: wenn wir von der Insel Bohol absehen, so giebt es keinen Landstrich der Philippinen, der eine so starke Auswanderungsziffer aufzuweisen hätte, als das so fruchtbare und noch nicht übervölkerte Ilocos. Die Ilocanen haben besonders seit dem Beginne des Jahrhunderts eine förmliche Verschiebung der Völkergrenzen des westlichen Luzon bewirkt; heute finden wir ihre Ansiedlungen bis in der Provinz Zambales und an den Ufern des Stillen Oceans: Alles eine Folge der traurigen socialen Verhältnisse dieses Landes, das man cum grano salis das „Mecklenburg“ der Philippinen heißen könnte.

Aber nicht allein Herrschsucht und Mißbrauch der Amtsgewalt gegen ein in angeborenem Knechtssinn ersterbendes Volk sind es, die uns die ilocanische Aristokratie in keinem schönen Lichte erscheinen lassen, auch die Neigung zum Spiel wird den Patriciern zugeschrieben. Da ihre Hauptbeschäftigung der Müßiggang ist, so spielen Klatschereien in ihrem Leben eine bedeutende Rolle, und es sind besonders die „Damen“, welche durch ihren losen Mund nicht allein Zänkereien hervorrufen, sondern auch den Gerichten zu thun geben, zumal in Ilocos es durchaus nicht an jenen passionirten Denuncianten mangelt, welche mit dem tagalischen Namen mabibig gekennzeichnet und gebrandmarkt werden.

Die gewöhnliche Tracht der ilocanischen Patricier besteht aus Hemd, Hosen, Schuhen und Hut. Ersteres ist aus Leinwand (?), sogenanntem Lienzo Canton oder dem Coco genannten Baumwollenzeug verfertigt und mit Manschetten versehen. Die Beinkleider weisen die gewöhnliche Pantalonform auf; der Stoff, aus dem sie gearbeitet werden, ist Landesprodukt, Namens Guingon, ein sehr festes Baumwollzeug von dunkelblauer Farbe. Strümpfe werden selten, am allerwenigsten von älteren Leuten getragen, der nackte Fuß steckt entweder in einem aus Elephantenhaut verfertigten Schuh oder in jenen auf allen Inseln des philippinischen Archipels gebrauchten Pantoffeln, die unter dem Namen Chinelas bekannt sind. Die Hüte sind entweder europäischen Ursprunges und europäischer Façon oder gehören in die Klasse jener landesüblichen Hüte, deren Name Salacot[1] ist; letztere pflegen mit einem Gold- oder Silberbeschlage verziert zu sein, wie denn auch die Hemdknöpfe nicht selten aus Gold verfertigt sind. Die jungen Elegants der ilocanischen Aristokratie wenden natürlich mehr Toilettenkünste auf, legen Strümpfe an, tragen weiße oder Tuchhosen &c., dagegen laufen die Buben bis zu dem Alter von sieben bis acht Jahren ohne Hosen herum.

Was hier über die Tracht der ilocanischen Patricier gesagt wurde, gilt selbstverständlich nicht für die Hauptstadt von Ilocos, Vigan, wo viele sich nach europäischer Mode kleiden, wenn sie auch der unter den philippinischen Eingeborenen herrschenden Sitte folgen, das Hemd über den Hosen zu tragen.

Die Cailianen oder Plebejer reduciren ihre Bekleidung auf eine weiße oder gestreifte Unterhose und baumwollene, gleichfalls gestreifte Hemden; Schuhe werden gar nicht getragen, wer nicht barfuß geht, nimmt ein Paar nicht gerade sauberer Chinelas, von denen wir schon gesprochen haben. Zur Kopfbedeckung dient der Salacot, seltener ein Hut. In Ilocos Norte pflegen viele barhäuptig auszugehen, wenn sie die Kirche besuchen wollen.

An Wissen und Bildung stehen sie den Patriciern nicht allzu sehr nach, wie sie denn auch deren Vorliebe für das Spiel Juego de naipes theilen; sie bilden auch die Mehrzahl des Publikums, das die Hahnenkampf-Arenen füllt. Diese Bevölkerungsklasse liefert das Kontingent zu den Malern, Musikern, Schmieden, Steinmetzen, Bildschnitzern, Goldschmieden und anderen Arbeitern, deren Handwerk mit der Kunst in einem gewissen Zusammenhange steht.

Die Malerei wird überhaupt auf den Philippinen sehr fleißig gepflegt, freilich nur handwerksmäßig betrieben. Der katholische Gottesdienst mit seinem reichen Bilderschmuck hat natürlich hauptsächlich zu der Blüthe der (ich wiederhole es: handwerksmäßigen) Malerei und Schnitzkunst beigetragen. Die spanische Regierung begünstigt diese lobenswerthen Regungen eines fast in jedem Indier schlummernden Kunstsinnes auf alle Weise; so hat sie in Manila eine Zeichen- und Malerschule errichtet, die bei allen Mängeln ihrer Organisation und manchen Fehlgriffen doch schon viel Gutes geleistet hat. Ein ausgesprochenes Talent für die Künste der Malerei und Skulptur wird Niemand dem philippinischen Malayen absprechen können. Daß die Mehrzahl der ilocanischen Maler nur das Niveau der Mittelmäßigkeit erreicht hat, ist nicht ihre Schuld; es fehlt weder an Wollen noch Können: der Mangel einer gediegenen Vorbildung, noch mehr die Unmöglichkeit, entsprechende Vorbilder und Modelle aufzutreiben, sind die Hauptursachen des niedrigen Standes der ilocanischen Malerei. So mancher Leser dieser Zeitschrift wird auf den Ausstellungen zu Madrid und Paris oder doch in den Abbildungen diverser illustrirter Blätter

[1] Abbildungen dieses einer Futterschwinge ähnlichen Hutes findet man in: F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, und A. B. Meyer, Album von Philippinentypen, Dresden 1885.

die großartigen Gemälde Luna's bewundert und denselben seines Namens wegen für einen Spanier gehalten haben; Luna ist aber ein Vollblutindier und zwar ein Ilocane. Dieser Meister beweist, was aus dem ilocanischen Indier werden kann, wenn er Gelegenheit findet, sich an Kunststätten (Luna lebt in Paris) heranzubilden.

Die hervorragende Befähigung und Vorliebe für die Musik, welche die Ilocanen mit allen Malayen des ostindischen Archipels theilen, kann aus demselben Grunde, wie die Malerei, nicht zu gehöriger Geltung gelangen, da es an entsprechenden Musikschulen und Lehrmeistern mangelt. Schädlich ist auch die Ungeduld der Ilocanen, welche sich nicht erst mit dem Erlernen der Noten abplagen wollen; sie vertrauen lieber ihrem guten Gehör und spielen nach demselben ohne Noten und jegliche Vorlagen. So giebt es nur wenige Musiker, die Noten lesen, und noch weniger, welche dieselben schreiben können. Die Dörfer aber sind gezählt, die nicht ihre Musikbande besäßen, und manche dieser Corps spielen nicht schlecht.

Die Schlosser und Schmiede liefern nur mittelmäßige Arbeiten; von ihnen gilt dasselbe, wie von anderen ilocanischen Handwerkern: als Gesellen unter der Leitung eines europäischen Meisters leisten sie Vorzügliches, auf eigenen Füßen vermögen sie nicht zu stehen, weil sie selbst nur nachahmen [1]) können.

Auch die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren alten unbeholfenen Werkzeugen festhalten, schadet einem Aufblühen des ilocanischen Handwerkes. Von ihren plumpen Messern (bolo), Sägen ꝛc. wollen sie nicht lassen; die Handwerker sind selten, welche mit zweckentsprechenden Werkzeugen europäischen Ursprunges arbeiten. Gleichwohl muß man oft über die Geschicklichkeit staunen, mit der sie vermittels so primitiver Hilfsmittel ganz respektable Leistungen zu liefern im Stande sind.

[1]) Uebrigens können auch unsere europäischen Handwerker nichts Neues erfinden; auch sie kopiren nur alte Muster. Ausnahmen finden sich höchst selten und würden, wenn man in Ilocos den ganzen Apparat von Gewerbemuseen ꝛc. wie in Europa hätte, dort ebenso anzutreffen sein wie hier.

Der amerikanische Mais.

Von B. Ewerbeck.

Nach eigenen Erfahrungen während meines Aufenthaltes in Nordamerika in den fünfziger und achtziger Jahren.

Unter den Gewächsen Nordamerikas giebt es wohl keins, welches durch seine vielseitige Benutzung für den Farmer eine so hohe Bedeutung erlangt hat und zu so mancherlei Fabrikationszwecken dient, wie der Mais, gewöhnlich nur Korn genannt, oder Pferdezahn — der Aehnlichkeit des Korns mit einem Zahn halber. Diese interessante Pflanze entwickelt ihre herrlichen Eigenschaften nur in wärmeren Ländern, verkümmert aber in kälteren Gegenden, wo sie niemals ihre Reife erlangt, sondern nur im grünen Zustande als beliebtes Viehfutter verwendet wird.

Als im Jahre 1620 die ersten englischen Auswanderer unter dem Namen der „Pilgerväter" Religionsstreitigkeiten halber ihr Vaterland verließen und im November im heutigen Staate Massachusetts landeten, fanden sie bei dem Suchen nach Lebensmitteln große Quantitäten indianischen Korns von verschiedenen Farben in Aehren oder Kolben in fein geflochtenen Körben unter Erd- und Sandhaufen verborgen.

Für die Pilgerväter war diese Frucht eine ganz neue Erscheinung; sie nahmen einen Theil zum Auspflanzen für das kommende Frühjahr und gewannen dann eine über Erwarten reiche Ernte. Von dieser Zeit an datirt eigentlich die Bekanntschaft und Verbreitung des indianischen Korns in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Für jene Länder mit ihrem heißen trockenen Klima scheint der Mais ganz besonders geschaffen und paßt sich in verschiedenen Spielarten einem jeden Staate an; auf den an Güte und Fruchtbarkeit oft sehr wechselnden Landstrecken kommt er im Ganzen besser fort, als alle anderen Getreidesorten.

Wir treffen den Mais oder das indianische Korn an den äußersten nördlichen Grenzen der Union, wo die Sonne den Erdboden nur wenige Monate von den Fesseln des Eises befreit, wie in den kalten Strichen des oberen Missouri, wo die wenigen frostfreien Tage dem Zwergkorne kaum erlauben, sich einen Fuß hoch büschelartig über den Boden zu erheben. Obwohl hier nur ein Stiefbruder seines mächtigen südlichen Verwandten, thut er doch sein Bestes und bringt den genügsamen Indianern schon im September seine vollen Bündel voll kleiner aber fester Körner dar. Je näher wir den wärmeren Gegenden kommen, je vollkommener und mächtiger finden wir unseren Mais entwickelt, bis uns in den Golfstaaten mit ihrem subtropischen Klima diese Riesenpflanze wenig Aehnlichkeit mit ihrem kleinen nördlichen Verwandten noch zu haben scheint.

Die Verbreitung des Mais erstreckt sich von den nördlichsten Staaten Neuenglands über zweitausend englische Meilen westwärts über die Prärien hinaus bis zum Felsengebirge und südlich bis zum Stillen Ocean und dem Mexikanischen Meerbusen. Eine hohe Vollkommenheit erreicht das indianische Korn in den Staaten, welche der „Korngürtel" genannt werden, in Illinois, Indiana, Iowa, Missouri, Kansas und Nebraska, welche sechs Länder allein im Jahre 1884 gegen 1090 351 000 Buschel Korn erzeugten [1]). Diese eine Ernte würde auf Eisenbahnwaggons verladen, den Wagen mit 500 Buschel befrachtet, von Boston aus eine fortlaufende Linie über New-York, den Ocean, quer durch Europa bis fast durch Asien hindurch bilden, bevor der letzte Waggon beladen auf den Schienen stände. Wenn

[1]) Nach A. Supan, Archiv für Wirthschaftsgeographie I, (Petermann's Mitth. Erg. Nr. 84), S. 9 waren die wichtigsten Maisländer der Union im Censusjahre 1880 folgende: Illinois 114,8, Iowa 96,9, Missouri 71,4, Indiana 40,7, Ohio 39,5, Kansas 37,2, Kentucky 25,7, Nebraska 23,1, Tennessee 22,1, Pennsylvania 16,2, Wisconsin 12,1, Michigan 11,4, Virginia 10,3 und Texas 10,2 Millionen Hektoliter. Vergl. überhaupt daselbst S. 6 bis 9.

der Farmer da, wo er nur zehn Kornkolben erwartete, jedesmal deren elf erhielte, so würde dieser Mehrertrag obiger Ernte, den Buschel zu 50 Pfund gerechnet, und nach heutigem Chicagoer Durchschnittspreise mit 24 Cent (annähernd eine Mark) bezahlt, allein einen Werth von 44 Millionen Dollar repräsentiren.

Der Mais liebt humusreichen, gemischten Boden, welcher nicht zu sandig sein darf, weil die Hitze und oft anhaltende Dürre dem leichten Boden die Feuchtigkeit zu bald entzieht, indeß schweres Land selbige länger zurückhält. In den sogenannten alten Staaten, wo das Klima rauher und das Feld mehr ausgenutzt ist, erzielt man ohne gute Düngung keine besondere Ernte — man rechnet hier für den Acre zwölf mäßige Wagenladungen Dünger. Das Land wird im Herbst einmal umgebrochen und im Frühjahr im März und April nochmals sorgfältig durchgepflügt. Ein Mann mit einem Pferde und einem Knaben zum Leiten kann mit der Pflanzmaschine in einer Stunde einen Acker mit Korn bepflanzen, was einer Ausgabe von etwa zwei Mark gleich kommt. Jede 22 bis 30 Zoll Entfernung, je nach der Stellung, läßt die Maschine vier Körner in die Furche fallen und scharrt sie zu; die einzelnen Reihen liegen 3 bis $3^1/_2$ Fuß weit aus einander. Das Saatkorn nimmt man gern aus der Mitte des Saatkolbens, wo es vollkommener ist, wie an beiden Enden. In den nördlichen Staaten beginnt die Saatzeit im Juni, in den südlichen kann man Anfang März, ja im Februar schon pflanzen. Eine Woche nach dem Setzen tritt bereits das kräftige Keimblatt zusammengerollt aus dem lockeren Erdboden und hat nach unten starke Wurzeln getrieben. Im folgenden Monat verlangen die üppigen, fußhohen Maisbüschel eine Auflockerung des Bodens und einige Regenschauer und werden darauf verdünnt, so daß nur ein Stock stehen bleibt, welcher nach jeder Seite hin mit dem Pfluge umarbeitet werden kann. Dies geschieht bis zum Eintritt der Blüthezeit noch zweimal, um den Erdboden vom Unkraute zu säubern und ihm freien Zutritt von Luft, Licht und Wärme zu verschaffen; ohne fleißige Bearbeitung kommt sonst kein Korn — und dieses weiß der Farmer wohl. Sobald der Mais eine Höhe von fünf bis sieben Fuß erreicht hat, treten ganz unten am Stamme zwei Ringe von Saugadern hervor, die sich aus einer Höhe von drei bis neun Zoll allmählich in den Boden senken, zu Wurzeln ausbilden und neue Nahrung zuführen, zugleich aber auch eine Stütze des jetzt hoch aufschießenden Kornstockes werden. Anfangs Juli zeigen sich auf den 10 bis 14 Fuß hoch gewordenen Stöcken gelbliche, handlange und strahlenförmig abstehende Blüthenbüschel und vier Fuß tiefer sind zwischen dem Stamme und einem Hauptblatte ein, auch zwei bis drei Fuß lange, drei Zoll dicke grüne Fruchtkolben ausgetreten, aus deren fünffacher Deckblattumhüllung glänzend weiße oder gelbliche und röthliche Staubfäden büschelartig heraushängen, wie Seide schimmernd. Jetzt löst sich allmählich der Blüthenstaub der oberen Blumenkrone und bedeckt die Pflanze und den Boden in solchen Mengen, daß alles wie gelb beschneit erscheint und starker Wind den Samen bisweilen viele englische Meilen weit anderen Kornpflanzungen zutreibt und dadurch verschiedene Spielarten im Mais hervorbringt. Im August, dem Monat der größten Erdwärme, hat nun in den mittleren Staaten die Pflanze ihr Wachsthum beendet; ihre schlanke Blüthenkrone schimmert, ihre breiten, vier bis sechs Fuß langen Blätter rauschen schon bei leisem Winde weithin hörbar. Das dunkle Grün derselben beginnt nach und nach zu erblassen und einem fahlen Gelb zu weichen — das Blatt schrumpft zusammen. Die bis zu Armsdicke angeschwollenen Fruchtkolben, bisweilen bis zu 1000 Körner zählend, durch lederhart gewordene Umhüllungen geschützt, haften noch fest am Stamme und widerstehen jedem Unwetter bis weit ins Frühjahr hinein. Je nach Zeit und Bedürfniß werden die hart wie Holz gewordenen Stangen mit einem Beile am Boden abgehackt, zu Hundert in Haufen zusammengestellt und gelegentlich heimgeholt. Nachlässige Farmer lassen auch wohl den Stamm sammt Frucht bis tief in den Winter hinein im Felde stehen; obwohl dann die äußerlich schon grau gewordenen Kornkolben noch ganz gesundes Korn bergen, so wird dies doch leicht eine Beute der vielen Eichhörnchen, Dachsarten, Waschbären und anderer Nagethiere. Die entweder schon im Felde oder zu Hause von den Kornstöcken gelöste Fruchtähre wird theils enthülst, theils mit ihren Deckblättern in luftigen Scheunen (corn-cribs) aufgeschüttet.

Die Indianer pflegen das reife Korn in den Hülsen, die Spitzen nach unten gekehrt, in sandigen Erdhaufen aufzubewahren; letztere werden zum Schutze gegen Raubthiere mit einer Wand von Pfahl- und Flechtwerk wie einem Holzdache versehen.

Kein Getreide kommt dem Mais an Werth als Nahrungsmittel für Menschen und Vieh gleich. Pfund für Pfund hat es nahezu fast denselben Nährwerth als Weizen, obschon es selten halb so viel kostet. Letzterer liefert nur wenige Jahre auf demselben Boden Haupterträge, verliert dann aber ohne Fruchtwechsel bedeutend. Ferner unterliegt er, wie auch das übrige Getreide, dem Insektenfraß und verschiedenen Krankheiten oft sehr stark, während das indianische Korn seit 250 Jahren fortwährend gesund geblieben ist und nie durch Rost und Brand oder Käfer, Fliegen und Würmer zu leiden brauchte. Der Farmer macht schon im Juli einen Anfang mit der Ernte für Viehfutter, indem er die unteren Blätter der mächtigen Pflanze abstreift, trocknet und in Bunde bindet, die eins der gesundesten Nahrungsmittel bilden, von Pferden und Rindern gern gefressen und am Markte stets gut bezahlt werden. Der Acker liefert durchschnittlich vier Tonnen (gleich achttausend Pfund) trockenes Grünfutter zu einem Preise von zehn Dollar für die Tonne. Das am Ende dieses Monats ausgewachsene, aber noch sehr weiche Korn selbst wird ebenfalls in großen Mengen in den Städten verkauft. Die von den Hülsen entblößten Kornkolben kocht man nämlich in Wasser und Salz und versetzt sie vor dem Essen mit Butter und Gewürz; ein sehr beliebtes und gesundes Gericht. Werden die Körner reifer, ohne ganz hart zu sein, so werden sie abgeschält und in Milch oder Bouillon gekocht genossen. In Blechbüchsen eingemacht, geht diese Frucht unter dem Namen Zuckerkorn nach allen Staaten Amerikas zum Verkauf. — Das reif und hart gewordene Korn giebt zu einem gelblichen Mehl vermahlen ein sehr nahrhaftes Gebäck, welches mit Weizenmehl vermischt das tägliche Brot des Farmers bildet; seines hohen Stickstoffgehaltes wegen ist es namentlich in der kälteren Jahreszeit ein passendes, Wärme erzeugendes Lebensmittel. Das Kornbrot wird am schmackhaftesten, wenn es Abends mit Buttermilch und etwas Hefe angemengt, des Morgens mit Schmalz, Eiern und Gewürz durchknetet, rasch gebacken und warm genossen wird. Zu Gries oder Grütze vermahlen, dient das Mehl zu Suppen, Klößen und Puddingen, — vor allen beliebt sind die daraus gebackenen, kleinen Pfannkuchen oder die nach mexikanischer Manier laubdünnen, hart gerösteten Maiskuchen, tortillas genannt.

Die Indianer rösten das Korn in heißer Asche, zerkleinern es in einem steinernen Troge mittels eines Steinschlägels zu grobem Mehl und kneten dies vor dem Gebrauch mit Wasser zu einem Teige aus, der theils roh,

theils geröstet genossen wird. Noch heutigen Tages kommen bisweilen beim Aufbrechen des Erdbodens solche steinerne Geräthe zu Tage.

Als Viehfutter hat der Mais nicht seines Gleichen; er bildet meistens die Grundlage des Wohlstandes der Farmer in den wärmeren Ländern. Die Pferde und Maulthiere fressen ihn begierig und gewinnen viel Kraft, doch bleibt für jüngere Thiere ein Zusatz von Hafer rathsam, weil das Korn allein die Blut- und Fettbildung zu sehr befördert. Ein vorzüglicheres Mästungsmittel für Rinder, Schafe und ganz besonders für Schweine giebt es wohl kaum als der geschrotene oder gekochte Mais. Für letztere genügen die bloß abgehülsten Kornkolben, wie sie der Farmer täglich viermal aus dem Kornspeicher den Thieren vorwirft; ohne Zusatz reicht diese Frucht allein hin, um die Schweine je nach ihrem Alter nach einer Mastung von sieben bis acht Wochen auf ein Gewicht von 300 bis 600 Pfund zu bringen.

Das grüne vor der Blüthe stehende Korn wurde früher in den Zuckersiedereien ausgequetscht und zu Syrup oder Molasse eingekocht, sowie man es auch vielfach zur Essigfabrikation mit in Gebrauch genommen hat. In reifem Zustande dient das Korn in ungezählten Quantitäten zur Bereitung von Spirituosen, sowie ein großer Theil zur Stärkefabrikation benutzt wird; außerdem verwendet man einen im Mais enthaltenen Stoff in den Brauereien als Zusatz zum Bier unter dem Namen glucose.

Ferner hat man seit fünfzehn Jahren die leeren, abgekörnten Kolben zur Fabrikation von Pfeifenköpfen gebraucht und große Geschäfte damit gemacht. Diese Pfeifenköpfe zeichnen sich durch große Leichtigkeit, Billigkeit und angenehmen Geschmack beim Gebrauch vor allen anderen aus, halten ziemlich lange und sind in ganz Amerika bekannt und beliebt; man verkauft sie gewöhnlich unter dem Namen „Missouri-Meerschaum". — Die auf den Maiskolben, zunächst den Körnern liegenden sehr feinen Deckblätter nimmt man in den südlichen Staaten in großer Menge zur Fabrikation von Cigarettenhülsen, wodurch dem Tabak ein gewisses Aroma gegeben wird. Eine große Rolle spielt das Maisstroh bei der Papier- und Pappfabrikation; große wie kleine Haushaltsgeräthe, Eimer und größere Kübel werden daraus gepreßt, nachdem ein Zusatz von Holzfasern hinzu gemischt worden ist.

Der Farmer gebraucht die trockenen Kornstangen mit den daran sitzenden graugelb gewordenen Blättern als Winterfutter für sein sämmtliches Vieh, die Schweine ausgenommen; in nachlässig betriebenen Farmwirthschaften bleibt es auch für das Rindvieh die einzige Nahrung in den kalten Monaten, wobei die Thiere aber sehr häufig abmagern. Die holzharten unteren Enden der Kornstöcke liefern ein vorzügliches Material zum Feueranmachen in den Farmerhäusern, — die Asche aus denselben wird ihrer Bestandtheile halber gern zur Pottasche genommen.

Der auffallendste Gebrauch des Maiskorns besteht hin und wieder noch jetzt in dem fernsten Westen, wo auf den großen Hochebenen Holzarmuth herrscht und ein Buschel Steinkohlen den doppelten Werth des dort in gewaltigen Massen gezogenen billigen Korns hat. An diesen von den großen Verkehrsstraßen abgelegenen Plätzen verwendet man die vollen Maiskolben mit sämmtlichen Körnern daran in strengen Wintern zum Heizen der Stubenöfen, und es ist eine bekannte Thatsache, daß den Predigern solcher waldarmen Gemeinden eine bestimmte Anzahl Wagen voll Kornkolben als Deputatbrand geliefert werden. Die Körner sollen eine intensive Hitze entwickeln, aber mit ziemlichem Geräusch verbrennen. Wenn einst mehr Wald angepflanzt ist, wie solches schon seit Jahren gepflegt worden, und wenn in nicht zu ferner Zeit die unbilligen hohen Frachtsätze der Bahnen den Austausch der Waaren und Produkte erleichtern, wird auch der leidige Mißbrauch eines solchen Brandes ganz aufhören.

Wie schon bemerkt, beträgt der Durchschnittspreis eines Buschel Maiskorns je nach der Entfernung vom Hauptmarkte 20 bis 30 Cent, geht in den fernen westlichen Staaten auf 15 und $12^1/_2$ Cent zurück, steigt dagegen in den östlichen Plätzen bis zu einem halben Dollar und darüber. Die Ernte von 1886 belief sich auf 1650 Millionen Buschel. In nicht mehr ferner Zeit wird die Durchschnittsernte der Vereinigten Staaten 2000 Millionen Buschel betragen.

Blicken wir nun noch einmal zurück auf den Lebenslauf dieser interessanten Pflanze und sehen sie zuerst an einem Frühlingsmorgen ihre kräftigen, gelbgrünen, tulpenförmig gewundenen offenen Spitzen in langen Reihen die braune Erde durchbrechen, bis zum Rand gefüllt mit dem klaren funkelnden Thau der Nacht. Drei Monate später zeigt sich dieselbe aber schon in hoher Entwickelung im vollen Sonntagskleide, aufgeschossen bis zu 14 Fuß Höhe, zu beiden Seiten die vier bis fünf Fuß langen Blätter, die Spitze mit dem gelblichen Federbusch in Blüthe und in Brusthöhe am Stamme die zwei mächtigen etwas abstehenden Fruchtkolben, aus denen silberglänzende oder röthliche Staubfäden handlang in Büscheln heraus hängen, — das Kind einer südlichen Sonne in voller Pracht und Herrlichkeit.

Besuchen wir jetzt in thauigen, mondhellen Nächten, wo die Hitze den Farmer vom Lager treibt, wo kein Lüftchen eine Lichtflamme im Freien bewegt und jedes Geräusch verstummt ist, ein Kornfeld und betreten die hohen dämmernden Reihen, die sich wie Alleen über uns wölben und ganz von dem starken aromatischen Dufte des Blüthenstaubes angefüllt sind, so hören wir zeitweise deutlich ein Knistern, Schleifen und leises Rascheln, verursacht durch das Dehnen der Blätter und das Schieben der aufbrechenden Hülsen an den schwellenden Kolben; wir dürfen sagen, „wir belauschen hier gewissermaßen das Wachsen der mächtigen Pflanze".

Einen schönen Anblick gewährt schließlich das Enthülsen der Fruchtkolben im Herbst, wenn der Kornstock seine ganze Kraft den Körnern abgegeben hat. Jetzt deckt eine lederharte, etwas ölige Kapsel die äußeren Lagen der darunter liegenden, immer feiner werdenden Deckblätter, deren letztes dünn wie Seidenpapier die glänzenden Doppelreihen der bunten Körner durchschimmern läßt, so sauber und dicht darüber gefaltet, wie kein Mensch es vermöchte. Die Anzahl der Körner steigt in den einzelnen Reihen von 75 bis gegen 90 und darüber, so daß es nicht selten vorkommt, daß große Kolben gegen tausend einzelne Körner herbergen. Kurz nach ihrer Reife schimmern alle in glänzenden Farben, vom hellen Weiß bis zum dunkeln Gelb, in leuchtendem Karmin, in Violett oder prächtigem Braun, bisweilen gar gesprenkelt oder gescheckt in zwei bis drei Farbenmischungen; — man kann kaum abwarten, bis die festen Hüllen der Maiskolben gelöst sind, um eine neue, wo möglich noch schönere Färbung der reichen Frucht aufzudecken.

Kürzere Mittheilungen.

Ernstes und Heiteres aus Japan.

W. J. Durch den Besuch des Prinzen Komatsu und in Folge der freundschaftlichen Beziehungen, die derselbe mit den europäischen Höfen angeknüpft hat, sind die Söhne des Reiches der aufgehenden Sonne gegenwärtig einmal wieder in aller Welt Munde. Wir lesen sogar, daß ein deutscher Konsul und Kammerherr seinen Posten in Petersburg aufgab, um als Ceremonienmeister Sr. Majestät des Mikado nach Tokio überzusiedeln, während seine Gemahlin den Damen des dortigen Hofes europäisches Tanzen und das Tragen von Korsets und Schleppkleidern beibringen soll. Während Sullivan's „Mikado" in Europa Furore macht, sind dagegen europäische und amerikanische Missionare in Japan ihrerseits damit beschäftigt, alles original Japanische möglichst zu europäisiren.

Ein Verzeichniß der in Japan bestehenden Missions-Anstalten dürfte manchem Leser interessant sein. Es hat aus mancherlei Gründen Mühe gekostet, dasselbe zusammenzustellen. Daß in keinem „heidnischen" Lande die Missionare aller Nationen und aller Bekenntnisse so verschwindend wenige Proselyten machen, dabei aber ein ungemein angenehmes und sorgenloses Dasein führen wie gerade in Japan, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

Es „arbeiten" also in Japan: 1) Die American Baptist Missionary Union (in Tokio, Yokohama, Kobe, Choshiu, Sendai); 2) die American Bible Society; 3) Amer. Board Mission (Kobe, Osaka, Kiyoto, Okayama, Niigata); 4) Amer. Episcopal Mission (Tokio, Osaka); 5) Amer. Presbyterian Mission (Tokio, Yokohama, Osaka, Kobe, Kanazawa, Hakodate, Söul [Korea]); 6) Amer. Tract Society; 7) Baptist Missionary Society (englisch); 8) British and foreign Bible Society (Tokio); 9) Christ Church; 10) Christ Church School; 11) Church Missionary Society (Tokio, Osaka, Nagasaki, Hakodate); 12) Cumberland Presbyterian Mission (Osaka); 13) Evangelical association of North America (Tokio); 14) Female Education Society (Osaka); 15) General evangelical protestant society (Tokio); 16) London religious tract society; 17) Methodist Episcopal Church (Tokio, Yokohama, Nagasaki, Fukuoka, Hakodate, Sendai, Söul [Korea]); 18) Methodist protestant mission (Yokohama); 19) Mission of the United States Reformed Church (Tokio); 20) Mission of the Methodist Church of Canada (Tokio); 21) Mission of the Reformed (Dutch) Church (Tokio, Yokohama, Nagasaki); 22) Christian Church Mission; 23) National bible Society of Scotland; 24) Roman Catholic Mission (in 14 Orten); 25) Russian Ecclesiastical Mission (Tokio); 26) Seamen's Mission (Yokohama); 27) Sisters of Charity (in sieben Städten); 28) Society for the propagation of the gospel (Tokio, Kobe); 29) Society of friends (Tokio); 30) Southern presbyterian Church (Yokohama); 31) Union Church (dito); 32) Union presbyterian Church of the Scotland Mission (Tokio); 33) Woman's union missionary Society of America (Yokohama)! Hierzu kommt dann noch das deutsche Pfarramt in Tokio, dessen Verwalter in Yokohama und der Hauptstadt Gottesdienst abhält und dessen Thätigkeit in solchem Maße in Anspruch genommen zu sein scheint, daß man ihm noch einen Gehilfen zugesellen will.

Wahrlich, der Japaner hat es nicht leicht, sich die Facon auszuwählen, nach der er selig werden will. Die Regierung legt ihm dabei nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg und gerade hieraus dürfte der Mißerfolg der christlichen Mission in Japan zu erklären sein. Am meisten besucht sind die Mädchenschulen: die Backfische lernen dort neben Handarbeiten die englische Sprache und finden nachher leichter als Freundinnen und Gesellschafterinnen ein Unterkommen bei unverheiratheten Europäern.

Die christliche Religion paßt nicht für Ostasien, ebensowenig wie der Lackstiefel oder der Cylinderhut. Der Japaner hat nun einmal andere Anschauungen wie der Europäer. Dinge, die uns ganz selbstverständlich erscheinen, berühren den Japaner auf das Peinlichste, während wiederum Vieles, was in Japan alltäglich, für Europa einfach unmöglich ist. So fand mein Dolmetscher kürzlich in einer der bedeutendsten Zeitungen Japans folgende Annonce: „40 Sen (1,20 Mark) Preis für Prostituirte I. Klasse. Umsonst wird verabreicht: Ein Stück Odai (Tisch mit gekochtem Fisch u. s. w.), $1\frac{1}{2}$ Pfund besten Reisbranntweins. Dieses Haus ist Tag für Tag von Herren begünstigt worden, denen wir dafür unseren besten Dank sagen. Deshalb haben wir den Preis der Freudenmädchen gegen früher herabgesetzt und bieten außerdem eine Portion Fisch, wie oben angegeben. Wir hoffen, daß Herren in doppelter Anzahl wie früher nach unserem Hause kommen werden. Wir zeichnen als ergebenste Diener. Kinseki-ro (Name des Hauses), Yokohama, Takashima-cho."

Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß das erste, was der von dem modernen Kulturdrange angehauchte Japaner erstrebt, die Erlernung der englischen, oder — seit einigen Jahren — der deutschen Sprache ist. Die Regierung unterstützt diese Bestrebungen in freigebigster Weise. Hunderte von Jünglingen werden auf Staatskosten nach Europa gesandt und sind bemüht, ihrem Staate recht viel zu kosten, und auf der Universität in Tokio z. B. hören von 467 immatrikulirten Studenten 244 Vorlesungen in englischer, 204 in deutscher und 40 in französischer Sprache; die verschiedenen deutschen Professoren der Medicin dociren sämmtlich in ihrer Muttersprache. Ob die Studenten nun, mit einigen Ausnahmen, viel von dem Vorgetragenen verstehen, möchte ich bezweifeln. Was zuerst die englische Sprache betrifft, so erschien im vorigen Jahre ein Lehrbuch derselben, verfaßt von einem Japaner, der nach mehrjährigem Aufenthalt in London nach Tokio zurückgekehrt war, unter folgendem köstlichen Titel: „The letters book in english language." Es wird manchen Leser interessiren, den Titel einiger Kapitel nebst kurzen Sätzen aus denselben kennen zu lernen, um sich davon zu überzeugen, in welch nutzbringender Weise der Verfasser seine Zeit in England zugebracht hat und in welch anerkennenswerther Art er den jungen Japanern die Erlernung der englischen Sprache erleichtert. Nr. 30 lautet: Justice of Pace (d. h. Justice of peace): „I did the received your, begs wihch you pleased to me, yesternight, and I will go to Justice of peace to-morrow." Nr. 34. The ambrera (d. h. umbrella): „Would in sold in some compeny, that umbrera, which you wish to bouy?" Nr. 55. The Exhevition (d. h. Exhibition): „The Exhivition is to te performed frome to day; and I parpose to see the there form with you."

Man könnte beinahe glauben, der Verfasser bezw. Verbrecher dieser Grammatik sei Lehrer des japanisch-europäischen Dr. med. gewesen, der kürzlich an einen meiner Bekannten folgenden Brief richtete: „To the teacher of doctor Esgr. I beg to forward to you my statement and I communicate my truth, I am doctor of japan . . . I treat patients and I cure them few doctors know how to cure them (!) by the help of the heavenly father" (der Schreiber ist also anscheinend Christ, bezw. er thut wenigstens so). „Here are now several dangrous patients, I intend to summon doctor of religion

(Missionar?) to save them, but I could not come . . . if you would save patients to the world with the help of god, you pity my heart on Sunday, you will take walk to my place, and then I will see you at first and ask your help or heaven's father." Der Schreiber scheint trotz des guten Fußes, auf dem er mit dem heavenly father steht, wenig Zutrauen zu seiner eigenen Weisheit gehabt zu haben.

Englisch ist denn auch heute die Sprache, die neben Japanisch bei allgemeinen Bekanntmachungen der Regierung ꝛc. in Verwendung kommt. So hat man in Tokio eine meteorologische Station errichtet, von welcher allabendlich Signale nach Yokohama telegraphirt werden. Der japanische Neumeyer veröffentlicht z. B. Folgendes in Englisch: „Wind wird stark von Norden kommen, da aber ein anderer Sturm sehr stark von Süden bläst, wird es heute Abend stark blasen, aber die Richtung hat man noch nicht ausfinden."

Am Eingange der großen Ausstellung in Tokio im Jahre 1881 stand auf einer Tafel in Englisch: „Regenschirme, Stöcke, Reisetaschen und andere geistige Getränke dürfen nicht in die Ausstellung mitgebracht werden."

Wie oben erwähnt, herrscht die „Germanomanie" noch nicht lange in Japan. Als ich dort lebte, gab es nur einen einzigen Friseur in Tokio, der ein Schild mit deutscher Aufschrift vor seinem Laden befestigt hatte; dieselbe lautete: „Hieb Haar wie Deutsches." Damals gelang es auch dem deutschen Gesandten, eine junge Dame aus Heidelberg von dem leichtsinnigen Schritte, einen Japaner in Japan zu heirathen, zurückzuhalten, trotzdem letzterer unaufhörlich versicherte, „er riebe seine Naura schon so range".

Erst im vorigen Jahre erhielt ich Zuschriften wie die folgende in vollkommen flüssiger und gefälliger deutscher Handschrift: „Geehrter Herr! Es ist mir sehr dankbar, daß Sie der Ueberbringer gesehen zu haben. Will ich Sie wieder bitten, wenn Sie jetzt noch ein Japaner haben wollen, ihn von seiner Gedächtniß Handschrift ꝛc. zu examiniren, ich glaube, daß er von englischer Seits nicht so gelehrter wie chinesische Sprache ist. Was Gehalt betrifft, will er nicht so viel kriegen. Mit bestem Gruße R. Kaga."

Trotz der barocken Schreibweise ahnt man doch, was der Schreiber will, und dürfte es wohl keinen Europäer in Japan geben, der im Stande wäre, einen solchen Brief in japanischer Sprache und Schrift zu verfassen.

Etwas schleierhafter sind die Zeilen eines Herrn Kawoshima, der auf einer Korrespondenzkarte schreibt — ebenfalls in hübscher deutscher Schrift: „Hochgeehrter Herrn. Habe ich Ihnen etwas benachrichtigen. Ich war zum Museum gewesen. Dort gestellte Noshi hat . . . gemacht. Also ging ich zum Büleau (sic) von Museum und fragte Ihre Wohnung. Sondern war er schon gestorben und ihr Nachkommen ist noch jung, und bis heute ging ich nach und nach um Noshiferfertiger zu sehen. Sondern ich zwang zu meinem Bekannter, als Ihr dem berühmten Sittenlehrer Herr Ogasawara den Ferfertiger zu bitten ꝛc. Ergebenster K. K."

Interessant dabei ist die Schreibweise „Buleau". Der Japaner wußte, daß er und seine Landsleute kein „l" aussprechen können und dafür — gerade umgekehrt wie die Chinesen — ein „r" eintreten lassen (vgl. oben „umbrera, Naura" ꝛc.). Bei dem ihm fremden Wort „Bureau" vermuthet er auch wieder so einen Lapsus und macht zum Beweis seiner Bildung flugs ein „Buleau" daraus.

Was zum Schluß die Einführung europäischer Hofsitten u. s. w. betrifft, so findet auch diese getheilte Beurtheilung. „We understand many persons belonging to the aristocratic classes contemplate the compulsory use of ear — rings by their ladies" schreibt ohne weiteren Commentar als etwas ganz Selbstverständliches der „Choya Shimbun", während einer der besten Kenner Japans und der Japaner — nähere Andeutungen darf ich nicht machen — mir in diesen Tagen schreibt: „Hier in Japan wird immer noch hastig darauf los reformirt. Neuerdings geht die Nachäfferei ins Aschgraue. Die Tanzwuth hat Japan erfaßt: man sieht Staatsminister und alte Daimios vor Backfischen in Cotillontouren niederknien, damit dieselben durch gnädiges Zunicken eine Walzertour bewilligen! Und jetzt fangen gar die Weiber an, europäische Kleider zu tragen. Sie können sich denken, wie dieselben aussehen. Da lob' ich mir doch die Würde und Selbstachtung des Chinesen!"

Uebrigens sollten wir Deutsche als solche nicht klagen. Das Deutschthum hat kolossal Oberwasser — man weiß nur nicht, wie lange es dauert.

Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen.

Das Werk „Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen" (1. Abth., Heft 1 bis 8. Halle 1883 bis 1887. Druck und Verlag von Otto Hendel. Imperialformat), welches sich durch vornehme Ausstattung und wohlausgeführte Zeichnungen auszeichnet, liegt in der ersten Abtheilung vollendet vor. An der Abfassung betheiligten sich die Herren Prof. Dr. Klopfleisch in Jena (Heft 1 bis 2), Direktor H. v. Borries in Halle (Heft 3 bis 4) und Dr. Jakob in Römhild (Heft 5 bis 8).

In der Einleitung giebt Prof. Klopfleisch, der wohlbekannte Vertreter der prähistorischen Archäologie in Thüringen, eine Uebersicht über das Arbeitsgebiet der Urgeschichte, ferner über die technischen Anfänge von Architektur, Plastik und Malerei. Im zweiten Theile der Einleitung behandelt er die Entwickelungsgeschichte des Ornamentes und dessen Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal. In einem weiteren Abschnitte wird die Methode der Ausgrabungen klar gestellt. Hierauf werden die prähistorischen Fundstellen der Provinz Sachsen in chronologischer Reihenfolge behandelt. Zuerst die von Prof. Liebe untersuchte Lindenthaler Hyänenhöhle, dann die Diluvialfunde von Taubach, die Funde in den Uferterrassen bei Jena, endlich die neolithische Keramik in Sachsen. Er stellt den Charakter dieser Kunst fest, indem er in Form und Ornamentik stets Rücksicht nimmt auf die Keramik Aegyptens und des Nilthales, womit jedoch eine Identität oder ein direkter Zusammenhang beider Formenreihen nicht behauptet werden soll. Eine besonders ausführliche Behandlung erhält das berühmte „Merseburger Grabdenkmal", über dessen Bedeutung Referent kurz im „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" 1882, Nr. 7 berichtet hat. Klopfleisch vergleicht dies monolithische Denkmal mit dem Steindenkmal von Gavs'innis bei Carnac. Die Beschreibung geht hierauf über zu einem Thüringischen Steingrabe von Allstedt bei Weimar. Daran schließt sich eine fast zu ausführliche Darstellung der stich- und schnittverzierten Keramik der neolithischen Periode in Sachsen. Auch Tupfen, Quadrate, Bänder, Winkel, Mäander, Voluten, Warzen, Prismenreihen ꝛc. kommen in ihrer ornamentalen Verwendung zur sachgemäßen Darstellung. —

Direktor v. Borries giebt kurze Berichte über die neolithischen Funde bei Rößen a. d. Saale, wobei er den verdienten Archäologen Nagel, dem die Wissenschaft die erste Kunde und Darstellung dieser Gräber dankt, mit Unrecht in schiefes Licht zu setzen den Versuch macht. Daran schließt sich eine Skizze über neolithische Funde bei Kuckenburg und Obhausen im Kreise Querfurt. Theilweise ungenügend erscheint der Bericht über die Ausgrabungen bei Giebichenstein; ein wahres Muster von Unklarheit ist hier S. 15, Abschnitt 3 von oben zu finden. Eine totale Unbekanntschaft mit den Ergebnissen der prähistorischen Archäologie verräth der Verfasser, wenn er S. 16 folgende Behauptung aufstellt:

„In sofern die alten germanischen Volksstämme, wie auch Tacitus berichtet (!! wo ??), in dem 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich vornehmlich bron-

zener (!!) Geräthe und Waffen **bedient haben sollen**, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß die genannten Fundorte germanischen Ursprungs sind." — Solche Velleitäten sollten im Jahre 1886 in einem wissenschaftlichen Organe nicht mehr gedruckt werden! — Die Fortsetzung der Borries'schen Berichte giebt eine kurze Beschreibung des Urnenfeldes (Buckelurnen!) bei Döllingen im Kreise Elsterwerda. Auch hier fehlt S. 20 jeder Anklang an die vorhandene, besonders in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie publicirte Literatur. Ebenso unzureichend sind die Ergebnisse der Ausgrabung einer Grabhügelgruppe bei Schkölen im Kreise Weißenfels (Osterland!) behandelt. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß die historische Kommission die Behandlung dieser Funde einem wirklichen **Fachmanne** anvertraut hätte. So ist der Gewinn für die Wissenschaft sehr zweifelhaft! —

Die dritte Arbeit rührt aus der Feder des bekannten Erforschers der Gleichberge bei Römhild, Dr. Jakob, her und behandelt eben diese **Ringwälle**, deren Erforschung der Verfasser den besten Theil seines Lebens gewidmet hat. Nachdem derselbe früher schon die Ergebnisse seiner Forschung im „Archiv für Anthropologie", Bd. X, zusammengestellt, auch eine eigene populäre Schrift darüber verfaßt hat, vertieft er jetzt seine Aufgabe, indem er an den Funden innerhalb der Wälle nachweist, daß die Gleichberge **Kulturstätten der la-Tène-Zeit** Mitteldeutschlands sind. An der Hand der reichen Einzel- und Depotfunde (von S. 11 an), besonders an zahlreichen **Vogelkopffibeln, eisernen Hohlmeißeln, eisernen Aexten, Deichselbeschlägen, Hacken**, ferner der **Bronzeringe mit Buckelverzierung**, sowie der häufigen Quetschersteine, welche sich in Dr. Jakob's Sammlung finden, gelingt ihm der Beweis vollständig, daß sich hier auf den Gleichbergen in allen Stadien der la-Tène-Zeit und schon vorher zur sogenannten **Bronzezeit** ein von einem umwohnenden gallisch-germanischen Volksstamme errichtetes und in Zeiten der Noth vertheidigtes und bewohntes **Refugium** befand. Auffallender Weise ist die Hallstatter Zeit gar nicht vertreten (S. 25), woraus zu schließen ist, daß erst in der ersten la-Tène-Zeit eine stärkere Benutzung dieses Refugiums eingetreten ist. Mit Recht giebt Jakob S. 35 bis 42 eine ausführliche Behandlung der Keramik. Eine Zusammenstellung der erzielten Resultate schließt die für die Erkenntniß der la-Tène-Zeit in ihrer Ausbildung **epochemachende**, auch im zeichnerischen Theile vortrefflich behandelte Schrift Dr. Jakob's. In der Nähe der Gleichberge fanden sich bisher (vergl. S. 47, Anmerkung) nur zwei Grabstätten, welche zeitlich mit der Hauptperiode der Gleichberge korrespondiren, ein **Grabhügelfeld** bei Miersdorf und ein **Urnenfeld** bei Leimbach. Möge es dem wackeren Forscher gelingen, in der Zukunft den organischen Zusammenhang seines Fundgebietes durch **neue** Grabungen noch sicherer nachzuweisen! — Jedenfalls gehört Dr. Jakob's Arbeit zu den gehaltvollsten der ganzen Abtheilung [1]).

Dr. C. Mehlis.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß auch das Land **nördlich** des Thüringer Waldes zahlreiche **La-Tène-Grabfelder** enthält, so das erst kürzlich bei **Cröbern** südlich von Leipzig entdeckte; vergl. Korrespondenzblatt für Anthropologie ꝛc. 1887, April, S. 33 bis 34.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein frisches Leben und Rührigkeit, wenn auch in engeren Grenzen, herrscht in der **Geographischen Gesellschaft zu Greifswald**, wie deren zweiter Jahresbericht, Theil II (für die Jahre 1883 bis 1886), zeigt. Während der erste Theil zwei werthvolle Beiträge zur Landeskunde von Vorpommern und Rügen brachte, berichtet der zweite über die Vereinsthätigkeit und die Vorträge, die von einer ganzen Reihe namhafter Reisenden und Geographen gehalten wurden, und unter denen wir namentlich die anziehende pflanzengeographische Skizze über die Palmen und Nadelhölzer von Dr. Goeze hervorheben. Ein eigenartiger Zug im Vereinsleben zu Greifswald, der anderwärts Nachahmung verdiente, sind die gemeinsamen Exkursionen, bei denen vielseitige Belehrung ebenso zu ihrem Rechte kommt wie die Wanderlust; solcher Ausflüge werden zwei geschildert, nach den dänischen Inseln Bornholm und Möen.

— Die **Bevölkerung** des Departements **Landes** setzt sich nach Lapeyrère aus zwei gut verschiedenen Rassen zusammen, zwischen denen seit unvordenklicher Zeit eine gewisse Animosität besteht. Die eine, welche die thonigen Hügel des Binnenlandes bewohnt, ist brachycephal, gedrungen, muskelstark, mit braunem, mitunter auch blondem, aber nur selten mit schwarzem Haar, die andere Rasse bewohnt das sandige und kieselige Plateau zwischen Adour und Meer, ist hochgewachsen, mager, dolichocephal mit ausgesprochenem Prognathismus und meist schwarzem Haar. Nach der Tradition sind die letzteren spätere Eindringlinge, vielleicht Saracenen. Außerdem finden sich noch einzelne Familien von echt englischem Typus und mit englischem Namen, Nachkommen von Engländern, welche zur Zeit des schwarzen Prinzen ins Land gekommen sein mögen und sich unvermischt erhalten haben.

— Auf Kosten der finländischen zoologischen und botanischen Gesellschaft begiebt sich im Sommer dieses Jahres eine wissenschaftliche **Expedition** in das Innere der Halbinsel **Kola**. An derselben werden sich betheiligen die Botaniker Dr. phil. **Broteus** und der Docent der Helsingforser Universität Dr. phil. **Willmann**, die Zoologen Professor Dr. **Palmen** und Cand. med. **Enwald**, der Geologe Mag. **Ramsay** und der Topograph Stud. **Petrelius**. Außerdem wird der Kapitän der Handelsflotte Sjöstrand die Expedition begleiten. (Reg.-Bote.)

Asien.

— Ueber die **Dolmen des Kaukasus** berichtet Ernest **Chantre** in Materiaux pour l'histoire primitive etc. (3) vol. 2. Sie bilden zwei Gruppen, eine am Schwarzen Meer, die andere am Kuban; die erstere ist noch wenig untersucht und hat bis jetzt noch keine nennenswerthe Ueberreste geliefert, die letztere dagegen ist in neuerer Zeit genauer erforscht worden. Ihre Dolmen lassen sich in vier Untergruppen sondern, eine am Atakhum, die zweite zwischen den Flüssen Abin und Khable, die dritte am Zusammenfluß des Dako und der Belaya, die vierte am Zusammenfluß des Khodz und des Gurmai. An letzterem Punkte kennt man durch die Forschungen von Felitzin jetzt 29 Dolmen, davon nur sieben noch intakt; wahrscheinlich ist ihre Zahl in dem schwer zugänglichen Lande aber erheblich größer. Die meisten sind viereckige Steinkästen, viele mit Erde bedeckt, die nach Süden gerichtete Platte häufig mit einem Loch. Nur zwei fanden sich noch unberührt; der eine lieferte einen ganzen Schädel, einem Brachycephalen mit sehr dicken Knochen angehörend.

Außerdem fanden sich Spinnwirtel aus Thon, eine blaue Glasperle und Trümmer eines cylindrischen Gefäßes, über welches leider nichts Genaueres gesagt wird. Jedenfalls haben die Dolmen am Südabhange des Kaukasus die größte Aehnlichkeit mit denen der Krim. Um aber mit Sicherheit bestimmen zu können, ob sie der Steinzeit angehören oder nicht, wären genauere Untersuchungen und methodische Ausgrabungen nöthig.

— Die Chinesen dringen, wie die „Sibirische Zeitung" meldet, allmählich in Transbaikalien ein. Der Theehandel daselbst ist fast ganz in ihren Händen; in Tschita befinden sich 18 chinesische Theeläden. Es giebt kaum ein Dorf, wo nicht ein chinesischer Händler wäre. In Bargusin, einer Stadt von 7000 Einwohnern, giebt es acht chinesische Läden. In Tschita haben die Chinesen einen jährlichen Umsatz von 300 000 Rubel (gegen 600 000 Mark). Wie bekannt, kaufen die Chinesen außerdem unter der Hand Gold auf und man verkauft es ihnen gern, weil sie gute Preise zahlen.

— Der „Globus" brachte auf S. 363 des 48. Bandes die Nachricht, daß auf Java Kuli-Anwerbungen für Queensland stattgefunden hätten, und knüpfte hieran eine Bemerkung über die mögliche Bedeutung der mitgetheilten Thatsache für die Kolonisation im Stillen Ocean. Durch die eingelaufenen Klagen hat sich jedoch der General-Gouverneur von Niederländisch-Indien im Januar dieses Jahres veranlaßt gesehen, die Anwerbung von Kulis für einen außerhalb des niederländisch-indischen Gebietes gelegenen Ort zu verbieten. Wer dieses Verbot übertritt, soll mit Gefängniß von sechs Monaten (resp. für Eingeborene einem Jahr Zwangsarbeit) bestraft werden, für Beamte und Häuptlinge tritt eventuell Verdoppelung der Strafe ein. Die Hoffnung, für die in der Nähe der niederländisch-indischen Besitzungen gelegenen Niederlassungen Arbeiter aus dem Archipel zu erlangen, ist hierdurch leider zerstört, wenn das Gesetz allerdings auch einen gewissen Spielraum läßt, da in besonderen Fällen die Werbung mit Erlaubniß des General-Gouverneurs erlaubt ist. In Holland hat man die getroffene Maßregel namentlich im Interesse der westindischen Besitzungen bedauert, da man die Auswanderung dorthin zu leiten hoffte; man hat jedoch die Versicherung erhalten, daß die Regierung nichts in den Weg legen würde, wenn sich bei der eingeborenen Bevölkerung Lust zur Auswanderung dorthin zeigte. Allerdings ist es auch richtig, daß man noch Stellen genug im Archipel selbst findet, wo der Ueberschuß der Bevölkerung von Java willkommen sein würde.

Afrika.

— Von Emin-Pascha sind zu Anfang Mai d. J. außer Karten, wissenschaftlichen Aufsätzen ꝛc. verschiedene Briefe in England und Deutschland eingetroffen, welche zum Theil schon recht alten Datums sind. Darunter befindet sich aber auch ein solcher vom 26. Oktober 1886 an Dr. Robert W. Felkin in Edinburgh, in welchem Emin über seine Erforschung des Albert Nyanza, wohin er drei Exkursionen unternommen hat, berichtet. Auch eine Karte des Sees hat er aufgenommen, will dieselbe aber noch verbessern und sendet sie deshalb noch nicht mit. Seine Hauptentdeckung betrifft einen ansehnlichen neuen Fluß, welcher auf den Usongora-Bergen entspringt und in das südliche Ende des Sees mündet. Er heißt bei den Wasongora „Kakibbi", bei den Wamboga „Bueru", und ist wegen seiner vielen Katarakte sehr schwierig zu befahren, führt dem See aber das ganze Jahr hindurch eine bedeutende Menge Wasser zu. Etwas stromaufwärts von seiner Mündung liegt die Stadt Hamgurko, wo viel Salz von guter Beschaffenheit gefunden wird. Der Fluß bildet die Grenze zwischen dem zu Unjoro gehörigen Bezirke Muenge (östlich) und der Landschaft M'boga (westlich). — Auch im Südwesten soll ein großer Strom fließen, an dessen Ufern eine Kolonie von Akkas lebt, die sich selbst „Betua" (offenbar mit Batua, Watwa ꝛc. der Congo-Reisenden identisch) nennen. — Außerdem spricht Emin von seinen zoologischen und zoogeographischen Forschungen, denen er große Bedeutung beimißt, und erwähnt, daß er eine vollständige Karte seiner letzten Reise zu den Monbuttu, durch welche Junker's Aufnahmen vervollständigt würden, nach Gotha geschickt habe.

— Die französische Kolonialverwaltung hat zu Anfang dieses Jahres den Ingenieur Sunis mit der Untersuchung des Assal-Sees beauftragt, jenes Salzsees, der von der Spitze des Golfes von Tadschurah etwa 18 km entfernt liegt und 174 m unter dem Meeresspiegel liegen soll. Ob diese Untersuchung bereits abgeschlossen ist, wissen wir nicht; doch meldet jetzt die „Gazette Géographique", daß die Ausbeutung der dortigen Salzlager vom April 1888 an auf 50 Jahre einem M. Chefneux überlassen worden sei gegen eine jährliche, an die Kasse der Kolonie Obock zu zahlende Pachtsumme von 60 000 Francs. Die „Gazette" meint, daß nun der Bau einer kleinen Eisenbahn nach dem See sich als nöthig herausstellen werde, und sieht dieselbe im Geiste schon bis zum Aussa-See und nach Schoa hin verlängert, Obock als das Centrum eines großartigen Handelsverkehrs u. s. w. Bis dahin hat es aber wohl noch gute Wege!

— In der Unterhaussitzung vom 13. Mai d. J. erklärte der Staatssecretär für die Kolonien, Sir H. Holland, daß sich die Zulu-Häuptlinge in die Abmachung zwischen Engländern und den Boern (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 368) gefügt haben. Danach bleibt den letzteren der westliche Theil des bisherigen Zulu-Landes als „Neue Republik" überlassen, während England den Rest, welcher die Zulu-Reserve und das sogenannte östliche Zulu-Land umfaßt, unter seinen Schutz und seine Souveränetät stellt. Der Gouverneur von Natal wird zugleich zum Gouverneur von Zulu-Land ernannt werden, wird dort Residenten anstellen und das Recht haben, Gesetze zu erlassen und Gerichtshöfe einzusetzen.

— Nach dem „Mouvement Géographique" (IV, Nr. 1 ff.) hatte die Ausfuhr des Congo-Staates im letzten Quartale 1886 einen Werth von 2017 942 Francs 52 Centimes betragen. Die wichtigsten Exportartikel waren Kaffee (657 488 Francs), Elfenbein (444 100 Francs), Kautschuk (520 810 Francs), Palmöl (171 481 Francs) und Palmkerne (129 416 Francs).

— Der im Dienste des Congo-Staates stehende schwedische Lieutenant Håkansson hat in Gemeinschaft mit dem Prof. v. Schwerin im November vorigen Jahres den einige Tagereisen unterhalb des Stanley-Pools von Süden her in den Congo mündenden Inkissi-Fluß untersucht und denselben etwa 90 km weit aufwärts, bis in die Gegend des großen Ortes Muala (420 m hoch), verfolgt. Es ist das die erste größere Expedition, bei welcher sich Europäer von der gewöhnlichen, durch öde Gebiete führenden Karawanenstraße am Südufer des Congo landeinwärts entfernt haben, wenigstens so weit das Gebiet des Congo-Staates in Betracht kommt. Dem „Mouvement Géographique" (IV, Nr. 11) zufolge hat die kleine Reise den Erfolg gehabt, daß weniger öde, mehr bewaldete und bevölkerte Gebiete aufgefunden wurden. Schon zwei Tagemärsche vom Congo entfernt ändert sich die Natur des Landes; nach fünf Tagen aber gelangten die Reisenden auf die Hochebene, zu zahlreichen, volkreichen Dörfern, die von gut bestellten Feldern umgeben, von einer friedlichen und gastfreundlichen Bevölkerung bewohnt und durch Handelswege mit einander verbunden sind. Vielleicht entschließt man sich, die projektirte Eisenbahn Matadi-Léopoldville statt am Strome entlang durch diese mehr verheißende Hochebene zu legen.

— Eine interessante Gegenüberstellung englischer und französischer Missionare findet sich in Buchner's „Kamerun" (S. 196 ff.). „Nirgends — schreibt er — gedeiht die Herrschsucht der Pfaffen besser als unter britischer Flagge, und über die Anmaßung englischer Missionare kann man

allenthalben auf der ganzen Erde klagen hören. Durch ihren auffallenden Mangel an Demuth, ihre Neigung, sich in Alles einzumischen, ihr bequemes Wohlleben, das sie sich mit den Gaben heimischer Mildthätigkeit zur Heidenbekehrung gestatten können, Erfolgen gegenüber, die kaum den allerbescheidensten Erwartungen entsprechen, haben sie sich überall geradezu verhaßt gemacht. Speciell in Westafrika bestehen ihre bedeutenderen Kräfte häufig genug aus jungen Leuten, die den Eindruck machen, daß sie, nur um reisen zu können, in die Dienste der reichen englischen Missionsgesellschaften eintraten. — Sehr viel anders lauten die Urtheile, die man ebenso allgemein auf der ganzen Erde über die Wirksamkeit der katholischen französischen, dem Jesuitenorden angehörenden Missionare vernimmt. Ueber den selbstlosen, opferwilligen Eifer dieser wahren Apostel der christlichen Liebe herrscht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derselben sind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer als die der gemästeten englischen Bonzen. Die katholischen französischen Missionare erwerben sich aber auch das unschätzbare Verdienst, bei ihren Schülern von Anfang an eine Erziehung zur Arbeit und Arbeitslust anzustreben, statt sie bloß zum Herplappern von Gebeten und Bibelversen, zum Singen thörichter Lieder, zum Hochmuth und Fanatismus abzurichten, wie jene thun."

Nordamerika.

— Von Seiten Canadas wird in diesem Sommer durch den Geologen G. M. Dawson und Mr. W. Ogilvy eine genauere Untersuchung des oberen Yukon und seiner Zuflüsse ausgeführt werden. Die eine Hälfte der Expedition unter Dawson soll den Stikeen-Fluß aufwärts gehen, die Rocky Mountains etwa unter 59° nördl. Br. überschreiten, am Liard-Flusse das Gebiet des Mackenzie berühren und den Pelly abwärts nach Fort Selkirk ziehen, wo sie sich mit der anderen Abtheilung unter Ogilvy, die vom Lynn-Busen her ihre Wanderung antreten soll, vereinigen wird. Ogilvy beabsichtigt, in Selkirk zu überwintern und im Sommer 1888 seine Forschungen im „Nordwest-Territorium" fortzusetzen.

— Nachdem die Hudsonsbai-Gesellschaft im vorigen Jahre den Bau eines Dampfers für den Großen Sklavensee beendet hat, wird derselbe seine Fahrten nunmehr auch auf den unteren Mackenzie bis zum Peel-River ausdehnen.

— Auf dem Schützenplatze zu Charleston in Süd-Carolina entdeckten die Beamten eine merkwürdige Verschiebung, die sich während des letzten Erdbebens zugetragen haben muß. Die Umfriedung nach dem Schießstande, an beiden Seiten der Schießlinie, 600 Fuß lang, ist kürzer geworden, als ob die Erde eingeschrumpft wäre, und beträgt die Distanz an sechs Fuß weniger als vorher. Die Latten an den Pfählen der Umfriedung sind theilweise gebogen und manche sind losgerissen und stehen auf 20 Fuß mehrere Zoll über. Man wird die Sache so lassen, damit Jedermann sich von dieser merkwürdigen Verschiebung überzeugen kann. Es ist dasselbe, nur in größerem Maßstabe, wie das Zusammenschrumpfen der Erde zwischen Charleston und dem 34 km entfernten Summerville, wo die Eisenbahnschienen an manchen Stellen wie eine Schlange gebogen waren, und man entdeckte, daß die Strecke um mehrere Fuß kürzer geworden war.

Südamerika.

— Chaffanjon beabsichtigt, nachdem er in der That bis zu den Quellen des Orinoco vorgedrungen ist und den Berg, aus welchem dieselben entspringen, nach F. de Lesseps getauft hat, vor seiner Rückkehr nach Frankreich die Quelle des Essequibo (Britisch-Guaiana) zu besuchen und über die Minen von Caratal nach Ciudad Bolivar am Orinoco zurückzukehren. — Ein anderer französischer Reisender, H. Coudreau, wird seine Forschungen in Französisch-Guaiana wieder aufnehmen und zunächst das die Südgrenze der Kolonie bildende Gebirge Tumuc-Humac erforschen, welches Crevaux seiner Zeit nur überschritten, aber nicht näher untersucht hat.

— Neue Provinzen in Chile. Durch Gesetz vom 12. März 1887 sind die beiden neuen Provinzen Malleco und Cautin geschaffen, und damit der Rest des Araucanerlandes in Beziehung auf Verwaltung, Rechtspflege ꝛc. dem übrigen Chile gleichgestellt worden. Die Provinz Malleco hat zur Hauptstadt Angol und besteht aus drei Departementen: Angol, Collipulli und Traiguen; die Provinz Cautin hat zur Hauptstadt Temuco und besteht aus den beiden Departementen Temuco und Imperial. Vergebens sucht man die Städte, welche den Departementen den Namen geben, die seit mehreren Jahren bereits existiren und eine Bevölkerung von 3000 bis 4000 Einwohnern und darüber haben, in den letzten im Auftrage der Regierung von Herrn Pissis im Jahre 1885 herausgegebenen Karten. Traiguen liegt am Flusse gleichen Namens, der sich in den Rio Lumaco, einen nördlichen Zufluß des Rio Cautin oder Imperial, ergießt; Collipulli liegt am Flusse Malleco, der sich unterhalb Angol mit dem Regue vereinigt und mit diesem den Rio Vergara bildet; Temuco und Imperial liegen beide am Flusse Cautin, und zwar Imperial an der Mündung des Lumaco in diesen Strom, Temuco etwa 35 km aufwärts. — Die Eisenbahn von Angol über Sauce nach Traiguen, 65 bis 70 km, wird Ende des Jahres vollendet sein; die andere Eisenbahn, welche Santiago mit Osorno verbinden wird, wird bis Collipulli befahren, wo das tief eingeschnittene Thal des Malleco auf einer 98 m hohen, eisernen Brücke zu überschreiten ist, welche im November oder December erwartet wird. Von Collipulli geht sie über die Ortschaften Victoria (am Traiguen), Lautaro, Temuco, Freire, Pitrusquea am Toltenflusse, Quinchilca am Flusse Callecalle (der bei Valdivia vorbeifließt), La Union, Osorno. Südlich von Collipulli wird bereits fleißig am Bahnkörper gearbeitet, und soll die Bahn bis La Union binnen sechs Jahren fertig sein.

Vermischtes.

— Geographisch-statistisches Weltlexikon. Herausgegeben von Emil Metzger. (Stuttgart, Verlag von Felix Krais. Vollständig in 18 Lieferungen.) Aus dem ungeheuren geographisch-statistischen Materiale ist hier eine passende Auswahl, die für die meisten Fälle vollkommen genügen wird, zusammengestellt. Namentlich die Orte, welche Verkehrsanstalten besitzen, sind in möglichster Vollständigkeit berücksichtigt. Im Allgemeinen ist nach der vorliegenden ersten Lieferung zu urtheilen das Buch fleißig bearbeitet; daß ein solches Werk, namentlich in erster Auflage, nicht fehlerlos sein kann, liegt auf der Hand; stärkere Versehen dürften bis zum Schlusse des Werkes Berichtigung finden, und werden wir nach vollständigem Erscheinen näher auf den Inhalt des Buches eingehen. Der Umstand, daß durch die zweckmäßige Auswahl viele andere Nachschlagebücher überflüssig werden, sowie der im Verhältniß zu dem gebotenen Materiale sehr niedrige Preis (9 Mark für 54 Druckbogen) machen das Weltlexikon auch für weitere Kreise empfehlenswerth und werden demselben eine weite Verbreitung sichern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

V. (Schluß.)

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Weiterhin erreicht man eine Art von Festung, die auf einer leichten Erhöhung liegt; ihre Mauern sind außen mit senkrechten Strebepfeilern versehen, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Sie gleichen riesigen Würsten, die neben einander gestellt sind. Die Festung, an welche sich eine Sage knüpft, führt den Namen „Haus des jungen Mädchens". Von dort gelangt man zu der größten Ruine der ganzen Gegend, zum Grabmale des Sultans Sandschar, gleichfalls auf einem Hügel gelegen, in Folge dessen man sich aus größerer Entfernung über die wahre Höhe des Denkmals täuscht. Es ist ein viereckiges Gebäude von 18 bis 20 m Seitenlänge und darüber eine Kuppel, die sich 25 m über den Erdboden erhebt; das Ganze besteht aus Ziegeln, die durch einen so festen Cement mit einander verbunden sind, daß an manchen Stellen selbst Stahl ihn nicht zu ritzen vermag. Zwei kleine, einander gegenüber liegende Thüren gewähren Zutritt zu dem Inneren, sind aber so niedrig, daß einer von Boulangier's Begleitern, der hochgewachsene Fürst Gagarin, sich die Wirbelsäule zu zerbrechen fürchtete. Innen muß man 2 bis 3 m hinabsteigen, um zum Erdboden zu gelangen. Wo sich der Sarg Sandschar's befindet und ob er überhaupt noch existirt oder von Dschengis-Chan's Horden zerstört worden ist, vermag Niemand zu sagen. Vielleicht geben die geplanten Ausgrabungen darüber Auskunft.

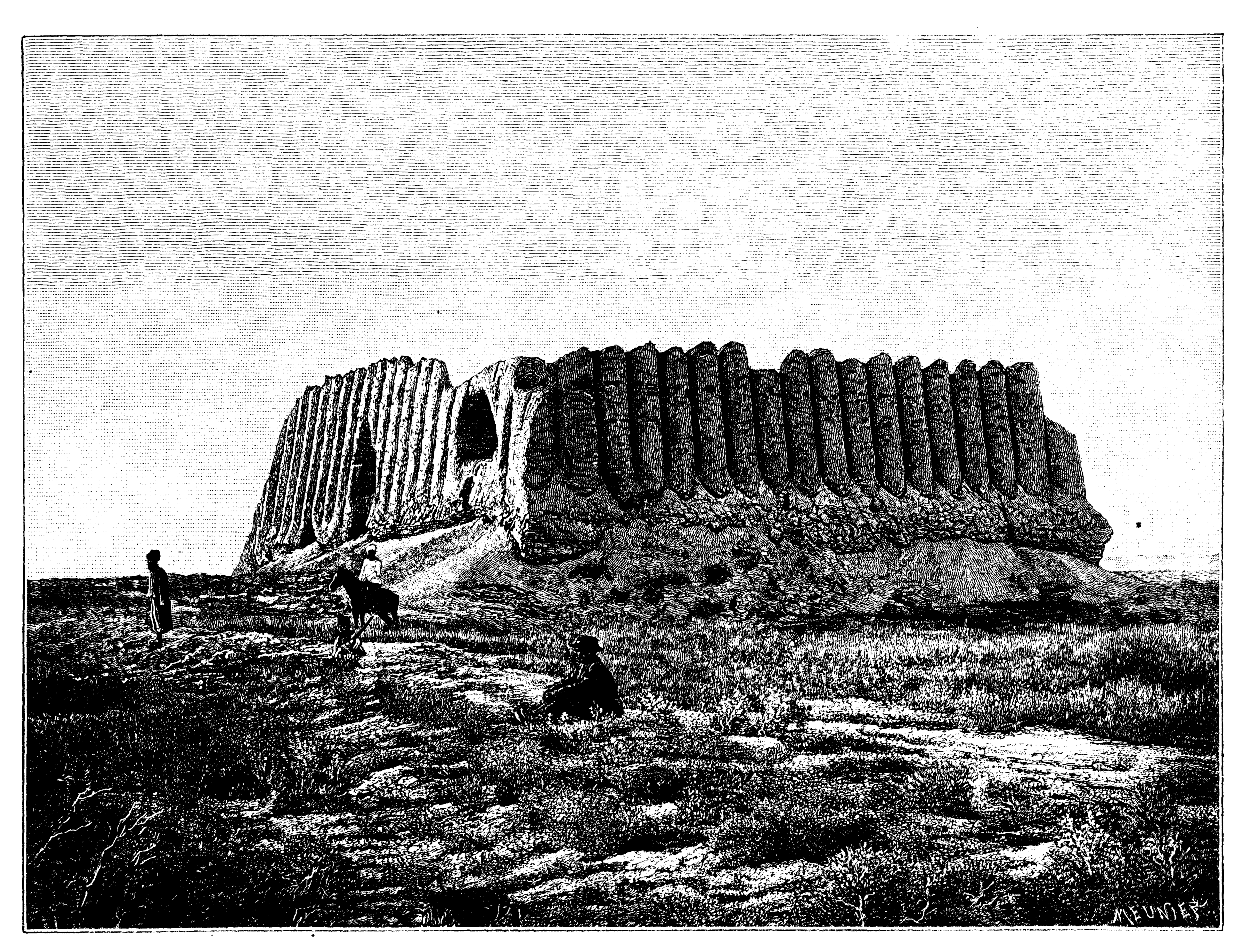
Nun zu der persischen Stadt Baïram-Ali, welche von der Eisenbahn durchschnitten wird; dort ist noch eine Anzahl Privathäuser, die wohlhabenden Leuten oder Häuptlingen gehört haben können, gut genug erhalten, um verspäteten Reisenden zum Obdache dienen zu können. Dieselben sind fast alle nach demselben Muster erbaut und haben in der Mitte einen viereckigen, 6 bis 10 m hohen, zweistöckigen Thurm; den unteren Raum betritt man durch eine enge, niedrige Thür, aber in den oberen, die letzte Rettung bei feindlichen Ueberfällen, führt keine Treppe; er muß nur durch eine Leiter zugänglich gewesen sein. Eine etwa $2^1/_2$ m hohe, nur mit einer einzigen Thür versehene Umfassungsmauer umgiebt den Hof, innerhalb dessen die Wohnräume für den Besitzer und seine Familie gelegen haben; außerhalb der Mauer erhebt sich, jener Thür gegenüber, noch ein kleines Gebäude, welches man sich als Wachstube für Soldaten oder Aufenthaltsort von Sklaven zu denken hat. Alle diese Häuser bestehen aus Lehm und enthalten nur sehr wenige gebrannte Ziegel; ersteres Material ist nicht allein billiger, sondern macht die Räume auch kühler. General Annenkow hat während der großen Sommerhitze Temperaturunterschiede von 10 bis 12° C. im Inneren von Häusern aus Lehm und aus Ziegelsteinen beobachtet und diese Erfahrung beim Bau der Bahnhöfe verwerthet.

Das größte Bauwerk in Baïram-Ali ist die Citadelle, deren mit halbrunden, nahe bei einander liegenden Thürmen besetzte Mauern an den Kreml erinnern. Die Umwallung ist von rechteckiger Form und mag an 3 km lang sein;

besonders interessant sind die Ruinen ihrer Thore. Fürst Gagarin beabsichtigte damals, alle merkwürdigen Punkte in diesen Ruinen zu photographiren, und andererseits kann Oberst Alichanow mittels der turkmenischen Ueberlieferungen, die ihm allein zugänglich sind, vielleicht manche dieser Bauwerke erklären.

Es war schon die Nacht hereingebrochen, als Boulangier und seine Gefährten im Trabe nach dem 3 km entfernten Eisenbahnzuge des Generals zurückjagten — oder jagen wollten; denn diese Ruinenstätten sind von tiefen Gräben durchschnitten, welche noch obendrein durch den dichten, sie erfüllenden Pflanzenwuchs bei Dunkelheit schwer zu unterscheiden waren, so daß sie mit großer Verspätung ihr Ziel erreichten.

Die folgende Nacht, vom 7. zum 8. September, war im Gegensatze zum vorhergehenden Tage in Folge eines Nordwindes außerordentlich kalt; solche plötzliche Temperaturwechsel, die vollkommen genügen, um Fieberanfälle hervorzurufen, machen das Klima zu einem schwer zu ertragenden. Nach den beiden Monaten Juli und August mit ihrem tropischen Sommer setzt plötzlich ein Nordwind ein, welcher den Beginn des bis in den November dauernden Herbstes bezeichnet; die Bäume verlieren ihre Blätter und das Aussehen der Oase ändert sich vollständig. Darauf folgt ein Winter mit strengem Froste — das Thermometer sinkt auf 15 bis 20° C. unter Null — und beständigen Nordoststürmen. Der Frühling, welcher die Monate April und Mai umfaßt, ist vielleicht die einzige gute



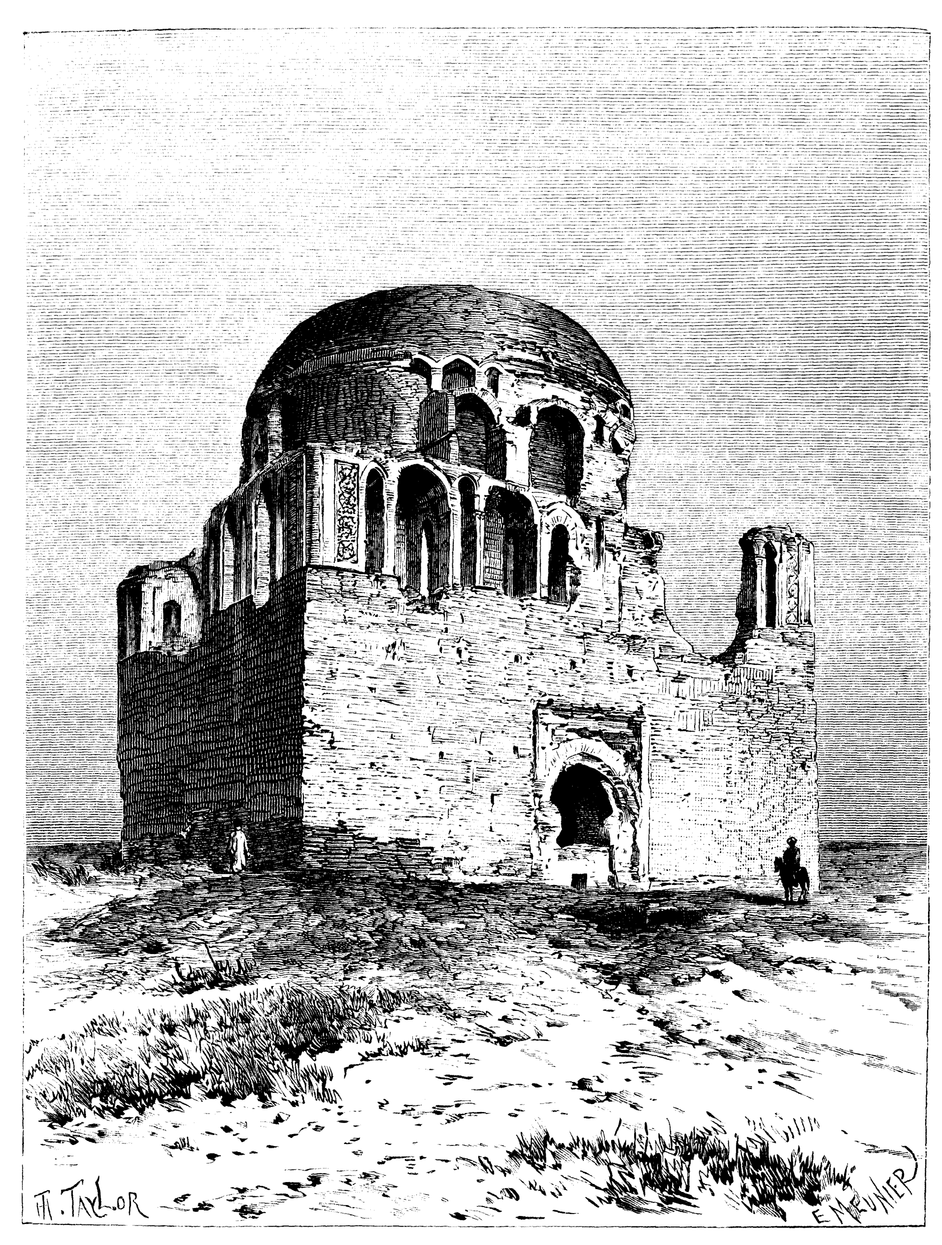
Das „Haus des jungen Mädchens" in Alt-Merw.

Jahreszeit, weil dann etwas Regen die Hitze mildert und die Atmosphäre ein wenig feuchter macht. Uebrigens sind die Vorkehrungen, welche auf Annenkow's Befehl in hygienischer Hinsicht für die Truppen und die eingeborenen Arbeiter getroffen wurden, von gutem Erfolge gewesen: nur im Sommer 1885, als die Arbeiten mit äußerster Eile betrieben wurden, sind einige Typhusfälle vorgekommen. Die eine Abtheilung des ärztlichen Dienstes sorgt für die Auswahl passender Biwaksplätze, prüft und reinigt das Trinkwasser, desinficirt Lager und Waggons ꝛc., während der anderen die Krankenpflege zufällt; letztere verfügt über zwei Hospitäler für die beiden Bataillone russischer Truppen und über acht Ambulancen von 251 Betten für die Eingeborenen. Außerdem hat man in 700 m Meereshöhe im Gebirge an der persischen Grenze ein Sanatorium für den Sommer eingerichtet.

Baïram-Ali liegt 795 Werst vom Anfange der Bahn entfernt, welche sich am 8. September 1886 schon der 815. Werst nähert, wo die kleine Haltestelle Kurban-Kala angelegt werden sollte. Hier hat die Oase bereits ihr Ende erreicht, und man befindet sich in der Sandwüste, welche sich, nur ab und zu von ödem Alluvium unterbrochen, bis zum Amu-Darja erstreckt. Diesen Strom wird die Bahn bei dem 1005 Werst von Uzun-Ada entfernten Tschardschui, einer bucharischen Stadt von 30 000 (?) Einwohnern, überschreiten. Am 8. September 1886 waren also noch nahezu 200 Werst bis zum Oxus zu erbauen. Diese Strecke, die schwierigste der ganzen Linie, wurde bereits am

30. November desselben Jahres vollendet, d. h. 19 Monate nach Erscheinen des Ukas, welcher den Bau anordnete, und 17 Monate nach Legung der ersten Schiene. In wenigen Stunden durchkreuzt man heute eine Wüste, welche man früher, wie es Boulangier that, nur in drei bis vier Tagen durchziehen konnte, belästigt, ja geblendet von dem durch Stürme aufgewirbelten Sande. Glücklicher Weise bietet — oder bot — der Weg sonst keine Schwierigkeiten dar und wäre auf den ersten 100 Kilometern sogar für Wagen fahrbar gewesen.

Damals hatten die turkmenischen Erdarbeiter in der That einen gewaltigen Vorsprung vor dem Lege-Train; denn unter ihren riesigen Lammfellmützen können sie den ganzen Sommer hindurch den Sonnenstrahlen Trotz bieten und die Arbeit fortsetzen. In ihrer Gesellschaft befinden sich zahlreiche Ingenieure und Bahnmeister zum Beaufsichtigen

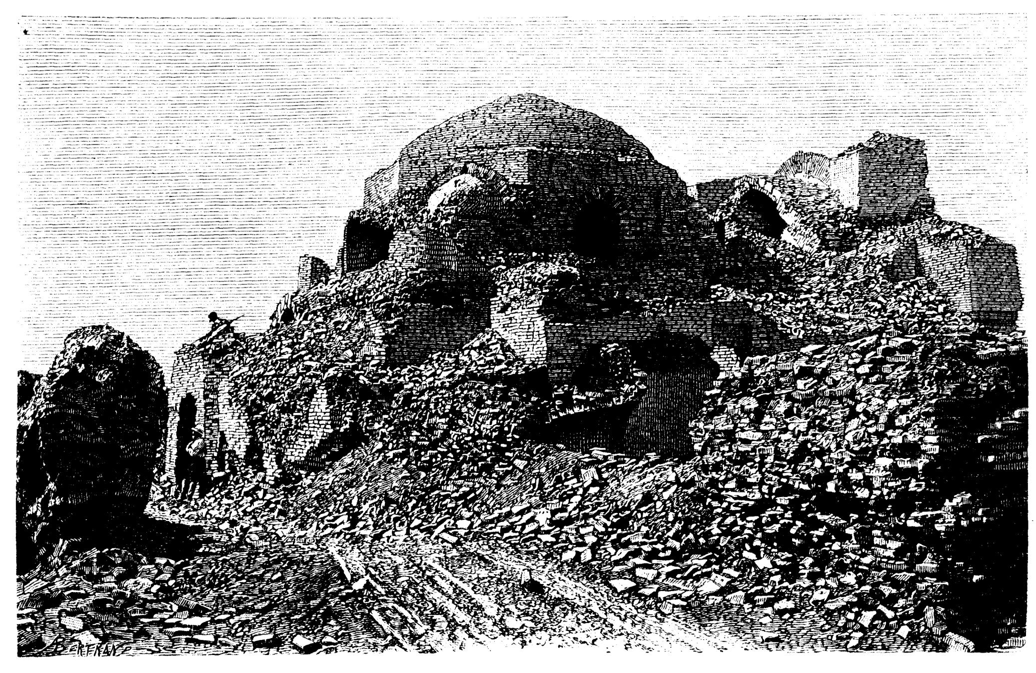


Grabmal des Sultans Sandschar.

der Leute und um die letzten Verbesserungen an der Linie anzubringen; dieselben wohnen in Lagern, welche 25 bis 30 km von einander entfernt sind, und auf ihre Gastfreundschaft war der Reisende von nun an angewiesen. Sie wurde ihm von diesen weltabgeschiedenen, jeden Komforts beraubten Leuten, von denen einer sogar seine Frau bei sich hatte, in der herzlichsten Weise gewährt. Dabei haben sie sich nicht begnügt, nur die eine Linie auf Tschardschui abzustecken; nein, die turkmenische Wüste war im Jahre 1885 so wenig bekannt, daß man sich jenseits Merw so zu sagen nur tastend vorwärts bewegen konnte. Es wurden dort zwei Linien vermessen, diejenige nach Tschardschui, welche gewählt wurde, weil sie auf dem rechten Ufer des Amu weniger Sandwüste und dafür den bevölkertsten Theil von Buchara durchschneidet, und eine zweite, welche den Strom bei Burdalik an der afghanischen Grenze trifft. Von Askabad bis Samarkand, auf einer Strecke von 913 Werst (977 km), wurden alle Studien, mit welchen der Chefingenieur Danilow betraut

war, in der Zeit vom Mai bis zum December 1885 beendet; die Varianten eingeschlossen umfaßt die gelieferte Arbeit eine Strecke von mehr als 1300 km, eine Leistung ohne Gleichen, wenn man die Schwierigkeiten des Aufenthaltes in einer wasserlosen Wüste bedenkt.

Zwischen Merw und dem Amu-Darja liegen neun Stationen: Baïram-Ali (795 Werst von Uzun-Ada), Kurban-Kala (815 Werst), Keltschi (839 Werst), Ravina (862 Werst), Utschadschi (887 Werst), Peski (912 Werst), Repetek (936 Werst), Eschek-Rabat (959 Werst) und Selim (982 Werst). Alle diese Stationen mit Ausnahme der ersten, welche von einem ziemlich wasserreichen Bache getränkt wird, liegen in der Wüste; kein einziges Dorf, Selim ausgenommen, unterbricht die Einöde; überall fehlt es an Wasser, abgesehen von den mittelmäßigen Brunnen von Kurban-Kala, Repetek und Selim, und nicht einmal Saxaul bedeckt die Sanddünen — kurz eine schaurige Gegend, welche trotzdem einst blühende Dörfer getragen haben soll. (Seitdem haben sorgfältige Untersuchungen das Vorhandensein von unterirdischen Wasseradern, welche wohl vom Amu herrühren, nachgewiesen und zur Entdeckung einiger neuer Brunnen geführt.) Einige Kilometer vor der Station Ravina treten die Dünen auf und erstrecken sich ohne Unterbrechung über eine Strecke von etwa 65 km, welche für den Bahnbau die schwierigste war. Die Dünen sind vielleicht nicht viel höher als diejenigen am Ufer des Kaspischen Meeres, aber dafür sind sie noch nicht durch natürlichen Pflanzenwuchs befestigt. Bei starkem Winde, welcher mehrere Tage hinter einander aus derselben Richtung weht, schieben sie sich um 1 bis 2 m vor. Ihre Befestigung wird also hier viel größere Arbeit verursachen als am Kaspischen Meere, aber es wäre thöricht, gleich an eine drohende Verschüttung der Bahnlinie zu glauben. Denn sollte dieselbe auch einmal trotz der errichteten Schutzzäune streckenweise verweht werden, so werden doch stets einige Stunden genügen, um das Hinderniß zu beseitigen. Für Frankreich übrigens ist das genaue Studium dieser Verhältnisse von um so größerem Interesse, als dasselbe sich



Aus den Ruinen von Alt-Merw.

im südlichen Algerien und Tunesien und eventuell bei dem Bau des „Transsaharien“, von welchem es allerdings jetzt still geworden ist, ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber befindet.

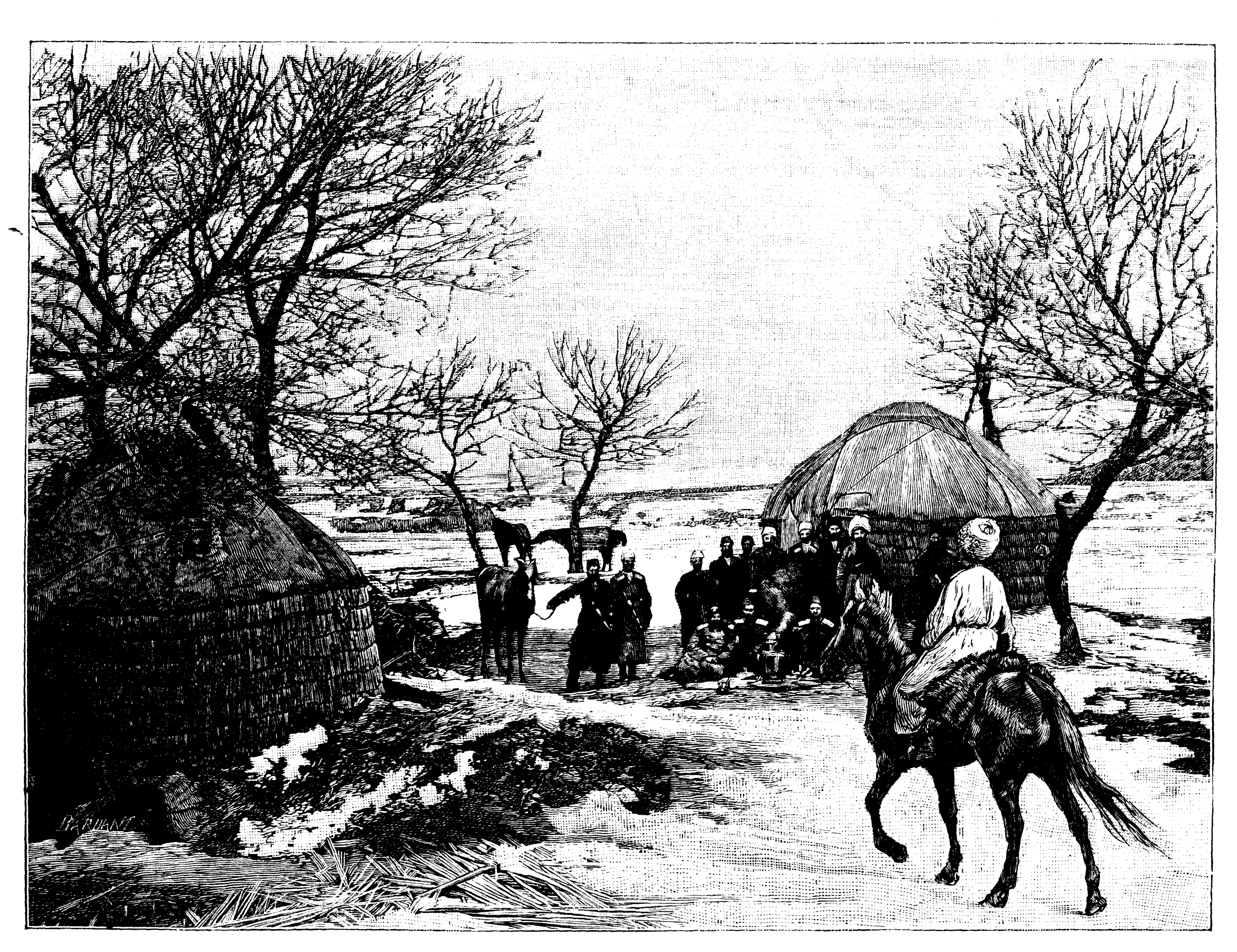
Jenseit dieser Dünen erstreckt sich die Wüste ununterbrochen bis zum Amu-Darja; sie besteht theils aus Alluvium, theils aus sandigen Hochebenen, die aber keine Gefahr darbieten, weil sich ihre Oberfläche nicht bewegt. Bei Tschardschui hat der Amu-Darja eine Breite von über 1½ km und fließt zwischen 8 bis 10 m hohen Steilrändern von sandigem Thone hin. Eine Ueberbrückung würde also sehr theuer zu stehen kommen; vielleicht wird man sich mit einer Dampffähre zu helfen suchen. Die weiteren 355 Werst bis Samarkand werden dann viel leichter zu bauen sein, denn nur die erste Strecke von 54 Werst bis Karakul ist eine wasserlose Wüste, und weiterhin wird die Bahn dem Laufe des Zerawschan folgen.

Am 15. September kehrte Boulangier nach Merw zurück, das ihm jetzt fast wie ein irdisches Paradies erschien. Sein Hôtel fand er in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit bereits verändert: es hatte sich darin ein Café chantant aufgethan, zusammengesetzt aus einem jämmerlichen Klavier und einer unwiderstehlichen Sängerin. Boulangier will bemerkt haben, daß Russen und Franzosen, wie in manchen anderen Neigungen, so auch in ihrer Vorliebe für diese Art von Lokalen übereinstimmen.

Der Murghab, welcher schon zu Anfang September sehr niedrig war, ist seit den letzten zehn Tagen noch mehr gesunken und zeigt seine trockenen Lehmufer, welche noch vier Monate vorher, im Juni, nicht genügt hatten, das Hochwasser des Flusses zu fassen. Alljährlich, wenn in den afghanischen Bergen der Schnee schmilzt, verheert eine Ueberschwemmung die Oase von Merw; doch ist das erst der Fall seit der Zerstörung der von den alten Sultanen errichteten Dämme. Die Hochfluth von 1886 erreichte eine ungewöhnliche Höhe und forderte die ganze Energie der Russen zu ihrer Bekämpfung heraus. In aller Eile wurden Dämme erbaut, und zwar nach der Art der Eingeborenen, welche darin besteht, daß man riesige Würste aus Flechtwerk mit Erde füllt, dieselben in die Dammbrüche oder an

die natürlichen Depressionen wälzt und sie dort mittels starker, in den Boden getriebener Pfähle befestigt. In dieser Art Arbeiten sind die Tekes wahre Meister [1]). Trotz dieser Vorkehrungen aber verursachte das Hochwasser beträchtlichen Schaden, und deshalb war das Erstaunen in St. Petersburg groß, als dort die Nachricht eintraf, daß am 2./14. Juli der Bahnhof in Merw eingeweiht worden sei. Es war gelungen, die Fluthen zu bändigen und am genannten Tage die Bahn bis Merw vorzuschieben; ein Generalmajor und kaiserlicher Adjutant kam eigens angereist, um sich von dem geschehenen Wunder zu überzeugen. Man hofft, daß seine Berichte dazu beitragen werden, daß die Wiedererrichtung der Dämme und die Anlage von Kanälen zur Verhütung solcher Ueberschwemmungen, kurz die Wiederherstellung der Oase in ihrem alten Umfange möglichst rasch in Angriff genommen werde.

In General Annenkow's eigenem Zuge durfte der Reisende am 16. September die Rückfahrt nach Uzun-Ada antreten. Nach neunstündiger Fahrt traf er am folgenden Tage Morgens in Askabad ein und begab sich zu Wagen — hier halten schon, wie in Europa, bei Ankunft der Züge Miethswagen am Bahnhofe — zu General Komarow. Denn die Stadt liegt ziemlich entfernt, 1500 m, vom Bahnhofe, und der Weg dorthin ist mit einer dicken Lage Staubes bedeckt. Askabad hat vor Merw hinsichtlich seiner Bauten und seines Handelsverkehres einen Vorsprung von mehreren Jahren voraus, den es aber voraussichtlich bald wieder einbüßen wird.



Merw im Winter.

Komarow bewohnt ein sehr schönes Haus, wie es Merw überhaupt noch nicht besitzt; die inneren Räume sind sehr groß, wie es in warmen Gegenden üblich ist, nur müssen sie dort im Winter entsetzlich kalt sein. Der General empfing den Reisenden mit großer Liebenswürdigkeit, erzählte ihm von seiner letzten Reise an der persischen Grenze, im Atrek-Thale, und zeigte ihm seine reiche Sammlung von Photographien und Alterthümern, welche er zum Theil durch Ausgrabungen erworben hatte. Seine Studien und Erfahrungen gedenkt er später in einem Werke über den Kaukasus und Vorderasien niederzulegen und zu veröffentlichen. Die Gattin des Generals war entgegenkommend genug, den Fremden auf den Bazar zu begleiten, wo es namentlich prächtige persische Teppiche zu sehen gab; auch Erzeugnisse aus Merw, Afghanistan und Buchara lagen zum Verkaufe aus. Alles war nicht theuer, aber trotzdem muß man ein Kenner sein, um nicht übervortheilt zu werden.

Der Rest des Tages wurde mit Gastereien ausgefüllt und um 2 Uhr Nachts die Fahrt fortgesetzt. Am 18. September 9 Uhr Morgens traf der Zug in Kizil-Arwat ein, wo Annenkow die Arbeiten an dem neuen Bahnhofe besichtigte, fuhr um Mittag weiter und erreichte um 4 Uhr

[1]) Vergl. übrigens über die Ethnographie der Tekes, die Geographie ihres Landes 2c. die Aufsätze von Dr. O. Heyfelder, ihrer Zeit die ersten über jene Gebiete, in „Globus“, Bd. 40, S. 8, 26, 154 und Bd. 41, S. 58, 154, 283 und 348. Ueber die Murghab-Ueberschwemmung siehe „Globus“, Bd. 51, S. 105.

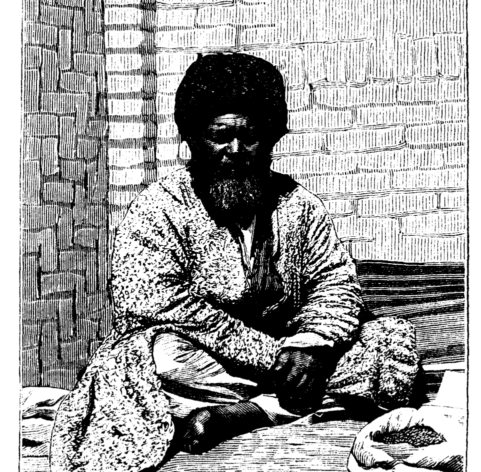
den Endpunkt Uzun-Ada, das sich inzwischen sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Von dort trat Boulangier am folgenden Tage die Rückfahrt nach Baku an, auf dessen weiter und wohlgeschützter Rhede sein kleiner Dampfer nach



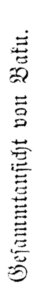
Turkmenischer Chan.

zweiundzwanzigstündiger Ueberfahrt zwischen einem Hundert anderer Schiffe Anker warf; von der transkaspischen Bahn und ihrem thatkräftigen Erbauer hatte er aus Asien die günstigsten Eindrücke mit sich hinweggenommen.

Die Kosten dieses erstaunlichen Baues betragen für die Werst (1067 m), Stahlschienen und rollendes Material mit eingeschlossen, nicht mehr als 32 000 Rubel (64 000 Mark), was in Anbetracht der Entfernung und der Schwierigkeit des Lebens in der turkmenischen Wüste als gering bezeichnet werden muß. Es sind verschiedene Ursachen, welche mitgewirkt haben, die Erbauung der Bahn zu verbilligen, namentlich die emsige Aufsicht des Generals, die Verwendung von Officieren und Soldaten sowohl beim Bau, als auch beim Betriebe, die Heranziehung der leicht zufriedenzustellenden einheimischen Arbeiter und die sofortige Inbetriebsetzung der Bahn, sobald nur die Schienen liegen, ohne erst die Vollendung der Bahnhöfe und sonstiger Nebendinge abzuwarten. In Folge der letzteren Maßregel hat sich sehr rasch ein gewisser Handels- und Personenverkehr entwickelt, dessen Erträge die Baukosten verringern. So haben schon Tausende von Mohammedanern, welche alljährlich aus dem westlichen Persien und den schiitischen Provinzen des Kaukasus zum Grabe Imam-Riza's in Meschhed pilgern, sich der transkaspischen Bahn bedient. General Annenkow hat für diese Art Passagiere besondere Wagen herrichten und eigens eine persisch abgefaßte Broschüre drucken lassen, um ihnen die Vortheile der neuen Route, die Ersparniß an Zeit und Geld, aus einander zu setzen. (Daß zwischen Askabad und Meschhed der Bau einer Pferdebahn geplant wird, hat der „Globus" schon früher, Bd. 51, S. 191, berichtet.) Außerdem haben Handelsagenten, welche gleichzeitig nach Nischni-Nowgorod und nach Buchara und anderen Städten Turkestans gesandt wurden, es durchgesetzt, daß ein Theil der Waaren, welche bisher über Orenburg gingen, nun den Weg über die transkaspische Bahn einschlugen. Schon damals, im September 1886, hatten sich in Tschardschui ganze Ladungen von Wolle, Seide, getrockneten Früchten



Turkmenischer Kaufmann auf dem Bazar von Askabad.



Gesammtansicht von Baku.

und namentlich Baumwolle angesammelt. Besonders der letzte Artikel ist für die russische Manufactur von hervorragender Wichtigkeit; wir haben schon oben S. 143 darauf hingewiesen, wie die transkaspische Bahn im Verein mit der Ausdehnung des bewässerten Bodens und damit des Baumwollenbaues im russischen Turkestan die Unabhängigkeit der russischen Baumwollfabrikation vom amerikanischen Markte zur Folge haben wird.

Sitten und Bräuche der Ilocanen auf Luzon.

(Nach dem Spanischen des Don Isabelo de los Reyes (Los Ilocanos und Folklore ilocano.)

Von Prof. F. **Blumentritt.**

II. (Schluß.)

Schon in den Zeiten der „Conquista" besaßen die Ilocanen nicht nur eine eigene Litteratur, sondern auch ein eigenes Alphabet [1]). Das Christenthum und die spanische Amtssprache haben auf die eigenartige Entwickelung der ilocanischen Nationallitteratur keinen günstigen Einfluß ausgeübt. Die poetischen Erzeugnisse der modernen Ilocanen athmen eine glühende Phantasie und gemahnen mit ihrem reichen Bilderschmucke und ihrem gesammten Tone an den sogenannten orientalischen Stil, doch scheint es, als ob die Poetik der Ilocanen einer gesicherten Basis entbehrte, wie denn auch ihre Bilder und Tropen manchmal hinken, wie z. B.: „Glänzende Sonne, berausche mich mit deinem süßen Dufte!" Gleichwohl erinnern Liebesgedichte und Liebesbriefe mitunter an den römischen Dichter der Liebe, Ovid; freilich Rythmus und regelrechte Reime wird man in den Erzeugnissen der ilocanischen Poesie vergebens suchen. Die Gedichte sind immer in vierzeilige Strophen eingetheilt, die Verse jeder Strophe besitzen nur einen einzigen Reim, also z. B. aaaa, bbbb, cccc ꝛc. Was als Reim im Ilocanischen gilt, erscheint dem deutschen Ohre oft befremdlich, z. B. bassit und ladiñgit. Ein bestimmtes Metrum kennt der ilocanische Dichter nicht: El oido del compositor es el único rimador y su gusto el metro, sagt Don Isabelo de los Reyes. Das Ilocanische kennt daher keine Sonetten, keine Terzinen, keine Stanzen. Von der spanischen Litteratur finden bei den Ilocanen die Idyllen-Dichter die meiste Sympathie. Sehr verbreitet sind bei ihnen jene Reime und Sprüche, die bei den Spaniern den Namen acertijos führen; diese bestehen in der Regel aus zwei Versen, die sich (nach ilocanischer Manier) reimen, z. B.

Baboy ni Juan
Agogaog no mañgan,

d. h. „Das Schwein des Juan stöhnt, wenn es frißt", was so viel zu bedeuten hat, daß die Zuckermühlen beim Zerquetschen des Zuckerrohres stöhnen. Don Isabelo de los Reyes führt noch eine Reihe anderer acertijos an, die ich füglich übergehe.

Von der Litteratur der Ilocanen zu deren Volksarzneikunde [2]) überzugehen, ist zwar ein weiter Sprung, wir wollen ihn aber wagen. Vor den graduirten Aerzten haben die Ilocanen eine heilige Scheu, sie betrachten diese als Gehilfen des Todes, sie suchen lieber Rath und Hilfe bei den Kräutersammlern und Geisterbeschwörern und Mediquillos, d. h. den eingeborenen Quacksalbern, welche mit Laudanum, Opium und Arsenik verwegen hantiren. Es giebt verschiedene Kategorien solcher Mediquillos; manche sind eben verbummelte Hörer der medicinischen Facultät der Hochschule von Manila, die Mehrzahl derselben aber „arbeiten" mit abergläubischem Hokuspokus, den sie gewöhnlich dem Vater und Großvater abgelernt haben. Auch die ziemlich zahlreiche Klasse der Kräutersammler befaßt sich mit Heilkuren, die mitunter (nicht zufällige) Erfolge aufzuweisen haben. Besonderes Aufsehen erregte einmal die Heilung einer von den graduirten Aerzten bereits aufgegebenen Frau eines vornehmen Spaniers. Diese Kräutersammler heilen Magenschmerzen mit der Rinde des Lomboy (Calyptranthes Jambolana, Blanco) in folgender Weise: Die Rinde wird eingeweicht, mit Salz gekocht, dann noch warm in Zeug gehüllt als Umschlag auf die Magengrube gelegt. Hierauf nimmt der Patient chinesischen Thee oder den schon erwähnten Basi-Wein zu sich, dem ein Pulver hinzugefügt wird, das von Isabelo de los Reyes polvos de abutra genannt wird. Fieber und Krämpfe werden mit den kleingestoßenen Wurzeln des Marungay oder Moringay bekämpft, und zwar geschieht dies ebenfalls in Form von Umschlägen, die gewöhnlich an die Fußsohlen oder sonst an andere Körperstellen gelegt werden, ausgenommen Kopf, Hals und Achselhöhlen. Sobald der Umschlag durch die Körperwärme erwärmt ist, legt man ihn auf eine andere Körperstelle des Patienten. Seitenstechen wird mit Bacong (Liliaceae), äußerlich angewandt, vertrieben.

Manche dieser Mediquillos oder Curanderos geben an, daß sie sich bei ihren Kuren der Beihilfe gewisser Geister, der sogenannten Sangsangcabagies, erfreuten. Leider kann ich über diese Unholde nicht so ausführlich berichten, als es wünschenswerth wäre, denn die Nummer 23 des Folklore ilocano des Herrn Don Isabelo de los Reyes, wo er die Haupteigenschaften des Sangsangcabagí bespricht, ist nicht in meine Hände gelangt und so gut wie gar nicht mehr zu erlangen. So muß ich mich denn mit jenem begnügen, was in Nr. 24 und 25 enthalten ist. Die Gunst der Sangsangcabagíes läßt sich nicht erwerben, sondern sie wird einem von freien Stücken zu Theil; sie erscheinen um Mitternacht bei dem Auserwählten, wecken ihn und lassen ihn in das Barañgay genannte Boot einsteigen. Auf diesem durchfliegt der Günstling eines Sangsangcabagí die Luft in beliebiger

---

[1]) Man vergl. E. Jaquet, Considérations sur les Alphabets des Philippines, Paris 1831 und T. H. Pardo de Tavera, Contribución para el estudio de los antiguos Alfabetos filipinos, Losana (Lausanne), Jaunin Hermanos, 1884.

[2]) Man vergl. T. H. Pardo de Tavera, La Médicine á l'ile de Luçon („Journal de Médecine de Paris", 4e Année, T. VI, Nr. 22). Eine (abgekürzte) deutsche Uebersetzung veröffentlichte ich unter dem Titel: „Die medicinischen Kenntnisse der Eingeborenen der Insel Luzón" in dieser Zeitschrift, Bd. XLVII, Nr. 20.

Richtung und so blitzschnell, daß man zwischen Mitternacht und Morgengrauen die ganze Erde umschiffen kann. Auch hier ist es wieder ein Name, der mir besonderes Interesse einflößt und zwar ist es jener der Barañgays. So wurden die Kriegsboote der Eingeborenen in den Zeiten der „Conquista" genannt, so hießen auch die Dörfer der philippinischen Malayen, und man erklärt sich letztere Namenanwendung so, daß man annahm, daß die Mannschaft eines jeden Barañgays beim Landen im Archipel (denn die Malayen sind ja Einwanderer und keine Autochthonen [1]) eine Niederlassung begründete [2]). Noch heute wird eine Unterabtheilung der Gemeinden Barangay genannt und zwar, weil die Spanier die Eingeborenen zwangen, ihre kleinen Barangay-Dörfer zu verlassen und in großen Pueblos sich zusammenzusiedeln [3]). Sollte die Verbindung der Sangsangcabagíes mit dem Namen jener Boote, auf denen die Urahnen der Ilocanen nach Luzon gekommen, wirklich nur eine zufällige sein? Ich glaube nicht; ich bin vielmehr der Meinung, daß diese Sangsangcabagíes mit dem Ahnenkultus oder Anito-Glauben der philippinischen Malayen in einen gewissen Zusammenhang zu bringen sind. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Bauern der Provinz Ilócos Norte, bevor sie zum Mittagstische oder sonst zu einer Mahlzeit sich anschicken, ein wenig Morisqueta und Salz ausstreuen, wobei sie laut ausrufen: „Wohlan, gehen wir essen!"; dies thun sie, damit die Unholde nicht die Speise wegnehmen. Derartige Opfer, denn einen anderen Namen kann man der Sache nicht beilegen, finden wir bei dem Ahnenkultus verschiedener Stämme der Philippinen [4]). Es spricht auch für den heidnischen Ursprung des Sangsangcabagí-Glaubens, daß diese Dämonen eine besondere Abneigung gegen alles, was an das Christenthum erinnert, hegen. So verbieten sie ihren Günstlingen, Rosenkränze zu tragen, der Meßandacht beizuwohnen, sich zu bekreuzen u. s. w., da sie sonst, wie sie sagen, dem Curandero sich nicht nähern dürfen. Deshalb pflegen die Bauern, wenn sie zur Nachtzeit fern von ihrer Hütte im Walde [5]), den Bergen [5]) und einsamen Thälern [5]) die Nacht zubringen müssen, sich Kreuze an die Brust, den Seiten und den Füßen anzulegen, damit die bösen Sangsangcabagíes ihnen nichts anhaben können. Auch wenn sie im Freien eine provisorische Unterkunftsstelle zum Uebernachten, z. B. eine Baracke, errichten, wird ein Kreuz an der Thür befestigt oder am Eingange angebracht, alles in der Absicht, den Sangsangcabagíes den Eintritt zu verwehren.

Diese Dämone sind im Austheilen ihrer Gunst nicht wählerisch, im Gegentheil sie erscheinen vielen, von denen aber nicht alle sich den Sangsangcabagíes unterwerfen. Diese Unholde rächen sich dann durch verschiedenen Schabernack; so werfen sie den Schlafenden aus dem Bette auf den Erdboden und schleppen ihn dort herum, oder entführen ihn im Schlafe nach einem anderen Orte. Sie können aber noch empfindlicher strafen, indem sie dem Schlafenden die Leber aus dem Leibe ziehen und in die so entstandene Körperhöhlung Kräuter stopfen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit daran, daß der Dämon Osuang oder Asuang der alten Tagalen ebenfalls Eingeweide dem menschlichen Körper (freilich nur neugeborenen Kindern rc.) entzog, doch will ich gleich hinzufügen, daß den Sangsangcabagíes die sonstigen Eigenschaften jenes tagalischen Unholdes abgehen. Die Sangsangcabagíes besitzen überhaupt die Eigenschaft, durch die Haut des Menschen die Eingeweide und Weichtheile des Leibesinneren genau zu sehen. Die Sangsangcabagíes übergeben ihren Günstlingen ein Buch, das seinem Besitzer die übernatürliche Kraft verleiht, augenblicklich an jene Stelle im Fluge versetzt zu werden, wohin er gebracht zu werden wünscht; er braucht nur den Ort zu nennen. So wird erzählt, daß ein alter Bauer des Pueblos Sarrat (Ilócos Norte) seine Einkäufe auf dem Markte des eine Legua entfernten Laoag mit Hilfe der Sangsangcabagíes zu machen pflegte; in vier Minuten kehrte er mit der gekauften Waare von Laoag nach Sarrat zurück. Von diesen Geistern empfangen die Curanderos Wurzeln, die augenblicklich und schon durch bloße Annäherung jede noch so schwere Krankheit heilen. Dafür werden diese Dämonen von ihren Schutzbefohlenen mit üppigen Tafeln regalirt: die aufgesetzten Speisen verschwinden von den Tellern, ohne daß man die Esser zu Gesicht bekommt. Die Bauern haben vor den Sangsangcabagíes eine große Furcht, denn ihrem Zürnen schreiben sie es zu, wenn Termiten und Insekten ihre Ernten vernichten. Deshalb fehlt bei ländlichen Festen selten der Curandero, welcher den Sangsangcabagíes den ilocanischen Basí-Wein als Opfer darbringt: im Angesichte der Umstehenden verschwindet durch eine Taschenspielerkunst des Beschwörers der Wein aus den Gefäßen. Zu erwähnen ist, daß diese Geister keinen Geschmack am Salz finden, gesalzte Speisen werden von ihnen verschmäht.

Die Sangsangcabagíes pflegen, wenn sie erscheinen, sich an der Fensterbrüstung oder sonst einer Wandöffnung zu zeigen; leider wird in den mir vorliegenden Folklore-Nummern nicht gesagt, in welcher Gestalt sie sich offenbaren, oder ob sie am Ende nicht unsichtbar sind. Ihre Stimme gleicht dem Rollen des Donners. Zum Schlusse sei mitgetheilt, daß es nicht bloß männliche, sondern auch weibliche Quacksalber giebt, die mit den Sangsangcabagíes in Verkehr stehen; solche Weiber dürfen keine Ohrringe tragen und müssen sich aller frommen Werke enthalten.

[1]) Man vergl. die Einleitung zu meinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" (Ergänzungsheft 67 von Petermann's geographischen Mittheilungen).

[2]) Man vergl. meine Abhandlung „Ueber die Staaten der philippinischen Eingeborenen in den Zeiten der Conquista". Mittheil. der k. k. geogr. Ges. Wien, XXVIII, 1885, S. 49 bis 82.

[3]) Man vergl. meinen Artikel: „Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen." „Globus", Bd. XL, Nr. 4 und 5.

[4]) Man vergl. meine Abhandlung: „Der Ahnenkultus und die religiösen Anschauungen der Malayen des Philippinen-Archipels." Mittheil. der k. k. Wiener geogr. Ges. 1882, Nr. 2 bis 5.

[5]) Es ist bemerkenswerth, daß nach dem Glauben der alten Tagalen die Anitos gerne in solchen Oertlichkeiten ihren Wohnsitz oder Aufenthalt nahmen.

Die Insel Réunion.

Von Dr. C. Keller.

Der ostafrikanische Archipel wird verhältnißmäßig wenig besucht, da er zu weit von den großen Verkehrsstraßen abliegt, und dennoch bietet er landschaftliche Scenerien, welche fast unvergleichlich genannt werden dürfen. In landschaftlicher Hinsicht bietet wohl die kleine Insel Réunion die großartigsten Erscheinungen dieser tropisch-afrikanischen Inselwelt dar und beherbergt ein so originelles Volksleben, daß die nachfolgende Schilderung manchem Leser nicht ganz unerwünscht sein wird.

Von Aden aus wird dieser weit in den Indischen Ocean vorgeschobene Posten je nach der Beschaffenheit des Meeres mit den großen Dampfern der französischen Australienroute in acht bis neun Tagen erreicht. Nur selten genießt man vom Meere aus einen freien Ausblick auf die ganze Insel; man sieht gewöhnlich nur die ziemlich steil abfallenden Gehänge, während die höchsten Regionen fast stets in Nebel gehüllt sind. Nähert man sich der Küste, so wirkt das Grün der verschwenderischen Tropenvegetation auf das Auge, das Tage lang nichts als Himmel und Meer zu genießen hatte, außerordentlich wohlthuend. Die kecken Formen und die furchtbar zerrissenen Bergabhänge verrathen schon aus der Ferne den vulkanischen Ursprung der zwischen dem 20. und 21. Grade südl. Br. liegenden Insel.

Ist das Meer nicht zu bewegt, so erfolgt die Landung gewöhnlich bei der Hauptstadt St. Denis im Norden der Insel. Natürliche Häfen besitzt die Küste nicht, man ankert auf offener Rhede. Diejenige von St. Denis ist die abscheulichste, welche ich kenne; der ruhelose Indische Ocean bewegt auch die gewaltigsten Dampfer fortwährend hin und her, und das Landen wird zur eigentlichen Qual. In Zukunft dürfte diesem Uebelstande jedoch abgeholfen sein, da im Nordwesten ein künstlicher Hafen mit großen Kosten erstellt wurde.

Die Stadt St. Denis ist das Centrum des Lebens der französischen Kolonie Réunion und giebt daher ein ziemlich getreues Bild derselben. Obschon sie eine ansehnliche Ausdehnung besitzt und ziemlich genau 30 000 Einwohner zählt, vermag sie keinen bedeutenden Eindruck zu machen. Ihre Bauart ist zu einförmig, zudem ist sie halb versteckt in einem Meer von Grün. Sie ist so zu sagen verborgen in einem tropischen Garten, dessen Ueppigkeit und Massenhaftigkeit der Pflanzenformen dem Beschauer imponirt, aber nur langsam eine Orientirung zuläßt. Sie erhebt sich auf einer mäßig geneigten und nicht sehr ausgedehnten Ebene, welche im Westen durch das Bett eines größeren Flusses (Rivière de St. Denis) schluchtenartig eingeschnitten ist und dann durch die gewaltigen Basaltmassen des Kap Bernard vollständig gegen die westliche Ebene von St. Paul abgeschlossen erscheint. Im Osten ist die Abgrenzung weniger scharf, die Ebene von St. Denis geht unmerklich in die sanft ansteigenden Gehänge von St. Suzanne über.

Die Ufergrenze wird, so weit das Auge reicht, durch eine schöne geschwungene weiße Linie bezeichnet, es ist die Strandzone, in welcher sich die Wogen auch an den ruhigsten Tagen brechen. Zusammenhängende Riffbildungen fehlen, dagegen kommen einzelne kleinere Bänke von gelbbraunen Milleporen vor. Der Hintergrund ist großartig und wird von stark zerrissenen Lavamassen gebildet, welche im Brulé de St. Denis zu einer Höhe von 1000 m ansteigen. An wolkenfreien Tagen, am ehesten in der Frühe des Morgens, kommt auch die höher gelegene Plaine des Chicots zum Vorschein, welche ihrer außerordentlich reichen Farrenflora wegen berühmt ist.

Die Häuser der Stadt sind meist einstöckig und von leichter Bauart. Da es an Kalk fehlt, um Mörtel zu bereiten, Nutzhölzer dagegen im Ueberfluß vorhanden sind, so findet man vorzugsweise Holzhäuser mit steiler Bedachung. Die besseren Wohnungen sind von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben und mit einer geräumigen Veranda versehen, welche durch Bambusmatten abgeschlossen werden kann. Hier verbringt der Kolonist eine große Zeit des Abends im Kreise der Freunde und der Familie.

An der Peripherie der Stadt liegen die schattigen Villen der besser situirten Plantagenbesitzer und gegen die Rivière du Butor hin die ärmlichen Quartiere der Indier und Mulatten. Die Straßen sind schnurgerade und schneiden sich unter rechten Winkeln. Die öffentlichen Gebäude sind wenig bemerkenswerth. Das Palais des Gouverneurs ist nur bescheiden, die Kirchen sind in architektonischer Hinsicht unbedeutend, hübsch nimmt sich dagegen das Stadthaus (Hôtel de Ville) an der breiten Hauptstraße aus.

Eine rühmende Erwähnung verdient dagegen der geschmackvoll angelegte botanische Garten, ein wahres botanisches Paradies, das an Festtagen als Sammelplatz der weißen und farbigen Bevölkerung dient. Seine Aufgabe ist weniger eine rein wissenschaftliche, als vielmehr eine auf die praktischen Zwecke der Kolonie gerichtete. Er ist Acclimatisationsgarten. Damit verbunden ist ein naturhistorisches Museum, welches ein rühmliches Zeugniß für die geistige Rührigkeit in der Kolonie ablegt. Es ist in dem früheren Sitzungsgebäude des Kolonialrathes untergebracht und recht zweckmäßig eingerichtet. Einen besonderen wissenschaftlichen Werth erhält es dadurch, daß in demselben die eigenartige Fauna der Mascareninseln und der großen Insel Madagascar sehr vollständig vertreten ist. Es enthält Stücke von großem Werth, so die Reste des in historischer Zeit ausgestorbenen Dodo, ein tadelloses Ei des ebenfalls ausgestorbenen madagassischen Riesenstraußes (Aepyornis maximus), die in Europa immer noch seltene Pintsala (Cryptoprocta ferox) und eine vollständige Lemurensammlung.

In ethnographischer Hinsicht bietet die Hauptstadt wie die ganze Insel eine höchst bunte Musterkarte dar, und namentlich das Treiben auf dem Bazar oder in den volksreichen Vorstädten ist höchst originell. Die Bevölkerung wird von Kreolen gebildet, worunter man Alles versteht, was von freien Eltern abstammt, in der Kolonie geboren wurde und für Frankreich optirt hat. Es giebt daher neben französischen Kreolen auch indische, afrikanische und madagassische. Der Kreole im engeren Sinne, der französische Kreole, ist nicht ohne Originalität, hat einige recht gute Seiten, daneben aber auch große Schwächen. Er liebt die Geselligkeit, ist sehr gastfrei und im Verkehr sehr gewinnend. In gemüthlicher Hinsicht ist er nicht selten reich angelegt. Dagegen ist sein Horizont eng. Seine

Insel hält er für das vollkommenste Land der Welt, die dortigen Zustände für mustergültig. Auf den Europäer sieht er fast mitleidig herab. Diese Hast im Kampfe ums Dasein, dieser Ehrgeiz und Egoismus, welcher den Europäer in allen Formen quält, dieser Mangel an Gemüth wird von ihm belächelt und verurtheilt und er hat in vielen Punkten nicht ganz Unrecht. Ueber Kunst und Wissenschaft spricht er nicht selten ab, als ob diese nur auf der Insel Réunion zu Hause wären, und wird durch seine alberne Ueberschätzung nicht selten unbescheiden. Seine Bösmäuligkeit artet nicht selten in Klatschsucht aus. Obschon geistig begabt, hat der Kreole von europäischer Abkunft an Energie und Beweglichkeit bedeutend eingebüßt. Er ist etwas matt und schlaff geworden. Dieser Zug spricht sich schon in der Sprache aus.

Es wird zwar überall ein ziemlich reines Französisch gesprochen, das aber viele orientalische und madagassische Elemente aufgenommen hat und daneben für den Europäer unverständliche kreolische Wendungen enthält. Diejenigen Laute, welche physiologisch etwas verwickelt gebaut sind, wie r, werden einfach eliminirt und j und ch überall durch s ersetzt, was sich zuweilen etwas kindisch ausnimmt. So spricht der Kreole sambe anstatt chambre, seu statt jeu, swal statt cheval u. s. w. Einige Wortconstructionen sind geradezu bedenklich, wie Ça-même und Comme-ça-même, womit er seinen lebhaften Beifall ausdrückt, un morceau d'eau für etwas Wasser u. s. f. Ein unregelmäßiges Verbum regelmäßig zu conjugiren, verursacht ihm nicht das mindeste Bedenken.

Ein ausgesprochener Familiensinn ist eine lobenswerthe Seite des Kreolen und das Glück der Familie wird von ihm über Alles geschätzt, findet sich auch unzweifelhaft in mancher bescheidenen Wohnung. Auf den äußeren Schein legt der Kreole großen Werth; seiner Frau und seinen Kindern gestattet er einen weit getriebenen Luxus, auch wenn er zu Hause darben muß. Seine Lebensweise ist im Ganzen höchst einfach, Curry mit Reis erscheint täglich zweimal auf der Tafel, bildet aber auch ziemlich die Hauptnahrung. Als Zuspeise liebt er Gewürze, welche möglichst energisch auf die Geschmacksnerven einwirken, und ohne das aus Pfefferschoten zubereitete Rougail fühlt er sich unglücklich. Hat der Kreole Geld, so giebt er es meist für seinen Haushalt und Vergnügungen aus. An Ersparnisse denkt er nicht. Auf den Kaffee- und Zuckerpflanzungen ist es ihm zu lange gut gegangen, der Handel hat ihm Gewinn gebracht, so daß er sorglos den Gedanken an eine spätere Krisis vergaß. Daher hat in Réunion sowohl wie in Mauritius, wo ganz ähnliche Verhältnisse bestehen, der Verfall der tropischen Agrikultur und Industrie viele Familien schwer betroffen.

Ein hervorstechendes ethnographisches Element in Réunion bildet der Indier, welcher meistens von der Malabar-Küste stammt. Er ist sehr rührig, verdingt sich für einige Zeit auf die Pflanzungen, ist Bedienter oder Koch, wird häufig französischer Unterthan und nachdem er sich eine kleine Summe erspart hat, betreibt er Handel oder erwirbt sich ein kleineres Grundstück. Die Malabarbevölkerung ist auffallend dunkel, oft völlig schwarz. Der Wuchs ist durchschnittlich klein, der Kopf aber sehr ausdrucksvoll, bei den Frauen oft mit prachtvoller Modellirung. Letztere lieben Schmuck in auffallender Weise. Ohr, Nase, Finger und Zehen sind mit Zierrathen oft überreich bedeckt und an den Armen prangen massive Goldreifen von unverfälschtem Metall. Die vollen und glänzend schwarzen Haare pflegen sie zu einem dicken Chignon aufzudrehen, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes sitzt. Der Indier ist fleißig und sparsam, und ein großer Theil des Handels und des kleinen Grundbesitzes, sowie in den größeren Städten der Lebensmittelmarkt beinahe ausschließlich sind in seine Hände übergegangen.

Ein drittes Element bildet der Madagasse, welcher auf den Pflanzungen sich sehr brauchbar erweist und im Ganzen gern gesehen wird. Sein Geschick für Flechtarbeiten verwendet er zur Herstellung der aus Pandanus gearbeiteten Säcke, welche zum Verpacken der für den Export bestimmten Waaren dienen. Ferner sind die Volkselemente von der ostafrikanischen Küste reichlich vertreten. Der französische Kreole findet es nicht für nöthig, feinere ethnographische Unterschiede aufzustellen und nennt sie in Bausch und Bogen „Kaffern". Es finden sich darunter echte Kaffern, daneben auch Leute von Mozambique, von Zanzibar und von der Somaliküste. Viele dieser Schwarzen sind häßlich wie die Nacht, ihre Frauen oft wahre Vogelscheuchen, aber als tüchtige Arbeiter auf den Pflanzungen werden sie geschätzt.

Endlich hat das chinesische Element in den Vorstädten eine starke Zunahme erfahren. Der Chinese gehört zur Staffage des Straßenlebens. Er trägt einen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, eine braune oder blaue Blouse und weite Hose von derselben Farbe. Diplomatisch schreitet er durch die Straßen, um seine Einkäufe auf dem Markte zu machen. Er ist meist Butiker und verkauft Viktualien und Getränke. Wo der schlaue Chinese in so großer Zahl sich einnistet, da darf man annehmen, daß in der Kolonie nicht alles ist, wie es sein sollte.

Sehr wesentlich greift der Mischling, der Mulatte, in den Gang des Koloniallebens ein. Mit Rücksicht auf seinen physischen Charakter läßt sich kein allgemein verbindliches Bild von demselben entwerfen. Er zeigt alle Nüancen vom Dunkelbraun bis zum blendenden Weiß und variirt je nach der Menge von europäischem Blut; dann finden sich vielfach Beimengungen von madagassischem, indischem und selbst chinesischem Blute, so daß die Abstammung oft nur schwer bestimmbar wird. Vom Standpunkte der Vererbung aus sind diese Mulatten höchst interessant und liefern nebenbei den interessanten Beweis, daß die schlechten Eigenschaften sich viel leichter vererben als die guten. Viele Mulatten sind geistig wenig beweglich, andere wiederum äußerst begabt, aber dann über alle Maßen eitel und ehrgeizig. Die Mulattenmädchen werden durch ihre affenartige Sucht, die Europäerin nachzuahmen, geradezu zur Karrikatur, sind aber in ihren Sitten nicht selten äußerst locker. Die guten Kreolenfamilien vermeiden daher eine Berührung mit dem Mulattenelement; mag es auch wohlhabend oder gar reich geworden sein; so wird ein Kreole, der noch auf gesellschaftlichen Rang irgend etwas hält, niemals eine Mulattin heirathen, eine solche würde in der Familie nicht geduldet werden. Um so demonstrativer tragen die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldschmuck zur Schau, um so vornehmer stolziren sie durch die Gassen, um so koketter entfalten sie ihre Tournüre. Politisch gehört der Mulatte zur republikanischen Partei und in maßloser Selbstüberschätzung blickt er blasirt auf den Gang der Dinge in Europa herab, da seiner Meinung nach der einzig vernünftige Politikus sich nur im Mulatten der Insel Réunion vertreten findet.

Das geistige Leben in der Kolonie hat naturgemäß in St. Denis seinen Mittelpunkt. Die Verhältnisse sind besser, als man in einer so weit entfernten Kolonie erwarten sollte. Es giebt öffentliche und private Bildungsanstalten in großer Zahl. Das Lyceum in St. Denis wird von etwa 500 Zöglingen besucht und der Unterricht liegt nicht mehr in den Händen von Geistlichen, sondern es wirken an demselben weltliche Lehrkräfte, welche ihre Bildung in Europa genossen

haben. In der Stadt wie auf dem Lande, selbst in den entfernteren Gegenden ist überall für den Elementarunterricht gesorgt.

Die Litteratur ist nicht arm und, so viel mir bekannt, sind zwei oder drei Kreolen Mitglieder der französischen Akademie. Ich fand vielfach geistig wenig durchgebildete Kolonisten, aber auch Männer, welche sich durch solide Kenntnisse auszeichnen. Ein recht hübsches litterarisches Erzeugniß ist das von A. Roussin immer noch fortgesetzte Album de l'Ile de la Réunion; der kreolische Arzt Dr. August Vinson ist durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten in weiteren Kreisen bekannt geworden, neben ihm haben Andere werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Insel geliefert. Ein „Bulletin de la Société des Arts et des Sciences" wird von der kreolischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft herausgegeben. Ein im vorigen Jahre gegründetes Unternehmen ist die „Revue Bourbonaise", welche den Kolonisten die Fühlung mit den wichtigsten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft, den Fortschritten der Technik und Agrikultur vermitteln will. Die Tagespresse wird durch mehrere Journale vertreten, unter welchen der täglich erscheinende „Créole" wohl am meisten Einfluß besitzt.

Von St. Denis aus ist es nicht schwer, sich ein Bild der Insel zu verschaffen, da diese Stadt mit den hauptsächlichsten Küstenorten in reger Verbindung steht und seit 1882 ein fest geschlossener Eisenbahngürtel dem Küstensaume parallel läuft; auch nach dem Inneren kann man leicht gelangen, da dasselbe theilweise von Kreolen besiedelt ist. Die Gesammtform der Insel ist eine Ellipse, deren großer Durchmesser 71 Kilometer lang ist und in der Richtung von Süd-Ost nach Nord-West liegt. Der kleinere Durchmesser beträgt 50 Kilometer, die Küstenentwickelung etwas über 200 Kilometer.

In den beiden Brennpunkten der Ellipse liegen gewaltige Erhebungen; im Süden der 2625 m hohe Piton de Fournaise, im nördlichen Theil der Piton des Neiges, dessen kecker Gipfel bis zu 3069 m Höhe ansteigt und im Juli und August zuweilen mit Schnee bedeckt ist. Um den letzteren Berg gruppiren sich ungeheure Kessel, die Reste ausgebrannter Krater; der Piton de Fournaise brennt fort und läßt von Zeit zu Zeit Lavamassen austreten. Im Jahre 1861 und 1864 flossen die Lavaströme sogar bis zum Meere hinab und zerstörten die Gürtelstraße. Die Insel ist vollkommen vulkanischer Natur, sedimentäre Bildungen sind nirgends vorhanden. Die Uferzone ist selten steil abfallend, wie beim Kap Bernard, meist bildet sie einen ebenen Gürtel von wechselnder Breite und einer verschwenderischen Fruchtbarkeit. Derselbe steigt mäßig an, um dann rasch sich in bedeutende Höhen zu erheben. Die Abhänge sind oft schluchtartig eingefurcht, eine Wirkung des erodirenden Wassers. Die Flüsse sind zahlreich, der Boden gut bewässert, die Ufer voll von Geschiebe und mächtigen, gerundeten Basaltblöcken. In der Höhe liegen wiederum ansehnliche Ebenen, welche eine großartige Farrenvegetation aufweisen und mit schwindelnder Steilheit gegen die Krater abfallen.

Die vertikale Erhebung ist so bedeutend, daß verschiedene Vegetationszonen zum Ausdruck gelangen. Die dem Meere zunächst gelegene, meist gut bebaute Ebene kann als Kulturzone bezeichnet werden. Sie reicht an den Gehängen hinauf bis zu 300 m. In dieser Zone finden sich die meisten Ansiedelungen der Menschen, ebenso die ausgedehnten Anpflanzungen von Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Tabak, Maniok u. s. w. Viele Nutzpflanzen sind aus Indien oder aus anderen Tropengebieten hierher verpflanzt worden.

An den Wegen starren uns die dolchförmigen Blätter der Agaven entgegen oder Gruppen stacheliger Opuntien. Der Mangobaum (Mangifera indica) mit seinen dunkeln, gerundeten Kronen verleiht diesem Gürtel zum nicht geringen Theil das landschaftliche Gepräge; nicht minder charaktervoll treten die Jackbäume (Artocarpus integrifolia) auf, deren Kronen noch dichter und massiger sind. Der Stamm liefert das hellgelbe und sehr dauerhafte Jackholz, welches für Möbelarbeiten sehr gesucht ist. Die monströsen Früchte von Melonengestalt sitzen bald an den Aesten, bald unten am Stamme. Ihr süßlicher Aasgeruch ist mir stets widerlich vorgekommen. Junge Früchte lassen beim Anschneiden eine dickliche Milch austreten, welche einen ausgezeichneten Vogelleim liefert. Der nahe verwandte schlitzblätterige Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) wird in allen Gärten gepflanzt, ist im Habitus aber völlig verschieden und erinnert an den Melonenbaum (Carica papaya), dessen schmackhafte Früchte kurzgestielt sind und dem Stamme dicht aufsitzen. Die stolzen Kokospalmen ragen überall zwischen den Laubkronen hervor, an Wegen begegnet man den zierlichen Fächerpalmen (Latania borbonica). An den Gehängen und auch in der Nähe der Uferzone sind ausgedehnte Bestände von Kasuarinen vorhanden, welche aus der Ferne an unsere Lärchenbestände erinnern.

Auch der Vacoabaum (Pandanus utilis) mit seiner Schraubenkrone von dolchförmigen Blättern und seinen kopfgroßen, kugeligen Früchten bildet ein schönes landschaftliches Element.

In der Höhe treten die Aloes an den steileren Gehängen auf. Ihr Gelb-Grün macht sie schon aus weiter Entfernung erkennbar. Ihre 6 bis 7 m hohen und mit lockeren Blüthen oder Brutzwiebeln versehenen Blüthenschäfte werden vom Winde stets bewegt. Die Mulatten benutzen diese Stangen zum Aufbau ihrer Hütten. Die faserigen Blätter werden zu Stricken verarbeitet. Bei 600 m beginnen die Farren und Bärlappgewächse allgemeiner aufzutreten. Das in den Tropen so weit verbreitete Lycopodium cernuum bildet ausgedehnte Wiesen, die Mertensien, Polypoden und anderen Gattungen ein fast undurchdringliches Buschwerk. An den Bäumen schmarotzt Asplenium nidus mit meterlangen, unzertheilten Blättern. Es beginnen die ausgedehnten Waldungen mit zahlreichen und werthvollen Nutzhölzern. Eine baumartige Nachtschattengattung mit hellblauen Dolden (Solanum auriculatum) ist außerordentlich häufig. Besonders auffallend wird in der Höhe der von Bory de St. Vincent entdeckte Bergbambus (Nastus borbonicus), welcher zur Aesthetik der tropischen Landschaft außerordentlich viel beiträgt und Gruppen von graciösen Blättermassen bildet, welche an Schönheit mit den Beständen der Palmen wetteifern. An feuchten Orten wuchern die Begonien und werden beinahe mannshoch. Auf Réunion trifft man gerade in der Bergregion eine erstaunliche Fülle von Pflanzenarten, wie sie wohl von wenigen Punkten der Erde übertroffen wird. Es ist ein im Winde unaufhörlich wogendes wahres Meer von Grün, dem aber ein reicher Blumenschmuck fehlt. Dies ist eine Erscheinung, welche uns in den Tropen und besonders auf den oceanischen Inseln auffallen muß. Es hängt dies zum Theil mit der Armuth der Insektenwelt zusammen, da ja diese als Vermittlerin der Kreuzbefruchtung die Blumen erzeugt hat. Hier wehen Jahr aus, Jahr ein die Passatwinde und viele Pflanzen werden daher ausreichend durch die Winde befruchtet, bleiben sogenannte Windblüthler. Bei solchen pflegen aber die Blüthen sehr wenig auffallend zu sein.

Der ganze Zauber einer tropischen Inselnatur wird

aber erst im Inneren entfaltet, und da seit längerer Zeit großartige Kunststraßen angelegt sind und sich nach und nach menschliche Ansiedelungen dort erhoben, so ist ein Vordringen nach dem Inneren nicht mehr mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die großartigsten Landschaftsbilder entfalten sich in den drei ungeheuren Kesseln, welche sich um den gewaltigen Piton des Neiges gruppiren und nach denen schluchtartige Zugänge von der Küste aus führen. Es sind dies die Kessel von Salazie, von Cilaos und von Mafate. Diese Namen klingen fremdartig, es sind madagassische Bezeichnungen, denn sie dienten einst als unzugängliche Schlupfwinkel der entlaufenen Schwarzen der Insel Madagascar, der sogenannten nègres marrons. An Großartigkeit dürfte der Kessel von Cilaos obenan stehen; was Lieblichkeit der landschaftlichen Scenerien anbetrifft, darf das Bergland von Salazie wohl als unvergleichlich bezeichnet werden, und wenn der Kreole von demselben nur mit Entzücken spricht und Salazie als die kreolische Schweiz bezeichnet, so hat er meiner Ansicht nach ein vollkommen zutreffendes und nicht übertriebenes Bild gewählt. Die gewaltigen Gebirgswände, die keck ansteigenden Berge, die ungeheuer hohen Wasserfälle, welche gleich Silberfäden durch Waldungen von Farren und Palmen herunterstürzen, die lieblichen Kraterseen lassen sich in der That mit der Hochgebirgslandschaft des Engadin oder von Südtyrol vergleichen. Bei solchen natürlichen Reizen wird es begreiflich, daß sich in diesen Bergen ähnlich wie in unseren Alpen eine Fremdenindustrie entwickelte, da namentlich während der heißen Monate Januar und Februar die kühle Luft erfrischt. Diese Industrie könnte noch gesteigert werden, da die jetzigen Einrichtungen etwas primitiver Natur sind.

Aber Salazie und Cilaos sind nicht allein als Luftkurorte geeignet, sondern sie besitzen natronhaltige Thermen, deren Heilkräfte von großem Rufe sind. Die Regierung hat daher Militärhospitäler für kranke Officiere und Soldaten eingerichtet. Fieberkranke finden baldige Heilung in diesen reichlich fließenden Thermen.

Am besten bebaut und am meisten bewohnt ist der Kessel von Salazie, welcher von St. André aus leicht zugänglich ist und gegenwärtig mehrere Dörfer mit ungefähr 5000 Bewohnern beherbergt. Die Bevölkerung treibt vorwiegend Gemüsebau, Getreide und Kaffeekultur und etwas Viehzucht. Eine eigenartige Strohindustrie hat der Gegend eine gewisse Berühmtheit verschafft, indem die kreolischen Frauen aus den Stengeln des Chouchou (Sechium edule) ein blendend weißes Stroh gewinnen und dasselbe zu sehr geschmackvollen Phantasieartikeln verarbeiten.

Wenn die Pflanzenwelt von Réunion ein Bild echt tropischer Ueppigkeit gewährt, so ist die Thierwelt der Insel außerordentlich arm. Einheimische Säugethiere waren vielleicht, mit Ausnahme der Fledermäuse, gar nicht vorhanden. Die Vogelfauna war einst reich und originell, wie uns die älteren Berichte verschiedener holländischer und französischer Reisenden mittheilen; Réunion besaß einzelne große Formen, welche zum Theil geistig reducirt waren und ihr Flugvermögen eingebüßt hatten. Aber die Dronten, die blauen Wasserhühner, der Riesenvogel von Bourbon (Gallinula Gigantea) mußten dem Andringen des Menschen weichen und sind in historischer Zeit untergegangen. Von den Küsten sind die zahlreichen Lamantine längst verschwunden und einzelne Arten, welche sich noch bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, gehen dem langsamen Aussterben entgegen. Dafür sind aus anderen Regionen der Erde Thiere hier eingeführt worden und haben sich vollständig acclimatisirt. Die Indier haben von den Malabarküsten Hasen (Lepus nigricollis) eingeführt, welche sich ziemlich stark vermehrt haben. Unser Sperling, im Jahre 1848 durch Zufall in die Stadt St. Denis importirt, hat sich massenhaft über die ganze Insel verbreitet und ist ebenso dreist wie in Europa, neigt aber auffallend stark zum Albinismus hin. Die Philippenstaare (Acridotheres tristis) sind von Poivre im Jahre 1755 eingeführt worden, um die Heuschreckenschwärme zu vernichten, und bilden heute die Lieblinge der Bourbonesen. Von niederen Thieren werden die gewaltigen Spinnen (Epeira nigra und Epeira opuntiae) ganz besonders auffällig, da sie in allen Gärten ihre aus gelben Fäden bestehenden umfangreichen Netze anlegen. Der Viehstand der Insel ist unbedeutend, daher wird der Mangel an Fleischkost für den Europäer im Anfang etwas empfindlich. Das Zeburind ist nur vereinzelt anzutreffen. Es wird der Bedarf an lebendem Fleisch von Madagascar bezogen, welches einen außerordentlich reichen Viehstand besitzt.

Die Kolonie Réunion besteht seit mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten, ihre Geschicke wechselten und sie hatte auch ihre Kinderkrankheiten durchzumachen. St. Paul an der Westküste ist die älteste Niederlassung, aber schon 1667 erstand das Quartier von St. Suzanne und 1669 dasjenige von St. Denis. Rührige Gouverneure, wie Mahé de la Bourdonnais und Andere, verstanden die Kolonie einem erfreulichen Aufblühen entgegenzuführen, und heute ist die Bevölkerung auf etwa 170000 Seelen angewachsen.

Das Land eignet sich für alle tropischen Kulturen und die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Kaffee, Vanille, Zucker und Rum. Letzterer geht fast ausschließlich nach der Ostküste von Madagascar, wo er unter den Eingeborenen starke Verwüstungen angerichtet hat. In den vierziger und fünfziger Jahren gewann der Kreole reichlichen Ertrag aus seinen Kaffee- und Zuckerpflanzungen, das Geld floß in Fülle nach der kleinen, aber blühenden Kolonie. Der sorglose Bourbonese glaubte, dies werde immer so bleiben und vergaß häufig genug, sich durch Ersparnisse auf eine eintretende Krisis vorzubereiten. Allein heute ist die Lage der Insel eine höchst gedrückte, es geht ihr wie so vielen Kolonien mit Zuckerplantagenbetrieb — die Runkelrübe der norddeutschen Ebene hat diesem fernen Eilande beinahe den Todesstoß versetzt. Der Kolonialzucker vermag die Konkurrenz des deutschen Rübenzuckers nicht mehr auszuhalten, die Pflanzungen haben sich vermindert und sind verschuldet. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten. Die Engländer, welche in kolonialen Fragen ihren Nachbaren immer in neidischer Weise Verlegenheiten zu schaffen wissen, haben im Interesse von Mauritius die Einwanderung der indischen Arbeiter erschwert; dann hat die Borerraupe, welche die Zuckerrohrstengel ruinirt, namentlich in der Gegend von St. Suzanne vielen Schaden gestiftet. Immerhin werden per Jahr etwa 25 Millionen Kilogramm Zucker und 1000 Hektoliter Rum exportirt. Die Kaffeestaude liefert ein vortreffliches Produkt, aber der Kaffeepilz (Hemileja vastatrix) hat in neuerer Zeit viele Zerstörungen angerichtet. Am einträglichsten gestaltet sich immer noch die Vanillekultur, wenn sie auch viele Sorgfalt erfordert. Die Lage der Kolonie ist jedoch derart, daß sie nach neuen Kulturen greifen muß und eine Zunahme der Bevölkerung nicht verträgt.

Die Kreditverhältnisse der Kreolen lassen sehr zu wünschen übrig und der Mangel an gemünztem Gelde ist jedenfalls keine gesunde Erscheinung. Die Kolonie ist mit Papiergeld überschwemmt und man giebt Banknoten bis zu 50 Centimes herab aus, als Zahlungsmittel nimmt man sie aber schon in Mauritius nicht mehr an. Um den größten Uebelständen etwas abzuhelfen, hat das Mutter-

land namhafte Opfer gebracht, in neuester Zeit eine Eisenbahn gebaut, um die größeren Ortschaften zu verbinden und einen großartigen Hafen herstellen lassen, um den Schiffsverkehr zu heben. Aber das sind nur Palliativmittel. Entweder lassen sich neue und lohnende Kulturen auffinden oder die Bevölkerung muß theilweise nach dem benachbarten Madagascar abströmen, wo größere Kolonialunternehmungen nur noch eine Frage der Zeit sind.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wir machen heute auf einige Führer für deutsche Badeorte aufmerksam, denen vielleicht manche Leser ihre Beachtung schenken, nämlich erstens auf die vierte Auflage des Fils'schen „Bad Ilmenau und seine Umgegend" (Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung), welche sich, abgesehen von ihrem praktischen Theile, durch eine interessante Einleitung über alle möglichen Verhältnisse Ilmenaus auszeichnet, über die Geschichte des Ortes, namentlich auch den früher dort betriebenen Bergbau, sein Klima, das vorzüglich reine Wasser, die trefflichen Gesundheitsverhältnisse, das gänzliche Fehlen endemischer Krankheiten, die Waldwirthschaft, die überraschend mannigfaltige Industrie, die emsig betriebene Fischzucht ꝛc. Hier und in den statistischen und anderen Tabellen findet auch der Geograph vieles Brauchbare. — Mehr praktischer Natur ist „Bad Cudowa" (Nr. 121 bis 122 der „Europäischen Wanderbilder"); an ihm seien die schönen Illustrationen, die Darstellung der Eigenschaften und Wirkungen des Cudower Brunnens und die Zusammenstellung der Litteratur hervorgehoben.

— Dr. Alexander Ecker, der berühmte Anthropologe und Professor der Anatomie in Freiburg i. Br., geboren 10. Juli 1816 ebenda, starb daselbst am 20. Mai 1887. Er docirte in Freiburg, Heidelberg, Basel und seit 1850 wiederum in Freiburg. Seit 1866 hat er in Gemeinschaft mit L. Lindenschmit und später mit diesem und J. Ranke das „Archiv für Anthropologie" herausgegeben. Für den „Globus" schrieb der Verstorbene im Jahre 1878 „Ueber abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen" (Bd. 33, S. 177 und 221) und „Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domesticirten Pferd" (Bd. 34, S. 8, 23 und 39).

— Am 31. Mai 1887 hat in München der berühmte Reisende und Naturforscher Moritz Wagner seinen schweren Leiden durch Erschießen ein Ende bereitet. Geboren 3. Oktober 1813 zu Baireuth, wurde er Kaufmann, studirte dann aber in Erlangen, später in Paris Zoologie, bereiste 1836 bis 1838 Algerien, seit 1844 Vorderasien (Kaukasus, Armenien, Persien, Kurdistan), dann Nordamerika, 1857 bis 1859 Centralamerika. Ueber diese ausgedehnten Wanderungen hat er eine Reihe von 14 Bänden veröffentlicht (namentlich „Reisen in der Regentschaft Algier" 1840; „Der Kaukasus und das Land der Kosaken" 1848; „Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien" 1848; „Reise nach Kolchis und den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus" 1850; Reise nach Persien und dem Lande der Kurden" 1852 bis 1853; „Reisen in Nordamerika" 1854; „Die Republik Costarica" 1856 und „Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika" 1870). Seit 1860 Honorarprofessor in München und Direktor des ethnographischen Museums pflegte er vorzüglich die Biologie und den Darwinismus, den er zu modificiren suchte. Nach ihm ist es nicht die Auslese im „Kampfe ums Dasein", durch welche die Artbildung wesentlich gefördert wird, sondern er meint, daß als Wesentlichstes dabei der Umstand mitwirkt, daß einzelne Individuen lange Zeit hindurch von ihren Artgenossen getrennt in anderen Gegenden leben.

— Dr. C. Abbo giebt [Revue d'Anthropologie (3) II, p. 257] die Resultate der in Norwegen südlich von Throndhjem vorgenommenen Schädelmessungen. Gemessen wurden 5000 bis 6000 Personen. Scharfe Grenzen der verschiedenen Gruppen finden sich nur, wo ausgedehnte Wälder und schwierige Paßübergänge die Distrikte trennen; die Hochebenen haben sich fast nirgends als Hinderniß der Vermischung erwiesen. Die Dolichocephalen sind meistens auch blond und hochgewachsen; sie zeigen sich auch geistig hervorragend und sind in politischer Hinsicht aristokratisch und konservativ; sie berühren auffallender Weise die Küste nur an einer einzigen kurzen Stelle bei Krageroe am Skiensfjord. Ihr Gebiet bildet zerstreute Inseln, die von Mesocephalen umgeben werden. Nur im Süden und Westen mischen sich auch Brachycephalen zu; außer im Küstengebiete von Kristiansund bis Haugesund finden wir sie noch einmal nördlich vom Sogne-Fjord bis zum Nord-Fjord und in einer isolirten Insel am Innenende des Sogne-Fjord; von hier aus haben sie sich nördlich der Küste entlang bis nach Throndhjem verbreitet. Auch die Brachycephalen sind der größeren Anzahl nach blond, doch dunkler als die Dolichocephalen und Mesocephalen. Die Hauptmasse des norwegischen Volkes wird von den letzteren gebildet.

Asien.

— Der bekannte finische Archäolog Aspelin veröffentlicht im „Insi-Suometer" einen Aufsatz über die vorgeschichtlichen Inschriften im Gebiet von Minussinsk. Auf Grund eingehender Studien kommt er zu sehr interessanten Ergebnissen. Er glaubt behaupten zu können, daß jene Inschriften der finisch-ugrischen Sprache oder einem Vorläufer derselben angehören und in die Zeit von 2000 vor Chr. zu setzen sind. Aspelin fordert die finisch-archäologische Gesellschaft auf, rasch eine besondere Expedition nach Minussinsk zu senden, um jene Inschriften zu studiren, zu kopiren und herauszugeben. (Oestl. Rundsch. 1887, Nr. 1314.)

— Der Zeitung „Sibir" wird aus der Staniza Kaidalowa telegraphisch gemeldet: An der kleinen Tura an der Mündung der Solongowa, nicht weit von Turino-Poworotnaja sind reichliche Goldlager entdeckt worden. Die Bewohner der benachbarten Dörfer lassen ihre häuslichen Arbeiten im Stich, und eilen in das neue Kalifornien; eine Anzahl Spekulanten, welche die Goldfelder ausbeuten wollen, ist gleichfalls hingegangen. Das Goldfieber hat Alle ergriffen. Es müssen in Bälde Mittel dagegen ergriffen werden, um ähnliche Vorgänge wie an der Sheltuga zu verhindern.

— Die „Sibirische Zeitung" hört, daß zur Fortsetzung der Arbeiten am Ob-Jenissei-Kanal im laufenden Jahre 1887 250 000 Rubel (500 000 Mark) angewiesen worden sind. In Folge dessen hat man am 28. März begonnen, in Tomsk Arbeiter zu miethen; 150 sind nach der Baustelle befördert worden, woselbst bereits 200 beschäftigt sind.

— Der Generalgouverneur von Ost-Sibirien, Graf Ignatjew, rüstet eine Expedition aus, um einige Gegenden der Mongolei, welche an Sibirien grenzen, untersuchen zu lassen. Es sollen topographische Aufnahmen stattfinden im Bereiche des Sajan-Gebirges, der Seen Kosso-

gol und am Oberlaufe des Jenissei. Die Expedition, welche Anfang Mai Irkutsk verlassen und fünf Monate unterwegs sein soll, besteht aus dem Generalstabsobersten Boby, einem Astronomen und einigen Topographen; ferner soll ein junger Geolog Makerow daran Theil nehmen, dessen Aufgabe es sein wird, die Gletscher des Sajan-Gebirges bei Munku-Sardyk zu erforschen und die Lagerstätten von Graphit und Nephrit zu untersuchen.

(Oestliche Rundschau 1887, Nr. 17.)

Afrika.

— Dr. Hamy führt augenblicklich in Gesellschaft von Errington de la Croix eine wissenschaftliche Reise im südlichen Tunesien aus, während welcher er die Uled-Zenati, die Beni-Zelten und andere Gebirgsstämme von mehr oder weniger reiner Berberrasse besucht hat. Aber keiner dieser Stämme kommt an Interesse den Matmatas gleich, Troglodyten, welche in einer Anzahl von mehreren Tausenden Räume bewohnen, die sie im Thon aushöhlen, und dort ein wunderbar alterthümliches Leben führen. Die Reisenden haben über sie reichliche Notizen gesammelt, Photographien und Pläne aufgenommen 2c. und verheißen der wissenschaftlichen Welt etwas ganz Neues und höchst Merkwürdiges in ihrer zu veröffentlichenden Arbeit.

— Dr. Collignon giebt [„Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris“ (3) IX, p. 620] die vorläufigen Resultate von etwa 1300 anthropologischen Messungen in Tunesien. Unter den Arabern unterscheidet er neben dem echten Typus einen gröberen, welchen er mit den auf den assyrischen Monumenten dargestellten Stämmen in Beziehung bringt, und einen mongoloiden mit straffem Haar, dreieckigen Augen und platter Nase. Die Berber zeigen außer den hier und da einzeln auftretenden Blonden vier gut verschiedene Typen, drei dolichocephale, darunter ein kleinerer mit kurzem, breitem Gesicht, der ganz mit den neolithischen Schädeln von Sordes und l'Homme-Mort stimmt und hauptsächlich im Gebiete der megalithischen Monumente vorkommt, und einen brachycephalen, dem besonders die Dscherâbis auf der Insel Dscherba angehören, der aber auch im Norden um Biserta u. s. w. vertreten ist. Die Rassen sind natürlich vielfach gemischt; wo sich Berber und Araber mischen, überwiegt fast immer das berberische Element. Letzteres bestätigen auch viele andere französische Forscher, und besonders Topinard nimmt an, daß selbst für rein arabisch geltende Beduinenstämme, wie die Uled Sidi Scheikh, kaum über 10 Proc. Männer mit arabischem Typus aufweisen.

— In London hat sich ein Verein gebildet zu dem Zwecke, die Verbindung mit Chartum wieder zu eröffnen. Gleichzeitig beabsichtigen zwei englische Afrikareisende, Montagu Kerr und John F. Keane, die gefahrvolle Reise nach Chartum, jeder besonders für sich, auf eigene Kosten zu unternehmen.

— Am 15. Mai ist die Handelsexpedition der Deutsch-Westafrikanischen Compagnie unter Führung des Freiherrn von Steinäcker von Walfischbai nach dem Kaoko-Felde aufgebrochen; ihr Zweck ist, im Owambo-Lande eine feste Handelsstation zu errichten und das Gebiet zwischen Cunene und Zambesi zu erforschen. Anfang Oktober wird eine Abtheilung mit drei Ochsenwagen nach Walfischbai zurückkehren, während die andere im Owambo-Lande zurückbleibt. Im Juli wird sodann eine zweite Expedition von Hamburg abgehen, um an dem in den Ngami-See mündenden Okawango (Cubango) eine zweite Station zu errichten.

— Im Jahre 1884 begab sich Dr. J. Chavanne im Auftrage der „Association Internationale du Congo“ zum Zwecke topographischer Aufnahmen nach dem unteren Congo. Viel Freude und Erfolg haben ihm diese, mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpften Arbeiten nicht eingebracht; denn er fand von Brüssel aus, wo man wissenschaftlichen Arbeiten keineswegs günstig gesinnt war, nur sehr geringe oder gar keine Unterstützung, so daß er nach einem Jahre in den Dienst eines Antwerpener Hauses trat, um Plantagen anzulegen und das Land nach Mineralien zu durchsuchen. Als Frucht dieses Aufenthalts in Westafrika veröffentlichte er kürzlich „Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885“ (Jena, H. Costenoble, 1887), einen starken, mit 25 Bildern und zwei Karten geschmückten Band, welcher bei aller Breite der Behandlung von persönlichen Erlebnissen doch auch darin stets den wissenschaftlichen Ernst und die wissenschaftliche Grundlage erkennen läßt. Die drei letzten Kapitel des Buches sind dagegen ausschließlich wissenschaftlich; sie behandeln die „Geophysik des Landes am unteren Congo“, die „Eingeborenen“ und die „Handelsverhältnisse im Congo-Staate“ und sind ein sehr werthvoller erster Beitrag zu der gründlichen Durchforschung des Landes, welche Chavanne mit Recht als das erste Erforderniß zur geplanten Civilisirung betrachtet. Seine Darstellung erweckt volles Vertrauen; man glaubt es ihm, auch wenn keine anderen Stimmen sich erhoben hätten, wenn er (S. 502) das Land am unteren Congo ein ausgesprochenes Lateritgebiet nennt, wenn er S. 420 bestreitet, daß der Congo-Staat ein zweites Indien sei, den angeblichen Elfenbeinreichthum für Fabel erklärt. Bis jetzt ist nur etwa ein Zehntel des Staats dem Handel der Westküste erschlossen, die übrigen neun Zehntel gravitiren einstweilen anderswo hin, und die Grundlage des Handels ist nicht Elfenbein oder Metalle, sondern lediglich die Oelpalme (S. 431). Ja, Chavanne glaubt (S. 446), daß der Handel an der Westküste seinen Höhepunkt bereits erreicht, wenn nicht schon überschritten hat, und betrachtet das Vorschieben von Faktoreien nach dem Inneren, wie es jetzt stattfindet, als ein Zeichen dafür. Kommt die Eisenbahn nach dem Stanley-Pool zu Stande, so wird sie das wichtigste Agens in der commerciellen Erschließung Inner-Afrikas werden. Wir empfehlen namentlich dieses 11. Kapitel, das auf reichem Quellenmaterial beruht und mit großem Verständnisse geschrieben ist, Jedem, der sich für die afrikanischen Probleme interessirt, recht nachdrücklich. — Es fehlt auch dem Buche an aufregenden und anziehenden Schilderungen aus dem Menschen- und Thierleben nicht; wir nennen z. B. die Flußpferd- und Krokodilsjagden (S. 148 und 169); die aus Brasilien eingeschleppte Pest der Sandflöhe (S. 190); die praktische Einrichtung der rasch auf- und abzuschlagenden Negerhütten (S. 118), die Mißgriffe, ja Brutalitäten, welche sich der als Entdecker von Chavanne hoch anerkannte Stanley hat zu Schulden kommen lassen (S. 107, 238, 242); den flotten und einträglichen Sklavenhandel, welchen die portugiesische Regierung trotz alles Ableugnens betreibt (S. 68); die unnützen Grausamkeiten, welche auf den Stationen gegen die Arbeiter und die Eingeborenen verübt worden sind (S. 141 und 245), deren Schuld jedoch die Leitung in Brüssel nicht trifft. Beachtenswerth ist namentlich, was S. 123 und 135 über die Verträge der Association mit den Eingeborenen gesagt wird. Als die Häuptlinge der Umgebung von M'boma über die wahre Bedeutung der Verträge, durch welche sie in ihrem eigenen Namen, sowie in demjenigen ihrer Thronerben und Nachkommen ihre Hoheitsrechte an die Association abgetreten hatten, aufgeklärt wurden, protestirten sie heftig dagegen und erklärten einstimmig, daß sie von dem Dolmetscher der Association getäuscht worden seien, daß sie nie in solche Abtretung gewilligt hätten und willigen könnten, da eine solche durch ihre Landesgesetze verboten sei; die empfangenen Tauschwaaren hatte man ihnen als Geschenke übergeben, um sie zur Aufstellung neuer Gesetze zu bewegen, und deren Annahme war durch die Drohung erzwungen worden, anderenfalls ihre Dörfer zerstören zu lassen! So werden Kolonien gegründet. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, so daß es zu bedauern ist, daß bei der letzten Revision so manche

schlechte Wendungen, falsche Interpunktionen und Druckfehler stehen geblieben sind.

Australien.

— Den Messrs. Chaffey Brothers aus Toronto in Canada, welche in der Berieselung wüster Gegenden glänzende Erfolge erzielt haben, ist von der Regierung der Kolonie Südaustralien ein Areal von 250 000 Acres oder $18^1/_2$ deutschen Quadratmeilen als freies Eigenthum überwiesen worden. Dasselbe besteht aus einer an den Murray-Fluß stoßenden und mit Mulga Scrub (Acacia aneura) bestandenen sterilen Wüste, in welcher sich nur Kaninchen und wilde Hunde aufhalten. Messrs. Chaffey verpflichten sich, das Areal vom Gestrüpp zu säubern, zu planiren und durch Berieselung in fruchtbares Land umzuwandeln und müssen darauf im Verlaufe von 20 Jahren mindestens 300 000 Pfd. St. verwenden. Sie werden, um ihre Auslagen zu decken und weiteren Nutzen zu ziehen, das kulturfähig gemachte Land in kleinen, 32 bis 64 ha im Umfange haltenden Grundstücken verkaufen. Die Arbeiten sollen ohne Verzug in Angriff genommen werden. Ein ähnlicher Vertrag wurde am 2. März 1887 auch von Seiten der Regierung der Kolonie Victoria mit den Messrs. Chaffey abgeschlossen. Das von ihnen durch Berieselung kulturfähig zu machende Land zieht sich elf Miles oder 18 km östlich von der Mündung des Darling in den Murray (in 34° 5' südl. Br. und 141° 56' östl. v. Gr.) an letzterem Flusse hin und besteht aus dem werthlosesten Scrub- und Sandhügelland, bekannt unter dem Namen „Mildura-Run".

Inseln des Stillen Oceans.

— Frankreich hat kürzlich die aus 12 kleinen Inseln bestehende Gruppe Uea, welche unter 13° 24' südl. Br. nördlich des Tonga-Archipels liegt, unter seinen Schutz gestellt, nachdem es schon 1842 mit derselben einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte. Die Inseln wurden 1767 von Wallis entdeckt, dessen Namen sie auch mitunter tragen, sind meist hoch, bergig und vulkanischen Ursprungs, deshalb auch sehr fruchtbar und werden von etwa 3500 katholischen Polynesiern, die in Sitten und Sprache den Tonganern sehr nahe stehen, bewohnt. Früher zum Staate Tonga gehörig, stehen sie jetzt unter einem eigenen Könige; sie produciren hauptsächlich Kokosöl.

— Ein Drittel der Schiffahrt von San Francisco dient nach Dr. Arning (Verh. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1887, S. 195) dem Handelsverkehr mit Hawaii, von wo jährlich über 40 Millionen Mark Werth hawaiischer Produkte, darunter allein 150 000 Tons Zucker nach San Francisco gelangen, und von wo andererseits jährlich für 16 Millionen Mark amerikanischer Produkte nach jenem Inselreiche verschifft werden. Man hört in San Francisco Hawaii oft erwähnen, meistens einfach als die „Inseln", wie umgekehrt auf Hawaii von San Francisco als „der Küste" gesprochen wird. Viele wohlhabende Familien San Franciscos haben den Inseln Besuche abgestattet, und manche verwandtschaftliche Beziehungen sind zwischen den Bewohnern Californiens und Hawaiis geknüpft worden.

Nordamerika.

Der Muir-Gletscher in Alaska, welcher in die Glacier Bay unter 58° 50' nördl. Br. mündet, rückt nach den Messungen von Wright im August durchschnittlich um 40 Fuß täglich vor und dringt mit einer Fronthöhe von 250 Fuß und in einer Breite von einer Mile 516 Fuß tief ins Meer ein. Die täglich abbrechenden Eismassen betragen ungefähr 140 Millionen Kubikfuß. Das Amphitheater, in dem er seine Eismassen aus neun selbständigen Gletschern sammelt, schwankt in seinem Durchmesser zwischen 30 und 40 Miles. Von den Gletschern, welche den Mount Elias umgeben, schätzt Seton Karr die Oberfläche des Agassiz- und des Guyot-Gletschers auf mindestens 1800 Quadratmiles; der an der Südwestseite des Berges gelegene Tyndall-Gletscher ist noch größer. Der Jones River scheint nur diesen Gletschern seinen Ursprung zu verdanken, wenigstens konnte Karr, der circa 1000' höher gelangte als Schwatka, keine Senkung in der Gebirgskette erkennen, aus welcher er hätte kommen können. Karr's Positionsbestimmungen ergaben übrigens, daß der Eliasberg nicht auf 141° liegt, sondern westlich davon, also ganz auf kanadischem Gebiet. Die Vereinigten Staaten haben somit ihren Anspruch auf die Ehre, den höchsten Berg nördlich von Mexiko zu besitzen, aufzugeben.

— Gegen die Echtheit des Menschenschädels, welcher im vorigen Jahre bei Worcester in Massachusetts mit Mammuthknochen zusammen gefunden wurde, haben sich schwere Bedenken erhoben, welche nach an Ort und Stelle angestellten Nachforschungen wahrscheinlich begründet sind. Die Fälschung ist übrigens mit großem Geschick ins Werk gesetzt gewesen.

— Lieutenant Danenhower von der Marine der Vereinigten Staaten, einer der Theilnehmer an der berühmten Polarexpedition der „Jeanette", hat am 20. April in einem Anfalle von Geistesstörung in der „Naval Academy" zu Annapolis Selbstmord begangen.

— Dr. Hamy glaubt nach einer dem „Anthropological Institute of Great Britain" gemachten Mittheilung einen neuen Beweis für die Herkunft der centralamerikanischen Kultur aus Ostasien gefunden zu haben. Er hält nämlich einen skulpirten Stein, eine Halbkugel, umgeben von einem geperlten Reifen mit einer runden Vertiefung auf der Höhe, von welcher zwei einander entgegengesetzte Bogenlinien zum Rande laufen, für eine Nachbildung des als Tai-Ki bekannten heiligen Zeichens der Chinesen, des Symbols des Anfangs aller Dinge. Nach Hamy ist dieses Zeichen erst unter der Dynastie Song oder Sung im zwölften Jahrhundert in China allgemeiner eingeführt worden; wenn das Monument in Copan wirklich ein Tai-Ki ist, was anwesende Kenner der chinesischen und amerikanischen Alterthümer freilich entschieden bestritten, könnte die Verbindung zwischen China und der Westküste von Centralamerika nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert stattgefunden haben.

Berichtigungen.

S. 60, Spalte 1, Z. 8 von oben lies „Na té našé s Hané". S. 60, Spalte 2, Z. 10 von oben lies „INKŽ" (statt INRŽ). S. 60, Spalte 2, Z. 28 von oben lies „med a mliko" (statt meda mliko). S. 61, Spalte 2, Z. 9 von oben lies „šroub" (statt sroub). S. 61, Spalte 2, Z. 11 von oben lies „pekař" (statt pecař).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03591 1919

